

ZEITSCHRIFT
FÜR
GEOPOLITIK

65/686

ZEITSCHRIFT FÜR

GEOPOLITIK

HERAUSGEGEBEN VON
PROFESSOR DR. K. H. PFEFFER

XXIV. JAHRGANG
1953



C. W. LESKE VERLAG DARMSTADT

VERFASSER-VERZEICHNIS

Martin Abel: Berber und Araber	609	B. E. M. Dinjeart: Die Luftmacht als drittes Element	124
Alsaticus: Oradour und das Elsaß	328	Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Ludwig Alwens: Grenzland des Kal- ten Krieges: Oberfranken	322	Wahrhold Drascher: Überseestudien	61
Ernest Bauer: Europas Flüchtlinge	200	— Zum Gedächtnis an Hans Merensky	128
— Der Skutari-See	420	J. K. Dunlop: Offiziersauslese — das britische Beispiel	590
H. Benirschke: Bauer und Sozialismus in China	546	Albrecht Düren: Der Weltgetreide- markt in westdeutscher Sicht	651
Franz Bernhard: Ordnungsinsel Thai- land	114	Egon Freiherr von Eickstedt: Der Motor der ostasiatischen Völ- kerdynamik	69
Fritz Bleiber: Zum Streit um Al-Bahrein	56	— Der Zusammenschluß der Völker Chinas	530
— Afghanistan und Paschtunistan	88	Ein Europäer in den USA: Europäer in Übersee — Nordamerika	568
Erik Boettcher: Geht es wirklich noch um Malthus?	699	Karl Epting: Otto Abetz	256
Karl-Heinz Bolay: Die deutsche Kolo- nie in Finnland	230	— Nationen mit Sendungsbewußtsein: Frankreich	429
— Lappland — Land der Zukunft	267	Irmgard Ehrhorn: Der Zweck heiligt nicht die Mittel	118
Maurice Boucher: Nationen mit Sen- dungsbewußtsein: Frankreich	428	— Ist Geopolitik „Neo-Nazismus“?	438
Margret Boveri: Amerika — dyna- misch und statisch	337	Ingeborg Esenwein-Rothe: Heimatver- triebene in Österreich	307
Jan Breedveldt: Die Niederlande und der „Grüne Plan“	574	Rütger Essén: Schwedens Neutralität	16
Bruno Brehm: Österreich	26	H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
— Wenzelsplatz und Graben in Prag	219	Kurt Fiebich: Geht es wirklich noch um Malthus?	697
— Slawen und Germanen	365	Hans Fleig: Die geopolitische Erb- schaft der Sieger	129
Helmut Bruehl: Die Sorgen des bra- silianischen Finanzministers	238	Wolfgang Foerster: Scharnhorsts Vermächtnis	51
Gunnar Buxell: Die Völker der Sowjetunion	502	Johann Ulrich Folkers: Zum Auswan- dern muß man fähig sein	505
Josée de Chambrun: Die Tochter Pierre Lavals an André François- Poncet	349	Wolfgang Franke: Wandlungen der chinesischen Familie	79
Edmondo Cione: Das größere Vater- land	353	Richard Frankenberg: Schwedens Fenster zum Atlantik	231
Hans Clarow: Der letzte Oberbefehls- haber deutscher Arktistruppen	565	Günther Franz: Das Bonner Grund- gesetz	52
Max Walter Clauss: Lissabon — Stra- ßenkreuz der Luft	12	— Das Elsaß	116
Thilo Dähne: Lebensraum durch Aus- wanderung?	346	— Friedrich der Große in britischer Sicht	343
R. Dehmel: Die Demarkationslinie in Ostpreußen	634	Alfred M. Franzke: Lebensraum durch Auswanderung	183
Kirpa Ram Dhawan: Die Sikhs	225	G. Fürbringer: Die Seemächte	337
— Indien zum Kinsey-Bericht	682	Rolf Gardiner: Njassaland	605
Ernst Diedrich: Grenzaufhebung oder Grenzverschiebung?	417	Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	564
		— Ortsnamen am Südpol	639

E. O. Genzsch: Die Westmächte und der Israel-Vertrag	572	Eberhard W. Hübschmann: Transarktischer Luftverkehr	106
Heinz-Joachim Graf: Die Krimtürken	120	F. M. Huebner: Niederländer — Nachbarn und Schicksalsgenossen	295
— Lettland unter Fremdherrschaft	182	Vincenz Hundhausen: Versehen, Irrtümer und Mangel an Objektivität	573
— Zur Geschichte der Krimtataren	436	Robert Jungk: Der Mensch und die Zukunft	641
— Stalins Geschpieler — Zum Tode Noah Jordanias	640	Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage	291
Franz Grosse: Hendrik de Man zum Gedächtnis	510	Gotthard Jäschke: Die Teilung Deutschlands	254
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244	Joachim Klinke: Die Atlantische Handfeuerwaffe	255
Wilhelm Hader: Die Bedeutung der Flugzeugträger	123	Helmut Klocke: Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion	387
Hadsch Mahmoud Abdul-Samad: Dschiddah wird modern	100	Heinz Kloß: Lebensraum durch Auswanderung?	347
Gösta Häggqvist: Svensk-Tyska-Föreningen	188	— Das Recht der nichtabendländischen Völker auf nationale Eigenständigkeit	513
P. Härtig: Ausbau der Wasserkräfte Frankreichs	618	Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662
Hans Hartl: Die Nationalitätenpolitik des Kreml in Rumänien	381	Gisela Köhler: Man darf ruhig davon sprechen	183
Ruth Haslinger: Die ostdeutschen Häfen und Lloyd's	348	— Flucht nach Westen	215
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261	Alfredo A. Kölliker Frers: Großraum in Südamerika	172
Baymizza Hayit: Turkestan in der Sowjetunion	141	— Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
Hellmuth Hecker: Nehru	53	F. Konz: Zur Lebensfrage Südafrikas	59
Helveticus: Schweizerische Politik	21	Martin Kornrumpf: Bundesrepublik Deutschland — Asyl Europas	617
— Die Schweiz und die Montan-Union	301	Johanna Kraner: Die Sowjetunion und ihre Völker	251
Werner-Otto von Hentig: Rudolf Nadolny	703	Werner G. Krug: Bericht über die Eskimos	562
Ralph von Heygendorff: Freiwillige aus den Völkern Osteuropas	208	Arthur Kühn: Landnot — das Agrarproblem Fidschis	549
Egon Heymann: Eine schwedische Industriestadt — Katrineholm	582	Ulrich Küntzel: Die Arbeiten des verstorbenen Dr. Schlewski, eines Wegbereiters der bäuerlichen Modernisierung	575
Walter Hildebrandt: Die Völker Jugoslawiens	127	— Europa — freier Zusammenschluß oder Rheinbund?	577
— Geopolitik — das ideologische Werkzeug der amerikanischen Imperialisten	439	Owen Lattimore: Rote Mongolen in der Chinesischen Volksrepublik	537
— Versehen, Irrtümer und Mangel an Objektivität	573	Heinrich Lau: Soldat bis zum letzten Tage	689
Rolf Hinder: Zum 70. Geburtstag von Karl Jaspers	191	Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
— Wahre anstatt „legitime“ Geopolitik	440	— Bistumsgrenzen in Ostdeutschland	635
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ostasienpolitik	524	Heinz Lehmann: Deutsche Darstellungen Englands	341
Historicus: Die Résistance	691		
Walter Hoffmann: Rumäniens Frontwechsel	692		
Irmgard Höpker: Magische Nation als Volk	253		
Jost Höpker: Die wahre Friedensoffensive	508		

Egon Lendl: In memoriam Hugo Hassinger	63	Barbara Pischel: Die Berliner	554
Wolfgang Lentz: Der iranische Fischfang im Kaspischen Meer	171	Fritz Podewils: Steppe und Pampa, Gauchos und Kosaken	148
W. Loah: Si vis pacem, para	108	— Mexikos Bevölkerungsdruck	426
Rudolf Loewenthal: Das Schicksal der Kalmücken	398	— Hunger in Südamerika	695
— Die letzten Kalmücken	558	Herta von Ramm-Helmsing: Nordostdeutschland im System der Wojewodschaften	38
Karl Loewy: Die Wasser des Jordan	97	— Das polnische Westinstitut	111
Ruth Lüdemann: Arbeiterwandern	506	Hans Raupach: Nationen mit Sendungsbewußtsein: Rußland	436
Charlotte Lütken: Von der Grenzersiedlung zur Weltmacht	269	Hermann Rauschnig: Preußen	29
Luise von Mach: Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?	56	G. A. Rein: Das nordatlantische Reich — Österreich und die Welt	340
Josef März: Karl Haushofer und Südostasien	637	Gotthold Rhode: Die Lausitzer Sorben (Wenden)	154
Mathy: Auch im Westen hat es Austreibungen gegeben	348	— Zur Volkskunde der Sorben	347
Reinhart Maurach: Die armenische Frage als Problem der Kriegführung	404	Fritz Roepke: Das Kolonialbewußtsein der Franzosen	517
Boris Meissner: Stalins neue Taktik	65	Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
— Neuer Fünfjahresplan und „Wachablösung“ der UdSSR	131	G. Rothenburg: Bahnbauten des sowjetischen Fünfjahresplans	43
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235	Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
A. Meyer-Labastille: Privateigentum in Brasilien	683	Georg Schäfer: Argumente für Antisemiten?	119
Miles europaeus: Vielvölkerheere	503	G. L. Schanzlin: Die Verteilung der Erde	249
Hans Mirow: Wechselwirkung von Natur und Geschichte	443	— Achtung vor der Vielfalt — nicht Beherrschung oder Teilung der Welt	449
Herbert Mueller: Asien und der Buddhismus	425	Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwestdeutschlands	444
— Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541	— Geopolitik der kleinen Verwaltungsbezirke	634
— Versehen, Irrtümer und Mangel an Objektivität	573	Erich von Schauroth: Europäer in Übersee — Afrika	569
Dr. Müller: Auch im Westen hat es Austreibungen gegeben	348	Josef Schmitz van Vorst: Ein Heer braucht seine Tradition	317
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285	Joachim von Schultz: Zum Gedächtnis an General Helmuth von Pannwitz, den Obersten Feldataman der Kosaken	447
— Raumordnung des Bundes oder des Reiches?	632	Hans Schuster: Deutschland am Rande zweier Welten	49
Heinrich Nagel: Sven Hedin	62	Ehrenfried Schütte: Ostpreußens Eisenbahnnetz heute	229
W. Nöldechen: Technische Geographie	635	— Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße	327
Hans Oprecht: Das Schicksal Rudolf Hilferdings	128	Wilhelm Schütze: Europäer in Übersee — Südamerika	568
John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	501	Eberhardt Schwalm: Die Hauptstadt Europas	125
Karl O. Paetel: Amerika	433	— Das geschichtliche Problem des deutschen Widerstandes	687
— Lawrence von Arabien	623		
Vladimir Pekelsky: Das Schicksal der Tschechen	222		
Nis Petersen: Die Tragfähigkeit der Erde	693		

Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241	— Amerikanische Großstädte	274
— Ende der Etappe in Korea	500	— Geopolitik und Unterwasser-Erdöl	420
H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	481	— Nationen mit Sendungsbewußtsein: Amerika	432
Arno Seidel: Friedensoffensiven	257	Johann Weidlein: Zur Frage der Donauföderation	186
Eva Sielaff: Rudolf Heß	117	— Ungarn zwischen Ost und West	369
Herbert Sielaff: Der Oxford-Atlas	345	— Ungarns Anfälligkeit für den „Osten“	557
Leo Silberman: Ein Schweizer am Tschad-See	245	Kurt Martin Weiß: Die mitteleuropäische Reichsunion	188
Artur Silgailis: Soldat in fremdem Land	319	Basil H. von Wevell: Die Sowjetunion und die Lehre A. T. Mahans	135
Alfred M. Stahmer: Erdölpartner Jemen	615	H. A. Wien: „Banater im Elsaß“	446
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174	Jan van Winkle: Landesverrat als Qualifikation für Rechtsschutz	349
Walther Steller: Zur Volkskunde der Sorben	347	Werner Witt: Stadtforschung — Raumforschung — Landesplanung	496
R. Storch: Die eurasiatische Vision	186	Paul Wohlfarth: 100 000 Landstreicher	104
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672	Franz Wolff: Lebensraum durch Auswanderung?	346
Curt Tiltack: Abessinien heute	247	Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
Theo Thirk: Das Meer als Angriffsbasis	121	Martin Zippel: Zur Schreibung von Orts- und Landschaftsnamen	639
Julio Ycaza Tigerino: Hispanoamerikanischer Föderalismus	282	***: Was will die Geopolitik heute?	193
Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5	***, Paris: Europäische Außenpolitik	1
Albert Vehring: Europäer in Übersee — Asien	570	EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Heinz Voellner: Landschaft und Geschichte zwischen Oder und Memel	451	K.: Wasserkraft in Ungarn	233
Friedrich Wagner: Die Männer des 20. Juli 1944	685	Lo: Polare Überschwänglichkeiten	678
Felix M. Wassermann: Das Arktische Mittelmeer als Russisches Mare Nostrum	169	H. M.: Die chinesische Armee in Sinkiang	559
— Rußland und China	250	Om.: Der Englandflug von Rudolf Heß	348
		pod.: Zukunftsland in Bolivien	114
		St.: Chile-Kupfer	621
		L. V., Antwerpen: Der Albert-Kanal	40

Schiffahrtsweg Weser	38
L. V., Antwerpen: Der Albert-Kanal	40
EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Neu-Schwabenland	48
Hans Schuster: Deutschland am Rande zweier Welten	49
Günther Franz: Das Bonner Grundgesetz	52
Wahrhold Drascher: Überseestudien	61
Heinrich Nagel: Sven Hedin und Deutschland	62
Boris Meissner: Stalins neue Taktik	65
Westdeutschland und Kleineuropa	103
G. Franz: Das Elsaß	116
Hans Fleig: Die geopolitische Erbschaft der Sieger	129
Der Kommodore der Schnellboote	168
Alfred M. Franzke: Lebensraum durch Auswanderung	183
Gösta Häggqvist: Svensk-Tyska Föreningen	188
Rolf Hinder: Zum 70. Geburtstag von Karl Jaspers	191
***: Was will die Geopolitik heute?	193
Ernest Bauer: Europas Flüchtlinge	200
Gisela Köhler: Flucht nach Westen	215
Nürnberg und Wannerheide	229
Karl Heinz Bolay: Die deutsche Kolonie in Finnland	230
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
Irmgard Höpker: Magische Nation als Volk	253
Gotthard Jäschke: Die Teilung Deutschlands	254
Karl Epting: Otto Abetz	256
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285
Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage	291
F. M. Huebner: Niederländer — Nachbarn und Schicksalsgenossen	295
Helveticus: Die Schweiz und die Montan-Union	301
Ingeborg Eisenwein-Rothe: Heimatvertriebene in Österreich	307
Josef Schmitz von Vorst: Ein Heer braucht seine Tradition	317
Ludwig Alwens: Grenzland des Kalten Krieges: Oberfranken	322
Das atlantische Kabel	329
Heinz Lehmann: Deutsche Darstellungen Englands	341
A. R. L. Gurland: Political Science in Western Germany	345
Franz Wolff, Thilo Dähne, Heinz Kloß: Lebensraum durch Auswanderung?	346
Mathy, Dr. Müller: Auch im Westen hat es Austreibungen gegeben	348
Jan van Winkle: Landesverrat als Qualifikation für Rechtsschutz	349
Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
Ernst Diedrich: Grenzaufhebung oder Grenzverschiebung?	417
Maurice Boucher, Karl Epting: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Frankreich	428
Felix Wassermann, Karl O. Paetel: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Amerika	432
Die Vertragswerke von Bonn und Paris vom Mai 1952	436
Irmgard Ehrhorn: Ist Geopolitik „Neo-Nazismus“?	438
Walter Hildebrandt: Geopolitik — das ideologische Werkzeug der amerikanischen Imperialisten	439
Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwestdeutschlands	444

Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
Programm Nord	489
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Werner Witt: Stadtforschung — Raumforschung — Landesplanung	496
Miles europaeus: Vielvölkerheere	503
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505
Ruth Lüdemann: Arbeiterwandern	506
Jost Höpker: Die wahre Friedensoffensive	508
Franz Grosse: Hendrik de Man zum Gedächtnis	510
Barbara Pischel: Die Berliner	554
Wilhelm Schütze: Europäer in Übersee — Südamerika	568
Erich von Schuarothe: Europäer in Übersee — Afrika	569
Albert Vehring: Europäer in Übersee — Asien	570
E. O. Genszch: Die Westmächte und der Israel-Vertrag	572
Ulrich Küntzel: Die Arbeiten des verstorbenen Dr. Schlewski, eines Wegbereiters der bäuerlichen Modernisierung	575
Ulrich Küntzel: Europa — freier Zusammenschluß oder Rheinbund?	577
Alfred M. Stahmer: Erdölpartner Jemen	615
Martin Kornrumpf: Bundesrepublik Deutschland — Asyl Europas	617
Willy Münch: Raumordnung des Bundes oder des Reiches?	632
Adolf Scharpf: Geopolitik der kleinen Verwaltungsbezirke	634
Martin Zippel: Zur Schreibung von Orts- und Landschaftsnamen	639
Albrecht Düren: Der Weltgetreidemarkt in westdeutscher Sicht	651
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662
Urteil über westdeutschen Separatismus	678
A. Meyer-Labastille: Privateigentum in Brasilien	683
Friedrich Wagner: Die Männer des 20. Juli 1944	685
Eberhardt Schwalm: Das geschichtliche Problem des deutschen Widerstandes	687
Heinrich Lau: Soldat bis zum letzten Tage	689
Werner Otto von Hentig: Rudolf Nadolny	703

Deutsche Demokratische Republik

Hans Schuster: Deutschland am Rande zweier Welten	49
Die Neißebücke in Görlitz	104
Gotthold Rhode: Die Lausitzer Sorben (Wenden)	154
Rostock	168
Alfred M. Franzke	183
Die Deutsche Demokratische Republik als Außenhandelspartner	248
Gotthard Jäschke: Die Teilung Deutschlands	254
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Herbert Marzian: Zeittafel und Dokumente zur Oder-Neiße-Linie 1939—1952/53	345
Sowjetische Besatzungszone von A—Z	345
Walther Steller, Gotthold Rhode: Zur Volkskunde der Sorben	347
Helmut Klocke: Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion	387
Der Rumburger Zipfel	419

Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Barbara Fischel: Die Berliner	554
Gibraltar der Ostsee	554
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662

*Deutsche Ostgebiete
unter polnischer Verwaltung*

Hermann Rauschnig: Preußen	29
Herta von Ramm-Helmsing: Nordostdeutsch- land im System der Wojewodschaften	38
Herta von Ramm-Helmsing: Das polnische Westinstitut	111
Ehrenfried Schütte: Ostpreußens Eisenbahn- netz heute	229
Gotthard Jäschke: Die Teilung Deutschlands Ehrenfried Schütte: Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße	254 327
Peter Heinz Seraphim: Die Wirtschaft Ost- deutschlands vor und nach dem Zweiten Weltkrieg	345
Herbert Marzian: Zeittafel und Dokumente zur Oder-Neiße-Linie 1939—1952/53	345
Ruth Haslinger: Die ostdeutschen Häfen und Lloyd's	348
Heinz Voellner: Landschaft und Geschichte zwischen Oder und Memel	451
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Die Zerschneidung Ostpreußens	489
Barbara Fischel: Die Berliner	554
Wolfszug nach Westen	620
Die Demarkationslinie in Ostpreußen	634
Richard Laufner: Bistumsgrenzen in Ost- deutschland	635
Martin Zippel: Zur Schreibung von Orts- und Landschaftsnamen	639
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672
Jenseits von Oder und Neiße	678

*Deutsche Ostgebiete
unter sowjetischer Verwaltung*

Hermann Rauschnig: Preußen	29
Ehrenfried Schütte: Ostpreußens Eisenbahn- netz heute	229
Gotthard Jäschke: Die Teilung Deutschlands	254
Peter Heinz Seraphim: Die Wirtschaft Ost- deutschlands vor und nach dem Zweiten Weltkrieg	345
Ruth Haslinger: Die ostdeutschen Häfen und Lloyd's	348
Heinz Voellner: Landschaft und Geschichte zwischen Oder und Memel	451
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Die Zerschneidung Ostpreußens	489
Barbara Fischel: Die Berliner	554
Die Demarkationslinie in Ostpreußen	634
Richard Laufner: Bistumsgrenzen in Ost- deutschland	635
Martin Zippel: Zur Schreibung von Orts- und Landschaftsnamen	639
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672
Jenseits von Oder und Neiße	678

Böhmen — Mähren — Schlesien

Der Rumburger Zipfel	419
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457

Bruno Brehm: Wenzelsplatz und Graben	219
Vladimir Pekelsky: Das Schicksal der Tschechen	222

Österreich

Bruno Brehm: Österreich	26
Egon Lendl: In memoriam Hugo Hassinger	63
Banater im Elsaß	105
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Johann Weidlein: Zur Frage der Donau- föderation	186
Ernest Bauer: Europas Flüchtlinge	200
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285
Ingeborg Esenwein-Rothe: Heimatvertriebene in Österreich	307
Kleinraum Österreich	324
G. A. Rein: Österreich und die Welt	437
Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwest- deutschlands	444
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558
Österreichs Ölfelder und Rohrleitungen	618
Richard Laufner: Bistumsgrenzen in Österreich	685
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662

Schweiz

Helveticus: Schweizerische Politik	21
Helveticus: Die Schweiz und die Montan- Union	301
Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwest- deutschlands	444
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505

*Deutsche Grenzlande
und deutsche Volksgruppen*

Banater im Elsaß	105
Herta von Ramm-Helmsing: Das polnische Westinstitut	111
G. Franz: Das Elsaß	116
Gotthold Rhode: Die Lausitzer Sorben (Wenden)	154
Bruno Brehm: Wenzelsplatz und Graben in Prag	219
Ingeborg Esenwein-Rothe: Heimatvertriebene in Österreich	307
Ludwig Alwens: Grenzland des Kalten Krieges: Oberfranken	322
Ehrenfried Schütte: Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße	326
Alsaticus: Oradour und das Elsaß	328
Walter Steller, Gotthold Rhode: Zur Volks- kunde der Sorben	347
Jan van Winkle: Landesverrat als Qualifikation für Rechtsschutz	349
Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
Bruno Brehm: Slawen und Germanen	365
Ernst Dietrich: Grenzaufhebung oder Grenz- verschiebung?	417
Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwest- deutschlands	444
H. A. Wien: „Banater im Elsaß“	446
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457

Programm Nord	489
Die Zerschneidung Ostpreußens	489
Albert Vehring: Europäer in Übersee — Asien	570
Die Demarkationslinie in Ostpreußen	634
Jenseits von Oder und Neiße	678

Deutsche Küsten, Häfen und Schiffe

Rostock	168
Ruth Haslinger: Die ostdeutschen Häfen und Lloyd's	348
Programm Nord	489
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672

NORDEUROPA

H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	481
--	-----

Finnland

Karl-Heinz Bolay: Die deutsche Kolonie in Finnland	230
Karl-Heinz Bolay: Lappland — Land der Zukunft	267
Das atlantische Kabel	329
Gunnar Buxell: Die Völker der Sowjetunion	502
Hans Clarow: Der letzte Oberbefehlshaber deutscher Arktistruppen	565

Schweden

Rütger Essén: Schwedens Neutralität	16
Gösta Häggqvist: Svensk-Tyska Föreningen	188
Richard Frankenberg: Schwedens Fenster zum Atlantik	231
Karl-Heinz Bolay: Lappland — Land der Zukunft	267
Das atlantische Kabel	329
Norwegen und die nordische Einheit	363
Egon Heymann: Eine schwedische Industriestadt	582

Norwegen

Richard Frankenberg: Schwedens Fenster zum Atlantik	230
Karl-Heinz Bolay: Lappland — Land der Zukunft	267
Norwegen und die nordische Einheit	363

Dänemark

Norwegen und die nordische Einheit	363
Programm Nord	489
Dänemark und die NATO	492
Werner G. Krug: Bericht über die Eskimos	562

Inland

H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	481
--	-----

WESTEUROPA

Westdeutschland und Kleineuropa	103
Die Forderung des spanischen Alliierten	231
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Helveticus: Die Schweiz und die Montan-Union	301
Mathy, Dr. Müller: Auch im Westen hat es Austreibungen gegeben	348

Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
Franz Grosse: Hendrik de Man zum Gedächtnis	510
Harald C. Hinton: Die amerikanische Ost-asienpolitik	524

Niederlande

L. V., Antwerpen: Der Albert-Kanal	40
Luise von Mach: Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?	56
Westdeutschland und Kleineuropa	103
Die Große Allianz in Korea	237
F. M. Huebner: Niederländer — Nachbarn und Schicksalsgenossen	295
Jan van Winkle: Landesverrat als Qualifikation für Rechtsschutz	349
Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
Die öffentliche Ordnung als Indonesiens „Vraagstuk“	423
Albert Vehring: Europäer in Übersee — Asien	570
Jan Breedveldt: Die Niederlande und der „Grüne Plan“	574

Belgien

L. V., Antwerpen: Der Albert-Kanal	40
Westdeutschland und Kleineuropa	103
Das atlantische Gewehr	169
Die Große Allianz in Korea	237
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Franz Grosse: Hendrik de Man zum Gedächtnis	510
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558

Luxemburg

Westdeutschland und Kleineuropa	103
---	-----

Frankreich

***, Paris: Europäische Außenpolitik	1
Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5
L. V., Antwerpen: Der Albert-Kanal	40
Westdeutschland und Kleineuropa	103
Banater im Elsaß	105
G. Franz: Das Elsaß	116
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Konsolidiert sich Viet Nam?	237
Die Große Allianz in Korea	237
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
Leo Silbermann: Ein Schweizer am Tschad-See	245
Karl Epting: Otto Abetz	256
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285
Alsaticus: Oradour und das Elsaß	328
G. Fürbringer: Die Seemächte	337
Ludwig Dischler: Der Auswärtige Dienst Frankreichs	345
Josée de Chambrun: Die Tochter Pierre Laval und André François-Poncet	349
Ernst Diedrich: Grenzaufhebung oder Grenzverschiebung?	417
F. Wassermann: Frankreichs West-Oststraße quer durch Afrika	419
Maurice Boucher, Karl Epting: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Frankreich	428
Adolf Scharpf: Zur Geopolitik Südwestdeutschlands	444
H. A. Wien: „Banater im Elsaß“	446

Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Die Stimme Frankreichs	491
Frankreich im Libanon	494
Südseekonferenz	495
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505
Fritz Roepeke: Das Kolonialbewußtsein der Franzosen	517
Manganerz am Ogowe	555
Die Seemächte des Mittelmeeres	556
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558
Spanien und der Staatsstreich in Marokko	558
E. O. Genzsch: Die Westmächte und der Israel-Vertrag	572
Ulrich Küntzel: Europa — freier Zusammen- schluß oder Rheinbund?	577
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
Martin Abel: Berber und Araber	609
P. Härtig: Ausbau der Wasserkräfte Frank- reichs	618
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662
Frankreichs zweiter Afrikaplan	678
Historicus: Die Résistance	691

Großbritannien

***, Paris: Europäische Außenpolitik	1
Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5
EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Fritz Bleiber: Zum Streit um Al-Bahrein	56
Westdeutschland und Kleineuropa	103
Paul Wohlfarth: 100 000 Landstreicher	104
Kenias wahres Problem	106
Die Gurkhas	113
Eva Sielaff: Rudolf Heß	117
B. E. M. Dinjeart: Die Luftmacht als drittes Element	124
Die Deiche der Nordsee	169
Das atlantische Gewehr	169
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Nürnberg und Wahnheide	229
Der südliche Sudan	234
Die Große Allianz in Korea	237
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
Curt Tiltack: Abessinien heute	247
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285
Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage	291
G. Fürbringer: Die Seemächte	337
G. A. Rein: Das nordatlantische Reich	340
Heinz Lehmann: Deutsche Darstellungen Englands	341
G. Franz: Friedrich der Große in britischer Sicht	343
Herbert Sielaff: Der Oxford-Atlas	345
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Königin über ein Viertel der Erde	492
Südseekonferenz	495
Miles europaeus: Vielvölkerheere	503
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541
Arthur Kühn: Landnot — Das Agrarproblem Fidschis	549
Entvölkerung der Hochlande	554
Die Seemächte des Mittelmeeres	556
Polen im Exil	556
Britisch-libyscher Vertrag	558
E. O. Genzsch: Die Westmächte und der Israel-Vertrag	572

Ulrich Küntzel: Europa — freier Zusammen- schluß oder Rheinbund?	577
J. K. Dunlop: Offiziersauslese — das britische Beispiel	590
Rolf Gardiner: Njassaland	605
Karl O. Paetel: Lawrence von Arabien	623

Irland

Irlands Entvölkerung	232
Heinz Lehmann: Deutsche Darstellungen Englands	341
Königin über ein Viertel der Erde	492

DIE PYRENÄENHALBINSEL

Spanien

Tanger	45
Die Forderung des spanischen Alliierten	231
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Spanien und der Staatsstreich in Marokko	558

Portugal

Max Walter Claus: Lissabon — Straßenkreuz der Luft	12
Energiequellen in Mosambik	620

DIE NÖRDLICHEN MITTELMEERLÄNDER

Italien

Tanger	45
Westdeutschland und Kleineuropa	103
Curt Tiltack: Abessinien heute	247
Josef Schmitz van Vorst: Ein Heer braucht seine Tradition	317
Felix Wassermann: Nationen mit Sendungs- bewußtsein — Amerika	432
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Die Seemächte des Mittelmeeres	556
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558
Tragische Insel Kephallonia	619
A. Meyer-Labastille: Privateigentum in Brasilien	683

Griechenland

Die östliche Sappe der Atlantischen Front	232
Die Große Allianz in Korea	237
Tragische Insel Kephallonia	619

Türkei

Die östliche Sappe der Atlantischen Front	232
Die Große Allianz in Korea	237
Reinhard Maurach: Die armenische Frage als Problem der Kriegführung	404
Sowjetarmenien, Sowjetgeorgien und die Türkei	494
Die Seemächte des Mittelmeeres	556
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558

DAS TROPISCHE AFRIKA

Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5
Die Große Allianz in Korea	237
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
Heinz Klob: Das Recht der nichtabend- ländischen Völker auf nationale Eigen- ständigkeit	513
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
Nis Petersen: Bevölkerung und Lebensraum — Die Tragfähigkeit der Erde	693

Westafrika

F. Wassermann: Frankreichs West-Oststraße quer durch Afrika	419
Frankreichs zweiter Afrikaplan	678

Ostafrika

Kenias wahres Problem	106
Curt Tiltack: Abessinien heute	247
F. Wassermann: Frankreichs West-Oststraße quer durch Afrika	419

Rolf Gardiner: Njassaland	605
Energiequellen in Mosambik	620
Die Maledivenrepublik	682

Zentralafrika

Leo Silberman: Ein Schweizer am Tschad-See	245
F. Wassermann: Frankreichs West-Oststraße quer durch Afrika	419
Manganerz am Ogowe	555

II. Die angelsächsischen Seemächte**DIE USA**

***, Paris: Europäische Außenpolitik	1
Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5
Max Walter Clauss: Lissabon — Straßenkreuz der Luft	12
Mikronesien unter Treuhandverwaltung der USA	42
EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Hans Schuster: Deutschland am Rande zweier Welten	49
Luise von Mach: Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?	56
Boris Meissner: Stalins neue Taktik	65
Karl Loewy: Die Wasser des Jordan	97
Hadsch Mahmoud Abdul-Samad: Dschiddah wird modern	100
W. Loah: Si vis pacem, para	108
pod.: Zukunftsland in Bolivien	114
Wilhelm Hadelar: Zur Bedeutung der Flug- zeugträger	123
B. E. M. Dinjeart: Die Luftmacht als drittes Element	124
Hans Fleig: Die geopolitische Erbschaft der Sieger	129
Das atlantische Gewehr	169
F. M. Wassermann: Das Arktische Mittelmeer als russisches Mare Nostrum	169
Alfredo A. Kölliker Frers: Großraum in Süd- amerika	172
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Gisela Köhler: Man darf ruhig davon sprechen	183
Alfred M. Franzke: Lebensraum durch Aus- wanderung	183
Die Forderung des spanischen Alliierten	231
Tsumeb und die Walfischbucht	232
Erschließung Neufundlands	232
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235
Konsolidiert sich Viet Nam?	237
Die Große Allianz in Korea	237
Helmut Bruehl: Die Sorgen des brasilian- ischen Finanzministers	238
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
Curt Tiltack: Abessinien heute	247
Arno Seidel: Friedensoffensiven	257
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Charlotte Lütken: Von der Grenzersiedlung zur Weltmacht	269
Felix Wassermann: Amerikanische Großstädte	274
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285

Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage	291
Das Atlantische Kabel	329
Kriegsschauplatz Burma?	332
Wirtschaftskrise in Süd-Korea	333
Luftgefährdetes Japan	333
A. Kölliker Frers: Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
G. Fürbringer: Die Seemächte	337
Margret Boveri: Amerika — dynamisch und statisch	337
G. A. Rein: Das nordatlantische Reich	340
F. Wassermann: Geopolitik und Unterwasser- Erdöl	420
Fr. Podewils: Mexikos Bevölkerungsdruck	426
Felix Wassermann: Nationen mit Sendungs- bewußtsein — Amerika	432
Walter Hildebrandt: Geopolitik — das ideo- logische Werkzeug der amerikanischen Im- perialisten	439
G. L. Schanzlin: Achtung vor der Vielfalt — nicht Beherrschung oder Teilung der Welt	442
Ernst Samhaber: Industrialisierung Süd- amerikas	465
H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	481
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Südseekonferenz	495
M. Schwind: Ende der Etappe in Korea	500
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505
Ruth Lüdemann: Arbeiterwandern	506
Heinz Kloth: Das Recht der nichtabend- ländischen Völker auf nationale Eigen- ständigkeit	513
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost- asienpolitik	524
Owen Lattimore: Rote Mongolen in der Chinesischen Volksrepublik	537
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541
Manganerz am Ogowe	555
Die Seemächte des Mittelmeeres	556
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	558
Ende des kolumbianischen Bürgerkriegs	561
Werner G. Krug: Bericht über die Eskimos	562
Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	564
Ein Europäer in den USA: Europäer in Übersee — Nordamerika	568
E. O. Genzsch: Die Westmächte und der Israel-Vertrag	572
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
P. Härtig: Ausbau der Wasserkrafts Frank- reichs	618
St.: Chile-Kupfer	621

Robert Jungk: Der Mensch und die Zukunft	641
Lo: Polare Überschwänglichkeiten	678
K. R. Dhawan: Indien zum Kinsey-Bericht	682
Der Präsident der Philippinen	683
Nis Petersen: Bevölkerung und Lebensraum	
— Die Tragfähigkeit der Erde	693
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum	
— Hunger in Südamerika	695

DAS BRITISCHE COMMONWEALTH

Kirpa Ram Dhawan: Die Sikhs	225
Die Forderung des spanischen Alliierten	231
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
G. A. Rein: Das nordatlantische Reich	340
G. L. Schanzlin: Achtung vor der Vielfalt — nicht Beherrschung oder Teilung der Welt	449
Königin über ein Viertel der Erde	492

Kanada

Erschließung Neufundlands	232
Die Große Allianz in Korea	237
G. A. Rein: Das nordatlantische Reich	340
H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	480
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Kanada und Pakistans Nordwestgrenze	494
Werner G. Krug: Bericht über die Eskimos	562
Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	564
Nis Petersen: Bevölkerung und Lebensraum	
— Die Tragfähigkeit der Erde	693

Australien

Luise von Mach: Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?	56
Die Große Allianz in Korea	237
Südseekonferenz	495
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
Die Weltachse Moskau—Sydney	560
Lo: Polare Überschwänglichkeiten	678
Die australische Antarktis	680

Neuseeland

Die Große Allianz in Korea	237
Südseekonferenz	495
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
Die Weltachse Moskau—Sydney	560
Samoa	620
Lo: Polare Überschwänglichkeiten	678

Südafrikanische Union

Max Walter Claus: Lissabon — Straßenkreuz der Luft	12
F. Konz: Zur Lebensfrage Südafrikas	59
Wahrhold Drascher: Zum Gedächtnis an Hans Merensky	128
Tsumeb und die Walfischbucht	232
Erich von Schauroth: Afrika	569
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
Lo: Polare Überschwänglichkeiten	678
Die australische Antarktis	680

III. Die kommunistischen Staaten Osteuropas

Bruno Brehm: Slawen und Germanen	365
Helmut Klocke: Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion	387
Hans Raupach: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Rußland	436

DIE SOWJETUNION

UND DIE VON IHR ANNEKTIERTEN GEBIETE

***, Paris: Europäische Außenpolitik	1
Camilo Barcia Trelles: Mit Washington oder mit Moskau?	5
Rütger Essén: Schwedens Neutralität	16
G. Rothenburg: Bahnbauten des sowjetischen Fünfjahresplans	43
Hans Schuster: Deutschland am Rande zweier Welten	49
Boris Meissner: Stalins neue Taktik	65
Die Neißebücke in Görlitz	104
Franz Bernhard: Ordnunginsel Thailand	114
Heinz-Joachim Graf: Die Krimtürken	120
B. E. M. Dinjeart: Die Luftmacht als drittes Element	124
Hans Fleig: Die geopolitische Erbschaft der Sieger	129
Boris Meissner: Neuer Fünfjahresplan und „Wachablösung“ der UdSSR	131
Basil H. von Wevell: Die Sowjetunion und die Lehre A. T. Mahans	135
Baymizza Hayit: Turkestan in der Sowjetunion	141

Fritz Podewils: Steppe und Pampa, Gauchos und Kosaken	148
Gotthold Rhode: Die Lausitzer Sorben (Wenden)	154
F. M. Wassermann: Das Arktische Mittelmeer als Russisches Mare Nostrum	169
Wolfgang Lentz: Der iranische Fischfang im Kaspischen Meer	171
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Heinz-Joachim Graf: Lettland unter Fremdherrschaft	182
Gisela Köhler: Man darf ruhig davon sprechen	183
Alfred M. Franzke: Lebensraum durch Auswanderung	183
R. Storch: Die eurasiatische Vision	186
Johann Weidlein: Zur Frage der Donauföderation	186
Ralph v. Heygendorff: Freiwillige aus den Völkern Osteuropas	203
Gisela Köhler: Flucht nach Westen	215
Vladimir Pekelsky: Das Schicksal der Tschechen	222
Ehrenfried Schütte: Ostpreußens Eisenbahnnetz heute	229
Die Forderung des spanischen Alliierten	231
Die östliche Sappe der Atlantischen Front	232
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235

Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Felix M. Wassermann: Rußland und China	250
Johanna Kraner: Die Sowjetunion und ihre Völker	251
Arno Seidel: Friedensoffensiven	257
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Karl-Heinz Bolay: Lappland — Land der Zukunft	267
Willy Münch: Der Friede verlangt ein Deutsches Reich	285
Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage Georgien und die Staatssicherheit	291
Luftgefährdetes Japan	330
G. Fürbringer: Die Seemächte	333
Bruno Brehm: Slawen und Germanen	337
Hans Hartl: Die Nationalitätenpolitik des Kreml in Rumänien	365
Rudolf Loewenthal: Das Schicksal der Kalmücken	381
Heinrich Maurach: Die armenische Frage als Problem der Kriegführung	398
Felix Wassermann: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Amerika	404
Hans Raupach: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Rußland	432
Walter Hildebrandt: Geopolitik — das ideologische Werkzeug der amerikanischen Imperialisten	436
Joachim v. Schultz: Zum Gedächtnis an General Helmuth von Pannwitz, den Obersten Feldataman der Kosaken	439
G. L. Schanzlin: Achtung vor der Vielfalt — nicht Beherrschung oder Teilung der Welt	447
Heinz Voellner: Landschaft und Geschichte zwischen Oder und Memel	449
H. R. Scultetus: Allmacht Klima — Wandlung der Witterung	451
Die Zerschneidung Ostpreußens	481
Sowjetarmenien, Sowjetgeorgien und die Türkei	489
Argentinien und die Sowjetunion	494
John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	495
Gunnar Buxell: Die Völker der Sowjetunion	501
Jost Höpker: Die wahre Friedensoffensive	502
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ostasienpolitik	508
Owen Lattimore: Rote Mongolen in der Chinesischen Volksrepublik	524
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	537
Rudolf Loewenthal: Die letzten Kalmücken	541
Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	558
Hans Clarow: Der letzte Oberbefehlshaber deutscher Artistruppen	564
Egon Heymann: Eine schwedische Industriestadt	565
Österreichs Ölfelder und Rohrleitungen	582
St.: Chile-Kupfer	618
Die Demarkationslinie in Ostpreußen	621
Heinz-Joachim Graf: Stalins Gegenspieler — Zum Tode Noah Jordanias (12. 1. 1953)	634
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	640
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	662
Lo: Polare Überschwänglichkeiten	672
Walter Hoffmann: Rumäniens Frontwechsel	678
Werner Otto von Hentig: Rudolf Nadolny	692

POLEN

UND DIE VON IHM ANNEKTIERTEN GEBIETE

Herta v. Ramm-Helmsing: Das polnische Westinstitut	111
Alfred M. Franke: Lebensraum durch Auswanderung	183
Johann Weidlein: Zur Frage der Donauföderation	186
Ehrenfried Schütte: Ostpreußens Eisenbahnnetz heute	229
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Ehrenfried Schütte: Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße	327
Helmut Klocke: Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion	387
Richard Laufner: Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit	457
Die Zerschneidung Ostpreußens	489
Polen im Exil	556
Wolfszug nach Westen	620
Die Demarkationslinie in Ostpreußen	634
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672
Jenseits von Oder und Neiße	678

DIE KOMINFORMSTAATEN SÜDOSTEUPAS

T	Gotthold Rhode: Die Lausitzer Sorben (Wenden)	154
TURB	Johann Weidlein: Zur Frage der Donauföderation	168
T	Bruno Brehm: Wenzelsplatz und Graben in Prag	219
T	Vladimir Pekelsky: Das Schicksal der Tschechen	222
U	K.: Wasserkraft in Ungarn	233
TURB	Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
T	Ehrenfried Schütte: Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße	327
U	Johann Weidlein: Ungarn zwischen Ost und West	369
R	Hans Hartl: Die Nationalitätenpolitik des Kreml in Rumänien	381
TURBA	Helmut Klocke: Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion	387
A	Ernest Bauer: Der Skutari-See	420
R	Gunnar Buxell: Die Völker der Sowjetunion	502
U	Johann Weidlein: Ungarns Anfälligkeit für den „Osten“	557
T	Richard Laufner: Bistumsgrenzen in Ostdeutschland	635
TRBA	Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662
TURBA	Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672
R	Walter Hoffmann: Rumäniens Frontwechsel	692

Jugoslawien

Walter Hildebrandt: Die Völker Jugoslawiens	127
Harold Steinacker: Amerika und Europas Nationalismus	174
Johann Weidlein: Zur Frage der Donauföderation	186
Die östliche Sappe der Atlantischen Front	232
Ernest Bauer: Der Skutari-See	420
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662

IV. Asien

***: Das Erwachen Asiens (in: Was will die Geopolitik?)	195
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Junius Alter: Das Verhängnis der Mittellage	291
Japan ehrt Sven Hedin	334
Rudolf Loewenthal: Das Schicksal der Kal- mücken	398
Herbert Mueller: Asien und der Buddhismus	425
M. Schwind: Ende der Etappe in Korea	500
Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	564
Nis Petersen: Bevölkerung und Lebensraum — Die Tragfähigkeit der Erde	693

DER VORDERE ORIENT UND NORDAFRIKA

Max Walter Clauss: Lissabon — Straßenkreuz der Luft	12
EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Theo Thirk: Das Meer als Angriffsbasis	121
W. Grotelüschen: Zischkas Traum	244
John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	501
Heinz Kloß: Das Recht der nichtabend- ländischen Völker auf nationale Eigen- ständigkeit	513
Hans Koch: Weltmacht Sowjetkirche 1943—1953	662

Das westliche und mittlere Nordafrika

Tanger	45
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Spanien und der Staatsstreich in Marokko	558
Britisch-libyscher Vertrag	558
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599
Martin Abel: Berber und Araber	609
Cresef: Centre Recherches Etudes Sociolo- giques Maroc Nr. 1	631
Historicus: Die Résistance	691

Ägypten und der Sudan

Der südliche Sudan	234
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Georg Wolff: Afrika darf nicht fallen	599

Syrien, Libanon, Jordanien, Israel

EGO: Israels Reparationsgewinn	45
Karl Loewy: Die Wasser des Jordan	97
Irmgard Höpker: Magische Nation als Volk	253
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Frankreich im Libanon	494
John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	501
Glubb Pascha und Israel	620
Karl O. Paetel: Lawrence von Arabien	623

Die Arabische Halbinsel

Fritz Bleiber: Zum Streit um Al-Bahrein	56
Hadsch Mahmoud Abdul-Samad: Dschiddah wird modern	100
Alfred M. Stahmer: Erdölpartner Jemen	615
Karl O. Paetel: Lawrence von Arabien	623

Irak

Karl Loewy: Die Wasser des Jordan	97
---	----

Persien

Fritz Bleiber: Zum Streit um Al-Bahrein	56
Wolfgang Lentz: Der iranische Fischfang im Kaspischen Meer	171
Reinhart Maurach: Die armenische Frage als Problem der Kriegführung	404

Afghanistan

Fritz Bleiber: Afghanistan	88
--------------------------------------	----

DER INDISCHE SUBKONTINENT

Heinz Kloß: Das Recht der nichtabend- ländischen Völker auf nationale Eigen- ständigkeit	513
--	-----

Pakistan

Fritz Bleiber: Afghanistan und Paschtunistan	88
Kirpa Ram Dhawan: Die Sikhs	225
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235
Ladakh	330
Kanada und Pakistans Nordwestgrenze	494

Kaschmir

Fritz Bleiber: Afghanistan und Paschtunistan	88
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235
Ladakh	330

Die Indische Union

Hellmuth Hecker: Nehru	53
Fritz Bleiber: Afghanistan und Paschtunistan	88
Die Gurkhas	113
Kirpa Ram Dhawan: Die Sikhs	225
Ernst Messerschmidt: Gilgit und Baltistan	235
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Ladakh	330
Der neue Staat Andhra	332
Nepal	494
John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	501
Die Fähre nach Ceylon	559
K. R. Dhawan: Indien zum Kinsey-Bericht	682

Nepal

Die Gurkhas	113
Nepal	494

Ceylon

Gummi gegen Reis	113
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Die Fähre nach Ceylon	559
Die Maledivenrepublik	682

SÜDOSTASIEN

Heinz Kloß: Das Recht der nichtabend- ländischen Völker auf nationale Eigen- ständigkeit	513
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost- asienpolitik	524
Die Weltachse Moskau—Sydney	560
Josef März: Karl Haushofer und Südostasien	637

Burma

Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Kriegsschauplatz Burma?	332
Königin über ein Viertel der Erde	492

Siam

Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Franz Bernhard: Ordnunginsel Thailand	114
Die Große Allianz in Korea	237

Malaya und Singapur

Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
--	----

Indonesien

Luiße von Mach: Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?	56
Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Silvio van Rooy: Wandlung der Niederlande	357
Die öffentliche Ordnung als Indonesiens „Vraagstuk“	423

Die Philippinen

Die Große Allianz in Korea	237
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
Der Präsident der Philippinen	683

Indochina

Konsolidiert sich Viet Nam?	237
Die Weltachse Moskau—Sydney	560

OSTASIEN

Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
Josef März: Karl Haushofer und Südostasien	637

Formosa

Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
--	-----

Chinesische Volksrepublik

G. Rothenburg: Bahnbauten des sowjetischen Fünfjahresplans	43
Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Wolfgang Franke: Wandlungen der chinesischen Familie	79
Gummi gegen Reis	113
Basil H. von Wevell: Die Sowjetunion und die Lehre A. T. Mahans	134
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Felix M. Wassermann: Rußland und China	250
Gerd B. Hassenkamp: Der Osthandel bleibt die Chance	261
Ladakh	330
Kriegsschauplatz Burma?	332
Rudolf Loewenthal: Das Schicksal der Kal-mücken	398
Herbert Mueller: Asien und der Buddhismus	425
Felix Wassermann: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Amerika	432

John H. Paasche: Europa und die islamische Welt	501
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	524
Egon Frh. von Eickstedt: Der Zusammen-schluß der Völker Chinas	530
Owen Lattimore: Rote Mongolen in der Chinesischen Volksrepublik	537
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541
H. Benirschke: Bauer und Sozialismus in China	546
H. M.: Die Chinesische Armee in Sinkiang	559
Die Weltachse Moskau—Sydney	560
Josef März: Karl Haushofer und Südostasien	637
Gustav Adolf Theel: Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten	672

Tibet

Egon Frh. von Eickstedt: Der Motor der ost-asiatischen Völkerdynamik	69
Ladakh	330

Sinkiang

G. Rothenburg: Bahnbauten des sowjetischen Fünfjahresplans	43
Basil H. von Wevell: Die Sowjetunion und die Lehre A. T. Mahans	135
Baymizza Hayit: Turkestan in der Sowjet-union	141
H. M.: Die Chinesische Armee in Sinkiang	559

Mongolei

Rudolf Loewenthal: Das Schicksal der Kal-mücken	398
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541

Korea

Die Große Allianz in Korea	237
Wirtschaftskrise in Süd-Korea	333
Luftgefährdetes Japan	333
M. Schwind: Ende der Etappe in Korea	500
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	527
Josef März: Karl Haushofer und Südostasien	637

Japan

Camilo Barcia Trelles: Japan als Träger des Gleichgewichtssystems der Seemächte	7
Boris Meissner: Stalins neue Taktik	65
Wilhelm Haderer: Zur Bedeutung der Flugzeugträger	123
Hans Fleig: Die geopolitische Erbschaft der Sieger	129
Martin Schwind: Ist Asien die „Dritte Macht“?	241
Luftgefährdetes Japan	333
Japan ehrt Sven Hedin	334
Felix Wassermann: Nationen mit Sendungsbewußtsein — Amerika	432
Harold C. Hinton: Die amerikanische Ost-Asienpolitik	526
Herbert Mueller: Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz	541
Max Gebauer: Sprungbrett Alaska	564
A. Meyer-Labastille: Privateigentum in Brasilien	683

V. Iberoamerika

Julio Ycaza Tigerino: Hispanoamerikanischer Föderalismus	282
Das atlantische Kabel	329
A. Kölliker Frers: Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
F. Podewils: Mexikos Bevölkerungsdruck	426
Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
Johann Ulrich Folkers: Zum Auswandern muß man fähig sein	505
Die australische Antarktis	680
Nis Petersen: Bevölkerung und Lebensraum — Die Tragfähigkeit der Erde	693
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Europäische Kolonialgebiete

Alfred M. Franke: Lebensraum durch Auswanderung (Br., Fr., N.-Guayana)	183
Franz Wolf, Thilo Dähne, Heinz Kloth: Lebensraum durch Auswanderung? (Br., Fr., N.-Guayana)	346
Heinz Kloth: Das Recht der nichtabendländischen Völker auf nationale Eigenständigkeit (Guayana, Westindien)	513

Mexiko

F. Podewils: Mexikos Bevölkerungsdruck	426
--	-----

Mittelamerika

Julio Ycaza Tigerino: Hispanoamerikanischer Föderalismus	282
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Kolumbien

Die Große Allianz in Korea	237
Ende des kolumbianischen Bürgerkriegs	561
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Venezuela

Julio Ycaza Tigerino: Hispanoamerikanischer Föderalismus	282
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Brasilien

Max Walter Clauss: Lissabon — Straßenkreuz der Luft	12
Helmut Bruehl: Die Sorgen des brasilianischen Finanzministers	238
Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Wilhelm Schütze: Europäer in Übersee — Südamerika	568
A. Meyer-Labastille: Privateigentum in Brasilien	683

F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695
--	-----

Ekuador

A. Kölliker Frers: Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
Hilfe für die Indianer der Anden	336
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Peru

A. Kölliker Frers: Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
Hilfe für die Indianer der Anden	336
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Bolivien

pod.: Zukunftsland in Bolivien	114
Alfredo A. Kölliker Frers: Großraum in Südamerika	172
Hilfe für die Indianer der Anden	336
H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Chile

Chiles neuer Präsident	48
Alfredo A. Kölliker Frers: Großraum in Südamerika	172
A. Kölliker Frers: Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung	335
Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
St.: Chile-Kupfer	621
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Argentinien

Chiles neuer Präsident	48
Fritz Podewils: Steppe und Pampa, Gauchos und Kosaken	148
Alfredo A. Kölliker Frers: Großraum in Südamerika	172
Julio Ycaza Tigerino: Hispanoamerikanischer Föderalismus	282
Fr. Podewils: Argentinien's Bevölkerung nimmt zu durch Einwanderung	427
Ernst Samhaber: Industrialisierung Südamerikas	465
H. A. Euler: Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika	477
Ludwig Dischler: Auslandsfranzosen	490
Argentinien und die Sowjetunion	495
F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695

Paraguay

F. Podewils: Bevölkerung und Lebensraum — Hunger in Südamerika	695
--	-----

Europäische Außenpolitik

Es gibt keine europäische Außenpolitik! Es gibt eine gemeinsame Politik des Westens, französische, britische, vielleicht sogar deutsche Außenpolitik, aber keine spezifisch europäische.

Trotzdem ist eine europäische Außenpolitik eine Möglichkeit, vielleicht eine Notwendigkeit. Nur muß man, wenn man über sie schreibt, eben wissen, daß man sich mit theoretischen Möglichkeiten befaßt. Man ist gewissermaßen in der Lage eines Generalstabsoffiziers, der mögliche Kriegsverwicklungen durchrechnet. Auch Generalstabsspiele können eines Tages Wirklichkeit werden. Auch europäische Außenpolitik kann eines Tages Wirklichkeit werden, dann nämlich, wenn ihre Ideen so überzeugend wirken, daß die Menschen sich dazu entschließen, die Formen zu schaffen, die für sie erforderlich sind.

Europa – Friedenspotential der Welt

Was kann das Ziel einer gedachten europäischen Außenpolitik sein? Doch nur: Zu versuchen, den Frieden zu erhalten, wann und wo und von wem er immer bedroht scheinen mag.

Keines der europäischen Länder kann sich von einem Kriege Ergebnisse erhoffen, die die sicheren negativen Auswirkungen eines solchen Krieges an Wert übersteigen könnten. Das trifft auf Großbritannien zu (das sich in zwei Weltkriegen in chronische Schwierigkeiten hineingesiegt hat). Das trifft auf Frankreich zu, das in einem neuen Kriege den nordafrikanischen Nationalisten ganz andere Konzessionen machen müßte als in relativ ruhigen Zeiten.

Das trifft, so bitter es ist, das in Deutschland anzuerkennen, auch auf Deutschland zu.

Deutschland hätte im Falle eines Krieges eine echte Chance, nämlich die Einheit wiederzugewinnen. Aber Deutschland hätte für einen langen Zeitraum die Gewißheit, im Kriegs-falle Operationsfeld zu werden. Ganz gleich, wer die Offensive ergreift, – über einen Teil Deutschlands würden die Kampfhandlungen immer hinwegrollen. Würden die sicheren Opfer in einem erträglichen Verhältnis zur möglichen Chance stehen? Sicher nicht!

Was für die einzelnen europäischen Länder gilt, gilt nicht unbedingt auch für Europa als Ganzes. Europa hätte die Chance, durch einen siegreichen Krieg gegen den Osten die verlorenen ostmitteleuropäischen Länder wiederzugewinnen. Das ist nicht nur Ostdeutschland. Das sind die baltischen Länder, Polen, die Tschechoslowakei und die südosteuropäischen Länder. Europa könnte die Ostgrenze wieder erlangen, die ihm nach dem Ersten Weltkrieg zugefallen war, und die in merkwürdiger Kurzsichtigkeit kaum irgendwo, vor allem aber nicht in Deutschland, in ihrem großen Wert erkannt worden ist. Eine europäische Außenpolitik nach dem Ersten Weltkrieg hätte die ostmitteleuropäischen Verhältnisse konsolidieren müssen. Demgegenüber war die Frage des „Korridors“ zweitrangig.

Diese Frage bedarf sorgfältiger Überlegung, weil hier bereits das Gebiet der reinen Theorie überschritten wird. Bei den Präsidentenwahlen in Amerika ist überraschenderweise die ostmitteleuropäische Frage, kaum verhüllt, von John

Foster Dulles aufgegriffen worden. Sie war schon vorher erörtert worden, und auch der Bundeskanzler hatte auf einer CDU-Tagung in Siegen zu ihr Stellung genommen.

Indessen ist allen Äußerungen, die zu ihr vorliegen, ein Zug gemeinsam: sie lehnen *expressis verbis* den Krieg als Mittel zur Rückgewinnung Ostmitteleuropas ab. Dulles zum Beispiel spricht von Befreiung mit friedlichen Mitteln (ohne zu verraten, wie er sich das konkret vorstellt). Und in der Tat wird jede einigermaßen nüchtern wägende Berechnung zu dem Ergebnis kommen müssen, daß lieber dieses Ziel aufzugeben oder für lange Zeit zu vertagen wäre, als daß um seinetwillen ein Krieg ins Auge gefaßt werden dürfte. Hier gilt das gleiche, wie bei allen Zielen, die sich heute irgendein europäisches Land denken kann. Sie lohnen nicht gegenüber den Opfern eines Krieges.

Europa ist in der Gegenwart und für absehbare Zeit eines der sichersten Friedenspotentiale der Welt. Kaum ein Kontinent kann durch Krieg etwas gewinnen. Europa aber muß den Krieg ablehnen, weil es zu viel verlieren müßte. Das Friedenspotential Europas ist in seiner möglichen Bedeutung für die Weltpolitik noch kaum durchdacht worden. Von ihm muß man ausgehen, wenn man über europäische Außenpolitik nachdenkt.

Friedenspolitik braucht Stärke

Es ergibt sich die skeptische Frage, ob dieses Charakteristikum Europas nicht den alten Erdteil dazu verurteilt, in den kommenden großen Auseinandersetzungen eine ausschließlich passive Rolle zu spielen. Dezidierte Friedenspolitik läuft naturgemäß immer Gefahr, passiv zu sein. Dafür gibt es sehr viele Beispiele in der Geschichte. Bewegend sind nur immer die, die etwas wollen.

Jedoch ist diese skeptische Frage zurückzuweisen. Wenn man die besondere Disposition Europas zum Frieden als Ausgangspunkt einer europäischen Außenpolitik wählen will, so kann diese Außenpolitik sicher nicht nur mit passiven Mitteln geführt werden. Ja, sie braucht sogar eine erhebliche Stärke, um überhaupt ausgeführt werden zu können.

Allerdings muß man sich hier bereits von jenen distanzieren, die allem bisher Gesagten zustimmen, um daraus die Begründung für ihre West- oder Ostorientierung zu ziehen. Sie argumentieren nämlich, daß eben, weil dies so sei, nur die volle Anlehnung an den Westen (oder an den Osten) Aussicht auf den gewünschten Erfolg, nämlich die Erhaltung des Friedens, haben könne. Hier liegen Gefahren eines Mißbrauchs des europäischen Friedenspotentials vor.

Die Kernfrage, die sich ergibt, ist diese: Kann Friedenssicherung nur durch Stärkung der beiden großen Gegenspieler wirklich erfolgreich sein? Die Beweisführung der einen Seite ist die alte: „*si vis pacem, para bellum*“. Ganz von der Hand zu weisen ist diese Binsenweisheit sicher nicht. Selbstverständlich würde ein schwacher Westen einem starken Osten möglicherweise zum Krieg verlocken (wie auch ein starker Westen durch einen schwachen Osten verlockt werden könnte).

Aber weniger sicher ist, ob ein starker Osten auch angesichts eines starken Westens unter allen Umständen zum Frieden gezwungen werden kann. Taucht hier nicht notwendigerweise die Angst auf, daß im Verlauf weniger Jahre die Stärke

des andern, des möglichen Feindes, die eigene Stärke übersteigen würde? Ist nicht diese Angst die hauptsächliche Kriegsgefahr unserer Tage? Die Erinnerung zeigt doch, daß die beiden letzten Weltkriege im Grunde hier ihre Wurzel hatten. Gewiß kamen noch andere Faktoren, die zum Kriege drängten, hinzu. Aber hätte Hitler im Jahre 1939 Polen angegriffen, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß einige Jahre später die mögliche Gegenkoalition ihm an Stärke erheblich überlegen sein würde?

Friedenssicherung durch Stärke allein reicht nicht aus, wenn sie nicht durch eine konstruktive Politik zum Abbau der großen Spannungen beiträgt. Es muß ganz nüchtern, ohne daß man irgend jemandem einen Vorwurf machen kann, festgestellt werden, daß eine konstruktive Entspannungspolitik in den letzten Jahren nirgends versucht worden ist.

Scheinbar hat die Sowjetunion es im vorigen Jahr getan. Aber doch nur scheinbar. Die Sowjets machten den Vorschlag eines bewaffneten Neutralitätsgürtels zwischen West und Ost, der (ohne das das so genau gesagt wird) von Finnland über Schweden, Deutschland, Österreich, Persien bis nach Indien herüberreichen sollte. Der Westen und auch die überwiegende Mehrheit der westlichen Politiker warnten, obwohl dieser Weg in Schweden, Österreich, Finnland ja bereits gegangen wird. Sie wiesen darauf hin, daß die Länder dieses Gürtels niemals auch nur annähernd so stark sein könnten, um sich gegen einen möglichen Mißbrauch der Friedensliebe wehren zu können.

Dem Argument ist sicher zuzustimmen. Zwei Weltkriege haben ausreichend gezeigt, daß Deutschland, auf sich allein gestellt, nicht stark genug ist. Eine andere Frage aber ist es, ob die Folgerungen aus diesem richtigen Argument auch die richtigen waren.

Man hätte im Grunde im vergangenen Jahr die Frage aufwerfen müssen, warum die Sowjetunion, wenn sie schon eine Reihe von Staaten ohne Parteinahme in der großen Weltspannung für erwünscht hielt, nicht den Gedanken konsequent weiter verfolgt hat. Warum sie dem Argument des Westens, der Neutralitätsgürtel werde zu schwach sein, nicht die Aufforderung entgegengehalten hat, den Gürtel so stark wie möglich zu machen. Warum sie nicht dafür eingetreten ist, an Stelle eines Friedensgürtels einen Friedensblock unter Einbeziehung ganz Westeuropas und ganz Ostmitteleuropas, eben ganz Europas, zu begründen. Ganz Europa wäre sicherlich stark genug, um als Zünglein an der Waage einen Krieg zu verhindern. Und da das Friedenspotential Europas über alle Zweifel erhaben ist, bestände auch sicher nicht die Gefahr, daß der alte Erdteil eine dritte neue Stellung als Schiedsrichter mißbrauchen könnte.

Niemand in der Sowjetunion hat die Möglichkeit einer solchen Konstruktion anklagen lassen. Hier liegt der Punkt, wo gegenüber den Frühjahrsvorschlägen der Sowjetunion ein gewisses Mißtrauen am Platze ist. Eine Politik, die lediglich verhindern will, daß der stärkere Teil Deutschlands, eben die Bundesrepublik, nicht in den Westen integriert wird, verdient sicher nicht den Namen einer konstruktiven Friedenspolitik.

Aber warum hat der Westen sich gescheut, solche Gedanken zu ventilieren, mit denen immerhin die Ehrlichkeitsprobe mit der Sowjetunion gut hätte gemacht werden können?

Gleichgewicht der Welt

In der Tat, es gibt heute angesichts der Weltspannung nur einen Vorschlag für eine relativ lange Friedensdauer. Das ist der Vorschlag, eine *World Balance of Power* zu begründen. Es liegt im Wesen einer *Balance of Power*-Politik, daß sich

gegen den einen Starken die mehreren Schwächeren verbünden, um seiner Stärke gleichzukommen. Es müssen aber mehrere Schwächere sein, weil sonst keine dynamische Politik möglich ist. Der Gedanke der *World Balance of Power* setzt voraus, daß neben die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten ein anderer Block tritt, der den Ausgleich der Kräfte gewährleisten kann. Hier könnte die eigentliche künftige Mission Europas liegen, und diese Mission würde seinem Wesen, nämlich seinem Friedenspotential, am besten gerecht werden.

Indessen fehlt es Europa heute ganz einfach an Kraft, um eine eigene konstruktive Friedenspolitik einer solchen Art wollen oder durchsetzen zu können. Man sollte diese Erkenntnis viel häufiger aussprechen. Die gegenwärtige atlantische Bindung Europas ist deswegen nötig, weil Europa schwach ist. Und wegen dieser Schwäche wird der Kontinent in dieser Bindung immer Gefahr laufen, von dem eigenen Bundesgenossen mißbraucht zu werden. Die Opposition gegen den EVG-Vertrag hat einen Fehler begangen. Sie hat sicher aus wahltaktischen Gründen vermieden, in das Zentrum ihrer Darlegungen die Forderung zu stellen: „Macht mir Europa stark.“

Aber es ist vielleicht nicht schädlich, es heute den wachsamen Ohren im Osten – und im Westen – zu sagen: Je weiter der Weg der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft gegangen werden wird, je stärker die Verteidigungskraft Europas werden wird, um so mehr wird es davor geschützt sein, mißbraucht zu werden. Im Grunde ist es gleich, ob die europäische Stärke allein oder in Verbindung mit dem Westen begonnen wird. Je größer sie wird, um so größer wird das Eigengewicht Europas werden. Auf dieses Eigengewicht aber kommt es an, wenn man glaubt, daß nur ein Gleichgewicht der Weltblöcke wirklich einen Abbau der großen Weltspannung mit sich bringen kann.

So führt die Erkenntnis, daß es heute keine europäische Außenpolitik gibt, und die Überlegung, wie wohl eine Außenpolitik Europas auszusehen hätte, zu der Begründung einer europäischen Friedenspolitik von morgen. Man täusche sich aber nirgends: Ihre Voraussetzung, ist Kraft, Kraft und mehr Kraft.

CAMILO BARCIA TRELLES

Mit Washington oder mit Moskau?

DAS DILEMMA DER NACHKRIEGSWELT

Madrid, Dezember 1952

Wir schreiben diesen Aufsatz in einem Augenblick, in dem sich zwei amerikanische Präsidenten ablösen, oder, wie man in Washington sagt: „*Between Election Day and Inauguration Day*“. Das bedeutet, daß die große Politik ruht und nur die laufenden Geschäfte abgewickelt werden. Gemäß der Verfassung kann Truman bis Ende Januar die Geschicke des Landes bestimmen, und Eisenhower darf vor seiner Amtsübernahme keine offiziellen Handlungen vornehmen. Die Welt kann also in der Zeit von November bis Mitte Januar keine entscheidenden Maßnahmen von der amerikanischen Außenpolitik erwarten. Es reizt uns, in diesem Augenblick zu untersuchen, welchen Weg die amerikanische Außenpolitik in den kommenden vier Jahren gehen könnte.

Die Präsidentschaftswahlen sind nicht ausschließlich eine innere Angelegenheit der Amerikaner gewesen. Die enge Verbindung zwischen Präsidentschaftswahlen und Außenpolitik wurde zuerst 1920 deutlich. Schon vor den Wahlen zeichnete sich damals ein Wandel der amerikanischen Haltung zu außenpolitischen Problemen ab, zum Beispiel gegenüber dem neu entstandenen Völkerbund. Diesmal hat die Koreafrage die Wahl Eisenhowers beeinflußt. Der amerikanische Bürger hat sich bei seiner Wahl von außenpolitischen Gesichtspunkten leiten lassen und innerpolitische Erwägungen zurückgestellt. Eine andere Begründung würde fehlgehen, weil sich – als eine Folge des Zweiten Weltkrieges – das Verhältnis der Mächte zueinander geändert hat und die Hegemonie der Vereinigten Staaten gewachsen ist. Hinzu kommt, daß ein großer Teil der Westlichen Welt bereit ist, die amerikanische Hegemonie zu akzeptieren, und abwartet, bis Eisenhower in das Weiße Haus eingezogen und seine außenpolitische Linie deutlich geworden ist.

Während seines Wahlkampfes trat Eisenhower nicht mit neuen außenpolitischen Ideen hervor, sondern beschränkte sich darauf, die Regierung der Demokratischen Partei zu kritisieren. Wir können nur vermuten, daß mit Eisenhower die amerikanische Außenpolitik mehr als eine Änderung erfahren wird. Er hat allerdings keine absolute Freiheit, sie völlig neu zu gestalten.

Man muß in der internationalen Politik mit zwei verschiedenartigen Faktoren rechnen, von denen die einen Spielraum für eigene Veränderungen lassen, die anderen jedoch zu bestimmten Handlungen zwingen. Deshalb besteht der außenpolitische Erfolg eines jeden Staatsmannes im Ausbalancieren dieser beiden Elemente.

Je größer die Verantwortung eines Landes wird, desto enger werden die Grenzen seiner Freiheit. Somit steht die Aktionsfreiheit im umgekehrten Verhältnis zur jeweiligen Machtstellung.

Das ist vor allem von den Amerikanern nicht immer genügend berücksichtigt worden. Viel zu lange haben sie diese politische Gesetzmäßigkeit ignoriert, die deutlich zeigt, daß die Welt ein Resonanzboden ist, dessen Echo uns alle erreicht, in erster Linie aber die

Länder, die infolge ihrer Macht in der ersten Linie der internationalen Auseinandersetzung stehen. Das ging so weit, daß Roosevelt die Neutralitätsgesetze von 1935 und 1937 noch einmal ausdrücklich bestätigte, als der Zweite Weltkrieg in Europa schon zur furchtbaren Wirklichkeit geworden war. Ja, die USA forderten auch noch die iberamerikanischen Staaten auf, in Panama eine entsprechende Erklärung zu unterschreiben.

Seemacht und Landmacht – Koalition und Hegemonie

In den Monaten Oktober und November erlebten wir zwei für die ganze Welt bedeutende Ereignisse: Die Tagung des 19. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und die amerikanischen Präsidentschaftswahlen. Wir wollen nicht sagen, daß diese beiden Ereignisse so schwerwiegend sind, daß sie das Ende des Kalten Krieges anzeigen oder daß der Ausgangspunkt der neuen Nachkriegsperiode wesentlich verschieden von der Zeit 1945–1952 ist. Wir wollen auch nicht behaupten, daß die Sowjetunion mit den Satellitenstaaten einerseits und die USA als Haupt einer Koalition westeuropäischer Staaten andererseits allein alle Möglichkeiten für eine internationale Protagonistenrolle in ihren Händen halten.

Uns scheinen alle Diskussionen über die Zukunft der Westlichen Welt unwiderruflich zu der These zu führen, daß man entweder mit Moskau oder mit Washington gehen muß. In der Tat verkörpert – geopolitisch gesehen – Rußland die Landmacht und Amerika die Seemacht.

Nehmen wir das als gegeben hin und fragen wir die Geschichte, so würde sich uns – zumindest was Europa anbetrifft – folgendes Bild zeigen: Immer, wenn eine Nation eindeutige Hegemoniewünsche hegte, griffen die bedrohten Länder auf das Koalitionssystem zurück. Es war eine instinktive und vitale Reaktion. Aus diesem System kristallisierte sich eine europäische Macht heraus, die nicht kontinental war. Im europäischen Falle war das Großbritannien. In den Nachkriegszeiten der letzten dreihundert Jahre entwickelte Großbritannien sein erfolgreiches System der *Balance of Power*. Aber nach dem Krieg 1914–1918 funktionierte dieses System nicht mehr, das seit Waterloo unter dem Begriff *Pax Britannica* bekannt ist.

Für Westeuropa kam nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues und ernstes Problem hinzu: Gegenüber der mächtigen Hegemonie Moskaus konnte die Alte Welt weder mit dem, was einmal die britische Seemacht war, rechnen noch mit der sofortigen Mitarbeit Deutschlands, das bei einer Wiederherstellung des Gleichgewichts einen wichtigen Platz hätte einnehmen können. Westeuropa boten sich zwei Alternativen: Entweder dem endgültigen Verlust seiner jahrhundertealten Führungsstellung resigniert zuzusehen oder für das schwach gewordene Großbritannien und das geteilte und besetzte Deutsche Reich einen Stellvertreter zu suchen.

Diese Umstände ließen Westeuropa nur in einer engen Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten eine sichtbare Kompensation seines Nachkriegsunglücks sehen. Daraus schlossen einige, im Grunde genommen habe sich nichts Wesentliches geändert, und wir wohnten wieder einmal einem Kampf bei, wie er seit Peter dem Großen zwischen einer Landmacht und einer Seemacht ausgetragen werde. Eine solche Beurteilung der Situation wurde noch durch die Überlegung bestärkt, daß das neue Gleichgewicht seinen sichtbaren Ausdruck in der Organisation des Atlantikpaktes erhalten habe, der die Seemacht gegenüber der Bedrohung durch eine Landmacht, die von Weltherrschaftsplänen besessen sei, mobilisiere.

Untersucht man, was das Fehlen des Gleichgewichtes gegenwärtig geopolitisch bedeutet, so muß man feststellen, daß die Versuche, die sich um eine Wieder-

herstellung des Nachkriegsgleichgewichts bemühen, nicht, wie man es heute tut, von der Gegenüberstellung zweier Welten, von denen die eine kommunistisch und die andere antikommunistisch ist, ausgehen können.

Sie müßten vielmehr von der These ausgehen, daß die eine Welt die Eroberung des Meeres anstrebt, da sie von der Unüberwindlichkeit der enormen Landmasse (Mackinder nannte sie „heartland“) überzeugt ist, während die andere Welt eine Ausdehnung über die langgezogenen Grenzen der sowjetischen Peripherie hinaus anstrebt. Somit stünden sich Unentschlossenheit einerseits und klare Zielstrebigkeit andererseits gegenüber.

Japan als Träger des Gleichgewichtsystems der Seemächte

Großbritannien und Japan waren ein Vierteljahrhundert verbündet und führten die Politik der Seemacht gegen die Landmacht. Am Bosphorus und in der Mandschurei wurde die russische Expansion gehemmt, im Pazifik wie im Mittelmeer ein Gleichgewicht erreicht. Großbritannien erntete die Früchte seiner klugen Politik, und Japan forderte die Anerkennung seiner Hegemonie im späteren Großostasien. Japan schien die Lehre vom Lebensraum auf den Fernen Osten übertragen zu haben.

Die Gleichgewichtspolitik wurde eindeutig von anderen Mächten, besonders von Großbritannien, unterstützt. Zweifellos handelte es sich um eine elastische Politik. Sie wurde angewandt, um Pläne von großer Tragweite zu verwirklichen. Aber diese Politik war von Vorurteilen überwuchert und wurde, als andere Mächte an die erste Stelle rückten, von diesen nicht übernommen. Wir denken dabei an die Vereinigten Staaten.

In den Jahren nach dem Versailler Vertrag urteilte man in Washington über das Fernost-Problem wie folgt: Die englisch-japanische Verbindung hatte ihren Sinn, als sich der Schatten der russischen Bedrohung auf dem „gelben“ Kontinent zeigte und der deutsche Einfluß in China wuchs. Nachdem Deutschland besiegt und Rußland nach der Revolution von 1917 in der Westlichen Welt ausgeschaltet war, schien eine Verlängerung des englisch-japanischen Bündnisses gegenstandslos geworden zu sein. Da man sich 1921 entschloß, den Pakt ein zweites Mal zu verlängern, konnte er nur gegen die Aktivität der Vereinigten Staaten im Pazifik gerichtet sein, die sich 1920 aus dem Völkerbund und damit aus Europa zurückgezogen hatten. In der *Empire*-Konferenz von 1921 sprachen sich auch einige Dominien gegen die Verlängerung des englisch-japanischen Bündnisses aus.

Die USA hatten, ohne die Folgen zu ermessen, im Pazifik vollendete Tatsachen geschaffen. Japan war von Großbritannien getrennt und sah sich als die Seemacht des Fernen Ostens an. Seit 1921 bestand die Möglichkeit zu einem Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Japan um die Vorherrschaft im Pazifik.

Die Amerikaner glaubten, mit ihrer These der „Offenen Tür“ in China die notwendige Ergänzung ihrer asiatischen Politik zu finden. Diese Hoffnung zerschlug sich, als sich Tschiang Kai-schek – lebendiges Symbol der Unschlüssigkeit der amerikanischen Außenpolitik – nach Formosa zurückziehen mußte.

Die verfehlte Asienpolitik Amerikas wurde noch deutlicher, als sich das kommunistische China Mao Tse-tungs erhob. Mao blieb keine Wahl: Er mußte gegen Tschiang Kai-schek und seine Verbündeten kämpfen. So entstand zum ersten Male ein enges Zusammenwirken zwischen China und der Sowjetunion. Die Macht des *heartland* wuchs. Amerika sah sich seiner Position auf dem asiatischen Festland beraubt und versuchte, seine äußeren Linien zu stützen. Es stand in wirkungsloser Opposition gegenüber der gewachsenen Landmacht.

Das *State Department* in Washington jedoch erkannte die veränderte Situation nicht in ihrer ganzen Tragweite. Die dünn gesäten Stützpunkte an der asiatischen Peripherie erlaubten es kaum, die bewährte amerikanische Politik weiter durchzuführen. Die Methode der „Offenen Tür“ war fehlgeschlagen.

In neuer Form eignete sie sich die Sowjetunion an, als sie China dem Weltmarkt entzog und dem sowjetischen System eingliederte. Die Anwesenheit der Amerikaner in Korea und der Franzosen in Indochina bot keine ausreichende Basis für das Eindringen in das asiatische Massiv. Moskau hatte die schwelenden Herde nur erzeugt, um die westlichen Heere auf den Halbinseln Indochina und Korea festzuhalten.

Geopolitisch kann man hier feststellen, daß die Seemacht Amerikas nur dann ihren Zweck hätte erfüllen können, wenn sie außer den beiden unsicheren Brückenköpfen noch einen Stützpunkt auf dem Festland gehabt hätte. Den hatte sie verloren, als Tschiang Kai-schek vom asiatischen Kontinent vertrieben wurde.

Die geopolitischen Möglichkeiten sind von der Sowjetunion für die eigene Asienpolitik besser genutzt worden als von den Vereinigten Staaten. Daher wundert es den Kritiker, daß ein nicht geringer Teil der Republikanischen Partei beharrlich *Asia first* verlangte, obwohl die Verfechter dieser These nicht einmal sagen konnten, wie eine solche asiatische Politik auszusehen habe. Es gibt nur eine Möglichkeit: Die Wiederbewaffnung Japans und die Stärkung des japanischen Einflusses im Fernen Osten. Das bedeutet nichts anderes, als daß der Krieg im Pazifik und der Sieg über Japan 1945 vergeblich gewesen sind.

Die Seemacht braucht den Kontinent Europa

Kehren wir jetzt zu Europa zurück. Auch hier müssen wir feststellen, daß die Westmächte die ihnen gegebenen geopolitischen Möglichkeiten der Nachkriegszeit nicht zu nutzen gewußt haben.

Der Krieg zeigte 1941 das Bild einer zufälligen, in sich widerspruchsvollen Koalition, die sich gegen die deutsche Hegemonie gebildet hatte. Die Zufälligkeit dieser Verbindung der USA und der UdSSR ließ sich vom geopolitischen Standpunkt aus leicht erkennen. Sie verkörperten Landmacht und Seemacht. Sobald die eine Macht Ziele verfolgte, die mit denen der anderen Macht unvereinbar waren, gab es keine andere Möglichkeit als die der Hegemonie eines der beiden Protagonisten: es sei denn, andere Kräfte machten ihren Einfluß geltend, damit die Welt von der Alternative Landmacht–Seemacht loskomme. Die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt, daß der Sieg über eine mächtige Hegemonie die Wiederherstellung des Gleichgewichts der Kräfte mit sich brachte. Heute erleben wir erstaunt, daß eine der Siegermächte den Kampf beendet hat und eine neue Hegemonie durch die Nachkriegsereignisse und die Kurzsichtigkeit Roosevelts entstanden ist.

Diese Entwicklung kann man nicht allein der dialektischen Fähigkeit der Sowjetunion zuschreiben. Sie ist eindeutig auf die bodenlose Ungeschicklichkeit derer zurückzuführen, die eine Vormachtstellung der Sowjets hätten vereiteln können. Nicht allein die USA trugen zu dieser Entwicklung bei, sondern auch Großbritannien – beide Seemächte –, die aus unerklärlichen Gründen ihre eigenen Möglichkeiten falsch eingeschätzt hatten.

Seit Heinrich VIII. hält sich Großbritannien an seine Praxis der *Balance of Power*. Es war die Praxis einer insularen Macht. Im Laufe von vier Jahrhunderten öffneten sich manchmal die britischen Türen zum Festland, manchmal schlossen sie sich hermetisch, manchmal blieben sie halb offen. Mit anderen Worten: Großbritannien wußte die eigene geopolitische Lage zu nutzen, je nachdem es die Umstände erforderten. Die geschlossenen Türen Groß-

britanniens, die sogenannte *splendid isolation*, gab es nicht nur während der Zeit, als Großbritannien Hegemonie blühte, sie waren auch ein Zeichen dafür, daß Stürme vom alten Kontinent die englische Küste nicht erreichen. Als England jedoch seine Türen zu einer Koalition mit dem Festland öffnete, geschah es, weil sich auf dem Festland eine Hegemonie gebildet hatte. Waren die Türen halboffen, bedeutete das eine Zusammenarbeit zwischen Insel und Kontinent in Zeiten, die relativ ruhig, jedoch nicht vollkommen sicher waren.

Die britischen Türen öffneten und schlossen sich also, je nachdem das wechselseitige Kräftespiel auf dem Festland es erforderte. Man kann aber die britische Außenpolitik nicht lediglich als eine Aneinanderreihung gleicher Episoden ansehen. Eine solche Politik führte Großbritannien wohl jahrhundertlang gegen Rußland. Sie bedeutete nichts anderes als den Kampf einer Seemacht gegen eine Landmacht, die einen Zugang zum Meer suchte, um ihre Macht zu sichern. Vom Frieden zu Kütschük-Kainardschi (1774) bis zum Frieden zu Portsmouth (1905) scheinen das die eigentlichen Gründe der Kämpfe zwischen den beiden Mächten gewesen zu sein. Durch sie hat Großbritannien unschätzbare Erfahrungen gewonnen.

Aber Großbritannien konnte 1945 seine Politik der *Balance of Power* nicht einfach wiederholen. Zunächst fehlte als sicherer Brückenkopf das kontinentale Europa. In den schweren Monaten des Jahres 1940 haben die Engländer erfahren müssen, wie gefährlich ihre Insellage ohne europäisches Festland war. Die Gefahr ist in den Nachkriegsjahren größer geworden. Ein geteiltes Westeuropa gegenüber der Sowjetunion mußte als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß der Brückenkopf Europas niemals in größerer Gefahr geschwebt hatte als jetzt. Das hat Großbritannien nicht eingesehen. Es wurde wiederholt von Frankreich gebeten, an der Montan-Union teilzunehmen und sich in die Europäische Verteidigungsgemeinschaft einzureihen. Es ist jedoch nur so weit gegangen, seine Mitarbeit zu versprechen.

Die Engländer vergaßen, daß eine Seemacht, noch dazu eine sinkende wie die britische, nicht nur auf rein ozeanischer Basis begründet werden kann. Sie braucht als Ergänzung die Mitarbeit des Festlandes. Die britischen Versprechungen sind unzweifelhaft aufrichtig gemeint, wenn sie auch an Bedingungen geknüpft sind. Dennoch scheint sich England nicht darüber klar zu sein, daß sein Spiel mit den abwechselnd offenen, geschlossenen oder halb offenen Türen heute keine Gültigkeit mehr hat und daß heute – und nicht erst, wenn ein akuter Notstand vorliegt, – eine eindeutige britische Teilnahme an den Sicherheitsmaßnahmen Westeuropas von großer Wirkung sein kann. Die britische Reserve könnte sonst in Frankreich zu der Ansicht verleiten, es sei angesichts der untergehenden britischen Seemacht nicht vorteilhaft, sich in gefährliche Abenteuer einzulassen; am besten halte man sich aus dem sowjetisch-amerikanischen Kampf ganz heraus und weide in einen Neutralismus aus. Das würde die westliche Wehrlosigkeit nur verstärken.

Der Januskopf Frankreichs

Betrachten wir jetzt Frankreich unter dem Aspekt der Wiederherstellung der Allianzen und des politischen Gleichgewichts. Es handelt sich wahrscheinlich um die verwickeltste und unsicherste Position, die andere Westmächte anstecken, Mutlosigkeit erzeugen und dadurch die Bildung einer authentischen europäischen Verteidigungsgemeinschaft vereiteln könnte.

Frankreich ist keine Landmacht wie die Sowjetunion. Geopolitisch und historisch hat es einen Januskopf. Es ist eine Nation auf dem europäischen Festland, wird aber von zwei Meeren umspült, von denen das eine – der Atlantik – offen ist, das andere – das Mittelmeer – abgeriegelt werden kann.

Es ist ferner das zweitwichtigste Kolonialreich der Gegenwart. Es gelang ihm nicht, wie Großbritannien ein *Commonwealth of Nations* zu gründen. Tatsächlich bemühte man sich in der Nachkriegszeit, die Französische Union zu festigen. Aber es ist schlecht, wenn eine Nation in den Ländern, mit denen sie eine Union bilden will, einen blutigen und wahrscheinlich hoffnungslosen Krieg führen muß. Tunesien und Marokko werden von Unruhen heimgesucht, ohne daß es bisher zu einem eigentlichen Krieg gekommen ist.

In der Tat streben die politisch reifen Teile des französischen Kolonialreiches ihre Befreiung an. Frankreich wird für die Gründung der geplanten Union nur mit den Teilen seiner Kolonien rechnen können, die noch nicht so weit entwickelt sind.

Es wäre halb so schlimm, wenn dies die einzigen Schwierigkeiten wären, mit denen Frankreich zu kämpfen hat. Wenn Frankreich gezwungen ist, sich besonders auf sein Kolonialreich zu konzentrieren, liegt seine europäische Flanke automatisch offen. Das hat sich bereits bei Indochina gezeigt, das die Franzosen benutzen, um mehr Hilfe von den Vereinten Nationen zu fordern.

Frankreich kann nicht gleichzeitig beider Gefahren Herr werden. Es scheint daher den europäischen Problemen, vor allem den deutschen Fragen, den Vorrang zu geben.

Dialektische Unfähigkeit gegen Plan und Instinkt

Die Welt lebt heute in einem gestörten Gleichgewicht der Kräfte. Das wirkt sich zugunsten der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten aus, vor allem aber zugunsten der Sowjetunion, und geht auf Kosten der europäischen Stellung. Man darf ruhig behaupten, daß die Wiederherstellung eines Gleichgewichts zu den aufschiebbaren Problemen gehört, die den Vereinigten Staaten besondere Aufgaben stellt.

Aber es zeigte sich, daß kein Land dafür schlechter vorbereitet war als die USA. Allerdings ist das zu verstehen, wenn man an den Kurs denkt, den die USA seit der Unabhängigkeitserklärung eingeschlagen haben. Die Ablehnung einer *Balance of Power*, die seither ohne Unterbrechung die amerikanische Außenpolitik beeinflusste, führte zu einer nordamerikanischen Hegemonie, nachdem das System des politischen Gleichgewichts in der Neuen Welt verdrängt wurde. Das erweckte verständlicherweise im Süden des Rio Grande Mißtrauen und erschwerte die panamerikanische Verbindung, die später unvollständig mit stark nordamerikanischem Akzent verwirklicht wurde.

Jetzt aber zeigt sich das unheimliche und gefährliche Bild einer anderen Hegemonie, die nicht, wie die nordamerikanische, auf einen Kontinent beschränkt bleibt, deren Ambitionen vielmehr die ganze Erde umspannen.

Eine besser vorbereitete Nation hätte das nicht überrascht. Der zufällige Charakter der Außenpolitik der Vereinigten Staaten in den letzten 150 Jahren aber erhellt Tatsachen, die sonst rätselhaft geblieben wären. Gelegentlich wandten die Vereinigten Staaten die Praxis der *Balance of Power* an, allerdings, ohne sich dessen bewußt zu sein, so daß sie mit allen Fehlern einer nicht bewußten Handlung behaftet blieb, wie im Fall Chinas. Die dialektische Anämie, für die uns die amerikanische Außenpolitik so viele Beweise geliefert hat, erklärt die augenblickliche Bestürzung über die sowjetische Bedrohung, die dabei ist, jegliche Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Gleichgewichts ein für allemal zu zerstören. Das wird auch durch die bloße Anwesenheit Eisenhowers im Weißen Haus nicht geändert werden können. Die Politik der Offenen Tür hatte die sowjetische Hegemonie in Asien zur Folge. Sie bildete das letzte Kapitel in der Beweisschrift für die Unfähigkeit der Amerikaner, die Außenpolitik einer Seemacht zu führen.

Demgegenüber steht der expansive sowjetische Instinkt. Zumindest im taktischen Sinne hat die Sowjetunion die Außenpolitik der Zaren seit Peter dem Großen verbessert. Das ist nicht immer deutlich genug erkannt worden. Die russischen Autokraten suchten einen direkten Zugang zum Meer: Katharina und Gortschakow zum Schwarzen Meer und zum Bosphorus, Peter der Große zur Ostsee. Die Versuche scheiterten. 1917 änderte die Sowjetunion ihre Politik und wandte sich der Organisation des inneren Ozeans, des *heartland*, zu.

Hierfür schuf sie die Fünfjahrespläne. Die nächste Stufe hieß Islam. Hier nutzte die Sowjetunion auf der einen Seite die Konjunktur und auf der anderen Seite die nordamerikanische Kurzsichtigkeit und das Wanken des Regimes von Tschiang Kai-schek aus. Es gelang ihr, China in einen riesigen Satellitenstaat zu verwandeln und einen erweiterten eurasischen Block zu bilden. Ein riesiges, autarkes System läßt sich hier organisieren. Seine erste Etappe bedeutet für den Westen den Verlust des chinesischen Marktes, seine letzte wird den Druck dieses riesigen Blocks für weitere Expansionen benützen; diesmal aber nicht mit dem Ziel Mittelmeer oder Ostsee, sondern um einen Zugang zum tatsächlich freien, offenen Meer zu gewinnen.

Prüfung der geopolitischen Möglichkeiten

Die sowjetischen Wünsche – ob sie verwirklicht werden oder nicht – stellen die Vereinigten Staaten vor Probleme von ungeheurer Tragweite. Für den verlorenen chinesischen Markt müssen neue Absatzgebiete geschaffen werden. Das Punkt-Vier-Programm Trumans – die Hilfe für unerschlossene Gebiete – scheint ein neues Gebiet im Auge zu haben: den afrikanischen Kontinent.

Wie will Amerika sein System aufbauen? Kann es mit der Zustimmung der Mächte rechnen, die in Afrika Kolonialbesitz haben, Portugal, Großbritannien, Spanien, Frankreich und Belgien? Kann dagegen Europa, das gleichfalls seine asiatischen Absatzgebiete verloren hat, vergessen, daß Afrika der Ergänzungsraum der Alten Welt ist und für die nächste Zukunft eine Reserve darstellt, die zur Deckung des Defizits in Europa an Rohstoffen, Landesprodukten und Käufern ausgebeutet wird? Würde sich Europa nicht durch die Anwesenheit der USA in Afrika behindert fühlen, die eine Art Neokolonialismus durchführen wollen? Würde andererseits nicht Europa den Argwohn der südamerikanischen Mächte erwecken, wenn seine Kolonialmächte gemeinsam zur planmäßigen Ausbeutung Afrikas schreiten würden? Läßt sich von hier aus nicht erklären, warum die USA und auch die südamerikanischen Republiken bei den Vereinten Nationen die Unabhängigkeitsbestrebungen von Tunesien und Marokko unterstützen? Wird nicht gleichzeitig die Neigung bestehen, Europa aus seinen afrikanischen Reserven zu verdrängen? Wird das nicht auf eine Zersplitterung Westeuropas hinauslaufen? Und würde dann nicht Stalins These bestätigt, der sagt, daß Zersplitterung und Feindseligkeit innerhalb der kapitalistischen Welt unvermeidlich seien? Wäre damit nicht der Kalte Krieg gewonnen? Aber würde man nicht auch die fragwürdige These zerstören, daß die Westliche Welt nur zwischen Washington und Moskau zu wählen habe? Wäre man nicht gezwungen, eine Dritte Macht zu bilden, die von Westeuropa und seinem afrikanischen Ergänzungsraum gebildet wurde?

Schon die Formulierung dieser Fragen zeigt, wie schwierig die Aufgabe sein wird, mit der sich der neue Präsident Eisenhower zu befassen hat.

Aber auch Europa muß seine Probleme gründlich untersuchen, für deren Lösung mehr nötig ist als das Provisorium der amerikanischen Hilfe. In den Ländern dieserseits und jenseits des Atlantik wird man eine genaue Prüfung der geopolitischen Möglichkeiten vornehmen und sich fragen müssen, wie weit sie die umstrittene These: Mit Washington oder mit Moskau? bestätigen oder nicht.

Lissabon - Straßenkreuz der Luft

Auf meinem Flug von Lissabon-Portels, so heißt unser Flughafen vor den Toren der großen Hafenstadt am Tejo – nach dem Rhein-Main-Flughafen bei Frankfurt unterhielt ich mich während der Zwischenlandung mit dem Kapitän unseres Flugzeuges. Er flog die viermotorige *Constellation* seiner großen südamerikanischen Gesellschaft von Lissabon zum europäischen Endpunkt der Linie und zurück. Die atlantische Mannschaft desselben Flugzeuges war in Lissabon abgelöst worden.

Der Flug hatte sich beim Absprung aus Brasilien um mehr als 24 Stunden verzögert, weil ein Zylinder ausgetauscht wurde. Denn die von den amerikanischen Lehrmeistern der südamerikanischen Fluggesellschaften überkommenen unerbittlichen Sicherheitsvorschriften verbieten den Atlantikflug, wenn auch nur das leiseste Vibrieren auftritt. Dann lieber vor der Küste umkehren, reparieren und warten.

Die ungeduldigen Passagiere mögen sich in solchen Fällen fragen, warum denn kein Ersatzflugzeug zur Stelle ist. Allein wer hat schon viermotorige Maschinen zum Einspringen untätig im Stall stehen, beziehungsweise im *Hangar*? Sie alle, von denen jede einzelne über eine Million Dollar kostet, müssen ständig fliegen und flugbereit gehalten werden wie ein Paternosteraufzug, damit sie sich vor dem Altwerden amortisieren. Denn die Zivilfliegerei ist nun einmal ein *business* und nicht zu vergleichen mit dem vom Steuerzahler allein getragenen Riesenapparat der großen Luftwaffen unserer Tage. Und selbst wenn eine Fluggesellschaft neue Maschinen bestellt, bekommt sie das Gewünschte entweder gar nicht oder sehr verspätet. Die Luftrüstung geht in der amerikanischen Serienproduktion unbedingt vor, – und in England gibt es keine Serienproduktion vergleichbaren Ausmaßes.

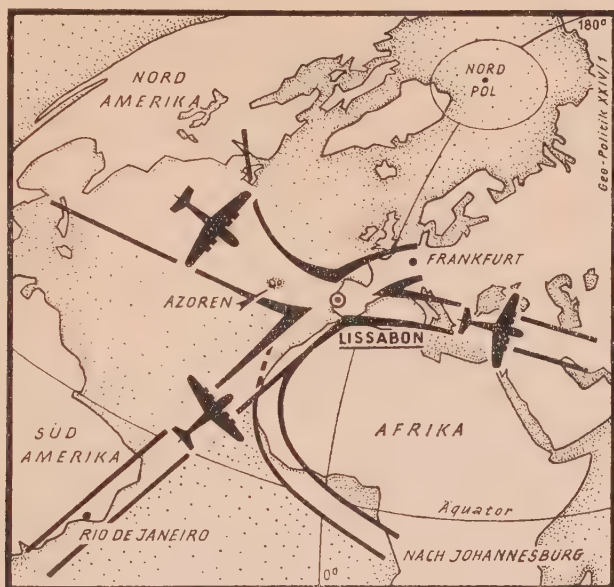
Südamerika – Europa

Der Flugverkehr über den Südatlantik bildet die Nord-Süd-Achse des Luftstraßenkreuzes Lissabon. Er kann zwar nicht mit Rekordzahlen wie der Pendelverkehr über den Nordatlantik zwischen Europa und den USA aufwarten, aber er ist eine Strecke allererster Ordnung und ein gutes Geschäft für die acht Gesellschaften, die sich in ihn teilen. Das ganze Jahr und in beiderlei Richtungen sind die Maschinen voll, die *Douglas C 6* der *Scandinavian Airlines* ebenso wie ihre Schwestern vom noch neueren Typ *C 6 b* der niederländischen *KLM*¹. Dazu die britische *BOAC*², die zum System der *Pan American Airways* gehörende *Panair do Brasil* und die regierungseigenen *Aerolineas Argentinas*. Auch *Air France*, die spanische

¹ Koninklijke Luchtvaart-Maatschappij.

² British Overseas Airways Corporation.

Iberia und die *Alitalia* fliegen nach Südamerika, die Franzosen allerdings nicht über die iberische Halbinsel, sondern direkt über die Sahara nach Dakar an der Westspitze des Schwarzen Kontinents.



Warum das Südamerika-Europa-Fluggeschäft so gut ist, dafür fällt erstens die Riesenentfernung und die entsprechende Zeitraffung gegenüber dem Schiffsverkehr ins Gewicht. Schließlich ist es eben ein Wort, in 36 Reisestunden von Buenos Aires nach Frankfurt zu gelangen – und selbst eine Verspätung von 24 Stunden hebt den gewaltigen Vorsprung gegenüber der Seereise noch keineswegs auf. Zweitens ist Europa an der industriellen Mitarbeit bei der immer schneller fortschreitenden Erschließung jenes Kontinents so stark interessiert, daß ständiger Kontakt Gebot ist. Und drittens ist der Südamerikaner selbst durch die Riesenentfernungen von Land zu Land und im Lande selbst sowie durch die dem Landverkehr von Berg und Urwald gezogenen Schranken schon lange vor dem Krieg *airminded*, d. h. mit dem Luftverkehr vertraut geworden. Er bedient sich deshalb des Transatlantikflugzeugs in größtem Maß für sein Europageschäft und seine Erholungsreisen nach der Alten Welt, die für den Brasilianer natürlich in Portugal und für den Argentinier im benachbarten Spanien beginnen.

Jetzt, wo wir wieder in den Luftwettbewerb einsteigen wollen, wenn auch der Vorsprung der anderen im Südatlantikverkehr von uns erst in Jahren eingeholt werden kann, wollen wir nicht traurig, sondern stolz sein in der Erinnerung, daß die deutsche Verkehrsfliegerei es war, die ganz wesentlich dazu beigetragen hat, das Fliegen in Südamerika erst möglich und dann populär zu machen. Die Liquidierung der *SCADTA*³ in Kolumbien, des *Syndicato Condor* in

³ Sociedad Colombo-Alemana de Transportes Aereas.

Brasilien und so vieler anderer mit deutscher Kapitalbeteiligung und auf deutschen technischer und fliegerischer Pionierarbeit aufgebauten Fluggesellschaften drüben geschah unmittelbar vor oder zu Anfang des großen Krieges im Zusammenspiel des Dollars mit geschickt ausgenutzten Nationalisierungsbestrebungen in den betreffenden Ländern. Das ausführende Organ dieser vorbereitenden Luftstrategie des Präsidenten Roosevelt war der geniale Juan T. Trippe mit seinem *Pan American Airways System*, das einen Großteil der Strecken erbt.

Die Nordamerikaner sind freilich die ersten, die jene von ihnen damals aus machtpolitischen Gründen durchkreuzte deutsche Großleistung in Südamerika anerkennen.

Mitten im Krieg erschien in Washington ein Buch über den ganzen Vorgang. Darin hieß es mit dem Blick auf die Nachkriegszukunft, Deutschland und Italien seien ja nun aus der Luft Südamerikas verschwunden, und auf britischer Seite fehlt der nötige „Angriffsgeist“, um den Nordamerikanern den Verkehrsluftraum in ihrer Hemisphäre streitig zu machen. In Wirklichkeit ist es etwas anders gekommen. Der Flug von Europa nach Südamerika über Lissabon ist international ohne nordamerikanische Beteiligung, denn die *Panair do Brasil* hat heute zu 60 Prozent brasilianisches Kapital und will sich so bald wie möglich ganz frei machen. Auch innerhalb des südamerikanischen Kontinents wird unter eigenen Flaggen und keineswegs nur mit Dollarkapital geflogen.

Im übrigen hat man drüben weder die deutschen Flieger noch den Zeppelin vergessen, der Mitte der zwanziger Jahre als erster dem Kreuz des Südens entgegenflog.

Nordamerika – Azoren – Frankfurt

Die west-östliche Querachse des Luftverkehrskreuzes Lissabon verdankt ihr Entstehen der amerikanischen Initiative unmittelbar vor dem Krieg und seither. Wieder war es die *Pan American*, die sich als Bahnbrecher des Transozeanfluges durch Staatsvertrag mit Portugal das Landerecht auf den Azoreninseln mitten im Atlantik und in Lissabon sicherte. Eigentlich war es das Recht zum Wassern, denn die ersten *Clipper*, die ab Frühjahr 1939 Lissabon aus New York anflogen, waren Flugboote. Dieser Luftdienst und die über Westafrika und die Karibischen Inseln bis Baltimore führende längere Route der britischen Flugboote waren die einzige Passagierverbindung Amerikas mit Westeuropa während des Krieges, wobei holländische Piloten in englischen Diensten den gefährvollen Pendeldienst Lissabon-London flogen.

In der letzten Kriegsphase wurden die Azoren zur amerikanischen Drehscheibe der Luft, und auch heute noch ist im Rahmen der Atlantikmächte der von den Amerikanern laut Vertrag mit der portugiesischen Regierung benutzte Flugplatz Lajens auf den Azoren der Schrittstein der Luftwaffe im Atlantik. Von da führt der zweite Sprung direkt auf den Rhein-Main-Flughafen.

Luftweg nach Afrika

Der zivile Flugplatz liegt auf einer anderen Azoreninsel, Santa Maria. Er wird auf dem Weg nach Lissabon von *Pan American* und *Trans World Airlines* regel-

mäßig angeflogen. In Lissabon selbst wendet sich dann die *Pan American* nach Süden, Afrika zu, um die einzige direkte Luftverbindung zwischen New York und Johannesburg über Dakar – Lagos – Leopoldville zu befliegen. Die europäischen Afrikarouten führen im allgemeinen über das westliche Mittelmeer und die Sahara, aber die belgische *SABENA*⁴ kommt einmal wöchentlich mit ihrem Kongoflugzeug über Lissabon. Die regierungseigenen *Transportes Aëros Portugueses*, kurz *TAP* genannt, haben noch nicht die Langstreckenmaschinen, um in lohnende Konkurrenz mit *PAA* und *SABENA* treten zu können, aber es ist der erklärte Wille der Regierung Salazar, so bald wie möglich unter eigener Flagge nach den afrikanischen Kolonien Angola und Mosambik sowie nach Brasilien zu fliegen.

Luftweg zum Orient

Die amerikanischen *Trans World Airlines* waren es, die nach Kriegsende die Querachse West-Ost über Lissabon ins Mittelmeer und nach dem Nahen Osten entwickelten. Sie fußten dabei auf den Kriegseinrichtungen des *ACT*⁵, des amerikanischen Lufttransportkommandos, einerseits und andererseits auf der Flugverbindung der neuen arabischen Ölkonzessionen mit Amerika durch die *ARAMCO*⁶. Selbstverständlich führt heute der Hauptweg von Amerika nach dem Nahen Osten und Indien über London – Paris – Rom, aber die Südroute hat ihre eigene Bedeutung nicht verloren, sei es, daß sie über Madrid–Rom–Athen oder über Algier–Tripolis nach Kairo führt. Zwei Elemente sind es, die hier den nicht zu unterschätzenden Zustrom amerikanischer Touristen ergänzen: Die Auswanderer aus den südeuropäischen Ländern nach Amerika, vor allem in die Petroleumindustrie Venezuelas, und die Pilgerzüge aus Nordamerika nach Rom.

Der Flugplatz Lissabon wurde mitten im Krieg nach den Plänen des sehr fortschrittlichen portugiesischen Verkehrsministers Pacheco ausgebaut. Bei Kriegsende war er der einzige moderne Flugbahnhof Europas, der für zivile Zwecke gebaut war. Nur wurde er so schnell zu klein, daß inzwischen eine Verdoppelung der Landebahnen sowie aller baulichen Anlagen notwendig wurde. Vorbildlich in Europa ist das *Communication Center*, wo die Flugzeuge per Radio von fernher eingewiesen und auch die Wettermeldungen aus Amerika über die Azoren für ganz Westeuropa hereingenommen werden. Landschaftlich ist Lissabon–Portela einer der schönsten Flugplätze der Welt, da er auf dem Dreieck zwischen Sintragebirge, Atlantik und Tejestrom liegt, dessen Spitze die portugiesische Hauptstadt bildet. Wer bei der weitausholenden Landescheife seines Flugzeuges Lissabon im weißen Sonnenglanz oder im Lichtermeer bei Nacht zwischen den Wassern gesehen hat, wird diesen Anblick zu den eindrucksvollsten Erinnerungen seines Fernfluges von Kontinent zu Kontinent zählen. Und wer dort Station macht, wird ein Stück altes Europa in modernster Fassung erleben, inmitten einer zauberhaften Natur am Südwestende unseres Kontinents.

⁴ Société Anonyme Belge d'Exploitation de la Navigation Aérienne.

⁵ Air Transport Command.

⁶ Arabian-American Oil Company.

Schwedens Neutralität

Die schwedische Neutralitätspolitik ist eine Folgerung aus der Gleichgewichtslage im 19. Jahrhundert, die durch die Errichtung des Bismarck-Reiches nach dem siebziger Krieg entstanden war.

Als aktiver Faktor europäischer Machtpolitik hat Schweden zum letzten Male in den Kriegen Napoleons eine Rolle gespielt; sie fand ihren Abschluß in der Teilnahme am Wiener Kongreß als Siegermacht. Schweden gewann damals die Union mit Norwegen, die jedoch keineswegs den Verlust Finnlands (1809) aufwiegen konnte. Karl XIV. Johann, der erste König aus dem Geschlecht der Bernadotte, führte praktisch bereits eine Politik der Neutralität mit einer Neigung zu Rußland. Oskar I., sein Nachfolger, tendierte in Übereinstimmung mit der Volksmeinung nach Westen. Während des Krimkrieges verbanden sich Schweden-Norwegen durch das Novembertraktat von 1855 deutlich mit der Sache der Westmächte. Nur das unerwartete Kriegsende im folgenden Jahr kam der Teilnahme Schwedens am Kriege mit dem Ziel der Rückgewinnung der Alands-Inseln und vielleicht ganz Finnlands zuvor. Das war jedoch der letzte Versuch einer Beteiligung Schwedens an der Politik der Großmächte.

Der Skandinavismus vermochte es nicht, Schweden an die Seite Dänemarks im Kampf gegen Preußen und Österreich zu bringen. Ebenso führten die zweifellos vorhandenen Sympathien für Frankreich im Kriege 1870/71 nicht weiter als zu harmlosen Demonstrationen. Der neue König Oskar II. (1872–1907) und seine Ratgeber De Geer, Björnstierna usw. leiteten eine klare Neutralitätspolitik ein, die fast deutsch-orientiert war. Die Meinung des Volkes unterstützte diese Haltung vollkommen, und im Reichstag fiel der oft zitierte Ausdruck „Schwedens einzige Außenpolitik ist: keine Außenpolitik zu haben“.

Stattdessen trieb man umso mehr Unionspolitik. Die Ereignisse in Norwegen entwickelten sich zu einem dauernden Streit und endeten mit der einseitigen Kündigung der Union 1905. So traf der Erste Weltkrieg die drei nordischen Länder ohne jede Planung für eine Zusammenarbeit. Schließlich kam sie, vorwiegend durch Schwedens Initiative, auf dem Boden der Neutralität doch zustande.

Diese Zusammenarbeit reichte jedoch nur bis 1917. Im dritten Jahr des Krieges wurde unter dem Druck der Seeherrschaft der Entente und der wachsenden Versorgungsschwierigkeit die strenge völkerrechtliche Neutralität mindestens in bezug auf die Handelspolitik aufgegeben. Norwegen und Dänemark gingen hierbei weiter als Schweden, in Übereinstimmung mit der Haltung der Völker und unter Berücksichtigung der stärker exponierten Lage – ein Vorzeichen für die spätere Entwicklung.

Schwedens Eintritt in den Völkerbund 1920 geschah nicht ohne Bedenken, ob man die nun schon traditionell gewordene Neutralitätspolitik im Rahmen des Bundes fortsetzen könne. Die Besorgnisse wurden deutlich bei den Reichstagsdebatten, der Eintritt wurde trotzdem gegen den Widerstand der Konservativen beschlossen. Die 20er Jahre wurden dann auch für Schweden eine Zeit der außenpolitischen Illusionen. Es war die Zeit der Pakte (Locarno, Briand-Kellog). Man glaubte an die Möglichkeit, einen dauerhaften Frieden durch Zusammenarbeit im Genfer Bund sichern zu können. Auch das Mißtrauen der Konservativen verschwand. 1925 beschränkte Schweden seine Rüstung ganz entscheidend. Die Sozialdemokraten glaubten im Gegensatz zu den Konservativen, ihren Glauben an Genf auf diese Weise in die Tat umsetzen zu müssen.

Das nächste Jahrzehnt zeigte ein anderes Gesicht. Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund, der Abessinienkrieg 1935/36 und die vermehrten Spannungen unter den Großmächten führten zu einem neuen Höhepunkt des Neutralitätsgedankens

im Norden, am stärksten in Schweden. Es wurde deutlich, daß der Völkerbund durch die Vorherrschaft der Westmächte zu einer Großmachtallianz geworden war. Der Austritt aus dem Genfer Bund wurde gefordert.

So weit ging die Staatsführung nicht. Man begann jedoch in Übereinstimmung mit entsprechenden Tendenzen in der Schweiz, Belgien usw., den Grundsatz der Neutralität stärker zu unterstreichen, und erklärte wiederholt, daß man sich nicht binden werde, falls der Völkerbund Beschlüsse über gemeinsames Handeln gegen einen „Angreifer“ fassen werde. Zugleich begann die Arbeit an der Landesverteidigung.

Schweden im Zweiten Weltkrieg

Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, herrschte kein Zweifel, daß das Neutralitätsprinzip die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit des schwedischen Volkes finden würde. Die erste schwere Belastung für die Neutralitätspolitik brachte der finnische „Winterkrieg“ 1939/40.

Er bedrohte ernstlich die Sicherheit Schwedens. Die Sympathien für Finnland waren groß, Freiwillige gingen über die Grenze, Geld und Güter wurden zur Unterstützung geschickt. Die Westmächte wollten jedoch Finnlands Kampf ausnutzen, um durch Überführung von Streitkräften nach Nordskandinavien eine neue Front gegen Deutschland zu errichten. Das hielt Schweden ebenso wie die Sowjetunion zurück. Der Friedensschluß im März 1940 wurde deshalb als Erleichterung für die schwedische Neutralitätspolitik empfunden.

Die Neutralität wurde aber durch die deutsche Besetzung von Dänemark und Norwegen im April 1940 einer noch viel größeren Belastung ausgesetzt. Das bedeutete praktisch die Abschnürung der schwedischen Handelsverbindungen nach Westen. Ein großer Teil der schwedischen Übersee-Flotte mußte außerhalb der Sperre bleiben und bis 1945 alliierten Transporten dienen. Da Schweden nicht wie Dänemark und Norwegen ein militärisches Vakuum darstellte, bestand praktisch keine Gefahr eines deutschen Angriffs, solange die schwedische Regierung an ihrer Neutralitätspolitik festhielt. Hierin waren sich König, Regierung und der überwiegende Teil der Öffentlichen Meinung einig.

Die durch die Absperrung prekär gewordene Lage führte zu großen Handelsschwierigkeiten. Schwedens Neutralität wirkte zu jener Zeit vorteilhaft für beide Kriegsparteien. Es gelang daher der schwedischen Außenpolitik unter dem parteilosen Berufsdiplomaten Christian Günther als Außenminister, von beiden Seiten Importmöglichkeiten zu bekommen. Deutschland brauchte schwedisches Eisenerz, Holzprodukte usw. und lieferte dafür Eisen, Stahl, Instrumente, Kohlen usw. sowie auch eine geringe Menge an Ausrüstungsgegenständen für die Wehrmacht. Außerdem erlaubte die deutsche Regierung einen gewissen Lizenz-Verkehr mit den Westmächten über Göteborg, der dem Lande manche unentbehrlichen Waren lieferte. Gleichzeitig zogen die Westalliierten große Vorteile aus der Kontrolle über die schwedischen Handelsschiffe auf den Weltmeeren.

Die stärkste politische Belastung der schwedischen Neutralität kam erst mit dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges am 22. Juni 1941. Die Stimmung der Mehrheit wurde deutschfeindlich. Die Sympathien für Finnland waren jedoch immer noch groß, aber auch die Furcht vor dem bolschewistischen Rußland. So entstand eine Spaltung der öffentlichen Meinung. Als die schwedische Regierung im Juni 1941 ihre Zustimmung zur Überführung einer deutschen Division (Division „Engelbrecht“) von Norwegen nach Nordfinnland gab, war dieses Abweichen von der strikten Neutralität durch Furcht vor deutschem Druck und durch Sympathie für die Sache Finnlands begründet, dessen Schicksal nun von einem deutschen Sieg über die Sowjetunion abzuhängen schien.

Nachdem 1942–43 der Wendepunkt des Krieges eingetreten war, wurde die

schwedische Haltung den Alliierten gegenüber immer freundlicher. Neutralitätsverletzungen zu ihren Gunsten häuften sich: Norwegische „Polizeitruppen“ wurden in Schweden ausgebildet, die dänische Widerstandsbewegung unterstützt usw. Der Kommunismus gewann mit den sowjetischen Siegen an Einfluß. Obwohl Schweden als Nachbar der Sowjetunion hätte einsehen müssen, was diese Siege bedeuteten, kann nicht geleugnet werden, daß die Volksmeinung mit geringen Ausnahmen von der alliierten Propaganda zu der Ansicht gebracht wurde, daß die Sowjetunion Waffenträger der Weltdemokratie sei. Sie verließ sich auf Roosevelts Programm einer kommenden friedlichen Welt durch Zusammenarbeit der „großen Demokratien“, unter denen die Sowjetunion an der Seite der USA und Großbritanniens einen der ersten Plätze einnehmen würde.

Man kann jedoch nicht behaupten, daß Schweden bei Kriegsende 1945 das gleiche kritiklose Vertrauen in die Möglichkeit der Sicherung des Friedens durch internationale Zusammenarbeit zeigte, das es in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg bewiesen hatte. Als sich die UNO im Januar 1946 konstituierte, wurde die neue Weltorganisation bei weitem nicht mit dem gleichen Enthusiasmus begrüßt wie ihre Vorgängerin 1920.

Mindestens nach dem Eindruck der „großen Presse“ herrschte im schwedischen Volk mit wenig Ausnahmen die Überzeugung, daß die Zusammenarbeit der „großen Demokratien“ den Weltfrieden für abschbare Zeit sichern würde, nachdem die Weltgefahren des Nazismus, Faschismus und des japanischen Imperialismus niedergeschlagen waren. Zu diesen großen Demokratien wurde nicht zuletzt die Sowjetunion gezählt. Trotz aller Erfahrungen und Kenntnisse, die Schweden vom wirklichen Wesen russischer Politik hätte haben müssen – in vieler Hinsicht gleichartig unter Zarentum und Stalinismus –, schien man daran zu glauben, daß das kommunistische System zu einer wirklichen, wenn auch modifizierten Demokratie umgewandelt worden sei. Diese Rooseveltsche – und damal auch Eisenhowersche – Schau der Weltlage scheint nirgends so unkritisch aufgenommen worden zu sein wie in Schweden.

Aus dieser Auffassung entwickelte sich die Neigung, auch die schwedischen Kommunisten, die in den ersten Kriegsjahren mißtrauisch überwacht worden waren, als gute Demokraten zu behandeln. Wohl wurde kein kommunistischer Vertreter in die Regierung aufgenommen, aber sowohl in Wehrausschüssen als auch in anderem Zusammenhang wurden ihre Vertreter vom nationalen Standpunkt aus als vollwertig angesehen.

Ferner trat eine starke Neigung auf, die Gunst der Sieger zu gewinnen. Legionäre aus den baltischen Staaten und internierte deutsche Truppen wurden den Sowjets ausgeliefert. Von offizieller Seite wurde eine Vielzahl neutralitätswidriger Handlungen auf den Gebieten der Nachrichtentätigkeit enthüllt. Die Diplomaten der Achsenmächte wurden ihrer vorher stets anerkannten völkerrechtlichen Vorrechte beraubt und den Alliierten ausgeliefert. Alles deutsche Eigentum in Schweden wurde beschlagnahmt und liquidiert; durch ein in Washington getroffenes Abkommen wurde ein großer Teil des Erlöses den Siegern für ihre Schadenersatzforderungen zur Verfügung gestellt.

1946: Kreditabkommen mit der Sowjetunion

Der bedeutungsvollste unter den Verträgen, der in erster Linie die Siegermächte günstig stimmen sollte, war jedoch das Kreditabkommen mit der Sowjetunion vom Jahre 1946. Gewiß erhielt es offiziell eine rein wirtschaftliche, von schwedischen Nützlichkeitsbetrachtungen diktierte Motivierung.

Es behandelte Kreditlieferungen schwedischer Waren für eine Reihe von Jahren im Werte von einer Milliarde Kronen. Die Rückzahlungsverpflichtung der Sowjetunion sollte frühestens nach 15 Jahren beginnen. Die Sowjets bekamen das Recht, selbst zu bestimmen, welche Waren sie kaufen wollten. Von Regierungsseite wurde zur Begründung angegeben, daß man

in den Nachkriegsjahren allen Anlaß hatte, mit einem Konjunktursturz zu rechnen. Das Lieferungsabkommen mit der Sowjetunion hätte dann eine Garantie gegen Arbeitslosigkeit bedeutet.

Ein Konjunktursturz trat jedoch nicht ein. Anstelle von Arbeitslosigkeit wurde der Mangel an Arbeitskräften das schwerste Problem der schwedischen Industrie auf Jahre hinaus. Unter diesen Umständen wurden die Kreditlieferungen an die Sowjetunion zu einer schweren Belastung, umso mehr, als verschiedene Rohstoffe und Maschinen für diese Lieferungen gegen Dollar importiert werden mußten, was den an sich schon großen Dollarmangel steigerte. Außerdem verzögerten die Exporte auf Kredit nach dem Osten die normale Entwicklung des schwedisch-sowjetischen Handels, da die Sowjets natürlich die Kreditlieferungen lieber in Anspruch nahmen, als mit eigenem Export zu bezahlen. Die wirtschaftliche Begründung des Kreditvertrages brach damit völlig zusammen. Das Kreditabkommen war, wie es ein Kritiker nannte, „ein freiwillig übernommener Kriegsschadenersatz an Rußland“.

Auch diese politische Berechnung erwies sich bald als völlig verfehlt, da sie eine Erhaltung des Einvernehmens unter den Siegermächten voraussetzte, was jedoch nicht einmal für kurze Zeit nach dem Kriege der Fall war.

Die Ereignisse hätten von allen Kennern russischer Geschichte und des Moskauer Kommunismus vorausgesagt werden können. Aber sie wurde tatsächlich von den führenden Männern der großen Siegermächte nicht vorausgesehen. Auch in Schweden wurde die Lage höchstens von einer Minderheit ohne Einfluß auf die Politik der Regierung erkannt.

Neutralität oder Atlantikpakt?

Für die schwedische Staatsführung bedeutete der Ost-West-Konflikt, daß die ganze Grundlage ihrer von 1944 bis 1948 betriebenen Politik über den Haufen geworfen wurde. Die Verantwortung für die falsche Beurteilung der Lage wurde anscheinend leicht getragen, da sie sich gleichmäßig auf alle großen Parteien und die große Presse verteilte. Man kam jedoch nicht um die Notwendigkeit herum, eine andere Grundlage für die äußere Politik suchen zu müssen.

In einem Punkte bestanden wenigstens keine prinzipiellen Meinungsunterschiede: Im Gegensatz zu Dänemark und Norwegen verfügte Schweden 1939 über eine Verteidigungsorganisation, die wohl viele Fehler hatte, die jedoch in Funktion hätte treten können. Diesem Umstand hatte es das schwedische Volk in erster Linie zu danken, daß es nicht in die kriegerischen Verwicklungen hineingezogen wurde. Während der Kriegsjahre war die schwedische Wehrorganisation in mancher Hinsicht ausgebaut und ohne wesentliche Rücksicht auf die Kosten verbessert worden. So hatte die Verteidigungsbereitschaft beim Kriegsende ein relativ hohes Niveau erreicht.

Dagegen bestand keine so weitgehende Einigkeit über die Grundzüge der schwedischen Außenpolitik, auch wenn die Anhänger der neutralen Linie überwogen. Es gab eifrige Anhänger des Eintritts in den Atlantikpakt. Diese Richtung wird von so einflußreichen Presseorganen wie *Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning* und *Dagens Nyheter* vertreten, wurde jedoch weniger von den politischen Parteien gebilligt – abgesehen von einer kleinen Gruppe vor allem in der Volkspartei (bürgerlich, links orientiert). Die Anhänger des Neutralitätsgedankens waren zersplittert in eine Richtung, die eine gemeinsame nordische Neutralität mit militärischem und politischem Schwerpunkt in Schweden wünschte, und eine andre Richtung, die für eine isolierte schwedische Neutralität eintrat. Eine große Rolle spielte für die zweite Gruppe die Rücksichtnahme auf Finnland, das bei seinem Friedensschluß mit Moskau das außenpolitische Zusammengehen mit der Sowjetunion akzeptieren mußte.

Im Sommer 1945 übernahm die Sozialdemokratie als Nachfolgerin der Sammlungsregierung der Kriegsjahre die Regierungsgeschäfte und entschied sich für die neutrale Richtung.

In wiederholten Verhandlungen mit den Regierungen Dänemarks und Norwegens wurde 1948/49 durch den Regierungschef Erlander und Außenminister Undén der Vorschlag eines nordischen Verteidigungsbundes gemacht, gültig für jede Verletzung skandinavischen Gebietes, also einschließlich der norwegischen Finnmark und Bornholms. Das Angebot von schwedischer Seite war großzügig oder, wenn man will, voller Gefahren, da es eine unmittelbare Erweiterung der Verantwortung Schwedens enthielt, ohne daß die noch höchst kümmerlich improvisierten norwegischen und dänischen Militärorganisationen einen nennenswerten Zuschuß für die Verteidigung bedeutet hätten. Es wurde jedoch von norwegischer und dänischer Seite abgelehnt. Die Regierungen der Nachbarländer fühlten sich schon an den Atlantikpakt gebunden, während das schwedische Angebot auf der Idee der nordischen Neutralität basierte.

Die entscheidenden Verhandlungen im Januar 1949 bedeuteten somit, daß sich Schweden jetzt, als es zu spät war, zum Sprecher einer Politik machte, die ein Jahrzehnt vorher wahrscheinlich dazu geführt hätte, daß der Norden als Ganzes während des Zweiten Weltkriegs von Kriegsoperationen verschont geblieben wäre.

Über die Ursachen der Weigerung Dänemarks und Norwegens kann man verschiedener Meinung sein. In Dänemark scheinen die Bedenken weit größer als in Norwegen gewesen zu sein. Die Hauptursache ist sicherlich die im Kriege entstandene Bindung, besonders der damals in London arbeitenden norwegischen Exilregierung. Die führenden Persönlichkeiten sind zum großen Teil die gleichen wie heute. Besonders der norwegische Außenminister Lange repräsentiert diese Kontinuität. In Norwegen spielte sicher auch die Abneigung gegen eine schwedische Führung mit, die seit dem Unionszwist traditionell ist. Sie wäre bei einer skandinavischen Neutralitätspolitik allerdings unvermeidlich gewesen mit Rücksicht auf Schwedens größere materielle Mittel und die Tatsache, daß Schweden der einzige militärische Faktor im Norden war.

Auch Illusionen dürften mitgespielt haben. Man hatte wohl gehofft, daß die Aufrüstung im Rahmen der atlantischen Gemeinschaft „billiger“ werden würde und daß die Großmächte in Friedenszeiten in strategische Probleme nicht eingreifen wollten.

Die allianzfreie Linie

Vom schwedischen Standpunkt aus war es vielleicht günstig, daß die große skandinavische Geste einmal gemacht und – abgewiesen wurde. Jetzt blieb nur noch die schwedische isolierte Neutralität oder, wie es besser heißen sollte (denn Neutralität ist völkerrechtlich gesehen ein Begriff, der nur bei Kriegszustand aktuell ist), die allianzfreie Linie.

Nachdem die Regierungsvertreter am 9. Februar 1949 über die Lage berichtet hatten, erhielt diese Politik den einstimmigen Beifall aller Reichsparteien mit Ausnahme der Kommunisten. Offiziell besteht diese Einmütigkeit auch heute noch. Gewisse Zweifel sind berechtigt. Immerhin kann man feststellen, daß das politische Schweden und die öffentliche Meinung im wesentlichen für die bindungsfreie Haltung eintreten.

Ein von den Verfechtern des Atlantikpaktes früher viel verwendetes Argument ist jedenfalls nicht länger brauchbar: man hatte behauptet, daß die für die schwedische Rüstung wichtigen Rohstoffe, Maschinen und Instrumente von den USA verweigert würden, falls Schweden seine allianzfreie Haltung beibehielte. Das ist nun von amerikanischer Seite widerlegt worden. Man hat auch in Washington einzusehen begonnen, daß die schwedische Haltung vom amerikanischen Standpunkt aus

wertvoll sein kann und daß es unter allen Umständen das Wichtigste ist, wenn die schwedische Wehrkraft möglichst groß ist.

Niemand erwartet, daß ein freies Schweden im Kriegsfall je aktiv auf Seite der Sowjetunion eingreifen wird.

Das Hauptargument der Anhänger des Atlantikpaktes ist: Schweden könne sich auf keinen Fall einer Beteiligung am Kriege gegen den Osten entziehen. Dann werde Schweden unter allen Umständen zum Bundesgenossen der Westmächte und brauche deren Hilfe. Vorbereitete Hilfe sei besser als unvorbereitete. Vorbereitete Hilfe aber könne nur im Rahmen des Paktes erwartet werden. Diese Argumentation hat auch Anhänger in Militärkreisen gewonnen, wo man großen Wert auf gewisse technische Vorbereitungen legt.

Die Anhänger der Regierungspolitik antworten: auch wenn die Aussichten für ein Fernbleiben vom Dritten Weltkrieg noch so gering wären, so ist es doch ein wesentlicher Unterschied, ob wir sofort oder erst später in den Krieg einbezogen werden. Unschätzbare Zeit für Vorbereitungen kann gewonnen werden. Außerdem können wir in der Allianzfreiheit unser Verteidigungssystem nach eigenen Richtlinien aufbauen und nicht als Militärprovinz des Pentagons. Zugleich können wir günstigere Bedingungen für die militärische Zusammenarbeit gewinnen als Norwegen und Dänemark, die schon heute der westlichen Führung unterworfen sind.

Nebenbei treten gewisse Kompromißvorschläge in Erscheinung, von denen einer die „Vorbereitung militärischer Zusammenarbeit mit den Nachbarländern unter Aufrechterhaltung der allianzfreien Politik“ empfiehlt. Das ist jedoch nur verhüllte Atlantik-Pakt-Politik.

Das Argument Finnland bleibt weiter gültig. Es ist sehr wohl denkbar, daß ein Beitritt Schwedens zum Atlantikpakt von der Sowjetunion durch eine Besetzung Finnlands beantwortet würde. Ein volksdemokratisches Regime wäre dort die Folge.

Außerdem geht die allianzfreie schwedische Politik von der Voraussetzung aus, daß der Ausbruch eines Dritten Weltkrieges nicht als unvermeidbares Schicksal angesehen wird, auch wenn die Lage noch so bedrohlich aussieht. Er kann durch ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen den großen Blöcken zurückgehalten werden. Niemand kann im übrigen mit Gewißheit die Entwicklung in der Sowjetunion voraussehen. Außerdem hat die bündnisfreie Politik das erhebliche Gewicht langer traditioneller Erfahrung hinter sich. Schwedens Neutralitätspolitik hat die Probe in zwei Weltkriegen bestanden und ist Leitstern der schwedischen Volksmeinung. Die Neutralität ist ein gewisser Schutz gegen die vereinfachende und ungerechtfertigte These von der Alleinschuld einer Seite gewesen.

Eine Mißdeutung von Schwedens Haltung muß unter allen Umständen zurückgewiesen werden: sie läßt nicht den geringsten Zweifel an der Verteidigungsbereitschaft. Das Land wird mit all der Kraft verteidigt werden, die die Nation in ihrer Schicksalsstunde aufbringen kann.

HELVETICUS

Schweizerische Politik

Wehrhafte Neutralität und internationale Solidarität

Unbeirrt setzte die Schweiz im Jahre 1952 jene Außenpolitik der wehrhaften Neutralität und der internationalen Solidarität fort, die sie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges inauguriert hat.

Die Wehrbereitschaft förderte sie mit der intensiven Arbeit an der Verwirklichung eines auf 1,46 Milliarden Franken bemessenen Rüstungsprogramms, das neue Wehr-

bauten und Waffen, Kriegsmaterial und Transportmittel vorsieht, sowie mit der Einführung einer neuen Truppenordnung, die neben der Formierung einer armeeremäßigen Luftschutztruppe auch zahlreiche Umteilungen und Materialverlagerungen notwendig machte.

Die Neutralitätspolitik des Bundesrates wurde wiederholt entschieden verteidigt gegen Mißdeutungen im Osten und Westen sowie gegen böswillige Unterschreibungen der Kommunisten im eigenen Land.

Die Solidarität mit der Umwelt bekundete die Eidgenossenschaft durch den Beitritt oder die Erklärung des Einverständnisses zu der Verlängerung zahlreicher internationaler Vereinbarungen und Aktionen ohne politische Ziele. Noch in der zweiten Jahreshälfte erforderten die Hilfe zugunsten notleidender Kinder und Flüchtlinge in Europa sowie der Beistand an wirtschaftlich unentwickelte Länder und die Begründung eines europäischen Zentrums für die Forschungen auf dem Gebiet der Kernphysik zusätzliche Kredite zur eidgenössischen Rechnung.

Eine Bekräftigung des Willens zur europäischen Solidarität lag auch im Beschluß der Bundesversammlung vom Juni 1952, an der Europäischen Zahlungsunion weiter mitzuarbeiten und für den Ausgleich der bis 30. Juni 1953 entstehenden Rechnungsüberschüsse der Schweiz gegenüber der Union eine Rallonge zum ursprünglichen Kredit zu bewilligen, die höchstens 275 Millionen Franken erreichen darf. Auch zu einer allfälligen Verstärkung des Betriebsfonds der Union wird die Schweiz nach Maßgabe ihres Anteils am Quotensystem beitragen.

Ein schweres Erbe aus der Kriegszeit liquidierte die schweizerische Außenpolitik 1952 mit dem Abschluß dreier Abkommen, die unter sich zusammenhängen: Zwei beziehen sich auf die Liquidation der deutschen Guthaben in der Schweiz, das dritte gilt der Tilgung einer Schuld der Deutschen Bundesrepublik von 1,177 Milliarden Franken („Clearingmilliarde“) an die Eidgenossenschaft.

Die Schweiz hat sich seit 1946 beharrlich geweigert, eine entschädigungslose Beschlagnahme der deutschen Privatguthaben auf ihrem Staatsgebiet durch die westlichen Alliierten zuzulassen. Es ist ihr in zähen, oft dramatischen Verhandlungen gelungen, den rechtmäßigen Eigentümern die Möglichkeit der Wahl zu sichern, ob sie zum vollen Wert in D-Mark oder nach einem gewissen Abzug in schweizerischer Währung über ihre Forderungen verfügen wollen.

Zurückhaltender urteilt die Öffentlichkeit über den langfristigen Plan zur Amortisation der eidgenössischen Forderungen an das ehemalige Reich, soweit die Bundesrepublik dafür die Haftung übernommen hat. Eine erste Zahlung aus Bonn von 121,5 Millionen Franken wird ausschließlich dazu dienen, den schon früher aus Mitteln der Eidgenossenschaft unterstützten schweizerischen Kriegsoffern eine neue Unterstützung zu gewähren.

Kommt in diesem Vertragswerk das Bestreben zum Ausdruck, phrasenlos, praktisch, aber in den Formen strengen Rechtes zur Bereinigung der innereuropäischen Verhältnisse beizutragen, so wahren Volk und Behörden nach wie vor vorsichtige Zurückhaltung gegenüber der Europaorganisation. Ihre Vorstellung von Europa stimmt mit der Konzeption von Straßburg nicht restlos überein. Ihre politische und rechtliche Schulung verträgt sich schlecht mit den etwas gewaltsamen Methoden, welche die eifernden Führer der Straßburger Organisation anwenden. Schließlich liegen die Querverbindungen von Straßburg zur NATO klar zutage, und als neutraler Staat kann und darf die Schweiz auch nicht über Durchgangsstationen mit Militärallianzen fremder Mächte in Beziehung treten.

Wenn die Europäische Montanunion wirksam zum beschleunigten Aufbau Westeuropas und zur Behebung von Gegensätzen zwischen Deutschland und Frankreich beiträgt, so dürften diese Leistungen von der schweizerischen Öffentlichkeit ohne Rückhalt

anerkannt werden. Dennoch ist die Eidgenossenschaft der Organisation nicht beigetreten, und bisher hat sie, zum Unterschied von England und Schweden, auch darauf verzichtet, sich bei der Hohen Behörde offiziell akkreditieren zu lassen. Dieser Verzicht erklärt sich daraus, daß die Schweiz weder Kohle noch Stahl im großen produziert. Das Ausbleiben einer schweizerischen Sondermission darf jedoch nicht zu der Annahme verleiten, als habe Bern bei der Hohen Behörde nichts zu bestellen. Am 19. Juni 1952 warf vielmehr Bundesrat Petitpierre als Vorsteher des eidgenössischen Politischen Departements vor dem Nationalrat eine Reihe wesentlicher Fragen auf, die er früher oder später in direkten Verhandlungen wird abklären müssen: Kann die Schweiz sich bei den Unionsstaaten nach wie vor auf Grund zweiseitiger Abkommen mit Kohle und Stahl versehen? Muß sie mit einer Politik doppelter Preise rechnen, die ihre Rohstoffbezüge und Produktionskosten verteuern würde? Besteht die Gefahr von Präferenzzöllen innerhalb der Union? Ist eine Benachteiligung der Nichtmitglieder auf dem Gebiet der mengenmäßigen Export- und Einfuhrbeschränkung zu befürchten? Droht eine Umfahrung der Schweiz auf Grund degressiver internationaler Frachttarife?

Volksabstimmungen

Noch nie seit der Begründung des Bundesstaates im Jahre 1848 hat das Schweizervolk so oft in Abstimmungen zu eidgenössischen Fragen Stellung nehmen müssen wie 1952. Diese große Frequenz hängt teilweise mit dem Wegfall des Kriegsnotrechts auf Jahresende, teilweise mit der praktischen Durchführung der revidierten Wirtschaftsartikel von 1947 und zu einem dritten Teil mit den zusätzlichen Rüstungen und ihren finanzwirtschaftlichen Konsequenzen zusammen. Fünf Vorlagen zielten auf eine Verfassungsänderung und brauchten deshalb zu ihrer Annahme eine zustimmende Mehrheit im Volk und innerhalb der Kantone. Sieben Geschäfte waren Vorlagen des Parlaments, zwei ergaben sich aus Initiativbegehren der Opposition, die von der Bundesversammlung zur Ablehnung empfohlen wurden. Von den erwähnten sieben Vorlagen der Räte unterstanden drei dem obligatorischen Referendum, weil sie Änderungen am oder Zusätze zum Staatsgrundgesetz vorsahen, während vier Parlamentserlasse auf Grund des fakultativen Referendums aus dem Kreis der Parteien und Verbände angefochten wurden. In den neun verschiedenen Sachfragen hat der Souverän sechsmal dem Antrag der Räte zugestimmt, während er dreimal gegen die Parole des Parlaments entschied. Von einer Krise der politischen Meinungsbildung kann nicht die Rede sein. Von den Abstimmungsgegenständen entstammten fünf dem Bereich der Wirtschaftspolitik, drei dem Gebiet der Finanzpolitik und einer dem der Wehrpolitik. Wenn die Vorlagen für eine zusätzliche Rüstungsfinanzierung und für den obligatorischen Einbau von Luftschutzräumen in alle bestehenden Bauten verworfen wurden, dann nur aus finanzpolitischen Überlegungen (Lastenverteilung), nicht aus Mangel an Wehrwillen.

Wer sich vor Augen hält, daß an jedem der sieben eidgenössischen Abstimmungssonntage und oft noch zwischendurch in zahlreichen Kantonen und Gemeinden regionale Sachvorlagen zum Entscheid kamen oder lokale Wahlen zu treffen waren, der kann sich eine Vorstellung davon machen, wie stark die direkte Demokratie die Aktivbürgerschaft in Anspruch nahm. Er wird auch verstehen, daß sich bei den Trägern der Abstimmungskämpfe, bei den Parteien und bei der Presse, aber auch unter den Stimmberechtigten selbst schließlich gewisse Ermüdungserscheinungen bemerkbar machten.

Die Ergebnisse der Abstimmungen von 1952 im Bunde lauten folgendermaßen:

Tag	Geschäft	Form der Vorlage	Ja	Nein	Annehm. ablehn. Kantone	
2. 3.	Schranken im Hotelbau	Verläng. Bundesbeschl.	248 318	290 520	—	—
15. 3.	Landwirtschaftsgesetz	Bundesgesetz	480 852	413 944	—	—
20. 4.	Aufhebung der Warenumsatzsteuer	Verfassgs. initiative	129 243	552 122	—	22
18. 5.	Friedensopfer	do.	328 341	422 328	4	18
6. 7.	Rüstungsfinanzierung	befrist. Verfassgs. zusatz	256 159	353 522	3	19
5. 10.	Tabakkontingente	Bundesgesetz	491 607	232 032	—	—
	Luftschutzbauten	do.	110 836	602 091	—	—
23. 11.	Verl. Preiskontrolle	befrist. Verf. zusatz	488 489	289 462	16	6
	Verl. Brotgetreide- ordnung	do.	582 818	187 862	21 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$

Neben den eigentlichen Urnengängen beschäftigen die öffentliche Meinung auch zahlreiche Fragen, die erst von der Verwaltung vorberaten werden, so etwa die zahlreichen Ausführungserlasse zu dem am 15. März angenommenen neuen Landwirtschaftsgesetz, die Absatzförderung für Weißwein, Zucht- und Schlachtvieh, die Verkehrsteilung zwischen Schiene und Straße, aber vor allem die Ablösung des provisorischen Finanzrechts im Bunde auf Ende 1954 durch neues Verfassungsrecht.

Rheinau und Berner Jura

Ein Gegenstand besonders scharfer Polemiken und eindrucklicher Demonstrationen ist der Bau eines Laufkraftwerks mit Schleuse bei dem ehemaligen Kloster Rheinau auf zürcherischem und badischem Boden. Während in den Berner und Walliser Alpen, in Graubünden und im Maggiatal (Tessin) die Errichtung großer Speicherwerke rasch voranschreitet, stößt das von langer Hand vorbereitete Projekt Rheinau auf den Widerstand starker Volkskreise in den Kantonen Zürich und Schaffhausen, die das letzte Stück unbe-



rührter Rheinlandschaft für gefährdet halten, obgleich von den Baukosten nicht weniger als zehn Millionen Franken für den Schutz des Landschaftsbildes dienen sollen.

Der Bundesrat, der für die Konzession von Kraftwerken an Grenzgewässern zuständig ist, beruft sich auf seine Verpflichtungen gegenüber den badischen Nachbarn, die sich durch Minister Seeborn in Waldshut und Konstanz dahin vernehmen ließen, daß sie auf das Projekt unmöglich verzichten könnten. Auch macht der Bundesrat geltend, daß alle Formvorschriften vor der Verleihung der Konzession genau eingehalten wurden.

Aber gerade an diesem Punkte haken die Widersacher ein, indem sie zwei Initiativbegehren eingelegt haben, welche die Befugnisse der eidgenössischen Exekutive in Wasserrechtsverleihungen beschneiden und sogar — ein Unikum in der schweizerischen Verfassungspolitik — den Widerruf der Konzession für Rheinau rückwirkend erzwingen sollen. Auf der Seite des Bundesrates stehen nicht nur die Träger der Elektrizitätswirtschaft, die sich zur Hauptsache aus öffentlichen Körperschaften zusammensetzen, sondern auch die Kantone Thurgau und St. Gallen, die sich von einer Schiffbarmachung des Rheins

bis zum Bodensee für ihre Wirtschaft erheblichen Gewinn versprechen. Aber noch am 24. November ist die Stadt Winterthur, welche durch Jahrzehnte aktiv für das Projekt eingestanden war, von einer starken Mehrheit ihrer Stimmberechtigten gezwungen worden, auf eine Beteiligung am Kapital der Kraftwerk Rheinau A. G. zu verzichten.

Ähnliche scharfe Polemiken spielten sich 1952 zwischen dem französisch sprechenden Berner Jura und dem Staate Bern ab. Eine Gruppe von Separatisten, die sich *Rassemblement jurassien* nennt, wirbt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit erlaubten und unstatthaften Mitteln für die Abtrennung des Gebietes zwischen Biel und Pruntrut vom Kanton Bern. Ihre letzte Forderung lautete auf die Abhaltung eines Plebiszits unter der jurassischen Bevölkerung über die Frage, ob ein eigener „Kanton Jura“ zu errichten sei.

Die Berner Kantonsregierung lehnte dies Begehren im November 1952 ab. Eine organisierte Befragung der Betroffenen wäre höchstens 1815 sinnvoll gewesen, als das Gebiet zum Kanton Bern geschlagen wurde, nicht 137 Jahre nach der vollzogenen Vereinigung. Auch garantierte die Bundesverfassung seit 1948 die Zusammensetzung der Eidgenossenschaft aus 22 Kantonen: Wenn ein 23. wirklich geschaffen werden sollte, dann bestehe der einzig richtige Weg zu diesem Ziel darin, daß die Jurassier mit einer eidgenössischen Verfassungsinitiative die Zustimmung des Schweizervolks und der Kantone einholen. Der gleiche Einwand wurde in den eidgenössischen Räten schon erhoben, als die Halbkantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft in kantonalen Volksabstimmungen mit eindrücklicher Mehrheit ihren Willen zur Wiedervereinigung kundtaten.



Beginn einer zentralen Kulturpolitik

Während die Kulturpolitik bis 1939 eine Domäne blieb, welche die Kantone argwöhnisch gegen jeden eidgenössischen Übergriff verteidigten, setzt sich heute mehr und mehr die Ansicht durch, daß einzelne Fragen soviel Gewicht besitzen und den Einsatz derart großer Mittel erfordern, daß sie der Zentralgewalt überbunden werden müssen.

Den eindrücklichsten Niederschlag fand diese Überzeugung 1952 in einem Beschluß der Räte, wonach die Eidgenossenschaft an einen „Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ ein Stiftungskapital von einer Million Franken beisteuern solle, sowie jährlich Betriebsbeiträge, die von zwei schon bald auf vier Millionen Franken ansteigen werden. Der Fonds unterstützt nicht bestehende Laboratorien oder Seminarier, sondern einzelne bedeutsame Forschungsprojekte, die ein kleiner, autonomer Forschungsrat von Vertretern der verschiedenen Disziplinen und Universitäten auswählt.

Osterreich

Österreich ging am Nationalismus zugrunde

Alle Fragen über Österreichs Schicksal und Aufgabe werden auf zwei Weisen beantwortet: Einmal: Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin, da kann man halt nix machen, nur Mut, es wird schon schief gehen! Und das andere Mal mit dem Hinweis auf den Glanz der *Casa Austria*, in deren Reich die Sonne nicht unterging.

Das, was das Deutsche Reich im Jahre 1945 traf, das hatte Österreich schon im Jahre 1918 getroffen. Beider Krankheit hieß Nationalismus. Österreich ging am Nationalismus der Nationalitäten („Natiönchen“ wie man im Reich sagte) zugrunde, das Deutsche Reich an eben jener Form übersteigerten Nationalgefühls, die an seinen Ostgrenzen aufgekommen war und auf das übrige Reichsgebiet übergreifen hatte.

Die österreichische Monarchie war ein vornationales Gebilde; sie war vor der Französischen Revolution entstanden. Ihr Doppeltitel: österreichisch-ungarische Monarchie, zeigt schon den Einbruch jenes Nationalismus, der ihr das Ende bereiten sollte.

Ihre Aufgabe war, im ganzen 19. Jahrhundert den Rückzug des Alten zu decken und Niederlage um Niederlage zu erleiden, bis sie in diesen Rückzug das Deutsche Reich und das deutsche Volk mit hineingezogen hat. Denn zuerst gingen die österreichischen Vorfelder in Italien, dann die Verklammerungen im Reich, dann die deutschen Vorfelder in Böhmen, Ungarn und im Süden der Alpenländer verloren, und dem folgte der Zusammenbruch des ganzen deutschen Ostens nach.

Will man wissen, wie Österreich, mit nationalen Augen gesehen, sich ausnahm, dann lese man das in Hitlers „Mein Kampf“ und in den Erinnerungen von Benesch, Masaryk oder Kossuth nach. Gladstone hat als Vertreter der bürgerlichen Mittelklasse Englands die Abneigung des Nationalismus in die bekannten Worte zusammengefaßt: „Auf der ganzen Welt gibt es nicht einen Fleck, auf den ihr euren Finger legen und sagen könnt: hier hat Österreich Gutes getan.“

. . . deshalb schwieg dieses Reich

Dieses so schwer angegriffene Österreich konnte sich während seines Bestandes nicht verteidigen. Solange es einsperren konnte, sperrte es seine Gegner ein. Es gab damals mitten in Europa ein Sibirien, das in Italien und in Ungarn nur mit bleichen Lippen ausgesprochen wurde: den Spielberg von Brünn, die Kasematten von Munkács und Arad und Franzensfeste.

Mit Worten konnte es sich schwer verteidigen, weil die gesprochene Zeit, die Zeit der Worte, die Zeit des Kampfes der Sprachen ihm fremd, ja feindlich war. Wählte es, seit das Latein seine Sprache, entschwand, eine andere, lebende Sprache, so rief sie ein mißtönendes Echo in den übrigen Sprachen hervor.

Deshalb schwieg dieses Reich, und deshalb ist das endgültige Wort, das es gesagt

hat, nicht in der Sprache der Worte, sondern in der Musik gesagt worden. Und das ist auch heute der letzte Grund, weshalb man nicht leicht und nicht gut über Österreich sprechen kann. Wien liegt gerade neben dem Ohr des Dionysos, an einer Stelle, an der kein Wort gesprochen werden konnte, ohne daß es dem Tyrannen zu Gehör gekommen wäre.

Wie alt dieses Österreich war,

erfuhr ich als junger Mensch, als ich aus der sudetendeutschen Mittelschule nach der Matura zu den Soldaten kam.

Bei uns waren die Mittelschüler in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in einer Weise nationalisiert, wie sich das kein Reichsdeutscher vorstellen kann; nicht so sehr in Innerösterreich wie in den sprachlich gemischten Gebieten. Alle Züge jenes überhitzten Nationalismus, der dann später das ganze Volk verblendet hat, waren in jenem Sprachenkampf ausgebildet worden. Die Nation war an die Stelle der Religion getreten und hatte alle Unduldsamkeit für sich allein beansprucht.

Als ich bei den Soldaten war, fühlte ich, daß dies alles nicht galt. Es gab keine Nationen, es gab einen Kaiser, es gab keinen inneren Kampf, es gab eine Armee, es gab keine lausbübschen Raufereien im Parlament, sondern Kameradschaft, es gab ein streitloses, einträchtiges Beisammensein der verschiedensten Nationen. Man war durch das Kasernentor gegangen und in ein anderes Jahrhundert gelangt.

Der Kaiser, den die Soldaten dieser Armee sahen, die auf allen Schlachtfeldern Europas gekämpft hatte, war ein Kaiser, an dem der aufgeklärte Absolutismus vorbeigegangen war. Er stand jenseits von Karikatur und Spott, das Kaiserlied war ein religiöser Hymnus.

Dieses Kaisertum, das nicht über sich gesprochen hat, war etwas vollkommen anderes als jenes kurze deutsche Kaisertum aus dem Spiegelsaal von Versailles. Vielleicht würde der General Marshall darüber dasselbe sagen, was er nach seinem Besuch bei Pius XII. im Castel Gandolfo gesagt hat: „Für mich ist der Papst zu kompliziert.“ Franz Joseph muß so eine Gesinnung geahnt haben, als er zu Theodore Roosevelt in Schönbrunn sagte: „In mir sehen Sie den letzten Monarchen alter Schule.“ Aus dieser alten Schule war Österreich hervorgegangen.

„Fortwursteln“ und „Raunzen“

Welche Aufgaben das zerstückelte, das zusammengeschrumpfte und in seiner Geschichte immer wieder ins Unrecht gesetzte Österreich hat? Haben wir nicht gesagt, daß in diesem Lande weder einst noch jetzt viel gesprochen werden darf? Daß seine Weisheit Schweigen ist?

Es gibt viele häßliche Namen für diese Art des Weiterlebens, die sich oberflächlich und dumm anhören. Aber hierzulande war es nie eine besondere Ehre, gescheit zu sein, hier galt Klugheit mehr, und die ließ sich besser mit einer vorge-spielten Torheit verbinden; man nannte diese Art staatlichen Daseins in einer dem Wesen des Staates ungünstigen Zeit Fortwursteln, Finalisieren, Improvisieren und mit noch so manchen anderen Namen.

Der gelehrte Österreicher lacht darüber und raunzt zugleich. Er sieht, mit wohlwollenden reichsdeutschen Augen gesehen, so aus:

„Den Österreichern geschah von ihren süddeutschen Unteroffizieren und norddeutschen Offizieren viel Unrecht. Sie waren ein empfindliches und klageseliges Volk, sie fanden sich mit wahrer Wollust in der Rolle eines Gekränkten und Verkannten. Nichts aber ging den fremden Vorgesetzten so auf die Nerven wie dies ewige Klagen, Nörgeln, Zögern und Raunzen der Österreicher. Sie erkannten selten und oft zu spät, daß die österreichische Natur larmoyant ist, daß ihr Geselligkeitstrieb und ihre Redelust auf diese Weise mit widrigen Umständen fertig werden.“ (Curt Hohoff: „Woina, Woina.“)

Oder wie es Weinheber sagt:

*War net Wien, Pepi, wannst
raunzen mächt und net kannst:
Denn das Gfrett ohne Grund
gibt uns Kern, hält uns gesund!*

Österreich hat keine angenehme Funktion, aber eine wichtige!

Deshalb ist es besser, man spricht über die österreichischen Aufgaben in der Zukunft möglichst wenig. Das ist ja auch der Grund, weshalb die Deutschnationalen in Österreich immer im Unrecht waren: Sie mußten sich selbst ins Unrecht setzen; für sie gab es eben nur eine Rechtfertigung: die Aufhebung des Staates, in dem sie lebten, weil dieser Staat der letzte, beharrende und schweigende Widerspruch gegen den Nationalismus war.

Immerhin, etwas von dieser latenten Kraft ist noch vorhanden. Noch hat Wien die Funktion, Westen und Osten nicht ganz auseinanderfallen zu lassen. Keine angenehme Funktion! Aber eine wichtige!

Und der sozialdemokratische Präsident des Staates erinnert sich doch hin und wieder, einmal ein kaiserlicher General gewesen zu sein. Alle, die dieses Land lieben – meist unglücklich lieben! –, wissen, daß man hier nicht schmettern und große Sprüche machen darf – wie eh und je!

Die Apotheose des Fortwurstelns hat Robert Musil in seinem: „Der Mann ohne Eigenschaften“ geschrieben. Karl Kraus hatte Österreich die Versuchsstation für Weltuntergang genannt. Eine reichsdeutsche Verlegerin, der Weinheber etwas versprochen hatte, was er nicht halten wollte, sagte entrüstet zu mir: „Entweder er ist der Dichter von ‚Adel und Untergang‘ oder von ‚Wien wörtlich‘.“ „Sie werden lachen“, antwortete ich, „er hat beides geschrieben.“

Habt Geduld mit uns! Wir müssen sie auch haben. Drängt nicht auf Festlegungen! Das dürfen wir uns nicht erlauben. Laßt uns große Sprüche vermeiden und abwarten. Wir liegen gleich neben dem Ohr des Dionysos. Das klingt wohl alles sehr unbestimmt und vage. Aber uns ist es nicht gegeben, im Bestimmten zu leben.

Preußen

Preußen ist nicht nur ein Staat. Preußen ist eine Idee.

„Die Idee kennt keine Niederlage“, hatte der große Feind Preußen-Deutschlands, Clemenceau, sich im Tiefpunkt seiner eigenen politischen und persönlichen Lebenskurve aufgerichtet. „Sogar der Irrtum, siegreich für einen Tag, dient ihr, um ihren höchsten Triumph vorzubereiten...“ Es ist Zeit, von der Idee Preußen zu reden, die weder eine Niederlage erlitten hat noch durch den Irrtum eines vorübergehenden Tages aus der Welt geschafft werden kann.

Ordenspreußen

Wenn man von Preußen als Idee und Ethos sprechen will, darf man nicht mit Geschehnissen und Ereignissen einer Spätzeit, wie es das 19. Jahrhundert war, beginnen. Man muß zu dem Ursprung zurückgehen. Preußens nährnde Wurzel ruht im Mutterboden des Hochmittelalters. Als späte Blüte der großen mittelalterlichen Vision einer allumfassenden Menschen- und Gottesordnung ist Preußen entstanden. Es ist eine bewußt geplante und beschlossene Staatsgründung. Es ist eine Schöpfung aus rauher Wurzel, aus dem Nichts. Preußen entstand nicht in einem langsamen pragmatischen geschichtlichen Vorgang, nicht in dem vegetativen Wachstum eines allmählich zum geschichtlichen Bewußtsein erwachenden Stammes oder Volkes. Preußen ist wie die Vereinigten Staaten von Amerika eine bewußte Schöpfung, rational geplant, weitschauend entwickelt und kraftvoll verwirklicht. Das ist das erste grundlegende Charakteristikum, das Preußen als Gemeinwesen von den meisten anderen unterscheidet und viele seiner Wesenszüge unauslöschbar geprägt hat.

Das Gemeinwesen des Deutschritterordens in Preußen war eine Gründung zum Schutz der Christenheit gegen die andrängenden Mächte des Heidentums, gegen eine Welt ungestalter irrationaler Kräfte. Es sollte eine Schutzwehr für das Abendland, ein Bollwerk der Kirche und des Rechtes sein. Es sollte zugleich die Mächte des Chaos bändigen und die Sphäre der Ordnung erweitern. Preußen entstand mit einem bestimmten „Auftrag“. Es hatte eine Berufung; es hatte von seinem ersten Tage an einen Auftrag zugewiesen bekommen, der über sein eigenes Dasein, über seine Selbsterhaltung weit hinausreichte. Mehr als ein halbes Jahrtausend, bevor man an einen „Beruf“ Preußens für Deutschland denken konnte, hatte Preußen einen Beruf für Christenheit, Kirche und Reich. Dieser besondere Beruf, mit dem Preußen gegründet wurde, ist ein zweites, das preußische Gemeinwesen vor vielen anderen auszeichnendes Charaktermerkmal. Es war nicht eine Berufung, wie sie sich andere Gemeinwesen als Selbstrechtfertigung zusprachen, sondern eine objektive Funktion, die das ganze Gepräge der neuen Gründung bestimmte.

Die „Pilgerväter“ dieses neu entstandenen Gemeinwesens kamen wohl, wie vierhundert Jahre später die des amerikanischen Gemeinwesens, auch aus Abenteuerlust, aus Freiheitsbedürfnis, aus wirtschaftlichem Erfolgsstreben; sie kamen gewiß in der Hoffnung eines neuen Lebens, einer besseren Ordnung, im Wunsch, eine „Alte Welt“ hinter sich zu lassen und eine „Neue“ zu gründen. Aber sie kamen zugleich in dem Gefühl einer persönlichen christlichen Aufgabe, sie kamen als Kreuzfahrer. Auch ihr persönliches Leben war durch den Auftrag des Gemeinwesens mitbestimmt. Die „Gründerväter“ dieses ersten Preußen, die Ordensritter, waren „begebene“ Leute, wie man im Mittelalter sagte. Es waren Menschen, die für sich auf persönliches Glücksstreben Verzicht geleistet hatten und eigentumslos ihrer Pflicht des Dienstes an den Armen und Kranken und an der Ausbreitung und Verteidigung des Reiches Gottes in der Welt lebten. Hier führte eine Elite, die weniger ein Adel besonderen Blutes als ein solcher besonderer Verpflichtung war. Die Ordnung, die sie mit ihrem Gemeinwesen schufen, wuchs um den zentralen Gedanken des Dienstes auf. Eine Ordnung, in der vor allem die Regierenden Herrschen als Dienen verstanden, im vollen Bewußtsein der Evangeliumsworte, wonach der Größte und Mächtigste der Diener aller sein solle. Es ist die Idee und das Ethos des Dienstes, mit der Preußen eine geschichtliche Macht wurde. Preußen ist von seinem frühesten Ursprung an ein Gemeinwesen des Dienstes. Das ist das dritte grundlegende Element der preußischen Idee, mit dem sich das neue Gemeinwesen für alle Zeit von anderen unterschied.

Was das bedeutet, ist nicht mit einigen Worten zu charakterisieren. Es ist nicht das, was man gegenwärtig als Ideal erstrebt oder als Schreckgespenst bekämpft, das heißt ein „Staat der sozialen Dienste“. Es ist auch nicht eine Ordnung, in der der Staat, das Kollektiv, das allbeherrschende Element ist und sich dem einzelnen Bürger als bloßes Mittel unterwirft. Es ist vielmehr am ehesten durch einen Ausdruck der bekannten päpstlichen Enzyklika über eine christliche Sozialordnung als ein Gemeinwesen zu bezeichnen, in dem jedes Glied „subsidiär“ zu allen anderen und zur Gesamtheit steht. Es bezeichnet ein wechselseitiges Dienstverhältnis aller zueinander in einer Ordnung, die als Ganzes im Dienst an einem Auftrage, einer geistigen, von Gott verordneten Berufung, – nicht nur am allgemeinen Wohl – steht, und in der jedem das Seine zugemessen ist – *suum cuique* – an Rechten wie an Pflichten, nach Maßgabe bestimmter Dienstfunktionen innerhalb des Ganzen. Diese Idee einer Dienstordnung reicht weit über die mittelalterliche Feudalordnung in die Zukunft hinaus.

Die „Gründerväter“ des preußischen Ordensstaates, vor allem der Hochmeister Hermann von Salza, der Freund des großen Hohenstaufers Friedrichs II., waren Männer scharfen Verstandes und klaren Blickes; nüchterne Realisten, erfahren und geschult in der modernsten Praxis der Verwaltung, wie sie am kaiserlichen Hof in Sizilien durch sarazenische Fachmänner entwickelt worden war. Sie schufen in Ordenspreußen eine ihrer Zeit weit vorseilende vorbildliche Verwaltung. Man kann sagen, sie schufen das straffste zentral gelenkte, rational durchgegliederte Gemeinwesen des Mittelalters, einen Organismus, der am nächsten dem Begriff eines modernen Staates entspricht. Hier lagen die Wurzeln der preußischen Nüchternheit und Tüchtigkeit, der Sachlichkeit, die klare Ordnung und der jedem Gefühlsüberschwang abholde Realismus. Dieser Realismus und Rationalismus Preußens ist ein weiterer Zug, der dem neuen Gemeinwesen für alle Zeit blieb.

Dauernde Grenzkämpfe, die Notwendigkeit ständiger Wachsamkeit und der

Unterdrückung plötzlicher Aufstände bildeten den Grundzug für ein hartes Leben. Es verlangte Einheitlichkeit des Willens, Disziplin und von jedem außer der schweren Arbeit der Urbarmachung und Ordnung in einem neuen Land ständige Wehrbereitschaft. Diese Härte des neuen Lebens schreckte die „Einzöglinge“ nicht ab, nach Preußen auszuwandern. Wie die „Pioniere“ des amerikanischen Westens kamen sie in dieses Land der „Grenze“ des Abendlandes, einer *Frontier*, die sie kämpfend gegen Osten vorschoben, wie jene ein halbes Jahrtausend später nach Westen. In ihren bedeckten Wagen und Karren, in *covered wagons*, in einer Art „Prärieschoner“ kamen sie mit Saatgetreide, spärlichem Haus- und Arbeitsgerät und ein paar Stück Vieh, beseelt von hartem Willen, Freiheit begehrend. Freiheit, die es unter der Hörigkeit im Westen des Reiches nur noch beschränkt gab, Freiheit, die täglich erobert werden mußte. Sie kamen in ein nur mäßig fruchtbares Land. Sie suchten nicht schnellen Reichtum und persönliches Glück. Sie ließen Enge und Unfreiheit. Sie gingen der Unsicherheit und Entbehrung, dem ständigen Kampf entgegen. Man übertreibt nicht, wenn man die ständige Bedrohtheit und die Notwendigkeit dauernder Wachsamkeit als einen der bleibenden Wesenszüge Preußens bezeichnet, den als Militarismus oder Aggressivität zu bezeichnen eine völlige Verkennung ist.

Dieser Zug nach dem Osten, so ähnlich und zugleich in Motiven und Impulsen so tief verschieden von dem Drang nach dem Westen, der das große inländische Empire der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert schuf, war kein deutscher Eroberungszug, wie es so vielfältig ausgelegt wird. Wohl veränderte der Einzug deutscher Kolonisten allmählich das volkliche Gepräge des Landes. Aber es war keine geplante Expansion Deutschlands; es war nicht die Frucht eines „deutschen Imperialismus“. Preußen entstand in deutsch-slawischer Zusammenarbeit. Deutsche und polnische Fürsten halfen dem Orden gemeinsam in Grenzkriegen und in der Niederschlagung der Aufstände der preußischen Urbevölkerung. Der Orden rottete nicht die heidnischen Pruzzen aus, er verdrängte sie nicht aus ihren Siedlungen und wies ihnen nicht armselige Reservationen an. Er gab ihnen bestimmte Funktionen, Rechte wie Lasten in seiner neuen Ordnung und „besserte“ später ihr preußisches Recht in „kulmisches“ deutsches Recht. Das neue Gemeinwesen prägte bald allen Einwohnern, alten wie neuen, einen neuen gemeinsamen Charakter auf. Ob deutschen, ob slawischen, ob baltisch-preußischen Stammes: alle wurden Preußen in einem neuen Sinn. Sie gewannen gemeinsame Züge; sie wurden ein härteres, ein nüchterneres und disziplinierteres Geschlecht als ihre Stammesgenossen außerhalb Preußens.

Der Wesenszug des „Pioniers“ im amerikanischen Sinne, des „Grenzers“, ist dem Preußen unauslöschlich aufgeprägt. Der Deutsche des Altreiches mag in ihm etwas Fremdes empfinden, ihn als undeutsch ansehen. Aber was so vielfach mißverständlich als die Folge einer deutsch-slawischen Blutmischung aufgefaßt wird und den Ostdeutschen in den Augen mancher Binnendeutschen und Westdeutschen als Deutschen minderen Wertes erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß Preußen als Gemeinwesen nicht ein „völkischer“, nicht ein Nationalstaat war, sondern ein Gemeinwesen über den Bindungskräften des Stammes und Volkstums, der Rasse und Sprache. Preußen war von seinem Anbeginn an Staat schlechthin, realer

Willensverband. Nicht ein bestimmtes Volkstum war das prägende Element, sondern das Ethos eines Staates, in dessen Mittelpunkt der Gedanke des Dienstes stand.

Ordenspreußen war ein Glied des Reiches unter dem Kaiser und zugleich ein Teil des Kirchenstaates unter dem Papst. Es verkörperte so in seiner Existenz eine Einheit, die in dem großen Konflikt zwischen Papst und Kaiser tatsächlich nicht mehr bestand. Ordenspreußen ging unter, als Einheit und Universalität der mittelalterlichen Ordnung völlig zerbrochen. Es ging im Kampf deutsch-polnisch-litauischer Gegensätze unter, im Aufstand ständiger Sonderinteressen und in der Revolte des selbstherrlichen Individuums gegen das Bindend-Gemeinsame und das Ethos des Dienstes an der Gemeinschaft.

Das zweite Preußen

Was groß und klar im Ordensstaat als das „Gesetz Preußens“, mit dem es in der Stunde der Geburt „antrat“, aufgeklungen war, prägte sich zum zweitenmal in der Staatsschöpfung der Hohenzollern, in Brandenburg-Preußen, aus. Mag es dem Historiker fraglich sein, ob und wie das Erbe des ersten Preußen an das zweite weitergereicht wurde, Wesen und Ethos beider Preußen sind unfraglich aufs tiefste verwandt, und in vielen Zügen identisch. Wenn man diese Züge des zweiten Preußen gerecht abwägen will, dann muß man freilich der Säkularisierung des abendländischen Lebens zwischen 1450 und 1650 Rechnung tragen und nicht als preußisch bemängeln, was mehr oder minder ein allgemeines Schicksal war. Man darf auch nicht zu dem billigen, aber so häufig geübten Trick der vielen Feinde Preußens seine Zuflucht nehmen, etwa ein idealisiertes England, Österreich, Amerika oder Frankreich einem in der Brutalität seiner Alltagswirklichkeit gezeichneten Preußen gegenüberzustellen. Hier, wo es sich nicht darum handelt, Preußen zu richten, sondern zu verstehen, ist es nicht notwendig, in den Niederungen eines langen historischen Weges zu verweilen, sondern das Wesentliche zu finden, das sich in den Höhepunkten der Geschichte des Hohenzollernstaates abhebt.

Idee und Ethos des Dienstes sind Ruhm und Größe auch des Hohenzollernpreußen. Gewiß gehört auch das, was meist als das Preußen Auszeichnende genannt wird, zum Wesen Preußens, nämlich Staat zu sein, Staat schlechthin, ein Rechtsstaat. Aber das Recht in den Mittelpunkt des Gemeinwesens zu stellen, ist auch das Vorhaben anderer nationaler Staaten. Mit seinem Prinzip und Ethos des Dienstes jedoch steht das Hohenzollernpreußen in der Geschichte allein.

In dem neuen Preußen erscheint dies Prinzip als persönlicher Dienst für den Monarchen und als ein dynastisches Gefolgsverhältnis. Aber diese Einkleidung kann nicht verbergen, daß dieser Dienst einem selbst Dienenden gilt. Das ist es, was der Domprobst bei der Krönung des ersten preußischen Königs in Königsberg hervorhob, als er sagte, daß die Monarchen für die Untertanen da wären, nicht umgekehrt; oder wenn Friedrich Wilhelm I. sich Gottes schlichten Amtmann nennt, Friedrich der Große sich als den ersten Diener des Staates bezeichnet und noch

Bismarck sich einen treuen Diener nennen zu dürfen als das sein Leben Auszeichnende hervorhebt.

Der preußische Dienstbegriff hat nur wenig mit einem feudalistischen oder rein dynastischen Treu- und Dienstverhältnis zu tun. Er ist nicht Überbleibsel einer versinkenden Zeit, sondern Prägung einer eigenständigen Ordnung. Der Begriff des Dienstes umfaßt alle, vom Monarchen bis zum geringsten „Untertan“. Er begreift den Staat, das Gemeinwesen mit ein. Der Staat ist nicht Selbstzweck; er ist nicht ein Instrument der Herrschaft, sondern selbst Inbegriff des Dienstes. Staat und Monarch unterstehen Gott und seinem Gericht; sie sind Diener und Organ in der Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes.

Die religiöse Grundlage des gesamten Lebens besteht auch im zweiten Preußen. Sie ist dem Zeitwandel entsprechend eine harte, nüchterne, eifernde, polternde, Krückstock schwingende, alttestamentliche Gesetzesordnung. Sie beruht auf der reformatorischen Auffassung von Obrigkeit und Staat, wie etwa Luther sie unter dem vierten Gebot behandelt. (Luther: Von den guten Werken.) Der Monarch ist der Hausvater. Aber auch hier ist das Wesentliche nicht die Hinkehr zu etwas Altem, Veraltetem, zu einem Patriarchalismus. Es ist vielmehr der Versuch einer neuen Verbindung geistiger und weltlicher Ordnung, das Bestreben, die mittelalterliche Einheit des menschlichen Lebens in einer Zeit zu bewahren, deren Wesen sich in einer ständig wachsenden Aufspaltung ausprägt. Diesem Willen zur Einheit erwachsen auch solche ihrer Zeit weit vorausseilenden Bestrebungen wie die des ersten preußischen Königs, das lutherische und reformierte Bekenntnis zu vereinen und in Verhandlungen mit der anglikanischen Kirche Englands über eine Art ökumenische Kirchenverbindung (durch den Hofgeistlichen Jablonski) zu treten.

So ist auch der preußische Adel, materiell überwiegend arm und hart arbeitend, weniger ein Schwert- und Militäradel als ein christlicher Adel in einer Zeit des wachsenden Skeptizismus und Libertinismus. Er ist weniger ein Blutadel, ein Adel biologischer Züchtung als ein Adel der Zucht. Seine Stärke ist nicht Intellektualismus, sondern Pflichterfüllung. Es ist ein Adel der Verpflichtung. Er hat ein gutes Teil von dem Ethos der Ordensritter bewahrt. Es ist eine völlige Verkenennung des Wesens des preußischen Adels, ihm vorzuwerfen, daß er nicht seine jüngeren Söhne und weichenden Erben in das Bürgertum zurückgleiten ließ wie der englische Adel und sich nicht ständig aus bürgerlichen Elementen ergänzte oder „verjüngte“. Der preußische Adel ist nicht an bestimmten Grundbesitz und das mit ihm verknüpfte Privileg gebunden, weil er auf einem allen Gliedern zuteil gewordenen besonderen Ethos des Dienstes für den Staat, für das Gemeinwesen, für den Monarchen beruht.

Das zweite Preußen ist eine Volksordnung um des Volkes willen, in der jedoch weder der Volkswille souverän und die Quelle der Autorität ist noch der Monarch. Der König ist nicht durch den Willen des Volkes legitimiert. Er ist eine eigenständige Ordnungsmacht. Der König ist aber auch nicht Herrscher kraft eigener Machtvollkommenheit und aus autonomem Recht, sondern durch Gottes Gnade, daher aber auch Gottes ständigem Gericht unterstellt. Das so tief mißverständene Gottesgnadentum, das Preußens Könige nicht aufzugeben bereit

waren, ist eine tiefere Begrenzung der monarchischen Macht als die der konstitutionellen Monarchie durch das souveräne Volk. Gottes Gebot ist das Fundament der Ordnung und die Richtschnur des Königs. Er ist Treuhänder des Gottesgesetzes, soweit es in der Welt verwirklicht werden kann. Er ist der Koordinator weltlicher Gerechtigkeit und weltlicher Ordnung mit Gottes Gesetz und Gottes Ordnung. Seine Berufung ist nicht nur weltlicher Art, sie ist zugleich Zuordnung des Weltlichen zum Überweltlichen.

Niemals hätte der preußische König wie der König Frankreichs sagen können: Der Staat bin ich. Aber auch der Staat ist nicht absolut. Er ist immer der „Racker“; er ist immer nur eine Notanstalt, um der Gebrechlichkeit der Menschen willen verordnet. Er ist nichts weniger als der „Menschgott“ aus Hobbes *Leviathan*.

Das preußische Ethos erwuchs aus einem pessimistischen Grundgefühl, dem biblischen Realismus. Mit seiner harten und realistischen Erkenntnis des Menschen steht Preußen im schärfsten Gegensatz zu dem Optimismus des Aufklärungszeitalters. Aber es hält zugleich an Würde und Wert der Einzelperson fest. Die preußische Idee des Dienstes setzt Freiheit des Gewissens voraus, sie ist auf der sittlichen Freiheit der Person begründet. Preußens Ordnung ist daher eine freie Dienstordnung, nicht ein zwangsdiszipliniertes Kollektiv; es ist eine personalistische Ordnung. Preußens Landrecht, das bis 1900 in Kraft blieb, hatte geraume Zeit vor der Französischen Revolution allgemeine Rechte des Menschen anerkannt, die sich auf die natürliche Freiheit und das persönliche Wohl gründeten und ohne Kränkung der Rechte anderer befördert werden konnten.

Gibt es ein drittes Preußen?

Brandenburg-Preußen, das zweite Preußen, erlag bei Jena und Auerstädt den Impulsen und Kräften der großen abendländischen Revolution, die von Frankreich ausging. Kann man von einem dritten Preußen sprechen? Was im 19. und 20. Jahrhundert Preußen war und zum Rückgrat des neuen deutschen Reiches wurde, war ein solches drittes Preußen jedenfalls nicht. Es war auch nicht die Wiederherstellung und Erfüllung des zweiten Preußen. Trotz äußerer Siege und machtpolitischer Triumphe, die Preußen zu dem Rang einer europäischen Großmacht erhoben, war das 19. Jahrhundert eine Zeit innerer Widersprüche und lähmender Unsicherheit. Was sich im Kampf gegen Napoleon in den Befreiungskriegen, in den innerpolitischen Kämpfen um eine repräsentative Regierungsform, in den nationalen Bestrebungen um eine deutsche Einheit als neue Elemente im preußischen Leben abhob, zeigte wohl fruchtbare Ansätze. Stein/Hardenbergs Wiederbelebung der Selbstverwaltung; die Idee des freiwilligen Zusammenschlusses von Staaten in der fruchtbaren Arbeit des preußischen Zollvereins; der Genossenschaftsgedanke, die soziale Gesetzgebung, mit der Deutschland-Preußen der übrigen Welt um mehr als ein halbes Jahrhundert vorausging; die Verstaatlichung von Monopolbetrieben wie der Eisenbahn.

Aber das blieb Einzelheit; es war Beseitigung alter Formen, ohne das schöpferische Zentrum eines neuen Ganzen. Es war nicht aus der Vorstellung eines

Ganzen gewonnen, so wie das erste Preußen als ein klares rundes Ganze aus den Elementen des Mittelalters geschaffen an das Licht trat. Preußen durchlebte im 19./20. Jahrhundert eine ähnliche Periode der Ungewißheit und Gestaltlosigkeit wie der ostpreußische Rest des Ordensstaates nach der Teilung im Städtebundkrieg (1454–66). Es stand in Zwiespalt mit sich selbst, im Kampf gegen den Zeitgeist, ohne wirklichen Glauben an die zeitlosen Werte seines eigenen Wesens. Es stand im Widerstreit zwischen Vergangenheit und Zukunft, Eigenem und Fremdem, Tradition und Idee.

Unter diesem Widerstreit haben sich alle Preußen, auch die größten unter ihnen, im 19. Jahrhundert in Irrtum verstrickt, ob es der Kreis derer um von der Marwitz war oder der von tiefer Verantwortung getragene von Gerlach oder selbst Bismarck. Es ist der preußischen Idee nicht wie dem Reichsgedanken im kleindeutschen Bismarckschen Reich beschieden gewesen, aus den Impulsen und Kräften des 19. Jahrhunderts eine Art Wiedergeburt zu erleben.

Nichts führt tiefer in das Wesen Preußens als die Beschäftigung mit den Gründen, warum dies nicht geschah, oder vielmehr nicht geschehen konnte. Es ist unter Freunden und Verteidigern Preußens beliebt geworden, von einer Tragik Preußens zu sprechen. Es ist jedoch nicht der Ausdruck eines tragischen Widerstreites oder einer eingeborenen Unzulänglichkeit, wenn Preußen im 19. Jahrhundert nicht einen Gestaltwandel zu einer zeitgemäßen neuen Form vollenden konnte. Es ist vielmehr gerade Preußens überzeitliche und eigenständige Bedeutung, die in diesem Unvermögen der Anpassung an das 19. Jahrhundert sichtbar wird.

Preußen und ein bürgerliches Zeitalter schließen einander aus. Preußen und der Liberalismus des 19./20. Jahrhunderts sind unüberbrückbare Gegensätze. Ein liberales Preußen ist eine *contradictio in adjectu*. Preußen als Dienstgesellschaft ist die der freien Erwerbsgesellschaft des Westens polar entgegengesetzte Ordnung. Eine Liberalisierung Preußens ist eine Korruption Preußens; sie müßte, wenn sie gelänge, Preußens Rückgrat brechen. Das haben zu allen Zeiten wirkliche Preußen verstanden. Preußen ist eine Ordnung *sui generis*, die, wie jede Ordnung, nur mit „systemeigenen“ Ordnungselementen und aus eigenem Ethos leben kann, nicht mit aufoktroyierten artfremden.

Der Kampf Preußens gegen den „Zeitgeist“ des 19. und 20. Jahrhunderts kann von den Soziallehren aus, die bis in die Gegenwart die Gedanken der Wissenschaft, Wirtschaft und Politik beherrschen, nicht gewürdigt werden. Alle geltenden Maßstäbe und Ziele des 19. Jahrhunderts laufen dem Ethos der preußischen Idee strikt zuwider. Ein kommerzialisiertes, individualisiertes Preußen ist kein Preußen. Preußen kann nicht in einem utilitaristischen und materialistischen Klima gedeihen. Preußen und die moderne Massendemokratie mit der charismatischen Führerpersönlichkeit sind unvereinbare Gegensätze. Preußen ist nie bürgerlich und kapitalistisch gewesen, aber es kann ebensowenig im doktrinären Sinn sozialistisch und antikapitalistisch sein. Preußen steht jenseits dieser Begriffe des 19. Jahrhunderts; nicht weil es vorkapitalistisch und feudal ist, sondern weil sie nicht das Wesentliche seiner Ordnungsimpulse und Kräfte berühren.

Zwischen Liberalismus und Kollektivismus einen eigenen historischen Auftrag vertretend, ist die preußische Idee des Dienstes vielmehr berufen, das Element der

Korrektur und einer Synthese der beiden heute um ausschließliche Geltung ringenden Ordnungen des Westens und Ostens zu werden. Im Begriff des Dienstes, wie er von Preußen geprägt wurde, liegt wie in keiner anderen politischen und sozialen Idee die Möglichkeit des Spannungsausgleiches zwischen Freiheit und Gleichheit, zwischen Person und Gemeinschaft. Aber dies ist eine Aufgabe, die erst in den Zusammenbrüchen unserer Zeit sichtbar wurde.

Von vielen Zeugen des preußischen Wesens wäre noch zu sprechen, von positiven wie negativen. Vom preußischen Militarismus zum Beispiel, in einer hochgerüsteten, übermächtigen Welt. Von der preußischen Eroberungslust in einer Zeit, als England, Holland, Frankreich ihre riesigen Kolonialreiche ausbauten und die Donaumonarchie ihre Faust über Italien hielt und nach dem europäischen Osten austreckte. Oder von der Teilung Polens und der Unterdrückung der polnischen Freiheit, der freilich eine Teilung Preußens und die Unterdrückung der preußischen Freiheit voraufgegangen war. (Rede des Führers der preußischen Stände „polnischen Anteils“, von Zehmen, in Thorn vor dem Polnischen Kriege.) Aber es wäre auch von Preußens Beruf in Deutschland und von Preußen als stabilisierendem Element im Konzert der europäischen Mächte zu sprechen.

Man sprach nach dem Ersten Weltkrieg eine Zeitlang vom preußischen Sozialismus, man sprach von einem Arbeiter-Preußen. Sicherlich steht die Gestalt des Arbeiters der Idee des Dienstes, wie sie in Preußen lebendig war, näher als die des Bürgers, und im Sozialismus ist ein Ethos lebendig, das manches mit dem preußischen gemeinsam hat. Aber wenn man sich nicht in Halbwahrheiten verlieren will, wird es notwendig, klar und bündig zwischen Gemeinsamem und Gegensätzlichem zu unterscheiden. Vom wirtschaftlichen Denken aus, vom Klassenkampf her, führen keine Wege zum echten Wesens Preußens.

Das „andere“ Preußen

Von einem künftigen Preußen soll hier nicht gesprochen werden. Aber über ein anderes Preußen ist es notwendig, noch ein paar Worte zu sagen. Es ist das Preußen, das sein eigener Schatten und das ständige Ärgernis in den Augen der Nichtpreußen war.

Niemand, auch der leidenschaftlichste Preuße nicht, wird bestreiten, daß es dieses „andere Preußen“ gab, das Preußen des Kasernenhofes, der alles bestimmenden Obrigkeit, des Polizeiwachtmeisters, des beschränkten Untertanenverstandes, das Preußen der Klassenunterschiede und der Rangordnungen, das Preußen eines Kadaververgehorsames und der Rückgratlosigkeit, das Land des preußischen Leutnants und der Regierungsassessoren.

Welches ist das „wirkliche“ Preußen? Dieses oder das Preußen der Idee des Dienstes?

Persönliches Schicksal und Charakter entscheiden, ob man das Positive und Fruchtbare als das Wesentliche sehen will, oder das Negative, das „Gemeine“, das allem Menschlichem anhaftet, das alle „bändigt“. *Sub specie aeternitatis* ist beides wirksam, das Gewollte und Erstrebte wie das in der Gebrechlichkeit unseres Daseins Mißglückte und Gerichtete. Wie es in dem „Land der Freien“ Züge größter sozialer Unfreiheit und rassistischer Diffamierung und viele andere dunkle neben hellen und fruchtbaren Seiten gibt; wie es in dem Herrschaftsbereich jener Nation,

die so lange die „Bürde des weißen Mannes“ in der Welt getragen hat, andere Rassen und Völker gibt, die damit sehr viel schwerere Bürden aufgelastet bekamen, so ist auch Preußen (nach Conrad Ferdinand Meyers schönem Wort in Ulrich von Hutten) „kein ausgeklügeltes Buch“. Es ist wie jeder Mensch, ein Land „mit seinem Widerspruch“.

* * *

Wie es immer fruchtbarer ist, das Positive einer Sache zu sehen als das Negative, so ist es für uns, die wir die sinnlose, willkürliche Beseitigung Preußens erlebten, eine Tat der Selbsterhaltung und der Wiedergesundung, uns an das Große und Bleibende Preußens zu halten, an den „Dauerkern“ in dem Flüchtigen der Geschichte und auf eine Wiedergeburt in dem Glauben an die Berufung Preußens zu hoffen, dem am Ende des zweiten Preußen Suevenn in Königsberg 1807 den beredten Ausdruck lieh: „Ich für mein Teil scheue mich nicht zu bekennen, daß ich der großen Hoffnung lebe, weder Deutschland noch Preußen habe seine Bestimmung in der Geschichte schon vollkommen erfüllt“, und daß Deutschland, durch Preußen gekräftigt, berufen sein werde, „das wahre Vermittlungsland in Europa“ zu sein.

Aber Idee und Ethos Preußens könnten noch eine andere, höhere Bestimmung haben. Nachdem der Gedanke der europäischen Einigung in so unfruchtbarer Weise als politisches Aushilfsmittel statt als konstituierendes Element eines großen Gemeinwesens mißbraucht und abgenutzt wurde, mag es geschehen, daß die in Preußen zweimal Gestalt gewonnene Idee des Dienstes eine Berufung in der Einigung des Raumes hat, in dem sie einst entstand, im Raum zwischen Westen und Osten.

Preußens Ostprovinzen



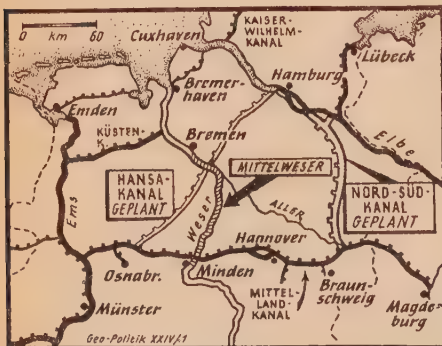
BERICHTE

Niedersachsen	38	Mikronesien	42	Israel	45
Preußen	38	Sowjetunion	43	Chile	48
Belgien	40	Tanger	45	Neuschwabenland	48

Schiffahrtsweg Weser

Am 14. August 1952 wurde in Hannover vom Bundesverkehrsminister, dem Verkehrsminister Nordrhein-Westfalens, dem bremischen Senatspräsidenten und dem Bürgermeister der Stadt Minden ein Abkommen über die Gründung einer Mittelweser-A.-G. unterzeichnet. Der außerordentliche Haushalt Niedersachsens für 1953 sieht die Zeichnung von 350 000 DM als Gesellschaftsanteil und eine Vorfinanzierung durch 2,4 Millionen DM vor. Wenn Niedersachsen nicht beitrifft, übernimmt Bremen die Aktien endgültig. Der Staatssekretär aus dem Bundesernährungsministerium sorgt für die Interessenvertretung der niedersächsischen Landwirtschaft im Aufsichtsrat.

Die neue Gesellschaft soll im Laufe von 8 Jahren die Weser von Minden bis Bremen kanalisieren, damit die Weserschiffahrt die Tauchtiefe ihrer Fahrzeuge voll auslasten und auf diese Weise Kosten sparen kann, während bisher die Wasserabgabe an den Mittellandkanal die Fahrwassertiefen beeinträchtigte. Die neuen Stauwerke sollen 100 Millionen Kilowattstunden jährlich liefern, und 5000 ha Land sollen bewässert werden. Die Arbeiten sind schon 1934 begonnen worden.



Sowohl dieser Plan als auch der weitere Ausbau des Dortmund-Emskanals soll dafür sorgen, daß die aus der Vergangenheit überkommene Kapazität der deutschen Häfen besser ausgelastet wird. Auch Hamburg bemüht sich um eine Verbindung zu dem süd-

lich liegenden Hinterland und wünscht den Bau eines „Nord-Südkanals“ vom Mittelland-Kanal zur Elbe. Diese Zufahrtswege dienen zweifellos den Interessen des Hinterlandes. Die Häfen selbst gewinnen nur, wenn sich ihre Umschlaggeschwindigkeit noch über das schon erreichte hohe Maß hinaus steigert. Nur dann bleiben sie auch bei einem denkbaren Wegfall der Zollgrenzen zu den Niederlanden, Belgien und Frankreich wettbewerbsfähig.

Nordostdeutschland im System der Wojewodschaften

Die erste Verwaltungseinteilung vom 29. Juni 1946 (Verordnungsblatt der Republik Polen: Dz. U. R. P. Nr. 28 Pos. 177) erfolgte nach landschaftlichen und nationalpolitischen Gesichtspunkten. Die historischen Landschaften bildeten, grob gesehen, die Grundlage für die neuen Wojewodschaften. (Die polnische Wojewodschaft entspricht dem preußischen Regierungsbezirk, an dessen Spitze ein Zivilbeamter mit unmittelbarer Verantwortlichkeit gegenüber dem Innenminister und Ministerpräsidenten steht.)¹

1. Das Ermland und Masuren wurden zur Wojewodschaft Allenstein zusammengefaßt, doch im Osten des unter polnische Verwaltung gegebenen Teiles von Ostpreußen wurden die von ihrem Verwaltungszentrum Gumbinnen abgeschnittenen Kreise Lyck, Treuburg und Goldap mit 2584 qkm der Wojewodschaft Bialystok angeschlossen.
2. Die westpreußischen Kreise Elbing, Marienburg, Marienwerder und Stuhm wurden der Wojewodschaft Danzig zugeschlagen, deren Grenze etwa auf der Linie Elbing-Marienwerder-Lauenburg in Pommern gezogen wurde, so daß dieser Bezirk im Westen und im Südosten über die ehemaligen Korridor Grenzen hinausreichte.
3. Westlich schloß sich die Wojewodschaft Stettin-Pommern an, in die Stettin und alle ostpommerschen Kreise einbezogen

waren. Ihre südöstliche Grenze verlief zwischen Schneidemühl und Deutsch-Krone nördlich von Landsberg a. W. und Küstrin und stieß nördlich der Netzmündung an die von der Oder gebildete Westgrenze.

4. Zwischen Pommern und Schlesien schob sich die Wojewodschaft Posen mit 18 niederschlesischen, grenzmärkischen und neumärkischen Kreisen (12 532 qkm) über die Reichsgrenze von 1939 bis an Frankfurt a. O. heran, im Norden bis Landsberg a. W., das den Namen Großpolnisch-Gorzów erhielt, im Süden bis Guben und Grünberg.
5. Die Wojewodschaft Breslau umfaßte die nicht zu Posen geschlagenen niederschlesischen Kreise. Ihre Grenze verlief südlich von Kempen, südöstlich von Brieg und westlich von Neiße.
6. Die Wojewodschaft Schlesien („Dabrowitzer Schlesien“) setzte sich aus 25 Kreisen West-Oberschlesiens und 6 ostoberschlesischen Stadt- und Landkreisen zusammen, deren Verwaltungszentrum Kattowitz bildete.

Am 26. Juli 1950 veröffentlichte das polnische Verordnungsblatt (Dz. U. R. P. Nr. 28 Pos. 255) eine Neuordnung der Verwaltung:

1. Die Einteilung von Südostpreußen blieb von dieser Reform unberührt: bei der Wojewodschaft Bialystok verblieben die Kreise Lyck, Goldap und Treuburg des Regierungsbezirks Gumbinnen. Die Wojewodschaft Allenstein umfaßt den Hauptteil des Ermlandes und Masurens (das heute von den Polen Masowisch-Pommern genannt wird), und zwar die Kreise Johannisburg, Lötzen, Neidenburg, Ortelsburg, Osterode, Rösse und Sensburg aus dem Regierungsbezirk Allenstein, den Kreis Angerburg aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen, die Kreise Bartenstein, Braunsberg, Heilsberg, Mohrungen, Preußisch-Holland, Rastenburg und Landsberg aus dem Regierungsbezirk Königsberg und den Kreis Rosenberg aus Westpreußen, (wobei die Landstadt Landsberg den Charakter einer Kreisstadt neu erhalten hat).
2. Eine wesentliche Reduzierung und Veränderung erfuhr die Wojewodschaft Danzig: ihr Bereich wurde auf das Ge-

biet des ehemaligen Freistaates Danzig und die Kreise Elbing, Marienwerder, Marienburg, Stuhm und auf den Kreis Lauenburg in Pommern beschränkt.

3. Die 1946 Danzig zugeteilten Kreise Gdingen-Stadt, Karthaus, Gronau, Hela („Seekreis“), Stargard in Westpreußen und Dirschau wurden der Wojewodschaft Bromberg zugeteilt. Dadurch ist wieder ein „Korridor“ hergestellt worden, so daß der Kreis Lauenburg in Pommern von seinem Verwaltungszentrum Danzig getrennt ist. Die Grenzen der Wojewodschaft Bromberg entsprechen im Norden etwa den politischen Grenzen des Korridorgebietes vor 1939.
4. Die Neueinteilung der preußischen Provinzen Pommern stellte den Regierungsbezirk Köslin mit den Kreisen Belgard, Bütow, Dramberg, Schlawe, Kolberg, Köslin, Neustettin, Rummelsburg und Stolz als Wojewodschaft Köslin wieder her und schlug dazu die Kreise Deutsch-Krone, Flatow und Schlochau aus der „Grenzmark Posen-Westpreußen“.
5. Die Wojewodschaft Stettin wurde aus den pommerschen Kreisen Stettin-Stadt und -Land, Greifenberg, Greifenhagen, Wollin, Cammin, Labes, Naugard, Stargard, Swinemünde und den märkischen Kreisen Arnswalde und Mützelburg gebildet, wobei Lippehne und Mützelburg der Charakter einer Kreisstadt neu gegeben worden ist.
6. Bei der Wojewodschaft Posen blieb von den 18 Kreisen, die ihr 1946 zugeteilt worden waren, nur noch der Kreis Schneidemühl mit dem ehemaligen Sitz des Regierungspräsidenten als Kreisstadt.
7. Aus den 17 aus der Wojewodschaft Posen ausgegliederten Kreisen wurde neu die Wojewodschaft Grünberg gebildet, die Teile von Niederschlesien, der Lausitz und des 1598 säkularisierten Bistums Lebus (im Regierungsbezirk Frankfurt) umfaßt: die grenzmärkischen Kreise Bomst, Fraustadt, Meseritz und Schwerin, die neumärkischen Kreise Guben, Crossen, Friedeberg, Landsberg a. W., Reppen, Schwiebus und Zielenzig und die niederschlesischen Kreise Sorau, Freystadt, Glogau, Grünberg, Sprottau und Sagan.

8. Die Wojewodschaft Breslau setzt sich aus den Kreisen Breslau-Stadt, Frankenstein, Habelschwerdt, Militsch, Neumarkt, Ohlau, Oels, Reichenbach, Schweidnitz, Strehlen, Trebnitz, Waldenburg, Wohlau, Glatz und Groß-Wartenberg (sämtlich Regierungsbezirk Breslau) und den Kreisen Bunzlau, Hirschberg, Jauer, Landeshut, Liegnitz, Löwenberg, Lauban, Lüben, Görlitz, Goldberg und Guttau (Regierungsbezirk Liegnitz) zusammen. Liegnitz ist zur Kreisstadt abgesunken.
9. Oberschlesien wurde in die Wojewodschaften Oppeln und Kattowitz geteilt. Von den 22 Kreisen des Regierungsbezirks Oppeln zählen nur noch 11 zu der neugebildeten Wojewodschaft Oppeln: Falkenberg, Grottkau, Cosel, Kreuzberg, Leobschütz, Neisse, Neustadt, Rosenberg, Ratibor, Groß-Strehlitz und Oppeln, zu denen die niederschlesischen Kreise Brieg und Namslau hinzugeschlagen worden sind.
10. Bei der oberschlesischen Wojewodschaft Kattowitz sind die Kreise Beuthen, Gleiwitz, Guttenberg und Hindenburg aus dem früheren Westoberschlesien geblieben.

Die neue Verwaltungseinteilung fiel zeitlich mit dem Anlaufen des Sechsjahresplanes zusammen, dessen Parole die industrielle und soziale Umgestaltung Polens und die endgültige Angleichung der ostdeutschen Gebiete ist. Der Minister für Leichtindustrie bemerkte, daß die Wojewodschaften Köslin und Grünberg die industriell rückständigsten Gebiete seien, und der Wirtschaftsminister Minc erklärte den Mangel an Lebensmitteln damit, daß für die Landwirtschaft in diesen Gebieten die Menschen fehlten. Die erste Verwaltungseinteilung hatte die Erfassung der wirtschaftlichen Kapazität offensichtlich erschwert.

Besonders auffällig ist jetzt das Interesse an den schlesischen Wojewodschaften Grünberg und Oppeln. Das Tempo, in dem 1950 der Wiederaufbau der demontierten chemischen Kunstfasererzeugung aufgenommen wurde, nachdem das Produktionsverfahren der in Landsberg a. d. W. beheimateten Perlonherstellung als polnische Erfindung unter dem Namen *Polana* auf dem Weltmarkt angemeldet wird, – die Rückführung der von

der Sowjetarmee demontierten Turbinen des Bober-Kraftwerks Deichau, – die Inbetriebnahme der Schwefelsäureproduktion, die unter Führung und Anleitung sowjetischer Konstrukteure und Facharbeiter vorangetrieben wird, zeigen das Ziel der neuen Verwaltungseinteilung. Ein Erlaß vom Juni 1952 über die Neuerrichtung von verantwortlichen Siedlungskommissionen bei jeder Wojewodschaft und in jedem der Kreise läßt erkennen, daß die polnische Verwaltung in Ostdeutschland vor besondere Aufgaben gestellt wird und daher auch gesondert von den zentralpolnischen Wojewodschaften gelenkt werden muß. Die Teilung in kleinere Verwaltungsbezirke bezweckt eine straffere und durchsichtigere Durchführung der zentralen Anordnungen und die Mobilisierung des in den ostdeutschen Gebieten bisher vernachlässigten Rüstungspotentials. Die Maßnahme fällt zeitlich mit dem Abschluß der Ortsnamenumbenennung zusammen.

Herta von Ramm-Helmsing

Der Albert-Kanal

Seitdem sich im 16. Jahrhundert die Vereinigten Niederlande von den südlichen Provinzen abgetrennt haben, ist es Belgien und Holland nicht gelungen, sich über ihre Wasserstraßen zu verständigen. Man denke zum Beispiel an die jahrhundertelange Absperzung der Scheldemündung, die endgültig erst durch die europäischen Mächte aufgehoben wurde.

Nach dem Ersten Weltkrieg haben zwar Verhandlungen zum Entwurf eines Vertrages über die Wasserstraßen geführt, dieser Entwurf wurde aber 1925 durch den holländischen Senat abgelehnt¹.

Dazu kam, daß Holland beschloß, im Zusammenhang mit der auf holländischem Boden durchgeführten Schiffbarmachung der Maas eine hervorragende Verbindung mit Rotterdam – den sogenannten Juliana-Kanal – zu bauen, so daß Belgien dazu veranlaßt wurde, eine gleichwertige Wasserstraße auf eigenem Territorium zu bauen, wenn Antwerpen nicht von seinem holländischen Nebenbuhler übertroffen werden wollte.

¹ Dieser Entwurf sah die Verbesserung des schon bestehenden Kanalnetzes vor: es war u. a. die Rede von einer Verbreiterung der alten Wasserstraße auf der Strecke Maastricht–Boholt–Herenthals für Schiffe von 1000 Tonnen.

Mit Rücksicht auf die ungeheuren Schwierigkeiten technischer und finanzieller Art wäre der Plan des Albert-Kanals vielleicht nicht zur Ausführung gelangt, wenn nicht strategische Beweggründe mitgesprochen hätten: Belgien, das von Visé bis Maaseik nicht über die Maas verfügt, bezweckte tatsächlich damit, die in seiner Verteidigungslinie zwischen dem Kempenland und der Hochebene von Herve klaffende Lücke durch die neue Wasserstraße auszufüllen.

Bei der Planung des Albert-Kanals spielte vermutlich das wirtschaftliche Moment die wesentliche Rolle: Die Verbindung zwischen dem Nationalhafen Antwerpen und den Industriegebieten an Maas und Mosel sollte verbessert werden. Gleichzeitig sollte der Kanal die Ausbeutung der 1901 entdeckten kempenländischen Kohlengruben erleichtern und der Kohle sowohl nach Antwerpen für die Ausfuhr als auch nach Wallonien für den industriellen Verbrauch einen schnellen und billigen Zugang verschaffen.

Das vorhandene Kanalnetz zwischen Lüttich und Antwerpen war veraltet. Während die Binnenschiffe auf dieser Wasserstraße scheinbar nur eine Strecke von 153 km zu befahren hatten, betrug die tatsächliche Länge infolge der 24 Schleusen beinahe 275 km. Kein Wunder, daß die Reise gewöhnlich acht bis zwölf Tage dauerte!

Auf dem Albert-Kanal mit seiner geometrischen Länge von 127 km und seiner tatsächlichen Länge von 157 km, die der viel geringeren Zahl der Schleusen sowie dem Fehlen von Drehbrücken zu verdanken ist, wird man nur die Hälfte der Zeit für die Durchfahrt brauchen. Außerdem beträgt die höchste zulässige Tonnage des neuen Kanals 2000 t (d. h. die Tonnage der größten von der Rheinschiffahrt gebrauchten Schiffe und selbst gewisser Seeschiffe)², während sich das

Höchsttonnenmaß der alten Wasserstraße nur auf 450 bis 600 t beläuft.

Da der Kanal ferner um den Zipfel von Maastricht herumführt, ist der Albert-Kanal anders als das frühere Kanalnetz vollständig von Holland unabhängig.

Der Albert-Kanal nimmt seinen Anfang in Monsin an der Maas, etwas nördlich von Lüttich, läuft parallel mit dem Fluß bis Lanaye, wo er durch zwei Schleusen in Verbindung mit dem niederländischen Teile des Kanals Lüttich-Maastricht gebracht wird. Dann folgt er der niederländischen Grenze bis Briegden, wo ihn eine Ableitung in Neerharen mit dem belgischen Süd-Wilhelmskanal verbindet; darauf läuft er über Eigenbilzen und Genk nach Hasselt, von wo aus er, bis Kwaadmechelen, den alten Ableitungskanal nach Hasselt ersetzt. Nachdem er südlich von Herenthals in Verbindung mit dem alten Kanal Bocholt-Herenthals gebracht wird, führt er schließlich über Viersel nach Antwerpen.

Von Viersel aus führt ein Nebkanal über Lier nach Duffel, um den Albert-Kanal durch die Kleine Nete, die Untere Nete und den Rupel mit der Schelde zu verbinden, so daß der für Gent, für Ost- und Westflandern bestimmte Kohlenverkehr die Antwerpener Docks nicht zu belasten braucht.

Bei einer Breite von 26 m an der Oberfläche hat der Albert-Kanal eine Tiefe von 5 m auf der Sohle und von 4,70 m an den Seiten. Er verfügt über 6 Schleusenkomplexe, wovon jeder aus zwei großen Schleusen von 136×16 m und einer kleinen Schleuse von $55 \times 7,5$ m besteht (mit Ausnahme von dem Komplex in Wijnegem, der nur eine große Schleuse und eine kleine zählt). Überdies

2 Praktisch aber wurde der Albert-Kanal hauptsächlich für einen schnellen und billigen Verkehr mit Schiffen von 1350 Tonnen gebaut.



sind 56 feste Brücken in einer Höhe von 6,50 Meter über dem Wasserniveau gebaut worden.

Kanalhäfen sind Monsin, Hasselt, Zolder, Beringen und Genk, unter denen die drei letztgenannten, insbesondere Genk, für die Verladung der kempenländischen Steinkohle bestimmt sind. Ende 1952 waren bei Grobbendonk Hafeneinrichtungen für den britischen Nachschubstützpunkt in der Provinz Antwerpen fertiggestellt.

Der Bau des Albert-Kanals (1930–1939) kostete 220 Millionen belgische Franken. Erhebliche technische Schwierigkeiten waren zu überwinden: Einmal der Durchbruch von Kaster bei Lanaye, der eine Tiefe von 65 m und eine Länge von 1300 m hat. Ferner der Durchbruch bei Eigenbilzen, der trotz seiner geringeren Tiefe von 30 m der schwierigste Kanalabschnitt war, weil auf seiner Strecke von 5200 m wasserreiche Sandschichten die Arbeiten erschwerten.

Von jeher ist man in Belgien der Auffassung gewesen, daß der Albertkanal noch bessere Dienste leisten könnte, wenn er einen direkten Zugang zum Rhein erhalten würde. Auch in Westdeutschland wird auf den Bau einer Wasserstraße hingewiesen, der den nordfranzösischen, südbelgischen Raum und den Albertkanal mit dem Niederrhein verbinden würde. Und selbst südholldändische Wirtschaftskreise, vertreten durch verschiedene Industrie- und Handelskammern, haben sich neuerdings mit dem Bau einer Kanalverbindung zwischen Rhein, Maas, Schelde, Albert- und Juliana-Kanal beschäftigt, die zur „Wasserstraße der europäischen Montanunion“ werden würde.

Vom europäischen Standpunkt aus liegt die wirtschaftliche Bedeutung einer solchen Verbindung auf der Hand: abgesehen von der weiteren Industrialisierung bedeutender Wirtschaftsräume in Westdeutschland, Hol-

land, Belgien und Nordfrankreich würde sie das letzte fehlende Stück einer großen durchgehenden Ost-West-Wasserstraße darstellen und, im Anschluß an den bisher nur teilweise gebauten Rhein–Main–Donau-Kanal, die großen Nordseehäfen mit ihrem gesamteuropäischen Hinterland in direkte Verbindung bringen.

L. V., Antwerpen

*

Mikronesien unter Treuhandverwaltung der USA

1952 wurde das einzige UNO-Treuhandgebiet der USA, das „Territorium der Pazifischen Inseln“, von der Marine an die Zuständigkeit des amerikanischen Innenministeriums abgegeben. Das Gebiet umfaßt die drei mikronesischen Inselgruppen der Marianen (außer Guam), der Karolinen und der Marshall-Inseln, insgesamt 96 Gruppen kleiner Inseln oder Einzel-Inseln in einem Meeresraum vom ungefähren Umfang der USA selbst, entweder flache Koralleninseln oder hohe Vulkaninseln. Drei Fünftel der rund 50 000 Einwohner leben auf Majuro in den Marshall-Inseln, Kusaie, Ponape, Truk, Jap und Palau in den Karolinen oder Saipan in den Marianen. Die 80 000 japanischen Siedler sind nach Japan oder den Riukius repatriert worden.

Im Oktober 1914 wurden die Inseln durch die Japaner besetzt, die von der Friedenskonferenz ein C-Mandat erhielten, das später vom Genfer Völkerbund bestätigt wurde. Auch noch nach seinem Ausscheiden aus dem Völkerbund berichtete Japan bis 1938 jährlich an die Mandatskommission, erst danach machte es die Inseln zum militärischen Sperrgebiet. Guam war ein amerikanischer Marinestützpunkt, aber die Amerikaner haben sich heute überzeugt, daß Japan seine



Besitzungen erst während des Krieges befestigte, soweit das notwendig und möglich war. (Die Lagune von Truk bietet einen idealen Naturhafen für Kriegsschiffe.) Die japanischen Einwanderer bauten Straßen und legten Zuckerrohrfelder an. Vor allem entwickelten sie die Fischerei. Es wurden Anlegeplätze gebaut, Schulen eingerichtet, Waren eingeführt. Europäische Kleidung und der Bau fester Häuser setzten sich durch. Die japanischen Bauern und Fischer mischten sich mit der einheimischen Bevölkerung. Zwar empfanden die Inselbewohner die Beamtenherrschaft der Japaner als ungerecht, aber sie loben nicht nur die wirtschaftlichen Vorteile der japanischen Verwaltung, sondern auch ihre Korrektheit.

Im Pazifischen Krieg eroberten die USA manche der Inseln, andere ließen sie in einem Blockadering liegen. Die größeren Inseln litten unter Luftangriffen und bei Erdkämpfen. Bei Kriegsende stand fest, daß Japan die Herrschaft über die Inseln verlieren sollte. In den USA schwankte man zwischen einfacher Annexion und der Errichtung einer vorbildlichen Treuhänderschaft. Am 26. Februar 1947 legten die Amerikaner dem Sicherheitsrat der UNO einen Entwurf für ein Treuhandabkommen vor, der angesichts der amerikanischen Drohung, ihn wieder zurückzuziehen, ohne wesentliche Änderungen am 2. April 1947 gebilligt wurde. Danach wurde das Treuhandgebiet zu einem „strategischen Bereich“ erklärt, in dem Teilgebiete gesperrt werden konnten.

Die Mikronesier wissen die Einrichtung eines besonders guten Gesundheitsdienstes durch die amerikanische Marine zu schätzen. Ihre wirtschaftliche Zukunft ist jedoch unklar, weil die Amerikaner nicht wie die Deutschen Kopra und schon gar nicht wie die Japaner Zucker oder Fisch haben wollen. Die amerikanischen Importwaren sind bei den geringeren Verdienstmöglichkeiten teurer für die Insulaner als früher die japanischen. Amerikanische Beobachter mahnen, die USA sollten nicht nur die strategische Bedeutung der Inseln als feste Flugzeugträger an der Straße nach Ostasien, sondern auch ihren Prestigewert als Schaufenster der amerikanischen Kolonialpolitik bedenken.

Quelle: Karl J. Pelzer: „Micronesia — a Changing Frontier“ in *World Politics* II 2, Januar 1950.

*

Bahnbauten des sowjetischen Fünfjahresplans

Wenn man die spärlichen Angaben des vor dem 19. Parteitag veröffentlichten Fünfjahresplans der Sowjetunion über den Bau neuer Eisenbahnlinien überschaut, gewinnt man die Überzeugung, daß wesentliche Dinge verschwiegen worden sind. Ostsibirien findet überhaupt keine Erwähnung, obwohl kein Zweifel daran bestehen kann, daß die BAM (Baikal-Amur-Bahn) ausgebaut wird. Das riesige und bisher kaum genutzte (Gold, Holz, Pelze) Einzugsgebiet dieser Bahn, bis an den Pazifik und nach Kamtschatka reichend, hat durch die ständig zunehmende Bedeutung der Luftwaffe ungemein an Wert als Absprungeterrain für den Luftkrieg gegen die möglichen Gegner der UdSSR gewonnen und kann keineswegs ohne Transportmittel für Massengüter gelassen werden. Eine eigene Industrie, die den Bedarf decken könnte, läßt sich in diesen unwirtlichen Gebieten nicht entwickeln, ganz zu schweigen davon, daß fast die gesamte Ernährung aus den agrarischen Überschußgebieten herangebracht werden muß. Zum mindesten muß damit gerechnet werden, daß die fehlende Verbindung zwischen der BAM von ihrer Anschlußstelle Tajschet an der Transsibirischen Bahn und Abakan/Minussinsk in Bau genommen wird oder ist, weil sonst die Beanspruchung der Transsibirischen Bahn, besonders nach dem Handelsabkommen mit China, zu groß wird. Sie hat auch nicht nur die sowjetischen Waren von und nach China, sondern ebenfalls die zwischen den europäischen Satellitenstaaten und China getauschten zu bewältigen. Der Fünfjahresplan indessen spricht nur von der Fertigstellung der Strecke Abakan-Akmolinsk, die von Barnaul nach Westen bestimmt schon in Betrieb sein dürfte.

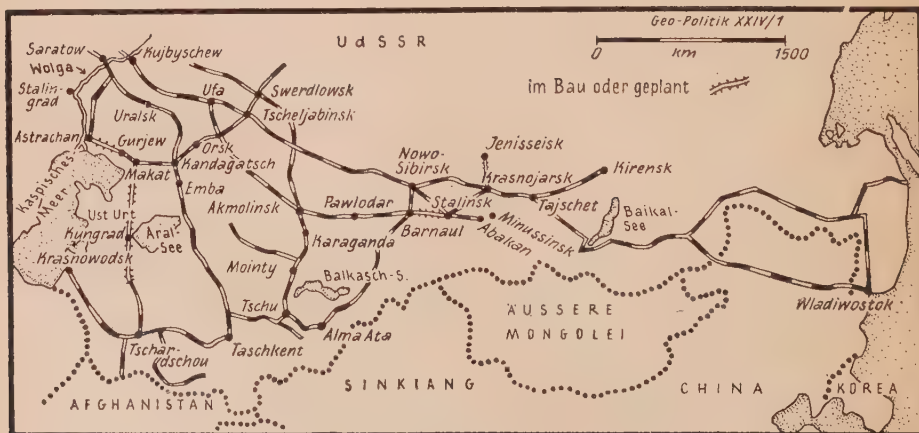
Ein ähnlich dichter Schleier liegt über dem Bahnbau in Mittelasien, von wo bisher trotz häufiger Pressenachrichten, die das Gegenteil behaupten, keine Zweigbahnen nach Sinkiang oder Afghanistan hineinführen. Die Sowjetunion legt jedoch großen Wert auf die Aktivierung der mit China gemeinsam gegründeten Gesellschaften zur Erschließung und Ausbeutung der Erdöl- und Buntmetallvorkommen in Sinkiang, die ohne Bahnverbindung nicht denkbar ist. Sie würde den Bahnbau hier auch deshalb vorantreiben,

weil sie sicherstellen will, daß dieses Gebiet wirtschaftlich nach der Sowjetunion tendiert, ehe China die so notwendige Verbindung mit seinem äußersten Nordwesten selbst baut.

Im Fünfjahresplan wird hier nur von der Fertigstellung der am Amu-darja von Tschardshou (am Übergang der Transkaspischen Bahn über den Strom) nach Kungrad am Aral-See führenden Strecke und ihrer Fortsetzung gesprochen. Die sowjetische Presse berichtet aber vom Eintreffen des ersten Zuges dieser Bahn in Tachia-Tasch, dem Ausgangspunkt des Großen Turkmenischen Kanals (über Usboi-Graben nach Krasnowodsk am Kaspi-See) am Kopf des Amu-Deltas. Bis Kungrad bliebe dann nur noch eine kurze Strecke von etwa 30 km zu vollenden. Diese Bahn, die sich zunächst als eine Verdoppelung des Amu-darja-Verkehrsweges darstellte und dessen Unzulänglichkeit anzudeuten schien, gewinnt nun an Bedeutung durch die im Fünfjahresplan angeordnete Fortführung über das Ust-Urt-Plateau nach Makat, im Emba-Erdölgebiet und an der Eisenbahn Gurjew-Orsk gelegen. Ob es mit dem dann vollzogenen Anschluß an das europäische Netz sein Bewenden haben wird oder ob die früher ins Auge gefaßte Weiterführung bis Alexandrow Gay (Endpunkt einer von der Strecke Saratow-Uralsk nach Süden abzweigenden Bahn) nur dem nächsten Fünfjahresplan vorbehalten bleibt, läßt sich noch nicht erkennen. Die Frage nach dem Nutzen dieser Bahn ist mit der lebhaft ansteigenden Wirtschaftskraft Mit-

telsiens und strategischen Zielen zu beantworten. Ihr eigenes wirtschaftliches Einflußgebiet muß noch als recht gering angesprochen werden, denn ihr nördlicher Teil führt durch die Anökumene der Ust-Urt, und der südliche steht in Konkurrenz mit dem Wasserweg des Amu-darja. Aber mit ihr verfügt Mittelasien jetzt über fünf große Zubringerlinien – direkt oder indirekt – zum europäischen Teil der Sowjetunion, während es vor der Sowjetepoche deren nur zwei gab. Es kann auch kaum bezweifelt werden, daß diese Bahn eine südliche Fortsetzung über die Transkaspische Linie hinaus erhalten wird.

Ihre Reichweite wird aber noch bemerkenswert erweitert durch die im laufenden Fünfjahresplan gleichfalls angeordnete Schaffung einer Bahnverbindung zwischen Astrachan und Gurjew, der Hafenstadt des Emba-Erdölzentrums und Ausgangspunktes einer Ölleitung nach Orsk sowohl wie einer Bahnlinie nach Kandagatsch an der Tschkalow-Taschkenter Bahn. Die neue Linie müßte auf der direktesten Trasse durch nahezu unbewohntes Wüstengebiet führen, doch ist es möglich, daß sie bis in die Zone der großen Bewässerungsanlagen und Waldschutzgürtel zwischen Wolga und Ural-Fluß gelenkt wird oder in einem späteren Stadium des Projektes Zubringerlinien von daher erhält. Denn voraussichtlich wird dieses neugewonnene Agrarland stark für die Versorgung der ebenfalls neu gewonnenen, aber auf technische Kulturen (Baumwolle und Seide) und Obstbau abgestellten Be-



wässerungsflächen am Amu-darja und Großen Turkmenischen Kanal beitragen müssen. Zugleich wird aber auch mit dieser Bahn die bisher noch offene Lücke in der durchgehenden Bahnverbindung zwischen dem Kaukasusgebiet beiderseits des Gebirges und Zentralasien geschlossen. Astrachan hatte ja bereits zu Beginn des letzten Krieges eine Bahnverbindung über Kisljar an das nordkaukasische Netz erhalten. Offensichtlich wird die Entwicklung des Verkehrs zwischen dem europäischen Teil der Sowjetunion und Zentralasien besonders gepflegt, weil dieses im Zuge der Verlagerung der wirtschaftlichen Schwerpunkte der Union möglichst weitab der Luftbedrohung ein bevorzugter Standort geworden ist.

Wenn jetzt endlich die Stadt Jenisseisk (unterhalb der Einmündung der Oberen Tunguska in den Jenissej) den Anschluß an die Transsibirische Bahn erhält, der ihr beim Bau dieser Bahn vorenthalten wurde, so spricht das für die gesteigerte Industrietätigkeit dieser Stadt, von der wohl noch mehr im Anschluß an die Erstellung der acht großen Kraftwerke an der Angara erwartet wird.

Schließlich soll noch die von der Strecke Kujbyschew-Ufa bei Kratowka nach Norden abzweigende Bahn über den bisherigen Endpunkt Surgut hinaus über Pronino nach Agrys verlängert werden. Vermutlich steht dieser Bau in Beziehung zur Entwicklung der Ölfelder des „Zweiten Baku“; denn unweit davon befinden sich die bekannten Felder von Tujmasy, Buguruslan und Bugulma.

Mit der allgemeinen Angabe, daß im laufenden Fünfjahresplan 2,5 mal so viele neue Strecken in Betrieb genommen werden sollen wie im vorhergehenden, ist für uns nichts anzufangen, zumal der erste Nachkriegsplan sich sehr auf Beseitigung der Kriegsschäden beschränken mußte. Ebenso verhält es sich mit der Forderung des Planes, eine viermal so lange Strecke wie der vorige Plan auf elektrischen Betrieb umzustellen. Die Sowjetunion ist in absoluter elektrifizierter Streckenlänge den anderen europäischen Ländern wahrscheinlich nicht unwesentlich voraus.

Wenn wir auch annehmen müssen, daß nur ein Teil der in Auftrag gegebenen neuen Strecken bekanntgegeben worden ist – die bei den Großbauten von Zimljansk, Kujbyschew und Stalingrad verlegten Gleise wer-

den nicht erwähnt –, so läßt sich doch aus dem Wenigen schließen, daß für die Verdichtung des Eisenbahnnetzes in Europa keine Mittel übrig sind. Alles verfügbare Material wird für die Aktivierung des Ostens der Sowjetunion eingesetzt.

G. Rothenburg

*

Tanger

Am 15. November 1952 beschloß das Kontroll-Komitee von Tanger, das aus Vertretern Großbritanniens, Belgiens, Frankreichs, Italiens, der Niederlande, Portugals, Spaniens und der Vereinigten Staaten besteht, das provisorische Abkommen über Tanger vom 31. August 1945 fallen zu lassen. Das Statut von 1923, das 1928 durch Beteiligung Italiens an der Verwaltung erweitert worden war, trat wieder in Kraft. Es war 1940 infolge der Besetzung des Landes durch Spanien annulliert worden. Nach Kriegsende wurde durch die Siegermächte der frühere Zustand wieder hergestellt, nur daß Spanien und Italien weniger Sitze in der Verwaltung erhalten hatten.

Das Abkommen vom 15. November bedeutet für Italien eine neue Etappe in der Revisionspolitik seines Friedensvertrages und für Spanien das Ende der Isolierung, in die es hineingedrängt worden war.

Israels Reparationsgewinn

Im Laufe des Jahres 1951 besuchte Präsident Weizmann dreimal die USA, um weitere Hilfeleistungen für den Staat Israel zu erhalten, doch blieben seine Bemühungen ergebnislos. Weder der Weltbank noch der amerikanischen Export-Importbank schien eine Aufstockung ihrer Darlehen ratsam. Im amerikanischen Judentum fand der Verkauf israelischer Staatsanleihen nur noch geringes Interesse: statt der geplanten 20 Millionen Israel. £ für eine Neuauflage von Bonds wurden nur knapp 2 Millionen gezeichnet. Dem *State Department* lag vor allem an der Herstellung guter Beziehungen zu den arabischen Staaten, und das *Department of the Interior* sah sich aus innerpolitischen Gründen nicht mehr zu Hilfeleistungen im früheren Maße in der Lage.

Der Staat Israel befindet sich in einer verzweifelten wirtschaftlichen Situation. Jeder

sechste Einwohner lebt im Einwandererlager; seit 1948 sind über 700 000 Juden aus deutschen DP-Lagern, aus den Balkanländern, aus Nordafrika und nahöstlichen Ländern eingewandert. Einer Einfuhr im Werte von 102 Millionen I. £ stand 1950 ein Exportwert von nur 16 Millionen I. £ gegenüber. Die Differenz wurde durch Spenden zionistischer Organisationen gedeckt, während die große Mehrheit des Judentums am Staat Israel nur indirektes Interesse nimmt. Überdies baute der Staat Israel seine Wirtschaft auf dem Boden eines sozialistischen Kollektiv- und Kooperativ-Systems auf; Übervölkerung zusammen mit Fehlorganisation führte zu Mißständen (Inflation, Rationierung, Schwarzmarkt), und die verschiedenartige Zusammensetzung der israelischen Bevölkerung nach Glaubens- und Parteirichtungen, Sprache, Herkunft, Bildungsstand usw. bewirkt starke innerpolitische Spannungen.

Kurz vor Errichtung der westdeutschen Bundesrepublik wurde am 18. August 1949 in Jerusalem die Forderung auf Schadenersatzleistungen an Israel erhoben. Doch lehnte die Opposition im israelischen Parlament direkte Verhandlungen mit Deutschen ab, weil ein Vertrag zur Rehabilitierung des deutschen Volkes beitrage und geeignet sei, die Aufnahme der Bundesrepublik in die „westliche Verteidigungsgemeinschaft“ mit ihren politischen und materiellen Vorteilen vorzubereiten. Die Mehrheit des israelischen Parlaments fand sich immerhin bereit, angesichts der Notlage des Staates einen zwischenstaatlichen Reparationsvertrag abzuschließen.

Zunächst fehlten aber noch die völker- und privatrechtlichen Voraussetzungen für einen Anspruch: Ein Staat kann nicht Forderungen von Einzelpersonen auf sich übertragen, zumal der Staat Israel nicht geschädigt ist, sondern erst 1947 entstand; die emigrierten Juden waren Staatsbürger von Ländern, die deutsche Reparationen empfangen haben oder geltend machen können; die aus Westdeutschland emigrierten oder noch hier lebenden Juden haben aus der alliierten Gesetzgebung bereits Entschädigungen erhalten, die im Jahre 1952 amtlich mit 500 Mill. DM beziffert wurden. Damals hatten die Alliierten alle nicht vertraglichen Transfers ins Ausland gesperrt, da sonst die Notwendigkeit amerikanischer Hilfeleistungen an die westdeutsche Bevölkerung nur vermehrt worden wäre. Auch bestand bis März 1952 keine Körperschaft, die

nach internationalem Recht die Vertretung des geschädigten Judentums wahrnehmen konnte. Hinter den israelischen Forderungen stand nicht eine allgemeinjüdische Repräsentation.

Seit 1950 bemühte sich die Bundesrepublik um Anerkennung als Nachfolgestaat des Deutschen Reiches und um Herstellung ihrer internationalen Kreditwürdigkeit. Zahlreiche offizielle wie private Erklärungen vor allem amerikanischer Regierungs- und Wirtschaftsvertreter hoben hervor, daß die deutschen Bestrebungen erst Gehör finden könnten, wenn die Bundesregierung für alle Schulden und Schäden, insbesondere gegenüber dem Judentum, aufkäme. In verschiedentlichen Erklärungen bezeichnete die Bundesregierung Leistungen dieser Art als ihren eigenen Wunsch. Im März 1951 überreichten die israelischen Gesandten in Washington, London, Paris und Moskau ihre Reparationsforderungen. Begründet wurde die Forderung damit, daß der Staat Israel die jüdischen Flüchtlinge aus Europa angesiedelt habe, mithin also berechtigt sei, die von ihm aufgebrachten Kosten zurückzufordern. Von den westlichen Regierungen wurde die moralische Berechtigung auf Reparationen aus der laufenden deutschen Produktion anerkannt und die Note durch die Oberkommissare der Bundesregierung übergeben, doch wies man in London und Washington darauf hin, daß ein Reparationsvertrag 1. die gesamte deutsche Schuldenregelung nicht beeinträchtigen dürfe und 2. ein solches Abkommen nur zwischen der israelischen Regierung und der deutschen Bundesregierung in direkten Verhandlungen abgeschlossen werden könne. Nach Erklärung wurde ihr ausdrücklich die Ermächtigung zum Abschluß erteilt. Das heißt, daß die Regierungen der USA und Großbritanniens die Wiedergutmachung materieller Schäden an europäischen emigrierten Judentum ausdrücklich in der Form eines zwischenstaatlichen Reparationsvertrages mit Israel der Bundesregierung anempfohlen haben. Nachdem die Regierungen der Sowjetzone und später Österreichs jede Ersatzleistung an emigrierte Juden ablehnten, wurde die israelische Reparationsnote zum Ausgangspunkt von Verhandlungen mit der Bundesrepublik gemacht, womit der Staat Israel von London und Washington als Repräsentant auch des nicht zionistischen Weltjudentums schlechthin anerkannt worden war.

Zur Aufnahme direkter Verhandlungen gewann die israelische Regierung eine Mehrheit in ihrem Parlament nur durch Fraktionszwang und auch die Zustimmung der arabischen Abgeordneten. Während das israelische Parlament und sein Auswärtiger Ausschuß sich die Überwachung der Verhandlungen vorbehalten, hat man in der Bundesrepublik die Verhandlungsführung dem Regierungschef ohne Einschränkung übertragen. Weder das Wirtschaftsministerium noch das Finanz- oder das Justizministerium sind vor oder während der Verhandlungen zu Gutachten über den Vertrag aufgefordert worden. Um überhaupt mit Israel ins Gespräch zu kommen, wurde z. B. nicht (wie vorgesehen) ein nicht-zionistischer offizieller Vertreter des deutschen Judentums zum deutschen Delegationsführer berufen, sondern der Ordinarius für Internationales Privatrecht an der Frankfurter Universität.

In London waren seit 1950 gelegentliche Verhandlungen zwischen jüdischen Organisationen zur Bildung einer gesamtjüdischen Vertretung geführt worden, die sich am 5. Dezember 1951 konstituierte und eine Delegation zusammenstellte. Sie setzte sich zusammen aus dem Präsidenten der *Jewish Agency* sowie des „Jüdischen Weltkongresses“ und dem Leiter des *American Joint Distribution Committee*, sowie aus den Vertretern des Staates Israel, also aus zionistischen Organisationen, die am Aufbau des Staates Israel maßgeblich beteiligt sind. Anlässlich des Londoner Besuches Dr. Adenauers vereinbarte diese Delegation mit ihm die Aufnahme von Reparationsverhandlungen, und zwei Tage später (am 7. Dezember 1951) empfing der USA-Oberkommissar McCloy die israelisch-jüdische Delegation in der Bundesrepublik zur Absprache der Wiedergutmachung. Der israelische Außenminister Sharett und der israelische Delegationsführer Dr. Shinaar verhandelten im März 1952 in London mit Vereinigungen des Weltjudentums, die nicht ohne weiteres von der Führungsrolle des Staates Israel zu überzeugen waren. Im April 1952 wurden dann die deutsch-israelischen Gespräche in Holland abgebrochen, weil die Ansprüche des Staates Israel der deutschen Schuldenregelung vorgriffen, unerfüllbar hoch (relativ zur deutschen Leistungsfähigkeit) schienen und die nicht zionistischen jüdischen Ansprüche auszuschließen drohten. Am 9. Mai 1952 gab der

Jewish Observer in London seiner Zuversicht Ausdruck, daß die deutsch-jüdischen Verhandlungen unter dem befürwortenden Einfluß des britischen Außenministeriums in London fortgeführt würden, und zwar unter Abtrennung der jüdischen Reparationsforderungen von der deutschen Schuldenregelung bei Erhöhung der deutschen Leistungen. Tatsächlich vollzog sich die Abfassung des Reparationsvertrages in diesem Sinne. Danach wird das ausländische Judentum außerhalb Israels im Wege von Dreiecks-Transferierungen aus deutschen Lieferungen an Israel entschädigt, und zwar persönlich, während die Wiedergutmachung in Deutschland lebender Juden durch Gesetz mit dem Vertrag verbunden ist, so daß sämtliche jüdischen Ansprüche vom Vertrag mit Israel abhängig gemacht worden sind.

Im Laufe des Jahres 1952 hat das Reparationsabkommen eine zusätzliche Bedeutung dadurch gewonnen, daß auch eine Art von Arbeitsteilung auf den Exportmärkten des Nahen Ostens mit ihm verbunden wird. Ein beträchtlicher Teil des deutschen Handels mit dem Orient wird durch Reparationen auf den israelischen Markt begrenzt, wobei Israel erst dadurch zum Aufbau einer leistungsfähigen Volkswirtschaft überhaupt befähigt wird. Dagegen wollen sich die Westmächte der arabischen Märkte annehmen, die zur Behebung der Flüchtlingsnot umfangreicher Investitionen bedürfen. So wurde das politische Risiko bei der Unterstützung Israels von den Westmächten stillschweigend auf die Bundesrepublik umgelegt. In dem Maße, wie die Bundesrepublik z. B. die amerikanischen Leistungen an Israel übernimmt, sollen die USA sich aus ihren alten Verpflichtungen lösen. Aus der Inanspruchnahme der deutschen Wirtschaft mit israelischen Lieferungen erwarteten die Westmächte erhebliche Erleichterungen für ihre eigenen Exporte in den Orient, wobei die wirtschaftliche Erschließung auch eine Verstärkung der politischen Stellung vermitteln könnte.

Bisher vermochten die islamischen Länder ihren Wirtschaftsaufbau ohne politische Problematik zu vollziehen, wenn sie mit der privaten Wirtschaft der Bundesrepublik abschlossen. Die „neue Arbeitsteilung“ mußte den arabischen Ländern bedenklich erscheinen. Wurden die arabischen Proteste gegen den Staatsvertrag in Bonn bagatellisiert, da man weder in arabischen Staaten diploma-

tisch vertreten war noch den Memoranden der eigenen Wirtschaft Beachtung schenkte (die man im Ausland als antisemitische Intrigen bezeichnete), so sind sie in den westlichen Hauptstädten desto interessierter verzeichnet worden. Im Orient verbreitete man Nachrichten über umfangreiche deutsche Rüstungslieferungen an Israel, im Westen bezichtigte man die deutsche Wirtschaft der antisemitischen Haltung. Die alliierten Regierungen dementierten jede Einflußnahme auf den deutsch-israelischen Vertrag.

Der Reparationsvertrag hat überall Ressentiments geweckt. Es steht zu befürchten, daß der einmal angedrohte Boykott arabischer Länder gegen die Bundesrepublik (immerhin erstreckt sich der Plan von Marokko bis Indonesien; ferner liegen 65 Prozent des afrikanischen Handels in Händen von Arabern) weitere Ausdehnung erfährt. Der Hinweis der Bundesregierung, daß die Westmächte nicht boykottiert würden, ist angesichts des seit dem Palästinakrieg organisierten Widerstandes der islamischen Völker einigermmaßen unverständlich.

EGO

*

Chiles neuer Präsident

Am 4. September 1952 wurde der 75jährige General Carlos Ibañez Präsident von Chile. Seine politische Linie liegt nicht eindeutig fest. Er kandidierte als Unabhängiger mit stark nationalistischen Tendenzen, wurde aber von den verschiedensten Gruppen und Richtungen unterstützt: Von abgesplitterten Radikalen und Sozialisten, ehemaligen Konservativen, Bauern und Arbeitern, von Christlich-Sozialen und der Chilenischen Frauenpartei. Sowohl rechtsradikale als auch kommunistische Gruppen waren für seine Wahl.

Ibañez war von 1927 bis 1931 schon einmal Präsident. Er galt als der einzige Diktator der chilenischen Geschichte. Während seiner Amtszeit hatte er den Beamtenkörper gereinigt und versucht, das Wirtschaftsleben auf eine gesunde Basis zu stellen. Die Depression der Weltwirtschaft und der darauffolgende Zusammenbruch der chilenischen Stickstoff-Industrie zwangen ihn zum Rücktritt.

Praktisch bedeutet die Wahl von Ibañez den Sieg des Nationalismus in Chile. Die

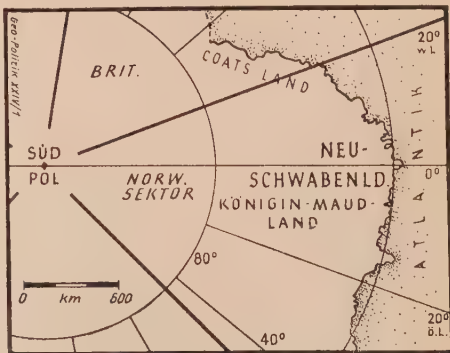
ersten Monate seiner Amtszeit zeigen, daß er sich streng an die Verfassung hält. Im Gegensatz zu seiner ersten Amtszeit gibt es z. B. keine Pressezensur. Er hat das Verbot gegen die kommunistische Partei aufgehoben und ihr Presseorgan wieder zugelassen.

Der neue Präsident hat jahrelang im freiwilligen Exil in Argentinien gelebt. Man hat ihm in Santiago vorgeworfen, daß Argentinien bei seiner Wahl die Hand im Spiele gehabt habe. Buenos Aires dementierte sofort.

Tatsache aber ist, daß die chilenischen Frauen, die zum ersten Male wählen durften, seine Wahl entscheidend beeinflußt haben. Die Persönlichkeit und das Werk der verstorbenen *Presidenta* Evita Perón ist auch in Chile nicht ohne Nachhall geblieben. Maria Teresa del Canto wurde Erziehungsminister. Sie ist die erste Frau in einem chilenischen Kabinett. Und Maria de la Cruz, die Führerin der Chilenischen Frauenpartei, wurde als erste Frau in den Senat gewählt: auf den durch die Wahl von Ibañez freigewordenen Sitz.

Neu-Schwabenland

Das Auswärtige Amt der Bundesrepublik hat eine Bekanntmachung über die Bestätigung der bei der Entdeckung von NEU-SCHWABENLAND im Atlantischen Sektor der Antarktis durch die Deutsche Antarktische Expedition 1938/39 erfolgten Benennungen geographischer Begriffe herausgegeben (Bundesanzeiger Nr. 149 v. 5. 8. 1952). Bei den Benennungen wurden u. a. besondere Leistungen deutscher Seeleute gewürdigt, darunter vieler Angehöriger des Norddeutschen Lloyd.



SCHRIFTTUM

DEUTSCHLAND AM RANDE ZWEIER WELTEN

Es ist das Verdienst von Wilhelm Wolfgang Schütz, dem ehemaligen Korrespondenten der „Neuen Zürcher Zeitung“ in London und jetzigem Berater des Ministers Kaiser in Bonn, die Frage nach den praktischen Möglichkeiten unserer Außenpolitik von Grund auf nach allen Richtungen durchdacht und in klarer und eindringlicher Sprache beantwortet zu haben. Dürfen wir es uns leisten, heute keine Außenpolitik zu haben, fragt Schütz. Seine Antwort ist ein klares Nein; denn außenpolitische Initiative ist stets weniger gefährlich, als außenpolitische Passivität. Die Notwendigkeit, unsere Existenz außenpolitisch zu sichern, ist mehr denn je eine Sache jedes Bürgers geworden, und zwar gerade deswegen, wie Schütz richtig sagt, weil „die Regierungsvollmacht beschränkt, die Souveränität eingeengt ist.“ Am Rande zweier Welten sind außenpolitische Entscheidungen eben „mehr als diejenigen der Obrigkeit, denn die Obrigkeit ist fragwürdig geworden.“

Diesem Verhältnis zwischen Obrigkeit und öffentlicher Meinung, zwischen Regierung und Volk schenkt Schütz große Beachtung. Er spart nicht an herber Kritik: Es fehle bei uns an echtem Zusammenwirken; in eigenartig greisenhafter Erstarrung regierten manche Leute vor sich hin, ohne diejenigen, deren Existenz auf dem Spiele steht, in ständigem Bemühen an die politische Entscheidung heranzuführen.

Schütz empfiehlt, unser Schicksal schon deshalb nicht blindlings den Männern anzuvertrauen, die heute die Außenpolitik des Auslandes bestimmen, weil es die gleichen Menschen sind, deren Zickzackkurs „die Geschichte unserer Zeit mit unveränderlichen, wirren Linien durchzogen“ hat. Die Bundesregierung ist, nach Schütz, im staatsrechtlichen und im politischen Sinne legitimiert, eine Synthese der deutschen und der atlantisch-amerikanischen Strategie zu suchen, ehe endgültige vertragliche Bindungen eingegangen werden.

Das Wesen dieser atlantischen Strategie läßt sich am besten mit *position of strength* umschreiben. Seit sämtliche Konferenzen

mit den Sowjets fehlschlagen, haben sich die Westmächte zu dem Entschluß durchgerungen, zunächst auf jegliche aktive Politik zu verzichten, bis sie eine gewisse Stärke erreicht haben. Mit der Erreichung einer solchen „starken Ausgangsposition“ sollen dann die Außenpolitik und die Diplomatie wieder zu ihrem Recht kommen. Freilich, so bemerkt Schütz, ist bisher keine verlässliche Angabe über den Grad der Aufrüstung gemacht worden, der für eine *position of strength* nötig wäre. Man kann damit rechnen, daß die amerikanische Rüstung 1954/55 ein Optimum erreicht haben wird; den Äußerungen amerikanischer Staatsmänner nach könnte in dieser Situation eine Verschärfung der atlantischen Außenpolitik bis zum Extrem *ultimativer* Forderungen eintreten. Am schärfsten ist dieser Gedanke wohl in der gefährlichen Formel des *show-down* ausgedrückt.

Für die deutsche Politik ergibt sich die Frage: Soll der Versuch gemacht werden, so bald wie möglich „auf militärischem Gebiet aufzuholen, um gemeinsam mit Amerika diese Position des militärischen Optimums zu erzielen und den Rhythmus der deutschen Außenpolitik demjenigen des stärkeren atlantischen Partners anzugleichen“? Schütz hält es für wahrscheinlich, daß Adenauer sich der Konzeption der „*position of strength*“ bereits anschloß, als er dafür eintrat, zuerst die Integration Deutschlands im Westen vorzunehmen, um dann mit größerer Aussicht auf Erfolg für die deutsche Einheit in Freiheit zu wirken. Falls Deutschland sich endgültig auf den Weg der Ultimativpolitik begeben würde (Leitsatz: Zuerst überhaupt keine Verhandlung mit dem Gegner, dann Gesamtforderung mit sämtlichen Verhandlungszielen „in einer einzigen ultimativen Aufwallung“), ginge die Bundesrepublik ein lebensgefährliches Risiko ein. Deutschland wird es sich in keinem Falle leisten können.

Wie würde die Sowjetunion auf den Versuch einer Ultimativpolitik reagieren? Entweder mit dem Präventivkrieg oder durch eine

Verstärkung ihrer Wehrbestände in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, in einem solchen Maße, daß Deutschland auf jeden Fall zum Schlachtfeld würde, falls die Entscheidung gewaltsam erzwungen werden sollte.

Schütz analysiert nicht nur, sondern nennt für die deutsche Außenpolitik mit Phantasie und nüchternem Denken einige Thesen: Deutschland, das in der äußersten Gefahrenzone liegt und in mehrere Teile zerrissen ist, muß sich, um den Gefahren der Ultimativpolitik zu entgehen, einer Kombination von politischen und strategischen Mitteln bedienen, die der Verfasser als Potentialpolitik bezeichnet. Voraussetzung ist, daß die Verteidigung in einem defensiven Sinne in Ordnung gebracht ist. Diese Politik „wäre wirkungslos, wenn sie dem Gegner nicht von vornherein klarmachen würde, daß sein Angriff auf jeden Fall strategisch zum Scheitern verurteilt wäre, und zwar auch in unserem begrenzten europäischen Raum. Sie beruht außerdem darauf, daß die Bereitschaft, das größere Potential im Ernstfall zu nutzen, ständig unter Beweis gestellt wird“.

Während nach Schütz das defensive Anliegen Deutschlands und des Westens auf keinen Fall zum Gegenstand von Verhandlungen mit dem Kreml gemacht werden darf, stellt das offensive Potential das eigentliche Verhandlungsobjekt dar. Hier liegt das Gebiet, auf dem der Westen erhebliche Zugeständnisse gegen entsprechende territoriale Gegenleistungen des Ostens machen kann. Freilich: „Die Verhandlungen über einen Ausgleich dieser Art haben nur dann Sinn, wenn sie geführt werden, solange das Potential des Westens unausgenutzt bleibt. Falls der Westen ohnehin bis zur Grenze des Möglichen aufgerüstet hat, entsteht die Ultimativsituation mit all ihren für Deutschland verhängnisvollen Folgen.“ Das Angebot, das Deutschland und die Westmächte der Sowjetunion machen können, sollten also nicht die ersten, vielleicht aber die zweiten, dritten und vierten 250 000 Mann sein. Einen Hinweis dafür, daß der Kreml mit solchen Möglichkeiten zu rechnen bereit ist, sieht Schütz in dem sowjetischen Entwurf eines Friedensvertrages, in dem den Japanern 150 000 Mann angeboten wurden; ferner auch in dem Grundriß des Entwurfes eines Frie-

densvertrages zwischen der Sowjetunion und Deutschland vom 10. März 1952. Ob allerdings die „politische Zugehörigkeit“ zur freien Welt, die Schütz als rein defensives Anliegen darstellt, an dem „nicht gerüttelt“ werden könne, von den Sowjets jemals hingenommen werden wird, ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt und die auch bei Schütz offen bleibt. Umgekehrt sieht es Schütz durchaus als politische Möglichkeit, daß Deutschland sich durch internationale Verträge verpflichten könnte, sein Gebiet nicht als Aufmarschgebiet für irgendeine Mächtegruppe zur Verfügung zu stellen: „Die Zahl der Garnisonen auf deutschem Boden könnte Gegenstand internationaler Abmachungen werden. Vorschläge dieser Art anzubieten wäre Sache der deutschen Außenpolitik.“

Eine solche Politik würde freilich ein enges Vertrauensverhältnis mit dem Westen, ein sorgfältiges Aufeinanderabstimmen aller Schritte voraussetzen. Schütz glaubt, einige Anzeichen dafür zu erkennen, daß die Westmächte bereit wären, im Interesse einer Stabilisierung der europäischen Lage unter Umständen auf die Nutzung des offensiven Potentials zu verzichten. Er erblickt hinter den verklausulierten Abrüstungsvorschlägen der Westmächte ein wichtiges Gestaltungsprinzip: das Prinzip des Gleichgewichts. Zwar wirkten die ersten Vorschläge, wie das von Truman und Acheson vertretene und von Eden erläuterte Prinzip verwirklicht werden könnte, noch fragmentarisch und „übermäßig mit Hinter- und Nebengedanken“ belastet. Aber der Gleichgewichtsgedanke sei doch, wie Schütz meint, zum ersten Male seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder aufgetaucht; und nicht nur der Gedanke, sondern sogar eine praktische Methode. Eine Gruppe von Staaten, an der Spitze Kanada und Indien, hat sich bereits um einen Vermittlungsvorschlag bemüht, um die „machtpolitische Verzerrung“ in den ursprünglichen Vorschlägen zu überwinden.

Für das geteilte und besonders bedrohte Deutschland ist dieser Vorschlag um so bedeutsamer und unterstützungswürdiger, als die Westmächte in ihren Plan ein weiteres Gestaltungsprinzip miteinbeschließen, in dem Schütz für Mitteleuropa einen möglichen Ausweg aus der Zerstückelung erblickt: den Gedanken, die Rüstungsbe-

schränkung mit der Lösung der politisch vordringlichen Probleme zu verknüpfen. Schütz weist auf „den einzigen bedeutenden Außenpolitiker Washingtons“, George Kennan, hin, der schon seit Jahren ein solches System des Gleichgewichts befürwortet habe. In der Tat wurde Kennan seinerzeit in der Presse als Urheber eines Plans hingestellt, wonach die Besatzungsmächte sich auf Brückenköpfe an Rhein und Oder zurückziehen sollten. Und vielleicht ist es auch kein Zufall, daß Kennan im gleichen Augenblick zum Botschafter in Moskau ernannt wurde, da die Abrüstungsvorschläge bei der UNO eingereicht wurden und da „Truman und seine Berater einzusehen begannen, daß der Primat der Außenpolitik gegenüber dem Militärischen gewahrt werden muß, wenn nicht das Ganze im Chaos versinken soll.“

Die formale Gleichberechtigung Deutschlands im europäischen Verteidigungssystem erfüllt noch nicht die Voraussetzung der Gleichberechtigung im atlantischen Verteidigungssystem. Denn militärisch ist die Europaarmee ja lediglich eine „Heeresgruppe“ des Atlantikpaktes; sämtliche Mitglieder der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, außer Deutschland, sind aber Mitglieder der NATO¹! Die Befehlshierarchie der NATO, nicht diejenige der EVG², ist das zentrale Nervensystem der westlichen Verteidigung. Mit Deutschlands Beitritt zu diesem System würde sich, nach Schütz, „die atlantische Befehlsgewalt sozusagen automatisch bis an die östliche Grenze Deutschlands“ erstrecken, gleich wo diese verläuft. Daraus ergibt sich erstens, daß Deutschland am Risiko des Atlantikpaktes teilnehmen würde, ohne selbst Mitglied zu sein, und zweitens, daß die Russen unter solchen Umständen kaum mehr großes Interesse an Verhandlungen zur Räumung der Sowjetzone oder zur Herbeiführung freier gesamtdeutscher Wahlen haben dürften.

Dieser Einwand läßt sich auch nicht mit dem billigen Argument der „Magnetismus“-Theorie oder der Theorie von der automatischen Wirksamkeit westlichen Übergewichts beiseiteschieben. Mögen manche Fragen in der Schrift von Schütz offen bleiben – sein Verdienst bleibt, mit klaren Argumenten den heutzutage so beliebten Ver-

einfachungen, dem propagandistischen Entweder-Oder-Denken und der erschreckenden Kurzsichtigkeit mancher Schlagworte entgegengetreten zu sein. Wer meint, eine deutsche Außenpolitik könne sich darauf beschränken, für die außenpolitisch-strategische Konzeption der Westmächte oder einer Westmacht zu optieren, vergißt, daß Deutschland selbst auf Grund seiner besonders gefährdeten Lage die Pflicht hat, mit einer eigenen Konzeption und nicht nur mit Truppen oder Besatzungskosten einen „Beitrag“ zu leisten. Unsere unbestrittene Zugehörigkeit zur freien Welt darf nicht mit der Anerkennung einer bestimmten Strategie und Politik verwechselt werden, die vielleicht die Lebensinteressen der atlantischen Mächte genügend berücksichtigt, nicht aber die Gefahrenlage eines Volkes „am Rande zweier Welten“.

Hans Schuster.

Wilhelm Wolfgang Schütz, *Deutschland am Rande zweier Welten, Voraussetzungen und Aufgabe unserer Außenpolitik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1952. 117 Seiten, DM. 4,60.*

Scharnhorsts Vermächtnis

Reinhard Höhn, bekannt durch sein Werk „Revolution, Heer, Kriegsbild“, legt in „Scharnhorsts Vermächtnis“ eine auf jahrelangen Forschungen beruhende Quellenarbeit vor, die, weit entfernt davon, „eindeutige Rezepte für die Meisterung der Gegenwart zu finden oder billige Analogieschlüsse zu ziehen“, durch ihre geschichtlich einwandfrei herausgearbeiteten Ergebnisse und Erkenntnisse in hohem Grade lehrreich und beherzigenswert für die Behandlung von heißumstrittenen Problemen ist, wie sie uns heute bewegen. Höhns Werk veranschaulicht die im Vergleich zur Gegenwart völlig anders gearteten Verhältnisse der Scharnhorstischen Zeit klar und unmißverständlich, und daneben deckt es die Kraftquellen auf, aus denen auch heute geschöpft werden muß, wenn ein tragbares und dauerhaftes „Bündnis zwischen Regierung und Nation“, wie es Scharnhorst vorschwebte, in der Frage der staatlichen Sicherheit und Landesverteidigung entstehen soll. Wir sehen ein besonderes Verdienst von Höhn darin, daß er in Scharnhorsts Ideen, Plänen und Handlungen überall die engen Konnexen klarlegt, in denen sein militärisches Reform-

¹ North Atlantic Treaty Organisation

² Europäische Verteidigungs-Gemeinschaft

werk mit dem politischen und seelisch-geistigen Neubau des preußischen Staates stand. Wir lernen dabei auch die zahllosen Widerstände kennen, die sich der Lösung seiner Aufgabe außen- und innenpolitisch auf nahezu allen Gebieten des menschlichen Lebens entgegenstellten. Wir bewundern ebenso sehr die unbeirrbare Sicherheit wie die diplomatische Geschicklichkeit, Anpassungsfähigkeit und Geduld, womit der weit-ausschauende, die Wirklichkeit richtig einschätzende Staatsmann – denn das war Scharnhorst ebenso sehr wie Soldat – seine Ziele verfolgte und zum größten Teile auch erreichte.

Scharnhorst schreibt dem Freiherrn vom Stein: *„Es gilt, der Nation den Soldatenstand annehmbar zu machen und das Verhafte aus ihm zu entfernen. Alle Anordnungen müssen zu diesem großen allgemeinen Zweck sich die Hand bieten und den soldatischen Geist von neuem beleben.“*

An anderer Stelle sagt er: *„Die Kon-skription soll durch ihre Allgemeinheit nicht bloß dem Staate eine größere Masse zur Disposition stellen, sondern sie soll auch die richtigen Begriffe der gebildeten Stände, vor allem das Prinzip der Ehre, in den Reihen der Krieger verbreiten und so der Armee ein intelligentes Übergewicht geben.“*

Mit Recht hebt Höhn auch „die zeitlose, über die damalige Situation hinausgehende Weisheit“ hervor, mit der Scharnhorst durch die Neuschöpfung des Generalstabs eine Einrichtung schuf, „die in ausgesprochener Weise Verfechter und Träger des Fortschritts im Heere sein soll, dem jede Verengung, Spezialisierung und Dogmatisierung zuwider ist und die schon auf Grund ihrer Arbeitsmethode immer wieder Vorkämpfer für große, neue, vorwärtsweisende Ideen und ihre Umsetzung auf militärischem Gebiete sein kann.“

Wenn Geschichte als Anhalt und Lehrmeisterin für Gegenwart und Zukunft dienen kann, so darf das Werk Höhns als Beweis dafür gelten, daß Wissen um Menschen und Dinge der Vergangenheit eine unerläßliche Grundlage für unbefangene und nüchterne Beurteilung von Fragen ist, die uns gerade heute wieder in stärkstem Maße angehen.

Wolfgang Foerster.

Reinhard Höhn, *Scharnhorst Vermächtnis*, Bonn 1952, Athenäum-Verlag. 387 S. DM 16,80.

Das Bonner Grundgesetz

In einem Augenblick, in dem sich das Bonner Grundgesetz bei den Auseinandersetzungen über den deutschen Wehrbeitrag wie auch bei den Erörterungen über die Neugliederung des Bundesgebietes in entscheidenden Fragen unserer Zukunft zu bewähren hat, ist es nützlich, die ungewöhnlich klare, wirklichkeitsnahe Analyse unseres Verfassungslebens zu lesen, die der Göttinger Staatsrechtslehrer Werner Weber in drei knappen Aufsätzen (deren erster schon einmal 1949 erschienen ist) zu geben versteht. Weber geht von einem Vergleich zwischen der Weimarer Verfassung und dem Bonner Grundgesetz (GG.) aus. Er zeigt, wie dies „komplizierte Juristengesetz“, das selbst dem Verständnis von Fachjuristen oft Mühe macht, aus den Erfahrungen der Weimarer Zeit heraus „das gefährlich Elementare“, der unmittelbaren Volkswillensgebung zugunsten der Parteien ausgeschaltet hat. *„Das Volk ist vollständig und ausnahmslos durch die politischen Parteien mediatisiert.“* Selbst bei seinem einzigen Recht, der Wahl des Bundestages, hat es nur zwischen bereits vorhandenen Parteien zu optieren.

Erstmals wird diese Machtstellung der Parteien im GG. offen anerkannt. Die Weimarer Verfassung erwähnt die Parteien nur einmal und dann im absprechenden Sinne (Art. 130): „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei“. Das GG. dagegen sagt (Art. 21): „Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit“, ja sie beherrschen sie, sind *„zum wesentlichen Element des staatlichen Herrschaftsapparates selbst geworden“*. Sie heben die klassische Gewaltenteilung auf, da sie die Legislative wie die Exekutive, ja selbst die Justiz bestimmen (Richterwahlgesetz). Der ganzen Konstruktion des GG. nach ist diese Teilnahme am Staatsregiment von vornherein aber nur den Mittelparteien vorbehalten. Solange eine Flügelpartei nicht Mehrheitspartei wird, kann das Kabinett nur aus der Mitte gewählt werden. Eine Regierungssabotage durch die beiden Flügelparteien, wie sie Weimar gezeigt hat, ist ausgeschaltet worden. Die Entmachtung der Exekutive wird nicht nur durch die Herrschaft der Parteien, die Abschaffung des Ausnahmezustandes, die Schwächung der Stellung des Präsidenten, sondern auch durch die uner-

hörte Ausbreitung justizstaatlicher Elemente im Verfassungsgefüge bewirkt. In der heutigen Lage Deutschlands unser Verfassungsleben nach den klassischen Grundsätzen des liberalen Justizstaates zu formen, scheint Weber „ein gefährlicher Anachronismus“. Das GG. greift „hier wie auch sonst“ nicht in die Zukunft des deutschen Volkes, sondern lebt von der Reaktion auf die unmittelbare Vergangenheit. Es macht für den Nationalsozialismus gleichsam die Weimarer Verfassung verantwortlich und sucht ihre Fehler zu vermeiden. Es strebt danach, die vitale Kraft des Politischen zu überlisten. Es wird sich zeigen, ob nicht doch die Entwicklung „aller Paragraphenlist“ spottet.

In der zweiten Studie zeigt Weber den „Einbruch politischer Stände in die Demokratie“. Die klassische Gewaltenteilung wird durch einen „*Pluralismus oligarchischer Herrschaftsgruppen*“ ersetzt, von denen die Parteien die wichtigsten sind, zu denen aber auch die Gewerkschaften wie die Arbeitgeberverbände, die Kirchen und andere Gruppen zu rechnen sind. Besonderen Nachdruck legt Weber auf den oligarchischen Charakter der Parteien. Sie sind handelnd „nur existent in ihrem Funktionärkorps, ihren Vorständen und Führungsschichten“. Nur die kleine Minderheit der „Parteibürger“, der Mitglieder der anerkannten Parteien, nimmt tatsächlich an der politischen Willensbildung teil. Solange keiner der Machtkomplexe so stark wird, daß er die anderen überwältigt, halten sie einander im Gleichgewicht. Die politische Macht wird durch Teilung und Balance niedergehalten. Weber sieht die Gefahr, daß wir gleichsam in die Zeit des ausgehenden Mittelalters mit ihren auseinanderstrebenden politischen Ständen zurücksinken, und mahnt eindringlich, den Pluralismus der Oligarchien in einer überhöhenden Einheit aufzuheben, wenn man sich nicht damit begnügen will, das Zeitalter der Demokratie für beendet zu erklären. Das GG. verzichtet darauf, die Machtgruppen gliedhaft in eine Gesamtordnung einzufügen, es bildet keinen Staat mit anerkannter Obrigkeit, „sondern nur ein lockeres Gefüge mit einer Mehrheit ungeordnet rivalisierender Herrschaftsprätendenten“. Weber fordert, dem Staat wieder eine eigene Mitte zu geben, in der obrigkeitliche Autorität und demokratisches Vertrauen sich gegenseitig bestätigen.

Der letzte Aufsatz ist den „*Fiktionen und Gefahren des westdeutschen Föderalismus*“ gewidmet, der der Bundesrepublik durch die Besatzungsmächte aufgezwungen worden ist. Da die Länder nur Gebietskörperschaften, keine Staaten sind, ist ein echter Föderalismus nicht möglich. Der Bund hat sich daher auch in der Gesetzgebung durchsetzen können. In der Verwaltung herrschen jedoch ausschließlich die Länder vor und vermögen durch den Bundesrat, dessen Struktur Weber besonders scharf kritisiert, den Bund lahmzulegen.

Weber will keine Antworten und Lösungen geben. Er will nur die Dinge beim Namen nennen und sie aus der Verschleierung hervorrufen. Auch der Rezensent kann sich damit begnügen, Webers Thesen zu referieren. Manche seiner Wortbildungen sind schon in den politischen Sprachgebrauch eingegangen. Seine Thesen werden jeden beschäftigen müssen, der unser heutiges Staatsleben verstehen will und der Wege in die Zukunft sucht.

Günther Franz

Werner Weber, *Spannungen und Kräfte im westdeutschen Verfassungssystem*. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart 1951. 104 S. DM 4,80.

Nehru

Unter dem Titel „*Indiens Weg zur Freiheit*“ ist die 1934/36 in einem indischen Gefängnis geschriebene Autobiographie Jawaharlal Nehrus auch in Deutschland erschienen. Nehru schildert seinen Lebensweg von der Universitätszeit in England, von seinem Leben als Angehöriger der brahmanischen Oberschicht über die Hinwendung zur Kongreßbewegung und den Ideen Gandhis bis zur aktiven Teilnahme an der Bewegung des zivilen Ungehorsams und des gewaltlosen Kampfes gegen den britischen Imperialismus. Wichtiger als diese äußeren Ereignisse, die zuletzt vor allem in einem Wechsel von Gefängnis und Kampf bestanden, sind Nehrus Auseinandersetzungen mit vornehmlich drei Geistesrichtungen: mit der Welt der indischen Liberalen, mit den Theorien des Marxismus und vor allem mit der Gedankenwelt Gandhis.

Nehru lehnt die „salonmäßige Einstellung zum Leben“, die er bei den indischen Liberalen findet, ab. Diese Liberalen bewegen sich in den ausgefahrenen Geleisen einer

reaktionären Interessenpolitik: Sie feilschen um Ministerposten und Kompetenzverteilungen; sie wachen eifrig über die Gleichberechtigung mit den Moslems; sie denken nicht an eine soziale Befriedung, kümmern sich nicht um das Elend der indischen Bauern und Parias; sie stehen im indischen Freiheitskampf abseits, weil sie zu vornehm sind, mit dem Volk auf die Straße zu gehen (so wie Nehru es tut) und sich für eine Idee einzusetzen. Sie haben überhaupt keine Ideen und Ideale, weder sittliche noch soziale noch nationale. Sie sind bürgerliche Intellektuelle, die aus Opportunismus und Schwäche zu Kollaborateuren des britischen Imperialismus geworden sind. Nehru sagt von ihnen: „Als wir uns erhoben hatten, um uns gut zu schlagen, wurden wir niedergedrungen; und daraus zog man (die Liberalen) die Lehre, daß Aufrechtstehen eine schlechte Sache sei. Kriechen ist das beste und sicherste. Es ist nämlich ganz unmöglich, in einer waagerechten Lage niedergeschlagen zu werden oder zu fallen“ (S. 417). Nehru ist dabei keineswegs ein Feind von Verhandlungen mit England; er will jedoch in Indien erst die Voraussetzungen schaffen, um Verhandlungen sinnvoll zu machen. Die Sinnlosigkeit von Verhandlungen auf der kommunistischen¹ Basis zeigte sich bei den beiden *Round-Table*-Konferenzen deutlich. Nehru ist auch alles andere als ein Feind Englands; er verurteilt die Kommunisten nicht, weil sie mit England verhandeln. Er sagt ausdrücklich: „Meine ganze Vorliebe (abgesehen von der politischen Ebene) gehört England und dem englischen Volke“ (S. 411).

Nehru lehnt den Dogmatismus der Kommunisten, ihre Ketzerverfolgungen, ihre Politik der Unterdrückung und Gewaltsamkeit ab. Aber er hält das einerseits nur für ein vielleicht zunächst notwendiges Übel, und er verweist andererseits darauf, daß sich Unterdrückung auch im Kapitalismus findet. Nehru gibt manche Beispiele von der Praxis des britischen Imperialismus in Indien, der mit „Schutzhaft“ und Konzentrationslagern alles andere als demokratisch und human verfuhr. Nehru sagt, daß er den Kommunismus dem Kapitalismus vorziehe, denn im Kapitalismus gehöre der Zwang

zum System, in Rußland dagegen sei er nur ein Übergang zu einer neuen Ordnung. Nehru zieht die Dritte Internationale der Zweiten vor, denn der Kommunismus sei wenigstens nicht heuchlerisch und imperialistisch wie die *Labour Party*, die überall die Freiheit schützen wolle – außer innerhalb des *Empire*. Als positiv beurteilt Nehru am Kommunismus die großen wirtschaftlichen Fortschritte in Innerasien und das wissenschaftliche, von religiösen Dogmen freie Denken des Marxismus, der allein eine zureichende Erklärung für die Weltphänomene gebe.

Man kann zusammenfassend sagen, daß Nehru die marxistische Theorie, nicht aber die bolschewistische Praxis anerkennt, denn er sagt, daß die marxistische Theorie entsprechend den indischen Verhältnissen angewandt werden müsse. Dabei aber bringt Nehru einen Faktor zu der Theorie hinzu, der dem Materialismus fremd ist, nämlich den Geist der Fürsorge und des Wohlwollens für die Menschen. Nehru will den Marxismus mit Liebe anwenden anstatt mit klassenkämpferischem Haß.

Man kann, analog Koestlers Buch „Der Yogi und der Kommissar“ sagen, daß der Marxist den Kommissar, Gandhi den Yogi verkörpere, während Nehru von beiden etwas hat: nämlich das soziale Ziel vom Marxismus, aber die gewaltlose Methode von Gandhi, womit Nehru östliche und westliche Ideen verbindet. Er sagt von sich, daß er eine merkwürdige Mischung des Ostens und Westens geworden sei (S. 593).

Gandhis Wirken ist deutlich religiös und metaphysisch bedingt, und sein Ideal des *Satyagraha* beruht auf Askese, freiwilliger Armut und Enthaltbarkeit. Gandhis Devise heißt, wie Nehru sagt: „Seid gut in eurem persönlichen Leben, und alles andere wird sich von selbst ergeben“ (S. 502). Für Gandhi ist der nationale Kampf in erster Linie ein Mittel zur Charakterschulung und Erziehung. Gandhis Nationalismus ist ethisch, und seine Ethik ist religiös begründet. Er will zuerst die einzelnen bessern, bekehren, erziehen, er will zu den Herzen der Grundbesitzer sprechen und ihnen den Gedanken nahebringen, den Besitz als unvertrautes Pfand anzusehen und wieder ein patriarchalisches Verhältnis zu ihren Pächtern zu entwickeln. Als Folge davon ergäbe sich ein sozialer Friede von selber.

¹ *Communalism* (von *Communities*) heißt in Indien das Betonen der Unterschiede zwischen den Konfessionen.

Nehru dagegen lehnt metaphysische Bezüge ab und beschäftigt sich allein mit den Aufgaben des Diesseits. Mit der veräußlichten und verflachten Religion, wie sie der erstarrte Hinduismus bietet, will er nichts zu tun haben. Für ihn liegt der Hauptmangel der Religion darin, daß sie sich nicht um die sozialen Verhältnisse kümmert und damit die bestehende kapitalistische Ordnung rechtfertigt. Für Nehru ist es das Ziel des nationalen Kampfes, in einem freien Indien gerechte und gesunde soziale Verhältnisse zu schaffen. Sein Nationalismus ist ebenfalls ethisch, aber seine Ethik ist nicht religiös, sondern sozialistisch begründet. Gandhi sieht auf den einzelnen, Nehru auf die Gemeinschaft. Er sagt, man könne eine ganze Klasse nicht bekehren und zur freiwilligen Aufgabe ihrer Position zwingen. Auch Nehru will die Menschen zu einer sittlichen und geistigen Höherentwicklung führen, aber er sieht die Voraussetzung für eine solche Erziehungsarbeit darin, daß zuerst die äußeren sozialen Verhältnisse geändert werden.

Die Verschiedenheiten Gandhis und Nehrus liegen darin, daß sie eine unterschiedliche Reihenfolge in ihren Zielen vertreten: Gandhi will durch Erziehung zum sozialen Frieden, Nehru will durch soziale Reformen zu sittlicher Erziehung gelangen. Der Unterschied liegt aber nicht nur in der Reihenfolge, denn Nehrus Ziel ist „das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl“, aber Gandhis Ziel ist ein moralisches Leben der einzelnen. Nehru geht es um die Hebung des Lebensstandards, also um die Erfüllung der Bedürfnisse, Gandhi geht es um die Minderung der persönlichen Bedürfnisse und die Hebung des sittlichen Niveaus. Der Unterschied liegt in der Verschiedenheit der östlichen, nach innen gekehrten Welt und der westlichen, nach außen gerichteten Ideale. Die Überbrückung dieses Gegensatzes bietet die gemeinsame Methode der Gewaltlosigkeit.

Nehru sagt: „Um alle Hinderungsgründe für innere Entwicklung wegzuräumen, ist es wünschenswert, daß die Mittel nicht das wirkliche, ins Auge gefaßte Ziel vernichten“ (S. 371). Die Vergeistigung der Politik durch die Methode der *Non-Violence* und *Non-Cooperation* erscheint ihm aus mehreren Gründen willkommen: Einmal bedürfe ein würdiges Ziel würdiger Mittel, und das

sei praktische, vernünftige Politik, denn nicht einwandfreie Mittel verdunkelten das gute Ziel, würden neue Probleme auf und verursachten Schwierigkeiten; zum andern sei es unwürdig und unanständig für die Selbstachtung des einzelnen und einer Nation, mit Gewalt und Intrige etwas zu erreichen; schließlich biete die Idee Gandhis ein moralisches und friedliches Gegengewicht zum Kriege, indem sie alle jene Tugenden fördere, die durch den Krieg gefördert würden, wie Mut, Opferwillen, Ausdauer u. a. Dieser Heroismus ohne Blut zog Nehru besonders an, denn er strebte nach aktivem Einsatz für eine Idee. Die Bewegung der Gewaltlosigkeit bot ihm das nationale und soziale Ziel und die moralischen und aktivistischen Mittel (S. 75).

Für Nehru findet die Gewaltlosigkeit allerdings ihre Grenze bei den sozialen Reformen oder, besser gesagt, er meint, „eine scharfe Linie zwischen Gewalt und Gewaltlosigkeit, Zwang und Bekehrung scheint unmöglich gezogen werden zu können“ (S. 541). Er befürwortet im Gegensatz zu Gandhi eine Bodenreform und Enteignung (gegen Entschädigung). Zusammenfassend sagt er über diesen Punkt: „Unser Endziel kann nur eine klassenlose Gesellschaft mit gleichen wirtschaftlichen Rechten und Möglichkeiten für alle sein, eine Gesellschaft, die auf einer geplanten Grundlage organisiert ist, um die Menschheit zu höheren materiellen und kulturellen Ebenen zu erheben; zu einer Pflege geistiger Werte der Zusammenarbeit, des Gemeinnutzes, zum Geist des Dienens, zum Wunsche, recht zu tun, zu Zuneigung und Liebe – schließlich zu einer Weltordnung. Alles, was dem in den Weg tritt, muß entfernt werden, wenn möglich sanft, wenn nötig zwangsweise. Und es herrscht wohl kein Zweifel, daß Zwang oft nötig werden wird. Aber wenn Gewalt angewandt wird, dann sollte es nicht im Geiste des Hasses oder der Grausamkeit geschehen. Zwang wird oft über die Bekehrung hinaus vonnöten sein, und das beste, das wir tun können, ist, diesen Zwang zu begrenzen und ihn in solcher Weise zu gebrauchen, daß das Böse an ihm gemildert wird“ (S. 547).

Hellmuth Hecker

Jawaharlal Nehru, *Indiens Weg zur Freiheit*, Europäische Verlagsanstalt GmbH, Hamburg, 1949, 642 S., 12,50 DM (Original: *Jawaharlal Nehru – An Autobiography*).

FREIE AUSSPRACHE

KRISENHERDE AUSSERHALB EUROPAS

Unterentwickelte Gebiete — Wessen Verantwortung? Wessen Chance?

Sehr geehrte Herren!

Sie haben eine niederländische Stellungnahme zur Frage Irian veröffentlicht (5/1952). Die Frage Irians sollte jedoch in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt und deshalb auch vom indonesischen Gesichtspunkt aus betrachtet werden.

Die Niederlande hatten sich im Unionsvertrag verpflichtet, das gesamte Gebiet des ehemaligen Niederländisch-Indien der indonesischen Regierung als souveränem Staat zu überlassen. Als es zur Erörterung der Frage Irian kam, entstanden Unstimmigkeiten. Diese Frage wurde darauf für besondere Verhandlungen zurückgestellt. Bisher sind sie noch nicht aufgenommen, ja von holländischer Seite vermieden worden. Gerade deswegen hat die indonesische Regierung Irian zu einem Ruf der nationalen Sammlung erhoben. — Die Holländer machen für ihre Auffassung geltend, daß ethnographisch Irian nicht zum malaiischen Inselarchipel gehöre und von einer Macht entwickelt werden müsse, die hierzu in der Lage sei. Die Indonesier berufen sich auf die Tatsache, daß es unbestreitbar zum niederländischen Kolonialbesitz gehört habe, der ohne Vorbehalte ihrer uneingeschränkten Souveränität zugesprochen sei. Sie machen ferner geltend, daß in den vielen Jahren ihrer Herrschaft die Niederlande nicht die geringsten Aufwendungen für Neuguinea gemacht und auch nichts für die Entwicklung ihrer damaligen Untertanen geleistet haben.

Die Tage des Kolonialismus, in welcher Erscheinungsform er sich immer zeigen mag, sind gezählt. Von wessen Seite und mit welcher Tendenz sollen die zurückgebliebenen Gebiete entwickelt werden? Von den alten Kolonialmächten, oder sollen aus wesentlich strategischen Gründen neue Mächte in deren Reihen einrücken? Australien hat gewaltige innerkolonisatorische Vorhaben, mit denen es, wenn überhaupt, nur

mit Mühe fertig werden kann. Das frühere Mandatsgebiet, jetzt Australisch-Neuguinea, kommt für eine Besiedlung durch Weiße keineswegs in erster Linie in Frage. Der Ausgang des Kampfes im Pazifik hat neunzig Millionen Japaner auf einen Raum zusammengedrängt, auf dem sie nicht existieren können und über den hinaus sie sich mit elementarer Kraft ausdehnen müssen. Indonesien, das schon einmal unter japanischer Besatzung gestanden hat, wird alles tun, um seiner jährlich in Java allein um eine Million wachsenden Bevölkerung einen Auslaß zu verschaffen. Das wäre natürlich zunächst in den dünn besiedelten Gebieten von Sumatra und Kalimantan (Borneo), ja sogar in Sulawesi (Celebes) möglich. Wenn aber Australien — und damit unterstützt es die holländische Stellung — strategische Gesichtspunkte ins Feld führt, so gelten diese natürlich in noch viel höherem Maße für Indonesien. Es fühlt sich einmal unmittelbarer bedroht und sodann — was auch nicht unwesentlich ist — besser in der Lage, diese strategische Stellungnahme mit seiner Bevölkerungsdynamik zu begründen.

Die Vereinigten Staaten aber — die Urheber des Punkt 4-Programms und allein in der Lage, es wirksam durchzuführen — sind Gegner des Kolonialismus. Was werden sie im Fall Irian tun? Den Holländern die Mittel zu geben, das Gebiet zu entwickeln, hieße den Kolonialgedanken beleben. Es bleibt ihnen infolgedessen kaum ein anderer Weg, als in uneigennützigster Form den Bevölkerungsdruck der asiatischen Länder, der zum Teil Ergebnis ihrer pazifischen Politik ist, durch ihre finanzielle und technische, aber auch politische Hilfe zu mildern.

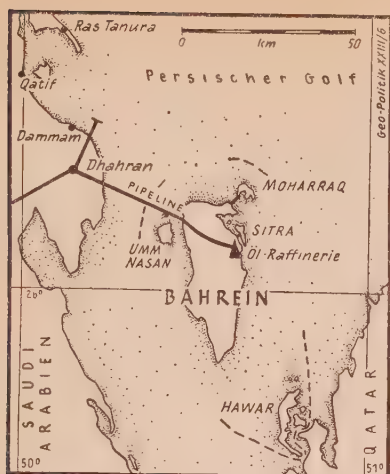
Luise von Mach

Zum Streit um Al-Bahrein

Sehr geehrte Herren!

Ich möchte Ihren Bericht über Bahrein (6/1952) ergänzen:

Seit in den letzten Maitagen des Jahres 1908 die langjährigen Bemühungen um die



Aufspürung von Erdölvorkommen in Südiran von Erfolg begleitet waren, haben die Gebiete um den Persischen Golf erhöhte strategische und, wie sich bald zeigte, auch außerordentliche wirtschaftliche Bedeutung gewonnen. Gebiete, in denen man vor einem Menschenalter das kostbare Gut höchstens vermutete, stiegen in rascher Folge in den Rang wesentlicher Produzenten empor. Bedenkt man, daß die Länder um den Golf heute mindestens ein Sechstel der Weltproduktion an Erdöl liefern, so wird verständlich, daß ihr Besitz von einschneidender Bedeutung für die weltpolitischen Entscheidungen der Zukunft geworden ist.

Als die iranische Regierung im vergangenen Frühjahr die der Anglo-Persian Oil Company erteilte Konzession einseitig aufhob und alle aus der Erdölförderung fließenden Einkünfte als „unbestreitbar der persischen Nation gehörig“ erklärte, mochte sie auch den Zeitpunkt für gekommen erachten, ihre Souveränitätsansprüche auf die Bahrain-Inseln erneut geltend zu machen. Sie tat dies mit umso größerem Nachdruck, als die Inselgruppe sich als Erdöllagerstätte entpuppt hatte mit Förderungsziffern, die ihren Kulminationspunkt offenbar noch lange nicht erreicht haben. Da in den Auslassungen der persischen Presse neben den Argumenten, welche die Teheraner Regierung seinerzeit in ihren Noten an den Völkerbund vorbrachte, einige neue geschichtlicher und völkerrecht-

licher Natur begegnen, seien diese einer kurzen Betrachtung unterzogen.

Wir haben in einer früheren Studie gezeigt¹, daß die Bahrain-Inseln nie dauernd zu Persien gehört haben und daß sie weder in geographischer und ethnographischer Hinsicht noch auch in wirtschaftlicher als Teil des Persischen Reiches angesprochen werden können. Die persische Regierung versucht nun zu beweisen, daß sie die Inseln ununterbrochen im Besitz gehabt habe, daß deren Annexion durch arabische Stämme von ihr nie anerkannt worden sei, und daß sie nach wie vor als Souverän der Inseln anzusehen sei, weil die persische Gebietshoheit auch nicht durch Dereliktion verloren gegangen sei.

Über die ältere Geschichte der Inseln ist nichts bekannt; ob sie vor der Begründung der arabischen Herrschaft, also vor dem 7. Jahrhundert, zum Persischen Reich gehörten, läßt sich einwandfrei nicht ermitteln, wird aber auch von Persien nicht mit Bestimmtheit behauptet. Nachweisbar ist, daß das persische Interesse für Al-Bahrein nicht der Absicht entsprang, Souveränitätsrechte geltend zu machen, sondern dem Wunsch, zu Gunsten der auf den Inseln lebenden Schiiten zu intervenieren. Im Zuge einer solchen Intervention vertrieben die Perser die Portugiesen, die sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts an der Ostküste Arabiens und auf Al-Bahrein festgesetzt hatten. Der persischen Behauptung, daß die Inseln seit damals (1622) bis zur Eroberung durch die Utubis (1783) fest in persischen Händen gewesen seien, steht entgegen, daß es wiederholt zu Einfällen der Araber gekommen ist, die der persischen Herrschaft zeitweilig ein Ende setzten. Persien unternahm in der Folgezeit jedenfalls nichts, um Al-Bahrein den Eroberern wieder wegzunehmen. Erst nach dem Auftauchen der Engländer im Golfgebiet und dem Abschluß von Verträgen zwischen England und den arabischen Stammesfürsten hören wir von Ansprüchen Persiens auf die Inseln. Als 1822 der britische Captain Bruce mit dem Gouverneur von Schiras über die Bahrain-Inseln Verhandlungen führte, wurde er wegen Überschreitung seiner Vollmachten, und weil ein allfälliges Abkommen die implizite Anerkennung der persischen Souveränität bedeutete hätte, abberufen. Ein von den Engländern 1868 mit dem Scheich von Bahrein geschlos-

¹ Frig Bleiber: Die Bahrain-Inseln. In: Zeitschr. f. Geopolitik 1929/988-993.

sener Vertrag, in dem dieser den britischen Residenten in Buschir als Schiedsrichter bei Streitigkeiten mit seinen Nachbarn anerkannte, löste heftigen persischen Protest aus; die britische Antwort darauf, daß die persischen Vorstellungen gehörig berücksichtigt würden, können schwerlich, wie Persien behauptet, als Anerkennung der persischen Rechte gewertet werden. Ob der britische Gesandte, wie die persische Presse jüngster Zeit sagt, im Jahre 1870 einen Antrag gestellt hat, die Inseln an Großbritannien zu verpachten, darf bezweifelt werden; die iranische Regierung hätte wohl schon 1927, als sie den Fall vor den Völkerbund brachte, die bezüglichen Dokumente zur Stütze ihrer Ansprüche vorgelegt². Von weiteren persischen Protesten, solchen etwa gegen die die englische Position immer mehr festigenden Verträge von 1880, 1892, 1909 und 1914, ist nichts Genaueres bekannt geworden. Erst der Abschluß eines Freundschaftsvertrages zwischen Großbritannien und Saudi-Arabien (1927), in dem die besonderen vertraglichen Bindungen erwähnt werden, die zwischen England und den arabischen Fürsten der Golfküste und dem Scheich von Bahrain bestehen, gaben Anlaß zu den bekannten, auch den Völkerbund beschäftigenden Protestschritten Persiens. Ihnen folgten weitere in den Jahren 1929, 1930, 1934 und 1946, in denen Persien besonders gegen die Ausbeutung der Erdölvorkommen auf den Inseln durch ausländische Konzessionäre Verwahrung einlegte, diese Konzessionen für null und nichtig erklärte und Schadenersatzansprüche geltend machte.

Der völkerrechtliche Anspruch Irans auf die Inseln gründet sich auf die Nichtanerkennung ihrer Annexion und ihrer Unabhängigkeit sowie auf das Fehlen einer Dereliktionsabsicht. Was den Verlust der Gebietshoheit durch Annexion oder Sezession anlangt, so setzen beide frühere Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat voraus. Die geschichtlichen Ereignisse weisen eindeutig in der Richtung einer Annexion: arabische Stämme vertrieben die Perser Ende des 18. Jahrhunderts aus

Bahrain und begründeten eine eigene Herrschaft. Da Persien keine Anstrengungen machte, das annektierte Gebiet zurückzuerobern, erwuchs die Annexion in Rechtskraft, weil Eroberung, jedesfalls bis zum Inkrafttreten der Völkerbundssatzung, einen völkerrechtlich gültigen Erwerbstitel bildete, — mochten die Staaten auch vielfach bestrebt sein, vollzogene Annexionen durch nachfolgende vertragliche Abmachungen zu „heilen“. Selbst wenn man einräumt, daß die Freizügigkeit Persiens seit der britischen Aktivität im Golf erheblich eingeschränkt war, wird man kaum in Abrede stellen können, daß es vor Begründung der englischen Schutzherrschaft über die arabischen Stammesfürstentümer, also vor 1861, hätte den Versuch machen können, die Annexion rückgängig zu machen. Persien unternahm keinen solchen Versuch — möglicherweise, weil dadurch die Türkei auf den Plan gerufen worden wäre, die die Inseln als Zubehör des ihr wenigstens nominell unterstehenden arabischen Festlandes betrachtete.

Die Behauptung Persiens, daß es seine Souveränität über die Inseln auch nicht durch Dereliktion eingebüßt habe, weil es nie seine Absicht gewesen sei, sie aufzugeben, eine solche Absicht aber das wesentliche Moment für das Zustandekommen einer Dereliktion bilde, stützt sich auf die bekannte Entscheidung des Königs von Italien im Souveränitätsstreit zwischen Mexiko und Frankreich um die Clipperton-Insel (1932). So gewiß es richtig ist, daß man von Dereliktion nur sprechen kann, wenn ein Staat ein Gebiet mit der Absicht aufgibt, es nicht mehr als das seine zu betrachten, und Dereliktion nicht Platz greift, wenn bloß zeitweilig keine Regierungstätigkeit entfaltet wird, und Abwesenheit des Eigentümers, Vernachlässigung oder Verlassenheit das freie Verfügungsrecht nicht aufheben, so sehr liegt es auf der Hand, daß in allen vorkommenden Fällen die Tatsache eine ausschlaggebende Rolle spielt, ob das fragliche Gebiet bewohnt oder unbewohnt ist; der Vergleich mit der unbewohnten Clipperton-Insel ermangelt daher der Gleichheit eines wesentlichen Elements. Bemerkenswert ist auch, daß von britischer Seite Dereliktion gar nicht behauptet wurde, der persische Kampf gegen diesen Gebietsverlusttitel scheint somit eher Reflex der Erwägung zu sein, daß auf der Gegenseite auch mit diesem Argument operiert werden könnte.

² Denkbar wäre, daß solche Dokumente in der Zwischenzeit zum Vorschein kamen, am wahrscheinlichsten ist, daß sich der britische Antrag, sofern er überhaupt gestellt wurde, nicht auf die Bahrain-Inseln bezieht, sondern auf die der persischen Küste vorgelagerten Inseln, für die Großbritannien, wie auch die nachmalige Anlage des Flugstützpunktes Jask zeigt, aus strategischen und verkehrstechnischen Gründen ein gewisses Interesse hatte.

Welche Lösung die Bahrain-Frage in der Zukunft finden wird, ist in Ansehung der geopolitischen Gegebenheiten unschwer zu erkennen: die Inseln gehören lagemäßig und der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung nach der Arabischen Halbinsel zu, die persische Herrschaft war eine geschichtliche Episode, die außer einem Anwachsen von Anhängern der schiitischen Lehre keinerlei Spuren hinterließ. Ein Wetterleuchten der Zukunft mag bereits in jenen beiden Dekreten erblickt werden, die Ibn Saud vor drei Jahren über die Ausdehnung der saudi-arabischen Hoheitsgewässer und über Hoheitsansprüche auf dem Küstenmeer vorgelagerte Gebiete des Meeresgrundes und des Meeresuntergrundes im Persischen Golf erließ. Der Scheich von Bahrain beeilte sich, wenige Tage später und zweifellos auf britische Anregung hin, eine ähnliche Proklamation zu erlassen. In den Erklärungen beider Herrscher wird auf eine gleichgerichtete Praxis anderer Nationen Bezug genommen – gemeint sind offenbar die sogenannte *continental shelf doctrine* der USA und die britischen *Orders-in-Council* betreffend die Ausdehnung der Hoheitsgewässer auf wichtige Inseln im Karibischen Meer – und der Bereitschaft Ausdruck verliehen, sich mit Nachbarstaaten, die ähnliche Ansprüche erheben, zu verständigen. Konkurrierende Interessen wären im Falle Saudi-Arabiens und Al-Bahreins ipso facto gegeben: die kürzeste Entfernung vom arabischen Festland bis zu der zur Bahrain-Gruppe gehörigen Insel Umm Nasan beträgt 17 km, die beiderseitigen Küstengewässer würden sich hier also bereits überschneiden³.

Daß sich Al-Bahrain vom britischen Schutz, unter dem es heute steht, aus Eigenem lossagen kann, ist unwahrscheinlich. In welcher Richtung eine Änderung seines Status erfolgen wird, ist angedeutet worden, – wann sie erfolgen wird, ist untrennbar verknüpft mit der Gesamtentwicklung der britischen Position in den arabischen Ländern.

Fritz Bleiber

Zur Lebensfrage Südafrikas

Sehr geehrte Herren!

Die Forderung Ihres Mitarbeiters Albrecht Röltgen im Augustheft, daß Europäer vor einem Urteil sich erst einmal eine Vorstellung von der Größe der Probleme machen sollten,

die das südafrikanische Volk zu lösen hat, möchte ich sehr unterstützen.

Der Einfluß, den die europäische Zivilisation auf die Bantustämme der Südafrikanischen Union ausübt, wird zwar zusehends stärker, aber dem Bestreben des Schwarzen nach Erziehung, Bildung und Kultur steht die Tatsache entgegen, daß sein Leben noch stark unter dem Einfluß der Stammesgesetzgebung und uralter Sitten steht.

Bahnbrechend hat der Native Administration Act of 1927 gewirkt. Es ist der Südafrikanischen Union gelungen, ein einheitliches Banturecht zu schaffen, das durch eine Reihe besonderer Gerichtshöfe ausgeübt wird und das zwischen schwarzen Klägern in Zivilsachen maßgebend ist. Es ist ein Beweis dafür, daß das südafrikanische Volk ernstlich bestrebt ist, das Rassenproblem, soweit es den Neger betrifft, in einer für beide Teile vorteilhaften Weise zu lösen. Von keiner Gesetzgebung erwartet man, daß sie ideal gerecht ist. Etwaige Mängel sind nicht so sehr dem Gesetz als solchem, sondern vielmehr den Schwierigkeiten, die die Niederlegung der schwarzen Stammesgesetzgebung bieten, und dem bunten Stammesgemisch zuzuschreiben.

Die Neger Südafrikas gehören zu der großen Familie der Bantu, die sich auf dem patriarchalischen Autoritätsprinzip aufbaut. Staat und Gesetzgebung erwuchsen bei ihnen aus dem Gemeinschaftsdrang, dem Gemeinschaftsbewußtsein und der Gemeinschaftsverantwortung des Stammes. Die Achtung vor dieser Gesetzgebung wurde nicht so sehr durch natürliche als vielmehr durch übernatürliche Mittel erzwungen. Das Banturecht hat nicht den Pönalcharakter der europäischen Gesetzgebung, man findet dort kein eigenes Strafbuch, Ahndungen waren mehr übernatürlicher Art. Der Geisterkult mit seinen moralischen Imperativen der Furcht, Rache, Vergeltung und in all seinen schauerlichen Auswüchsen ragt in diese Gesetzgebung hinein mit dem Zauberer und Medizinmann im Hintergrund. Das Banturecht ist auch nicht individualistisch wie die europäische Rechtsauffassung. Das Ziel der Bantugesetzgebung ist das Wohl des ganzen Stammes und nur mittelbar das Wohl des Einzelnen. Staat und

³ Die Erstreckung des Küstenmeers auf eine Entfernung von 6 Meilen (1 Meile = 1852 m) schließt an vormals türkische Regelungen an. Da die dazwischen liegenden Riffe und Sandbänke bloß 10 km vom Festland abliegen, fallen sie zur Gänze in die 6-Meilen-Zone hinein.

Gesetz, Stamm und Sitte sind der Ausdruck und Niederschlag eines lebendigen Organismus, der tief in einer übernatürlichen Ordnung wurzelt. Übertretungen sind nicht nur Verbrechen oder private Verfehlungen, sondern Sünden. Trotzdem ist das Banturecht kein starrer Buchstabendienst. Juristische Erweiterung und Ausbau haben auch hier eine Rolle gespielt, so daß juristische Fiktion gelegentlich religiöse Sanktionen umstößt.

Zwei Beispiele mögen die Schwierigkeit des Nebeneinanders zweier Rechtssysteme in einem Lande zeigen.

Die südafrikanischen Gerichtshöfe sehen sich oft gezwungen, die schwierige Frage zu klären, ob der Kläger ein Neger ist oder nicht.

Die entscheidende Norm kann nur der Ursprung oder die Abstammung sein.

Um den Begriff „Neger“ klar zu umreißen, hat das südafrikanische Parlament 1927 die eingeborene Bevölkerung in vier Gruppen eingeteilt. Die erste Gruppe umfaßt Personen, die wirklich von den Rassen Afrikas abstammen, wie z. B. die Pundos, Zulus, Tembus. Personen dieser Gruppe sind Neger im engeren Sinne des Wortes, weil sie durch ihre Geburt Mitglieder eines Stammes sind.

Bei den Buschmännern und Hottentotten ist der Anhaltspunkt der Hautfarbe weniger zuverlässig. Die Aufstellung einer Norm ist schwieriger, weil sie Afrikaans sprechen. Wegen ihrer gleichen Sprache kann man sie nicht leicht von Personen unterscheiden, die aus einer Mischung von europäischem und Bantublut hervorgegangen sind. Diese Mischlinge bilden die dritte Gruppe. Ihre Vertreter sind entweder Griquas oder Mischlinge im Pondoland oder Zululand, die auch „europäische Bantus“ genannt werden, oder sogenannte „asiatische Europäer“, wie z. B. die Kap-Malaien.

Die vierte Gruppe umfaßt vereinzelt Europäer, die sich einem Bantustamm angeschlossen haben. Diese Form der Mischung hat freilich aufgehört, seitdem die Bantustämme in Südafrika ihre politische Unabhängigkeit verloren haben.

Der Definition des Negers im Transvaal liegt die Unterscheidung der Buren zugrunde, welche die Europäer von allen Farbigen, woher sie auch immer kommen mögen, trennt. Das Wort „kleurlingen“ schließt Naturelle oder Bantuneger ein.

Ein neues Gesetz von 1939 sagt: „Neger ist jede Person, die Mitglied einer einheimischen

Rasse oder eines einheimischen Stammes in Afrika ist. Wenn eine Person unter denselben Verhältnissen wie ein Neger in einem Gebiet wohnt, das für Neger bestimmt ist oder für Neger freigegeben ist gemäß den Bestimmungen für Negerländerreien, so soll sie im Rahmen des Gesetzes als Neger betrachtet werden.“

Diese Abänderung ist bezeichnend, weil sie Bezug nimmt auf den Native Trust and Lands Act von 1936, in dem eine Definition des Negers steht, die weit umfassender ist als irgendeine andere in Südafrika. Danach bedeutet „Neger“ z. B. irgend ein Mitglied einer einheimischen Rasse oder eines einheimischen Stammes in Afrika. Des weiteren gilt als Neger eine Person, deren Ahne oder Ahnen Neger waren und der wünscht, als Neger betrachtet zu werden, oder nach den Sitten und Gebräuchen eines Negers lebt oder der sich einer Negersprache bedient oder der gewöhnlich mit Negern in stammesüblichen Verhältnissen lebt.

Die Definition im Liquor Act vom Jahre 1928 zählt die Buschmänner und auch die amerikanischen Neger, aber nicht die Hottentotten zu den Negern. Im Gegensatz hierzu bezeichnet dieses Gesetz als Mischlinge Personen, die weder Europäer noch Asiaten noch Neger sind.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß nach dem Gesetz vom Jahre 1927 alle Personen als Neger gelten, die in die erste und zweite Gruppe fallen, während alle Personen der dritten und vierten Gruppe im allgemeinen nicht als Neger gelten.

Wenn es sich um Neger handelt, wird das Wort Ehe oft unterschiedslos für zwei verschiedene Einrichtungen gebraucht; die Heirat nach europäischen Begriffen und die Heirat nach Negerbegriffen. Die eine ist monogam, die zweite polygam.

Eheschließungen nach Banturecht werden in allen Provinzen Südafrikas anerkannt, vorausgesetzt, daß eine solche Ehe wirklich den Erfordernissen des Banturechts entspricht. Die Vielehe ist eine Eigenschaft des Banturechts und wird nur dann in der Union anerkannt, wenn die Kontrahenten nicht bereits staatlich oder kirchlich getraut sind. Die Neger dürfen eine staatliche Ehe eingehen, selbst wenn sie schon nach Banturecht verheiratet waren, und zwar kann in diesem Falle die Frau eine andere sein als in der Heirat nach Banturecht. Andererseits dürfen

die Neger nicht mehr nach Banturecht heiraten, wenn sie staatlich getraut sind. In diesem Falle wäre die Ehe nach Banturecht ungültig. In der Provinz Natal machen sich solche Neger der Bigamie schuldig.

Bei den Bantustämmen des Südens ist Heirat eine Angelegenheit von Gruppen und nicht von einzelnen Personen, denn der Zweck der Heirat ist das Erzeugen von Kindern zur Erhaltung der Gemeinschaft. Um diesen Zweck zu erreichen, erwirbt die eine Gruppe eine Frau von der anderen Gruppe. Was man tatsächlich zu erwerben sucht, ist die Gebärfähigkeit der Frau. Das Recht auf diese Kraft wird erworben durch Übertragung von Vieh der einen Gruppe auf die andere Gruppe.

Sind die beiden Familiengruppen sich einig geworden, so wird die lobola oder die Mitgift, die der Bräutigam in der einen Gruppe an die Eltern des Mädchens in der anderen Gruppe zu zahlen hat, festgesetzt. Vom rechtlichen Standpunkt aus ist dies das entscheidende Moment, weil das Wesen des Ehekontraktes in der lobola begründet ist.

Die Braut muß den elterlichen Kraal nach einem festgesetzten Ritual verlassen. Ein Opfer wird dargebracht und ein Festmahl gehalten, um die Geister der Ahnen günstig zu stimmen. Nach dem Mahl wird die Braut mit der Galle des Opfers besprengt. Sie wird in den Kraal ihres Bräutigams eingeführt, und wieder wird ein Stück Vieh geschlachtet, von dem die Braut ißt zum Zeichen, daß sie vom Hause Besitz ergriffen hat.

Der Bantu kann seine Frau nicht verkaufen oder austauschen. Er darf sie nicht mißhandeln, denn sie hat einen eigenen status, der ihr Anrecht auf Schutz gibt. Die Frau bleibt in religiöser Hinsicht ein Mitglied ihrer eigenen Familie. Sie übernimmt nicht das „totem“ ihres Mannes, und seine „manes“ haben keine Kontrolle über sie. In Zeiten von Krankheit, Unglück und Tod sind die Bande, die die Frau an ihre Familie knüpfen, stärker als das eheliche Band. Ihr Kind ist

das einigende Glied zwischen ihr und ihrem Mann. Aber sie ist nicht mit Leib und Seele von ihrem Manne gekauft worden.

Die Rangordnung und der Vorrang der verschiedenen Frauen wird nicht nach Gutdünken von dem Manne festgelegt, sondern richtet sich nach dem Datum der Heirat.

Das Oberhaupt der Kraalfamilie ist der gesetzliche Besitzer der Niederlassung und der Mittelpunkt, um den sich das Familienleben dreht. Die Bantufamilie ist patriarchalisch, aber nicht despotisch. Die häusliche Gewalt des Kraaloberhauptes hat ihre Grenzen und wird beeinflußt durch die Ansichten der Frauen und der erwachsenen männlichen Familienmitglieder.

Das Kraaloberhaupt ist der Treuhänder oder Verwalter des Eigentums, das den verschiedenen Häusern gehört, und die Mitglieder der Familie haben Ansprüche an ihn.

Man kann mit Recht behaupten, daß die Familie die Stütze und der Anker einer Nation ist. Daß das Banturecht diese Ansicht teilt, unterliegt keinem Zweifel. Ein Bantustamm, die Mashona, sah in der geordneten Familie ein Mittel, um die Vaterschaft der Kinder sicherzustellen. Aus dieser Auffassung heraus errichteten sie um die Familie einen Wall schrecklichen Aberglaubens und wirksamer Verbote. Der Grund war das Bestreben, den reinen Lebensstrom, der vom Vater auf den Sohn übergeht, zu erhalten. Die Familie stand im Mittelpunkt eines patriarchalischen Systems, das Polygamie anerkannte, aber den zwanglosen geschlechtlichen Verkehr und Polyandrie verabscheute. In den meisten Fällen bestand die Familie aus einem Mann und einer Frau und den Kindern.

An der Definition des Negers und am Familienrecht sieht man schon die Schwierigkeiten, die sich für eine europäische Gesellschaft in Südafrika ergeben müssen. Vor einem Urteil sollte man sie kennenlernen.

F. Konz

GEOGRAPHIE UND GEOPOLITIK

Überseestudien

Sehr geehrte Herren!

Sie weisen im Novemberheft 1952 darauf hin, daß Ihre Zeitschrift der Auslandswissen-

schaft gegenüber verpflichtet ist. Ich möchte im Sinne eines Aufsatzes, den ich vor kurzem in „Bildung und Erziehung“ veröffentlicht habe, die Forderung aufstellen, daß dieser seit 1945 auf das ärgste vernachlässigte Wis-

senszweig wieder so ausgebaut wird, daß wir mit den übrigen großen Nationen wenigstens einigermaßen Schritt halten können. Bezüglich der Forschung verweise ich besonders auf die Notwendigkeit, der Geschichte und modernen Soziologie der Überseevölker eine ganz andere Aufmerksamkeit zu widmen, als dies bisher geschehen ist; im Gegensatz zur Geographie haben diese Sparten viel zu wenig den dringendsten Bedürfnissen Rechnung getragen. Was das Unterrichtsproblem anbetrifft, so müßte in Hochschule und Schule den gewaltigen Umwälzungen „drüben“ dadurch Rechnung getragen werden, daß die Eigenständigkeit der fremden Erdteile viel mehr zum Ausgangspunkt der Betrachtungen genommen wird; die große Auseinandersetzung mit der westlichen Zivilisation wäre am richtigsten gleichzeitig im Rahmen des großen gesamteuropäischen Erbes, das alle Nationen geschaffen haben, zu behandeln. Vor allem aber müßte die Unterweisung viel gegenwartsnäher werden; den Studenten ist die Möglichkeit zu geben, sich von den großen soziologischen Umstellungen in Übersee seit den Weltkriegen ein deutliches Bild zu machen, damit nicht völlig veraltete Vorstellungen weitergegeben werden. Die junge Generation wird diesen Dingen wohl erst wieder ein größeres Augenmerk zuwenden, wenn sich in Übersee bessere Berufsmöglichkeiten ergeben, wofür die Ausichten nicht ungünstig sind (Austauschlehrer, Geistliche, Journalisten, Ingenieure, Ärzte neben dem hochspezialisierten Auswärtigen Dienst). Ein großer Anreiz kann dadurch gegeben werden, daß man den Besuch auslandkundlicher Vorlesungen und Prüfungen bei der staatlichen Anstellung berücksichtigt. Im Zusammenhang damit müßte die Zahl der auslandkundlichen Dozenten an den deutschen Hochschulen erhöht werden; ich schlage vor, mehr als bisher aus Übersee zurückkehrenden deutschen Auslandslehrern durch Zuweisung an universitätsnahe Städte die Möglichkeit zu geben, in Form von Lehraufträgen ihre reichen Kenntnisse wissenschaftlich zu verwerten. Die Konzentrierung der Überseekunde nur auf die meeresnahen Städte empfiehlt sich nicht, da gerade im Binnenland, das den Vorgängen jenseits der Meere besonders entfremdet ist, die Notwendigkeit einer besseren Orientierung besonders besteht.

Wahrhold Drascher.

Sven Hedin und Deutschland

Sehr geehrte Herren!

Auch Ihr erster Nachruf auf Sven Hedin im Dezemberheft 1952 hob die Freundschaft des großen Schweden zu Deutschland hervor, die allgemein in Zeitschriften und Zeitungen deutscher Sprache betont wurde. Nur die „Neue Zeitung“ trat mit einer Kritik hervor, die den Charakter des Mannes Sven Hedin in Zweifel zu ziehen geeignet ist.

Sven Hedin hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß er ein Freund Deutschlands geblieben war trotz allem. Jeder, der in den ersten Jahren nach 1945 ins Ausland kam, wird bestätigen müssen, daß dazu damals viel Mut gehörte. Ich habe manchen Schweden getroffen, der die Nase rümpfte, wenn man den Namen des großen Forschers auch nur erwähnte. Einige nannten ihn einen senilen Greis, viele einen „Nazi“, andere meinten, man könne ihn nicht mehr ernst nehmen. Nur einen besonnenen Mann hörte ich sagen, die Schweden würden ihn erst verehren, wenn er gestorben sei, das möge seine Tragik gewesen sein.

Wenn er in den letzten Jahren so liebenswürdig und bereitwillig jeden deutschen Besucher in seiner schönen Wohnung am Norr Mälarstrand empfing, so mögen ihn dabei zwei Beweggründe geleitet haben. Er hatte das Bedürfnis, dem Besucher in so schlichter und ergreifender Weise Mut und Vertrauen in die Zukunft zuzusprechen, daß wohl ein jeder tief bewegt den Fahrstuhl betrat, wenn er einem nachrief: „Grüßen Sie mir vor allem Deutschland!“ Als ich ihn im Juli 1950 besuchen durfte, hatte ich bisweilen den Eindruck, einen Phantasten zu hören, so unglaubwürdig erschienen mir manche unsere Zukunft betreffenden Äußerungen gerade nach Ausbruch des Koreakrieges. Ich fragte ihn damals, woher er eigentlich den Mut nehme, all das zu glauben, was er von einer deutschen Zukunft entwickelte. Ich war etwas beschämt, als er einfach und schlicht erwiderte, er habe während seines langen Lebens so viele ordentliche und tüchtige Deutsche gesehen, daß er schon daraus schließen müsse, daß Europa und die Welt nicht auf unsere Mitarbeit verzichten könnten.

Man wirft ihm vor, er sei zu gutgläubig gewesen und habe nicht die nötige Skepsis gehabt. Sicher war auch er bei seinen Beobachtungen mit Fehlern behaftet. Ich glaube

aber nicht, daß man ihm eine Charakter-schwäche in seinem Verhalten zu Deutschland nach dem Jahre 1933 vorwerfen kann. Wir sprachen lange über die Mängel unserer Zeit und die Ursachen, die zu der allgemeinen Katastrophe geführt haben. Den Mangel an Objektivität hob er dabei besonders hervor. Er habe sein Buch „Ohne Auftrag in Berlin“ geschrieben, um zu einer objektiveren Beurteilung der jüngsten Vergangenheit beizusteuern. Daß der Forscher seiner Umwelt gegenüber nicht blind gewesen ist, läßt die leichte Ironie erkennen, mit der er schilderte, wie die schwedische Presse dieses Buch aufgenommen habe. Er sah darin schon eine stille Anerkennung, daß eine der größten Zeitungen Schwedens, „Dagens Nyheter“, es nicht erwähnt habe; lediglich die früher als deutschfeindlich bekannte „Göteborgs Handels och Sjöfartsidning“ habe es in Grund und Boden verdammt.

Er sprach von der Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich, befürwortete den Schumanplan und meinte, über kurz oder lang würden die Westmächte an Deutschland mit dem Ansinnen nach einer Wiederaufrüstung herantreten.

Da gerade die durch die USA beeinflusste „Neue Zeitung“ dem Forscher eine bittere Kritik hat zuteil werden lassen, möge noch hervorgehoben sein, daß Sven Hedin den Vereinigten Staaten gegenüber eine sehr wohlwollende Haltung einnahm; er bezeichnete sie als den Garanten der westlichen Kultur.

Der zweite Beweggrund, der den großen Mann veranlaßte, trotz all seiner Arbeitslast immer wieder deutsche Besucher bei sich zu empfangen, mag gewesen sein, daß er sich durch viele Einzelberichte ein möglichst genaues Bild von den gegenwärtigen Zuständen in Deutschland verschaffen wollte. Mancher Besucher mag deshalb erstaunt gewesen sein, bei dem alten Herrn nicht einen an der Vergangenheit orientierten Greis gefunden zu haben, sondern einen so kritischen Fragesteller, daß man sich wie ein Examenskandidat vorkommen konnte. Vor allem interessierten ihn das Flüchtlingsproblem und die Versuche einer Lösung dieser Frage. Von Einzelheiten konnte er nicht genug hören. Er fand es bemerkenswert, daß sich das Flüchtlingsproblem in einer Unmasse von ganz gewöhnlichen Zivilprozessen täglich von neuem

in seiner ganzen Bitterkeit offenbart, wobei das Verhältnis von Alteingesessenen und Flüchtlingen eine oft allzu menschliche Rolle spielt.

Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sven Hedin bei meinem Besuche schon 85 Jahre alt war, so hätte ich ihn für einen 65jährigen Herrn halten können. Es war mir, als hätte er den Begriff des Alters überwunden, so rüstig erschien er mir sowohl körperlich als auch geistig.

Heinrich Nagel.

In memoriam Hugo Hassinger

Als der Wiener Universitätsprofessor Dr. Hugo Hassinger Mitte März 1952 an den Folgen eines Verkehrsunfalles verstarb, ging nicht nur für seinen engeren Familien- und Schülerkreis ein Mann dahin, der in vorbildlicher Weise als Forscher und Lehrer an verschiedenen hohen Schulen des deutschen Sprachraumes (Basel, Freiburg i. Br. und Wien) gewirkt hatte, sondern auch eine Persönlichkeit, von der abseits jeder Tagespolitik ein politischer Impuls im echten Sinne ausging.

Überblickt man das Schrifttum seiner mehr als 50jährigen wissenschaftlichen Arbeitszeit, so fällt immer wieder auf, wie sich neben rein wissenschaftlichen Spezialuntersuchungen mit methodisch interessanten neuen Gesichtspunkten Aufsätze, Denkschriften und Abhandlungen einschieben, die unmittelbar an die Adresse der breiteren Öffentlichkeit oder an einen verantwortlichen Staatsmann gerichtet sind. Dabei wird der Versuch unternommen, die Ergebnisse stiller Gelehrtenarbeit unmittelbar dem öffentlichen Wohle dienbar zu machen.

Prof. Hassinger war in Wien geboren, seine Ahnenreihe verzweigte sich in viele Teile der alten Donaumonarchie. Probleme dieses Großstaates in ihrer bunten Fülle und Vielfältigkeit hatten ihn schon in seinen frühesten wissenschaftlichen Arbeiten bewegt. Der enge Kontakt mit seinem Lehrer an der Wiener Hochschule, dem großen Geographen Albrecht Penck, der damals in Wien eine weltweite Geographengeneration erzog, hat wesentlich zur Prägung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit beigetragen. Hier entstanden – von Penck angeregt – seine ersten physisch-geographischen Arbeiten, unter denen die Doktorarbeit „Geomorphologische Studien aus dem inneralpinen Wiener Becken“

eine richtungsweisende Untersuchung darstellte. Schon bald hat sich Hassinger neben physisch-geographischen Fragen mit länderkundlichen und anthropogeographischen Problemen beschäftigt und sich hier vielfach Landschaften zugewandt, deren Rolle aufzuheben ihm zugleich als eine politische Aufgabe erschien. Hierher gehört seine Habilitationsschrift „Die Mährische Pforte und ihre benachbarten Landschaften“, jene für das politische und wirtschaftliche Gefüge Mitteleuropas seit der vorgeschichtlichen Zeit bedeutsame Pfortenlandschaft, und seine Studie über „Das geographische Wesen Mitteleuropas“. Gerade diese Arbeit, aus der einzigartigen Kenntnis großer Teile Mitteleuropas heraus entstanden, hat dem kleinräumigen Mitteleuropabegriff von früher eine umfassende Schau gegenübergestellt, die auf die feine Verästelung wesentlicher Elemente mitteleuropäischer Lebensgestaltung im Raum der mittleren und unteren Donau Rücksicht nimmt und sie in den Gesamtbau Mitteleuropas einzuordnen versteht.

Ein politisch-geographisches Buch ist die Studie „Die Tschechoslowakei, ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch“, die uns die verwickelten Probleme dieses aus dem Erbe der Donaumonarchie zwischen Eger und den Theißquellen entstandenen Vielvölkerstaates näherbringt. Zu erwähnen ist auch Hassingers Mitarbeit am Handbuch von Kjellén-Haushofer: „Die Großmächte vor und nach dem Weltkrieg“, in dem er über Österreich und seine Nachbarstaaten, Italien und Frankreich schrieb. 1931 legte er seine „Geographischen Grundlagen der Geschichte“ vor. Hier versuchte er, die naturräumlichen Voraussetzungen für den Ablauf historischer Ereignisse festzuhalten. Es galt ihm, „die Entwicklung der Kulturvölker auf den Hintergrund der Landschaft früherer Tage zu stellen und auf die Lageverhältnisse der Staaten vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende zu projizieren“. Hugo Hassinger hatte sich als letzte große Arbeit seines Lebens die Aufgabe gestellt, eine neue, vollständig umgearbeitete Auflage dieses grundlegenden Werkes vor-

zubereiten, die nun nach seinem Tode erscheinen soll.

Viel beachtet wurde Hassingers Wiener Antrittsvorlesung „Der Staat als Landschaftsgestalt“, in der er den vielfältigen Beeinflussungen nachging, die ein Rechts- und Wirtschaftskörper, wie ihn ein moderner Staat darstellt, auf die Gestaltung der Kulturlandschaft ausübt. Immer wieder durchzieht auch seine „Anthropogeographie“ in Klutes Handbuch der Geographischen Wissenschaften bei allen Einzeluntersuchungen das Streben, die Beziehungen zwischen Mensch und Boden von der Gesamtschau her zu betrachten. Hassinger verstand es, ausnehmend plastisch darüber zu schreiben und niemals einer einfachen positivistischen Schau das Wort zu reden. So wächst seine Anthropogeographie weit über ein Referat zum Stand der Forschung hinaus und weist uns nach Ratzels gleichnamigem Werk wirklich neue Wege einer modernen Geographie des Menschen.

Eine spezielle Aufgabe sah Hassinger in der Erforschung stadtgeographischer Probleme. Wiens Stellung und Bedeutung im mitteleuropäischen Raum wird vielfach erörtert, wobei einzelne Arbeiten wie „Boden und Lage Wiens“ zu den treffendsten Darstellungen über diese Millionenstadt gehören. Seine während der letzten Kriegsjahre geschriebene Arbeit über „Lebensraumfragen der Völker des europäischen Südostens“ zeugt von seiner profunden Kenntnis der europäischen Südostprobleme.

Früh schon haben Hassinger Fragen der Raumforschung und Landesplanung zu fesseln vermocht. Er war der Begründer der Arbeitsgemeinschaft für Raumforschung in Österreich, die er in den Arbeitsbereich der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, deren langjähriges Mitglied er war, durch eine eigene Kommission einordnete.

In dieselbe Arbeitsrichtung gehörte auch Hassingers Bemühen um die Entwicklung regionaler Atlaswerke. Der große Burgenlandatlas erschien 1941, vom Niederösterreichatlas hat er noch das Erscheinen der ersten Lieferung erleben können.

Egon Lendl

Auf das diesem Heft beiliegende Werbeblatt des Druffel-Verlags wird besonders verwiesen.

Stalins neue Taktik

KURSWECHSEL DER SOWJETISCHEN AUSSENPOLITIK?

Die Bedeutung der bolschewistischen Unionsparteitage, die nur in längeren Zeitabschnitten stattfinden, liegt darin, daß auf ihnen die neue innen- und außenpolitische Generallinie der sowjetischen Mutterpartei verkündet wird, die sowohl für das Sowjetimperium als auch für die kommunistischen Parteien außerhalb der unmittelbaren sowjetischen Macht- und Interessensphäre verbindlich ist.

In diesem Sinne stellte der 19. Parteikongreß der KPdSU (B)¹, der vom 5. bis 14. Oktober 1952 in Moskau tagte, eine Art Heerschau der stalinistischen Staatspartei und der kommunistischen Weltbewegung dar.

Übergang zur defensiven Strategie

Hauptsächlich außenpolitische Überlegungen scheinen Stalin und seine nächsten Ratgeber veranlaßt zu haben, den seit 10 Jahren fälligen gesamtsowjetischen Parteitag im Oktober stattfinden zu lassen.

Diese Überlegungen mögen durch die chinesisch-sowjetischen Verhandlungen und den Peking-Friedenskongreß ebenso bestimmt worden sein, wie durch die amerikanischen Präsidentschaftswahlen und den Kampf um die Ratifizierung der Verträge von Bonn und Paris.

Die ideologische Ausgangsbasis für die außenpolitischen Ausführungen des Parteisekretärs Malenkov und der Parteimarschälle Berija und Bulganin auf dem Moskauer Parteitag bildete die Arbeit Stalins über die „Ökonomischen Probleme des Sozialismus in der UdSSR“, die am Vorabend des Parteikongresses veröffentlicht worden war.

In zwei Abschnitten seines Traktats, die der weltpolitischen Lage gewidmet sind, erklärt Stalin den Zerfall des einheitlichen und allumfassenden Weltmarktes zum wichtigsten ökonomischen Ergebnis des Zweiten Weltkrieges.

Es hätten sich zwei große Wirtschaftsräume gebildet, wobei der sowjetische Staatschef keinen Zweifel darüber läßt, daß er nur den sozialistisch organisierten Wirtschaftsraum als autark und krisenfest ansieht. Er behauptet, daß die Westmächte durch ihre wirtschaftlichen Integrationsmaßnahmen und die Verhängung der Wirtschaftsblockade wesentlich zur Bildung und Festigung des neuen (eurasiatischen) Wirtschaftsraumes beigetragen haben. Der Zerfall des einheitlichen Weltmarktes hätte zu einer Schrumpfung der ökonomischen Basis der kapitalistischen Hauptmächte (USA, England, Frankreich) geführt. Durch diesen Vorgang würde die allgemeine Krise des kapitalistischen Systems vertieft, und die Gegensätze zwischen den kapitalistischen Mächten würden verschärft. Stalin ist der Ansicht, daß infolge dieser Gegensätze die von den Vereinigten Staaten angestrebte kapitalistische Einheitsfront gegen die Sowjetunion nicht zustande kommen wird. Die kommende Entwicklung würde zu einer Wiederaufrichtung des alten Großmächtesystems unter Einschluß der besiegten Dreierpaktmächte führen. Sowohl Großbritannien und Frankreich als auch Deutschland, Italien und Japan würden sich mit der Zeit aus ihrer bisherigen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten lösen.

Stalin meint, an den Wiederaufstieg Deutschlands und Japans nicht glauben, heiße „an Wunder glauben“, und tadelt diejenigen „Genossen“, welche die Ansicht

¹ KPdSU(B) = Kommunistische Partei der Sowjetunion (Bolschewisten).

vertreten, daß Deutschland und Japan als Großmächte endgültig ausgeschaltet seien.

Aus dem Umstand, daß keinerlei Garantien gegen den Wiederaufstieg Deutschlands und Japans vorhanden seien, folgert der sowjetische Staatschef, daß auch in Zukunft Kriege zwischen den kapitalistischen Staaten möglich wären. Kriege zwischen den „imperialistischen“ Mächten seien auch in Zukunft bedeutend wahrscheinlicher als ein antibolschewistischer Kreuzzug des geschlossenen kapitalistischen Lagers gegen die Sowjetunion.

Malenkov, Berija und Bulganin warfen übereinstimmend den Vereinigten Staaten vor, die Eroberung der Weltherrschaft zum Hauptziel der amerikanischen Außenpolitik erhoben zu haben.

Die Vereinigten Staaten als die „aggressive Hauptmacht“ seien bestrebt, mit Hilfe des atlantischen Blocks sowie der Remilitarisierung Westdeutschlands und Japans die Sowjetunion als das „stärkste Bollwerk des Friedens“ einzukreisen und einen Krieg gegen sie und die mit ihr verbündeten „friedliebenden“ Staaten zu entfesseln.

Als Beispiel für die „Einkreisung“ wurden von Bulganin und Berija, die geplante Europaarmee, der systematische Aufbau von amerikanischen Militärstützpunkten, die Manöver in der Nähe der sowjetischen Einflußgrenze (insbesondere im Ostseeraum), die amerikanischen Befreiungspläne in Europa und Asien sowie die Entsendung von „Spionen, Diversanten und Terroristen“ genannt.

Krise des kapitalistischen Systems

Gegenüber der drohenden Gefahr einer kapitalistischen Einheitsfront unter Führung der Vereinigten Staaten wurde von allen drei Sprechern einerseits auf die wachsende ökonomische und militärische Stärke der Sowjetunion und der Ostblockstaaten, andererseits auf die zunehmenden Krisenerscheinungen und Spannungen im kapitalistischen Lager verwiesen.

Malenkov erklärte, die Krise des kapitalistischen Systems, die durch die Spaltung des Weltmarktes totalen Charakter angenommen habe, würde durch den Zerfall des Kolonialsystems noch weiter verschärft. Er hob in diesem Zusammenhang den Sieg des Kommunismus in China und das Übergreifen der „nationalen Befreiungsbewegung“ auf Indien, Indonesien sowie den Nahen und Mittleren Osten besonders hervor.

Als Hauptrisse im kapitalistischen Staatensystem wurden von Malenkov die Gegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien bezeichnet. Hinzu kämen die „äußerst ernststen Gegensätze“ zwischen den USA und den besiegten Großmächten (Japan, Italien, Deutschland).

Den herrschenden bürgerlichen Kreisen der westeuropäischen Staaten (darunter Westdeutschlands, der Niederlande und Belgiens) warf der stellvertretende Generalsekretär der KPdSU vor, auf eine selbständige, den nationalen Interessen ihres eigenen Landes Rechnung tragende Außenpolitik verzichten zu haben. Die „rechten“ Sozialisten bezeichnete er für diese Politik als „unmittelbar verantwortlich“. Griechenland, die Türkei und Jugoslawien wurden von ihm als „amerikanische Kolonien“ abgetan.

Malenkov war bemüht, einerseits Großbritannien und Frankreich, andererseits die besiegten Dreierpaktmächte getrennt anzusprechen und sie von den Vereinigten Staaten zu isolieren. Zugleich betonte er die sowjetische Bereitschaft, im Geiste von Teheran, Jalta und Potsdam auch mit den Vereinigten Staaten zusammenzuarbeiten. Gegenüber Großbritannien und Frankreich hob er die Bedeutung der gegen Deutschland gerichteten Bündnisverträge von 1942 und 1944 besonders hervor.

Hauptziele der sowjetischen Außenpolitik

Malenkow betonte abschließend die Möglichkeit einer friedlichen Koexistenz des Kapitalismus und Kommunismus auf der Grundlage des *Status quo* im Sinne der sowjetischen Interpretation der aus der Kriegszeit stammenden alliierten Vereinbarungen. Bei einem Nachgeben der Westmächte stellte Malenkow den Verzicht der Sowjets auf eine weitere revolutionäre Expansion und die Wiederherstellung eines einheitlichen Weltmarktes in Aussicht.

Als Hauptziele der sowjetischen Außenpolitik bezeichnete Malenkow die Erhaltung des Friedens und die Sicherung des Sowjetimperiums.

Als Hauptaufgaben der Partei auf außenpolitischem Gebiet wurden von ihm aufgeführt:

1. Die Festigung der „Friedensfront“.
2. Die Entwicklung von „sachlichen Beziehungen“ zu allen Ländern.
3. Die weitere Konsolidierung des Ostblocksystems.
4. Die Stärkung des Wehrpotentials und der Wehrbereitschaft des Sowjetstaats.



Zwei Welten oder interkontinentales Gleichgewicht?

Die Bedeutung der „Friedensbewegung“ im Rahmen der „Friedensfront“ wurde auch von Stalin besonders hervorgehoben. Er betonte dabei, daß die Aufgabe der Friedensbewegung in der gegenwärtigen Entwicklungsphase die Erhaltung des „gegebenen“ Friedens sei. Bei der Unzulänglichkeit des kapitalistischen Systems würde es sich immer nur um eine zeitweilige Verhütung von Kriegen handeln. Nach Stalin könnten Kriege nur durch einen revolutionären Übergang zum kommunistischen System ausgeschaltet werden.

Aus diesem Grunde hält er es für durchaus möglich, daß sich zu gegebener Zeit aus der gegenwärtigen „Friedensbewegung“ eine „Bewegung zum Sturz des Kapitalismus“ entwickeln wird.

In seiner kurzen Schlußansprache vor dem Parteikongreß wies der sowjetische Staatschef die kommunistischen Parteien in aller Welt an, sich an die Spitze der „Friedensbewegung“ und der „nationalen Befreiungsbewegung“ zu stellen und sich sowohl mit den nationalistischen als auch den extrem liberalistischen Kräften des Bürgertums zur Wahrung des nationalstaatlichen Systems zu verbünden.

Die Gedankengänge Stalins und die Ausführungen seiner nächsten Mitarbeiter lassen sich nur im Rahmen der marxistisch-leninistischen Lehre von der Weltrevolution richtig deuten. Das Kernstück dieser Lehre bildet die Feststellung Stalins, daß die Weltrevolution

(ebenso wie die Errichtung der kommunistischen Gesellschaftsordnung) ein langwieriger Prozeß ist, der in mehreren Phasen verläuft, wobei Zeiten der revolutionären Flut sich mit Zeiten der revolutionären Ebbe abwechseln. In Zeiten der Flut ist für Stalin die Sowjetarmee der Hauptträger der Weltrevolution. In Zeiten der Ebbe ist es die kommunistische Weltbewegung mit ihren Hilfsorganisationen. Daneben fällt der Befreiungsbewegung der abhängigen und kolonialen Völker die Funktion einer „Dritten Front“ zu, da sie das kapitalistische System im Rücken bedroht.

Vom Standpunkt des Kreml bildete die Zeit von 1939 bis 1952, die vom Zweiten Weltkrieg und seinen Auswirkungen bestimmt wurde, eine solche Zeit der revolutionären Flut, die der sowjetischen Außenpolitik eine offensive Strategie ohne Rücksicht auf die besonderen Interessen und das Sicherheitsbedürfnis ihrer Kriegsverbündeten nahelegte.

Die Gegenmaßnahmen des Westens, die im Zeichen der „Eindämpfungspolitik“ vollzogen wurden und zu den europäischen Integrationsplänen führten, haben zusammen mit dem ständig zunehmenden Aufrüstungstempo dem Kreml bewußt werden lassen, daß die Zeit der revolutionären Flut mindestens im europäischen Bereich ihrem Ende entgegengeht. Mit den europäischen Integrationsplänen und dem Entschluß der Westmächte, Japan und Westdeutschland zu bewaffnen, gewann vom Standpunkt der weltrevolutionären Ideologie das Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion als „Basis der Weltrevolution“ Vorrang vor den bisherigen Expansionsbestrebungen. Die anbrechende Zeit der Ebbe legte den Übergang zu einer Defensivstrategie nahe. Die zentrale Aufgabe der sowjetischen Außenpolitik bestand damit erneut darin, die Bildung einer kapitalistischen Einheitsfront und die Möglichkeit eines antibolschewistischen Kreuzzuges im Zeichen der von Eisenhower und Dulles angeregten „Zurückdrängungspolitik“ zu verhindern. Aus diesem Grunde soll vor allem die europäische Integration, die Aufstellung einer schlagkräftigen Europa-Armee und die Bildung eines leistungsfähigen eurafrikanischen Wirtschaftsraums nicht nur hinausgezögert, sondern durch Belebung des alten nationalstaatlichen Mächtesystems und durch Förderung der traditionellen Gegensätze zwischen den Großmächten ausgeschlossen werden.

Die vom 19. Parteikongreß angenommene außenpolitische Generallinie läßt nur die allgemeinen Umrisse der neuen sowjetischen Defensivstrategie erkennen. Es besteht nach dem republikanischen Wahlsieg und der Ernennung von John Foster Dulles zum amerikanischen Außenminister kein Zweifel darüber, daß dem Kreml alle Mittel recht sein werden, um seine neue Strategie in die Tat umzusetzen. Getragen wird diese Defensivstrategie von der Hoffnung, daß mit dem nachlassenden Druck der Sowjetunion die Einigkeit der kapitalistischen Welt zerbröckelt, während die totale Krise des kapitalistischen Systems, die durch die Zweiteilung der Welt und die Spaltung des Weltmarktes bedingt ist, zwangsläufig zu einer kriegesischen Auseinandersetzung zwischen den Großmächten führen wird.

Die Sowjetunion besitzt nicht die Stärke, um eine europäische Integration und die Aufstellung einer Europa-Armee zu verhindern. Sie fühlt sich jedoch stark genug, um im Glauben an die heranreifende Krise die künftige Entwicklung in Ruhe abwarten zu können.

EGON FRH. V. EICKSTEDT

Der Motor der ostasiatischen Völkerdynamik

Biohistorische Tiefenverankerung

In den großen geschichtlichen Darstellungen ist es beliebt, die Anlässe für Völkerbewegungen auch umfangreicheren Stils in unmittelbaren historischen Gründen, in kulturellen und technischen Spannungen und besonders in wirtschaftlichen und militärischen Auseinandersetzungen zu suchen. Tatsächlich gewinnen diese Erscheinungen eine immer größere biodynamische Bedeutung, je näher die technizistische Moderne rückt. Aber deshalb sind, so sehr dies auch immer übersehen wird, die älteren und tieferen Ursachen keineswegs ausgeschaltet. Sie sind für den modernen Beobachter nur durch den ihm oft schmerzhaft nahen Wirbel der Tagesereignisse und Tagesursachen wie verhangen. Durchstößt aber der kritische Blick diesen Nebel der Nähe und Unmittelbarkeit, so scheinen jene älteren Faktoren der Biodynamik noch überall deutlich durch und zeigen damit, daß sie auch noch heute mitbestimmend sind, ja gefährlich mitsprechen.

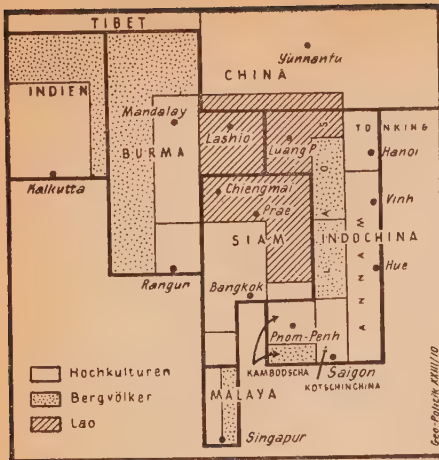
So dürfte es nützlich sein, sich einmal an konkreten Beispielen die Bedeutung vor Augen zu führen, die diesen ältesten und immer noch wirkungsvollen Faktoren der Tiefe der menschlichen Massenbewegungen zukommt.

Ostasien ist dafür um so geeigneter, als sich hier in für uns distanzierter Ferne und doch politischer Nähe um so deutlicher die älteren und neueren Faktoren sondern und nach Art und Folge ihres Ineinanderwirkens studieren lassen.

Uralt sind die Ausstrahlungen zweier Kräftezentren auf die koreanische Brücke zwischen Kontinent und Inselbogen, uralt ist daher auch die Tragik des koreanischen Volkes mit dem Auseinanderbrechen von Nord und Süd und dem vernichtenden Ringen der jeweiligen Kräftegruppen. Uralt auch ist das Drängen und Sicken auf dem ostasiatischen Kontinent selbst von Nord nach Süd, das alle Jahrtausende der chinesischen Geschichte bestimmt und dessen Ursachen und Wege von Anbeginn bis herauf zu Mao Tse-tung so klar zu fassen sind. Uralt endlich ist auch der Abwehrkampf des Südens, also Südchinas und besonders Hinterindiens, gegen dieses Drängen, das auch hier die Geschichte von vier Jahrtausenden erfüllt und zu gewaltigen und wieder meist tragischen Verschiebungen von Kulturen, Sprachen, Rassen und Völkern geführt hat und noch heute führt. Denn von Norden drang Mao in Jünnan und Kanton ein, von Norden versucht Ho Tschì Minh in den annamitischen Schlauch einzudringen, und Chinas aufmerksames Blinzeln über die vietnamesische Grenze wird mehr als verständlich und um so bedenklicher, wenn man sich die hinterindische Anthropodynamik der letzten zwei Jahrtausende vor Augen führt.

Das soll in folgendem geschehen als ein Beispiel für die zeitliche und anthropologische Verankerung biodynamischer Abläufe überhaupt.

Da es sich dabei aber um eine Dynamik der Menschen, der Menschen selbst als der lebendigen Träger der von ihnen verursachten Erscheinungen von Kultur, Sprache und Politik handelt, wird es vorteilhaft sein, sich zunächst kurz der leib-seelischen Typenkreise zu erinnern, die hierbei eine Rolle spielen, also der Varietäten oder Rassen. Denn die Völker – also Chinesen, Thai, Kmer, Annamiten, Moi – dürften als Einheiten hinreichend bekannt sein



Karte 1

Völker und Staaten von Hinterindien. Schraffiert der über vier Staaten und vier Rassen reichende Lao-Block, punktiert die Bergwald-Primitiven, weiß die Hochkulturvölker.

oder sich aus dem Text erklären (vgl. Karte 1), die regionalen Typen aber, die auf Grund ihres Wesens und ihrer Ausdrucksformung die Dynamik bestimmen und in konkreten Völkerballungen abrollen lassen, sind es weniger. Dann kann man im Verfolgen der biographischen Ursächlichkeiten auch nicht ganz die großen Zusammenhänge außer acht lassen, die den in Frage stehenden Großkontinent überhaupt bestimmen. Denn alle Anthropodynamik brennt ja auf zwischen den beiden Polen von Raum und Mensch. Der Mensch will, der Raum zwingt. Und dann auch werden erst die Wurzeln deutlich, aus denen die Schicksale der ostasiatischen und hinterindischen Menschheit herauswuchsen.

Die typologischen Grundlagen

Als Gegenpole menschlicher Typologie treten uns auf dem eurasiatischen Kontinent zwei große Gruppen entgegen, von denen die eine, die westliche, die Neigung zu rötlichem Hautton, welligen Haaren und reliefreichem Gesicht besitzt, die andere, östliche, aber zu gelblichem Hautton, straffem Haar und flachem Gesicht. Wir bezeichnen sie als den *europiden* und den *mongoliden Varietätenkreis*.

Sie stellen, wie alle regionalen Biotypen, sogenannte Zuchtkreise infolge langdauernder relativer Isolierung dar. Diese mehr oder minder wirksame Abtrennung war während der Eiszeiten durch die Verödung des querasiatischen Bergriegels von Himalaja über Altaï bis zum Stanowoigebirge gegeben. Weitere relative Isolierungen führten dann zu weiteren kleineren Inzuchtgruppen, zu den eigentlichen Varietäten (oder Rassen), abermals weitere zu den Subvarietäten und Lokalformen. Waren doch die frühen Menschengruppen durch ihre Wirtschaftsweise an bestimmte Lebensräume gebunden – die viehzüchtenden Steppenvölker an die Steppe, die sammelnden Waldvölker an die Waldgebiete und gar die Ackerbauern an ihre Scholle. Und die Bindung war um so stärker, als sich nach den Wirtschaftsmöglichkeiten auch notwendigerweise der ganze Kulturbesitz richtete, und zwar keineswegs nur der materielle, sondern nicht zuletzt auch der geistige.

Daher versteht es sich auch, daß wir überall Formenketten von schärferer zu geringerer Isolierung und von kennzeichnender zu weniger kennzeichnender Rassenprägung besitzen. Zudem hat von je eine gewisse Mischung zur Auflockerung entstandener Typenkreise ge-

führt. Eben deshalb gibt es keine „reinrassigen“, d. h. gleichgeformten Völker, sondern nur gelegentlich volltypische Individuen und mehr oder minder sich überschneidende Formenkreise. In Ostasien läuft daher auch eine Reihe von regionalen Formengruppen von der starken mongolischen Typisierung im Norden zu immer schwächerer Ausprägung weiter und weiter im Süden.

Die hierbei beteiligten Regionalformen sind der tungide Typus, vorwiegend unter den eigentlichen Mongolen, der sinide mit seinen drei Untertypen, vorwiegend unter den Chinesen, und der palämongolide, vorwiegend unter den hinterindischen Völkern, wo er sich mit einer weiteren verwandten Formengruppe verflucht. Bei dieser fehlen aber alle typisch mongoliden Merkmale: sie greift schon aus dem westlich angelagerten europäischen Varietätenkreis herüber. Das sind die Weddiden. Eine knappe Charakteristik dieser Varietäten oder Rassen lautet wie folgt:

1. Tungide Varietät: *Homo sapiens tatarus* Erxleben 1777,

Gelblich-bräunliche Hautfarbe, straffes, schwarzes Haupthaar und geringe Körperbehaarung, breiter Kopf mit niedriger Stirn, sehr flaches und oft breites Gesicht mit kantig vorspringenden, breiten und nach vorn flachliegenden Wangenbeinen, mäßig hohe Nase und leicht vorquellende, flachliegende Augen. Sie zeigen stark ausgeprägt die sogenannte Mongolenfalte oder Nasen-Lid-Falte: die obere Deckfalte des Augenlids sinkt bis an oder über die Augenwimpern und zieht am inneren Augenwinkel über die sonst freiliegende Tränendrüse in die Haut der Nasenwurzel hinüber. Mäßige Körperhöhe, breiter Körperbau, kurze Beine.

Im Wesen schwerfällig, geduldig und hart, ehrlich, grausam und beharrlich. Verbreitungsgebiet Hochasien, also ein weites Gebiet, aber nur geringe Kopffzahl.

2. Sinide Varietät: *Homo sapiens sinicus* Bory 1825.

Erstes Abklingen der hochmongoliden Merkmale. Im Wesen nüchtern, ichhaft und verhangen, auch fleißig und kindlich-heiter, dazu hohe Intelligenz. Zerfall in drei Unterrassen:

a) Nordsinide Subvarietät: *Homo sapiens sinicus borealis* Liu 1937.

b) Mittelsinide Subvarietät: *Homo sapiens sinicus medius* Liu 1937.

c) Südsinide Subvarietät: *Homo sapiens sinicus meridianus* Liu 1937.

Stufenweises Abklingen des hohen, schlanken und kräftigen zu kleinem, grazilem Wuchs, von lichtbräunlicher zu hellbräunlicher Hautfarbe mit deutlichem Gelbstich, von hoher zu niedriger und von mittelbreiter zu breiter Nase, von anliegenden Nasenflügeln zu kuppiger Nüstigkeit, von kantigen zu knolligen Zügen, auch von langsamem und bedächtig-biederem zu lebhaftem und unternehmend-fröhlichem Wesen. Hauptverbreitungsgebiete nacheinander die Talländer von Hoangho, Jangtsekiang und Sikiang.

3. Palämongolide Varietät: *Homo sapiens palämongolicus* v. Eickstedt 1937.

Weiteres Abklingen der mongoliden Merkmale: sehr geringe Gesichtsfachheit, sehr mäßig ausgeprägte Mongolenfalte, ganz leichter Gelbstich, abnehmende Haarstraffheit. Dafür Braunton der Haut, größere Augenspalte, niedriger gesetzte Augenbrauen. Sehr lebensfrohes und sorgloses Wesen, ehrlich und gutmütig, wenig zuverlässig, aber bürokratisch.

Zerfall in einen pareiden oder kontinentalen Flügel in Süd-Jünnan, Burma und dem zentralen Hinterindien, sowie einen nesiden oder insularen Flügel in der malaiischen Inselwelt und besonders in Küstengebieten (Erstrecht beider Namen nach Haddon 1926). Die letztere Form entspricht dem malaiischen Typus älterer Autoren.

4. Weddide Varietät: *Homo sapiens veddalis* Haeckel 1898.

Keine mongoliden Merkmale, braune Haut, kleiner, untersetzter, graziler Wuchs, wellige Haare, rund-rautenförmiges Gesicht mit niedriger breiter Nase und stark geblähten Nasenflügeln, vollen Lippen, steiler Stirn und kleinem Kinn, große offene Augen und gute Wangenpolsterung. Also ein kindhafter Typus, kindhafter noch als die Südsiniden und Palämongoliden.

Wesen den Palämongoliden ähnlich, aber noch unbeschwerter, keineswegs niedrige Intelligenz. Verbreitung in Kambodscha und Thailand, bei Moi, Ka und in extremer Prägung den Senoi von Malaya, häufig bei indonesischen Inlandstämmen, sehr weit verbreitet in Innerindien. Namengebend ist ein winziger, aber berühmter Urwaldstamm Ostceylons geworden.

So viel von den Regionaltypen als den lebendigen biologischen Initiatoren der völkischen Wesenheiten und ihrer Dynamik. Was aber die Völker selbst angeht, so genügt hier ein kurzer schematischer Überblick, der Bekanntes in räumlicher Anordnung nebeneinander setzt, wie es auf Karte 1 geschieht.

Urzeitliche Voraussetzungen

Südostasien ist Sackgasse. Hier setzen keine großen Linien der völkischen Bewegungen an, sondern hier werden sie aufgestaut. Hier beginnt nicht das Heldenlied der Kämpfe und das Aufblühen von Reichen, Glanz und Kultur, sondern hier erfüllt sich die Tragik eines schuldlosen und unvermeidlichen Schicksals.

Der Beginn liegt vielmehr im Norden, und Form und Ablauf werden dort von den beiden großen Gegenspielern des ostasiatischen Kontinents bestimmt, der tungiden Varietät und der siniden Varietät. Ihr dynamischer Charakter ist grundverschieden.

Einst lebte in der heute steppenhaften Mongolei eine dichte Bevölkerung, die sich vor allem an den Ufern der großen Seen und ihrer Zuflüsse aufhielt, die als Folge der Eiszeit noch weite Landstriche bedeckten. Waren also zur Hocheiszeit selbst die Firnfelder der Mongolei so gut wie unbesiedelbar gewesen, so wurde umgekehrt das Postglazial zu einer Zeit mit besonders günstigen Siedlungsmöglichkeiten. Die Klimagürtel waren jetzt wieder vom Süden heraufgerückt, sie gerieten dabei in die Einwirkung der kontinentalen Landmasse mit jähen, jahreszeitlichen Unterschieden der Temperatur und mit vorläufig noch reichlichen Niederschlägen und überreichlichen Schmelzwasserflächen. Der tote Ring zwischen dem nördlichen und dem südlichen Klimagürtel, dem Sahara¹ und Gobi ihren Ursprung verdanken, war noch nicht voll in Erscheinung getreten und lag zudem im Osten noch im nordchinesischen Raum. So bedeutete das Nordwärtsrücken der Klimagürtel zunächst eine beträchtliche Erweiterung des Lebensraumes, die als typisches Beispiel einer echten Biodynamik die gesamte Lebewelt gleichfalls in den Norden nachrücken ließ. Das führte zu der ersten großen Dynamik auch der ostasiatischen Menschheit.

Daher versteht es sich, daß die Altsteinzeit der mongolischen Hochebenen nicht nur in Stil und Typen gut ausgeprägt ist, sondern auch in Massen auftritt. Ihr Inventar findet sich vor allem, wie Andrews² nachwies, an den Dünen entlang den einstigen Seen, wo einer Jägerbevölkerung an fischreichen Wässern und in wildreicher Buschlandschaft die besten Lebensmöglichkeiten geboten waren. Ununterbrochen anschließende jüngere Kulturformen setzen sich dann mit Pfeilspitzen, Handbeilen, Messern und Mörsern bis ins Neolithikum und weiter fort.

Aber diesem Kulturzusammenhang entspricht keineswegs auch ein Zusammenhang der ursprünglichen Lebensmöglichkeiten, entspricht keineswegs auch eine Kontinuität des Lebensraumes. Die Seen versickerten vielmehr, die Flüsse verrannen, und die Vegetation

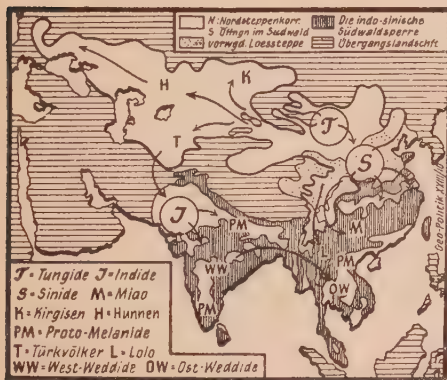
¹ v. Eickstedt, E. Frhr.: Völkerbiologische Probleme der Sahara. Die Anthropologie der Tuareg und Tebu und die Rassengeschichte der antiken West-Äthiopier. Beitr. Kolon. Forsch., Tagungsband I, 169-240, 1943.

² Andrews, R. C., and Osborn, H. F.: *On the Trail of Ancient Man. A narrative of the field work of the Central Asiatic expeditions*, 370 pp., New York 1926. — Andrews, R. C.: *Explorations in the Gobi desert*. Nat. Geogr. Mag. LXIII, 653-716, 1933.

wurde zunehmend dürrtiger. So mußten sich die Menschen, die Ur-Tungiden der Mongolei, auf einen immer engeren Wirtschaftsraum zusammenziehen. Dicht um die Seen und Flüsse gruppieren sich daher die Zeugen neolithischer Kulturen. Zwischen ihnen begannen sich immer breitere steppenartige Striche auszunehmen. Die Enge der Wirtschafts-basis und die Konzentration der Bevölkerung führte damit zu einem neuen biodynamischen Druck. So entwickelte sich eine zweite Völkerdynamik, und zwar eine Dynamik, die noch hart bis an die Schwelle unserer Zeit reicht.

Dem neuen Druck bot nur der Süden einen Ausweg. Denn Ost und West waren gleichgeartet oder führten zu Meer und Gebirge, und nach Norden sperrten hohe Gebirgsriegel. Der wirtschaftliche Anreiz war dort gleich Null.

Im Süden aber lagen die bevölkerungsdynamischen Verhältnisse gerade umgekehrt wie im Norden. Hier w e i t e t e sich der Lebensraum. Die Schmelzwässer verrannen, Flußtäler entsumpften sich, alluviale Ebenen wurden aufgeschüttet, und die Küsten verbreiterten sich. Auch die Vegetation wurde üppiger, wie der niederschlagsreiche Tropengürtel nordwärts rückte. Noch bis in historische Zeiten haben weithin Wälder und Parkdschungeln über Zentralchina und bis in den Norden hinauf gelegen. Bis an das zweite vordchristliche Jahrtausend heran waren die offenen Anbaulandschaften in China von denen in Indien und Hinterindien durch einen dichten und breiten Waldgürtel sogar fast völlig voneinander abgesperrt.



Karte 2

Die biodynamischen Grundelemente von Asien: der Nordsteppenkorridor (weiß) verbindet Ost- und West-Eurasien. Das tungide, nomadistische Unruhezentrum (T) drückt gegen die massierten Widerstandszentren der ackerbaulichen Hochkulturen im nordchinesischen Lößgebiet (S) und im indischen Fünfstromland (I). So richtet sich deren Bevölkerungsdynamik gegen die Südwaldsperr (senkrechte Schraffur). Von dort sickern weddide Sammler (WW) ostwärts (OW) und sinide Fischer südwärts gegen proto-palämelaneside Reste (PM). Die räumlich-wirtschaftlichen Möglichkeiten schreiben die Abstromwege vor (Pfeile).

Die Beweise hierfür liefern die prähistorischen Überreste des Endneolithikums im Norden ebenso wie die paläobotanischen und paläozoologischen Zusammenhänge und die geomorphologische Entwicklung³. Offene Räume lagen außer in den indischen und sinischen Tiefebene auch alsbald in Tibet, wo sie vom nordöstlichen China her für sinide und tungide Elemente zugänglich waren und von wo sich südwärts gleichgeartete leere Räume über die Höhen bis nach Hinterindien hinein-zogen – die Wege tibeto-europider Sickersiedler wie der Vorfahren der Lolo

³ Fochler-Hauke, G.: Das Waldkleid und die Pflanzenbezirke Süd-Chinas. Mitt. Geogr. Ges. Wien LXXVIII, 158-178, 1935.

Handel-Mazzetti, H.: Naturbilder aus Südwest-China. 380 S. Wien-Leipzig 1927.

Mell, R.: Die ehemalige Waldverbreitung in China auf Grund der Verbreitung von Waldtieren. Z. Ges. Erdk. Berlin, 101-108, 1933.

und Miao (Karte 2: Pfeil auf M) oder von Kulturströmungen wie derjenigen aus Yang-schau nach Somrong-sen (Karte 2: Pfeil auf L). Alles spricht zudem für wiederholte klimatische Schwankungen, die als weiteres belebendes Element für die biologische und nunmehr auch schon kulturelle Entwicklung wirkten.

Auch der chinesische Süden war keineswegs unbewohnt. Paläolithisches Material ist uns aus fast ganz China und vor allem aus den westlichen Gebirgsvorländern bekannt. Allerdings ist bisher nur sehr wenig davon gehoben oder gar publiziert worden. Im Gegensatz zu den Verhältnissen in der Mongolei fände also die Annahme einer dichteren Bevölkerung keine Stütze. Eine solche ist angesichts der ausgebreiteten Wälder auch nicht wahrscheinlich. Sie haben die Bauernvölker Chinas von denen in Vorder- und Hinterindien bis in das Neolithikum abgesperrt. Der Druck aus dem verarmenden tungid-mongolischen Norden richtete sich also zunächst in einen widerstandsarmen, aber dauernd sich günstiger entwickelnden Süden.

Damit ergibt sich folgendes Bild: Einrücken von Menschen aus dem sinischen Raum in das zentrale Hochasien, wie die Eiszeit abklingt – dichte Besiedlung sowohl in Rand-Ostasien wie Hoch-Ostasien im beginnenden Postglazial – ein stärkerer Bevölkerungsdruck aus immer karger werdenden Räumen des hochasiatischen Nordens mit der Annäherung an die heutigen klimatologischen Bedingungen.

Die großen Gegenspieler

Das alles betraf, wie das steinzeitliche Inventar hier wie da erkennen läßt, noch eine Jäger- und Sammlerbevölkerung. Leider bieten die Kulturüberreste keine sichere Handhabe dafür, wann im Norden in geeigneten Wirtschaftsräumen die Viehzucht und wann im Süden bei hervorragenden und in raschem Maße sich verbessernden Bodenbedingungen der primitive Hackbau einsetzte. Beides war aber von tiefstgreifender Wirkung in biologischer Hinsicht. Denn damit schloß die Zeit einer gewissen Freizügigkeit, die den Jägerstämmen eigen ist, und die Menschen wurden besonders stark an den Boden, an ihren Wirtschaftsboden gefesselt. So muß das beginnende Neolithikum mit seiner Spezialisierung in Werkzeugen und damit Wirtschaft und Kultur überhaupt auch eine verstärkte Spezialisierung in den Nutzungsmöglichkeiten gebracht haben. Damit wurden die nunmehrigen Viehzüchterhorden gegen die Ackerbaustämme biologisch abgeschlossen. Die Existenzmittel der einen Gruppe waren im Lebensraum der anderen nicht mehr ohne weiteres einzusetzen. Es entstanden und verstärkten sich menschliche Zuchtkreise und damit ein ausgeprägter Varietätenzerfall. Der tungide Typus des Hirtenkriegerums der mongolischen Steppen stand dem siniden Ackerbauerntum der chinesischen Lößlandschaften gegenüber: eigene Lebensform im eigenen Lebensraum.

Es entstanden aber auch zwei völlig verschiedenartige Typen der anthropologischen Dynamik. Ist doch die Wirtschaft der Steppen weit empfindlicher gegen größere Klimaschwankungen oder vorübergehende Dürren als diejenige der Ackerbauländer. Denn wenn das Futter mangelt, geht mit

den Tieren auch die Grundlage für die Ernährung und einen großen Teil der materiellen Kultur verloren. Vorratswirtschaft in Tieren aber ist nicht möglich. In schwereren Fällen liegt also die einzige Rettung außerhalb des betroffenen Lebensraumes. Jetzt wird die große Beweglichkeit zum Vorteil, die das Ziehen hinter den Herden mit sich bringt, und ebenso die große Organisationsfähigkeit, die die Versorgung der Herden verlangt. So richtet sich das Vorgehen gegen den Süden.

Hier aber siedeln die Ackerbauer weit dichter als die Viehzüchter, und sie verfügen nicht selten auch über solidere Abwehrmittel. Das sind ihre Vorteile. Die Masse in ihrer Schwerfälligkeit bietet die Möglichkeit eines starken Widerstandes, und den kulturellen Hilfsmitteln ist der notwendigerweise bescheidenere Kulturbesitz des Viehzüchters oft nicht gewachsen. So stehen jetzt schwerfälliger Massenwiderstand gegen organisationsfähige Angriffswendigkeit, und die Steppen werden zu völkerdynamischen Unruhezentren, die Ackerbauländer zu völkerdynamischen Druckzentren.

Das Aufbrechen der Biodynamik

Im Grunde genommen ist es aber keinem der beiden Lebenskreise möglich, den anderen zu verdrängen, wenigstens in kurzer Zeit oder in größerem Umfang. Den dichten Massen ist die Steppe ebenso verschlossen, wie jede Beweglichkeit in der Enge des Ackerbaulandes erstickt. Die Kämpfe werden an den Grenzen ausgefochten. Das führt zu einem langsamen Verschieben des zähen Ackerbauerntums oder zu einem Übersichichten der Bauernkulturen von seiten des Hirtenkriegerntums. Das sind zwei völlig verschiedene Formen einer biologischen Dynamik. Der Sieg im Augenblick fällt dabei sehr oft den letzteren, den beweglichen Steppenleuten zu, der Sieg auf lange Sicht schließlich aber doch den zäh sich verschiebenden Ackerbauern. Denn das Hirtenkriegerntum bildet dünne Oberschichten, die wieder verschwinden, das Ackerbauerntum aber erobert den Boden, der bleibt.

Das lose Hirtenkriegerntum der mongolischen Steppen bricht daher auch immer wieder, so weit wir in der Geschichte zurückgreifen können – und das ist beträchtlich weit – in schwärmender Unruhe gegen die kompakten Massen der nordchinesischen Ackerbauer vor⁴. Es beunruhigt und beraubt die Grenzen, es dringt bald in diesen, bald in jenen Kleinstaat ein, hakt sich fest, schwingt sich ins militärische Führertum und die politisch entscheidenden Schichten auf und erhebt seine Bannerhäuptlinge zu chinesischen Gaufürsten. Das hat tiefgreifende Folgen.

⁴ Barthold, W. W.: Der heutige Stand und die nächsten Aufgaben der geschichtlichen Erforschung der Türkvölker. Z. Morgenländ. Ges. VIII, 129–182, 1929.

De guignes: *Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres tartares occidentaux, etc., avant et depuis Jésus-Christ jusqu'à présent*, 5 Vols, Paris 1756–1758.

Chavannes, E.: *Documents sur le Tou-Kiou (Turcs) occidentaux recueillis et commentés, suivi de Notes additionnelles*. 378 et 110 pp. Paris 1903.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Wie sahen die Hunnen aus? Eine anthropologisch-historische Untersuchung. Z. Rassenk. XIII, 217–250, 1942.

Frank e, O.: Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. Abh. Berliner Akad. Wissensch. I, phil.-hist. Abt., 1–111, 1904.

Die Grenzfürstentümer im Nordwesten von China sind nicht nur blutsmäßig tungid durchsetzt, sondern gleichzeitig geistig von dem angriffslustigen Herrentum der Steppe beeinflusst. Sie verbinden auch in militärischer Hinsicht die aktiven Fähigkeiten von beiden Seiten.

Daher sind es immer wieder Gaufürstentümer aus dem Nordwesten gewesen, die den Gang der innerchinesischen Geschichte entscheidend bestimmt haben. Man kann immer wieder verfolgen, wie die nordwestchinesische Abwehr von den Hunnen überrannt wird, wie alsbald die Sinisierung der Fremden und militärischer Aufschwung aufeinander folgen, um dann zu einem Einbruch in das Innere des Förderativreichs zu führen, sobald dort die übliche Eunuchen- und Intrigenwirtschaft zum Verfall der Vormacht früherer Eindringlinge geführt hat. So folgt Welle auf Welle der Übersichtung, sprüht empor, verebbt und wird wieder von einer neuen eingeholt.

Andererseits rangen auch früh schon die kompakten Massen der Ackerbauer den Feinden im Norden die letzten guten Böden ab, zunächst im Wei-Tal, dann auch an den Hängen von Schansi und Schensi. Auch das liegt schon im Dämmerlicht der Geschichte. Aber in Ordos und Gobi verrannen zunächst alle Bemühungen. Es ging nicht weiter. Die Front im Norden konnte nur gehalten, aber nicht weitergetragen werden. Die Welt ist hier für den Chinesen durch starrende Reiterhaufen abgesperrt.

Diese Lage der Dinge bestimmte aber nicht nur das völkerdynamische Schicksal von China, sondern von Ostasien überhaupt und damit auch dasjenige von Hinterindien.

Denn der Druck des kompakten siniden Bauerntums, einer wachsenden, kinderreichen, zähen Masse, mußte sich jetzt auch seinerseits nach dem Süden wenden. Sperrten doch im Westen die Berge und im Osten das Meer, und sperrten im Norden, ja schoben dort die Hunnen ganze Scharen von Flüchtlingen gegen den Süden. Auch dafür mangelt es nicht an Belegen aus allen Epochen der chinesischen Geschichte. Was hier von Zeit zu Zeit immer wieder in Bewegung geriet, was von hier auch immer nach Süden schaute, waren die dichten Massen der breiten Alluvialebenen des Hoangho. Man vergleiche nur auf der Karte, welche enormen Weiten fruchtbarsten Lößbodens dort bestanden, man vergegenwärtige sich, welche Mengen von sehr fleißigen, sehr geschickten und sehr kinderfrohen Bauern dort saßen, und zwar in Millionen schon zur Zeit der Schang und Dschou – und man wird verstehen, welche ungeheure, walzende Macht von diesem Norden ausging.

Kultur als dynamischer Faktor

Dazu tritt noch ein weiteres Moment, das hier mehr denn je von Bedeutung ist. Das ist die Kultur. Die wirkliche und eigentliche Kultur: Sitte und Gehaben, Weltanschauung, Philosophie, Schrift und Schrifttum und schließlich Wissenschaft und Kunst überhaupt. Die Masse der Bauern war es gewesen, die schon in jener vor-

McGovern, W. M.: *The Early Empires of Central Asia, A study of the Scythians and the Huns and the part they played in world history. With special reference to the Chinese sources.* 529 pp. New York 1939.

de Groot, J. J. M.: *Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. I. Die Hunnen der vorchristlichen Zeit.*

II. *Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit.* 304 und 233 S. Berlin und Leipzig 1921 und 1926.

Grousset, R.: *L'empire des steppes. Attila, Gengis-Khan, Tamerlan.* 639 pp. Paris 1939.

Herrmann, A.: *Die Westländer in der chinesischen Kartographie.* S. 88–406 in Hedin, S.: *Southern Tibet VIII, Part. 2,* Stockholm 1922.

Howorth, H. H.: *History of the Mongols.* 4 Vols. London 1876–1927.

Huntington, E.: *The Pulse of Asia. A Journey in Central Asia. Illustrating the geographical Basis of History.* 415 pp. London 1907.

historischen Zeit, in der die hervorragend schönen Buntkeramikgefäße⁵ von Yangschau Tsun in Honan, dann auch Schansi, Kansu usw. geformt wurden, zur Anlage von riesigen Dörfern geführt hatte.

Yangschau-Tsun selbst war fast schon eine Stadt, und das soziologische Kennzeichen einer Stadt, nämlich die Differenzierung und Staffellung der einzelnen Leistungsgruppen, hatte gewiß schon eingesetzt. Ohne sie sind so glänzende keramische Leistungen – deren Impulse auf der osttibetischen Drucklinie (vgl. Karte Miao) über Jünnan bis Kambodscha (Somrong-sen) getragen wurden! – ebensowenig denkbar wie der ausgeprägte Erdkult mit Muttergöttin und Menschenopfern. Diese Spezialisierung aber ist es, die ihrerseits dann notwendigerweise zu Wissen und Kunst und jener höheren Kultur führt, die gleichzeitig Schutz und Zier einer Volksgemeinschaft und für die Städte nun einmal die Voraussetzung bildet. Solche Städte bestanden in Nordchina gewiß seit der Wende des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Aus ihnen erwuchs eine so glanzvolle Kapitale wie das Anyang der späteren Schang oder Yin (1401–1122), dessen Ruinenfelder uns geradezu Bibliotheken von beschriebenen Orakelknochen geschenkt haben, dessen Bronzen zu den schönsten gehören, die je gegossen wurden und dessen geistige Wurzeln und Beziehungen zum Norden wie Süden zur Wurzel der gesamten chinesischen Kultur wurden⁶. Das war schon Hochkultur. Diese Hochkultur, von der walzenden Masse eines klugen Bauerntums getragen, richtete sich also gegen den Süden.

Jenseits vom landteilenden Tjin-ling Schan lag für die Bewohner der Alluvionen der Ausweg aus Enge und Bedrängnis. Auch dort dehnten sich weite Alluvionen. Sie dehnten sich längs der Becken, Talweiten und Nebentäler des Jangtsekiang aus. Denn beide Hauptströme Chinas, Hoangho wie Jangtse, durchziehen große Alluviallandschaften, beide auch sind für menschliche Siedlung hervorragend geeignet. So bilden sie die beiden großen Siedlungskammern der chinesischen Menschen, die des Hoangho diejenige der Nordsiniden, diejenige des Jangtse die der Mittelsiniden. Aber sie sind nicht gleich groß. Die nördliche ist unverhältnismäßig umfangreicher. Das bedeutet aber auch volkreicher, und volkreicher heißt dynamisch gewichtiger. Der Druck von Norden war also stärker in den Schüben der Unterwanderung, war rascher im Aufschließen von Neuland, war überlegen nach der Menge seiner Krieger. Und dazu kam, wie gesagt, das Übergewicht eine stärkeren Kultur.

Nicht daß der Süden kulturlos gewesen wäre, ganz im Gegenteil. Ohne seine Mitwirkung ist die herrliche Bronzezeit der Schang schwer vorstellbar, und auch für Dichtkunst, Weltanschauung und Wissenschaft hat er zweifellos namhafte Beiträge geliefert⁷. Aber bei Übernahme und Einschmelzung entschied der nördliche Geist, entschieden dessen Auffassungen, Philosophie, Stil und vor allem Schrift. Die Eroberung der Jangtsealluvionen im nahen Süden war daher zunächst weit mehr eine geistige als eine kriegerische Eroberung.

⁵ Andersson, J. G.: *An early Chinese culture. Bull. Geol. Survey of China*, No. 5, 1, 1–68, 1923.

Andersson, J. G.: *Der Weg über die Steppen. Bull. Mus. of Far Eastern Antiquities Stockholm*, No. 1, 143–163, 1929.

Andersson, J. G.: *Children of the Yellow Earth. Studies in prehistoric China*. 345 pp. London 1934. (Ref. Befe XXXIX, 664–700, 1934.)

Arne, T. J.: *Painted Stone Age Pottery from the Province of Honan, China. Palaontologia Sinica*, Ser. D. I. Fasc. 2, 40 pp. Peking 1925.

Palmgren, N.: *Kansu mortuary urns of the Pan Shan and Ma Chang groups. Geol. Survey of China, Palaontologia Sinica*. Ser. D, III, 204 pp. Peking 1934. (Ref. Befe XXXIV, 700–703, 1934.)

Wu, G. D.: *Prehistoric Pottery in China*. 180 pp. London 1938.

Bachofen, L.: *Zur Frühgeschichte Chinas. Die Welt als Geschichte III*, 256–279, 1937.

Creel, H. G.: *The Birth of China*. 396 pp. London 1936.

v. Eickstedt, E.: *Die Rassendynamik von Ostasien. China und Japan, Tai und Kmer von der Eiszeit bis heute*. 648 S., Berlin 1944.

v. Rosthorn, A.: *Die archäologische Forschung in China. Anthropos XXXII*, 633–646, 1937.

Das bedeutete auch die Einschmelzung an sich schon nahestehender Kulturkomplexe und die Verbindung mit nächststehenden Rasselementen. Denn nordsinider und mittelsinider Typus sind nur wenig voneinander verschieden, und eben deshalb führen wir sie nur als Untertypen und nicht als eigentliche Varietäten, obwohl jeder von ihnen es in der Kopfhöhe mit den stärksten Varietäten aufnehmen kann und kleinere um das Hundertfache übertrifft.

Das also war der damalige chinesische Süden des zweiten vorchristlichen Jahrtausends: Vettern in Blut und Kultur, Geistesverwandte in Denken und Trachten, ähnlich geartet in Wirtschaft und dynamischen Möglichkeiten. Hier wie da ist auch Bodenbau die Grundlage der Kultur, im Süden zwar nicht Hirse, sondern Reis, aber wieder ein Nahrungsmittel für Millionen.

Der Schlüssel der hinterindischen Dynamik

Diese mittelsiniden Millionen konnten auch ihrerseits nicht etwa nach Norden ausweichen, ebensowenig wie die tungiden Hunnen oder die nordsiniden Schang-Leute. Für sie lag hier ja der Druck der großen Alluvialkammer. Sie konnten auch nicht nach Westen ausweichen, wo hohes Bergland, auch nicht nach Osten, wo das Meer lag. Sie konnten also auch ihrerseits wiederum nur nach Süden ausweichen. So steigern sich doppelt und dreifach die dynamischen Kräfte in der gewaltigen Schleuse zwischen Berg und Meer, die von Norden nach Süden durch die ostasiatische Kontinentalmasse führt. Und es blieb auch den Bewohnern des Jangtsegebiets nichts anderes übrig, als dem Gesetz von Raum und Bios zu gehorchen und den Überschuß, den Reiskbau und Norddruck schufen, eben gegen Süden abfließen zu lassen.

Das aber war nicht einfach. Diesmal sperrten hier immerhin recht beträchtliche Berggebiete. Sie waren vor allen Dingen auch in wirtschaftlicher Hinsicht verschlossen. War es doch nur geringfügig, was in Seitentälern dem Reiskbau zugänglich war. Darüber aber wucherten noch Urwälder und dehnten sich endlich Bergmatten, unregelmäßig zwar in der Verteilung, aber über Tausende von Kilometern verbreitet und im Norden an die tibetischen Flächen anschließend. Ein ganz anders geartetes, wirtschaftsfremdes Raumgebilde brach hier quer in das sinische Gebiet herein. Es gab daher keine breite völkerdynamische Druckfront mit breitem Vorwärtsströmen mehr, sondern es gab nur Sickerlinien auf vorgezeichneten Wegen um das Hindernis herum. Diese Wege führten nach Hinterindien.

So greifen wir hier in den Jangtsealluvionen unmittelbar an die Ursachen der ganzen hinterindischen Völkerdynamik. Ihre Auswirkungen sollen spätere Aufsätze behandeln.

⁷ Bishop, C. W.: *The rise of civilization in China with reference to its geographical aspects*. Geogr. Rev., 617-631, 1932.

Forke, A.: *Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift*. 31 S. Hamburg 1925.

Franke, O.: *Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit*. 3 Bde. Berlin 1930-1937.

Granet, M.: *Fêtes et chansons anciennes de la Chine*. 2 Ed., 301 pp. Paris 1929. (1. Ed. ref. Bêfeo XIX, 65, 1919.)

Schmitthenner, H.: Nord- und Süchina. *Peterm. Geogr. Mitt.* LXXIII, 129-136, 1927.

WOLFGANG FRANKE

Wandlungen der chinesischen Familie

Der traditionelle Familienstaat

Seit mehr als einem halben Jahrhundert vollzieht sich in China eine Revolution ungeheuren Ausmaßes. Sie begann auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete, ergriff dann aber mehr und mehr das gesamte soziale und kulturelle Leben des Volkes insgesamt wie des einzelnen. Die großen politischen Ereignisse wie die Reformbewegung 1898, der Sturz des mandschurischen Kaiserhauses und die Ausrufung der Republik 1911, die Machtübernahme durch die Kuomintang 1927 und dann schließlich durch die Kommunisten 1949 sind nur äußere Etappen dieser Revolution des gesamten chinesischen Lebens. Von grundlegender Bedeutung ist hierbei die seit etwa vier Jahrzehnten wirkende Familien-Revolution: Die Auflösung der traditionellen Familienstruktur.

In der seit zwei Jahrtausenden in ihren Grundprinzipien unveränderten chinesischen politisch-ethischen, konfuzianischen Staats- und Sozialordnung spielte die Familie, d. h. die Großfamilie, eine hervorragende Rolle. Sie war der Brennpunkt des sozialen Lebens, die kleinste Einheit im Staate, nicht das Individuum; sie war eigentlich ein Staat im Staate. Wie über das Reich der „hundert Familien“ der Kaiser regierte, so über die Familie das Familienoberhaupt, gebunden nur durch die geschriebenen und ungeschriebenen Moralgesetze der Sitte und Ethik beherrschenden konfuzianischen Lehre.

In wirtschaftlicher Hinsicht gab es nur Familieneigentum: Was der einzelne als Beamter oder Geschäftsmann verdiente, floß in die gemeinsame Familienkasse. Der einzelne hatte aber auch einen Anspruch darauf, von der Familie unterhalten zu werden. Selbst wenn er ein Faulenzer und Nichtsteuer war, mußte die Familie für ihn aufkommen. War ein Familienmitglied zu Macht und Einfluß gelangt, so war es moralisch verpflichtet, seine Verwandten daran teilhaben zu lassen. Das ist einer der Gründe für die seit jeher ausgedehnte Vetternwirtschaft und Korruption im chinesischen Beamtentum.

Ehrungen, die der einzelne Beamte erhielt, wurden oft auf seine Brüder und Vorfahren, auch wenn diese bereits verstorben waren, ausgedehnt und vererbten sich auf die folgenden Generationen. Aber auch bei Straftaten des einzelnen wurde die gesamte Familie oder sogar die gesamte Sippe mit zur Verantwortung gezogen, und es sind nicht wenige Fälle bekannt, wo wegen der Straftat eines einzelnen die gesamte männliche Verwandtschaft, manchmal über hundert Personen, mit ihm hingerichtet wurde. Die weiblichen Angehörigen wurden dann als leibeigene Dienerinnen oder als Konkubinen verkauft oder verdienten Beamten und Mitgliedern des Kaiserlichen Hauses zugewiesen.

Die ideale Gentry-Familie

Hinsichtlich der Familienstruktur muß zwischen der *Gentry*, d. h. der Landbesitzenden, gebildeten Oberschicht, die vorwiegend dem Staate die Beamten stellte, und dem *Bauerntum*, der großen Masse des Volkes, unterschieden werden. (Andere Stände wie Handwerker, Kaufleute, Soldaten, Priester, Schauspieler usw. spielten im vorrevolutionären China zahlen- und bedeutungsmäßig eine geringe Rolle.)

Die chinesische Gesellschaft kannte freilich keine streng voneinander abgegrenzten Klassen. Wie gering auch immer die Aussichten waren, so bestand doch tatsächlich für den einzelnen Bauern durchaus die Möglichkeit, in seiner oder seines Sohnes Generation seine

soziale Stellung zu verbessern und Mitglied der *Gentry* zu werden. Den wichtigsten Weg des sozialen Aufstieges bildete das staatliche Prüfungssystem, vermittels dessen jedes *Gentry*-Mitglied wie auch jeder Bauer oder Handwerker zu einer Beamtenstellung und damit zu Einfluß und Reichtum gelangen konnte.

Das Ideal der *Gentry* war das Zusammenleben der Großfamilie von fünf Generationen als einer Einheit. Wenn das freilich auch nur selten erreicht wurde, so erlaubte es doch die wirtschaftliche Lage meist, sich diesem Ideal mehr oder weniger zu nähern und überdies die in den kanonischen Schriften des Konfuzianismus festgelegten, oft mit dem Kampf um die tägliche Existenz nicht vereinbaren Bestimmungen und kostspieligen Riten zu befolgen.

Bei den oft schwer um ihre Existenz ringenden Bauern umfaßte die Familie selten mehr als ein Großelternpaar, ein Elternpaar und nicht erwachsene Kinder. Mehr erwachsene Familienmitglieder konnte der zur Verfügung stehende Boden kaum ernähren, und etwa vorhandene Brüder waren gezwungen, sich als Handwerker, Bediente, kleine Händler oder dergleichen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So konnten es sich die Bauern nicht leisten, ihre Arbeit beeinträchtigende oder über das Notwendigste hinausgehende Aufwendungen erfordernde Vorschriften und kostspielige Zeremonien zu erfüllen, wie z. B. eine überall streng durchgeführte Trennung der Geschlechter, das Verbot der Wiederverheiratung von Witwen, Trauervorschriften und Begräbniszeremonien usw. Es gab nun freilich kein eigenes Familienideal für die Bauern: Das Ideal war das der *Gentry*; aber die Bauernfamilie mußte stets weit davon entfernt bleiben.

Unterordnung der Frau

Die innere Ordnung der Familie war streng patriarchalisch. Familienoberhaupt war jeweils das älteste lebende männliche Mitglied der Hauptlinie. Sehr detailliert unterschiedene Verwandtschaftsbezeichnungen zeigen sofort die Stellung des einzelnen in der Familienhierarchie an¹.

Töchter, die heirateten, schieden aus der Familie aus, wurden in die Familie des Mannes aufgenommen und unterstanden dann deren Familienoberhaupt. „Aus der Familie ausscheiden“ heißt sowohl „heiraten“ (vom Mädchen) wie auch „Mönch (oder Nonne) werden“. Ehen waren Familienangelegenheiten, die Partner wurden vom Familienoberhaupt, manchmal schon im Kindesalter, ausgewählt. Zustimmung der beteiligten zukünftigen Ehepartner war nominell zwar erforderlich, konnte aber bei der herrschenden Familiendisziplin durch Druckmittel aller Art erzwungen werden. Praktisch war ein Einspruch der Betroffenen gegen die von der Familie bestimmte Heirat nicht möglich. Nur in seltenen Ausnahmefällen berücksichtigten besonders großzügige und verständnisvolle Eltern die Wünsche der Kinder in bezug auf den zukünftigen Ehepartner. Dem begüterten Manne blieb freilich zuweilen die Möglichkeit offen, sich unter Umständen später eine Konkubine oder Nebenfrau nach eigenem Geschmack von armen Familien zu kaufen. Die Frau aber war für ihr Leben an einen vielleicht von Anfang an

¹ Vgl. hierzu die eingehende Studie von Fêng Han-chi: *The Chinese Kinship System*, *Harvard Journal of Asiatic Studies* II, 1937, pp. 141–275.

verabscheuten Mann und dessen Familie gebunden. Die grundsätzlich untergeordnete Stellung der Frau war überhaupt ein gewisser Unsicherheitsfaktor in der sonst so festen traditionellen Familienstruktur. Als Mädchen war sie ihrem Vater unterstellt oder dem Familienoberhaupt, falls ihr Vater nicht diese Stellung innehatte, als junge Frau dem Schwiegervater, dessen Autorität aber tatsächlich meist von der Schwiegermutter ausgeübt wurde, dann ihrem Manne und als Witwe ihrem erwachsenen Sohn. (Nicht selten hatte freilich die Witwe ihrerseits Autorität über ihren erwachsenen Sohn.)

Die schwierigste Periode im Leben der Frau war die Zeit des Eintritts als junge Gemahlin in die Familie ihres Mannes. Sie kam als eine Fremde in eine einheitliche Gruppe. Zuweilen mag sich nach der Eheschließung – denn vor dieser kannten sich die Ehegatten nicht – eine Gefühlszuneigung und sogar ein kameradschaftliches Verhältnis zu ihrem Mann angebahnt haben, so daß sie an ihm einen gewissen Rückhalt fand. Ein solches Verhältnis der Ehegatten wurde aber nicht nur nicht gefördert, sondern es war durchaus unerwünscht, und die junge Frau war meist ganz auf sich allein gestellt. Die Beziehungen zu ihrem Manne sollten nur der Erzeugung von Nachkommenschaft und der Sicherung des Fortbestandes der Familie dienen.

Sonst war die junge Frau der oft in skrupelloser und ungerechter Weise mißbrauchten Autorität der Schwiegermutter auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Von dem Ehemann wurde Solidarität mit seiner Mutter und seiner Familie erwartet und nicht mit seiner Frau. In den Bauernfamilien war eine neue Schwiegertochter in erster Linie eine neue Arbeitskraft. Bei den *Gentry*-Familien wurde zwar physische Arbeit zum größten Teil durch Bediente geleistet, aber Gelegenheit zur Ausnutzung und zum Mißbrauch der Autorität seitens der Schwiegermutter gab es darum bei dem verfeinerten Lebensstil und den komplizierten Beziehungen zwischen den zahlreich zusammenlebenden Familienmitgliedern nicht weniger.

In ihrer ursprünglichen, eigenen Familie, aus der sie ja ausgeschieden war, fand die junge Frau nur in seltenen Fällen Rückhalt, wenn sie z. B. in der Familie des Mannes in allzu eklatanter Weise mißhandelt wurde. Es gab eine ganze Reihe von Gründen, aus denen die Frau von der Familie des Mannes verstoßen werden konnte, wenn das Familienoberhaupt – de facto meist auf Anregung der Schwiegermutter – es für gut befand, nicht selten gegen den Willen des Ehemannes. Denn gerade ein sehr enges Verhältnis zwischen den Ehegatten konnte leicht zu einer Störung des Gleichgewichtes in der Familie führen, wenn der Ehemann bei Kämpfen zwischen der neu in die Familie eingetretenen Frau und den alten Familienmitgliedern, insbesondere der Schwiegermutter, sich mit seiner Frau solidarisch verhielt anstatt – wie von ihm erwartet wurde – mit seiner Mutter.

Wenn aber die Frau an ihrem Manne einen Rückhalt zum Widerstand fand, konnte man ihr leichter als sonst den Vorwurf des Ungehorsams gegen die Schwiegereltern machen, der einer der sieben Gründe für den Ausstoß aus der Familie war. Für die Frau gab es kaum eine Möglichkeit, auf eigenen, wenn auch noch so gut begründeten Wunsch die Ehe zu scheiden. Manchmal war Selbstmord für sie die *ultima ratio*, denn es gab ja keine Möglichkeit, als einzelnes Individuum außerhalb der Familie zu leben. Das traf nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer zu. Keiner konnte sich durch Flucht der Autorität des Familienoberhauptes entziehen. Das war ein wichtiger Grund für die Aufrechterhaltung der Familiendisziplin; denn niemand hätte einem flüchtigen Familienmitglied Asyl oder Beschäftigung gewährt. Das Individuum wurde nicht als solches gewertet, sondern nur als Glied einer Familie.

Wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit

Besonders wichtig im Hinblick auf die veränderten Verhältnisse der letzten Jahrzehnte ist die Familie als wirtschaftliche Einheit. Es gab nur Familieneinkommen und Familienbesitz.

Die Bauernfamilie war im wesentlichen selbstgenügsam sowohl in der Produktion wie im Konsum. Nahrung und Kleidung für den eigenen Bedarf wurde zum weitest- aus größten Teil selbst produziert, und die Verbindung mit Außenstehenden über den engsten Kreis der Nachbarn hinaus war daher nur in sehr geringem Grade erforderlich.

Bei der Gentry, vor allem der städtischen, brachte Produktion wie Konsum weitere Verbindungen außerhalb der Familie mit sich, die jedoch nur von den erwachsenen männlichen Familienmitgliedern, insbesondere dem Familienoberhaupt, wahrgenommen wurden. Die zum Haushaltskonsum notwendigen Verbindungen nach außen vollzogen sich durch die zur Familiengemeinschaft gehörigen Bedienten. Dafür wurden aber auch die Sittenvorschriften über Beziehungen zu Nicht-Familienmitgliedern in der Gentry wesentlich strenger beobachtet, insbesondere hinsichtlich der Zusammenkunft von Fremden mit den weiblichen Familienmitgliedern.

Die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit für die lange Stabilität der chinesischen Familienstruktur kann gar nicht stark genug hervorgehoben werden. Eine solche Familienstruktur muß so viele Sphären des Lebens wie nur möglich in ihren Bereich einschließen. Schon eine relativ geringe Abnahme im Ausmaß dieser Selbstgenügsamkeit war dazu ange- tan, eine unverhältnismäßig große Zunahme in Verbindungen zu Personen außer- halb der Familie mit sich zu bringen. Zunehmende Verbindungen nach außen zogen aber ihrerseits nicht nur entsprechend mehr Aufmerksamkeit von der Fa- milie ab, sondern ermöglichten auch eine größere Unabhängigkeit einzelner Fami- lienmitglieder, falls der Druck innerhalb der Familie das erstrebenswert machen sollte².

Die Möglichkeit zu wirtschaftlicher Einzelexistenz

Dieses traditionelle Familiensystem hat rund zwei Jahrtausende Staat und Ge- sellschaft Chinas zusammengehalten. Mit der politischen und wirt- schaftlichen Invasion des Westens drangen neue Kräfte mit neuen ethischen und sozialen Elementen in China ein. Die wirtschaftlichen Grund- lagen begannen sich zu ändern, und damit begann die Auflösung der traditionellen Familienstruktur.

Alle wirtschaftlichen Unternehmungen der Vergangenheit waren nach soziologisch parti- kularistischen Gesichtspunkten durchgeführt worden, abgesehen vielleicht von großen Bau- unternehmen, für die zeitweilig große Mengen ungelernter Arbeitskräfte rekrutiert wurden, die aber nach beendeter Arbeit in ihre Familie zurückkehrten. Moderne wirt- schaftliche Unternehmen, insbesondere die Industrie, können ihre Arbeitskräfte aber nicht allein nach Gesichtspunkten der Familien- bzw. Clanzugehörigkeit auswählen, sondern müs- sen vorwiegend die Befähigung und Leistungsfähigkeit des einzelnen Individuums berück- sichtigen.

Freilich spielte z. B. im Handwerk des traditionellen China die Leistung des einzelnen auch eine bedeutende Rolle. Wenn ein nach Gesichtspunkten der Familien- oder Sippen- zugehörigkeit ausgesuchter Lehrling sich als unfähig erwies, wurde unter den gleichen Gesichtspunkten ein neuer ausgesucht. Ein solches Verfahren ist in der modernen Industrie

² Das Gesagte mag zu einer kurzen Skizzierung der traditionellen Familienstruktur genügen. Es gibt dar- über nicht wenige theoretische Abhandlungen. Der umfassendste und systematischste Beitrag dazu ist das 1949 in Cambridge (USA) erschienene Buch von Marion J. Levy, Jr.: *The Family Revolution in Modern China*, das hier neben eigenen Beobachtungen und Erfahrungen vor allem herangezogen worden ist. Trotz seines Titels behandelt mehr als die Hälfte des Buches das traditionelle China. Eine konkrete Anschauung, zumal der Gentry-Familie, vermitteln die zahlreichen von Franz Kuhn ins Deutsche übersetzten klassischen chinesischen Romane und Novellen. Die modernen Romane von Pearl Buck, Nora Waln und Lin Yü-t'ang behandeln meist schon die neuere Zeit der Umwälzung.

mit ihrem dauernden Bedarf an Facharbeitern oder zumindest eingearbeiteten Kräften kaum durchzuführen, denn nicht jeder Arbeiter ist gleich geschickt im Sich-Aneignen technischer Fähigkeiten.

So bietet die beginnende Industrialisierung vor allem den Bauernfamilien nicht nur die Gelegenheit eines zusätzlichen Verdienstes durch einzelne Familienmitglieder als Arbeiter oder Arbeiterinnen, sondern auch eine Existenzmöglichkeit für die Einzelpersonen oder das einzelne Ehepaar außerhalb der Familie. Das einzelne Familienmitglied ist dadurch in der Lage, sich dem Druck der Autorität des Familienoberhauptes zu entziehen oder auch nur die Möglichkeit dazu als ein Mittel zum Durchsetzen der eigenen Wünsche gegen den Druck der Familie anzuwenden. Damit gerät die vorher nahezu absolute Autorität des Familienoberhauptes ins Wanken, und die Familienstruktur verliert ihre Stabilität. Hinzu kommt, daß auch die Frau als rein wirtschaftlicher Faktor zur Vermehrung des Familieneinkommens durch Arbeit außerhalb der Familie wesentlich an Bedeutung und Beachtung gewinnt.

Die Idee der Emanzipation

Hand in Hand mit dem Vordringen neuer Wirtschaftsformen ging aber auch die individualistische Denkweise des Westens mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit und Freiheit der Einzelperson.

Bildungsmöglichkeiten, die mehr und mehr die neuen Ideen vermittelten, waren in erster Linie den Mitgliedern der *Gentry* offen. Und so standen bei der Familien-Revolution innerhalb der *Gentry*-Familien die ideellen Kräfte nicht hinter den wirtschaftlichen zurück.

In den Schulen und *Colleges* bildeten sich neue Gemeinschaften außerhalb der Familie, die dem einzelnen nicht selten einen zumindest moralischen Rückhalt gegen die Familiendisziplin boten, außerdem aber auch zu einem neuen partikularistischen Element in der chinesischen Gesellschaft wurden. Der einzelne wurde somit zwar noch nicht lediglich als Einzelindividuum gewertet, aber über die Kriterien der Familien- und Sippenzugehörigkeit hinaus doch auch in zunehmendem Maße nach solchen der Schul- und *College*-Zugehörigkeit, die ihm die Existenz unabhängig von der Familie ermöglichte. Hierdurch wurde die Autorität des Familienoberhauptes und die Solidarität der Familie in Frage gestellt.

Die Auflösung der traditionellen Familienstruktur wurde gefördert durch zunehmende Dekadenzerscheinungen im Familienleben – vor allem der *Gentry* –, wie Ausnutzung anderer Familienmitglieder durch das Familienoberhaupt, willkürliche Anwendung seiner Machtbefugnisse, Intrigen und Klikenbildungen innerhalb der Familie, finanzielle Streitigkeiten usw.

Revolutionärin und Kämpferin gegen das alte System war und ist in noch stärkerem Grade als der Mann die chinesische Frau. Denn dem Manne der *Gentry* stand ja von jeher nicht selten die Möglichkeit offen, fern von seiner Heimat als Beamter zu weilen und mit einer ihm zusagenden Nebenfrau bis zu einem gewissen Grade sein eigenes Leben zu führen, ohne sich formal von seiner Familie zu trennen, wenn ihm diese nicht zusagte. Auch war unter bestimmten Voraussetzungen eine Erbteilung unter den männlichen Erben möglich.

Die Frau aber, gleichgültig ob unverheiratete Tochter oder Ehefrau, war in ganz anderem Ausmaß an die Familie gekettet und konnte sich nicht aus dem unmittelbaren Machtbereich des Familienoberhauptes entfernen. Die aus dem Westen kommenden Ideen von Emanzipation und Gleichstellung der Frau konnten mit der zunehmenden Verlagerung der Schulausbildung von der privaten Familienschule zur öffentlichen Schule besonders in den großen Städten von den heranwachsenden Mädchen kaum ferngehalten werden.

Der Tradition entsprechend wurden Mädchen grundsätzlich gering geschätzt. Die Geburt von mehr Mädchen als Knaben war eine Schande für die Mutter, ein Unglück für die Familie. Daß Mädchen nach der Geburt ausgesetzt wurden, war keine Seltenheit – wenn auch oft kinderlose Familien gern diese ausgesetzten Mädchen aufnahmen.

Die Knaben wurden den Mädchen stets vorgezogen, so daß diese sich von klein auf ihrer Inferiorität bewußt werden mußten. Den Mädchen wurde – wenn überhaupt, dann nur die allerelementarste Bildung zuteil; und in den Textbüchern war nur von den häuslichen Pflichten der Frau und ihrer Untertänigkeit dem Manne gegenüber die Rede.

So kamen die chinesischen Mädchen und Frauen der Vergangenheit kaum auf den Gedanken, sich ihrem Schicksal zu widersetzen. Freilich verstanden es viele Frauen, sich später innerhalb der Familie nicht nur durchzusetzen, sondern sogar – zuweilen mit List und Tücke – eine maßgebende und beherrschende Stellung zu erlangen, ohne daß dies rein äußerlich in Erscheinung zu treten brauchte.

In dem Maße aber, wie die Mädchen in den Schulen mit modernen Gedanken und Anschauungen vertraut wurden, waren sie nicht mehr gewillt, ihre untergeordnete Stellung gutwillig hinzunehmen. Sie forderten gleiche Rechte und Möglichkeiten wie der Mann, und zwar insbesondere Anrecht auf die gleiche Schulausbildung, wie die Knaben sie erhielten, und im Zusammenhang damit auf die Ergreifung eines Berufes, auf Heirat nach eigener Wahl und auf Erbberechtigung.

Eine höhere Bildung war im alten China ein Vorrecht des Mannes. Wenn es auch einzelne Frauen gegeben hat, die, durch eine geistig hochstehende und großzügige Umwelt sowohl in ihrer väterlichen Familie als auch in der ihres Mannes begünstigt, sich einen bleibenden literarischen Ruhm erworben haben, so lernten selbst in den wohlhabenden und kultivierten Familien die Mädchen nur wenig lesen und schreiben oder blieben sogar Analphabeten. In den großen Städten schickten die nicht gerade ultra-konservativen Familienoberhäupter seit der Revolution 1911 mehr und mehr ihre Töchter zunächst in die sechsjährige Grundschule und meist auch noch ein oder zwei Jahre in die darauf aufbauende Mittelschule. Wollte ein Mädchen dann aber weiter die sechsjährige Mittelschule absolvieren oder gar anschließend noch die Hochschule besuchen, stieß sie meist in der Familie auf Widerstand. Nicht etwa aus finanziellen Gründen, aber ein Mädchen sei da, um zeitig verheiratet zu werden, ihrem Manne Kinder zu gebären und den Schwiegereltern zu dienen; wozu brauche sie da viel zu lernen!

Viele sind schon an diesem ersten Widerstande gescheitert, aber andere haben sich durchgesetzt und ohne Unterstützung von seiten der durchaus wohlhabenden Familie ihr Studium durch Stipendien und eigenen Verdienst aus Privatstunden und andere Arbeit ermöglicht. Da in China die Studenten und Studentinnen der Oberstufe der Mittelschulen und der Hochschulen meist in der Schule oder im College wohnen und nicht zu Hause, wurde die Kluft zwischen dem studierenden Mädchen und seiner Familie immer tiefer, und nach Abschluß des Studiums wurden die jungen Akademikerinnen meist berufstätig, ohne wieder ganz in ihre Familie zurückzukehren. Nur wenn sie, was die

Regel war, heiraten wollten, war oft ein erneuter Kampf mit dem konservativen Familienoberhaupt zu führen. Denn die Eheschließung wurde in China bis in die jüngste Zeit nicht durch eine staatliche Behörde vollzogen, sondern von den Familien der Beteiligten, und war ohne deren Einwilligung kaum möglich.

Hier hatte freilich auch der junge Mann oft mit seiner Familie zu kämpfen, denn eine studierte, selbständige Frau wollte selbstverständlich nicht ihre mühsam erkämpfte Freiheit von der väterlichen Familie mit einer neuen Unfreiheit in der Familie ihres Mannes vertauschen. So drängte auch von dieser Seite die Entwicklung auf die Auflösung der traditionellen Familienstruktur in unabhängige Einzelfamilien, bestehend lediglich aus Eltern und nicht erwachsenen Kindern.

Das Eherecht

Die Tendenzen der Frauenemanzipation waren freilich nur auf eine sehr begrenzte Zahl von Fällen, vorwiegend in den *Gentry*-Familien der großen Städte beschränkt, aber doch bahnbrechend, insbesondere für die Gesetzgebung und Rechtsprechung, die freilich in China bei weitem nicht die gleiche Rolle spielen wie im Abendlande. Zum ersten Male wurde 1916 ein Urteil gefällt, daß ein Verlöbnis aufgelöst werden mußte, weil das beteiligte Mädchen seine Zustimmung verweigerte. Urteile dieser Art mehrten sich in den folgenden Jahren.³

In dem Ende 1930 verkündeten und am 5. Mai 1931 in Kraft gesetzten „Bürgerlichen Gesetzbuch“ sagt § 972: „Das Verlöbnis muß von dem Manne und der Frau als Parteien persönlich eingegangen werden“, nur Minderjährige bedürfen der Zustimmung des gesetzlichen Vertreters⁴. Damit war zunächst theoretisch eine der wichtigsten Vollmachten der Familie und des Familienoberhauptes aufgehoben. Freilich hat dieses Gesetz in den folgenden Jahren oft nicht mehr als auf dem Papier gestanden. Besonders in Gebieten fern den großen Wirtschafts- und Bildungszentren fand nicht nur das Gesetz als solches wenig Beachtung, sondern selbst bei Prozessen wurde vom Gericht möglichst ein Kompromiß zwischen der traditionellen Auffassung und dem modernen Gesetz gesucht. Nur langsam kann sich hier das vom Staate gesetzte Recht Eingang verschaffen in einer Sphäre, die bisher ausschließlich der Familienautorität vorbehalten war. Das traditionelle Gewohnheitsrecht ist in weiten Kreisen noch wesentlich stärker als das moderne kodifizierte Recht.

Noch eindeutiger als im „Bürgerlichen Gesetzbuch“ von 1930 heißt es im neuen Ehegesetz der Volksrepublik vom 13. April 1950, Art. 3: „Die Ehe muß von beiden Teilen, von dem Mann und von der Frau, persönlich und in vollkommener Freiheit geschlossen werden, ohne daß von einer Seite auf die andere irgendein Druck oder von irgendeiner dritten Seite ein Einfluß ausgeübt werden darf“.⁵ Darüber hinaus ist schon im Grundgesetz der Volksrepublik vom 29. September 1949 in Artikel 6 die Gleichberechtigung der Frau neben dem Manne auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens garantiert⁶ und im Ehegesetz wiederholt worden.⁷

³ Vgl. M. vander Valk: *Freedom of Marriage in modern Chinese Law*. Monumenta Sinica III, Peking 1938, pp. 14 ff.

⁴ § 974, vgl. van der Valk l. c. p. 29 f.; K. Bün ger: *Zivil- und Handelsgesetzbuch sowie Wechsel- und Scheckgesetz von China*, Marburg 1934, p. 244.

⁵ Vgl. Bün ger in *Ztschr. f. internat. Privatrecht*, 16. Jahrg. 1950, Heft 1, p. 121.

⁶ Vgl. *Geopolitik* XXII, 1951, Heft 9, p. 550.

⁷ Art. 1; Bün ger a.a.O. p. 121.

Diese Gleichheit wirkt sich auch hinsichtlich der Scheidungsmöglichkeiten aus. Schon das „Bürgerliche Gesetzbuch“ von 1930⁸ gestand beiden Ehegatten gleichmäßig das Recht zu, bei bestimmten Anlässen, wie Ehebruch, Mißhandlung usw., vor Gericht die Scheidung zu beantragen. Das Ehegesetz der Volksrepublik beschränkt die Zulässigkeit des Scheidungsantrages von seiten eines Ehepartners nicht auf bestimmte Gründe, sondern es genügt, „wenn einer der beiden Ehegatten die Scheidung ernsthaft und entschlossen begehrt und die Schlichtung vor der Volksregierung des Bezirkes oder vor dem Volksgericht ohne Erfolg geblieben ist“.⁹

Die jetzige Volksregierung ist energisch bemüht, durch entsprechende Indoktrination und Schulung der Mitglieder aller Partei- und Verwaltungsorgane bei der Verkündung neuer Gesetze und Verordnungen ihre möglichst weitgehende Durchführung und Befolgung zu erreichen. Aber trotzdem haben sich gerade bei der Durchführung der Bestimmungen des Ehegesetzes sehr erhebliche Schwierigkeiten ergeben. Wiederholt werden seit dem Inkrafttreten des Gesetzes in der offiziellen Pekingener Tageszeitung *Jen-min jih-pao* („Volkszeitung“) Fälle berichtet, wo auf dem Lande oder in kleinen Städten Frauen ihre durch das Ehegesetz garantierten neuen Rechte – sei es bei einer Scheidungsklage oder auch nur beim Widerstand gegen Bevormundung oder Mißhandlung durch den Ehemann oder dessen Familie – zur Geltung zu bringen suchten, aber von den lokalen (kommunistischen!) Behörden abgewiesen wurden mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Gewohnheiten der traditionellen Familienstruktur. Die in der Zeitung veröffentlichten Fälle waren von so notorischer Natur, daß sie zu höheren Instanzen und dann schließlich auch zur Hauptstadt durchdrangen. Sie lassen darauf schließen, daß eine erheblich größere Anzahl von Fällen zwar zur Kenntnis der höheren Instanzen gekommen, aber nicht in der Zeitung berichtet worden ist, und eine noch viel größere Zahl durch die Lokalbehörden im Widerspruch zum Gesetz geregelt wurde und gar nicht zur Kenntnis der höheren Instanz gelangte. Ehe daher die Gleichberechtigung der Frau wirklich eine überall anerkannte Selbstverständlichkeit geworden ist, wird noch geraume Zeit vergehen müssen.

Schwund der wirtschaftlichen Grundlage

In den ersten zwei Jahrzehnten nach der Revolution von 1911 behielt die Gentry weitgehend den Lebensstil der vorrevolutionären Zeit bei. Die Familien lebten in der Stadt oder auf dem Lande vom Pachtzins ihres – meist ererbten – Grundbesitzes, zuweilen auch städtischen Hausbesitzes, und den Einnahmen, die einzelne Familienmitglieder auf redliche oder unredliche Weise als Beamte und Geschäftsleute machten oder früher gemacht hatten.

Oft reichten aber die Einnahmen für die Aufrechterhaltung des traditionellen Lebensstandards nicht mehr aus. Durch die zunehmenden Verwüstungen weiter Strecken Landes in den Bürgerkriegen sank der Wert des Bodens; der Ertrag und

⁸ § 1052; Bürger a.a.O. p. 255.

⁹ Art. 17; Bürger a.a.O. p. 124.

damit der Pachtzins gingen zurück. Viele der *Gentry*-Familien begannen daher, ihr totes und lebendes Kapital aufzuzehren. In ihren Lebensgewohnheiten blieben sie an überkommenen äußeren Ordnungen und Formen hängen, die im innern hohl und unwahr geworden waren.

Durch den Krieg 1937/45 wurden – abgesehen vom Westen – alle Provinzen Mittel- und Ostchinas in stärkste Mitleidenschaft gezogen. Nur die an Ort und Stelle weilenden Grundbesitzer konnten – manchmal mit Gewalt – ihre Pacht eintreiben, wenn sie bei dem jeweils herrschenden Militär Rückhalt fanden. Die meisten aber lebten in den großen Städten oder waren vor den Japanern nach Westchina geflüchtet. So war es selbst bei gutem Willen den Bauern oft unmöglich, den Pachtzins an den rechtmäßigen Landeigentümer abzuführen. Die bewegliche Habe wurde überdies von der Soldateska geplündert.

Nach dem Ende des Krieges gegen Japan wurde in den Kämpfen zwischen Kuomintang und Kommunisten die Lage nur noch schlimmer als vorher. So hatte ein nicht geringer Teil der nominell noch Land besitzenden Familien dieses Land praktisch bereits seit zehn und mehr Jahren verloren und auch mehr oder weniger abgeschrieben. Vor allem war dies bei der jungen Generation der Fall, deren Erinnerung an ein wirtschaftlich gesichertes und sorgenfreies Leben mit Grundbesitz und Pachteinnahme wenn überhaupt, dann nur in die früheste Jugend zurückreichte.

So war selbst bei dem Verlangen danach das Zusammenleben als Großfamilie aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr möglich. Ein gemeinsamer Besitz war nicht mehr vorhanden, und das einzelne Familienmitglied – falls nicht beide Ehegatten beruflich tätig waren – verdiente im Durchschnitt nur gerade genug, um sich selbst nebst Frau und Kindern in der Nähe seiner Arbeitsstätte ernähren zu können.

Die jüngste Generation, die bereits vom frühesten Kindesalter an in der neuen Umwelt aufgewachsen und in neuen sozialen Begriffen erzogen worden ist, dürfte kaum auch nur auf den Gedanken kommen, die traditionelle Familienstruktur zu restituieren. Dem Teil der *Gentry* im Innern Chinas, der seinen Landbesitz durch die Kriegszeiten hindurch bewahrt hatte, wird durch die zwangsweise entschädigungslose Enteignung im Zuge der seit 1949 systematisch in ganz China durchgeführten Landreform die materielle Grundlage für die Aufrechterhaltung der traditionellen Familienstruktur entzogen, und der einzelne ist gezwungen, sich und seiner engsten Familie seinen Fähigkeiten entsprechend den Lebensunterhalt zu verdienen.

Die chinesische Gesellschaft kann nicht auf die Dauer mit dem gegenwärtigen Nebeneinander von neuen und alten Bestandteilen fortbestehen, denn die schon vorhandenen Bestandteile des Neuen bringen zwangsläufig die weitere Auflösung des Alten mit sich. Die alte soziale Ordnung schwindet, die endgültige Gestalt der neuen ist aber noch nicht erkennbar. Nicht nur hinsichtlich der sozialen Ordnung, sondern im ganzen befindet sich China in einer kritischen Übergangszeit, die noch lange andauern kann. Was sich aus dieser Übergangszeit einmal als Neues, Beständiges herauskristallisieren wird, ist ein Geheimnis der Zukunft.

Afghanistan und Paschtunistan

Brücke und Einfallstor

Am Ende des großen Bogens, der sich von Casablanca bis zu den Bergen von Kaschmir über die Staaten des „Nahen Ostens“ spannt, liegt Afghanistan. Es gehörte noch vor einer Generation zu den am wenigsten erschlossenen Gebieten dieses Raumes, mochte es auch in politischer Hinsicht seit mehr als einem Jahrhundert die Kabinette der Großmächte wiederholt beschäftigt haben.

Diese Tatsache findet ihre Erklärung in der besonderen geographischen Lage des Landes als Brücke und Einfallstor zugleich zwischen den zentralasiatischen Steppen und dem indischen Subkontinent. Der Charakter Afghanistans als eines Pufferstaates mit der Bestimmung, britischen wie russischen Expansionsbestrebungen einen Riegel vorzulegen und den räumlichen Zusammenprall dieser beiden Mächte zu verhindern, ist oft betont worden.

In den letzten Jahren wurde nicht selten die Meinung geäußert, dieses Spannungsverhältnis habe durch den Abzug Englands aus Indien seine Bedeutung verloren. Das ist keineswegs der Fall: an die Stelle der Kolonialmacht England ist heute der größte islamische Staat, Pakistan, getreten mit einem Lebenswillen und Kraftreserven, die denen seines Vorgängers nicht nachstehen. Im übrigen sind die den Engländern entglittenen Zügel von den Vereinigten Staaten aufgegriffen worden. In Kabul sieht man vor allem den Wandel, den das äußere Lagebild erfahren hat, und neigt dazu darüber hinwegzusehen, daß die Position Afghanistans als eines kleinen Blockes, der zwischen zwei große eingekeilt ist, durch den Wandel im indischen Subkontinent *in nuce* nicht berührt worden ist. Afghanistan gehört zu den wenigen Staaten, die auch im Zweiten Weltkrieg ihre Neutralität bewahren konnten, wenn es auch 1941 die im Lande tätigen Deutschen und Italiener ausweisen mußte. Der Krieg brachte dem dünn besiedelten und in industrieller Hinsicht noch schwach entwickelten Land gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, der sich auch noch in die ersten Nachkriegsjahre hinein fortsetzte; so stiegen die Ausfuhrziffern von 225 Millionen Afghani im Jahre 1321 (= März 1942 bis März 1943) auf 780 Millionen Afghani im Jahre 1324 (= März 1945 bis März 1946)¹.

In den beiden ersten Nachkriegsjahren waren die zwei großen Mächte an der Nord- und Südostgrenze zu sehr erschöpft und mit der Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um dem abgeschiedenen Bergland stärkere Aufmerksamkeit zu widmen. So ist für diese Zeit außer dem Tod Inayettullahs, des einstigen Dreitagekönigs von Afghanistan², und einer Umbildung des Kabinetts, die dem ehemaligen Kriegsminister Schah Mahmud die Premierwürde brachte, lediglich ein Abkommen mit der Sowjetunion zu erwähnen, in dem Afghanistan alte Ansprüche im Gebiet von Kuschk³ fallen ließ und dafür Wasserrechte am Kuschkfluß eintauschte, sowie die Verlegung der Staatsgrenze am Amudarja vom Südufer in die Mitte des Stromes.

¹ 17 Afghani = 1 \$.

² Er regierte nach der Abdankung König Amanullahs vom 14.–17. I. 1929, wurde von dem Revolutionär Batscha Sakau vertrieben und ging nach Teheran, wo er, 57 Jahre alt, starb.

³ Kuschk ist Endpunkt der Bahalinie, welche die Russen von der Oase Merv aus nach deren Eroberung (1884) gegen die afghanische Grenze zu (Provinz Herat) vorgetrieben hatten. Damit waren die nördlichen Provinzen Persiens ganz von Rußland umschlossen, das in ihnen in der Folgezeit auch entscheidenden Einfluß gewann.

Was ist Paschtunistan?

Eine Wende trat ein, als die Engländer im Juli 1947 Indien verließen und der Subkontinent in zwei neue Staaten aufgeteilt wurde. Dadurch schien nicht nur das bisherige politische Gleichgewicht verändert, sondern es wurde zugleich auch die Frage aufgerollt, die seither dem gesamten staatlichen Leben Afghanistans ihren Stempel aufdrückte: das Paschtunistan-Problem. Die Zurückhaltung der afghanischen Regierung gegenüber der kalten Kriegführung zwischen Ost und West und das Desinteressement an den Ereignissen in Persien hebt sich scharf ab von der Haltung, die sie – und mit ihr ein erheblicher Teil der Bevölkerung – Pakistan gegenüber einnimmt.

Es steht daher zu vermuten, daß beim Streit um Paschtunistan neben realpolitischen Erwägungen auch emotionelle Gründe im Spiel sind. Die im Dezember 1950 in Delhi abgehaltene *All India Pakhtun Conference* betonte in ihrem Appell an die Vereinten Nationen, daß die Welt vor eine neue „Koreanische Situation“ gestellt werden könnte, wenn die Frage keine friedliche Lösung finde.



Unter Paschtunistan (auch Pachtunistan oder Pathanistan genannt, beide in der Bedeutung Land der Paschtunen oder Pachtunen oder Pathanen) wird das Gebiet verstanden, das im Osten begrenzt ist durch die Westgrenze Kaschmirs, eine Linie, die nordwestlich und nördlich von Rawalpindi nach Attock am Indus verläuft, durch den Indus selbst bis Kaschmir ($28\frac{1}{2}^{\circ}$ geogr. Breite), dann im Norden der Linie Kaschmir–Jacobabad nach Westen ausbiegt und schließlich, in südwestlicher und südlicher Richtung, dem Arabischen Meerbüsen zueilt, den sie etwa unter dem 25° Breitengrad schneidet; die Südgrenze ist die Meeresküste Belutschistans, die Westgrenze und Nordgrenze fällt mit den Grenzen Belutschistans zusammen. Zu Paschtunistan gehört das ganze heutige Belutschistan und der größte Teil des Gebiets am rechten Indusufer bis zu den Bergen von Kaschmir und Tschitral. Als Gesamtfläche werden 490 000 qkm genannt, die Bevölkerung wird auf etwa sieben Millionen Menschen geschätzt.

⁴ Der Geograph M. B. Pithawalla (*An Introduction to Pakistan*, Karachi, 1948) bezeichnet die Nordwest-Provinz als in ethnologischer Hinsicht fraglos (definitely) zu Afghanistan gehörig (S. 23).

Islam und Nationalismus

Nach afghanischer Ansicht ist die Bevölkerung des strittigen Gebietes von der des indischen Subkontinents in rassischer, sprachlicher und kultureller Hinsicht zumindest ebenso verschieden, wie die Burmas oder Ceylons; die geographische und historische Grenze des Subkontinents im Westen sei der Indus, und das Siedlungsgebiet der pathanischen Stämme habe niemals wirklich zu Britisch-Indien gehört, weshalb der Nachfolgestaat Pakistan keine Rechte über die Stämme geltend machen könne; das Selbstbestimmungsrecht sei ein Grundrecht aller Völker. Tatsächlich unterscheidet sich die Bevölkerung der pakistanischen Nordwest-Provinz und Belutschistans ihrem Volkstum, ihrer Sprache und ihren Lebensgewohnheiten nach sehr deutlich von der übrigen Bewohnerschaft des neuen Staats; das erklären auch pakistanische Gelehrte.

Im besonderen gilt das von den Pathanen-Stämmen in den Gebirgsregionen der Nordwest-Provinz, die seit unvordenklichen Zeiten ein Leben der Beutezüge führen und von Freiheitsdrang erfüllt sind. Sie haben sogar die Briten dazu gebracht, sich mit ihnen durch Paktieren zu verständigen.

Sie sind um so weniger geneigt, die Ausnahmestellung, die sie innerhalb des britisch-indischen Reiches genossen, aufzugeben, als sie erwartet hatten, der Nachfolger Großbritanniens, das mohammedanische Pakistan, werde für ihre Haltung mehr Verständnis aufbringen als die raumfremde und „ungläubige“ Kolonialmacht. Bei aller rassischen und sprachlichen Verschiedenheit zwischen Paschtunen und Belutschen einerseits und der übrigen pakistanischen Bevölkerung andererseits wird man das gemeinsame Bekenntnis zum Islam nicht vergessen dürfen: dies- und jenseits des Indus leben Mohammedaner, und zwar solche des gleichen Ritus (Sunniten). Der Islam kennt grundsätzlich keine Unterschiede der Rasse, des Volkstums oder der Sprache innerhalb seiner Anhänger.

Unter dem Einfluß westlicher Ideen gewann der Nationalismus allerdings auch in der mohammedanischen Welt mehr und mehr Raum und Gefolgschaft. Bergvölker bieten das paradoxe Schauspiel, daß sie ebensowohl fanatische Glaubensanhänger sein können wie die Tibetaner, als auch extreme Nationalisten wie die Pathanen – die entscheidende Frage scheint hierbei zu sein, ob und wie weit sie eine „magische Religion“ (Buddhismus, Christentum, Islam) wirklich rezipiert haben.

Indus-Linie und Durand-Linie

Die Geschichte lehrt, daß die Einfälle aus Zentralasien niemals am Indus zum Stillstand gekommen, sondern stets über ihn hinweggeflutet sind. Umgekehrt haben auch die Sikhs am Indus nicht Halt gemacht, sondern ihre Herrschaft weit über das rechte Ufer bis zu den Niederungen der Pathanen-Berge hin ausgedehnt. Es ist daher nicht möglich, den Indus als natürliche und geschichtliche Westgrenze Indiens zu bezeichnen.

Als England bei seinem Vordringen in Indien die Sikhs niederrang (1845/49), übernahm es seinerseits deren „Linie“ als Westgrenze; sie fiel mit der Verwaltungsgrenze des Pandschab ungefähr zusammen. Da aber die Sikh-Linie als eine

in der Ebene verlaufende Grenze keinerlei strategischen Wert besaß, war England bestrebt, eine Grenze im Nordwesten des Kaiserreichs zu schaffen, die vom militärischen Standpunkt aus eine Gewähr für eine erfolgreiche Verteidigung Indiens bieten konnte. Das erschien um so vordringlicher, je sichtbarer Rußland gegen Mittelasien vorstieß. Jeder neue Vizekönig war vor dieses Problem gestellt – jeder versuchte es auf seine Art zu lösen.

Die Überlegungen bewegten sich zwischen zwei Extremen: der Schaffung einer sogenannten „wissenschaftlichen Grenze“ entlang der Linie Kabul–Ghanzi–Kandahar–Quetta oder der Herstellung guter Beziehungen zu den Stämmen sowohl wie zur afghanischen Regierung.

Für die erste Lösung sprach, daß man durch sie alle wichtigen Pässe, die nach Indien führten, in die Hand bekam – gegen sie, daß sie gleichbedeutend gewesen wäre mit einer Teilbesetzung von Afghanistan und allen sich daraus ergebenden schweren Konsequenzen.

Die Entscheidung fiel im zweiten Sinne⁵, und zwar wesentlich unter dem Einfluß Lord Curzons, der damit zugleich die Schaffung der sogenannten Nordwest-Provinz in die Wege leitete.

Innerhalb dieser Provinz gab es einerseits die *settled districts* (Hazara, Peshawar, Kohat, Bana und Dera Ismail Khan) und andererseits das Gebiet zwischen der Westgrenze dieser Verwaltungsbezirke und der Durand-Linie; außerdem bestanden fünf „politische Agenturen“ (Malakand, Khaiber, Kurram, Tochi, Wana). Die Stämme blieben frei, die britisch-indische Regierung zahlte ihnen Subsidien, die mit ihnen geschlossenen Verträge erfüllten im ganzen gesehen ihren Zweck, und die Beziehungen zu Afghanistan, obgleich sie durch den Vertrag von Gandamak (1879) stark belastet waren, besserten sich unter dem Emir Habibullah zusehends. Curzon konnte auf dem Fundament weiterbauen, das seine Vorgänger, Lord Elgin und Lord Lansdowne, gelegt hatten.

Unter Lord Lansdowne war die vielberufene Durand-Linie zustande gekommen, die auch in den jetzigen Auseinandersetzungen Afghanistans und Pakistans eine große Rolle spielt. Auf ihr legte ein zwischen England und Afghanistan Ende 1893 geschlossenes Abkommen die Westgrenze Britisch-Indiens von Tschitral bis Belutschistan fest.

Die Durand-Linie wurde mit einem Aufwand erheblicher Kosten in dem gebirgigen, oft nur schwer zugänglichen Terrain abgesteckt und war von Anbeginn an Zielscheibe heftiger Kritik, weil sie zusammengehörige Stammesgebiete entzweischchnitt und damit neue Reibereien mit den Stämmen und neue Verwicklungen mit Afghanistan heraufbeschwor. Bezeichnend in dieser Richtung ist ein Brief des Emirs Abdurrahman an Lord Lansdowne, in dem es heißt: „Wenn Ihr diese Stämme von meinem Reich abschneidet, so wird das weder Euch nützen noch mir. Ihr werdet immer mit ihnen zu kämpfen haben, es wird immer Schwierigkeiten geben, und sie werden stets auf Plünderungen ausgehen. Wenn ein Feind an den Grenzen Indiens erscheint, werden die Stämme Eure schlimmsten Gegner sein. Trennt Ihr diese Stämme von mir, die Menschen meiner Nation und meines Glaubens sind, so schädigt Ihr mein Ansehen in den Augen meiner Untertanen und macht mich schwach; eine solche Schwäche aber ist für Eure eigene Regierung verderblich“⁶. Wenn die Durand-Linie die britischen Erwartungen halbwegs erfüllte,

⁵ Vgl. hierzu auch meinen Aufsatz „Afghanistan, indisches Kronjuwel?“ in: Monatshefte für Auswärtige Politik 1941/910–919.

⁶ Sultan Mohamed Khan: *The Life of Abdur Rachman*, London 1900. II/158.

so tat sie das nur, weil die Kontrolle an ihr sehr lax ausgeübt wurde: der Verkehr der Stämme untereinander erfuhr kaum eine Einschränkung.

Die Durand-Linie war eine echte Staatsgrenze. Aber ein breiter Gürtel war ihr vorgelagert, innerhalb dessen die britisch-indische Staatsgewalt nur mit Einschränkungen Hoheitsakte setzen konnte – zu den Einschränkungen hatte sie sich in den Abmachungen mit den Stämmen verstanden. Man konnte diese Situation annähernd vergleichen mit jener, die zwischen China und den sogenannten „Außenländern“ des chinesischen Reiches bestand.

In Kontroversen über die Durand-Linie begegnet man nicht selten der Behauptung, das Abkommen sei für Afghanistan unverbindlich, weil es dem Emir Abdurrahman aufgezwungen worden sei. Zwang beim Abschluß völkerrechtlicher Verträge ist jedoch nur dann von Bedeutung, wenn es sich um physischen Zwang handelt⁷. Ein solcher lag hier aber nicht vor. Es ist verständlich, daß der Emir – wie seinerzeit China bei den „Pachtverträgen“ oder die Türkei bei der Abtretung Tripolitaniens – das Durand-Abkommen vor seinen Untertanen geheim hielt, um sein Prestige zu wahren. An der Wirkung des Abkommens: Festsetzung einer Grenze, jenseits welcher *„neither the Amir nor the Indian Government was to interfere in any way“*, vermochte weder die Geheimhaltung noch allfälliger Zwang etwas zu ändern.

Unabhängigkeit?

Der letzte britische Vizekönig von Indien, Lord Mountbatten, erklärte bei einer Pressekonferenz im Juni 1947 auf die Frage, ob Provinzen das Recht haben würden, zwischen dem Anschluß an eines der beiden neuen Dominien und der Selbständigkeit zu wählen: Das Schicksal auch der Nordwest-Provinz hänge davon ab, ob es ihr gelinge, das Einverständnis des Kongresses zu ihren Unabhängigkeitswünschen zu erhalten. Damit wurde klar zum Ausdruck gebracht, daß Großbritannien auf die Lösung dieser Frage keinen Einfluß nehmen wollte. Selbst wenn es in die *India Independence Act* eine Bestimmung aufgenommen hätte, wonach es den Provinzen ebenso wie den indischen Fürsten überlassen bleiben sollte, ihren Anschluß an eines der neuen Dominions zu erklären oder unabhängig zu werden, so hätten sie diese Wahlmöglichkeit nicht ausnützen können.

Tatsächlich haben sämtliche indischen Fürsten, mit Ausnahme des Nisam von Haiderabad und des Maharadscha von Junagadh, von sich aus ihren Anschluß an Indien oder Pakistan erklärt, und die beiden Outsider wurden durch mehr oder minder drastische Maßnahmen ebenfalls dazu gezwungen. Ali Dschinnah, der verstorbene Gründer Pakistans, erklärte Ende Juni 1947, daß die Nordwest-Provinz innerhalb Pakistans eine autonome Einheit sein werde wie jede andere Provinz oder Verwaltung. Damit war gesagt, daß das britische Verwaltungsschema *tale quale* von Pakistan übernommen werden solle.

Als der Streit um Kaschmir ausbrach, soll die pakistanische Regierung erklärt haben, daß die Unabhängigkeit Paschtunistans anerkannt würde, sobald das Ringen um Kaschmir beendet sei; eine amtliche Bestätigung dieser Nachricht war nicht zu erhalten. Als indirekter Beweis für die Existenz dieser Zusage wird die Reaktion diesseits und jenseits der Grenze angeführt: die afghanische Regierung betonte den Stammesführern gegenüber das Wünschenswerte einer friedlichen Lösung des Paschtunistan-Problems, und die Stämme selbst stellten das Hauptkontingent jener Freischärler, die den Westen und Norden Kaschmirs für Pakistan besetzen halfen.

Als die Kämpfe in Kaschmir aufhörten, weil die Streitteile ein *cease fire*-Abkommen geschlossen hatten, sollen die Stämme verlangt haben, daß Karachi sein Versprechen einlöse.

⁷ Der Sonderfall der Anfechtbarkeit eines Vertrages, der im Widerspruch zu einem Vertragswerk aufgezwungen wurde, kann hier außer Betracht bleiben.

Da das Ende der Kämpfe in Kaschmir offensichtlich nicht gleichbedeutend war mit einer Lösung der Kaschmir-Frage, konnte die Einlösung des Versprechens, sofern es überhaupt gegeben worden war, von Pakistan vernünftigerweise nicht gefordert werden. Wahrscheinlicher ist, daß die durch den Kaschmir-Konflikt ausgelöste Entsendung pakistanischer Truppen in die Grenzbezirke die Unruhe unter den Stämmen hervorrief. Karachi griff energisch zu, es kam, vom Frühjahr bis zum Herbst 1950, zu wiederholten Angriffen pakistanischer Flieger auf Dörfer im Grenzgebiet, und einmal fielen sogar Bomben auf afghanischem Territorium; der Zwischenfall konnte aber auf diplomatischem Wege beigelegt werden.

Die Schaffung eines selbständigen Pathanen-Staates könnte nur im Wege einer Sezession vor sich gehen, und da kein Staat, wie die Geschichte aller Sezessionen beweist, den Sezessionisten freie Hand läßt, nur durch Gewalt erfolgen. In welchem Umfang Sezessionsbestrebungen vorhanden sind, ob sie wirklich alle pathanischen und belutschischen Stämme umfassen und, falls ja, in welchem Grade, ist selbst für den unmittelbaren Beobachter nicht zu erkennen. Sollte aber der Versuch einer gewaltsamen Lostrennung unternommen werden, so kann an sich kein Zweifel sein, daß er zum Scheitern verurteilt wäre.

Man wird andererseits einräumen, daß die Lage in dem Augenblick unübersichtlich würde, wo die Sezessionisten von außen her Hilfe erhielten und dadurch ein Eingreifen auch der Großmächte ausgelöst würde.

Anschluß an Afghanistan?

Die Paschtunistan-Frage ist das Problem einer völkischen und sprachlichen Minderheit innerhalb des pakistanischen Staates. Jede nationale oder sprachliche Minderheit, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen möchte oder die sich durch die Mehrheit in ihrem Sonderdasein bedroht fühlt, sucht, von internationalen Instanzen abgesehen, naturgemäß bei dem Staat oder bei den Staaten Anlehnung und Hilfe, in dem oder in denen ihr Volk und ihre Sprache zahlenmäßig vorherrschen.

Es gibt aber keinen Staat, in dem die Paschtunen stärker vertreten wären als innerhalb Pakistans.

Afghanistan, die asiatische Schweiz, wie man es in Hinblick auf seinen Gebirgscharakter oft genannt hat, gleicht auch in ethnographischer Beziehung der Schweiz: das Land ist ein Vielvölkerstaat, innerhalb dessen Grenzen türkische Stämme (Usbeken und Turkmenen in den Nordprovinzen), reine Mongolen (die von Dschingis-Khan im Zentrum des Landes angesiedelten Hezarehs), Tadschiken (den Persern nahe verwandte Völkerschaft, im Norden und über das ganze Land verstreut), Paschtunen und die diesen volksmäßig und sprachlich nahestehenden Belutschen (in den östlichen und südlichen Gebieten des Landes, verstreut auch im Westen) sowie eine Anzahl von Restvölkern leben (in Nuristan, früher Kafiristan genannt, „Land der Ungläubigen“) und drei Hauptsprachen gesprochen werden: Persisch, Turkmenisch oder Usbekisch und Paschtu⁸.

Obleich nie eine Volkszählung in Afghanistan vorgenommen worden ist, stimmen alle Landeskenner darin überein, daß die Gesamtbevölkerung nicht zahlreicher ist als 10 Millionen⁹. Davon sind etwa ein Drittel als Paschtunen anzusprechen¹⁰. Andererseits wird

⁸ Bisweilen, und nicht mit Unrecht, wird Afghanistan in ethnographischer Hinsicht auch mit der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie verglichen; so W. Barton: *India's North West Frontier*, London, 1939, S. 8.

⁹ Neuere Statistiken, auch die der UNO, geben die fraglos zu hohe Zahl von 12 Mill. Einwohnern an.

¹⁰ Die Behauptung Bartons – a.a.O., S. 7 – der ebenfalls von einer Gesamteinwohnerzahl von 12 Mill. ausgeht, daß der paschtunische Bevölkerungsanteil 60 Proz. betrage, steht vereinzelt da und läßt sich nicht belegen.

die Zahl der Pathanen im heutigen Pakistan übereinstimmend mit 17 Millionen angegeben. Die Bedeutung dieser beiden Tatsachen liegt nicht darin, daß Afghanistan, weil es eine geringere Paschtunenbevölkerung aufweist, nicht berechtigt wäre, sich für die Belange der doppelt so starken Minderheit in Pakistan einzusetzen, sondern in den möglichen politischen Folgen, die sich aus einer Änderung des afghanischen Bevölkerungsgefüges ergeben können.

Unmittelbare Vereinigung mit Afghanistan würde diesen Staat in einen Krieg mit Pakistan verwickeln, der mit großer Wahrscheinlichkeit eine Ausweitung erführe, wodurch die Existenzgrundlagen beider Staaten schwerstens gefährdet würden.

Ein föderativer Anschluß Paschtunistans an Afghanistan aber setzt vorher das Dasein eines paschtunistischen Staates voraus. Daß auch ein wohlmeinender Beurteiler der Standfestigkeit eines solchen Paschtunistan keine günstige Prognose wird stellen können, ergibt sich aus den gewaltigen Hypothesen, mit denen es *a priori* belastet wäre: mit Grenzen von etwa 5000 km Länge, ohne Bahnen, ohne Häfen, ohne Industrie, ohne Kapital zur Durchführung auch bloß primitiver Staatsaufgaben wäre Paschtunistan auch dann in sehr prekärer Lage, wenn es ringsum von Freunden umgeben wäre. Das würde nun hinsichtlich der Ostgrenze gewiß nicht zutreffen, die einem dann feindlichen Pakistan zugewandt wäre. Es wäre daher durchaus verständlich, wenn der neue Staat seinen Anschluß an Afghanistan erklärte, zumindest aber sich um dessen schützenden Arm bemühte¹¹.

Der Anschluß Paschtunistans an Afghanistan entspräche zwar dem politischen Konzept, das die afghanischen Herrscher seit Generationen haben: noch vor hundert Jahren erstreckte sich das Reich der Emire von Kabul über weite Gebiete der heutigen Nordwest-Provinz und über Kalat in Belutschistan, und die Pathanen-Stämme sahen umgekehrt während der britischen Zeit im Emir von Afghanistan ihren natürlichen Schützer und Anwalt.

Man wird aber nicht übersehen dürfen, daß nach einer Fusion der beiden Staaten das ethnische Gefüge Afghanistans erheblich von dem jetzigen abweichen müßte: die Paschtunen, die heute im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung in der Minderheit sind, würden zur vorherrschenden Volksgruppe. Damit würden nicht nur die heute in der Staatsführung und im öffentlichen Leben bloß am Rande tätigen Mongolen und Turkstämmigen noch stärker in den Hintergrund gedrängt, sondern auch für die Tadschiken wäre ein schwerer Stand geschaffen. Es liegt auf der Hand, daß sich aus dieser Konstellation nicht allein innenpolitische Schwierigkeiten ergeben könnten – mit solchen würden die soldatischen Paschtunen vermutlich unschwer fertig – sondern auch ernstere außenpolitische, sobald die Sowjetunion, deren Republiken Turkmenistan, Usbekistan und Tadschikistan Afghanistans Nadibarn im Norden sind, am Schicksal dieser dann in Afghanistan zu Minoritäten gewordenen Volksgruppen ein stärkeres Interesse nähme.

Dafür, daß die Kabuler Regierung selbst die Pathanen Pakistans in der Richtung eines indirekten oder gar eines direkten Anschlusses zu beeinflussen sucht, gibt es keine Anhaltspunkte; ob sie dabei von innen- und außenpolitischen Erwägungen geleitet wird, ist nicht zu ermitteln. Soweit amtliche Erklärungen vorliegen – z. B. die Rede des Königs bei der Parlamentseröffnung und die gleichzeitige Entschliebung des Repräsentantenhauses –, bringen sie lediglich allgemein zum Ausdruck, daß Afghanistan sich für die Erreichung der Unabhängigkeit der Trans-Durand-Paschtunen verantwortlich fühle, und daß

¹¹ In ähnlichem Sinne auch: Ecaspani u. Ecagnacci, *Afghanistan crocevia dell' Asia*, 1951, S. 147.

Parlament und Regierung voll zusammenarbeiten würden, um die Unabhängigkeit der afghanischen Brüder herbeizuführen.

Auf pathanischer Seite ist eine Entschliebung von Vertretern zur „Ersten provisorischen paschtunischen Nationalversammlung“ bemerkenswert, die in ihrem Achtpunkteprogramm einen Appell an Afghanistan enthält, den es in Erwiderung der seinerzeit¹² den Afghanen geleisteten Hilfe, Schulter an Schulter mit den Paschtunen in ihrem Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit zu stehen, erwähnt. Auch der erwähnte Appell an die UNO gehört hierher. Bereits 1949 habe sich eine „Freie Paschtunische Regierung“ gebildet, die in Kabul und Delhi wegen ihrer Anerkennung und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen vorstellig geworden sein soll.

Autonomie in Pakistan?

Die Schaffung einer autonomen Region im Rahmen des pakistanischen Staatsverbandes ist primär eine inner-pakistanische Angelegenheit. Die Bestrebungen, innerhalb Pakistans, oder besser gesagt: innerhalb Gesamt-Indiens – weil es Pakistan damals nicht gab –, den Pathanen als nichtassimilierbarer ethnischer Minderheit auch staatsorganisatorisch eine Sonderposition zu verschaffen, sind nicht neu.

Der Pathanenfürher Dr. Khan Sahib war ihr eifrigster Sprecher; schon vor fünfzehn Jahren propagierte er die Bildung einer eigenen Pathanen-Republik oder zumindest die Schaffung einer eigenen Pathanen-Provinz¹³. Damals verhinderten die britisch-imperialen Interessen eine Verwirklichung solcher Pläne.

Heute sind es die Sorgen des jungen pakistanischen Staates um seine Existenzsicherung im allgemeinen und das Kaschmir-Problem im besonderen, die einer einläßlichen Behandlung der Pathanen-Frage im Wege stehen.

Der zentralistische Gedanke feiert in jungen Staaten, ungeachtet verfassungsmäßig entgegenstehender Bestimmungen, eine wahre Hochblüte. Der völkerrechtliche Schutz der Minderheiten ist, in seltsamer Korrelation hierzu, auf ein Minimum gesunken. Es scheint, daß die Politiker meinen, mit dem *trouble*, den die Minderheiten verursachen, am ehesten fertig zu werden, indem sie ihn ignorieren. Sie finden, bedauerlicher und zugleich paradoxer Weise, hierbei noch die indirekte Unterstützung jener Körperschaft, die *primo loco* dazu berufen wäre, über die Rechte der Minderheiten zu wachen. Der Genfer Völkerbund hat wenigstens den Versuch gemacht, sich der ethnischen, religiösen und sprachlichen Minderheiten anzunehmen und in ihrem Interesse einzugreifen. Bei allen Mängeln, die sein Minderheitenrecht aufwies¹⁴, stand es turmhoch über der Behandlung, welche die Vereinten Nationen diesem wichtigen Problem angedeihen ließen und lassen; bei ihnen ist der Schutz der Minderheiten in der allgemeinen Anerkennung der Menschenrechte auf- und untergegangen, einer Anerkennung, die bloß grundsätzlicher Natur ist und keinerlei Sanktionen gegen Staaten vorsieht, die der Verpflichtung, die Menschenrechte – und damit die Minderheitenrechte – zu achten, zuwiderhandeln.

Die pathanische Minderheit in Pakistan könnte daher, falls sie eine Verletzung ihrer Rechte geltend machen wollte, von sich aus nicht an die UNO mit Hoffnung

¹² Im Krieg Afghanistans gegen England, 1919.

¹³ Barton, a.a.O., S. 179.

¹⁴ Der wesentliche Mangel war, daß ein Verfahren wegen Verletzung der Minderheitenrechte nur stattfand, wenn ein Mitglied des Völkerbundes einen Antrag stellte, und daß Petitionen der Minderheiten selbst nur dann behandelt wurden, wenn ein Ratsmitglied sie aufgriff.

auf Erfolg appellieren. Zur Zeit kann im übrigen von einer diskriminierenden Behandlung der Pathanen innerhalb Pakistans nicht gesprochen werden; sie genießen die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie etwa die Bengalen. Wenn dagegen eingeworfen wird, daß Tausende von Pathanen in pakistanischen Gefängnissen saßen, so hat das mit der minderheitenrechtlichen Seite des Problems nichts zu tun, sondern es ist eben die Reaktion der Regierung auf politische Separationsbestrebungen.

Aus der Aufgliederung des pakistanischen Staatswesens ist ersichtlich, daß die Stammesgebiete und Belutschistan bereits eigene Verwaltungseinheiten bilden. Würde die Nordwestprovinz aus dem Verband der Provinzen ausgeschieden und mit den beiden anderen Verwaltungseinheiten zusammen zu einer Region vereinigt werden, so wäre der territoriale Rahmen für ein autonomes Pathanengebiet geschaffen. Das Ausmaß der den Regionen zu gewährenden Autonomie wäre im Verhandlungswege zwischen der Zentralregierung und den verantwortlichen Regionalkörperschaften festzusetzen. Daß ein solcher Staatsumbau keine von heute auf morgen zu lösende Aufgabe ist, liegt auf der Hand; sie wäre wohl der Maximalbeitrag, den Pakistan ohne Selbstaufgabe zur Lösung der Paschtunen-Frage leisten könnte.

Wer im Vorjahr Zeuge des Triumphzuges war, dem die Reise des Groß-Mufti von Jerusalem, Al-Husseini, durch Pakistan glückte – er verbrachte auch als Gast der afghanischen Regierung einige Wochen in Kabul – und wer seine in der ganzen mohammedanischen Welt stark beachtete Rede über Wesen und Aufgaben der islamischen Bruderschaft hörte, dem wollte es nicht in den Sinn, daß die Dinge im Raum trotzdem so hart aufeinander stoßen sollen. Man kann nur hoffen – und die freundschaftlichen Worte, die der neuernannte pakistanische Botschafter bei seinem Amtsantritt in Afghanistan sprach, geben solcher Hoffnung Nahrung –, daß in Kabul wie in Karachi die Überzeugung Platz greife, daß eine Ausweitung der Paschtunistan-Frage im Interesse keines der beiden Staaten gelegen ist und daß die Besinnung auf gesamtislamische Ziele und Verpflichtungen beide Staaten einen Weg finden läßt, einen Streit beizulegen, an dessen Fortführung nur raumfremde und antiislamische Mächte interessiert sind. Daß eine solche Einsicht Opfer auf beiden Seiten verlangt, wird niemand leugnen wollen. Allein die Aufgaben, die Afghanistan wie Pakistan im Inneren durchzuführen haben, sind so groß, daß alle Vernunft dazu rät, zusätzliche außenpolitische Belastungen zu vermeiden und die zur nationalen Aufbauarbeit dringend benötigten Kräfte nicht unproduktiv zu binden.

Die Wasser des Jordan

Die Bedeutung, die sich das Wasser als Grundelement für die Erschließung des Nahen Ostens im letzten Vierteljahrhundert wieder zurückerobert hat, wird sich im Laufe der kommenden Auseinandersetzungen über die Möglichkeiten eines friedlichen Nebeneinanderlebens von Arabern und Juden noch weiter verstärken. In der ersten Phase einer Verständigung wird das Problem gemeinsamer Bewirtschaftung der Wasserkräfte noch nicht in dem ihm gebührenden Umfang zum Ausdruck kommen. Darüber kann aber kein Zweifel bestehen, daß das Schicksal der Länder des östlichen Mittelmeergebiets im weitesten Umfang vom Bosphorus bis zum abessinischen Tanasee, vom Oberlauf des Euphrat und Tigris bis zum Persischen Golf entscheidend von der Möglichkeit abhängen wird, sie in den Rahmen einer gemeinsamen Wasserpolitik hineinzubekommen.

In dem Gewirr der militärischen und politischen Auseinandersetzung zwischen Juden und Arabern ist die Einsicht aller Beteiligten leider völlig nach anderen Richtungen abgedrängt worden. Dabei verschwand die wichtige Tatsache ganz aus dem Gesichtskreis, daß gerade Palästina, selbst in seiner heutigen politischen Gestalt, wie seine Nachbarländer alle Voraussetzungen für das Entstehen einer Keimzelle gemeinsamer Wassernutzung besitzt, für deren Bau weniger rechtliche und technische Hindernisse zu beseitigen wären als zu der größten Leistung, die von den Vereinigten Staaten durch die Kombination von natürlichem Verständnis für soziale Hilfeleistung und technischem Wissen: der *Tennessee Valley Authority*, vollbracht worden ist.

Das Beispiel der *Tennessee Valley Authority* hat auch beispielgebend für den Gedanken der *Jordan Valley Authority* gewirkt, genau so wie die Männer, in deren Köpfen die Idee von der Ausnützung der Wasserkraft des Jordan entstand, aus dem Kreise der Roosevelt'schen *New Deal*-Leute gekommen sind. Ein längerer zeitlicher Abstand von dieser großen Leistung Amerikas wird einmal zeigen, daß die Neue Welt damit an die Alte Welt ein großes Geschenk gemacht hat. Ohne sie wäre die Wasserpolitik der Stalinschen „Sieben Meere“ nie Realität geworden. Sie hat auch in dem *Jordan Valley Authority* genannten Projekt Ausdruck gefunden und ist hier den besonderen örtlichen Bedingungen angepaßt worden.

Anlaßlich einer Besichtigung des Jordangebiets vom Flugzeug her entstand im Jahre 1939 bei dem amerikanischen Erosionsspezialisten William Clay Lowdermilk die Vision, das brachliegende Jordantal für die Juden zu erschließen. Er fand günstige technische Voraussetzungen für ein Bewässerungssystem und die Erzeugung von elektrischer Kraft durch die Ausnutzung des Höhenunterschiedes zwischen der tiefen Senke des Jordantales und dem Mittelmeer. Sie würde die volle Ausnutzung des Jordan und seiner Nebenflüsse zur Urbarmachung der Böden und ihre Besetzung mit bäuerlichen Siedlungen und Industrien gestatten. Der Komplex wäre ausreichend gewesen, um außer den damals in Palästina und Transjordanien lebenden 1 800 000 Juden und Arabern noch weitere drei Millionen von Neueinwanderern aufzunehmen und ihnen ohne Störung der Ansässigen Existenz und Sicherheit zu bieten.

Der Plan Lowdermilk's

Zur Verwirklichung dieses Gedankens wäre das Süßwasser des Jordan und seiner

Nebenflüsse in ein Netzwerk von Kanälen zu leiten. Als Kompensation für die Wasserverluste, die das Tote Meer durch die Entziehung dieser Zuflüsse erlitt, müßte Seewasser aus dem Mittelmeer von Haifa her durch einen Tunnel unter dem Jordan und einen Kanal nach dem Toten Meer geleitet werden. Durch den Fall des Seewassers in die Jordanritze bei einem Höhenunterschied von 300 Metern entstünde ein genügendes Gefälle für die Erzeugung von hydro-elektrischer Kraft.

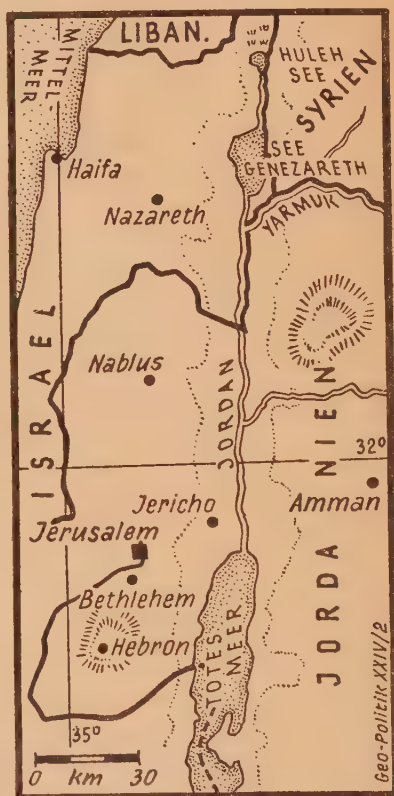
Auf die Anregung eines amerikanischen Zionisten, Dr. Emanuel Neumann, hin legte Lowdermilk seine Ideen in einem Buche *Palestine, Land of Promise*. (Victor Gollancz, London 1944) nieder, während Neumann versuchte, das Projekt in den Vereinigten Staaten als Kapitalanlage schmackhaft zu machen. Er gewann die Unterstützung Dr. David Lilienthals, des damaligen Leiters der *Tennessee Valley Authority*, und sicherte sich die Mitwirkung namhafter amerikanischer Ingenieure, die in zweiundeinhalb-jähriger Arbeit ein technisch wie wissenschaftlich einwandfreies Projekt fertigstellten. Darin wurden in acht aufeinander folgenden Etappen Arbeiten vorgeschlagen, die zu dem bereits im Jordantale vorhandenen bewässerbaren Boden von 100 000 acres¹ ein zusätzliches Areal von wenigstens 606 000 acres schaffen sollten. Das Quantum der Energieerzeugung wurde auf etwa 660 Millionen Kilowatt pro Jahr berechnet. An Baukosten wurden etwa 250 Millionen Dollar kalkuliert, die den Zeichnern eine mit 3 Prozent zu verzinsende Rückzahlung im Laufe von 50 Jahren garantieren.

Die Teilung Palästinas hätte die Gründung der *Jordan Valley Authority* nicht zu behindern brauchen. Im Mehrheitsbericht des Untersuchungsausschusses der UNO heißt es ausdrücklich, daß eines der Ziele für wirtschaftliche Einigung der beiden künftigen Staaten darin bestehen sollte, nach einer gemeinsamen wirtschaftlichen Entwicklung, insbesondere auf dem Gebiet der Landerschließung, der Bewässerung und der Bodenerhaltung, unter einem gemeinschaftlichen, aus drei Juden, drei Arabern und drei unparteiischen Mitgliedern vom Wirtschafts- und Sozialrat der UNO zu bildenden Ausschuß zu suchen.

Der jüdisch-arabische Krieg hat diesen ausgezeichneten Gedanken in Vergessenheit geraten lassen. Leider hat das durch die Zwischenfälle der überlangen Waffenstillstandszeit dauernd neu genährte Mißtrauen eine Atmosphäre geschaffen, die der baldigen Verwirklichung eines allen Partnern zugute kommenden Gesamtprojekts völlig abträglich ist, obwohl es ohne Verletzung der durch die Teilung geschaffenen politischen Grenzen mit geringen technischen Abänderungen schon morgen begonnen werden könnte.

Miteinander oder gegeneinander?

Bei den auf einseitigen Nutzen eingestellten Arbeiten und Entwürfen beider Seiten hat sich allmählich ein Zustand herausgebildet, der der geistigen Verfassung



¹ 1 acre = 0,404 ha.

von Bauern bei einem Bodenstreit gleicht, in dem sich jeder der Gegner bemüht, durch nächtliche Grenzkorrekturen eine für ihn günstige Rechtslage zu schaffen.

Die Israelregierung erklärt, ein syrisch-jordanisches Projekt zur Ableitung des in den Jordan fließenden Yarmuk sei ohne ihre Einwilligung unmöglich. Dieses Projekt ist dazu bestimmt, von einem Reservoir am Yarmuk an der syrischen Grenze durch einen Kanal zum Unteren Jordantal am Süden des Toten Meeres 186 000 acres zu bewässern, um 80 000 Familien palästinensischer Flüchtlinge anzusiedeln.

Jordanien beklagt sich, daß Israel große Mengen Wassers, das es für seine eigenen Bewässerungspläne dringend benötigt, dem Jordan durch den Bau einer Anlage 10 km südlich des Zusammenflusses von Jordan und Yarmuk zu entziehen suche.

Syrien wiederum hat Einspruch gegen die Austrocknung der Hule Sümpfe erhoben, weil sie die Grenzen des durch den Waffenstillstand gezogenen Niemandslandes verletze.

Leider hat keine der Parteien ihre an sich sämtlich notwendigen Arbeiten unter dem Gesichtspunkt unternommen, daß sie einmal zu einem Ganzen zusammengefügt werden können.

Die Verfahrenheit der Situation enthüllt sich in einem Ausruf, den Lowdermilk, der Vater des Gedankens der *Jordan Valley Authority*, kürzlich in London getan hat und der in dem frommen Wunsche gipfelte, alle die Diplomaten zu hängen, die sich der Grenzziehung zwischen Israel und den Arabern schuldig gemacht haben. Juden und Araber sollten sich im eigenen Interesse selbst verständigen.

Als erstes würde eine solche Verständigung mit der *Jordan Valley Authority* als gemeinsames Ziel zu einem brauchbaren Kompromiß in der Flüchtlingsfrage führen, da eine Bodenreserve entstünde, die leeren Raum böte und die Notwendigkeit schüfe, nach weiteren Menschen für seine Besetzung zu suchen.

Eine jüdisch-arabische Kooperation für eine *Jordan Valley Authority* würde endlich auch ein Vorbild für die anderen Projekte geben, für deren Verwirklichung gerade der Nahe Osten so viele Voraussetzungen bietet.

Welche Perspektiven eröffnen sich, wenn Wasser und Elektrizität nur das heutige Irak zu dem alten Mesopotamien machen könnten. Ein Land, in dem heute vier Millionen Menschen in Armut und Schmutz verkümmern, wäre in der Lage, 20 bis 30 Millionen anständig zu ernähren.

Eine Wassersolidarität ist das Fundament nicht nur für die friedliche Zukunft des Nahen Ostens, sondern darüber hinaus für eine Gemeinschaft, die im Stande sein wird, sich im Gedränge zwischen Kapitalismus und Kommunismus selbstständig zu behaupten, um dem Mittelmeer seine alte Bedeutung als Transformator von Ideen wiederzugeben, die in den drei um seine Ufer gelagerten Kontinenten als Folge ihrer Einstellung auf die großen technischen Umwälzungen an die Oberfläche zu dringen beginnen.

Dschiddah wird modern

In Damaskus war es noch bitter kalt. Tiefer Schnee lag auf den Gipfeln des Libanon. Aber nach dem Flug über gelbbraunes Wüstengebiet, über erloschene Vulkane und ausgetrocknete Wadis wurde die zweimotorige Dakota am Hedschas-Gebirge von den heißen Aufwinden hin und her geworfen. Der trostlose Flugplatz von Dschiddah kochte unter dem Gluthauch der Arabischen Wüste.

Das Gästehaus der saudischen Regierung, der alte, von hohen Mauern umgebene Kandara-Palast, hatte zwar fließend Wasser – aber es floß eher heiß als warm aus großen Tonnen vom Dach in die Hausleitungen. Elektrischen Strom lieferte die amerikanische Baugesellschaft nebenan, die den Ausbau des Flughafens betrieb. So war es Anfang 1949.

Die europäische Kolonie Dschiddahs war klein. Europäer, zumal Deutsche, erregten in der saudischen Hafenstadt am Roten Meer noch einiges Aufsehen. Die alten Häuser, selbst an der Hauptstraße, schienen von vergangenen Zeiten zu träumen und sich langsam in ihre Muschelkalkbestandteile aufzulösen.

Allabendlich füllten die kleinen Dieselgeneratoren die Straßen mit Lärm. Wenigstens überall dort, wo sich die Hausbesitzer nicht mehr mit Gas- oder Petroleumlampen begnügten. Die Bazarstraßen wimmelten von Fliegen und Ungeziefer, die Teestuben nicht minder. Die einzige Möglichkeit für Europäer, sich zu verpflegen, bot die amerikanische Flugplatzkantine. Für (umgerechnet) 20,- DM pro Tag! Die erste Wasserleitung war gerade fertiggestellt und führte zu drei oder vier Wasserstellen, von denen aus Eselkarren oder Wasserträger das kostbare Naß in die Häuser schlepten.

Kreuz des Orients

Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Aus dem Sandfeld des Flugplatzes wurde in dieser Zeit einer der größten und modernsten Luftverkehrsknotenpunkte des Orients mit großen Hallen und Verwaltungsgebäuden, aus dem alten Gästehaus daneben ein erstklassiger, neuer Hotelbau, eingebettet in weite Rasenflächen und nur noch übertroffen von dem benachbarten *Gardens Hotel* mit seinen traumhaften und selbstverständlich mit Klimaanlage versehenen kleinen Pavillons inmitten wundervoller Gartenanlagen. An der zwei Kilometer langen Straße zur Stadt reihen sich die schönsten Villen, wo Sand und Steine gestern noch die Trostlosigkeit der Hedschas-Landschaft zu beweisen schienen.

Auch die Innenstadt hat sich wie durch Zauberhand gewandelt. Ganze Straßenzüge wurden abgebrochen und moderne Wohnblocks, 5 bis 6 Stockwerke hoch, errichtet. Die Eleganz ihrer Läden kann getrost mit denen in Kairo oder in Damaskus konkurrieren.

Das Gleiche gilt auch für das Wichtigste in Arabien: das Wasser. Die erste Wasserleitung war ein Weltwunder, nachdem seit altersher alles Wasser von Karawanen aus dem Hedschas-Gebirge viele Kilometer weit in die Stadt getragen wurde. 1 Million Gallonen führt sie täglich heran, aber man hofft, daß eine zweite endlich dem Bedarf der 150 000 Einwohner Dschiddahs genügen wird – einer Einwohnerzahl, die sich seit 1945 fast vervierfachte.

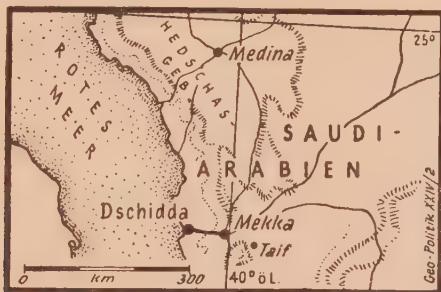
Längst gehören die Europäer ebenso zum Stadtbild wie die neuen Restaurants. Importgüter, die vor vier Jahren noch als Luxus unerschwinglich waren, werden heute zu niedrigen Preisen in Massen angeboten.

Die größte Wandlung hat sich im Hafen vollzogen. Er ist uralte. Aber bis jetzt mußten die Schiffe draußen auf der Reede ihre Güter in arabische *Daus* entladen. Heute können an den neuen Kais die größten Ozeandampfer anlegen. Ein ganzes Stadtviertel entstand aus Lagerhäusern, Zollbauten und den Unterkünften für durchreisende Pilger.

Den Äther hat Radio Mekka erobert, dessen Anlagen 1950 gebaut worden sind. Die letzte Neuerung ist ein Telefonsystem mit Selbstwählbetrieb, das die alten Drehapparate aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg abgelöst hat.

Das ist Dschiddah heute. Aber dieser Eilmarsch in das Zwanzigste Jahrhundert ist nicht nur hier zu finden. Dhahran, die Ölstadt, die königliche Residenz Taif hoch droben im Hedschas-Gebirge – sie alle sind vom gleichen Aufbaufieber erfaßt. Die heiligen Städte nicht ausgenommen. In Mekka wird das ganze Viertel um die Kaaba abgerissen und erneuert, in Medina die Sterbemoschee des Propheten von neuen Straßenzügen umgeben. Auch in die Wüste dringt die neue Zeit vor: Oasen werden durch künstliche Bewässerung ausgeweitet, landwirtschaftliche Versuchsanstalten versuchen, den unbebaubaren Boden nutzbar zu machen.

Noch immer ziehen die Kamelkarawanen ihre jahrtausendealten Pfade. Aber sie sind keine Konkurrenz mehr für das Auto. Und der Besitz eines amerikanischen Luxuswagens gehört auch für einen Bazarhändler heute durchaus zum guten Ton. Von Dschiddah nach Mekka wandern oder fahren die Pilger bequem auf einer glatten Asphaltstraße. Die Autobahn Dschiddah-Medina ist im Bau. Auch die Eisenbahn erobert die Wüste und macht dem Flugzeug Konkurrenz. Per Bahn vom Roten Meer zum Persischen Golf heißt das nächste Ziel, und die Wiederinbetriebnahme der Hedschasbahn, die einst über die Türkei Anschluß an das europäische Schienennetz hatte, ist geplant.



Bei diesen Unternehmungen darf auch die Industrie nicht fehlen. In Dschiddah hat die deutsche MIAG¹ mit deutschen Ingenieuren und Monteuren eine staatliche Seifenfabrik errichtet. Eine Lederfabrik und eine Großspinnerei entstehen. Und wo das Zwanzigste Jahrhundert Einzug hält, kann natürlich auch Coca-Cola nicht fehlen. Die Fabrik in Dschiddah versprach jedoch ein größeres Geschäft, als die konservativen Saudis daraus machten.

Auch mit dem Gesundheitswesen geht es voran. Neben einem großen Staatshospital wurde ein modernes Entbindungsheim eröffnet. Außerdem gibt es mehrere Privatkrankenhäuser, darunter eins unter Leitung deutscher Fachärzte.

Öl und Ibn Saud

Der Schlüssel zu den fast unbegreiflichen Neuerungen ist zweifellos im arabischen Öl zu finden. Noch wenige Jahre vor dem letzten Krieg war die Haupteinnahmequelle des Landes der Pilgerverkehr. 30 englische Pfund pro Kopf waren als Gebühr an den Staat zu entrichten. Heute hat die Regierung ganz auf diese Einnahmen verzichtet.

¹ MIAG-Betriebe Braunschweig.

Aber die Ölgewinne allein haben das Wunder nicht bewirkt. Der König hat sie zu nutzen verstanden.

Mit der gleichen Energie, mit der Ibn Saud Arabien einigte, hat er das Land umgeformt. Die Schwierigkeiten waren zunächst groß. Schon die Einführung des Autos und der Telegraphie stieß auf erbitterten Widerstand der strenggläubigen Wahabitenscheichs und der Moslembrüderschaft, die dem König so unschätzbare Dienste bei der gewaltsamen Einigung des Landes geleistet hatten. Diplomatie und Härte waren die beiden Instrumente, mit denen der König seine modernen Ansichten durchsetzte und seinem Reich eine funktionierende Verwaltung schuf.

Die gesamte Politik des greisen Herrschers ist auf die Bewahrung der inneren Einheit und der außenpolitischen Unabhängigkeit ausgerichtet. Es war nicht leicht, die zahlreichen Stammesfürsten, die oft mit Gewalt unterworfen werden mußten, an das Herrscherhaus zu binden. Vielfach gelang das dem König nach dem alten österreichischen Vorbild durch Heirat. Neben seiner Lieblingsfrau heiratete er in einer Art Kurzehe Töchter verschiedener Stammesfürsten, wie es der Koran gestattet. Die Frauen wurden nach der Geburt eines Kindes den außerordentlich geehrten Stämmen zurückgeschickt, die Söhne aber für Staatsämter erzogen – eine Methode, die sich als durchaus nutzbringend erwies. Kinder- und Ölreichtum sind so gewissermaßen gemeinsam verantwortlich für die Entwicklung Arabiens.

Die Abmachungen, die König Ibn Saud mit der „Arabisch-Amerikanischen Ölgesellschaft“, der *ARAMCO*, traf, sehen ausdrücklich vor, daß weder die Gesellschaft noch die USA das Recht haben, sich in arabische Angelegenheiten einzumischen. Tatsächlich hat keine ausländische Macht je versucht, die Unabhängigkeit Saudi-Arabiens anzutasten. Außerdem verstand es Ibn Saud, sich zum Wortführer der Ölinteressen des Orients zu machen.

Seine Forderung auf Erhöhung seiner Beteiligung an den Ölerträgen von 33 auf 50 Prozent und die Bewilligung durch die Amerikaner führten indirekt zur persischen Ölkrise mit der anschließenden Nationalisierung des persischen Öls. Der Irak und das Emirat Kuweit schlossen sich ihrerseits den erhöhten Forderungen an, die Großbritannien ebenfalls zugestehen mußte. Die Aufnahme von Saudis in den Verwaltungsrat der *ARAMCO* dürfte praktisch den ersten Schritt zur Nationalisierung des saudischen Öls bedeuten, ohne daß das Land dabei die amerikanischen Fachkräfte verliert und eine politische Krise mit den USA heraufbeschwört.

Mit Demokratie, oder wenigstens ihren äußeren Erscheinungsformen, hat die Herrschaft Ibn Sauds wenig zu tun. Der König regiert absolut, aber das ganze Regierungssystem ist patriarchalisch nach den alten Grundsätzen des Koran aufgebaut. Das Recht der freien Meinungsäußerung wird nirgends eingeschränkt. Jedermann kann persönlich beim König, bei den Ministern und bei den obersten Staatsbeamten sein Anliegen vortragen. Und es geschieht häufig, daß ein abgerissener Beduine vor dem Palast erscheint und „He, Abdul Aziz!“ ruft. Selbstverständlich läßt der König sich in seinem Rollstuhl dann an das Fenster fahren, um den Bittsteller anzuhören.

Der König regiert. Aber um ihn sind die Männer des Staatsrates, verdiente Bürger, die die Gesetzesvorschläge ausarbeiten. Mit ihnen beraten König und Minister alle wichtigen Staatsfragen. Sicherlich läßt sich diese Regierungsform nicht mit einer europäischen Verwaltung vergleichen. Aber Arabien ist ein junger Staat, dessen Menschen trotz amerikanischer Autos noch in einer Atmosphäre leben, die an die Blütezeit des Islam im Mittelalter erinnert.

Politische Parteien sind verboten. Das ist ein eherner Grundsatz. Denn der König wünscht, daß jeder Bürger wie er selbst dem Land und dem Islam und nicht

einer der im Orient wenig ausgeprägten Parteien dient. Oberstes Gesetz ist der Koran. Aus ihm leitet sich die Strafgesetzgebung her. Es gibt keine Diskussionen über die Abschaffung der Todesstrafe. Wer gemordet hat, wird öffentlich enthauptet. Wer stiehlt, muß damit rechnen, daß ihm eine Hand abgeschlagen wird. Die einzige Konzession dieses uralten Wüstengesetzes an die neue Zeit: diese Operation geschieht jetzt im Krankenhaus.

Natürlich gilt das islamische Jahr. Kompliziert ist die Uhrzeit. Der Tag beginnt nicht um Mitternacht, sondern mit Sonnenuntergang. Man muß sich also daran gewöhnen, daß man am Abend mit einem fröhlichen „Guten Morgen!“ begrüßt wird. Da aber der Sonnenuntergang sich auch hier natürlich verschiebt, ja, da die Sonne in Mekka früher untergeht als in Dschiddah, muß man die Uhr nicht nur täglich, sondern auch nach den verschiedenen Ortszeiten stellen.

Beständiger als die Zeit ist das Geld. Neun silberne Riyale bekommt man heute für ein englisches Pfund. Es gibt keine offiziellen Kurse und auch keine Devisenbeschränkungen, so daß der Umrechnungskurs dem wahren Geldwert entspricht. Wie weit der Sterling gesunken ist, zeigt sich darin, daß 1949 noch 14 Riyale für ein Pfund gezahlt werden mußten. Nur einen Nachteil hat der Riyal: es gibt nur Ein-Riyal-Münzen in der Größe des deutschen Zweimarkstückes. Zahltag sind daher doppelt gewichtig. Diener schleppen die Löhnung ihrer Herren in Kisten oder Säcken nach Hause oder auf die Bank, wenn die Herren es nicht vorziehen, die Münzen auf dem Markt gegen Goldpfunde umzutauschen. Zahltag gibt es nicht in jedem Monat, sondern immer nur dann, wenn die Staatskassen gerade voll sind.

Auch in Saudi-Arabien liegt das Geld nicht auf der Straße. Aber das Reich Ibn Sauds ist ein Land der Zukunft, das denjenigen, die sich dem Klima, der Lebensweise und der Bevölkerung anzupassen verstehen, reiche Arbeitsmöglichkeiten bietet. Es ist kein Siedlungsgebiet. Das verhindern die Natur und der Argwohn der Regierung gegen Überfremdung. Fachleute werden gebraucht, Deutschen wird der Vorzug gegeben. Sie haben nach dem Kriege als Ärzte, Ingenieure, Kaufleute und Offiziere nicht wenig zur Entwicklung Arabiens beigetragen.

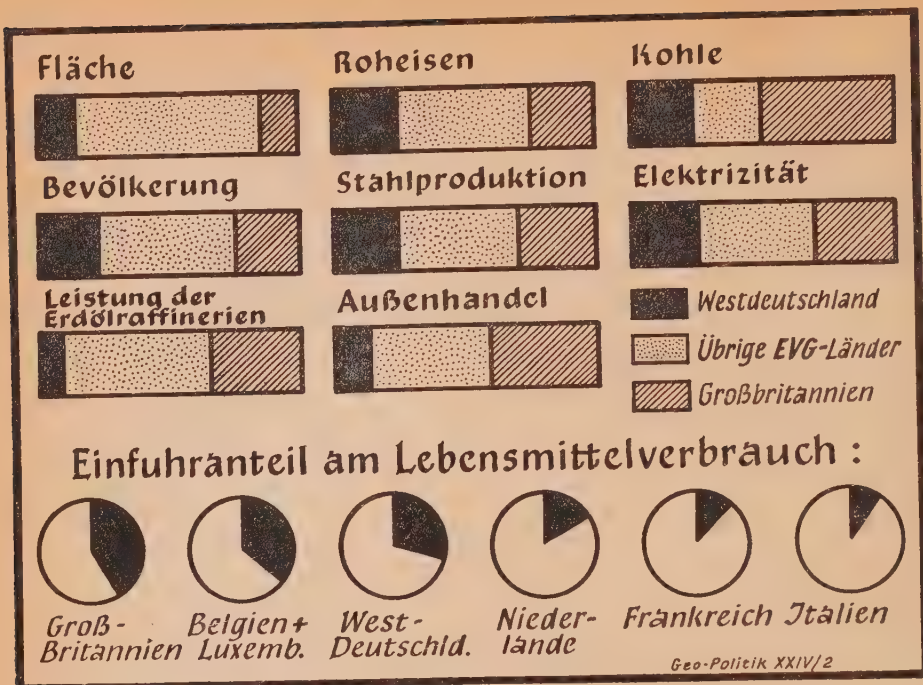
BERICHTE

Westdeutschland	103	Kenia	106	Polen	111	Ceylon	113
Schlesische Lausitz	104	Grönland	106	Indien	113	Thailand	114
England	104	USA	108	Nepal	113	Bolivien	114
Elsaß	105						

Westdeutschland und Kleineuropa

Am 14. Oktober 1952 veröffentlichte *Economist* in London Schaubilder, aus denen die verhältnismäßige Bedeutung Westdeutsch-

lands im Vergleich mit Großbritannien und den 5 Staaten der Montanunion (Frankreich, Italien, Niederlande, Belgien, Luxemburg) nach den Zahlen von 1951 hervorgeht:



Die Neißebrücke in Görlitz

Die Sowjetarmee kann es sich nicht leisten, daß die Neiße-„Linie“ ihre Nachschubstraßen unterbricht. Sie befahl 1952 die schleunige Wiederherstellung der Reichenberger Brücke in Görlitz, die ein Verbindungsstück zwischen der von Dresden kommenden Straße Bautzen-Löbau-Reichenberg und der Gebirgsstraße nach Lauban-Hirschberg bildet. Die Straße Görlitz-Bautzen wird ausgebaut.



100 000 Landstreicher

Um 1500 kamen die Zigeuner nach England. Schon unter Heinrich VIII. müssen sie verhältnismäßig zahlreich gewesen sein, denn

eine Verordnung dieses Herrschers befaßt sich mit ihnen, und das um 1547 erschienene *Boke of the Introduction of Knowledge* von Andrew Boorde (Borde) bringt einige Worte der Zigeunersprache und rühmt ihre Tanzkunst.

Wie groß heute die Zahl der Zigeuner in England ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, weil viele Menschen wie die Zigeuner leben, d. h. ohne feste Wohnung in Wohnwagen herumziehen. Das sind die sogenannten *Camp Dwellers* oder *Mumpers*, deren Zahl auf 100 000 geschätzt wird und unter denen sich etwa 25 000 stammesechte Zigeuner, *Rómani*, befinden. Sie sind überwiegend Analphabeten und nähren sich vom Pferdehandel, dem Ausbessern von Töpfen und Pfannen, Handel mit Heilkräutern, Wahren u. a. m. Von größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist ihre Hilfe bei der Erntearbeit. Die Zahl der Menschen ist nicht gering, die bemüht sind, das Los der Zigeuner zu erleichtern. Es gibt Besitzer, die unbenutzte Parzellen den Zigeunern als Lagerplatz einrichten, z. B. *Belvedere Marshes* in *Erith* oder *St. Mary Cray Camp*, *Corke's Meadow*, *Kent*, zuweilen unter Anlegung einer Was-

serleitung, in welchem Falle die Zigeuner den oft gegen sie erhobenen Vorwurf der Unsauberkeit Lügen strafen sollen. Im April 1951 wurde die Zigeunerfrage im Unterhaus von dem Labourabgeordneten N. N. Dodds zur Sprache gebracht, der auch das an erster Stelle genannte *Camp* in seinem Wahlbezirk eingerichtet hat. Bei dieser Gelegenheit unterschied der Staatssekretär des Landesplanungsministeriums drei Gruppen von Zigeunern: umherziehende, mit fester Wohnung versehene und die Bewohner von Baracken. Die erste Gruppe bestehe aus anständigen, sauberen Leuten, die die Bauern gern als Arbeiter annähmen. 1951 strengte die Stadtverwaltung von Tewkesbury ein Verfahren gegen Miss Wilmot-Ware an, weil sie auf ihrem Gut ein *Camp* für Zigeuner unterhielt, das angeblich sehr schmutzig war. Hinter diesen Bestrebungen der lokalen Stellen verbirgt sich offenbar die Abneigung gegen die Nachbarschaft von Zigeunern. Stehen sie doch häufig im Verdacht, zum Diebstahl zu neigen. Von Kennern der Verhältnisse wird diese Meinung nicht geteilt. So setzte sich eine im Sommer 1951 im *New Statesman and Nation* erschienene Artikelserie lebhaft für die Zigeuner ein. Auch die örtlichen Polizeibeamten sollen die Zigeuner durchgängig mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft behandeln. Wie sehr hiervon die Haltung der Bevölkerung zuweilen absticht, zeigen Berichte von mutwilligen Beschädigungen der Wasserleitungen zu Zigeuner-Camps sowie einem Angriff mit Stinkbomben gegen ein Lager in Denham, Buckinghamshire.

Der Zigeuner ist mehr als eine bloße Erscheinung des Alltags, der Zauber einer dunklen Vergangenheit umweht ihn; Kräfte sind in ihm lebendig, die nicht mit einem Achselzucken abgetan werden können. Bereits die deutsche Romantik ist sich dessen bewußt gewesen, und von dieser Überzeugung ist im heutigen England vor allem die 1888 gegründete *Gipsy Folklore Soecity* geleitet, deren gegenwärtiger Vorsitzender Sir Augustus John Englands repräsentativer Maler ist.

Die Gesellschaft gibt das *Journal of the Gipsy Folklore Soecity* heraus.

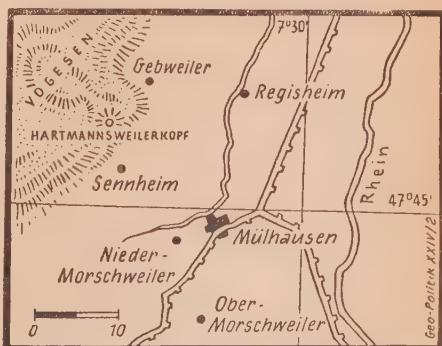
Paul Wohlfarth

Banater im Elsaß

Bei Kriegsende flüchteten die Donauschwaben wie andere südosteuropäische deutsche Volksgruppen nach Österreich und fanden

sich hier in unerträglichen Zuständen in Lagern zusammen. Damals erinnerte sich einer ihrer Führer, Johann Lamesfeld in Innsbruck, d. h. der Französischen Besatzungszone, daran, daß die Banater Schwaben im 18. Jahrhundert fast ausschließlich aus Lothringen, dem Elsaß, Burgund, also heutigem französischen Staatsgebiet, und Luxemburg ausgewandert waren. So gründete er ein „*Comité des Français du Banat*“ und stellte seinen Landsleuten Ausweise aus, die sie für Franzosen erklärten. Es gelang ihm, das Interesse des französischen Außenministers Schuman, der ja selbst Lothringer ist, zu wecken. Auf einer Reise nach Paris im Juli 1948 fand sein Vorgehen die Billigung des französischen Ministerrates. Frankreich erkannte die Banater Schwaben, die *Banatais*, wie sie jetzt heißen, als Franzosen an und erlaubte ihre Rücksiedlung.

So kamen 1949 etwa 10 000 Banater aus Österreich nach Frankreich. Lamesfelds Ziel war, seinen Landsleuten in den verlassenen Bauernhöfen Südfrankreichs, dessen Klima dem des Banats entspricht, eine neue Heimat zu geben. Sehr bald mußte er feststellen, daß es in Frankreich zwar zahllose verlassene Bauernhöfe, aber kein herrenloses Land gibt und daß auch die Öffentliche Hand seit der Französischen Revolution kaum noch Land besitzt. Eine Siedlung war nur möglich, wenn man die verlassenen Höfe von den Besitzern, mochten diese manchmal auch kaum noch feststellbar sein, aufkaufte. So konnte Lamesfeld mit seinen begrenzten Mitteln nur zwei Siedlungen im Departement Vaucluse in der Nähe von Avignon gründen. In La Roque-sur-Pernes und in Crion-le-Brave wurden etwa 20 Banater Familien angesiedelt, deren jede 10 ha Land erhielt. In La Roque-sur-Pernes baute Lamesfeld auch ein Banater Heimat-



und Trachtenmuseum, an dessen Turm sich das Siebenbürger Wappen befindet, und vor dem ein Banater Ziehbrunnen steht.

Die meisten Banater aber fanden im Elsaß eine neue Heimat. Obgleich sie fast alle Bauern waren, blieben doch nur wenige in der Landwirtschaft, die meisten fanden in den oberelsässischen Webereien gut bezahlte Arbeit. In Gebweiler sind schon 150 Banater Hausbesitzer. Einzelne Banater sind (ähnlich wie die Mennoniten nach dem 30jährigen Krieg) Träger wirtschaftlichen Fortschritts. Aus ihrer Heimat brachten sie den Hanfanbau mit. In Morschweiler wurde eine Hanffabrik gegründet, die Anbauverträge mit den Bauern abschließt. In Regisheim pachtete ein Banater ein Gut von 120 ha, das inzwischen als Mustergut prämiert worden ist und bereits über einen reichen Maschinenpark verfügt. Die nicht seltenen Ehen zwischen den Banatern und Elsässern beweisen, daß die Banater sich sprachlich und stammlich leicht in das elsässische Volksgefüge eingeordnet haben.

Kenias wahres Problem

Am 10. Dezember 1952 veröffentlichte die britische Staatsdruckerei ein Weißbuch mit dem Text einer Depesche, die Sir Philip Mitchell am 16. November 1951 in seiner damaligen Eigenschaft als Gouverneur Kenias an den Kolonialminister gerichtet hatte. Lange vor dem Mau-Mau-Ausbruch empfahl der bewährte Beamte, der nach langer Tätigkeit in verschiedenen ostafrikanischen Kolonien Leiter der britischen Militärverwaltung in Italienisch-Ostafrika und schließlich von 1944 bis 1952 Gouverneur in Nairobi war, im Einvernehmen mit den leitenden Beamten der anderen britischen Schutzgebiete in Ostafrika die Einsetzung einer Fachkommission zur Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme des ostafrikanischen Bodenrechts und der Arbeitsverfassung. Der Kolonialminister setzte die Kommission im Dezember 1952 ein.

Sir Philip wollte feststellen lassen, ob die scharfe räumliche Trennung zwischen Europäerland (den „weißen Hochlanden“) und Stammesreservationen aufrechterhalten werden solle. Er rechnete mit der Fortdauer eines raschen Bevölkerungswachstums und einer Vermehrung des Viehs. Neben dichtbevölkerten Kleinlandschaften liegen große



Regionen, die nicht voll ausgenutzt sind. Sie können nur genutzt werden, wenn die Afrikaner fachliche Ausbildung erhalten und wenn man sich vor Eingriffen in angeblich verbriefte Rechte, ob für Weiße oder Schwarze, nicht scheut. Die einheimischen Arbeiter müssen sowohl zu Arbeitsdisziplin erzogen als auch mit angemessenem Lohn und den nötigen sozialen Leistungen versorgt werden. Daß der Afrikaner nicht von Natur aus und stets eine mindere Arbeitsleistung zeige, lasse sich am Beispiel der Hafenarbeiter Mombassas beweisen, deren Schichtleistung doppelt so hoch liege wie die von „Dockern“ in den britischen Häfen.

*

Transarktischer Luftverkehr

Andrée versuchte im Jahre 1897, den Pol im Ballon zu überqueren, Admiral Richard E. Byrd erreichte ihn 1926 im Flugzeug, und schon drei Tage später überquerten ihn Amundsen und Ellsworth von Spitzbergen kommend auf dem Flug nach Alaska im Luftschiff. Im Juni und Juli 1937 unternahmen die Russen mehrere Flüge über die Arktis nach Amerika zur Vorbereitung eines ständigen Linienflugverkehrs.

Technisch bestehen heute keine Schwierigkeiten mehr, und auch meteorologisch sind

die Verhältnisse weit besser, als man im allgemeinen annimmt. Schon 1922 schrieb Vilhjalmur Stefansson, daß das Flugwetter über den arktischen Gebieten nicht anders sei als über dem Atlantik zwischen Neufundland und Irland. Zwar sei bei Island die Nebelgefahr größer als in Schottland, aber da fast nie gleichzeitig an der Ost- und Westseite Nebel herrsche, könne immer im Umkreis von etwa 300 km eine Ausweichmöglichkeit gefunden werden. Landeflächen, selbst für Notlandungen, sind für Kufenflugzeuge reichlich gegeben, und auch die Vereisungsgefahr ist gering, da die für die Vereisung kritische 0° -Grenze in der Arktis weit unterboten wird.

Dagegen erheben sich völkerrechtliche Fragen für einen transarktischen Linienflugverkehr. Im allgemeinen sollten die völkerrechtlichen Regelungen über die Freiheit der Meere auch für die Freiheit des Luftraumes gelten. In den Polargebieten sind Souveränitätsansprüche nicht einheitlich anerkannt.

Nach der herrschenden Auffassung bedarf es zur Begründung einer Staatsgewalt über staatenlose Gebiete einer „effektiven Besitzergreifung“, d. h., daß der okkupierende Staat in diesen Gebieten Maßnahmen zur tatsächlichen Durchführung und Sicherung seiner Herrschaft ergreift. Die Entdeckung bisher unerforschter Gebiete, das Abwerfen von Flaggen, die Bekanntgabe der Besitzergreifung, zeitweiliger Aufenthalt von wissenschaftlichen oder Jagd- und Fischereiekspeditionen usw. genügen nicht.

Bei der Antarktis handelt es sich um Festland mit ewigem Eis. Von den meisten Völkerrechtlern wird somit die Antarktis den für ein Landgebiet geltenden Rechtsgrundsätzen unterworfen. Doch über die Okkupationsfähigkeit des zugefrorenen und sich in stetem Driften befindlichen Nordpolarmeeres sind die Ansichten geteilt. Zunächst macht man einen Unterschied zwischen dem festen Eis der eigentlichen Polarzone und den nur zeitweilig zugefrorenen Meeresteilen in Kontinentnähe, Inseln, Buchten usw. sind ohne weiteres okkupierbar, während für die (zeitweise) offenen Gewässer der Grundsatz von der Freiheit der Meere Geltung hätte. Für die ständig zugefrorenen Teile des Nordpolarmeeres will ein Teil der Völkerrechtler (Hold-Ferneck, Böhmert) die Freiheit der Meere gelten lassen, während

andere (Verdross, Haupt) diese Gebiete als festes Land betrachtet wissen wollen.

In der Praxis geht man heute für die Festlegung der Hoheitsrechte in beiden Polargebieten vom „Sektorenprinzip“ aus. Schon 1907 vertrat es der Senator Poirier im kanadischen Parlament in Ottawa, indem er erklärte, daß das Eis des Nordpolarmeeres eine Fortsetzung der Territorien der arktischen Anliegerstaaten sei und so ihrer Staatshoheit unterliege. In einem Artikel in Petermanns Geographischen Mitteilungen im Jahre 1928 teilt der bekannte Polarforscher Leonid Breitfuß dementsprechend das Nordpolargebiet in einen norwegisch-finnischen, russischen, amerikanischen, kanadischen und grönländischen Sektor auf, wobei durch die Grenzziehung nach dem Zweiten Weltkrieg der finnische Anteil wegfallen würde. Wie Breitfuß hält auch der russische Rechtswissenschaftler W. Lachin die Anliegerstaaten für berechtigt, über alle Landgebiete und Inseln ihres Sektors die Hoheitsrechte auszuüben, und beide beziehen auch das innerhalb der Sektoren liegende Eis, alle nicht zugefrorenen Gewässer und den gesamten Luftraum in das Hoheitsgebiet ein.

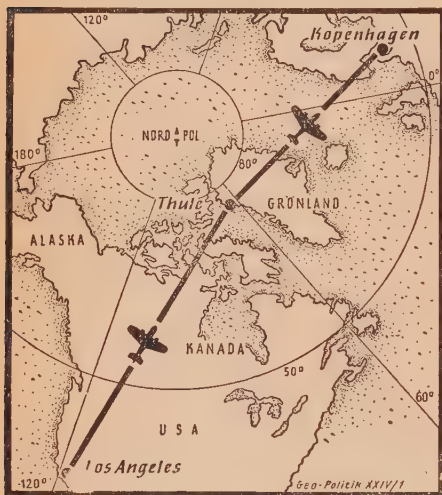
Gestützt wird das Prinzip noch durch die sog. „Kontiguitätstheorie“, nach der die in einem Gebiet effektiv ausgeübte Staatsgewalt auch einen Anspruch auf benachbarte oder in einem geographischen Zusammenhang stehende herrenlose Gebiete begründet.

Die Anhänger dieser Theorien führen ins Feld, daß sie alle Besitzstreitigkeiten klar und einfach entscheiden können. Vor allem Breitfuß betont, daß durch die Sektorenteilung eine strenge Koordinierung des Wetter- und Funkpeildienstes gewährleistet sei.

Die Gegner wollen von dem Prinzip der „effektiven Okkupation“ nicht abgehen. Haupt bezeichnet eine Gebietshoheit nach dem Sektorenprinzip als eine für das Völkerrecht „höchst unfruchtbare Fiktion“, und A. Meyer erklärt, die Sektorenteilung entspreche nicht den Interessen der Luftfahrt, „solange kein allgemeines Recht auf Luftverkehr für alle Arten des Luftverkehrs anerkannt“ ist. Bei Vorhandensein staatlicher Sektorengrenzen würde die Einrichtung von regelmäßig beflogenen Verkehrslinien erschwert werden, da die in Frage kommenden Staaten das Recht hätten, eines-teils einen Vertrag über das Überflugrecht

zu schließen, zum anderen aber auch bestimmte Luftkorridore vorzuschreiben.

Überwiegend steht heute die Völkerrechtsliteratur auf dem Standpunkt, daß das Nördliche Eismeer keiner Staatshoheit untersteht, sondern als offenes Meer zu betrachten ist. Für das Luftrecht ergibt sich daraus, daß der Luftraum über der Arktis, soweit er sich nicht über effektiv okkupiertem Gebiet erstreckt, zur Überfliegung offensteht.



Jetzt wäre der Zeitpunkt gekommen, durch eine internationale Regelung diese Völkerrechtsfragen in großzügiger Weise zu lösen, um einen regelmäßigen weltumspannenden Luftverkehr über die Arktis zu ermöglichen. Wenn auch der dänische Flug vom 19. 11. 52 sich nur am Rande der Arktis von Los Angeles über Edmonton (Kanada) und Thule (Grönland) nach Kopenhagen bewegte, so ist doch damit ein neuer Weg beschritten worden, der die Arktis zu einer Fernverkehrsstraße der Luft entwickeln kann. Die Vorzüge der Arktisrouten sind klar:

New York-Peking	
statt 14 320 km	nur 11 100 km
Vancouver-Astrachan	
statt 12 780 km	nur 9 430 km
Hawaii-Kairo	
statt 17 500 km	nur 14 400 km.

Die geringste Streckenersparnis beträgt somit immerhin fast 20 %; für die Probe-

flüge Los Angeles-Kopenhagen rechnet man mit einer Zeitersparnis von rund zehn Stunden gegenüber der bisherigen Atlantikroute.

Eberhard W. Hübschmann

Si vis pacem, para...?

Die Unterscheidung in Militär- und Zivilflugwesen ist hinsichtlich ihrer technisch und wirtschaftlich gemeinsamen Ausgangsbasis nicht ganz genau und eigentlich mehr eine statistische Denkfür. Der hohe mechanische Standard der Verkehrsluftfahrt verdankt sein Niveau den Investitionen für militärische Zwecke im Krieg und Frieden. Andererseits gibt es kaum noch eine zivile Entwicklungsform von Geräten für Boden oder Luft, die nicht entweder auf die spezifischen Bedürfnisse künftiger militärischer Belange zugeschnitten ist oder sie doch berücksichtigt.

Anfang 1952 betrug die Zahl der wichtigsten amerikanischen Erzeugungsstätten für Flugzeuge – also ohne Subkontraktoren – für die Herstellung von Zellen und Triebwerken einschließlich Luftschauben für die Luftwaffe (Heer und Marine) 40–45, die unter 25 Namen firmierten. Sie beschäftigten auf einem Areal von 7,74 Millionen qm Werkgelände mehr als 448 000 Personen (Zellenwerke 350 000, Triebwerke 80 000, Luftschauben 11 000, sonstige Zubehörindustrien 7 400), die Wochenlöhne schwankten je nach Industrie zwischen 75 und 90 \$ und wiesen einen Auftragsbestand im Werte von 10,4 Milliarden \$ sowie Lieferungen für 2,4 Milliarden \$ aus (1944, im Jahr der Höchstproduktion des Zweiten Weltkrieges, standen einschließlich Zubehörlinien 18,5 Millionen qm mit 1,3 Millionen Beschäftigten zur Verfügung).

Es wurden 1952 rund 4 500 Flugzeuge (1944 = 96 300) im Werte von 3 Milliarden \$ (1944 = 16 Milliarden \$), einschließlich Ersatzteilen und Zubehör, an die Wehrmacht geliefert. Das Zellengewicht (ohne Ersatzteile) betrug 24 500 t (1944 = 470 000 t), die Triebwerkleistung einschließlich auf PS umgerechneter TL¹-Leistungen 100 Millionen PS, der Wert fast 1,1 Milliarden \$ (1944 = 370 Millionen PS für 257 000 Motore und 3 Milliarden \$ sowie 243 000 Luftschauben = 407 Millionen \$). Das durchschnittliche Zellen-

¹ Turbinentriebwerke.

gewicht pro Militärflugzeug beträgt zur Zeit 5,4 t (1947 = 2,5 t).

Es werden über 50 Muster aller Verwendungszwecke gebaut (mit Ausnahme von Transport-, Forschungs- und Versuchsflugzeugen). Daran sind folgende Herstellerwerke beteiligt: *Beech* 2, *Boeing* 3, *Cessna* 1, *Consolidated* 5, *Douglas* 5, *Fletcher* 5, *Grumman* 5, *Lockheed* 4, *G. L. Martin* 3, *McDonnell* 3, *North American* 7, *Northrop* 1, *Republic* 3 und *Chance Vought* 3. Davon entfallen 25 (einschließlich Allwetterjäger und Jagdbomber) auf Jäger, 6 auf leichte, mittlere und schwere Kampfflugzeuge, der Rest auf Aufklärer, Verbindungs-, Rettungs- und Übungsflugzeuge.

Die maximalen Triebwerkleistungen je Motor liegen bei 3500 PS oder 4500 kg Schub, die Höchstgeschwindigkeiten zwischen 1000 und 1300 Stundenkilometer, die größten Höhen bei 15 km, die höchsten Abfluggewichte und Reichweiten um 160–170 t und 15 000 km (Jäger 10–18 t und 1 500–2 000 km).

Die wichtigsten (Kolben-)Triebwerkhersteller sind *Aircooled* (10 Muster), *Continental* (11), *Jacobs* (3), *Lycoming* (16), *Pratt & Whitney* (10), *Curtiss-Wright* (8). Nur die beiden letztgenannten bauen Motore über 1000 PS. Bei sämtlichen Triebwerken handelt es sich um luftgekühlte (4-, 6- und 8-zylindrige sind Boxer-, die 7-, 9-, 14-, 18- und 28-zylindrigen Sternmotore) und leisten zwischen 65 und 3500 PS (über 4000 PS bei Wasser/Methanol-Einspritzung). Ihnen an die Seite treten 22 TL- und PTL²-Triebwerke. Mit deren Bau befassen sich *Allison* (5), *Boeing* (2), *Fairchild* (1), *General Electric* (5), *Pratt & Whitney* (4), *Westinghouse* (3), *Curtiss Wright* (2). Hiervon sind fünf Propellerturbinen und fünf solche mit Zentrifugaladern. Die (statischen) Schubleistungen, einschließlich der Leistungen bei den im Bau befindlichen Luftstrahltriebwerken liegen zwischen 95 und 6800 kg (Nachbrenner und Wasser/Alkoholkühlung), bei den PTL zwischen 200 und über 4000 Wellen-PS plus einigen hundert kg Schub.

Der Flugzeugbestand der USAF³ belief sich Anfang 1952 auf 17 340 Maschinen, davon 8160 Kampfflugzeuge, 2860 Transportflugzeuge, 5960 Übungs- und 360 Verbindungseinheiten. Dazu kommt der Bestand der Marineflottilla, der total 13 550 Flugzeuge umfaßt. Die USA besitzen eigentlich zwei Luftwaffen.

Neun Werke bauen Marinemuster: *Fairchild*, *Grumman*, *McDonnell*, *Douglas*, *Lockheed*, *North American*, *Martin*, *Consolidated* und *Chance Vought*. Beim Tauschen der beiden Wehrmachtsteile um den Löwenanteil des Rüstungsbudgets sieht es gegenwärtig so aus, als ob die Heeresluftwaffe allmählich das größere Gewicht erlangen werde.

Die USAF-Transportflotte wird im Hinblick auf Flugleistungen und Maschinenpark als die größte Luftfahrt„gesellschaft“ der Welt bezeichnet. Das Luftwaffen-Transportkommando MATS⁴ verfügte zu Beginn des Jahres 1952 über einen Gesamtpark von 987 Einheiten, davon 572 Transportflugzeuge (rund die Hälfte ist viermotorig). Fast 95 Prozent der erstgenannten Zahl fallen in den Bestand der USAF. Der Rest gehört der Navy. MATS beschäftigte 91 980 Personen (Heeresluftwaffe 77 740, Marine 3610 und 10 630 Zivilisten). Seit Gründung der MATS (1. 6. 1948) wurden 1,138 Millionen Passagiere und Patienten sowie 199 000 t Post und Fracht (was zusammen einer Frachtleistung von 326 000 t entspricht) in 3,4 Milliarden Passagier-km und 920 Millionen t-km (ohne Berliner Luftbrücke) in einem Luftnetz von 1,6 Millionen km Länge bewältigt. Der MATS ist also größer als sämtliche amerikanischen zivilen Luftverkehrsgesellschaften und hat nach seinen tonnenkilometrischen Leistungen das Jahresergebnis 1951 aller zivilen und der IATA⁵ angeschlossenen Luftverkehrsgesellschaften der Welt zusammen erreicht.

1951 wurden für \$ 25 Millionen Hubschrauber abgeliefert (1950 sogar für \$ 50 Millionen). Der Auftragsbestand belief sich auf \$ 80 Millionen (1950 = \$ 400 Millionen). Zur Zeit sind 8000 Personen in der Hubschrauberindustrie eingesetzt. Anfang 1952 waren 15 Helicopter-Hersteller (ausschließlich der *Convairplane*-Spielart) in USA registriert, deren Bau- und Planungsprogramm 35 Typen umfaßt. Die wichtigsten sind *Bell* mit fünf Mustern, *Hiller* (3), *Kaman* (3), *Piasecki* (6) und *Sikorsky* (3). Die Sitzplatzzahl liegt zwischen 1 und 42. Die Einheiten sind ein- bis zweimotorig bis zu 2400 PS, Geschwindigkeiten bis 180 Stundenkilometer (als Wandelflugzeug sogar bis 610 Stunden-

² Propellerturbinen.

³ United States Air Force = Armeeluftwaffe.

⁴ Military Air Transport Service.

⁵ International Air Transport Assoziation.

kilometer), Abfluggewichte bis 6 t (Wandelflugzeug 13,5 t), Reichweite bis 1000 km.

Die heutigen Forschungsobjekte der Luftwaffe werden erst 1955–56 ausgereift sein. Das Hauptproblem ist die Bereitstellung von Geld, Arbeitskräften und Produktionsstätten sowie -material. Die größte Last der Entwicklungsarbeiten hat das Beratende Luftfahrt-Komitee (*NACA*)⁶, das staatliche Forschungsinstitut, zu tragen. Es ist mit modernsten Einrichtungen in Milliardenwerten versehen. Das Schwergewicht liegt bei Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen für den trans- und supersonischen Flug. 1951 gab es für diese Zwecke fast ein Dutzend Flugmuster, die hauptsächlich aus den Werkstätten von Bell, Douglas und Northrop stammen und teilweise beträchtliche Flugleistungen erzielt haben. Für sie werden Entwurfsgeschwindigkeiten bis über 4000 Stundenkilometer und Maximalhöhen von 60 km angegeben. Daneben laufen selbständige Forschungen der Marine. Insgesamt wurde 1950/1951 für diese Sparte $\frac{1}{2}$ Milliarde \$ bereitgestellt, für das Finanzjahr 1951/52 das Doppelte.

Eine Sachverwandtschaft dazu weist das Programm der gelenkten und ungelenkten Geschosse – Boden-Boden (SSM)⁷, Boden-Luft (SAM), Luft-Luft (AAM) – auf. Selbst in USA gibt man zu, daß die deutschen Arbeiten auf diesem Gebiet bahnbrechend waren und teilweise noch nicht erreicht wurden. Zweifellos besitzt die Feststellung großes Gewicht, wenn man bedenkt, daß Amerika auf unseren Erfahrungen, z. T. mit unseren Technikern und in sechs Friedensjahren aufbauen konnte. 1950/51 erhielt die Geschosforschung eine finanzielle Zuteilung von 25 Millionen \$, 1951/52 ist der zehnfache Betrag vorgesehen. Für die Elektronentechnik zweigte der US-Etat 1951/52 etwa 1,4 Milliarden \$ ab, die insbesondere dem Ausbau der mobilen und stationären Flugsicherung, der Navigation und dem Nachrichtennetz dienen sollen. Insgesamt sieht das Forschungsprogramm für sämtliche technischen Vorhaben (also auch zivile Aufgaben) in den USA einen Kapitalbedarf von \$ 2,93 Milliarden für 1952 und \$ 3,34 für 1953 vor. Die Laboratorien der Wehrmacht verbrauchen davon voraussichtlich \$ 830 Millionen (1953: \$ 990 Millionen), die der Industrie \$ 1,82 Milliarden (1953: \$ 2,03 Milliarden) und die der Universitäten \$ 280 Millionen

(1953: \$ 320 Millionen), gezahlt werden in der genannten Reihenfolge von der Regierung \$ 1,64 Milliarden (1953: \$ 1,99 Milliarden), der Industrie \$ 1,19 Milliarden (1953: \$ 1,25 Milliarden) und den Universitäten \$ 100 Millionen (1953: \$ 100 Millionen). Wie stark die Forschungsarbeit forciert wird, erkennt man daran, daß 15 Prozent der 415 000 in den USA vorhandenen Ingenieure und 40 Prozent der 185 000 Wissenschaftler nur in ihr tätig sind.

Tempo und Umfang der Rüstung besitzen beinahe kettenreaktionsartiges Format. So sind die neuesten Entwicklungen beispielsweise gekennzeichnet durch die (Wieder-) Einbeziehung der Kraftfahrzeugindustrie in das Verteidigungsprogramm. Man schätzt, daß die Automobilfabriken *Chrysler*, *Ford*, *General Motors*, *Hudson*, *Kaiser-Frazer*, *Packard*, *Nash*, *Studebaker* und *Willys* (mit fast 2,5 Millionen qm Werkgelände) schon 1950/51 einen Auftragseingang von 3 Milliarden \$ verbuchen konnten und in zwei Dutzend Großbetrieben Zellen und Triebwerke bauen.

Wie weit die Arbeitsteilung fortgeschritten ist, erkennt man an folgendem Einzelbeispiel: Für die Lieferung eines Typs von Blindlandegeräten (GCA) durch ein Stammwerk verteilte dieses nicht weniger als 3264 Unteraufträge an Subkontraktoren 1. bis 3. Stufe (d. h. wiederum vorgelagerte Lieferanten von Subkontraktoren, etc.). – Es war weiter nicht die Rede von den steigenden Kosten (durchschnittlich eine Verdoppelung gegen das Vorkriegsniveau) und Lieferzeiten (sie sind gegenüber dem Vorjahr verzweibis verdreifacht bei hochwertigen Zubehöerteilen und liegen zwischen 6 und 28 Monaten). Nicht erwähnt wurden ferner die steigenden Ausgaben auf dem Neuland der Atomforschung (Entwicklung des Atommotors).

Die für das Haushaltsjahr 1952/53 veröffentlichten Zahlen liegen um die 20 Milliarden-Grenze. Bis 1955 wollen die USA ihre 143-Geschwader-Luftwaffe auf die Räder bekommen. Mit viel weniger Geld kommt man auch nicht aus, wenn man bedenkt, daß das teuerste Flugzeug der *USAF* (*Boeing B-52* und *Convair YB-60*, beide achtmotorige Strahltriebwerk-Bomber in der 160 t-Kate-

⁶ National Advisory Committee for Aeronautics.

⁷ SSM = Surface-Surface Missile.

SAM = Surface-Air Missile.

AAM = Air-Air Missile.

gorie) per Stück etwa 15 Millionen \$ kosten soll.

Für die Tatsache, daß die USA für ihre Luftrüstung jährlich soviel auswerfen, wie das deutsche Nationaleinkommen beträgt, gilt: *si vis pacem para . . . pecuniam*. Zu deutsch: Der Friede ist uns teuer. W. Loah

*

Das polnische Westinstitut

Als nach dem Ersten Weltkrieg die Polnische Liquidationskommission entstand, wurde ein älterer Herr, Stanislaw Srokowski, gebürtig aus der Gegend von Krakau und Schulmann von Beruf, in sie berufen. Da es Polen damals an geschulten Diplomaten fehlte, übernahm er vorübergehend in den Jahren 1920/21 das polnische Generalkonsulat in Königsberg. Das Amt ließ ihm Muße, die masurische Seenplatte zu bereisen. Von dieser Begegnung her wurde er zum Vorkämpfer für polnische Gebietsansprüche in Ostpreußen und für die polnische Westexpansion. Ein Nicht-Masur, ein Kleinpole, versuchte hier, irredentistische Strömungen von außen hineinzutragen. 1925 veröffentlichte Srokowski seine erste Arbeit auf diesem Gebiete unter dem Titel: „Aus dem Lande des Schwarzen Kreuzes“. Um seinen Thesen einen wissenschaftlichen Unterbau und eine Plattform für ihre weitgehendste Verbreitung zu schaffen, regte er die Gründung eines Instituts an, in dem sich Wissenschaftler zur Erforschung und Begründung der polnischen Gebietsansprüche im Korridor und Ostpreußen zusammenschließen sollten. Der Widerhall, den er in politischen und wissenschaftlichen Kreisen fand, war so lebhaft, daß das „Baltische Institut“ bereits 1926 in Thorn eröffnet werden konnte. Mit seiner Tätigkeit und seinen Veröffentlichungen, deren Inhalt und Ziel allein die historische Legitimierung der polnischen Expansion war und die in allen Weltsprachen veröffentlicht wurden, ist dieses Institut zum entscheidenden Instrument im Kampf Polens um zusätzliches Gebiet geworden. Es hat in der Weltöffentlichkeit einen entscheidenden Einfluß auf die Bildung der politischen Meinung über die deutsch-polnischen Grenzbeziehungen ausgeübt.

An den Veröffentlichungen des Instituts waren die namhaftesten polnischen Vorgesichtler und Historiker beteiligt. Eine besondere Stütze bildete das Seminar des Kra-

kauer Historikers Wacław Sobieski. Es erschien keine wissenschaftliche Arbeit über die das Institut berührenden Fragen, die nicht von ihrem Verfasser außerdem noch im Rahmen des Institutsveröffentlichungen redigiert oder in einem fremdsprachigen Resumé verbreitet werden mußte. Hierzu diente vor allem die auf die Information des Auslandspolitikers und der angelsächsischen Welt ausgerichtete Zeitschrift *The Baltic Countries*. Diese Verpflichtung entsprach aber durchaus nicht der Auffassung aller polnischen Wissenschaftler, die eine unbeeinflusste, sachgetreue Darstellung anstrebten. So verlor die Ausrichtung des Instituts in den letzten Jahren vor dem Kriege in manchem an Schärfe; es forderte sogar deutsche Forscher zur Mitarbeit auf.

Das zuletzt in seinem Hauptsitz nach Gdingen verlegte Institut stellte mit der deutschen Besetzung offiziell seine Tätigkeit ein. Tatsächlich haben seine Arbeiten während der gesamten Okkupationszeit nicht geruht. Im Dezember 1944 setzte es bereits auf den Trümmern von Warschau mit seiner Tätigkeit ein, nun entsprechend den im Verlaufe des Jahres 1944 herauskristallisierten Ansprüchen und Aussichten auf die Besetzung der nordostdeutschen Gebiete und dem erweiterten Aufgabenbereich unter dem Namen Westinstitut. Sein Sitz wurde noch im Frühjahr des gleichen Jahres nach Posen verlegt. Srokowski, inzwischen Titularprofessor der Universität Warschau und Präses der Geographischen Gesellschaft, wurde mit 73 Jahren sein Chef. Er verlieh den wesentlichen Aufgabenbereichen des Institutes sein Gepräge. Er ist inzwischen, 78jährig, gestorben.

Am treffendsten kennzeichnen die Worte des Direktors des Institutes und früheren Leiters der Raczyński-Bibliothek in Posen, Prof. Zygmunt Wojciechowski, auf der Jahresversammlung 1951 – die zugleich das 25jährige Jubiläum war – die Ziele der Institutsarbeit:

„Es reicht nicht aus“, sagt er, „daß die Westgebiete in die Grenzen der Republik einbezogen werden, es genügt auch nicht, sie mit polnischen Siedlern zu bevölkern. Es muß erreicht werden, daß diese Siedler und die gesamte polnische Öffentlichkeit der absoluten Überzeugung sind, sich auf alt-polnischem Boden zu befinden. „Diese Linie wird in unseren Schriften *Przegląd Zachodni*

(West-Rundschau) und *Zycie i mysl* (Leben und Gedanke) strikte verfolgt.“

Das Institut unterhält Teilinstitute in allen größeren Städten, so in Breslau, Thorn, Stettin, Allenstein, Danzig. Besonders aktiv ist das Schlesische Institut in Breslau unter Prof. Wyslouch, das offensichtlich auch eine selbständige und öfter diskutierte Linie einhält.

Die Arbeit gliedert sich nach Sektionen auf, von denen die Sektion für Geschichte und Slawentum Pommerns, die Sektion für deutsche Geschichte und Probleme des gegenwärtigen Deutschland, die Sektion für die Geschichte der „Hitlerischen Okkupation“, die Sektion für „Erforschung des Ursprungs der westpolnischen Städte“ und des westlichen Slawentums und die Sektion für Ortsnamenumbenennung als besonders aktiv hervorgehoben zu werden verdienen.

Der publizistische Niederschlag dieser Arbeiten findet zunächst in den beiden erwähnten Zeitschriften Aufnahme. Die West-Rundschau erscheint sechsmal jährlich als Doppelheft. Sie bringt wissenschaftliche Aufsätze aus dem Gebiet der Vorgeschichte, Geschichte und des Völkerrechts; der Berichtsteil enthält stets eine umfangreiche Chronik aus den beiden deutschen Teilrepubliken und der Tschechoslowakei und Berichte aus der Institutsarbeit einschließlich von Ausstellungen und Tagungen und schließlich Rezensionen.

Das Budget für Publikationszwecke scheint uneingeschränkt zu sein. Im Verlaufe der wenigen Jahre seines neuen Bestehens hat das Institut folgende Reihen herausgegeben:

1. *Documenta occupationis*,
eine Sammlung von Dokumenten aus der jüngsten Okkupationszeit, die bis Band V und VI druckfertig vorliegt, während der Band über die Volksliste des Generalgouvernements noch in Bearbeitung ist.
 2. Eine 10bändige Reihe „Monographien der altpolnischen Länder“,
es sind bereits erschienen:
 - a) die Monographie Niederschlesiens (2 Bände),
 - b) die Monographie Westpommerns (2 Bände),
 - c) die Monographie des Lebusener Landes (1 Band);
- in Druck befindet sich:
- d) die Monographie des Ermlandes und Masurens, 1 Band;

in Maschinenschrift fertig ist:

- e) die Monographie Oberschlesiens (2 Bände).

Als zehnter und letzter Band soll anläßlich der 400-Jahrfeier der „Einverleibung Preußens in Polen“ im Jahre 1954

- f) eine Geschichte der Stadt Danzig herauskommen.

Das Thorner Institut bearbeitet einen historischen Siedlungsatlas von Westpommern und die Einwohnermatrikeln des ostpreußischen Dorfes.

Bedeutend ist die Funktion der Namenskundlichen Sektion, die in Zusammenarbeit von Geographen, Historikern, Linguisten und Vertretern der Verkehrsministerien bis zum Jahre 1950 die Namen der Ortschaften mit über 50 Einwohnern polonisiert hat. Die Richtung dieser Arbeiten bestimmte Srokowski. Die Ortsnamensektion hat in kurzer Frist damit zweifellos etwas geleistet, was nicht unbedeutend und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht uninteressant ist. Es ist für uns aller Anlaß gegeben, uns mit den Ergebnissen dieser Arbeiten eingehend zu beschäftigen.

Entsprechend seinem Gründungsziel hat das Problem der deutsch-polnischen Auseinandersetzung auch jetzt noch das Übergewicht in der Thematik der Institutarbeit, wenn es auch, nicht ohne den seit 1950 auf die Geschichtsforschung in Polen einwirkenden Einfluß Moskaus, diese polnisch-deutsche Fragestellung auf eine allgemeinere slawisch-germanische ausdehnen soll. In bezug auf die polnisch-deutschen Beziehungen wird scharf zwischen der DDR und der Bundesrepublik unterschieden: man müsse, so erklärt Wojciechowski in der Augustnummer 1952 der Westrundschau, „einige Vorstellungen von der Vergangenheit der polnisch-deutschen Beziehungen revidieren“. Nach der Liquidation der feudalen Elemente in der DDR durch Entzug ihrer materiellen Basis könne Polen klarer in die Zukunft sehen. Trotzdem bildet die Furcht vor einer Revision der gegenwärtigen Grenzen heute das Grundthema auch der Publikationen des Institutes: „Die Grundthesen des Friedensvertrages mit den Deutschen“, „Das Potsdamer Abkommen als die einzige Rechtsgrundlage für die territoriale Gestaltung Deutschlands“, „Das deutsche Flüchtlingsproblem“, „Die deutschen schöpferischen Kräfte“ – das sind Themen der Instituts-

zeitschrift neben einer Arbeit über den Veit-Stoß-Altar und einer Untersuchung über den Ursprung des Ortsnamens *Brandenburg* = *Brennaburg*, (*Brenna* sei slawisch).

Die Stellung, die das Institut im öffentlichen Leben Polens einnimmt, charakterisiert am besten der Jahresbericht Wojciechowski vom Juni 1952:

„Die Rückkehr der wiedergewonnenen Gebiete ... mußte eine Art geistiger Umkehr in unserer Auffassung von der Gesamtheit der polnischen Geschichte vollziehen. Die wissenschaftliche Unterbauung dieser Umkehr war die eigentliche Aufgabe des Westinstitutes. Der Typus der Arbeiten des Institutes war demnach ein streng sachkundiger, obwohl er mit der politischen Thematik eng verknüpft war. Das Institut hat weder früher noch jetzt eigene politische Meinungen formuliert – nimmt jedoch die Stelle des wissenschaftlichen Sachkenners ein, der die Unterlagen für die Meinungsbildung liefert, die die eigentlichen Funktionäre formulieren.“ Übergehend zur Frage der politischen Ausrichtung der Institutsarbeiten betont er: „Besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt besteht die wichtige Aufgabe des Institutes darin, die fortschrittlichen Tendenzen in der deutschen Vergangenheit und Gegenwart herauszustellen. Daraus folgert durchaus nicht, daß man die revisionistischen Tendenzen, die in Bonn und bei den Protektoren von Bonn sich anzuzeigen beginnen, aus dem Auge lassen darf.“

Auch dürfe man nicht, so heißt es in der Resolution der Jahrestagung 1952, die Fragen der Ostdeutschen Gebiete von den Fragen des sozialen Umbruchs scheiden: „Wer gegen die Arbeiterrevolution ist und gegen die neuen Forschungsmethoden – auf entsprechender methodologischer Grundlage durch ihre konsequente Fundierung auf der Grundlage des dialektischen und historischen Materialismus –, für den wirkt sich die Verbindung der wiedergewonnenen Gebiete mit Polen zu seinem eigenen Schaden aus.“

Herta v. Ramm-Helmsing

Die Gurkhas

Am 12. August 1952 protestierten die fünf stärksten Fraktionen des Parlaments der Indischen Union dagegen, daß die britische Armee weiter auf indischem Boden Rekrutie-

rungsbüros für die in Malaya kämpfenden Gurkha-Bataillone unterhalte, die auf Ersatz von den Gurkhas in Nepal angewiesen sind. Damit werde das „anti-imperialistische Empfinden“ der indischen Bevölkerung verletzt. Bei der Freigabe Indiens im Jahre 1947 waren acht Bataillone Gurkhas im Verband der britischen Armee geblieben und zwölf in die neue, selbständige Armee der Indischen Union überführt worden. Das Königreich Nepal an der indisch-tibetanischen Grenze war zunächst nicht bereit, britische Werbebüros auf seinem Boden zuzulassen, weil es ohnehin durch innenpolitische Spannungen in Unruhe gehalten wurde. Die britische Armee hat die aus dem Gebirge stammenden Gurkha-Freiwilligen seit langem als besonders tapfere Soldaten schätzen gelernt. Die britische Gurkha-Brigade in Malaya besteht aus je zwei Bataillonen des 2., 6., 7. und 10. Gurkha-Schützenregiments (*Gurkha Rifles*), insgesamt aus 10 500 Mann einschließlich der Offiziere. Die Gurkhas haben traditionell enge Verbindungen zum 60. Schützenregiment der britischen Armee und zu den *Gordon Highlanders*. Im Zweiten Weltkrieg kämpften sie in Ostafrika, Nordafrika, Italien und Burma. Ihr Motto ist: „Besser sterben als feige sein.“ Weihnachten 1952 gab der nepalesische Außenminister bekannt, daß Anfang Februar 1953 durch ein neues Abkommen die Einrichtung von zwei britischen Werbebüros nahe der indischen Grenze auf nepalesischem Boden vorgesehen werde. Entgegen britischen Wünschen müsse Nepal den Dienst seiner Landeskinder in fremden Heeren auf die nächsten fünf Jahre beschränken.

Im Unterschied zur französischen Fremdenlegion tragen die britischen Gurkha-Bataillone ein eindeutig nationales Gesicht. Ihre Freiwilligen werden mit Zustimmung der Heimatregierung angeworben.

Gummi gegen Reis

Am 18. Dezember 1952 unterzeichnete in Peking der Vertreter Ceylons ein Handelsabkommen mit der Chinesischen Volksrepublik, nach dem China fünf Jahre lang jährlich die Lieferung von 270 000 metrischen Tonnen Reis zu £ 54 pro t garantiert und dafür jährlich 50 000 t Kautschuk abnimmt, für den bei einer festgelegten Qualitätszusammensetzung 32 pence pro lb gezahlt werden. Ceylon erhält eine Prämie, wenn es im Sortiment jeweils die erste Qualität mengenmäßig

erhöht. Der amerikanische Sicherheitsdirektor Harriman drückte sein Befremden über dieses „Ostwestgeschäft“ innerhalb Asiens aus. Ein Sprecher der Regierung Ceylons antwortete am 20. Januar 1953, die USA zeigten geringes Verständnis für die Nöte seines Landes. Sie hätten während der Lebensmittelnappheit nur geringe Reismengen zu hohen und in Dollars zahlbaren Preisen angeboten, den Kautschukpreis aber gleichzeitig dank ihrer starken Stellung als wichtigstes Konsumland für Naturkautschuk und ihrer ausgebauten Kunstkautschukindustrie unbarmherzig gedrückt. Der Kautschukexport werde durch die amerikanischen Blockadebestimmungen nicht eindeutig untersagt, sondern unterliege Sondervereinbarungen. Auch westeuropäische Länder exportierten Kautschuk in die Sowjetunion, der am Ende im Koreakrieg verwendet werde. China sei schon vor dem neuen Abkommen der wichtigste Käufer von Ceylons Kautschuk gewesen, und man könne weder eine Arbeitslosigkeit unter den Plantagenarbeitern noch eine Hungersnot riskieren.

Ordnungsinsel Thailand

Zwischen den innerpolitisch unruhigen Ländern Burma, Indochina, Malaya und Indonesien liegt als südostasiatische Ordnungsinsel Thailand unter der Staatsleitung des Feldmarschalls Phibul Songram, der als Regierungschef des Zweiten Weltkriegs mit den Japanern zusammengearbeitet hat.

Am 10. November 1952 nahm die thailändische Polizei unter dem energischen General Phao Hunderte von verdächtigen Elementen in einer großen Razzia fest, darunter Mitglieder aller Bevölkerungsschichten: frühere Minister, Parlamentsmitglieder, Angehörige der Wehrmacht, Kaufleute und Zeitungskorrespondenten.

Es scheint, daß man selbst unter der buddhistischen Priesterschaft einige Mitläufer hat finden können.

Es wurden geheime Sendestationen entdeckt, Waffendepots, Propaganda-Material und der ganze Umsturzplan der sogenannten „Freiheitsbewegung“.

Laut Bekanntgabe der Regierung war die Planung erfolgt auf einer kommunistischen „Südübersee-Sitzung“ an einem unbekannten Platze Ostasiens, an der sowjetische, chinesische, malaische und Vietminh-Kommunisten teilnahmen.

Der Staatsstreich war für den 31. Dezember 1952 angesetzt und sollte durch Grenzunruhen von Malaya und Indochina aus unterstützt werden.

In Bangkok sollten durch vorbereitete Zellen und Spezialabteilungen wichtige strategische Punkte besetzt werden. Der König sollte zur Abdankung gezwungen und im Falle einer Weigerung getötet werden, während Kabinettsminister und andere hohe Beamte zu ermorden waren. Spezialabteilungen sollten in Polizei- und Wehrmachtsuniformen auftreten und durch Brandstiftung Verwirrung hervorrufen. Unmittelbar nach dem Erreichen dieser Ziele sollte über Radio-Thailand die „Großrepublik Thailand“ ausgerufen werden, deren sofortige Anerkennung durch die Sowjetunion zugesichert war.

Für die Provinzen war die Bildung von Bauernkorps geplant, die ihrerseits Dorf-, Distrikt- und Provinz-Sowjets zu bilden hatten. Das Zuschlagen der Regierung hat diese Verschwörung im Keime zerschlagen.

Die Stärke der geheimen Kommunistischen Partei Thailands wird auf etwa 10 000 Chinesen und 2 000 Thailänder geschätzt.

Franz Bernhard

*

Zukunftsland in Bolivien

In den großen Siedlungs- und Erschließungsplanungen der Regierung des bolivianischen Präsidenten Dr. Paz Estenssoro ist das *Departamento* von Cochabamba hervorgetreten. Es umfaßt 59 647 qkm.



Was man aus dem Gebiet machen kann, zeigt der Fall der Landschaft um Angostura, die fast dürr war und wo die Regierung, lediglich durch den Bau eines Staudammes,

10 000 ha mit Wasser versorgt und ein blühendes Getreideland hat entstehen lassen. Rings um die Talsperre liegen heute bereits hübsche Wochenendhäuschen, und ein Dörfchen nach dem anderen entsteht. Cochabamba ist das am dichtesten bevölkerte *Departamento* Boliviens – mit 5,4 Einwohnern auf den qkm – dennoch liegen ungeheure Strecken unbewohnt.

Cochabamba, die „Gartenstadt“, auf einer Höhe von 2375 m gelegen, mit gemäßigtem, nur im Hochsommer heißem Klima, ist mit 35 000 Einwohnern die drittgrößte Stadt des ganzen Landes. Sie liegt in einer großen, fruchtbaren Ebene. Eine Kette blauer Berge, unter denen der schneebedeckte Tunari hervorragt, schützt sie vor den Winden der Hochebene und vor der feuchten Glut der Tiefländer. Vom Flugzeug aus bietet Cochabamba den Eindruck einer halbtropischen Stadt mit graden Straßen, zweistöckigen Häusern und großen *Patios* und Gärten. Eine Stadtverordnung verlangt die Anlage eines Gartens bei jedem Hause. Cochabamba hat den größten Lufthafen Boliviens und ist nächst La Paz die industriell am meisten entwickelte Stadt von Bolivien. Im Augenblick schwebt gerade das große Projekt, eine asphaltierte Straße zwischen Cochabamba und dem noch fast im Dornröschenschlaf der altspanischen Kolonialzeit lebenden Santa Cruz (25 000 Einwohner) zu bauen, was nach Anschlag der *US Export & Import Bank* etwa 43 Millionen Dollars kosten wird, außerdem soll eine große Erdöl-Raffinerie am Ausgang des Oleoduktes Camiri-Cochabamba in Valle Hermoso geschaffen werden.

Seit kurzem haben sich in Cochabamba zwei eng mit einander verbundene Gesellschaften unter tatkräftiger Förderung der Regierung gebildet: die *Atlantic-Pacific S. A. (Bolivia)*, die Siedlung und Aufbau von Industrie vorantreiben soll, und die *Atlantic-Pacific S. A. (Sudamérica)*, der die Förderung des Exports und Imports obliegen soll. Im August 1952 ersuchte die *Bolivia* die Regierung um Genehmigung zum Bau einer Autostraße durch die faktisch heute kaum bewohnte Provinz Carrasco – das ist die reichste und noch in keiner Weise erschlossene Landschaft des *Departamento*. Am 13. Dezember bekam sie durch Dekret des Präsidenten die Erlaubnis zum Bau von Montepunco bis Puerto Beni am Ichilo-Fluß, der das ganze Jahr hindurch schiffbar ist so-

wie zur Auswertung der großen, beiderseits der geplanten Straße befindlichen Wasserkräfte.

Das auf diese Weise aufzuschließende Gebiet ist eine der reichsten Landschaften Boliviens und frei von Tropenkrankheiten und Fieber, hat fruchtbaren Boden und schöne Waldbestände; es können angebaut werden: Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Reis, Baumwolle, Getreide. Dazu enthält der Boden wertvolle Metalle und Mineralien. Die geplante Straße wird nicht nur das Einzugsgebiet der Flüsse, die zum Stillen Ozean und die zum Atlantischen Ozean entwässern, miteinander verbinden, sondern auch das große Arepuchogebiet aufzuschließen erlauben; man wird längs der Straße große landwirtschaftliche Kolonien und neue Industrien anlegen und an wertvolle Urwälder herankommen können, deren Holz bisher nicht genutzt werden konnte. Vor allem sollen die gewaltigen Wasserfälle von Pakcha – viermal so groß wie der Rheinfall von Schaffhausen – ausgenutzt werden, um ein zentrales Kraftwerk (30 000 Kilowatt) zu schaffen, mit dessen Licht und Kraft sich natürlich die gesamte Aufschließung viel rascher bewerkstelligen lassen wird. Die heute vielleicht 500, höchstens 1000 Bewohner des gewaltigen Gebietes würden dann in der Flut der neuen Zuwanderer verschwinden – denn der so aufgeschlossene Raum würde gut vier bis fünf Millionen Menschen, mehr als heute ganz Bolivien, ernähren können.

Die Problematik liegt nur darin, die notwendigen Kapitalien zu bekommen, um die Arbeit zu beginnen. Denn das Ausland verweigert Bolivien weitgehend finanzielle Hilfe, nachdem der bolivianische Staat die großen Zinn-Magnaten Moritz Hochschild, Aramayo und Simón Patiño (die übrigens wirklich über eine wahre Leporello-Liste sozialer Sünden verfügten) enteignet hat. Die *Atlantic-Pacific-Gesellschaft* versucht, Verbindung mit „ungebundenem“ Kapital zu bekommen, um erst einmal das Kraftwerk an den Pakchafällen in Angriff zu nehmen, das sich allein dank dem Kraft- und Strombedarf von Cochabamba (12 000 Kilowatt) rentieren würde, ganz abgesehen von den neuen Industrien, die in seinem Gefolge auftreten werden. Sägewerke, Zucker-Raffinerien, Alkoholdestillationen, Papier- und Zementfabriken, Webereien und Spinnereien sind geplant.

pod.

SCHRIFTTUM

DAS JAHRHUNDERT DER VERFOLGTEN

Das Elsaß

Der Vater Friedrich Hünenburgs (um den Decknamen beizubehalten, der für jeden Kenner kein Deckname ist) war kein gewöhnlicher Dorfpfarrer. Dieser eltsässser Bauernsohn war ein anerkannter Sprachforscher und Pädagoge, ein Freund Berthold Ottos. Er war ein leidenschaftlicher Deutscher und doch zugleich fern allem übersteigerten Nationalismus überzeugter Christ und Europäer. Ihm waren im Sinne Herders die Völker von Gott gewollte und geschaffene Lebewesen, deren Bestand zu hüten ist. Jedem Imperialismus abhold, sah er in der Wahrung und gegenseitigen Anerkennung des Volkstums die Grundlage des Friedens. So konnte er Mitglied des Alldeutschen Verbandes und der Europäischen Friedensgesellschaft zugleich sein und stolz sagen: „Wenn ich nicht deutscher wäre als der Kaiser (der im Elsaß französisch gesprochen hat), wäre ich hierzulande ein schlechter Freund des Friedens.“ Sein Sohn trug sein Erbe weiter.

Bei Kriegsende 16 Jahre alt, schloß er, da er sich der gewaltsam französisierten Schule seiner Heimat nicht einordnen wollte, seine Schulzeit in Deutschland ab, ging aber, ehe er französischer Soldat wurde, auch noch in ein Internat nach Montbéliard. Ebenso studierte er in Göttingen, Marburg und Grenoble Germanistik und promovierte mit einer Arbeit über das lothringische Volkslied, das eben Pfarrer Pink in seinen „Verklungenen Weisen“ neu entdeckt hatte.

Schon während des Studiums verlobte er sich mit einer Mitsudentin, einer Gräfin aus reichstem ostpreussischem Hochadel, Nichte des Großherzogs von Hessen. Die Jugendbewegung, in der beide wurzelten, überbrückte den ständischen Gegensatz. Friedrich Hünenburg versteht es, die Dohnaschen Schlösser und ihre Welt, die heute versunken und zerstört ist, noch einmal lebendig werden zu lassen. Gemeinsam ging das junge Paar Anfang der 30er Jahre daran, im Elsaß eine Stätte der Wahrung des Volkstums und des Friedens aufzubauen: die Hünenburg.

Der Burgherr förderte das Wandern der elsässischen Jugendbewegung, des Bundes

„Erwin von Steinbach“ (den ein französischer Polizeikommissar später für einen preußischen General halten sollte). Der Bund pflegte Volkslied und Volkstanz der Heimat. Er war unpolitisch. Im Sinne der „Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben“ seines Landmannes Albert Schweitzer ging es auch Friedrich Hünenburg (wie einst seinem Vater) um die Wahrung des heimischen Volkstums. Im Kampf für das Volkstum wollte er zum Brückenbauer zwischen Deutschland und Frankreich, zum Wegbereiter eines neuen Europa werden. Er berief sich auf Gandhi in seinem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit, zur Aufrichtigkeit, zur Völkerverständigung.

Er lehnte das politische Getriebe jener Zeit ab und mußte doch gleich dem Inder erfahren, daß auch der Friedfertige, wenn er für Recht und Freiheit, für persönliche Unabhängigkeit seines Volkstums eintritt, kämpfen und leiden muß, politisch wird. Sein Leitspruch „gebt dem Staate, was des Staates ist, dem Volke aber, was des Volkes ist, weil das Volk Gottes ist“, tat dem zentralistischen modernen Staat, gleich welcher Prägung, nicht genug, mochte Friedrich Hünenburg auch als loyaler Staatsbürger seiner Militärpflicht genügen, seine Steuern zahlen und die Gesetze achten. Zumal nach 1933 unterstellte der französische Nationalismus den Vertretern der elsässischen Heimatrechte, sehr zu Unrecht, daß sie lediglich Spione und Agenten seien. Daß Friedrich Hünenburg einen Friedensturm baute und ihn zusammen mit seinen Freunden dem „unbekanntesten Soldaten“ des Ersten Weltkriegs, dem Elsässer und Lothringer, weihte, erregte neuen Verdacht. Die „Straßburger Monatshefte“, die er seit 1937 herausgab, wurden als eine im angestammten Volkstum wurzelnde Kulturzeitschrift ungern gesehen, der Herausgeber wurde verhört, geschmäht und verfolgt. Nach der Tschechenkrise im März 1939 konnte er nur durch rasche Flucht der Verhaftung entgehen.

1940 kehrte er in seine Heimat zurück. Daß ihn die Franzosen inzwischen zum Tode verurteilt hatten, gab ihm eine verhältnismäßig

unabhängige Stellung. Er wußte sie zu nutzen. Er nahm kein Amt an, bedingte sich aber aus, als „Hofnarr“ dem neu eingesetzten Reichstatthalter und Gauleiter stets die Meinung sagen zu dürfen. Er war das gute Gewissen des Landes, auch vieler Reichsdeutschen, die in ihm wirkten. In Fühlung mit Robert Ernst, elsässischem Pfarrerssohn gleich ihm, dessen reines Wollen gerechte Würdigung findet (so wie er auch dem Gauleiter Gerechtigkeit widerfahren läßt), hat Friedrich Hünenburg viel Unheil verhütet. Nicht zuletzt seinem Eintreten ist es zu verdanken, daß die Elsässer nicht gleich den Lothringern in großem Umfang ausgesiedelt wurden. Manche Gefangene konnte er befreien helfen (darunter auch Robert Schuman), manches Urteil mildern. In Straßburg gründete er den Hünenburgverlag als Pflegestätte altherkömmlichen Geistes.

An der neuen Reichsuniversität errichtete er ein Paracelsus-Institut zur Pflege der Grenzwissenschaften. Hier muß eine neue Komponente in das Lebensbild eingezeichnet werden. Friedrich Hünenburg sieht seine andere Aufgabe, ebenfalls Ausdruck seines Strebens, als Mensch den Menschen zu helfen, in der Erforschung parawissenschaftlicher Erscheinungen, der Astrologie, der Wünschelrute, des Magnetismus usw. Auch wer diesen Bestrebungen fernsteht, wird das ehrliche Wollen anerkennen müssen.

Von den Nationalsozialisten zunehmend mit Mißtrauen betrachtet, als unangenehmer Mahner empfunden (war er doch mit Recht der Ansicht, daß das Elsaß sein Deutschtum in der Zwischenzeit bewahrt habe und nicht von anderen germanisiert werden müsse) und zum Schweigen verurteilt, mußte er 1944 erneut das Land verlassen und wurde von den Franzosen zum zweiten Male in Abwesenheit zum Tode verurteilt, sein Vermögen wurde beschlagnahmt.

Sein im Exil geschriebener Erlebnisbericht erschien im Hünenburg-Verlag, Stuttgart. Gleich dem alten Verlag dieses Namens soll auch der neue Brückenbauer sein für ein neues Europa der Völker. Ein Schicksal unserer Zeit rollt sich hier ab. Geschrieben in einer an Stifter erinnernden Breite, durchwirkt auch mit dem privaten Schicksal einer Grenzlandfamilie, sind die 1100 Seiten des Buches beglückend. Es ist gut zu wissen, daß es heute noch Menschen dieser Art gibt, die fern aller Doktrin, allem äußeren Zwang und

aller Verfolgungen zum Trotz in unzerstörbarem Glauben an die Richtigkeit ihrer Ideale ihren Weg zu gehen vermögen. Viele mögen in diesem Manne einen politischen Lyriker, oder auch einen tumblenden Toren sehen. Politiker, die nur staatlich denken, werden ihn stets mit Mißtrauen betrachten und verfolgen.

Friedrich Hünenburg selbst nennt den Nationalismus eine Vergreisung unseres Denkens, bezeichnet seinen eigenen Fall als den des entrechteten Europäers, der unter der Staatsraison leidet. Er beruft sich vielfach auf die Menschenrechte, zu denen er auch die Wahrung des Volkstums rechnet, stellt dann aber auch wieder die Haltung, die die französischen Könige vor der Revolution dem Elsaß gegenüber einnahmen, als Vorbild hin. Tief in der Vergangenheit verwurzelt, ist er seiner eigenen Zeit, ja dem ganzen 19. Jahrhundert fremd und doch zugleich Träger der Zukunft.

Müßt nur den Gedanken wagen
Und ans andere Ufer sehn:
Tausend Brücken sind geschlagen,
Tausend Tore offen stehn.

G. Franz

*Friedrich Hünenburg, Tausend Brücken.
Eine biographische Erzählung aus dem Schicksal eines Landes, herausgegeben von Agnes
Gräfin Dohna. Hünenburg-Verlag, Stuttgart
1952. 1088 S. Lw. 19,80 DM.*

Rudolf Heß

Heß hat dreiviertel Jahr an der Vorbereitung zu seinem Flug nach England gearbeitet. Sein Plan entstand, als nach dem Frankreichfeldzug Friedensbemühungen gescheitert waren. Der Flug war somit kein spontaner Akt. Er war nicht die Tat eines Geisteskranken, sondern die eines vom Glauben an eine Verständigung zwischen Deutschland und Großbritannien Besessenen. Daß seine Mission gescheitert ist, wird von ihm selbst damit begründet, daß die Kriegsmaschine schon zu sehr im Rollen war, als daß ein einzelner sie hätte aufhalten können. Aber noch heute ist er überzeugt davon, daß seine Tat notwendig war.

Aus der von Frau Heß geschilderten Unterhaltung zwischen Hitler und der Witwe des Verlegers Bruckmann geht hervor, daß Hitler von den Absichten seines Stellvertreters Rudolf Heß gewußt haben muß.

Der Krieg gegen England und die Ausweitung zu einem neuen Weltkrieg waren von der deutschen Führung nicht beabsichtigt.

Nach dem Scheitern in England hat Heß sich hinter vorgetäuschter Gedächtnisschwäche verborgen. Auch noch in Nürnberg erweckte er den Eindruck eines kranken, apathischen Menschen. Er verfolgte den Prozeß kaum und zeigte sich auch an seinem eigenen Urteil desinteressiert.

Die Briefe aus Spandau unterscheiden sich im Stil kaum von den Briefen aus England und Nürnberg. Sie lassen den Leser einen Blick hinter die Mauern tun. Die sieben Gefangenen in Spandau arbeiten im Garten, züchten Obst, Gemüse und Blumen. Sie waschen ihre Sachen. Einmal im Monat schreiben sie einen Brief an ihre Angehörigen. Sie geben ihren Kindern „Fernunterricht“, mahnen und loben sie. Sie lesen die von der Zensur erlaubten Bücher. Aber sie haben keinen Teil an unserer Problematik. Daher wirken die Briefe von Heß, so lebendig sie geschrieben sind, als kämen sie aus einer immer größeren Ferne.

Eva Sielaff

Ilse Heß, England-Nürnberg-Spandau, Ein Schicksal in Briefen. Druffel-Verlag, Lönz am Starnberger See. 1952. 176 Seiten. DM 8,40.

Der Zweck heiligt nicht die Mittel

Die schändlichen Untaten unseres Jahrhunderts pflegen auf Anordnung von „Idealisten“ verübt zu werden, die von den Exekutoren das Opfer ihres Gewissens verlangen.

Heinrich Himmler bot dem finnländischen Medizinalrat, der ihn mit Massagetherapie behandelte, ein anderes Bild als den Gefangenen der Lager oder den Menschen, die in seinem Auftrag überwacht, beobachtet und gejagt wurden. Was alles in seinem Namen geschehen konnte, hat Kogon kurz nach Kriegsende geschildert. Wer außerhalb der Zone des Entsetzens geblieben war, wollte Kogons Bericht nicht glauben. Wer ihm glaubte, der fluchte dem Namen des Letztverantwortlichen, ob er nun Himmler oder Hitler meinte, um sich selbst aus dem Kollektiv hinauszuretten, das an Stelle des toten Befehlshabers haftbar gemacht wurde.

Medizinalrat Kersten ist ein unverdächtig Zeuge. Er wird nicht verantwortlich für die Tätigkeit seines Patienten gemacht. Er

hat Himmler nur – sicher nicht zu seinem eigenen Schaden – arbeitsfähig gehalten, für sich selbst aber entweder vorsorglich oder jedenfalls rechtzeitig ausreichende Alibis besorgt. Er legt faksimilierte Zeugnisse vor, daß „die Juden aller Länder“ seiner „stets mit Dank gedenken“.

Kersten gibt preis, was ihm sein mächtiger Patient anvertraut hat. Dabei erscheinen Himmlers Beweggründe nicht als gemein oder unmenschlich, nicht einmal als unbegreiflich. Der Reichsführer SS war bereit, „weder eigenes noch fremdes Blut zu schonen“, wenn es um das Reich ging. Er wollte im Jahrhundert einer überfeinerten Zivilisationstechnik natürliche Lebensverhältnisse wiederherstellen und natürliche Werte zur Geltung bringen. Er lebte gemäß seinen Idealen und opferte ihnen am Ende auch sein Gewissen. Die letzte Konsequenz blieb ihm offenbar zunächst selbst verborgen, bis ihn schließlich jeder Schritt weiter verstrickte.

Nachdem Himmler glanzlos gestorben war, fand die Rachsucht manches Opfer und das schlechte Gewissen der mit ihm Verantwortlichen einen Sündenbock in Hunderttausenden, die ihr Geschick unter Himmlers Befehl gestellt hatte. Tatsächlich war die SS vielfältig wie das meiste in der „totalitären Anarchie“, – und die Bauernjungen, die in den Regimentern der Waffen-SS standen, ahnten sicher weniger von Himmlers Gedanken als der unverdächtige Herr Kersten. Trotzdem werden sie seit der Rückkehr aus dem Kriege oder den Gefangenennagern, – soweit man sie zurückkehren ließ, – als Träger des „SS-Staates“ angesehen, dessen Wesen Kogon im Konzentrationslager zu erkennen glaubte.

Der kollektive Schuldspruch, den Kogon gegen einen als permanent betrachteten Charakter der SS, der Nationalsozialisten, der Deutschen überhaupt ausspricht, ist ein primitives Schwarzweißklichee im Munde eines selbstgerechten und besserwissenden Idealisten von eben der Art primitiver Verurteilungen, die zu den Schandtaten und Verstrickungen geführt haben. Kerstens Bericht zeigt auch Himmler deutlich als dozierenden Weltverbesserer. Kogon entschuldigt den Kameradenmord der Kommunisten im Lager mit der „außerordentlichen Gefahrenlage der Häftlingsgemeinschaft“, so wie Himmler selbst die Notwendigkeit der Lager mit der Gefahrenlage des Reiches begründete.

Umerziehungsaktionen pflegten im Namen

von Idealen Ketzer zu verbrennen, Instinkte zu entfesseln und Gewissen zu betäuben. Ob Slansky zum Galgen geschafft oder Pierre Laval füsiliert wird, - wenn Abweichungen so geahndet werden, besteht ein gemeinsamer Raum, in dem Unrecht im Namen der reinen Lehre geschieht. Gewiß gibt es Gradunterschiede: die Verketterung führt Owen Lattimore nur vor einen Ausschuß des amerikanischen Senats und frühere Nationalsozialisten, denen ein Vergehen nicht nachzuweisen ist, nur ins Zuchthaus von Werl und die diffamierenden Spalten sensationeller Zeitungen, während Dertinger zur Staatspolizei muß und Clementis ins Grab.

Das sind aber nur Grad- nicht Wesensunterschiede. Es hilft nicht sehr viel, wenn uns der Letztverantwortliche für Buchenwald als Idealist geschildert wird. Hausarrest und Diffamierung, Sicherheitshaft und Existenzvernichtung, Genickschuß und Galgen sind in jedem Falle Mittel, die dem noch so idealistischen Zweck die Glaubwürdigkeit nehmen. Kein Idealismus, weder der für die Demokratie noch der für den Sozialismus noch der für die Nation opferbereite, hat Anlaß, stolz auf seine Intoleranz zu sein. Wir nehmen das Recht auf Irrtum in Anspruch, sind deshalb auch bereit, es den Abweichungen von unserer Meinung zu gewähren. Wir glauben an gemeinsame Verantwortungen, nehmen also auch unser Teil daran auf uns. Wir ziehen den Frieden und die Vielfalt, die Unlogik und die Abweichungen einer unvollkommenen Welt noch immer dem keimfreien Ideal vor, das Gefängnis und Tod als Reinigungsmittel nötig hat.

Irmgard Ehrhorn

Felix Kersten: Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform. Robert Mölich Verlag, Hamburg 1952. 407 S. DM 16,-.

Eugen Kogon: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Verlag Karl Alber, München 1946. 344 S.

Argumente für Antisemiten?

Abgesehen von zahllosen Opfern an Gesundheit und Leben haben unsere jüdischen Mitbürger - was die nicht unmittelbar dafür Verantwortlichen immer wieder allzu leicht vergessen - während der Hitlerzeit Milliardenverluste an ihrem Eigentum erlitten. In den sogenannten Rückerstattungsgesetzen von 1947 und 1949 haben die drei westlichen Besatzungsmächte eine Grund-

lage dafür geschaffen, dieses Unrecht, soweit noch feststellbar, wieder gutzumachen. Das hat bei denjenigen, die seinerzeit Vermögenswerte von Juden erworben haben, begreifliche Widerstände hervorgerufen. Man schloß sich zu Schutzverbänden zusammen, die sich 1950 in einer „Vereinigung für loyale Restitution“ eine Dachorganisation gaben. Die Vereinigung schuf sich ein eigenes Presseorgan, „Die Restitution“. Nunmehr erscheint im gleichen Verlag ein Buch, dem „ein Jahr praktische Verwaltungstätigkeit auf dem Gebiet der Rückerstattung und unzählige Einzelerhebungen vorausgegangen“ sind (Geleitwort).

Die bisherige Praxis hat durch Verschleppung der Verfahren (nach S. 123) Rechtsunsicherheit, durch gefällte Urteile laut dem Gutachten eines französischen Rechtswissenschaftlers (zflg. S. 156) neues Unrecht geschaffen. Dies besteht (nach S. 142) darin, daß es nicht nur durch die Höhe der den Verpflichteten auferlegten Zahlungen in krassen Fällen einer „Ausbeutung reinsten Wassers“ Vorschub geleistet hat, sondern daß auch „dem Vergleich... die Tendenz sozialer Ausbeutungsprozesse nicht immer abzusprechen“ ist.

Der Verfasser wehrt sich zwar dagegen, daß die von ihm vertretene Gruppe etwas mit Antisemitismus zu tun habe - nur, meint er, wundern könne man sich über diese neue Form der Ausbeutung ja nicht, denn schließlich hätten die Juden im Lauf der Geschichte ja nichts anderes gelernt. So heißt es etwa bei einer Schilderung der Rechtlosigkeit der Juden im deutschen Mittelalter (S. 28):

„Den lebensnotwendigen Ausgleich suchten sie in der möglichst umfangreichen Erlangung der einzigen Waffe, die ihnen blieb, dem Golde zu Bestechungszwecken. Während nach v. Wiese (System S. 364) Bestechung in jedem Fall gebildezerstörend wirkt, was auch hier auf das biologisch-soziale Gesamtgebilde des Volkes zutrifft, ist diesem an sich negativen Prozeß im vorliegenden Fall eine große Bedeutung für die Erhaltung des Gebildes der Juden zuzumessen. Allerdings - und das gibt auch J. Parkes (ein gutmeinender moderner Kompilator) zu - übte diese Haltung einen gründlich vergiftenden Einfluß auf die gesellschaftliche Seelenhaltung der Juden aus.“

Von all diesen historischen Betrachtungen ist nicht eine einzige mit konkretem Tatsachenmaterial belegt. Bei keinem der freigebig verstreuten Werturteile wird auch nur der Versuch unternommen, ernsthafte wissenschaftliche Urteile über jüdisches Verhalten in einem räumlich und zeitlich abgegrenzten Bezirk einander gegenüberzustellen. Das Ganze nennt die Vorbemerkung des Kölner Ordinarius für Soziologie Prof. Dr. Dr. h. c. Leopold von Wiese „einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus“.

Antisemitismus wird „als negative Haltung“ bedauert, ist aber für den „Historiker“ verständlich aus bestimmten „tatsächlich“ negativen Eigenschaften „der“ Juden – mörderischer Antisemitismus beruht auf dem Vorhandensein einer größeren Zahl von nicht assimilierten Juden – mithin taten die Verfolger nicht nur den Antisemiten, sondern auch den Juden selbst den größten Gefallen, wenn sie diese Quelle durch Ausrottung zu verstopfen suchten – wären sie zur Weltherrschaft gelangt, gäbe es vielleicht schon heute keine Juden mehr, damit keinen Antisemitismus und keine – Restitution!

Köhrer und v. Wiese – daran zu zweifeln besteht kein Anlaß – sind sich dieser Folgen ihrer Argumentation nicht bewußt. Aber ist das noch Leichtfertigkeit zu nennen, wenn man den zerstörenden Kräften von gestern wissenschaftlich dilettantisch und menschlich haltungslos von neuem Argumente in die Hand spielt, mit denen eben noch vor unser aller Augen die Unmenschlichkeit triumphierte?

Georg Schäfer

Dr. Helmuth Köhrer, Entziehung – Beraubung – Rückerstattung. Vom Wandel der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden durch Verfolgung und Restitution. Jus-Verlags-Ges. Baden-Baden. 1951, 265 S.

Die Krimtürken

Die Arbeit Kirimals beginnt mit einer Skizze der nationalen und kulturellen Wiedergeburt der Krimtürken durch das Lebenswerk Ismail Bey Gaspiralis und der nationalen Strömungen bis 1916, um dann weitausladend die Revolutionsepoche von 1917/18 mit ihren vielfach verschlungenen politischen Wirren zu behandeln. Anschlie-

ßend folgt ein kurzes Kapitel über die Krim unter der „Weißen Armee“, dem das für den modernen Chronisten wichtigste Kapitel über die bolschewistische Herrschaft bis 1941 und den Kampf der Krimtürken während des Zweiten Weltkrieges folgt. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß mit diesem ausgezeichneten Auftakt die historische Forschung über den Versuch der Nationalitäten der Sowjetunion, sich aus den Fesseln des stalinistischen Imperialismus zu befreien, breit in Gang kommt und der Frage, „wie es denn wirklich war“, diene. Vor allem möchte man wünschen, daß der Autor die Jahre 1941–45 in einer großangelegten Arbeit behandle.

Besonders verdienstvoll ist die eingehende Behandlung der revolutionären Jungtataren, über die bisher fast nichts erarbeitet war. Leider hat Kirimal die Rolle der 1918 gegründeten Nationalpartei (*Milli Firka*) in den folgenden Jahrzehnten nicht näher geschildert. Dies dürfte nach Lage der Dinge ebenso schwer sein wie die Darstellung jeder modernen Untergrundbewegung. Die Geschichtswissenschaft wird sich jedoch in zunehmendem Maße mit der Erforschung illegaler Parteien und Gruppen befassen müssen, wenn sie die wahren Triebkräfte, Daseinsformen und politisch-ideologischen Zusammenhänge zeitgenössischer Nationalbewegungen aufhellen will.

Die Tätigkeit der „reaktionären Geistlichkeit“ ist sicherlich zu negativ gesehen. Ferner wird der Verfasser hin und wieder den Vorwurf hören müssen, daß seine Darstellung bisweilen pantürkische Gesichtspunkte in den Vordergrund stelle.

Das schriftliche Quellenmaterial für die letzten Abschnitte floß nicht reich, doch gelang es dem Verfasser, durch zahlreiche Berichte von Augenzeugen und Mitwirkenden, diese Lücke beinahe zu schließen, ohne einem oberflächlichen politischen Journalismus zu verfallen. Auf schwachen Füßen hinsichtlich der Quellen (meist Tagespresse!) steht nur das letzte Kapitel über die Zwangsdeportation der Krimtürken. Trotzdem ist man bei Mangel an Informationen auch hier für das Erreichte dankbar.

Heinz-Joachim Graf

Edige Kirimal: Der nationale Kampf der Krimtürken mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1917–1918. Verlag Lechte, Emsdetten 1951. 450 S. DM 19,-.

FREIE AUSSPRACHE

ZUR STRATEGIE DER SEEHERRSCHAFT

Das Meer als Angriffsbasis

Bei den Flottenmanövern der NATO im September und Oktober 1952 wurde unter dem Oberbefehl des amerikanischen Admirals McCormick erstmalig eine internationale Kriegsmarine auf die Probe gestellt. Bei der Marine spielt die bunte Mischung von Sprachen und Ausrüstungen keine große Rolle, denn die Seeleute der westlichen Welt haben ihre eigene Sprache – das „Marine-Englisch“ –, und zudem unterhalten sich die Schiffe untereinander in der Zeichensprache der Signale und Codes, während die Schiffstypen nicht wesentlich voneinander verschieden sind. Daher ist die „Nordatlantische Internationale Flotte“ schon eine Tatsache, während die „Europäische Landarmee“ noch weitgehend auf dem Papier steht. Unter dem Titel Operation Mainbrace vollzog sich ein Spiel großen Stils um die Verteidigung der Seeherrschaft gegen die sowjetische Bedrohung. Seit Napoleon lautet die Auffassung der Strategie: Europa steht und fällt mit der Macht, die seine Küsten beherrscht.

Napoleon wurde durch die britische Seeherrschaft in den Krieg mit Spanien und Rußland gezwungen und erlag seiner eigenen Ausdehnungspolitik. Die Seeschlacht von Tsushima entschied über die Niederlage Rußlands durch Japan. Im Vertrauen auf die neuartige U-Bootwaffe glaubte Wilhelm II. die Seeblockade überwinden zu können. Mehr und bessere U-Boote im Verein mit der damals stärksten Luftwaffe der Welt sollten Hitlers Landmacht auch die Seeherrschaft bringen, wie sie das Italien Mussolinis zum Herrn des Mittelmeeres machen sollten. So glaubte man zu allen Zeiten, mit stärkeren Waffen vom Lande aus endlich auch das Meer beherrschen zu können – und erfuhr stets von neuem, daß die gleichen Waffen, von den tiefen Räumen des Meeres aus operierend, überlegen in der Verteidigung der Seeherrschaft sind. Tatsächlich hat sich die offensive Überlegenheit der Seeherrschaft im Ersten und Zweiten Weltkrieg nur gesteigert, je mehr offene Küsten sich die Eroberer einver-

leibten und als offene Flanken zur Invasion anbieten mußten: Denn wie hätten die unendlichen Küstenfronten gleichzeitig mit den Landfronten je geschützt werden können?

Heute geht es aber nicht nur darum, die Seeherrschaft des Westens zu sichern, um die tödliche Abschneidung Westeuropas von seinem zivilen und militärischen Nachschub durch sowjetische U-Boote und Flugzeuge zu verhindern. Auch die Befreiung Europas nach einer vorausgehenden Niederwerfung durch die „russische Dampfwalze“ mittels amphibischer Operationen erscheint nicht besonders interessant. Vielmehr erhebt sich die Frage, wie ein sowjetischer Angriff auf Europa überhaupt verhindert oder wie er am Beginn gestoppt werden kann. Offensichtlich sind die westlichen Landstreitkräfte dazu weder heute noch morgen in der Lage, und die Aussicht darauf, zum Schlachtfeld zwischen Ost und West zu werden, wirkt sich auf die Politik ganz Europas und des Nahen Ostens aus. Im kontinentalen Denken enden Strategie und Taktik an den Ufern der Meere, und so übersieht man leicht, daß die Seeherrschaft wesentliche Aufgaben der Landverteidigung mit übernehmen kann.

Mehr als jemals ist der Krieg heute zu einer totalen Vernichtungsaktion geworden und ist also nicht mehr die „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Zwar ist der Westen heute noch im Vorsprung bei der Anwendung von Atomwaffen, aber einmal mag der Angreifer sich stark genug glauben, um durch einen „Blitzkrieg“ die Zentren des Widerstandes vernichten und die beherrschenden strategischen Positionen einnehmen zu können. Gerade dagegen bietet die Seeherrschaft eine gute Garantie: Eine Kette von einkreisenden „globalen“ Stützpunkten dezentralisiert die Gegenkräfte, und die leicht beweglichen Flottenverbände mit ihren „Kernen“, den Flugzeugträgern, machen es der angreifenden Landmacht weitgehend unmöglich, den Gegner im Blitzkrieg zu überwinden. Da jede Massierung militärischer Formationen, aber auch die Konzentration von technischen Anlagen oder lebenswichtigen

Produktionen von Nachteil im Krieg der Atomwaffen ist, so wäre auch ein sowjetischer Masseneinsatz von Menschen und Maschinen im Angriff leicht verwundbar. Hingegen adieren sich die weit auseinanderliegenden Luft- und Flottenstützpunkte mit ihren verteilten Flottenverbänden zu überall frontnahen Widerstandskräften. Mit der Dezentralisierung, der leichten und schnellen Beweglichkeit und der hohen Zerstörungskraft der „Waffenträger“ erfüllt sich die Forderung des „getrennt marschieren und vereint schlagen“ durch die Mittel der Seeherrschaft.

Da Flugzeuge und Raketen die stärksten Fernwaffen sind, sind die „Waffenträger“ der Seeherrschaft heute mit ihnen bestückt. Je nach ihrer Art beherbergen Flugzeugträger entweder Jäger (und U-Bootjäger) oder Bomber auch schwerer Bauart und großer Reichweite. Sie sind Mittelpunkt eines eisernen Ringes aus Raketenkreuzern mit ferngesteuerten V-Geschossen zur Luftabwehr und zum Landbeschuß, umgeben von Spezialbooten zur Aufspürung und Abwehr feindlicher U-Boote und beschirmt von einem weitgezogenen Radarschiffsverband. Diese schwimmenden und daher von Landverhältnissen unabhängigen Flugstützpunkte können durch eigene U-Boot-Mutterschiffe und Truppentransporter ergänzt werden, wie auch eine Kette von Versorgungs-Schiffen den ganzen Verband möglichst unabhängig von Häfen und Reisezeiten macht oder ihn zu wiederholten Einsätzen befähigt. So verfügt der moderne Flottenverband über eine außerordentlich große Feuer- und Zerstörungskraft. Beträgt heute die Reichweite von Schiffsraketen mindestens 100 km, so wird sie in einigen Jahren auf das sechs- oder zehnfache ansteigen können. Im Schutz der Jägerflugzeuge können Marine-Bomber heute 1500 km – oder von der Nordsee aus nach Archangelsk, Welikije Luki, Witebsk oder Minsk begleitet werden; von der Barentsee ist ihr Eindringen bis nach Moskau, Ufa im Ural und darüber hinaus bis nach Tobolsk in Sibirien möglich; vom östlichen Mittelmeer aus können sie bis nach Baku, Rostow und Kiew vorstoßen. Unter dem Schutz der konzentrierten Waffenwirkungen ist der Flottenverband zu Landungsunternehmen in der „offenen Küstenflanke“ tief im Hinterland des Angreifers befähigt.

So ist das Meer nicht Ende, sondern Anfang des Verteidigungsraumes, Aufmarsch-

und Angriffsbasis gegen offene Flanken. Das Ziel der Seeherrschaft ist es, eine Kette von Luft- und Flottenstützpunkten (oder Radar-Systemen) bis an die Küsten des Feindes heranzuschieben, um dessen Seestreitkräfte außerdem vom offenen Meere abzuriegeln. Daraus erklärt sich die außerordentliche Bedeutung so „unscheinbarer“ und (im Vergleich zur Sowjetunion) schwacher Staaten oder Gegenden wie Spitzbergen, Norwegen und Dänemark in der nördlichen Verteidigungszone oder der Türkei und Griechenlands als Ecksteine der europäischen Sicherheit. Die Öffnung der Ostsee oder des Schwarzen Meeres für die Europa-Flotte müßte die „russische Dampfwalze“ schnell stoppen. Letzter Ausdruck der Seeherrschaft ist der Besitz des anderen Ufers – der „Gegenküste“, während Ausgangspunkt für die Bekämpfung der Seeherrschaft natürlicherweise der Zugang zum offenen Meer überhaupt ist, mit der Ausdehnung von Stützpunkten auf Küsten und Meeresräume. Dabei baut die überlegene Seemacht in relativ unangreifbaren Hintergründen der Weltmeere ihre Operationsbasen aus, von denen aus „vereint schlagende“ Verbände immer neue empfindliche Punkte des Gegners angreifen oder in Besitz nehmen – wie es das Vordringen der USA nach Japan oder die Invasion Eisenhowers in Marokko gezeigt haben. Heute ist Marokko die Operationsbasis für Westeuropa und das Mittelmeer, von der aus Griechenland und die Türkei gestützt werden, während Position und Küstenbeschaffenheit Italien nur an der Seite, nie als Gegner der Seeherrschaft existieren läßt. Eben die Invasion Marokkos ließ die südliche Verteidigungsfront Hitlers zusammenbrechen und statuierte die alliierte Seeherrschaft, während Montgomerys Sieg bei El Alamein nur den Suez-Kanal und den Nahen Osten sicherte. Wie die Flottenverbände nehmen auch die „strategischen Bomberverbände“ ihren Ausgangspunkt von den großen Operationsbasen, denn die Ausrüstung beider Kriegswerkzeuge erfordert eine zu umfangreiche Organisation für ohnehin hoch beanspruchte Landfronten.

Jedoch begibt sich die See-Strategie beim Aufbau von Basen und Stützpunkten mitten in die politischen Auseinandersetzungen und in die politische Auflösung des Imperialismus und Kolonialismus hinein. Dem Abbau der politisch-wirtschaftlichen Verwaltung steht der Aufbau militärischer und wirtschafts-

strategischer Positionen gegenüber. Am deutlichsten wird dieser Widerspruch an dem Rückzug Großbritanniens aus Palästina und dem gesamten Osten vor dem Ost-West-Konflikt und der heutigen strategischen Bedeutung des Staates Israel, der als einzige Militärmacht imstande wäre, mit westlicher Hilfe einen Vorstoß der Sowjets durch Persien zum Suez-Kanal und darüber hinaus zu verhindern. Der effektive Widerstand der arabischen Staaten gegen die westliche Politik und Strategie kann sie in Abhängigkeit zur sowjetischen bringen, wodurch sich der Druck des Westens wiederum verstärken müßte. Bei der Verhütung des „Großen Krieges“ vom Westen aus, gegenüber dem sowjetischen Ziel der politischen Unterwerfung aller Länder unter die Moskauer Zentrale, kann es heute kaum mehr neutrale Räume geben: So kann es zu einer weiteren Reihe „kleiner Kriege“ und Bürgerkriege kommen, die der westlichen Strategie im wahrsten Sinne des Wortes den Boden unter den Füßen entziehen. Hier endet die Weisheit strategischer Überlegungen und beginnt die Formulierung von politischen und kulturellen Konzeptionen, von Glaubensinhalten, nach denen der Mensch handelt und die Dinge benennt. Das „Marine-Englisch“ ist eben an Land unverständlich...

Theo Thirk

Zur Bedeutung der Flugzeugträger

Sehr geehrte Herren!

Ich stimme den Aufsätzen von Pantenius über die Flugzeugträger¹ im Ganzen durchaus zu, habe aber das Gefühl, als ob er in seiner Bearbeitung des pazifischen Krieges noch nicht ganz bis zu den letzten Folgerungen vorgestoßen wäre, die aus den die Entscheidungen bringenden Erfolgen der amerikanischen Trägerluftwaffe gezogen werden müssen.

Die nur angedeuteten Erklärungen, weshalb die japanischen Träger trotz anfänglicher Überlegenheit an Zahl später nicht mehr zu entscheidenden Erfolgen kamen, befriedigen nicht. Sie gehen auch aus dem bisherigen Schrifttum nur mangelhaft hervor. Ausführlicheres dazu bringt erst Vizeadmiral P. Barfoot in den Heften der Revue Maritime von August, September und Oktober 1952, der versucht, die Gedanken der japanischen Stra-

ategie vom Standpunkt der japanischen Führung aus zu deuten. Dabei bleiben die taktischen Probleme des Einsatzes und der Bewährung der Träger in betrieblicher Hinsicht, die auf japanischer Seite eine beträchtliche Rolle gespielt haben müssen, trotzdem noch sehr unklar. Im Trägerbetrieb müssen entscheidende Schwächen gelegen haben, wie sich z. B. in der fast jedesmal raschen Vernichtung der Schiffe zeigte. Man könnte die Frage nach rassepsychologischen Ursachen aufwerfen, über die mir kein Urteil möglich ist.

Nach einem im Septemberheft der United States Naval Institute Proceedings erschienenen Bericht des japanischen Kapitäns Fuchida, der als taktischer Führer den Angriff leitete, hat Nagumo sich gescheut, einen weiteren Angriff auf Pearl Harbor anzusetzen, weil er zu schwere Verluste im Verhältnis zu dem anzurichtenden weiteren Schaden befürchtete und nicht glaubte, daß noch merklich größerer Schaden angerichtet werden könnte, weil er außerdem nichts über den Verbleib der nicht im Hafen befindlichen Seestreitkräfte wußte und weil er sich schließlich scheute, im Bereich der US-Landluftwaffe zu bleiben, deren Stärke er nach aufgefangenen Meldungen auf 50 einsatzfähige Maschinen bezifferte.

Die LEXINGTON wäre trotz der Treffer wahrscheinlich einzubringen gewesen, da sie einen relativ guten Unterwasserschutz besaß, wenn sie auch schon fast 20 Jahre alt war. Sie ist an der Folge mehrerer kurz nacheinander erfolgter Explosionen von schleichen den Benzindämpfen zugrunde gegangen, die sich an laufenden E-Maschinen entzündet haben. Hierzu haben sehr geringe Benzinmengen genügt, da die Dämpfe nur in einem 3- bis 6prozentigen Gemisch explosibel sind. Der Verzug gegenüber den Treffern erklärt sich daraus, daß die schweren Dämpfe sich allmählich an den tiefsten Stellen ausbreiteten. Diese Gefahrenquelle hat beim Entwurf der Träger in allen Marinen eine sehr große Rolle gespielt, war aber, wie es scheint, doch noch nicht richtig überwunden.

Der Angriff gegen Dutch Harbor ist ein zweifellos großangelegtes Ablenkungsmanöver gewesen, das sich dadurch, daß die US-Streitkräfte nicht darauf eingingen, infolge der notwendigen Zersplitterung der Kräfte zum Nachteil der Japaner und zum Verlust der Schlacht bei Midway auswirkte. Dabei möge offen bleiben, ob die Nichtbeachtung

¹ Geopolitik, Oktober und November 1952

der Diversion darauf beruhte, daß es den USA im betroffenen Raum an Streitkräften fehlte, was der Unterzeichnete als wahrscheinlich annimmt, oder darauf, daß man die Absicht des Gegners erkannt hatte. Schließlich kann auch der durch die klimatischen Bedingungen des Nordpazifik gewährte natürliche Schutz eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Man darf nach Ansicht des Unterzeichneten heute durchaus sagen, daß der Träger das Schlachtschiff als capital ship, als Hauptkampfschiff, abgelöst hat, wie im Nauticus 1952 in der Arbeit „Der Flugzeugträger als Schlachtschiff“ ausgeführt ist. Das Trägerflugzeug wurde in den Schlachten im Pazifik zur schlachtentscheidenden Waffe, weil es als Waffenträger (Bomber bzw. Torpedoflugzeug) sowie als Aufklärer und Sicherungsmittel weiter reicht, wirksamer trifft (ob mit höheren Trefferprozenten als die Artillerie und die Schiffstorpedowaffe, ist mangels Unterlagen nicht zu sagen), weiter sieht und schneller ist als die einschlägigen „klassischen“ Waffen und Mittel des Seekrieges. Dem Träger gegenüber ist das Schlachtschiff alter Art als capital ship nicht mehr „wirtschaftlich“ genug. Heute sind Schlachtschiffe und Kreuzer, soweit sie noch vorhanden sind, vornehmlich Trabanten des Trägers mit der Hauptaufgabe, durch ihre Fla-Maschinenwaffen die Abwehr gegen Torpedoflugzeuge und Sturzbomber zu verstärken, bzw. sie überhaupt erst auf die notwendige Vollständigkeit zu bringen. Die Hauptartillerie hat ihre frühere Bedeutung weitgehend eingebüßt, wenn auch eine gelegentliche Verwendung zu Bombardements – besonders als Ergänzung vorhergegangener Luftbombardements – durchaus erfolgreich sein kann, wie im pazifischen Krieg öfter demonstriert wurde. Die Ereignisse des Seekrieges im atlantisch-europäischen Raum, z. B. die Vernichtung der „Bismarck“ haben demgegenüber keine Beweiskraft mehr. Es erscheint gewagt, den Träger als eine „Seekriegswaffe“ hinzustellen. Natürlich ist er als Kampfschiff an die See gebunden, aber gerade der Träger hat schon und wird in Zukunft noch weit mehr die alten Anschauungen von einer eigenständigen „Seekriegs- oder Landkriegs-Führung“ durchbrechen. Der moderne Kampfflugzeugträger, insbesondere in seinen letzten größten Erscheinungsformen, ist ein schnell beweglicher Luftstützpunkt von einer tief ins Land hinein reichenden Wirkungsmöglichkeit. Das

hat bereits der Korea-Krieg eindeutig bewiesen. Wer ihn nur als Landoperationen unterstützend ansieht, sieht die Zusammenhänge schief. Amerikanische Autoren weisen in immer größerem Umfange auf seine Bedeutung als schnell beweglicher Stützpunkt für die neuzeitliche Kriegführung hin. Gerade der Träger und seine Luftwaffe sind mehr als alles andere dazu angetan, das, was man heute als „amphibische Operation“ bezeichnet – das ältere Schrifttum aus der Zeit vor dem Kriege spricht im gleichen Sinne von „kombinierten Operationen“ – zu wirklichen Wehrmacht-Operationen zu machen. Verlangen Unternehmungen dieser Art doch zunächst grundsätzlich, unbeschadet ihres Ausmaßes, ein viel tieferes Verständnis der Führung der Landstreitkräfte für die Verwendung der See- und Luftstreitkräfte und umgekehrt, als es früher vorhanden und notwendig war. Die amerikanische Führung hat im pazifischen Kriege (und auch bei den Landungen in Europa) außerordentlich gut verstanden, das frühere Nebeneinander der Wehrmachteile unter voller Wahrung der arteigenen Kampfesweise auf allen Ebenen zu einem unauflöslichen Miteinander zu steigern, d. h. sie hat den Sinn der HdV „Führung und Gefecht der verbundenen Waffen“ von der taktischen auf die strategische, auf die höchste operative Ebene erhoben.

In dieser Erkenntnis ist der eigentliche Kern der Bedeutung der Flugzeugträger von heute zu sehen.

Wilhelm Hadelar

Die Luftmacht als drittes Element

Messieurs,

Je vous autorise à reproduire dans votre revue la subdivision 8 de mon article paru dans la Revue „L'Armée – La Nation“ – no 5 du 5 mai 1952. J'y ai dit:

Bien des controverses se sont élevées au sujet des valeurs relatives de la puissance terrestre et de la puissance maritime. Un troisième élément, la puissance aérienne, est venu compliquer davantage le problème. Les théoriciens de la puissance terrestre ou de la puissance maritime et actuellement ceux de la puissance aérienne admettent respectivement comme postulat à leurs théories que le pivot de la puissance militaire d'une nation est constitué soit par les forces terrestres, soit par les forces maritimes, soit par les forces aériennes.

La nation de puissance terrestre sera suffisamment définie lorsqu'on affirme que l'U.R.S.S. est un exemple parfait de puissance terrestre s'étendant à de vastes espaces continentaux où elle exerce une maîtrise incontestée.

La Grande-Bretagne représente le prototype de puissance maritime. Et dans l'océan du monde des géopoliticiens, les Etats-Unis s'identifient avec la puissance maritime. Etre maître de la mer, cela consiste à réaliser la sécurité de ses communications maritimes; ceci confère et la liberté de puiser dans les ressources du monde entier pour développer son effort de guerre et la faculté de transporter ses forces armées sur des théâtres d'opérations lointains d'une manière économique et à grand rendement. Mais en même temps, être maître de la mer cela signifie que l'adversaire est privé de ces avantages et qu'il peut être bloqué sur son territoire et acculé un jour à la capitulation.

Quant à la puissance aérienne, jusqu'à ce jour, aucune nation n'a pu se constituer un empire basé sur la force aérienne exclusive. La grosse hypothèque qui grève le développement de la puissance maritime et de la puissance aérienne, c'est que l'une et l'autre exigent une suprématie absolue pour être pleinement efficace.

La Grande-Bretagne dut payer un tribut de 11 millions de tonnes de navires marchands coulés de 1939 à 1944; il fallut quatre ans aux Anglo-Américains pour conquérir la suprématie aérienne absolue au-dessus de l'Allemagne. Selon Mahan, la puissance maritime est le moyen incontesté pour arriver à la domination de la terre. Se basant sur l'étude de l'histoire des guerres navales de 1660 jusqu'à 1815, il prouvait que le contrôle des mers assure le contrôle de la terre. La thèse de Mahan, formulée en 1890, reçut confirmation jusqu'en 1945. Mais, au cours de la première guerre mondiale, le sous-marin avait été une grave menace pour la puissance maritime. Le sous-marin, l'aviation, la mine furent des ennemis redoutables de la puissance maritime au cours de la deuxième guerre mondiale. Pour beaucoup d'observateurs, en face des progrès techniques, le dogme de Mahan devrait être plus nuancé; il était juste de constater également que la victoire anglo-américaine sur le Reich en 1945 n'avait été obtenue qu'avec le puissant concours de

l'U.R.S.S. La grande leçon à tirer de l'expérience de la deuxième guerre mondiale était que la puissance maritime à elle-seule n'était plus suffisante; il avait fallu la conjugaison et de la marine et de l'aviation pour permettre l'emploi de la force terrestre. La loi de Mahan devait être corrigée et c'était le contrôle de la mer et de l'air qui pouvait assurer le contrôle de la terre.

Face à la puissance maritime s'est dressée longtemps la puissance continentale — qui prétend à la domination par le truchement de sa puissance terrestre — Napoléon avait tenu l'Angleterre en respect pendant vingt ans; Guillaume II avait contrôlé pendant quatre ans une grande partie de l'Europe; Hitler avait poussé sa puissance de l'Atlantique à la Volga. Pourquoi la terre, en fin de compte, a-t-elle toujours été vaincue?

Les géopoliticiens constatèrent à juste titre que les conquérants continentaux avaient mené la lutte dans un rapport de forces qui leur était très défavorable; les Centraux étaient inférieurs à l'Entente; le potentiel de l'Axe était inférieur à celui des Nations Unies. Cependant, la mise au pas de l'agresseur continental avait été de plus en plus difficile. Les géopoliticiens proclament que la tendance est renversée; quand la puissance terrestre aura plus de mobilité grâce à ses transports, elle pourra à elle seule triompher de la mer; elle devra triompher également de l'aviation adverse, ce qui signifie que la condition indispensable pour la victoire de la puissance continentale, c'est la conjugaison de la puissance terrestre et de la puissance aérienne; sa puissance devient aéro-terrestre face à l'adversaire aéro-naval.

Le cas de l'U.R.S.S. opposé au bloc des Nations atlantiques est bien différent des anciens exemples d'opposition de la mer contre la terre; l'U.R.S.S. est une puissance supra-continentale qui réalise tous les desiderata formulés par les géopoliticiens pour la conquête de l'hégémonie mondiale. Le rapport des potentiels des deux blocs est loin de l'équilibre.

B. E. M. Dinjeart

Die Hauptstadt Europas

Sehr geehrte Herren!

Der Aufsatz „Europäische Außenpolitik“ im Januarheft setzt ein Europa voraus, das

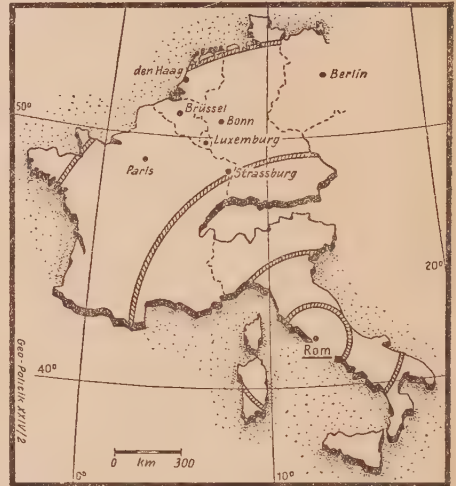
staatsähnlich organisiert ist. Es erhebt sich die Frage nach der Hauptstadt dieses Gemeinwesens.

Wenn wir „Hauptstadt“ sagen, ist damit mehr gemeint als der Sitz von Behörden, Ministerien, parlamentarischen Körperschaften. Gerade ein Staatswesen, das erst in Bildung ist, braucht eine Metropole, die sichtbarer Ausdruck seines Staatsgeistes ist. Eine Hauptstadt ist das Inhaltsverzeichnis ihres Landes; in ihr trifft sich die ganze Nation. Und wenn keine Nation Europa geschaffen wird, kann Europa nicht sein. — Aber wir leben nicht in Australien oder in Amerika — wir sind Kinder des ältesten Erdteils, und so können und dürfen wir unsere Vergangenheit nicht verleugnen. Das Gewicht unserer Geschichte, nicht nutzbar gemacht, würde uns erdrücken.

Die Zeitschrift für Geopolitik hat bei der Suche nach neuen Hauptstädten eine gewisse Tradition; Anfang der 30er Jahre wollte sie Berlin nach Halberstadt evakuieren! Aber hüten wir uns vor abstrakten Kartenlösungen. Die Frage nach einer europäischen Hauptstadt ist kein Blick auf Fahrpläne und Statistiken, sie ist der Entschluß, für die Vergangenheit und Zukunft der Völker Westeuropas einen gemeinsamen Nenner zu finden. Das zukünftige Europa braucht einen Kristallisationspunkt seines politischen und wirtschaftlichen und ebenso sehr auch seines kulturellen Lebens. Nur eine Weltstadt schafft dafür das Fluidum und kann die starken zentrifugalen Kräfte aufheben, die an der europäischen Einheit noch lange reißen und zeren werden. Und die europäischen Völker haben ein Symbol ihrer Gemeinsamkeit. Es ist die ewige Stadt ROM. Sie ist nicht nur die Stadt der Latinität, sondern auch das — man kann sagen — Jahrtausende alte Ziel nordländischer Sehnsucht; sie ist der Ort, in dem sich das gemeinsame abendländische Erbe manifestiert.

Auch der Ausgangspunkt einer gemeinsamen europäischen Zukunft zu sein, ist Rom geeignet. Die europäische Gemeinschaft muß mehr sein als eine getarnte Reparationskommission, als eine Paralisierung des deutsch-französischen Gegensatzes. Sie müßte auch sein, wenn Deutschland ihr nicht beitreten könnte. Ihre Zukunft liegt nicht zwischen Briey und Essen, noch nicht einmal in der gemeinsamen Sicherheit, sondern im Kolonisationsraum jenseits des Mittelmeeres.

Das heißt also: Wenn der Freund aesthetischer Kartenlösungen einen europäischen Mittelpunkt sucht, muß er erst wissen, wessen Mitte er meint. Die Gunst der Lage einer künftigen europäischen Hauptstadt erweist sich nicht, wenn sie für die Außenminister von Bonn oder Paris leicht erreichbar ist; sie hat sich an der weltpolitischen Stellung und an der afrikanischen Aufgabe Europas zu orientieren.



Die praktische Durchführung dieses Gedankens — Rom als europäische Hauptstadt — ist durchaus möglich. Eine Schwierigkeit besteht zweifellos darin, daß Rom für den nordwesteuropäischen Raum etwas abgelegen ist. Aber durch einen großzügigen Ausbau der Verkehrsverbindungen, besonders des Flugnetzes, ließe sich dieses Problem zweifellos lösen. Dagegen ist die militärisch relativ gesicherte Lage ein starkes Plus, das man nicht unterschätzen sollte. Sie ist durch die Annäherung Jugoslawiens an den Westen noch gestärkt worden. Die Stadt selbst ist durchaus geeignet, zahlreiche Behörden aufzunehmen und einen starken Anstieg der Bevölkerungszahl zu meistern. Denkbar wäre besonders eine Ausdehnung nach dem Meere zu, „verso il mare“. Für die repräsentativen und Verwaltungsbauten käme vielleicht das Gelände der Weltausstellung in Betracht; es ist durch die modernste U-Bahn Europas, via Circus Maximus und Colosseum, mit dem neuesten und schönsten Bahnhof Italiens, Termini, verbunden.

Eberhardt Schwalm

Die Völker Jugoslawiens

Sehr geehrte Herren!

Gestatten Sie mir zu dem Beitrag über „Die Völker im neuen Jugoslawien“ in Heft 11/1952 einige ergänzende Bemerkungen. – Die Frage, warum die jugoslawische Volkszählung von 1948 eine gesonderte Gruppe der Mohammedaner, die sich keiner Nationalität anschließen, ausgewiesen hat, sieht der Verfasser doch unter zu speziellen Gesichtspunkten. Gewiß sollte aus taktischen Gründen eine neue, zusätzliche Einheit geschaffen werden, aber nicht allein, um das Kroatentum zu schwächen, sondern ganz allgemein mit dem Ziele, die Aufspaltung der völkischen Struktur des Gesamtstaates voranzutreiben, um – nach bolschewistischem Modell – dadurch und in Verbindung mit einer geschickten Sprach- und Schulpolitik besser die nationalen Gruppen ihrer politischen Essenz entkleiden zu können. Die zahlenmäßigen Abstriche, die sich das Serbentum infolge der Aussonderung der Montenegriener und Mazedonier sowie der Anerkennung einer bisher ebenfalls in der serbokroatischen Gruppe gezählten bulgarischen Minderheit (1948 61 140) gefallen lassen mußte, finden u. a. auch hierin ihre Erklärung. Im Falle der bosnischen Mohammedaner kam die Belgrader Regierung im übrigen einer tief eingewurzelten Neigung dieser konfessionellen Einheit entgegen, sich weder zum Kroatentum noch zum Serbentum zu bekennen, um sich aus der geschichtlich so schicksalhaften kroatisch-serbischen Spannung mit typisch mohammedanischer Schläue (oder Weisheit) herauszuhalten. Unklar ist, wieso die albanische Volksgruppe in Jugoslawien mit ihren 750 431 Seelen (1948) „fast die gleiche Zahl“ haben soll wie das albanische Volk in Albanien selbst (1 175 000). Glaubt der Verfasser, daß nicht alle Albaner 1948 gezählt wurden? Tatsächlich entspricht das Ergebnis der damaligen Erhebung durchaus den optimistischsten Erwartungen der Albaner selbst. Erst für die in Vorbereitung befindliche Zählung im März 1953 ist – angesichts der Feindschaft zwischen Jugoslawien und Albanien aus durchsichtigen Gründen – zu erwarten, daß wieder wie früher nicht alle Albaner statistisch als solche erfaßt werden, wurden 1931 doch nur 505 259 (nicht 342 000!) jugoslawische Staatsangehörige albanischer Nationalität gezählt. Diese Erwartung ent-

spricht auch Andeutungen des Statistischen Bundesamtes in Belgrad, das eine zahlenmäßige Schrumpfung vor allem der albanischen und der madjarischen Volksgruppe prophezeit. – Einer kleinen Korrektur und Ergänzung bedarf auch die Angabe über die Rumänen in Jugoslawien. 1931 wurden nicht 63 853, sondern 137 879 gezählt. Interessant ist, daß 1948 die Rumänen südlich der Donau nahezu alle als „Walachen“ deklariert wurden, wobei im Sinne der Aufspaltungstaktik großzügig die schwachen aromunischen Reste in Mazedonien und die sogenannten „Timokrumänen“ im Winkel zwischen der Donau und der bulgarischen Grenze zu einer – im übrigen politisch farblosen und ungefährlichen – walachischen Nationalität zusammengefaßt wurden.

Schließlich noch ein Wort zum Verhältnis der jugoslawischen Völker zum Staat. Ich glaube, mit der imperativen Formulierung, daß auch heute in Jugoslawien nur die Serben (und allenfalls noch die Montenegriener) „als Staatsvolk gelten“, kommt man allein dem heutigen Staatsproblem dieses Raumes nicht näher. Die Bevölkerungsteile, die den Titostaat ablehnen, gehen quer durch alle Nationalitäten hindurch. Vor allem war der recht massive und ausgedehnte Block des königstreuen serbischen Bauerntums ebenso wenig Träger der jugoslawischen Partisanenbewegung, wie er jetzt ein Freund des Titokommunismus ist. Andererseits sind zwar die Slowenen katholisch, aber sie stellen doch mit ihren kleinbürgerlichen Intellektuellen eine wichtige Garde der Staatsführung (z. B. Kardelj, Kidritsch, Bebler usw.) und setzen nach wie vor die Tradition von Koroschec als Befürworter einer gesamtjugoslawischen Konzeption fort, so daß, wenn schon von „Staatsvölkern“ die Rede sein soll, die Slowenen mitgenannt werden müssen. Das sollte man ebenso nicht übersehen wie die Tatsache, daß sich die madjarische und albanische Volksgruppe unter den gegenwärtigen Umständen (entgegen der Meinung des Verfassers) keineswegs wünschen, von ihren kommunistischen Mutterländern „heimgeholt“ zu werden. So widersinnig es klingen mag, diese Minderheiten bilden auf diese Weise mindestens zur Zeit ebenfalls ein Ferment des Staates.

Damit ist angedeutet, daß der jugoslawische Staat in seiner früheren wie heutigen Struktur gewiß ein höchst problematisches (von seiner Gründung her sicherlich serbisch be-

stimmtes) Gebilde ist. Aber die Probleme sind zu komplex, als daß man alle Schwierigkeiten allein auf eine selbstverständliche und notwendige Feindschaft der Serben mit allen ihren Nachbarn zurückführen könnte. Auch bei vollstem Verständnis für die politischen Gefühle der Kroaten ist eine augenblicklich doch recht theoretische Zusammenzählung von Gefolgsleuten und Gegnern des jugoslawischen Staates für die Zukunft von ebenso begrenztem Nutzen wie die Vorstellung, daß am Ende nur stärker nationalstaatliche Regelungen in diesem stark verzahnten Vielvölkerraum möglich seien.

Walter Hildebrandt

Das Schicksal Rudolf Hilferdings

Sehr geehrte Herren!

In der Novembernummer der „Geopolitik“ veröffentlichten Sie eine Zuschrift von Hermann Rauschning zum Gedächtnis an Rudolf Hilferding, die ich mit großem Interesse gelesen habe. Ich fühle mich verpflichtet, in einem Punkt die Darstellung von Rauschning um der geschichtlichen Wahrheit willen zu korrigieren.

Ich traf im September 1940 in Marseille mit Rudolf Hilferding und Rudolf Breitscheid in ihrem Hotel zusammen. Sie hatten versäumt, rechtzeitig Frankreich zu verlassen, was auch nach der Niederlage der französischen Armee im Juni 1940 noch möglich gewesen wäre. Hilferding und Breitscheid wurde kurz nach meinem Besuch im Herbst des Jahres 1940 von der französischen Polizei in Arles Zwangsdomizil angewiesen. Dieselbe französische Polizei lieferte die beiden Freunde wenige Wochen später der Gestapo in Vichy aus, von der sie nach Paris verbracht wurden. In einem Pariser Gefängnis wurde Rudolf Hilferding erhängt aufgefunden; angeblich lag Selbstmord vor. Breitscheid wurde ins Gefängnis nach Berlin-Moabit versetzt, von wo er später in die Umgebung des Konzentrationslagers Buchenwald verbracht wurde.

Hans Oprecht

Zum Januarheft 1953

Auf S. 10 im Januarheft 1953 muß es im ersten Absatz nach dem Zwischentitel heißen, daß die Wiederherstellung eines Gleichgewichts zu den unaufschiebbaren (nicht den „aufschiebbaren“) Problemen gehört. Auf der Karte von Preußens Ostprovinzen (S. 37) ist nicht ausdrücklich vermerkt, daß der sowjetisch besetzte Nordteil Ostpreußens fehlt.

Zum Gedächtnis an Hans Merensky

Im Alter von 81 Jahren starb im Oktober 1952 Dr. Hans Merensky. Geboren als Sohn eines bedeutenden Afrikanisten und Missionars, ging er 1904 als Geologe nach Südafrika zurück. Infolge seiner Vertrautheit mit der dortigen Landschaft und seiner gediegenen deutschen Fachausbildung wurde er in den zwanziger Jahren einer der erfolgreichsten Bergingenieure. Seine sensationellen Entdeckungen der nach ihm benannten Platinader bei Leydenburg und vor allem der großen Diamantenvorkommen am Unterlauf des Oranje erregten Aufsehen. Später wandte er sich der Landwirtschaft zu und förderte auf seinen Musterfarmen in nachdrücklicher Weise die Aufforstung der von Erosion bedrohten Gebiete. Sein Millionenvermögen diente ihm vor allem dazu, in einzigartiger Weise die Wissenschaft zu fördern. Er stiftete Professuren, schenkte Bibliotheken, unterstützte hygienische Forschungen und war ein großer Freund des Schulwesens. Besonders die deutsche Wissenschaft muß ihm dankbar sein. Immer wieder hat er die Reisen deutscher Gelehrter in Südafrika, auch wissenschaftliche Institute hier in Deutschland, auf das freigiebigste unterstützt, und zwischen den Weltkriegen ist er es gewesen, der vor allen anderen die Möglichkeit der „Feldforschung“ in Südafrika geschaffen hat. Eine Fülle von Ehrungen, die ihm zuteil wurde, war wohlverdient. Dabei ist er immer derselbe geblieben: bescheiden, selbstlos, in allem ein wahrer Menschenfreund, bei dessen Tode Buren, Engländer und Deutsche in gemeinsamer Trauer seine hohen Verdienste anerkannten.

Wahrhold Drascher

Die geopolitische Erbschaft der Sieger

Admiral Nimitz, der während des Krieges in Ostasien die amerikanischen Seeestreitkräfte befehligte, zog am 15. Januar 1953 in einer Rede in San Franzisko wieder einmal mit der Unbeschwertheit, die gewissen Militärs eigen ist, die Summe aus dem Zweiten Weltkrieg. Er erklärte, die Politik der unbedingten Kapitulation gegenüber Deutschland und Japan sei ein großer Fehler gewesen, da die Vernichtung der deutschen Militärmacht und des deutschen Willens zur Selbstverteidigung in Europa zur Bildung eines Vakuums geführt habe, das nun von der Sowjetunion ausgefüllt werde. Das gleiche gelte für Japan.

Nimitz hat damit bloß, auf zwei konkrete Fälle angewendet, das Gesetz der geopolitischen Erbschaften ausgesprochen. Andere haben das vor ihm schon längst getan, und selbst während der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges hat es keineswegs an Stimmen gefehlt, die warnend darauf hinwiesen. Genützt hat es gar nichts. Erst durch die Erfahrungen der Nachkriegszeit wurden die maßgebenden Politiker mit der Nase wieder darauf gestoßen, daß dieses Gesetz existiert und auch dann funktioniert, wenn die Sieger es nicht wünschen.

Der Fall Deutschlands zeigt außerordentlich deutlich, wie dieses Gesetz in die Weltpolitik ein konservatives, bewahrendes Element hineinbringt. Bei Kriegsende war der Wille der Siegermächte, Deutschland von der Landkarte auszuradieren, unbestreitbar vorhanden.

Der Vorsatz konnte nicht ausgeführt werden, ja er ist sogar allmählich in sein Gegenteil verkehrt worden, weil mit dem Einmarsch der alliierten Truppen, mit der Besetzung Deutschlands, das geopolitische Interesse an der Erhaltung eines deutschen Staates automatisch auf die Besatzungsmächte überging. Sie erkannten urplötzlich, daß ein deutscher Staat notwendig war, und zwar in ihrem eigenen Interesse, da sich sonst die russische Macht unfehlbar an die Grenzen Frankreichs und der Niederlande, an die Nordsee vorgeschoben hätte.

Der zweite eklatante Fall einer geopolitischen Erbschaft in unseren Tagen ist Korea. Japan, dessen Machtpotential mit Kriegsende aus dieser strategisch so wichtigen Halbinsel verschwand, war nicht mehr in der Lage, dem Appetit der asiatischen Kontinentalmächte Widerstand zu leisten.

Also mußten die Sieger einspringen. An Stelle Japans finden sie sich heute in einen enorm kostspieligen Krieg verwickelt. Japan ist durch seine totale Kapitulation diesem Krieg ausgewichen, und die Westmächte, vor allem Amerika, sehen sich gezwungen, heute einen Kampf auszufechten, der vor allem japanisches Lebensinteresse ist.

Die Zerschlagung Österreich-Ungarns nach 1918 ist ein weiteres Schulbeispiel. Nur die Schwäche der Sowjetunion nach dem Ersten Weltkrieg ermöglichte das Zwischenspiel der Kleinen Entente.

Heute ist die Quittung für die Eliminierung der Doppelmonarchie an der Donau längst erteilt: Rußland ist in die machtleeren Räume eingerückt, ohne daß die

Westmächte es für nötig fanden, im „Donau-Korea“ ihr geopolitisches Erbe zu verteidigen. Diese Unterlassung kostet sie heute viele Milliarden: Atlantikpakt und deutsche Aufrüstung.

Auf einen Sonderfall geopolitisches Erbes hat der frühere amerikanische Botschafter in Moskau, George Kennan, in seinem Buch über die amerikanische Außenpolitik der letzten fünfzig Jahre aufmerksam gemacht. Die Annexion der Philippinen im spanisch-amerikanischen Krieg um die Jahrhundertwende bedeutete für die USA, daß sie von diesem Augenblick an eine sinnvolle Fernost-Politik beginnen mußten. Vorher gab es so etwas gar nicht.

Aber Amerika lernte aus dem philippinischen Beispiel wenig, wie die Kriegführung gegen Japan im Zweiten Weltkrieg zeigte. Anstatt schon während des Krieges daran zu denken, daß mit dem Sieg über Japan die USA zu dessen geopolitischen Erben und daß die historischen Gegner Japans damit zu Konkurrenten wurden, begünstigte die amerikanische Außenpolitik während und unmittelbar nach dem Krieg die Entstehung eines straff zentralisierten kommunistischen China.

Kennan ist sich der Wirksamkeit dieses Gesetzes außerordentlich bewußt. Aus diesem Grunde ist er beispielsweise ein Gegner aller jener Pläne, die auf eine Zerschlagung des russischen Staatsverbandes hinzielen. Er befürchtet, daß der eigentliche Erbe dieses Prozesses Deutschland wäre, das damit endlich seiner geopolitischen Einkreisung zwischen Westmächten und dem russischen Block entrinnen würde. Es erhielte nachträglich die freie Ostflanke geschenkt, nachdem es – wohl als folgenschwerstes historisches Versäumnis – die Entstehung eines zentralistischen Riesenstaates an seiner Ostgrenze nicht zu verhindern gewußt hat.

Als Gegenstück Kennans möchten wir am Rande Lord Norwich erwähnen. Dieses illustre britische Oberhausmitglied ist uns geläufiger unter seinem früheren Namen Sir Alfred Duff Cooper, weiland englischer Botschafter in Frankreich. Sein Deutschenhaß ist so rabiät, daß er jüngst wieder erklärte, eine russische Gefahr gebe es überhaupt nicht. Die einzige Gefahr, die er sehe, sei die deutsche. Er fand, es sei „das erstaunlichste Phänomen der Geschichte“, daß die Weltkriegsfeinde Deutschlands dieses nun drängten, Waffen in die Hand zu nehmen. Solche Weisheit mag erstaunen bei einem Mann, der es fertig brachte, ein Buch über Talleyrand zu schreiben.

Die Deutschen waren in dieser Hinsicht geschickt; sie begriffen nach dem Ersten Weltkrieg immerhin, wie günstig es für sie sein konnte, nicht mehr unter den Kolonialmächten zu rangieren. Sie überließen das geopolitische Erbe, eine „Unterdrückernation“ zu sein, jenen Mächten, die sich an den ehemals deutschen Kolonien gütlich taten. Und morgen könnten sie, wenn sie wollten, aus ihrer geopolitisch so unglücklichen und gefährlichen Mittellage und Zweiteilung Kapital schlagen, indem sie auf jeden Fall mit einer Hälfte im Siegerlager stehen.

* *

*

Allen Siegern, die glauben, sich nur der Aktiven des geschlagenen Gegners bemächtigen zu können, müßte man zurufen: „Aufgepaßt! Die Passiven kommen mit!“ Daß diese einfache Tatsache gerade im Zweiten Weltkrieg von den Siegern übersehen wurde, ist einer der Fehler, aus denen der Kalte Krieg entstand.

Neuer Fünfjahresplan und „Wachablösung“ der UdSSR

Primat der Innenpolitik

Abgesehen von der stetig wachsenden Stärke des Westlichen Welt dürften Überlegungen innenpolitischer Art den außenpolitischen Kurswechsel des Kreml, der sich bereits in der sowjetischen Deutschlandnote vom 10. März 1952 ankündigte, maßgebend beeinflusst haben. Nicht umsonst gilt in der Sowjetunion trotz der weltrevolutionären Zielsetzung der Grundsatz vom Primat der Innenpolitik. Dieser Grundsatz bedeutet, daß die beiden Hauptziele der sowjetischen Innenpolitik, die Erhaltung und Festigung des autokratischen Herrschaftssystems sowie die Stärkung des wehrwirtschaftlichen und militärischen Machtpotentials des Gesamtstaates, außenpolitischen Expansionszielen vorgehen.

Im Rahmen der weltrevolutionären Ideologie gehört der Sicherheit der sowjetischen Staats- und Gesellschaftsordnung als „Basis der Weltrevolution“ vor den weltrevolutionären Fernzielen in jedem Fall der Vorrang. Diese Basis muß soweit gefestigt und soweit stark sein, daß sie in der Lage ist, die gefährliche Zeit der revolutionären Ebbe zu überstehen, um auf dem Höhepunkt der revolutionären Flut ihr volles Gewicht in die Waagschale der Entscheidung werfen zu können.

Atempause zur Aufrüstung

Es scheint, daß Stalin und seine nächsten Mitarbeiter bereits 1950/51 zu der Einsicht gelangt sind, daß die Sowjetunion eine längere Atempause braucht, um mit dem Rüstungswettlauf Schritt zu halten und ihren wachsenden inneren Schwierigkeiten fertig zu werden. Hinzu kommt, daß der eurasiatische Wirtschaftsraum in ökonomischer Hinsicht in keiner Weise als hinreichend entwickelt und autark angesehen werden kann, von der politischen Problematik sowie der fehlenden sozialen und kulturellen Homogenität des Ostblocks ganz abgesehen. Der Kreml steht somit vor der Aufgabe, nicht nur die wirtschaftlichen Produktivkräfte der Sowjetunion und der ostmitteleuropäischen Satellitenstaaten stärker zu entfalten, sondern auch die Industrialisierung Chinas zu fördern.

Während China sich entwicklungsmäßig noch in der NEP-Periode befindet, streben die Sowjets mit ihren verstärkten Sozialisierungsmaßnahmen im mittel- und osteuropäischen Bereich bereits eine vollständige Angleichung dieser Wirtschaftszone an die vollsozialisierte Wirtschaftsbasis der Sowjetunion an. Gleichzeitig werden die Bindungen politisch-militärischer und kultureller Art verstärkt. Der Kreml ist sich bewußt, daß er für diese Integrationsmaßnahmen, welche die sowjetischen Kräfte im hohen Maße beanspruchen, Ruhe und Zeit braucht. Wird ihm diese Atempause durch ein Nachlassen der Rüstungsanstrengungen des Westens und durch ein Hinauszögern der europäischen Integration gewährt, so kann er sich nach dieser Atempause der Hoffnung hingeben, der kapitalistischen Umwelt mit einem weit größeren Machtpotential entgegenzutreten.

Daß der Kreml die sowjetischen Rüstungsanstrengungen in keiner Weise zu vermindern gedenkt, geht aus dem neuen Fünfjahresplan zur Entwicklung der UdSSR (1951—1955) hervor, der am 10. Oktober 1952 vom Parteikongreß bestätigt wurde und dessen wehrwirtschaftliche Zielsetzung unverkennbar ist.

Eine zentrale Bedeutung fällt im neuen Fünfjahresplan den „Stalinschen Großbauten“ zur Erweiterung der Energiebasis zu. Nach Fertigstellung des Wolga-Don-Kanals und des Zimljansker Kraftwerkes am Don mit einer Leistung von 160 000 kW im Sommer 1952 soll bis Ende 1955 das Mammutkraftwerk von Kuibyschew mit einer Leistung von 2,1 Millionen kW fertiggestellt und eine Hochspannungsleitung von Kuibyschew nach Moskau in Betrieb genommen werden. Die Gesamtkapazität der Kraftwerke soll auf das Doppelte, die der Wasserkraftwerke auf das dreifache gegenüber 1950 gesteigert werden. Die Arbeiten am Bau des Mammutkraftwerkes von Stalingrad und des Großkraftwerks von Kachowka, deren Abschluß bis 1957 vorgesehen ist, sollen intensiviert werden. Der Bau von weiteren Großkraftwerken soll begonnen werden. Die Mammutkraftwerke an der Wolga scheinen vor allem dazu bestimmt zu sein, die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, um der sowjetischen Rüstungsindustrie zu ermöglichen, auch auf dem entscheidenden Gebiet der Atombombenherstellung eine Verringerung des Vorsprungs der Vereinigten Staaten zu erreichen. Das Hauptaugenmerk des Kreml scheint dabei auf die Herstellung der H-Bombe gerichtet zu sein.

Die veränderte Machtkonstellation in der Parteiführung dürfte gegebenenfalls Chruschtschew ermöglichen, das Projekt der Kolchosstädte erneut aufzugreifen, um die Planerfüllung sichern zu können. Nicht umsonst sieht Stalins Traktat vor, daß das Kolcheseigentum auf das Niveau des Volkseigentums gehoben werden muß, um den Aufbau des Kommunismus in einem Lande zu ermöglichen.

Der zweite Nachkriegsfünfjahresplan heißt „Fünfjahrplan zur Entwicklung der UdSSR“ und nicht wie bisher „Fünfjahrplan zur Entwicklung der Volkswirtschaft der UdSSR“. Die Umbenennung zeigt, daß der Schwerpunkt der Planung nicht nur auf dem ökonomischen Sektor liegt. Um das Bildungsniveau zu heben, ist die Einführung der allgemeinen Oberschulpflicht in den größeren Städten und Industriezentren vorgesehen. Die Gesamtzahl der Studenten an den Technischen Hochschulen soll verdoppelt werden. Diese und ähnliche Maßnahmen auf dem kulturellen Gebiet zeigen, daß der neue Fünfjahresplan eine Entwicklung sämtlicher Bereiche des Sowjetstaates und eine Mobilisation aller seiner Kräfte anstrebt. Ohne Anwendung von Zwangsmaßnahmen wird diese totale Mobilmachung nicht zu verwirklichen sein.

Die totalitäre Autokratie

Malenkov bezeichnete darum die Stärkung der Staatsmacht als eines der Hauptziele der sowjetischen Innenpolitik. Der Verlauf des 19. Parteikongresses hat erneut gezeigt, daß der Sowjetstaat seiner politischen Gesamtverfassung nach eine totalitäre Autokratie ist. Die politische Willensbildung vollzieht sich im Zusammenwirken des monokratischen Elements, das durch Stalin repräsentiert wurde, mit der jeweiligen führenden Gruppe in den obersten Parteigremien, die damals durch die *Troika* Berija-Malenkow-Chruschtschew verkörpert wurde. Die Regie des Parteikongresses und der Ausgang der Wahlen zu dem Zentralkomitee und seinen neuen Vollzugsorganen, dem Präsidium und dem Sekretariat, hat eindrucksvoll ihre hegemoniale Stellung innerhalb der Moskauer Parteizentrale bestätigt.

Malenkov, der schon unbestritten als der prädestinierte Nachfolger des sowjetischen Staatschefs gelten konnte, hat sich zusammen mit seinem Kollegen Chruschtschew der gleichen Methoden bedient wie seinerzeit Stalin, als er während der Krankheit Lenins den Sprung zur Macht vorbereitete. Stalin hatte die Gremien des Zentralkomitees und der Zentralen Kontrollkommission zahlenmäßig aufgebläht und mit seinen Parteigängern aufgefüllt. Er hatte seine nächsten Mitarbeiter aus dem Orgbüro in das Sekretariat und das Politbüro nachgezogen. Malenkov tat es ihm nach. Die Gesamtzahl des Zentralkomitees vergrößerte sich von 139 (71 Mitglieder, 68 Kandidaten) auf 236 (125 Mitglieder, 111 Kandidaten). An die Stelle des Politbüros mit zuletzt 11 Vollmitgliedern und 1 Kandidaten trat unter Überführung des Hauptteils der Orgbüromitglieder das ZK-Präsidium mit 25 Vollmitgliedern und 11 Kandidaten. Das ZK-Sekretariat wurde von 5 Mitgliedern auf insgesamt 10 (7 Sekretäre, 3 Kandidaten) erweitert.

Das Ergebnis ist eine weitgehende Entmachtung der einst von Shdanow geführten betont großrussischen Gruppe im Politbüro, die heute hauptsächlich durch Molotow repräsentiert wird. Der endgültige Sturz von Andrejew und die Degradierung Kossygin vom Vollmitglied (des Politbüros) zum Kandidaten (des Präsidiums) waren ein deutliches Zeichen für die vollzogene Machtverschiebung. Bezeichnenderweise fanden sich weder der Ministerpräsident der Russischen Unionsrepublik (RSFSR), Tschernoussow, noch seine Stellvertreter unter den Mitgliedern oder Kandidaten des Zentralkomitees. Die RSFSR wird nur durch die regionalen Parteisekretäre repräsentiert, während die übrigen Unionsrepubliken größtenteils durch ihre Ministerpräsidenten und ihre führenden Parteifunktionäre vertreten sind.

Sowohl Malenkov als auch Berija bekannten sich in ihren Reden ausdrücklich zur Stalinschen Nationalitätenpolitik und zum föderativen Charakter des Sowjetimperiums.

Malenkov schilderte im dritten Teil seines Tätigkeitsberichts die Entwicklung der bolschewistischen Partei zu einer 7-Millionen-Partei und die damit verbundenen Mißstände, die durch eine qualitative Verbesserung des Personalbestandes, durch eine verschärfte Parteidisziplin, eine stalinistische Auslese, Schulung und Überprüfung der Kader und die Stärkung der Parteieinheit überwunden werden sollen. Die Umgestaltung der neuen Massenpartei zu einer straff zentralisierten Kampfgemeinschaft, zu einer Kaderpartei, scheint das Ziel zu sein, das Malenkov vorschwebt. Dieses Ziel dürfte allein mit organisatorischen und propagandistischen Mitteln nicht zu erreichen sein. Die Reorganisation des Kontrollapparats der Partei deutet darauf hin, daß Malenkov gegebenenfalls auch zu einer durchgreifenden politischen Säuberung entschlossen zu sein scheint.

Diese Säuberung scheint im Regierungsapparat der Russischen Sowjetrepublik bereits begonnen zu haben. Der Ministerpräsident der RSFSR, Tschernoussow, wurde Anfang November plötzlich durch einen Gefolgsmann Malenkows, den bisherigen 1. Sekretär des Gebietskomitees Kuibyschew, Pusanow, ersetzt. Das erste prominente Opfer der von Malenkov und Chruschtschew eingeleiteten Kampagne gegen die Vetternwirtschaft wurde die Frau Molotows, Pawlina Shemtschushina, geb. Karp, die bisher den staatlichen Kosmetiktrust geleitet hatte und nunmehr auch aus dem Zentralkomitee ausgeschieden ist. Von den insgesamt 179 neuen ZK-Angehörigen ist der größte Teil erst nach dem Kriege in Erscheinung getreten. Die meisten von ihnen verdanken der Malenkovgruppe ihren Aufstieg und sind erst nach dem Tode Shdanows im Herbst 1948 stärker in den Vordergrund gerückt. Einzelne unter ihnen sind bereits während des Krieges in das Zentralkomitee aufgenommen worden, so z. B. zahlreiche Militärbefehlshaber und Wehrwirtschaftsführer.

Innenpolitisch bedeutete der 19. Parteikongreß ein stärkeres Hervortreten der Partei gegenüber der Wehrmacht, den Sowjets und den gesellschaftlichen Massenorganisationen. Dies war nur mit Unterstützung der Staatspolizei möglich. Soziologisch gesehen stellt die Zusammensetzung der obersten Parteigremien ein Bündnis zwischen der Partei- und Wirtschaftsbürokratie dar. Die soziale Zusammensetzung zeigt, daß zwischen den Parteifunktionären und der ökonomisch-technischen Intelligenz ein viel engerer Zusammenhang besteht als zu den übrigen Teilen der neuen „Intelligenz“. Nicht umsonst sind Berija, Malenkow und Chruschtschew ihrer Berufslaufbahn nach Ingenieure.

Die mittlere Generation hat sich in der obersten Parteispitze nunmehr völlig durchgesetzt. Die junge Generation, die im Parteivolk selbst überwiegt, ist hingegen nicht nachgerückt. Die Ernennung des bisherigen Generalsekretärs des *Komsomol*, Michailow, zum ZK-Sekretär mag ein Zeichen dafür sein, daß sich die Parteiführung der Problematik des wachsenden Generationsgegensatzes durchaus bewußt ist. Die Zurücksetzung der Staatsbeamten, Offiziere und Literaten könnte in Verbindung mit dem Generationsgegensatz die stalinistische Staatspartei leicht vor eine schwere innere Krise stellen. Es ist außergewöhnlich fraglich, ob es der *Troika*, diesen reinen Technikern des Apparats, gelingen wird, allein mit Mitteln der Gewalt eine solche Krise in einer Massenpartei zu meistern, die inzwischen auf 7 Millionen Parteiangehörige angewachsen ist und hinter sich den Druck von 16 Millionen Komsomolzen verspürt.

Besonderes Aufsehen hat die Umbenennung der bolschewistischen Partei erregt, die mit der Neufassung der Parteisatzung verbunden gewesen ist. Manches spricht dafür, daß die KPdSU mit der Bezeichnung *Bolschewiki* nach außen ihren alleinigen Führungsanspruch als leitender Kern des Weltkommunismus fallen läßt. Ob darin der erste vorbereitende Schritt zur Wiederherstellung der Kommunistischen Internationale unter der gemeinsamen Führung der Kommunistischen Parteien der Sowjetunion und Chinas gesehen werden kann, wird vielleicht schon die nächste Zukunft erweisen.

Geschrieben vor Stalins Tod.

Die Sowjetunion und die Lehre A.T. Mahans

Ein Clausewitz der Seemächte

Die Lehrsätze des Amerikaners A. T. Mahan haben auf das geschichtliche, politische und strategische Denken der angelsächsischen Seemächte einen ähnlichen Einfluß ausgeübt, wie Clausewitzens Buch „Vom Kriege“ auf das Denken der Landmächte Europas.

Das Hauptwerk des amerikanischen Seeoffiziers, „*The Influence of Sea Power upon History*“, erschien vor sechzig Jahren und hatte die Seekriegserfahrungen des ausgehenden 18. sowie die des 19. Jahrhunderts zur Grundlage. Das Interesse, das die angelsächsische Welt noch heute an diesen Lehren nimmt, wird am besten durch den Umstand bezeugt, daß die Schriften A. T. Mahans auch nach seinem Tode durchgearbeitet worden sind, um sie der technischen Entwicklung und dem neuesten Erfahrungsstand anzupassen.

Der Ausgang der beiden Weltkriege, der den seebeherrschenden Mächten den Sieg brachte, spricht dafür, daß die Lehren A. T. Mahans richtig sind. Sie besagen, daß auf der Erde diejenigen Mächte die stärkeren sind, die zur See herrschen.

Allerdings deutet das Beispiel Chinas, das in neuester Zeit der Seemacht Japan, trotz jahrelangen Kampfes, nicht unterlag, daraufhin, daß die Anwendbarkeit der Lehren des amerikanischen Denkers Grenzen hat. Japan ist in diesem Kampf ein Opfer des Landraumes und seiner Bevölkerung geworden.

Die gegenwärtigen Vorgänge in Asien, die den Gegensatz der angelsächsischen Seemächte zu der sowjetischen Landmacht zum Ausgangspunkt haben, stellen die Lehren A. T. Mahans erneut in den Vordergrund.

Grundvoraussetzung der Lehre von A. T. Mahan ist die Annahme, daß die Völker aller Erdteile auf den Seeweg angewiesen sind, um mit den Machtzentren der Erde geistige Beziehungen pflegen und um mit ihnen im Gütertausch stehen zu können. Seit dem Zeitalter der Entdeckungen, die zu einem großen Teil von Seefahrern gemacht worden sind, traf diese Grundvoraussetzung im wesentlichen zu. (Allerdings ist die Entdeckung und Erforschung des gesamten nordasiatischen Raums auf dem Landwege erfolgt, sie stand daher sehr viel weniger in der Blickrichtung der seebeherrschenden Mächte.)

Änderung der Verhältnisse im Herzen Asiens

Die Sowjetunion, die gegenwärtig die größte Landmacht der Erde ist, hat gegenüber den angelsächsischen Lehrsätzen auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung eine eigene Lehre von den treibenden Kräften der Weltgeschichte entwickelt. Sie setzt diese Lehrsätze, die darauf hinauslaufen, daß das materielle Ergehen der Menschen und Völker für das geschichtliche, politische und strategische Geschehen auf der Erde bestimmend ist, im asiatischen Landraum folgerichtig für ihre Zwecke ein.

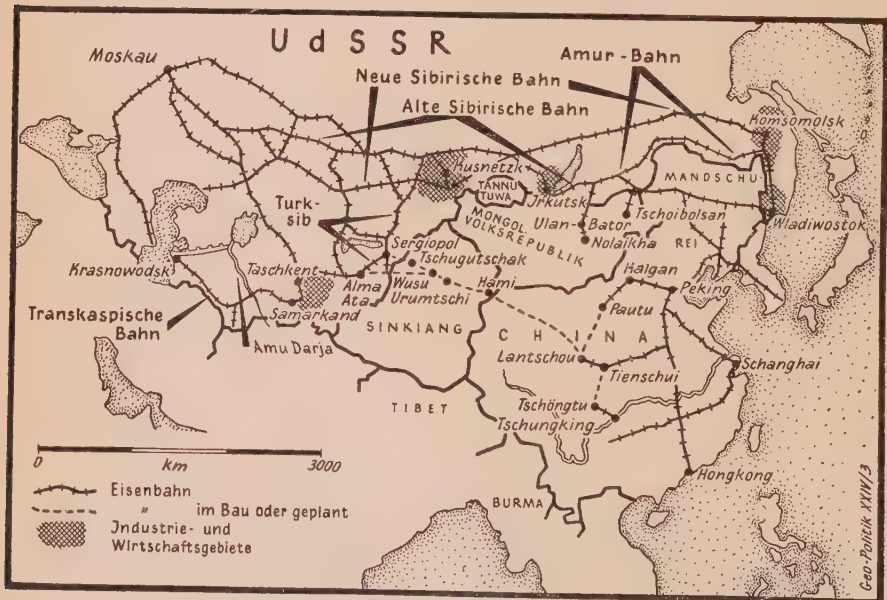
Indem die Sowjetunion bestrebt ist, auf ihrem Staatsgebiet in Asien die materiellen Lebensbedingungen zu ändern, versucht sie, die bestimmende Macht auch

jenseits ihrer Grenzen zu werden. Zur Erreichung dieses Zieles hat sie, im Anschluß an die Verkehrspolitik des russischen Kaiserreiches, durch umfangreiche Eisenbahnbauten für die verkehrsmäßige Erschließung des innerasiatischen Raums zu sorgen begonnen.

Gegenwärtig erstreckt sich von Krasnowodsk am Kaspischen Meer über die Transkaspische Bahn, die *Turksib*, die neue Südsibirische Bahn, deren Ausbau und Vollendung in verstärktem Maße betrieben wird, einen Teil der alten Sibirischen Bahn und die Amurbahn eine nahezu geschlossene Eisenbahnverbindung entlang der sowjetischen Südgrenze bis Wladiwostok. Die Sibirische Bahn und die Strecke, die den Baikalsee im Norden umfährt, bilden eine zweite, von der Südgrenze abgesetzte West-Ost-Verbindung. Stidbahnen zu wichtigen Grenzübergängen, Handelsplätzen und industriellen Gewinnungsstätten erweitern diese Bahnlinien in ein jetzt noch weitmaschiges Eisenbahnnetz, an dessen Verdichtung gearbeitet wird.

Abgesehen von der Mandschurei, deren Bahnen im wesentlichen bereits vor der Entstehung des Sowjetsystems erbaut waren, hat die UdSSR ihre asiatische Staatsgrenze nur durch eine Bahn nach Ulan Bator (Urga) und weiter nach dem neu erschlossenen Kohlenvorkommen bei Nolaikha, an der Straße Ulan Bator-Kalgan, sowie durch eine Stidbahn nach Tschobolsan (Baian Tumen) überschritten. Beide Bahnen bedienen die Mongolische Volksrepublik und haben unweit Nolaikha und Tschobolsan Verbindung mit den Karawanenstraßen nach Kalgan, wo das chinesische Verkehrsnetz anschließt. Die Straße Ulan Bator-Kalgan ist für Kraftfahrzeuge benutzbar.

Für den Nahverkehr ist das sowjetische Eisenbahnnetz durch Ausbau der Straßen ergänzt worden. Auf diesem Straßennetz hat der Kraftwagenverkehr erheblich zugenommen. Er beginnt, die Kamelkarawane in den Hintergrund zu drängen. Auch der Luftverkehr und die Schifffahrt auf den Binnenwasserstraßen sind beachtlich gefördert worden.



Etwa gleichzeitig mit der verkehrsmäßigen Erschließung sind entlang der asiatischen Südgrenze der Sowjetunion neue Industrie- und Wirtschaftsgebiete erwachsen. So ist der Raum um Wladiwostok und Komsomolsk im Küstengebiet des Fernen Ostens industrialisiert worden. Ferner ist in allerneue-

ster Zeit um den Baikalsee mit Schwerpunkt bei Irkutsk ein Industriegebiet entstanden. Westlich davon liegt das von der Sowjetunion entwickelte Industriegebiet von Kusnetzsk, das durch seine Zusammenfassung mit den Rohstoffvorkommen und Werkstätten des Ural zum Ural-Kusnetzker Kombinat unter dem Namen *Kusbas* bekannt geworden ist.

Südwestlich des *Kusbas*, östlich des Kaspischen Meeres, liegt ein weiteres Gebiet, dessen Erzeugung in neuester Zeit von der Sowjetunion stark gefördert wird. Seine wirtschaftliche Grundlage ist der Baumwollanbau und im Zusammenhang damit die Textil- und Textilmaschinen-Industrie. Ein Beschluß des Ministerrates der Sowjetunion, der im September 1950 veröffentlicht wurde, den Turkmenischen Hauptkanal vom Amu Darja (Oxus) nach Krasnowodsk am Kaspischen Meer zu bauen und im Anschluß daran große aride Steppenländereien zu bewässern, um den Baumwollanbau und die Viehzucht zu fördern, deutet an, in welcher Richtung diese Gegend weiter entwickelt werden soll.

Trotz der räumlichen Entfernung voneinander ist diesen Gebieten doch einiges gemeinsam: ihre verhältnismäßige Nähe zur Südgrenze der Sowjetunion; eine eingeborene nichtrussische Bevölkerung, die auch jenseits der Grenze lebt und die ihre eigene Sprache spricht; sowie das Angrenzen an das Verbreitungsgebiet des Islams und teilweise des Buddhismus mit den sich daraus ergebenden geistigen Wechselbeziehungen. Schließlich ist, mit Ausnahme des Küstengebietes im Fernen Osten, den Wirtschaftsgebieten ihre verhältnismäßige Sicherheit gegen Angriffe der Seemächte gemeinsam. Abgesehen von ihrer großen Meerferne sind sie durch nur mit erheblichen Schwierigkeiten überschreitbare hohe Gebirge und durch ausgedehnte Wüstengebiete vor einem militärischen Angriff zu Lande von der im Süden gelegenen Küste her geschützt.

Durch diese planmäßigen Entwicklungsmaßnahmen der Sowjetunion werden die seit Jahrhunderten anscheinend unverändert gebliebenen materiellen Verhältnisse im Herzen Asiens von Grund auf verändert. Beispielsweise wurde die alte sibirische Bahn um das Jahr 1890 herum, etwa zu derselben Zeit, in der das Hauptwerk A. T. Mahans erschien, noch in der Weise gebaut, daß ein großer Teil des in Europa gefertigten Materials über das Nördliche Eismeer und die großen sibirischen Ströme zu den Baustellen gebracht wurde. Gegenwärtig kann das Baumaterial sowie jeglicher Bedarf für die wirtschaftliche Entwicklung der dem Verkehr neu erschlossenen Gegenden bereits in den Industriewerken im Inneren Asiens unweit der sowjetischen Südgrenze hergestellt werden. Dadurch haben sich nicht nur die Lebensbedingungen für die Einwohner jener Gebiete verändert, sondern auch die technischen Voraussetzungen für die Erschließung Innerasiens unabsehbar geweitet.

Das sowjetische Beispiel wirkt über die Grenzen hinaus

Die Auswirkung dieser erst angebahnten, völligen Umgestaltung der Verhältnisse in den neu erschlossenen und entwickelten grenznahen Räumen der Sowjetunion über ihre Grenzen hinaus kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Für den Wirtschaftsverkehr mit den Völkern jenseits der iranischen, afghanischen und chinesischen Grenze hat das Außenhandelsministerium der Sowjetunion besondere Organe geschaffen, die mit den Lebens- und Handelsgewohnheiten dieser

Völker eng vertraut sind. Viel stärker als der eigentliche Wirtschaftsverkehr muß sich aber das mit der Errichtung und Entwicklung der neuen Industrie- und Wirtschaftsgebiete durch die Sowjetunion gegebene Beispiel auf die Völker jenseits der sowjetischen Grenze auswirken. Der vor Jahren für die Völker innerhalb der Sowjetunion verkündete Grundsatz: „national in der Form, sozialistisch in der Sache“ ist ohne weiteres auch auf die Völker außerhalb der sowjetischen Grenze anwendbar.

Mit der in Gang gekommenen Auflösung der kolonialen und halbkolonialen Fremdherrschaft ist die Industrialisierung und die Anpassung der Wirtschaft an neuzeitliche Formen für die Völker Asiens zur unabdingbaren Forderung geworden.

Erst die Industrialisierung bedeutet Sicherheit für die neu errungene Freiheit und Schutz der Landesgrenzen gegen Angriffe von außen her. Mit der in ihrem Gefolge auftretenden neuzeitlichen Technik bringt sie Erleichterung des täglichen Lebens für jeden einzelnen. Schließlich erweitert die Kenntnis neuzeitlicher technischer Verfahren die Möglichkeit, den Boden und seine Schätze zu nutzen. Daher erscheint die Abhängigkeit vom Westen in der Belieferung mit Industrieerzeugnissen den Völkern Asiens nach Lösung der politischen Abhängigkeit als letzte Fessel, die noch gesprengt werden muß.

Industrialisierung, Bodenreform, Überführung der Landwirtschaft in neuartige Arbeitsformen, Umsiedlung großer Bevölkerungsteile in bis dahin nahezu menschenleere Räume, das sind Fragen, die im ganzen asiatischen Raum, insbesondere in seinen übevölkerten Küstengebieten, brennend sind. Die Lösung dieser Fragen hat die Sowjetunion auf ihrem Gebiet ohne ausländische Kapitalhilfe vor den Augen ihrer asiatischen Nachbarn nach einem festen Plan in Angriff genommen.

Die Folgerung aus diesem Vorgehen für die asiatischen Nachbarvölker der Sowjetunion, denen Kapitalien für größere Vorhaben nicht zur Verfügung stehen und die eine planmäßige Entwicklung aller wirtschaftlichen Möglichkeiten auf ihrem eigenen Boden nicht erlebt haben, ist die Aufnahme eines Gedankenaustausches mit den neu entstandenen Zentren unweit ihrer Grenze und darüber hinaus mit den Zentralstellen, die diese Entwicklung planen und leiten.

China wird unabhängig von den Seewegen

Das Land in Asien, mit dem die Sowjetunion die längste gemeinsame Landgrenze besitzt, ist China. Es ist zugleich das Land, das die Tragweite der Lehrsätze A. T. Mahans in den letzten Jahrzehnten am schwersten gespürt hat. Bis etwa zur Jahrhundertwende war China für die Übernahme der Errungenschaften des geistig und technisch führenden Abendlandes sowie für seinen Handel mit dem „Westen“ nahezu ausschließlich auf den Seeweg angewiesen. Die Tatsache, daß China eine ausgedehnte gemeinsame Landgrenze mit dem Russischen Reich besaß, blieb lange im Hintergrund des Bewußtseins des Westens, obgleich die diplomatischen und vertraglichen Beziehungen zwischen dem Russischen Reich und China mindestens zwei Jahrhunderte älter sind als die zwischen Großbritannien und China.

Erst der Bau der Sibirischen Bahn sowie der anschließenden Ostchinesischen Bahn, welche

die Mandschurei durchquert, ermöglichte es dem chinesischen Volk, mit den anderen Völkern der Erde auf einem anderen als dem Seewege in Beziehung zu treten. Doch hat China die Erfahrung gemacht, daß auch dieser Landweg dem Einfluß der Seemächte unterliegen kann.

Daher hat bereits die frühere chinesische Regierung in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts veranlaßt, daß die alte Kaiser- oder Seiden-Straße, die aus der Gegend Taschkent-Samarkand durch die meeffernen Gebiete Innerasiens nach Peiping (Peking) verlief, bereist und kartographisch aufgenommen wurde. Diese Maßnahme wurde ergriffen, nachdem das Entstehen neuer Industrie- und Wirtschaftsgebiete auf sowjetischem Hoheitsgebiet in Asien unweit der Grenze klar erkennbar war.

Während des Zweiten Weltkrieges ist eine nach Süden führende Abzweigung dieser Straße von den Chinesen vorübergehend wieder instandgesetzt worden. Über diese Landverbindung liefen, als die Burmastraße – Chinas letzte Möglichkeit, mit der Außenwelt über einen Hafen in Verkehr zu treten – durch die japanische Seemacht unterbrochen war, Transporte mit Industrieerzeugnissen aus der Sowjetunion in das Reich der Mitte. Die hierfür erforderlichen Lastkraftwagen stellte die Sowjetunion zur Verfügung.

Das im Jahre 1950 abgeschlossene und 1951 erweiterte Handelsabkommen zwischen der Sowjetunion und China sieht die Lieferung von Eisenbahnmateriale und industriellen Anlagen an China vor. Gleichzeitig wurden von den beiden Ländern gemischte zwischenstaatliche Gesellschaften gegründet, die in der chinesischen Provinz Sinkiang Erdöl und Buntmetalle fördern sollen. Der Ertrag dieser Gesellschaften soll zwischen den beiden Ländern gleichmäßig geteilt werden.

Die Errichtung industrieller Betriebe in der außerhalb der Großen Mauer gelegenen, vom Schwerpunkt des Chinesischen Reiches weit entfernten und nicht sehr dicht bevölkerten Provinz Sinkiang läßt die Frage auftauchen, wie die gewonnenen Erzeugnisse – vor allem das dringend benötigte Erdöl – an die Verbrauchsstätten im Lande abbefördert werden sollen. Auch müssen die in die neuen Industriewerke strömenden Menschen versorgt, die Werke mit Maschinen und Ersatzteilen beliefert werden. Bislang war die tief im inneren Asien gelegene Provinz Sinkiang mit den Hauptteilen des Reiches durch keine Straße verbunden, auf der größere Gütermengen dauernd befördert werden konnten. Auch taucht mit der wirtschaftlichen Erschließung dieser entlegenen Provinz die politische Frage ihrer festeren Bindung an das Reich der Mitte auf, zumal die wirtschaftliche Entwicklung überwiegend sowjetischem Einfluß unterliegt.

Folgerichtig ist im Zuge der alten Kaiser- oder Seiden-Straße sowohl von sowjetischer wie von chinesischer Seite ein Bahnbau in Angriff genommen worden, dessen tatsächlicher Fortschritt jedoch noch nicht zu übersehen ist.

Diese neue Überlandbahn, welche die Sowjetunion mit der chinesischen Provinz Sinkiang und darüber hinaus mit dem eigentlichen China verbinden soll, verläuft durch Gegenden, die wegen ihrer geographischen Lage im Inneren Asiens dem Zugriff der Seemächte nahezu völlig entzogen sind. Der Ausgangspunkt liegt im Westen bei Alma Ata (Wernyj) und bei Sergiopol (Ayaguz), beides Orte auf sowjetischem Gebiet an der *Turksib*. Die von Sergiopol ausgehende Strecke erreicht bei Tacheng (Chuguchak) chinesisches Gebiet und berührt in Wusu (Ussu) das neu erschlossene Erdölvorkommen. In Wusu (Ussu) soll sich die von Sergiopol (Ayaguz) ausgehende Strecke mit der von Alma Ata (Wernyj) aus geplanten Bahn vereinigen. Der weitere Verlauf der großen Überlandbahn erstreckt sich über Urumtschi (Tihwa), das bereits durch eine Kraftwagenstraße mit der Sowjetunion verbunden ist, und Kami (Hami), an der Ostgrenze der Provinz Sinkiang, nach Lantschou. Dieser Ort ist gegenwärtig der Endpunkt des nordostchinesischen Eisenbahnnetzes und liegt in der Luftlinie weit über tausend Kilometer von der Küste entfernt.

Kennzeichnend für die Erwägungen, die dem Bau dieser Überlandbahn im Inneren Asiens

zu Grunde liegen, sind die geplanten, teilweise im Bau befindlichen Anschlußstrecken auf chinesischem Gebiet.

Östlich Lantschou in Tienschui (Tsin) zweigt eine im Bau befindliche Bahn, die 1953 dem Verkehr übergeben werden soll, in südwestlicher Richtung ab. Diese Bahn erreicht in Tschengtu die 1952 eröffnete Strecke nach Tschunking, einem Umschlagplatz an der großen chinesischen Verkehrsader des Jangtschekiang, der seinerseits von verschiedenen Bahnen berührt wird.

Ferner ist eine weitere Anschlußstrecke von Lantschou in nordöstlicher Richtung nach Pautu geplant und abgesteckt. Pautu ist mit Kalgan und weiter mit Peiping (Peking) durch eine Bahnlinie verbunden. Kalgan kann von den sowjetischen Stiehbahnen nach der Mongolischen Volksrepublik aus durch Kraftwagen erreicht werden.

Durch die Fertigstellung dieser Verkehrsverbindungen wird eine erhebliche Abkürzung des Weges von den in Asien gelegenen neuen Industrie- und Wirtschaftsgebieten nach China, insbesondere nach dem Südwesten des Landes, erreicht werden. Die Bedeutung der Eisenbahnverbindung durch die Mandchurei für den Verkehr zwischen der Sowjetunion und China wird erheblich gemindert, da sie dann nicht mehr die einzige leistungsfähige und neuzeitliche Überlandverbindung Chinas mit der Außenwelt sein wird.

Für die Seemächte, die auf Grund der Beherrschung der Seewege lange Zeit in China den entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, bedeutet die Fertigstellung der neuen Überlandbahn einen empfindlichen Schlag gegen die Möglichkeit, in China wieder den entscheidenden Einfluß allein auszuüben, und zwar unabhängig von der jeweiligen Regierungsform in Rußland und in China.

Die Grundvoraussetzung der Lehre von A. T. Mahan ist das ausschließliche Angewiesensein der Völker auf den Seeweg, um mit den Machtzentren der Erde geistige Beziehungen pflegen und um mit ihnen im Güteraustausch stehen zu können. Diese Voraussetzung wird durch den Bau der Überlandbahn durch Innerasien zunächst in bezug auf den großen chinesischen Raum beseitigt.

Die Veränderung der materiellen Verhältnisse, die nach sowjetischer Auffassung das geschichtliche, politische und strategische Denken beeinflussen, ist für die chinesische Provinz Sinkiang mit der Gründung und Arbeitsaufnahme der gemischten, zwischenstaatlichen Gesellschaften eingeleitet worden.

Die auf neuzeitlichen Hochschulen des In- und Auslandes in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht ausgebildeten Kreise Chinas empfinden zwangsläufig die Rückständigkeit ihres Landes. Sie sind daher bemüht, sie im ganzen Lande und nicht nur in der Provinz Sinkiang auszugleichen. Eine Änderung der materiellen Verhältnisse, die in dem weit ausgedehnten Lande sehr unterschiedlich sind, wird daher von dem Teil der Bevölkerung angestrebt, der mit diesen Kreisen in Verbindung steht.

Das Zeitalter der Pläne

Diesem Streben kommt der Bedeutungswandel entgegen, den das Wort *Sozialismus* in der Sowjetunion durchgemacht hat. Hier verstehen die entscheidenden Stellen unter Sozialismus überwiegend die planmäßige Entwicklung aller wirtschaftlichen Möglichkeiten eines Landes unter Zusammenfassung aller Kräfte durch eine Stelle. Zu dieser Einstellung dürfte im wesentlichen beigetragen haben, daß in der Sowjetunion kein Kapital für große Entwicklungsvorhaben vorhanden war und ausländisches Kapital nicht herangezogen werden sollte.

Von den asiatischen Nachbarvölkern der Sowjetunion aus gesehen bedeutet das

Schlagwort „Sozialismus in einem Lande“ zunächst Beschränkung der Wirtschaftsplanung und der Zusammenfassung aller Kräfte durch eine Stelle auf sowjetisches Gebiet. Es hat aber im Laufe der Zeit dazu geführt, daß vor den Augen dieser Völker große Industrie- und Wirtschaftsgebiete entstanden sind, die jetzt der Sowjetunion einen unabsehbaren Einfluß verleihen, da sie diesen Völkern als gelungener Versuch, Schwierigkeiten wirtschaftlicher und technischer Art ohne ausländische Hilfe zu meistern, vor Augen stehen.

Etwa zwei Jahrzehnte nach Beginn der planmäßigen Entwicklungsarbeiten der Sowjetunion in Asien sind die Seemächte dazu übergegangen, in weiten Gebieten dieses Erdteils ebenfalls planmäßig alle wirtschaftlichen Möglichkeiten zur Entwicklung zu bringen.

Unter britischem Einfluß wurde im Jahre 1950 der *Colombo Plan for Cooperative Economic Development in South and South-East Asia* veröffentlicht. Diesem Plan, der eine Laufzeit von sechs Jahren hat, können sich auch Völker anschließen, die nicht dem *British Commonwealth of Nations* angehören. Außerdem haben die Vereinigten Staaten von Amerika Punkt 4 des Truman-Programms bekanntgegeben, der sich mit der Förderung der wirtschaftlichen und technisch zurückgebliebenen Länder befaßt.

Bei beiden Planungen ist neben der Beteiligung einheimischen Kapitals die Mitarbeit ausländischen Kapitals vorgesehen, wenn nicht zur Voraussetzung gemacht. Auch die Gewährung ausländischer technischer Hilfe, entweder unmittelbar oder zur Schulung einheimischer Kräfte, ist vorgesehen.

Da infolge des Vorgehens der Sowjetunion die Grundlagen des Einflusses der Seemächte in Asien erschüttert worden sind, die Sowjetunion außerdem mit dem Gedanken einer Gesamtplanung der Wirtschaft unter Zusammenfassung aller Kräfte durch eine Stelle bei den asiatischen Völkern auf fruchtbaren Boden stößt, haben sich die Seemächte gezwungen gesehen, eine grundsätzliche Wandlung ihrer Auffassungen vorzunehmen und mit dem Colombo-Plan ihrerseits den sowjetischen Gedanken wirtschaftlicher Planung zu übernehmen.

BAYMIZZA HAYIT

Turkestan in der Sowjetunion

Enttäuschte Freiheitshoffnungen

Seit dem 16. Jahrhundert haben die Zaren ihre Herrschaft über die Heimat verschiedener Turkvölker ausgedehnt, – über das Land der Jakuten in Sibirien, über das Wolga-Uralgebiet der Turktataren, über die Krim und noch im 19. Jahrhundert über Aserbeidshan und Turkestan. Die „Türken des Ostens“ verloren ihre alte Selbständigkeit, und ihre Aufstände, zuletzt der große Turkestaner-Aufstand von 1916, schlugen fehl.

Nachdem die Turkvölker begriffen hatten, daß ihre Hoffnung, von der Kerenskij-Regierung die Freiheit zu erhalten, soviel bedeutete wie der Wunsch, „vom Teufel eine Lampe zu

holen“, schickten sie im Mai 1917 Vertreter zu einem Kongreß nach Moskau, der die nationale Autonomie für die von Turkvölkern bewohnten Gebiete forderte. Ihre Hoffnung erwachte von neuem, als Lenin der bolschewistischen Deklaration „Über die Rechte der Völker Rußlands“ vom 15. November 1917 am 3. Dezember 1917 einen Aufruf an die Mohammedaner folgen ließ, in dem er sagte: „Ihr selbst sollt Herren in Eurem Lande werden. Schüttert die jahrhundertalten Sklavenketten ab! Gestaltet Euer Leben nach Eurer Sitte und Eurer Tradition!“

Schon im Oktober 1917 hatten die Wolga-Ural-Türken eine autonome Republik ausgerufen, am 10. Dezember proklamierten die Turkestaner ihre territoriale Autonomie, und auch die Krimtürken setzten noch 1917 eine nationale Regierung ein. Die Aserbeidshaner gründeten am 28. Mai 1918 eine selbständige Republik. Entgegen Lenins Aufruf und den programmatischen Sätzen der Revolutionäre liquidierten die Bolschewisten sehr bald diese autonomen Regierungen, zuletzt die Republik Aserbeidshan im April 1920. Das neue Nationalitätenprogramm lautete: „Außer dem Recht der Völker auf Selbstbestimmung gibt es noch ein Recht der Arbeiterklasse auf Verstärkung ihrer Macht, und das Selbstbestimmungsrecht muß diesem Recht untergeordnet werden.“ (Stalin auf dem 20. Parteikongreß¹). Die Turkestaner kämpften bis Ende 1923 um ihre Freiheit, so daß die Bolschewisten drei Armeen unter einem besonderen Oberbefehlshaber gegen die von ihnen *Basmatschi* (Räuber) genannten nationalen Kämpfer einsetzen mußten.

Turkestan wurde 1924 in die drei Sowjetrepubliken Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan eingeteilt. Kasachstan und Kirgisistan blieben bis 1936 Autonome Republiken innerhalb der Russischen Föderativrepublik (RSFSR) und wurden erst danach zu unionsunmittelbaren Sowjetrepubliken erhoben².

Auch Aserbeidshan wurde zur Sowjetrepublik gemacht, die Krim, Baschkiristan, Tataristan, das Land der Tschuwaschen und das Land der Jakuten zu Autonomen Republiken im Rahmen der RSFSR. Die Heimat anderer Turkvolksgruppen wurde als „Autonomes Gebiet“ konstituiert (Komi, Mari, Ojrate).

Die Krimrepublik wurde 1946 liquidiert, die überlebenden Krimtürken mußten ihre Heimat verlassen, die durch Russen und Ukrainer besiedelt wurde. Das gleiche geschah in den nordkaukasischen Gebieten mit der Autonomen Republik der Tschetscheno-Inguschen, dem Autonomen Gebiet der Karatschaier und dem balkarischen Teil der Autonomen Republik der Kabardino-Balkaren, nachdem die deutschen Truppen abgerückt waren.

Diktatur Moskaus

Turkestan, die Wiege des Türkentums, ist von besonderer politischer, wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung für die Sowjetunion. Seine Wichtigkeit wurde schon dadurch deutlich, daß im August 1918 ein britisches Expeditionskorps in seinem Transkaspischen Gebiet zu operieren begann und schließlich 1140 Kilometer ins Land rückte, bevor es der Widerspruch der großen Alliierten, die das Selbstbestimmungsrecht nur verbündeten Nationen in Europa zugestehen wollten, zum Rückzug zwang. Die vereinsamten Turkestaner kämpften mit selbstfabrizierten Karabinern, Säbeln und kleinkalibrigen Waffen sechs Jahre lang in offenem Aufstand gegen die Bolschewisten, und noch 1937 berichtete die Schweizer Journalistin Ellen Kini Maillart, daß man mit *Basmatschi*-Überfällen rechnen müsse³.

¹ A. J. Cessen: *Desjat let Kasachstana, Alma Ata 1930*, S. XIII.

² Diese 5 Republiken haben zusammen 3,8 Millionen qkm und ungefähr 20 Millionen Einwohner.

³ „Turkestan Solo“, Stuttgart 1941.

1924 setzte eine planmäßige Sowjetisierung ein. Wenn man heute den einzelnen Turkestaner fragt, unter welcher Herrschaft er lebe, spricht er nicht von Proletariat, Kommunismus, Bolschewismus oder Sowjets, sondern er sagt: „Wir leben unter der Diktatur Moskaus“.

Bei der Volkszählung von 1939 lebten 16,7 Millionen Menschen in Turkestan, davon etwa 10% Russen und andere Slawen. Aber schon 1929 saßen in den Führungsorganen der fünf Republiken 2932 Russen neben nur 335 Turkestanern. Die Turkestaner in der Kommunistischen Partei waren im Sinne Moskaus nicht zuverlässig, und bei der großen „Säuberung“ 1937/38 wurde ein großer Teil der turkestanischen Kommunisten verhaftet. Der usbekische Kommunistenführer Akmal Ikram



und der Ministerpräsident der usbekischen Sowjetrepublik Fajulla Chodscha wurden erschossen, sein tadshikischer Kollege Abdulla Rachimbai in Haft genommen.

Den turkestanischen Bauern war das russische Wort *Sowjet* durch das arabische *Schora* übersetzt worden, aber sie merkten bald, daß der islamische Begriff mit der kommunistischen Praxis nichts zu tun hatte. Sie verharren in Ablehnung, und nur wenige nahmen das Wort des früheren usbekischen Parteisekretärs, des jetzigen Baumwollministers der Sowjetunion, Usman Jusuf, an, daß nicht mehr Mekka, sondern Moskau die Heilige Stadt sei.

Islam und Sowjetherrschaft

Der „Oberbefehlshaber der Turkestanischen Front“, Frunse, der gegen die um ihre Freiheit kämpfenden Turkestaner das Kommando führte, sagte 1922: „Mohammedaner, überall stehen eure Brüder. Ihr müßt sie befreien. Der Kommunismus steht nicht im Gegensatz zum Islam, sie haben beide den gleichen Sinn – die Brüderlichkeit“. Bis 1924 versuchte man, mit dieser These die Mohammedaner ins kommunistische Lager zu ziehen.

Die islamischen Geistlichen aber erklärten den Kommunismus als eine Ideologie der *Kafir*, der Ungläubigen. 1925/26 führten sie im Kolosseum von Taschkent lange Streitgespräche mit den Sprechern der Gottlosenbewegung. Unter dem Eindruck ihrer Argumente zerrissen zahlreiche turkestanische Kommunisten ihr Parteibuch. Am 11. Juli 1927 schied die Zeitung *Kisil Usbekistan*: „Lenin ist in Wirklichkeit ein Prophet... Aus taktischen Erwägungen ist es aber besser, sich von einem so verdorbenen Wort fernzuhalten“. Damit sollte eine erregte Diskussion beendet werden, aber sofort begann ein Streit, ob der Kommunismus eine Religion sei. Der *Imam* Sabit Damla schrieb im Namen der Geistlichen des Gebiets Fergana: „Wenn Sie, meine Herren Kommunisten, wirklich davon überzeugt sind, daß der Kommunismus eine Religion ist, dann mögen Sie darüber in Moskau sprechen, aber bitte nicht bei uns.“ Die Kommunisten antworteten: „Der Kommunismus ist

mehr als eine Religion. Die Religion hat kein Ziel, aber der Kommunismus hat eins. Die Religion gibt den Armen kein Brot, aber der Kommunismus gibt es ihnen. Die Religion ist Reaktion, der Kommunismus ist Fortschritt“.

Diese Äußerung, durch die 1928 die Diskussion zur religiösen Frage beendet wurde⁴, schloß mit der eindeutigen Ankündigung, daß die Gegner des Kommunismus vor ein Revolutionsgericht gezogen würden. 1929 setzten die planmäßigen Verfolgungen ein, und sie dauerten bis 1934. Die islamischen Geistlichen wurden verhaftet, die 465 *Medressen* (religiösen Hochschulen) und 6740 religiösen Schulen geschlossen. Die Kultstätten wurden zu Klubs und Teehäusern umgewandelt oder auf Bauholz „für die neuen Schulen und Krankenhäuser“ ausgeschlachtet. Die Gebetsrufe von den Minaretts verstummten.

Auch die turkestanischen Kommunisten waren sprachlos, obwohl sie das Parteibuch mit dem Leninbild als Talisman betrachteten. Der einzelne schwankte zwischen der Ehrfurcht vor seinen gläubig gebliebenen Eltern und dem Gebot der Partei. Der Parteisekretär Kasansai Chamidoglu ließ 1938 seine eigenen Eltern verhaften, weil sie ihre religiösen Pflichten erfüllt hatten. Nach vier Monaten starben sie im Konzentrationslager Kavuntschi bei Taschkent. Einen Monat nach ihrem Tod erschoss sich Kasansai am Grabe seiner Eltern. Er schrieb vor seinem Freitod: „Ich bin der Partei treu gewesen, meine Eltern sind Opfer meiner Überzeugung geworden . . . Obwohl ich in den Tod gehe, werde ich in Ewigkeit meine Eltern nicht wiederfinden. Die Partei hat mich so weit gebracht . . . Ich war Kommunist, Leninist, Stalinist, Bolschewik, Marxist. Das brachte mich zum Bruch mit dieser Welt. Grausames Leben! Grausamer Bolschewik! Grausame Tat! Wir sind von Gott geschaffen, und wir können niemals gegen Gott vorgehen. Wer sich gegen Gott vergeht, wird ein Schicksal wie das meine finden. Allah, verzeih mir . . .“

Vom 12. Oktober bis 3. November 1935 fand in Kokand (Fergana-Gebiet) ein Schauprozeß gegen 30 Männer und zwei Frauen statt, die einer religiösen Widerstandsgruppe angehört hatten. Sie hatten zahlreiche Jungkommunisten mit der Parole gewonnen: „*Komsomol* für diese Welt, doch *Murud* (Gläubige) für die nächste Welt“. Auf den Straßen lasen Ordensangehörige öffentlich aus dem Koran vor. Derwische zogen in bunter Kleidung mit weißem Turban (*salla*) und einem Steckenpferd zwischen den Beinen von Stadt zu Stadt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Sowjets erklärten sie für verrückt, aber auch die „Verrückten“ wurden im Schauprozeß als religiöse Werber unter der Jugend und den Kommunisten selbst verurteilt: sieben zum Tode und 25 zu lebenslänglicher Deportation. Sie hatten Verbindung mit ihren Glaubensbrüdern in Afghanistan und in Ost-Turkestan (Sinkiang) angeknüpft.

Der Prozeß zerschlug die Organisation nicht ganz. 1936–1938 setzte die Bewegung der „Bettler“ (*devana*), an der sich besonders die nationale Lehrerschaft stark beteiligte, das Werk der 1935 zu Märtyrern Gewordenen fort. Erst von 1938 an herrschte wenigstens äußerlich Ruhe.

Als 1942 die Religionsfreiheit gewährt wurde, fand im Opernhaus von Taschkent der erste sensationelle Gottesdienst in Anwesenheit des Präsidenten der Sowjetrepublik Usbekistan statt. Er starb kurz danach, und das Volk glaubte, er sei gewaltsam beseitigt worden. 1943 konnte der dritte Kongreß der Mohammedaner in der Sowjetunion in Taschkent stattfinden, bei dem der Mufti von Ufa den Vorsitz führte. Der bis heute letzte Kongreß wurde 1948 mit 1115 Delegierten abgehalten. Die „Religiöse Zentralverwaltung“ steht unter Leitung des „Roten Mufti“ Eschan Babachan bin Abdul-Madjid-Chan, bis 1950 war jedoch keiner der geplanten Moschee-Neubauten fertig geworden.

Zugleich geht die antireligiöse Propaganda weiter. Es wird von einem Vortrag,

⁴ Zeitschrift *Cangavar sudais* 1928 6, S. 17.

den Abdullaoglu über „den Islam und seine reaktionäre Rolle“ in Chiwa hielt, berichtet, wo der Redner die Bevölkerung zum Kampf gegen den Islam aufrief: „Wo der Kommunismus herrscht, dort ist die Existenz des Islams unmöglich“.

Unter der Oberfläche schwelt es in Turkestan. Die Turkestaner halten sich bereit im Sinne des *ghasavat*, das sagt: „Wenn Du tötest, so wirst Du selig, und wenn Du den Tod findest, so bist Du ein Seliger.“

Griff nach Turkestans Reichtum

Schon in der Zarenzeit wurde die alte Agrarstruktur Turkestans zerbrochen. Die einheimische Bevölkerung mußte über 30 Millionen Dessjatinen⁵ Land an russische Ansiedler abgeben. Die Bodenreform, die von 1926 an ähnlich wie anderwärts in der Sowjetunion durchgeführt wurde, wirkte in Turkestan gegen das nationale Element. Auch die 1949 begonnene Aktion zur Vergrößerung der Kolchosen trifft Turkestan (sie sollte den Einfluß der Partei stärken, der in den Kleinkolchosen oft wenig spürbar war, Arbeitskräfte in der Verwaltung sparen, die Bodennutzung verbessern und den Übergang zum Staatsgütersystem der Sowchose vorbereiten). Eine neue Welle russischer Ansiedlungspolitik läuft gegenwärtig auf den „ungenutzten Böden“ (1939 wurden allein in Kasachstan 91 Millionen Hektar festgestellt, die sich als Siedlungsland für über 11 Millionen Russen eignen sollten).

Turkestan besaß 1938 14,8 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der gesamten Sowjetunion (11,2 von 75,5 Millionen Hektar), 13,8 Prozent der Getreideanbaufläche (8,3 Millionen Hektar). Bei dem schon 1926 festgestellten Ertrag von 50 dz/ha⁶ mußten also 2,5 Tonnen Getreide auf den Kopf der turkestanischen Bevölkerung kommen. Seitdem aber ist der Getreide- und Reisanbau so sehr zugunsten der Baumwollkultur verdrängt worden, daß Turkestan jetzt Getreide aus Rußland einführen muß. 1945 stand die Sowjetunion mit 2,7 Millionen Tonnen an dritter Stelle der Baumwollerzeugung in der Welt. Sie will an die erste Stelle rücken und dafür die turkestanische Erzeugung auf drei Millionen Jahrestonnen steigern. Im August 1950 beschloß der Ministerrat der UdSSR, daß 3,367 Millionen Hektar durch ein neues Bewässerungssystem erfaßt werden sollten, nachdem das Kanalnetz schon 2411 Kilometer lang war⁷. Auch der im September 1950 beschlossene Turkmenische Hauptkanal, der bis 1956 fertiggestellt werden soll, ist unabhängig von seiner Transportaufgabe für Bewässerungszwecke geplant worden: Der 1100 Kilometer lange Kanal mit 1200 Kilometern Seitenkanälen soll 1,3 Millionen Hektar für den Baumwollanbau und 7 Millionen für Weidenutzung in der Kara Kum-Wüste bewässern⁸.

Die Russen erklären ihre Industrialisierungsbemühungen in Turkestan zur kulturellen Leistung, die Turkestaner selbst dagegen sehen in der Ausbreitung der technischen Zivilisation des Westens ein Mittel der Russifizierung

⁵ Eine Dessjatine = 1,08 ha.

⁶ Balaschew: *Özbekistan wa unga kosni gumhiyatlar wiliyatlar*, Samarkand, 1926 (Usbekistan und die benachbarten Republiken und Gebiete).

⁷ *Millij Türkistan* 1951, Nr. 70-71a, S. 41-44.

⁸ *Sowjetskaja Kirgisija*, Nr. 182, 13. IX. 1950.

ihres Landes und ihrer Menschen. Es ist wahr, daß die Sowjetunion in der letzten Generation erstaunliche Leistungen bei der Modernisierung Turkestans vollbracht hat. Sie hat Bahnen, Straßen, Kraftwerke, Anlagen der Schwer- und Leichtindustrie errichtet. Allein Kasachstan hat bis 1948 2000 Industriebetriebe erhalten. In Turkestan locken billige Gesteinskosten wegen der reichlichen Rohstoffvorkommen und der niedrigen Löhne (bäuerliche Arbeiter aus den Kolchosen bieten ihre Arbeitskraft an). 1930 war die Erzeugung der für die Verhüttung besonders geeignete Karaganda-Kohle schon an die dritte Stelle hinter die Leistungen von *Donbass* und *Kusbass* gerückt⁹. Bis 1933 wurden für den Aufbau der Halbmetailindustrie in Turkestan 108,35 Millionen Rubel ausgegeben, aber schon ein Reingewinn von 67 Millionen Rubel erzielt.

1947 wurde das jährliche Volkseinkommen Turkestans auf 65 Millionen Rubel geschätzt. Aber die Ausgaben des Staates für Industrie, Landwirtschaft, Viehzucht, soziale und kulturelle Zwecke betragen einschließlich der Verwaltungskosten noch 1950 nur 10,6 Milliarden Rubel¹⁰.

Kulturelle Russifizierung

Die turkestanische Literatur ist gleichgeschaltet worden. Von den Klassikern läßt man die „Progressiven“ gelten, die Gegenwärtigen müssen sich hüten, von der Generallinie abzuweichen. Der „sozialistische Realismus“ verpönt die Naturverbundenheit als „Symbolismus“, die menschliche Wärme als „Sentimentalität“ und lehnt Schriftsteller, die Stoffe aus der nationalen Tradition wählen, als „Träger der feudalen Ideologie“ ab.

Im Theater, der Bildenden Kunst, der Teppichweberei wird der landeseigene Stil durch den sowjetischen Einheitsstil verdrängt. Bücher aus der Zeit vor der Oktoberrevolution gibt es in den Bibliotheken nicht mehr. Aus den Museen sind die national geprägten Stücke als „Kunstgüter des Altertums“ nach Moskau transportiert worden. Der Film wird planmäßig als geistiges Führungsmittel eingesetzt. Die Kämpfe der Roten Armee gegen die Freiheitshelden Turkestans werden in dem Spielfilm „Dreizehn“ verherrlicht.

Das Russische wird als „Sprache der Revolution“ gepriesen. 1927/28 wurde die arabische durch die lateinische Schrift ersetzt, die Umschrift der Turksprachen wurde nach russischem Muster gestaltet. 1940/41 trat die russische an die Stelle der lateinischen Schrift. Russisch wurde Staatssprache, in der sich der gesamte Behördenverkehr abspielt. Russische Wörter wurden in die Turksprachen eingeführt. Seit März 1938 ist Russisch Pflichtfach in allen Schulen, ohne Beherrschung des Russischen ist ein Besuch der Höheren Schule nicht möglich. Andererseits bemüht sich die Sowjetpolitik, die verschiedenen osttürkischen Mundarten zu selbständigen Sprachen zu erklären.

Die Vermehrung der Universitäten (auf sechs) und der akademischen Institute (auf über 100) ist gewiß eine „Kulturrevolution“, aber sie kommt dem nationalen Leben Turkestans nicht zugute. 75 % der Studenten sind Russen, die hier als akademische Schicht für Turkestan ausgebildet werden. Die studierenden Turkestaner aber werden durch die Hochschulen in die theoretischen Grundlagen der Sowjetherrschaft eingeführt und nicht etwa zu Führern ihres Volkes erzogen.

Während manche Russen sich deshalb mit dem Bolschewismus abfinden mögen, weil er auch eine chauvinistisch-russische Seite, mindestens eine russifizierende Wir-

⁹ *Pravda Wostoka*, 15. VI. 1947 und *Kommunist Tadshikistana*, 16. VII. 1950.

¹⁰ Turkestan erzeugte 1947–49 91 % der Baumwolle, 80 % der Seide, des Bleis, Quecksilbers und Schwefels, 63 % des Kupfers, 15 % des Erdöls und 10 % der Kohle der UdSSR.

kung hat, sieht der nationale Turkestaner täglich die doppelte Gefahr der Entvölkerung (Sowjetisierung) und Umvölkerung (Russifizierung) vor sich.

Geopolitik Turkestans

Von Turkestan aus haben sich die Hunnen gegen Europa in Bewegung gesetzt, Turkestan war der Ausgangspunkt für Dschingiskhans Eroberungen. Nadir Schah konnte im 18. Jahrhundert nach Indien eindringen, nachdem er vorher Persiens Macht durch die Eroberung Turkestans verstärkt hatte.

Die Sowjets benutzen Turkestan als Propagandazentrale für die islamischen Länder. Nachdem die 1920 in Moskau gegründete „Gesellschaft für die Einheit des Islam“ wegen Unzuverlässigkeit schon 1922 aufgelöst werden mußte, übernahm die „Kommunistische Universität für die Werktätigen des Ostens“ in Taschkent die Agentenschulung. Der „Rote Mufti“ in Taschkent, der 88jährige Eschan Babachan bin Abdul-Madjid-Chan, kann seine Derwische mit einer ausgezeichneten theologischen Ausbildung in die Moscheen anderer Länder schicken. Sie beginnen mit der Verkündigung von Mohammeds Lehre und enden mit der Lehre Stalins. Sie gewinnen auch führende islamische Männer für „Friedenskampagnen“ und dergleichen. Im Herbst 1950 wurde aus Saudi-Arabien bezeugt, daß die „Roten Kalandar“ jeden als Ungläubigen brandmarkten, der die antibolschewistische Zeitschrift des nationalturkestanischen Einheitskomitees *Millij Türkistan* las.

Die „nationale Form“ für die Sowjetrepubliken in Turkestan muß dazu herhalten, Plattform für die sowjetischen Anstrengungen zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen den außereuropäischen Nationalisten und dem „Westen“ zu sein. Ein angeblicher Marokkaner, der Sultan Ali-bin-Achmad, leitet in Taschkent ein „Turkestanisches Befreiungskomitee des marokkanischen Volkes“, der persische Schriftsteller Quasim Lahuti in Duschanbe (Stalinabad) eine „Gesellschaft zur Verbrüderung mit der Tudeh-Partei Irans“. In Turkestan gibt es ein derartiges Komitee für jedes Land Asiens, die Sowjetregierung leiht unter der Hand ihre Unterstützung.

Besonders intensiv werden die unmittelbaren Nachbarländer von Turkestan aus bearbeitet. In Afghanistan werden Filme über „Das glückliche Leben beim Nachbarn“ vorgeführt. Der Turkestaner Tursun Zade hielt 1950 in Lahore Vorträge über die Kulturbeziehungen zwischen Pakistan und Mittelasien. 1951 wurden Schauspieltruppen aus Turkestan in das ostturkestanische Sinkiang geschickt. In Teheran wurde 1949 der 500. Todestag des turkestanischen Schriftstellers und Politikers Navayis durch die Sowjetvertreter feierlich begangen. China, die Mongolei, Tibet, Afghanistan, Persien und das nur durch einen 30 km tiefen afghanischen Gebietsstreifen von Turkestan getrennte Pakistan genießen die besondere Aufmerksamkeit der nachbarlichen Propaganda.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrierte die Sowjetunion Truppen in Turkestan; turkestanische Flüchtlinge berichten neuerdings, daß drei oder vier Sowjetarmeen im Lande stehen. In Ostturkestan (Sinkiang) ist die militärische Hegemonie der Sowjets unbestritten. Eine Militärstraße zum Pamir bedroht Pakistan. Am Amu-darja kann sich ein Aufmarsch gegen Afghanistan vollziehen, und durch die Kara Kum-Wüste führt der Weg nach Iran, der durch Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meer gedeckt werden kann. Jeder politische Schritt der Sowjetunion in Asien wird durch ihre Machtstellung im turkestanischen Zentralasien erleichtert. Hier liegt ein in sich starker Wirtschaftsraum mit günstigen Verbindungswegen zum europäischen Rußland und zur Ukraine.

Peter der Große hat gesagt: „Wenn wir Turkestan besitzen, ist unsere Stellung in Asien jahrhundertlang gesichert.“ Stalin meint dasselbe, wenn er sagt: „Turkestan hat für die Befreiung der Länder des Orients große Bedeutung“.

Steppe und Pampa, Gauchos und Kosaken

Übernahme der Kampfesform vom Gegner

Als das heute langsam sich auflösende argentinische Gauchotum zum erstenmal in die Geschichte eingriff, fiel aufmerksamen Beobachtern seine soziologische, militärische und stilmäßige Ähnlichkeit mit den Kosaken Südrußlands auf. Es waren die gleichen Schwärme leichter, mit Säbel und Lanze bewaffneter Reitertruppen, es war die gleiche bewegliche Kampfweise, die gleiche Härte im Ertragen der Unbilden des Klimas.

Als nach ihrem Siege bei Sipe-Sipe 1816 die Spanier versuchten, aufs neue von Norden her Argentinien zu erobern, stießen sie auf starke Gaucho-Verbände unter den Reiterführern Manuel Eduardo Arias, Pachi Gorriti, Francisco Uriondo, José Maria Pérez und Urdinea, aus denen sich der gewaltige, härtige Kopf des großen Reiterführers Martin Güemes (übrigens aus einer hispanisierten irischen Familie Wemyss) leuchtend hervorhob.

Einer jener spanischen Generale, denen es nicht gelang, durch die Wolken der Gauchoheere hindurchzustoßen und das strategische Nahziel Tucumán, geschweige denn das Fernziel Buenos Aires, zu erreichen, schildert den Gaucho als Kämpfer: „Die Gauchos sind Leute vom Kamp, gut beritten und alle mit Hackmesser (*Machete*) und Gewehr bewaffnet, deren sie sich mit überraschender Geschicklichkeit bedienen, wobei sie an die Truppen mit soviel Selbstvertrauen, Geschick und Kaltblütigkeit herankommen, daß sie den europäischen Soldaten Bewunderung einflößten, die zum ersten Male diese außergewöhnlichen Menschen sahen und ihre ausgezeichneten Manöver für den Kleinkrieg und den Überfall. Sie waren jeder einzelne mutig, dabei so geschickt zu Pferde, daß sie erreichten, wenn nicht übertrafen, was man von den ruhmreichen Mamelucken und den berühmten Kosaken sagt, denn eine der Fähigkeiten dieser Feinde bestand in der Geschicklichkeit, sich rasch zu zerstreuen und dann wieder anzugreifen, wobei sie, bald von ihren Pferden aus, bald sich zu Boden werfend hinter ihren Pferden gedeckt, ein Feuer unterhielten, wie eine gute Infanterie ...“ (Carlos Canepa: „*Historia Argentina*“, 1941, S. 177.)

Ähnliche geopolitische Verhältnisse lassen leicht ähnliche Lebensformen entstehen. Kultur- und Halbkulturvölker werden vielfach im Kampf mit räuberischen und beweglichen Hirtenvölkern in weiter, ebener Landschaft gezwungen sein, deren Formen des Kampfes nachzuahmen.

An zwei räumlich voneinander entfernten Stellen des Erdballes aber entwickelten Völker in der Abwehr gegen die Raubüberfälle aus der Steppe aus sich heraus neue, dem Leben an der Steppengrenze und in der Steppe angepasste Volkstümer: in Rußland und in Argentinien.

Der Kosak

Die am frühesten sichtbare Bevölkerung der südrussischen Steppen bestand aus iranischen Stämmen (Sarmaten), Slawen und etwa 100 Jahre lang dem kurzlebigen Reich der skandinavischen Goten, von denen Reste sich auf der Krim bis in das 17. Jahrhundert hielten. Nach dem Abzug der Goten und dem kurzen, blutigen Zwischenspiel der Hunnen – die nicht ein Volk, sondern ein sehr uneinheitlicher Bund von Stämmen waren – erwähnten arabische Schriftsteller im 9. Jahrhundert eine dichte slawische Bevölkerung bis zum Schwarzen und Asowschen Meer.

Diese wird zum ersten Male aufgescheucht, als in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Ungarn, aus ihren Sitzen zwischen dem heutigen Stalingrad und Armawir aufgetrieben von den wilden Kangli-Stämmen der Petschenegen (ungarisch *Bessenyölk*), nach Westen ziehen. Dann strömen die teils türkischen, teils schon mongolischen Steppenvölker in die Gebiete des unteren Don, Dnjepr. und Dnjestr ein – nach den Petschenegen die Torken, nach diesen die Polowzer.

Gegen diese Horden haben die germanischen (warägischen), rasch russifizierten Großfürsten von Kiew immer wieder gekämpft – das fruchtbare Südländ der „Schwarzen Erde“ konnten sie aber nicht retten. Die größere slawische Bevölkerung wurde vernichtet oder floh nach Norden, wo das „Mütterchen feuchter Wald“ Schutz vor den Steppenvölkern bot. Ein Mönch, der im 13. Jahrhundert das Don-Gebiet bereiste, schilderte es: „Hier ist alles leer, kein Dorf, keine Stadt, und wo einst schöne Städte und ansehnliche Orte waren, da ist alles öde und nichts mehr bewohnt.“

Bis zum Pruth und zur unteren Donau breitete sich das Nomadenland aus, als unter Dschingiskhans Nachfolgern die Mongolen die Macht der Steppenvölker zusammenballten. Immer wieder ritten die Wjeshi, die Raubscharen der Tartaren, wie man seit dem 14. Jahrhundert alle Steppenvölker nannte, nach Norden, raubten Dörfer aus und verschleppten Menschen in die Sklaverei. Nach der Zerstörung von Kiew und der Vernichtung der russischen Fürstentümer in der heutigen Ukraine blieben nur die in der Waldzone gelegenen Fürstentümer Moskau, Susdal, Wladimir u. a. sowie das ganz überwiegend russisch besiedelte Großlitauische Reich übrig.

Von diesen aus erfolgte dann der Gegenstoß. Das erste Sturmsignal war der Sieg des litauischen Großfürsten Olgerd 1362 an den „Blauen Wassern“, nahe der Mündung von Dnjepr und Bug, über drei tatarische Khane und die Einrichtung litauischer Festungen in Otschakow, Hadhichej, Kamieniec, Brazlaw und Winniza, von denen ein Teil rasch wieder verloren ging.

Schon lange hatte sich an der Berührungsgrenze von Siedlungsland und Steppe viel unruhiges Volk, *Bossjaki*, gesammelt, Leute, die aus der immer straffer werdenden Staatsordnung des Großfürstentums Moskau und der werdenden Abhängigkeit des Bauern, der Kollektivhaftung des Dorfes für die Steuern und im Westen nach der Vereinigung Litauens und Polens vor dem langsam sich steigernden Druck der polnischen *Szlachta* und der ihr nacheifernden litauischen Häuptlinge auswichen. Vielfach fuhren diese Leute nur im Frühjahr die großen Ströme herab, lebten fischend und jagend auf den Inseln und kehrten im Herbst auf den *dikoje polje*, das „wilde Feld“, wieder heim.

Bald blieben sie auch im Winter im Südländ im gefährlichen Kriegerleben, ununterbrochen gegen die Tatarenstämme fechtend.

Zwischen Tataren im Süden und Moskauern im Osten, Polen und Litauern im Westen entstand so das Kosakentum, ukrainischer Sprache und orthodoxen Glaubens. Dieser orthodoxe Glaube hat schließlich die Kosaken veranlaßt, sich den



„Sammlern russischer Erde“, den Moskauer Großfürsten, anzuschließen, nachdem sie unter ihren Atamanen lange ein politisches Sonderdasein geführt, ihre westlichen Teile sogar zur „Königlichen Republik“ Polen in einem immer wieder durch Aufstände unterbrochenen Abhängigkeitsverhältnis gestanden hatten.

Es ist nicht so, daß die Kosaken als solche das Tatarentum niedergekämpft hätten. Im Westen waren die Tataren in der offenen Feldschlacht den Ritterheeren des polnischen Adelsaufgebotes, des *Rokosz*, und dem aus fremden, meist deutschen Soldtruppen bestehenden *Kwartalne Woisko*, dem „Quartalsheer“ (weil es vierteljährlich bezahlt wurde), nur selten gewachsen.

Im Osten hat das Moskauer Großfürstentum durch eine sehr geschickte Expansion den Tataren, die mehrfach Moskau selbst verbrannt haben, schließlich die Kehle zugeedrückt. Die Einfälle der Tataren von der Krim und der Nogaischen Steppe aus kamen ja nicht regellos. Die Tataren zogen auf den Wasserscheiden zwischen den Flüssen nach Norden, weil dort im Frühjahr zuerst der Schnee schmolz und ihre ausdauernden Pferdchen Gras fanden.

Eine solche Zugstraße (russisch: *Schljach*, unser Wort „Schlag“) hieß die *Murawskische*, sie ging von Perekop auf der Wasserscheide von Don und Dnjepr, dann zwischen Oka und Don nach Norden; von ihr teilte sich wieder die *Isjumsche Straße* ab. Vom Asowschen Meer zur Schnellen Sosnja zog die *Kamiusskijsche Straße* – eine ihrer Abzweigungen führte bis Lemberg, das ja noch im 15. Jahrhundert eine überwiegend deutsche Stadt mit Sonderrechten im alten Polen war und auch nie von den Tataren erobert wurde.

Auf diesen *Schljachy* kamen die Reitermassen, jeder Reiter mit zwei bis drei Handpferden, die große Weidenkörbe zum Wegschleppen der Beute trugen, Jahr für Jahr nach Norden, – und diese Straßen waren Straßen der Tränen, denn hier schleppten sie Massen Gefangener auf dem Rückmarsch mit sich, die dann in Kaffa und Feodosia als Sklaven verhandelt wurden. Vergebens errichteten die Russen Erdwälle, fand jahrzehntelang eine Art Parade der Moskauer Heere bei Kolomna statt, um eingreifbereit gegen die anrückenden Horden zu sein. (In größerem Maßstab ausgeführt, besser organisiert, erinnern diese Raubzüge der Tataren völlig an die *malones*, die auch auf Plünderung und Frauenraub gerichteten Züge der argentinischen Pampas-Indianer.)

Erst als das Moskauer Großfürstentum sich von der Tributpflicht gegenüber der tatarischen Goldenen Horde freigemacht, die anderen russischen Fürstentümer sich angegliedert hatte, konnte es durch planmäßiges Verbauen der Einfallstraßen mit stark besetzten Festungen und Anlage von großen, längs diesen Straßen angelegten Hinterhalten den Tataren die Einfälle verleiden. Dazu begannen Kanone und Muskete den Russen die Überlegenheit über die tatarische Nationalwaffe, den durch seine Rasanzen höchst gefährlichen konvexen Hornbogen, zu geben. Die Eroberung der Tatarenreiche Kasan und Astrachan riegelte zugleich die Krimtataren von ihren Stammesgenossen im Osten ab; die Anlehnung an die Türkei konnte für die Krim diesen Verlust nicht wettmachen, die Linie der neuen Festungen Samara, Saratow, Zaryzin, Tschornij Jar und Astrachan schloß sie hermetisch gegen das asiatische Völkertor ab. Und überall, wo russische Festungen und Forts, oft nur aus Holz, entstanden, erschienen die Kosakensiedlungen, weitläufige, offene

Dörfer unter ihrer eigenen Selbstverwaltung, ein Ackerbau treibendes Reiterbauerntum. Es entwickelte sich die „kosakische Freiheit“ – kein Kosak konnte leibeigen sein – und das kosakische Landrecht, das stets für jeden Knaben so viel Land aus dem Gemeindeland zuteilte, daß er Kriegsdienst leisten konnte, die Höfe aber unverkäuflich machte.

Im 18. Jahrhundert wird dann das einst so wilde Kosakentum ein „Stand“ im alten Rußland, es trägt weitgehend die Eroberung Sibiriens, es gliedert sich in verschiedene Heere (Donsches, Tereksches, Orenburgsches usw. Kosakenheer) und stellt in allen Kriegen leichte Reiterregimenter. Als 1783 die Krim von Kaiserin Katharina II. annektiert wurde, war der alte Gegner des Kosakentums, der Tatar, als Macht weggefallen, und im Kriege gegen den wilden Aufstand des Scheichs Imam Mansur im Kaukasus, der an der Spitze von Tschetschenen, Abchasen und Kubantataren 1787–91 der russischen Macht furchtbaren Widerstand leistete, trugen schon die regulären Truppen die Hauptlast.

Erst die Revolution von 1917, vielleicht erst der Krieg von 1941–45, als die letzten Kosakenaufgebote auf der deutschen Seite im Kampf gegen die kommunistische Tyrannei zugrunde gingen, hat dieses eigenartige stolze Volkstum, dessen Tracht zur Uniform wurde und dessen herrliche melancholische Lieder die ganze Melancholie der unendlichen Steppe widerspiegeln, zu Ende gebracht.

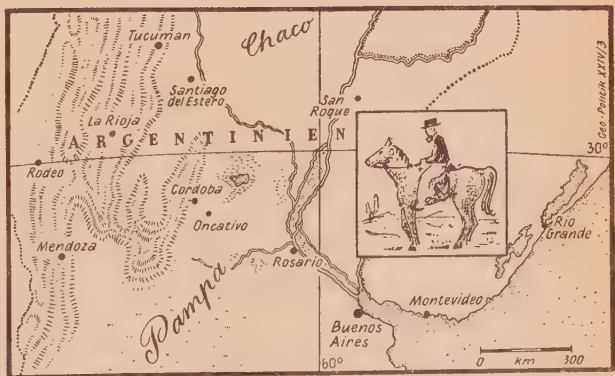
Der Gaucho

Vielleicht insgesamt 400 000 Menschen, nur ein Fünfzigstel soviel wie die Bevölkerung des heutigen Argentinien, betrug die indianische Bevölkerung, als 1516 Juan Dias de Solis den La Plata-Strom entdeckte.

Da drangen sehr spät, um 1750, von Westen über die Anden die Araukaner-Völker in das Pampagebiet ein, im Gebiet von Mendoza ihr großer Stamm der Moluches, im eigentlichen Pampagebiet zahlreiche andere Araukaner-Stämme. Sie kamen bereits aus einem zwei

Jahrhunderte währenden Kampf gegen die Spanier in Chile, kannten das Pferd, machten sich rasch mit den vielen in der Pampa verwilderten Pferden beritten, führten die Lanze und die *boleadores*, die Schleuderkugel, – und haßten die Weißen mit einem die *Cristianos* zu vertreiben.

Die *Estancias* mußten sich ihnen gegenüber befestigen, größere hatten sogar Kanonen. Dennoch mußte vor den *malones* viel Land aufgegeben werden. Der spanische Hirte wurde zum *Gaucho*, d. h. er nahm im Verband mit Lanze (oft genügte wie bei den Indianern ein an eine Stange geheftetes Messer) und Wurfkugeln den Kampf gegen die *Indios bravos* auf. Er übernahm viel vom Indianer – wie der Kosak viel vom Tatar übernahm. Fußtruppen waren in der Endlosigkeit



der Pampa verloren und viel zu unbeweglich; auch wo Militär gegen die Indianer eingesetzt wurde, focht es nach *Gacho*-Art.

Wie im russischen Kampf gegen die Tataren bemühte sich erst die spanische Regierung, später nach der Unabhängigkeit Argentinien jede argentinische Provinzialregierung, die bekanntesten Einfallstraßen der Indianer durch Anlage eines *fortin*, einer kleinen Festung oder eines Forts, zu sperren; da die Pampa aber noch holzärmer als die russische Steppe ist, war diese Aufgabe noch schwerer. Die langen Unabhängigkeits- und Bürgerkriege beschäftigten Argentinien so sehr, daß noch 1830 die Indianergrenze unmittelbar südlich von Buenos Aires bei Quilmes verlief.

Aber die großen Unabhängigkeitskämpfe und vor allem die Bürgerkriege unter den provinziellen *Caudillos* Lopez, Juan Facundo Quiroga u. a. schulten die *Gauchos* im Kampfe in größeren Verbänden. Die Bürgerkriegsschlachten von San Roque, La Tablada, Oncativo waren weitgehend Reiterschlachten – diese *Caudillos* stehen in der Geschichte des Gauchotums dort, wo in der Geschichte des Kosakentums die großen Hetmane, etwa Chmielnizkij oder Peter Doroschenko, stehen. Der *Gacho* fühlte sich als geborener Kriegermann, die *montoneros*, die *Gacho*-Aufgebote der Provinzen, waren mehr als einmal der Schrecken von Buenos Aires, dessen „Unitarier“ am liebsten ganz Argentinien zu einem von Buenos beherrschten und von seinen Kaufleuten weidlich ausgebeuteten Einheitsstaat gemacht hätten.

In einem aber unterschied sich der *Gacho* vom Kosak deutlich – der *Gacho* hatte zumeist einen Herren, den *Estanciero*, an dem er mit einer Art Vasallentreue hing. Der Kosak kannte keinen Herren außer Gott und dem Zaren. Als die erste Periode dieser Bürgerkriege auslief, war es auch einer dieser großen *Estancieros*, Don Juan Manuel de Rosas, der mit seinen karminrot gekleideten *Gauchos* einmal in Buenos Aires „Ordnung schaffte“, dann aber den ersten großen siegreichen Vorstoß nach Süden führte – 1832 verjagte er die Indianer über den Rio Colorado und Rio Negro hinaus –; immer wieder hielten später seine Anhänger den schönredenden liberalen Advokaten von Buenos Aires vor, daß ihr Herr, Don Juan Manuel, Tausende von gepeinigten Gefangenen aus den Fäusten der Indianer gerettet und dem Menschentum zurückgegeben habe, während sie nur von Menschenwürde geschwätzt und „Verfassungen wie Hühnereier gelegt“ hätten. Die Zeit von Rosas ist die Glanzzeit des Gauchotums; seine Tracht, seine Musik, sein Lebensstil werden zum unzerstörbaren Teil der argentinischen Tradition.

Das Gauchotum des Landes – und das kleine Volk in den Städten – stand hinter Rosas und seinen Generalen, hinter Oribe und Pacheco, hinter der blutigen Abwehr der französischen Intervention bei Obligado, triumphierte in den Reiterschlachten von Quebracho Herrado, Famaillá und Rodeo del Medio und trauerte, als der große Diktator 1852 bei Caseros gegen die Übermacht der Brasilianer, *Uruguayos* und argentinischen Liberalen erlag und außer Landes gehen mußte.

Mit der Vernichtung des *Chacho* Angel Peñalosa, des letzten großen *Gacho*-führers der Provinz La Rioja, klingt dann die heroische Zeit des Gauchotums aus. Die neue europäische Einwanderung, der Präsident Domingo Faustino Sarmiento die Tore öffnet, beginnt Argentinien zu überschwemmen, der *Gacho* wird ein

friedlicher Viehhirte, und als der große Präsident Roca (1880–1886) in einem energischen Feldzug endlich den Süden befriedet und das Indianertum zu Boden schmettert, hat auch der *Gaucha* den geschichtlichen Gegner und die geschichtliche Aufgabe verloren. Als eine Art Idealgestalt des echten Argentinertums aber lebt er weiter. Von einem großherzigen, grundanständigen Mann kann man nichts besseres sagen, als *es muy gaucha*, – eine anständige Kameradschaft, bei der keiner den anderen im Stich läßt, nennt man *gauchaje*, und im Grunde – während der nordamerikanische *Cowboy* ein Bild der rüden Gewalttätigkeit blieb – umgibt den *Gaucha* ein Fluidum schlichter Ritterlichkeit und Melancholie, *de una Argentina pasada y de un tiempo que ya nunca volverá* (einem vergangenen Argentinien und einer Zeit, die niemals wiederkehrt).

Aufstieg und Ende der Reiterkrieger

Gleich zwischen Kosak und *Gaucha* ist das Reiterkriegerertum, Lanze, Säbel, der Kampf als Vorposten der Kultur, ähnlich oft die Musik in ihrer Melancholie und ihren Klängen, die keinen Anfang und kein Ende haben, ähnlich die Entwicklung vom Landmann zum Soldaten, ähnlich die Poesie, die beide umgab.

Unähnlich ist der Gegner – die Tataren hatten richtige Staaten und nahmen, wenn auch am Rande, teil an der orientalischen Kultur. Unähnlich ist die Wirtschaftsgrundlage – der Kosak war immer Ackerbauer, der *Gaucha* nur Hirte, der Kosak war Freibauer, der *Gaucha* abhängig. Hinter den Tataren stand das machtvolle Osmanische Reich – hinter den wilden Araukanern und Tehuelches stand nichts –, auch wenn chilenische Kaufleute ihnen gelegentlich das geraubte Vieh abkauften und Waffen zuschmuggelten.

Gleich ist auch der historische Verlauf – das Kosakentum ist anfänglich eine revolutionäre Auflehnung gegen Staat und Behörden, eine fast anarchische Auswanderung feiner und wilder Seelen ins „wilde Feld“ – und endet unter den Atamanen Dutow und Ungern-Sternberg im Kampf gegen die rote Revolution für das alte Rußland. Das *Gauchotum* betritt die historische Bühne mit den Reiterheeren von Güemes gegen den absoluten König von Spanien – und verläßt sie mit dem Kampf des *Chacho* für das alte traditionelle Argentinien gegen die Modernisierung.

Beide aber prägte die unendliche Weite der Steppe und der Pampa, aus der sie aufstanden und verschwanden – die einen in *Tscherkesska* und Pelzmütze, die anderen in *Bombachas* und *Chiripá*, lebende Bilder der prägenden Kraft geopolitischer Gegebenheiten.

Die Lausitzer Sorben (Wenden)

Jahrhunderte hindurch hat sich das lausitzer-sorbische Volk von allen slawischen Völkern seine nordisch-arische Art am reinsten bewahrt. – An Tapferkeit und Treue haben die Söhne des sorbischen Volkes ihren deutschen Kameraden niemals nachgestanden.

O. Lehmann-Stollberg (O. Wicaz) in der von der sorbischen Domowina herausgegebenen Schrift: „Wir Lausitzer Sorben (Wenden). Bautzen 1934.

Erinnert Euch daran, daß jenseits der Lausitzer Neiße, die Eure natürliche Grenze im Westen ist, ebenfalls slawische Gebiete liegen, die als freier Staat in den Rahmen des polnischen Imperiums eingefügt werden wollen, daß diese Gebiete, wenn auch zu einem großen Teile germanisiert, bis an die Saale reichen, die einst die Grenze Boleslaws Chrobry war!

Aus dem Memorandum des im „Untergrund“ existierenden Sorbischen Nationalkomitees in Warschau an die Polnische Exilregierung in London vom 20. 10. 1942.

Wir wollen die Freiheit, wir wollen den Anschluß unseres Landes an die Tschechoslowakei wegen unserer traditionellen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen. – Laßt nicht das kleinste slawische Volk im Herzen Europas untergehen!

Aus dem Memorandum des Sorbischen Nationalkomitees in Bautzen, Vorsitzende P. Johann Ziesche (Jan Cyz) und Dr. Georg Ziesche (Jurij Cyz) vom 1. 6. 1945.

Es ist unbedingt erforderlich:

- 1. die Lausitz politisch von Deutschland zu trennen,*
- 2. das abgetrennte Gebiet für neutral zu erklären,*
- 3. es unter die Aufsicht eines oder mehrerer slawischer Staaten zu stellen.*

Aus dem Memorandum der Sorbischen Domowina, Vorsitzender Paul Nedo (Pawol Nedo) an die Konferenz der vier Außenminister in Moskau, März 1947.

In der Deutschen Demokratischen Republik ist uns eine Heimat gegeben, die wir lieben und die wir mit ganzer Kraft gegen die drohende Kriegsgefahr verteidigen werden!

Aus dem Grußtelegramm der auf dem II. Bundeskongreß der Domowina in Bautzen versammelten Sorben an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl vom 16. April 1952.

Ich bin überzeugt, daß das lausitzisch-sorbische Volk nach hundertjähriger Unterdrückung seine wahre Heimat in der Deutschen Demokratischen Republik gefunden hat und daß wir den gemeinsamen Kampf des deutschen und des lausitzisch-sorbischen Volkes um Frieden und Einheit siegreich beenden werden!

Wilhelm Pieck bei einem Empfang der Vertreter der sorbischen Domowina, Kurt Krenz (Krjenc) und Dr. Johann Ziesche (Jan Cyz) in Niederschönhausen am 4. 6. 1952.

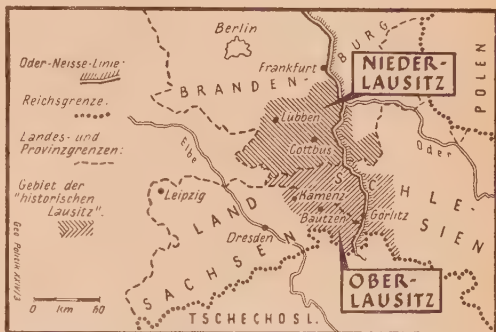
Der Begriff „Volk“ beschränkt sich nicht allein auf die Gemeinschaft der Sprache. Er umfaßt alle in einem Staat zusammenwohnenden Nationen und nationalen Volksgruppen. Deswegen bilden die Grusinier einen Bestandteil des sowjetischen, die Sorben in der Deutschen Demokratischen Republik einen Bestandteil des deutschen Volkes.

Aus der in Prag in deutscher Sprache erscheinenden Wochenschrift „Aufbau u. Frieden“ vom 14. 3. 52.

Seit einigen Jahren erfährt man in Westdeutschland aus den Berichten heimkehrender Sowjetzonenbesucher und gelegentlichen Pressemeldungen, daß es „drüben“ in der Lausitz eine sorbische Volksbewegung gibt, die sich offenbar der besonderen Fürsorge des Regimes erfreut. Sorbische Aufschriften an Bahnhöfen und

öffentlichen Gebäuden, sorbische blauweiße Fahnen in den Straßen und alljährliche sorbische Kundgebungen mit Aufmärschen und Trachtengruppen sind die äußeren Zeichen einer Entwicklung, die zumindest einem Teil der Lausitz den Stempel der Zweisprachigkeit aufdrücken soll und deren Ziel noch nicht klar erkennbar ist. Es hieße die Dinge in verfänglicher Weise vereinfachen, wollte man hinter allen Handlungen und Äußerungen des Sorbentums ausschließlich den leitenden Finger Moskaus suchen, wie das in manchen Stellungnahmen geschieht¹. Schon unsere oben wiedergegebene Blütenlese sorbischer Stimmen zeigt, daß wir es hier mit einem mehrschichtigen Problem zu tun haben.

Es genügt auch nicht, nur ganz allgemein von den Sorben „in der Lausitz“ zu sprechen, sondern wir müssen uns bemühen, den geographischen Bereich wie den zahlenmäßigen Umfang der Sorbenbewegung deutlich zu umgrenzen. Nur durch diese nüchterne Lokalisierung und Bestandsaufnahme, die bezeichnenderweise in den sorbischen Veröffentlichungen geflissentlich umgangen wird, kann die Diskrepanz zwischen der tatsächlichen Größenordnung der Sorbenfrage und der ihr durch Politik und Propaganda verliehenen Bedeutung ganz sichtbar werden. Daß die Sorbenfrage durch die derzeitige Randlage der Lausitz, deren Ostteil unter polnischer Verwaltung steht und deren Südgrenze heute erstmalig zugleich die Grenze des deutschen Siedlungsgebietes bildet, trotzdem eine allgemeine überlokale Bedeutung gewinnt, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte.



Wer sind die Sorben?

Im deutschen Sprachgebrauch sind heute für die Slawen in der Lausitz zwei Bezeichnungen üblich: „Wenden“ und „Sorben“. Dabei bezog sich der in deutschen Chroniken und Akten gebrauchte Name „Wenden“ ursprünglich auf alle Slawen in Ostdeutschland und verengte sich erst allmählich auf die Lausitzer Wenden. Diese selbst nennen sich *Serb* (Mehrzahl *Serbja*), und ihre Sprache wird von der Slawistik als „Sorbisch“ bezeichnet; in der sowjetischen Besatzungszone gilt heute „Sorben“ als amtlich, Tschechen und Polen sprechen von Sorben (*Srbowi* bzw. *Serbowie*) oder Lausitzern (*Luzicane* bzw. *Luzyczanie*). Zur Vermeidung von Unklarheiten ist es zweckmäßig, für die Behandlung der Gegenwart den Ausdruck „Sorben“ zu bevorzugen, und nur da, wo es historisch richtig erscheint, von „Wenden“ zu sprechen, ohne daß diese Unterscheidung aber eine politische Note enthalten soll, wie sie sich etwa in der Gegenüberstellung von „Ukrainern“ und „Ruthenen“ ausdrückt.

¹ z. B. „Ostprobleme“ vom 14. 6. 1952.

Die heutigen Sorben in der Lausitz sind der letzte Rest der zahlreichen westslawischen Stämme, die seit etwa 600 n. Chr. Ost- und Mitteldeutschland bis zur Elbe und Saale besiedelten und im Zuge der deutschen Ostsiedlung allmählich unterworfen, christianisiert und schließlich assimiliert wurden. Die von einem Teil der polnischen Vorgeschichtsforschung verfochtene These, diese unter dem Sammelbegriff „Elbslawen“ zusammengefaßten Slawenstämme seien die Nachkommen der Träger der bronzezeitlichen „Lausitzer Kultur“ und mithin die eigentlichen und echten Ureinwohner ganz Ostdeutschlands, ist wissenschaftlich unhaltbar und wird auch von den Sorben selbst heute nicht vertreten.

Die direkten Vorfahren der Lausitzer Sorben dürften freilich nicht die Sorben zwischen Elbe und Saale gewesen sein, gegen die Karl der Große die Sorbische Mark errichtete, sondern die Stämme der Milzener (*Milzani*) in der Oberlausitz und der Lausitzer (*Lusizi, Lusizani*) in der Niederlausitz. Keinem einzigen elbslawischen Stamm ist es gelungen, zur Ausbildung eines Staatswesens zu kommen, aber während die slawische Bevölkerung im übrigen Raum zwischen Elbe und Oder bis zum Ende des Mittelalters so vollständig im Deutschtum aufging, daß nur noch geringe Bruchstücke ihrer Sprache auf uns gekommen sind, konnten diese beiden Stämme ihre slawische Haussprache bewahren. Unter dem Einfluß der Reformation, des Pietismus und der deutschen Romantik entwickelte sich aus ihr eine Schriftsprache, die in zwei deutlich unterscheidbare Zweige zerfällt: Das Obersorbische der Oberlausitz, das dem Tschechischen, und das Niedersorbische der Niederlausitz, das dem Polnischen nähersteht.

Welche Umstände das Überdauern der sorbischen Sprache bis zur Reformation ermöglicht und begünstigt haben, kann hier nicht näher untersucht werden, eine besondere Rolle scheint dabei die ausgesprochene Verkehrslegenheit vieler wendischer Siedlungen gespielt zu haben, während weder die kurzfristige Zugehörigkeit der Lausitz zu Polen (1018–1031), noch die mehrhundertjährige zur Krone Böhmen (1346 bzw. 1370 bis 1620 bzw. 1635), in dieser Hinsicht einen Einfluß ausübte. Obwohl Deutsche und Wenden in der Lausitz im Mittelalter rechtlich streng voneinander geschieden waren – den Wenden war das Bürgerrecht in den Städten verwehrt, ihnen standen nur die „Kietze“ und „Wendengassen“ offen, andererseits hatten aber die wendischen Beutner und Fischer ihr eigenes Recht mit weitgehender Selbstverwaltung – hat sich daraus doch kein deutsch-wendischer Gegensatz entwickelt wie etwa zwischen Deutschen und Polen oder Deutschen und Tschechen. Die Wenden waren das ganze Mittelalter hindurch ein ausgesprochenes Bauernvolk und blieben es auch in der Neuzeit, als die einengenden Rechtsbestimmungen längst gefallen waren. Der Übergang eines Wenden in die Intelligenzberufe oder – seit dem 19. Jahrhundert – in die Industrie bedeutete fast durchweg das Aufgehen im Deutschtum, das durch zahlreiche gemischte Ehen noch gefördert wurde, zumal zwischen Wenden und Deutschen keine konfessionellen Unterschiede bestanden.

Die Entstehung einer sorbischen Nationalbewegung

Ebenso wie bei Litauern, Letten und Esten brachte auch bei den Wenden die Reformation die ersten Aufzeichnungen der Volkssprache; 1574 erschien das erste niedersorbische Buch – eine Übersetzung des Lutherschen Katechismus mit Gesangbuch und Kalender, und über ein Jahrhundert später hat der pietistische deutsche Adel der Lausitz den eigentlichen Anstoß zur Entwicklung einer sorbischen Schriftsprache gegeben: Die Großmutter des Grafen Zinzendorf ließ 1706 ein sorbisches Neues Testament an alle Kirchen der Lausitz verteilen, und 1716 wurde ein wendisches Predigerseminar in Leipzig, 1749 eines in Wittenberg eingerichtet. Für den kleinen katholisch gebliebenen Volksteil in der Oberlausitz bei Bautzen und Kamenz wurden seit 1728 wendische Priester im „Lausitzer Seminar“ in Prag ausgebildet, zu dessen Jurisdiktion Bautzen gehörte.

Geistliche beider Konfessionen, nur zu einem Teil gebürtige Wenden, waren es dann auch, die sich der Erforschung des Sorbischen zuwandten, sorbische Gedichte verfaßten und die Volkslieder und Sagen aufzeichneten. Als der deutsche Pastor Leopold Haupt und der wendische Theologiekandidat J. E. Schmalzer (*Smoler*) die „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz“ herausgaben (1842/43) bedeutete das den Beginn des „nationalen

Erwachens“ der Sorben, die sich im Geiste des Panslawismus Südslawen und Tschechen zum Vorbild nahmen. 1847 gründete Schmalzer nach serbischem Beispiel in Bautzen die „*Macica serbska*“ (Sorbische Bienenkönigin) als wissenschaftlich-literarische Vereinigung, die von 1848 bis 1937 eine wissenschaftliche Zeitschrift herausgab. Schmalzer war auch der erste Schriftleiter der Wochenzeitung *Serbske Nowiny* (Sorbische Nachrichten), die gleichfalls bis 1937 ununterbrochen erschien. Eine Eingabe an die sächsische Regierung erwirkte 1849 die Einführung sorbischen Schulunterrichts im sächsischen Teil der Oberlausitz, ja sogar sorbische Gottesdienste beider Konfessionen in Dresden.

Eine Reihe sorbischer Dichter und Schriftsteller begann Gedichte und Erzählungen zu veröffentlichen, es entstand noch eine Anzahl kleiner sorbischer Wochenblätter und vor allem eine Fülle sorbischer Vereine aller Art – allein die 3000 Wenden des Kirchspiels Königswartha in der sächsischen Oberlausitz hatten um 1900 fünfzehn Vereine!

Gleichzeitig erweckte das Sorbische mit seinem altertümlichen, dem Altkirchenslawischen ähnlichen Formenreichtum das Interesse der Slawisten, und das Sorbentum stellte in Ernst Mücke (*Arnost Muka*) selbst einen bedeutenden Slawisten, Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Akademien. Volkskundler, an erster Stelle der Deutsche W. von Schulenburg, beisteht die wendischen Siedlungen.

Die ganze Bewegung, von Pastoren, Lehrern und wenigen Wissenschaftlern getragen, hatte einen gemütvollen, unpolitischen Charakter, und auch die aktivsten Sorbenführer fühlten sich als treue sächsische oder preußische Untertanen. Ihr Bestreben war lediglich, sorbische Sprache und sorbisches Volksgut zu erhalten und zu pflegen.

Zahl und Siedlungsgebiet der Sorben

Das Sorbische blieb trotz seiner literarischen Entwicklung eine Bauernsprache, der neben den rein religiösen nicht nur alle abstrakten, sondern auch die technischen Begriffe fehlten. Wer aus dem rein bäuerlichen Lebenskreis heraustreten wollte, mußte notwendig deutsch sprechen, und über die Brücke der Zweisprachigkeit wechselten vor allem jüngere Leute zum Deutschtum hinüber. Es geschah dies ohne jeden Zwang im Verlaufe einer natürlichen Entwicklung, die in anderen sprachlichen Reliktgebieten im 19. Jahrhundert ebenso erkennbar ist. Am Hand der Volkszählungsergebnisse und der Karte läßt sich mit aller Deutlichkeit feststellen, wie die Industrialisierung des Braunkohlengebiets von Spremberg und Senftenberg eine vollständige Eindeutschung mit sich bringt, wie die ohnehin stets deutsch gewesenen Städte ihrer Anziehungskraft vermehren, und die Entdeckung des Spreewalds als Fremdenverkehrsgebiet und der Sog von Berlin besonders das Sorbentum der Niederlausitz zurücktreten lassen. Die Zahl der sorbisch Sprechenden betrug:

	Volkszählung	Schätzung Andree	Schätzung Pech	Schätzung Mücke
1849	140 000 { 48 000 i. Sachsen 92 000 i. Preußen	142 000		
1861	133 000 { 51 000 i. Sachsen 82 000 i. Preußen			
1864			139 000	
1867			135 000	
1869		137 000		
1871		128 000		
1875			136 000	
1884				173 000
1890			118 000	
1900	106 000 { 44 000 i. Sachsen 62 000 i. Preußen		110 000	
1910	103 000 { 41 000 i. Sachsen 62 000 i. Preußen			
1925	71 000 { 29 000 i. Sachsen 42 000 i. Preußen			

Es ist entgegen heutigen Behauptungen von serbischer Seite kaum anzunehmen, daß sich jemand als Sorbe fühlte, der nicht wenigstens „deutsch und wendisch“ als Muttersprache angab, und auch die nicht sehr erheblich abweichenden Schätzungen sorbischer Volksforscher zeigen, daß die Volkszählungsergebnisse zuverlässig sind. Dabei weist die Volkszählung von 1933 noch einen weiteren Rückgang um 20 000 auf, doch soll diese Zahl als anfechtbar hier nicht mehr berücksichtigt werden. Über neuere zuverlässige Zahlen verfügen wir nicht. Das Ergebnis der Volkszählung vom 29. 10. 1946 ist nicht vollständig bekannt gegeben worden und hat jedenfalls die Erwartungen der Sorbenführer schmerzlich enttäuscht, wie eine 1947 in Prag erschienene Streitschrift zeigt, die die Volkszählung in schärfster Weise angreift. Nach unvollständigen Meldungen soll diese Zählung nur wenig über 32 000 Sorben ergeben haben.

Wir können also für die Jahre der Weimarer Republik mit rund 70 000 Personen rechnen, die sorbisch sprachen, was noch nicht bedeutet, daß es sich dabei durchweg um nationalbewußte Sorben handelte. Für die Gegenwart nehmen wir mangels anderer zuverlässiger Angaben die gleiche Zahl als Richtzahl an und setzen dabei voraus, daß der Bevölkerungsüberschuß der letzten zweieinhalb Jahrzehnte und die nach 1945 zutage getretene Rückkehr zur sorbischen Sprache den Rückgang durch Kriegsverluste und weitere Eindeutschung etwa ausgeglichen haben.

Da die gesamte Lausitz, also ihre zu Sachsen, Schlesien und Brandenburg gehörenden Kreise zusammengekommen, im Jahre 1925 bei einer Fläche von 12 500 Quadratkilometer rund 1 400 000 Einwohner zählte, machten die Sorben also nur 5 Prozent der Lausitzer Bevölkerung aus!

Natürlich verteilten sich diese 70 000 nicht gleichmäßig als kleine Minderheit über die ganze Lausitz, sondern konzentrierten sich in zwei Hauptsiedelgebieten, während in den übrigen Kreisen der Lausitz fast gar keine Sorben lebten.

Einen bedeutenden Anteil von Sorben gab es 1925 nur in folgenden lausitzischen Kreisen (vgl. Karte 2):

In der Oberlausitz:

Kreis Kamenz	6 146 von 76 188 Einwohnern, also 8,1 %
Landkreis Bautzen	18 625 von 104 127 Einwohnern, also 18,0 %
Stadt Bautzen	1 768 von 39 543 Einwohnern, also 4,6 %
Kreis Löbau	1 531 von 106 777 Einwohnern, also 1,5 %
Kreis Hoyerswerda	12 638 von 53 372 Einwohnern, also 24,1 %
Kreis Rothenburg OL (heute Niesky)	7 704 von 79 438 Einwohnern, also 9,6 %
Zusammen	48 457 von 459 445 Einwohnern, also 10,6 %

In der Niederlausitz:

Landkreis Cottbus (ohne d. Stadt!)	21 169 von 53 548 Einwohnern, also 39,7 %
Zusammen	69 626 von 512 993 Einwohnern, also 12,0 %

Die restlichen etwa 1200 Sorben verteilten sich in kleinen Gruppen auf die Kreise Calau, Spremberg und Lübben und die Stadt Cottbus. Es gab und gibt also keinen einzigen Lausitzer Kreis, in dem die Sorben die Mehrheit gebildet hätten, schon deshalb nicht, weil die Städte in diesen Kreisen durchweg 95 und mehr Prozent Deutsche aufwiesen. Die einzige Ausnahme, das kleine Wittichenau bei Hoyers-

werda, hatte auch noch keine sorbische Mehrheit, sondern 24 Prozent Sorben. Dagegen gab es eine größere Anzahl von Landgemeinden, die mehr als 50 % Sorben zählten, und zwar:

im Kreis Kamenz	28 von 110
im Kreis Bautzen	92 von 242
im Kreis Löbau	5 von 83
im Kreis Hoyerswerda	50 von 84
im Kreis Rothenburg	22 von 137
im Kreis Cottbus	43 von 92
im Kreis Calau	1 von 128
Zusammen	241 von 886

Bei dieser recht stattlich wirkenden Zahl von 241 überwiegend sorbischen Landgemeinden darf man freilich nicht vergessen, daß unter ihnen sehr viele ausgesprochene Zwerggemeinden sind, so z. B.:

Strohschütz, Kreis Bautzen,	mit 25 Einwohnern (100 % sorbisch)
Weissig, Kreis Bautzen,	mit 42 Einwohnern (85 % sorbisch)
Gränze, Kreis Kamenz,	mit 53 Einwohnern (100 % sorbisch)

Nur wenige unter ihnen hatten mehrere hundert Einwohner, und nur das große Sorbenzentrum Burg im Spreewald vereinte in seinen drei Gemeinden rund 3000 Sorben bei 4000 Einwohnern. Bezeichnend ist, daß die Gemeinden mit einem hohen Anteil an sorbischer Bevölkerung meist fern von Eisenbahn und Landstraßen mitten im Wald- und Sumpfgebiet liegen. Besonders reich an derartigen verkehrsfernen Sorbendörfern ist der Kreis Hoyerswerda (z. B. Morka, Klein-Partwitz, Spohla mit 99 Prozent Sorben).

Trägt man alle Sorbengemeinden auf eine Karte großen Maßstabs ein, so ergeben sich zwei deutlich umgrenzte Gebiete dichter sorbischer Siedlung, die auf unserer Karte durch senkrechte Schraffierung gekennzeichnet werden. Auch diese beiden Sorbengebiete sind aber durchaus nicht Gegenden geschlossener sorbischer Mehrheit, sondern zwischen den sorbischen Gemeinden liegen außer den deutschen Städten immer wieder rein deutsche oder stark gemischte Gemeinden. Erst eine zur Zeit in Arbeit befindliche Karte großen Maßstabs kann diese aus den verschiedenen Besiedlungsvorgängen stammende Durchmischung und Verzahnung ganz verdeutlichen. Bei der Betrachtung der Flächengröße – beide Gebiete umfassen zusammen knapp 2000 qkm, d. h. soviel wie der Freistaat Danzig – muß man außerdem den besonders hohen Waldanteil in den Kreisen Hoyerswerda, Rothenburg und Cottbus berücksichtigen, den wir auf unserer Karte nicht darstellen können. Der nüchterne Beobachter konnte also schon vor drei Jahrzehnten ebenso wie wir heute feststellen, daß das Sorbentum nicht nur rein zahlenmäßig, sondern auch territorial nur einen geringen Bruchteil der Lausitz umfaßt.

Politische Aktivität in und nach dem Ersten Weltkrieg

Das ständige Zurückgehen der Sorbenzahlen wurde vor dem Ersten Weltkrieg vor allem von den Tschechen mit Sorge beobachtet; während die Polen nur gelegent-



liche Geld- und Bücherspenden schickten und die russischen Panslawisten sich überhaupt nicht für „das kleinste Slawenvolk“ interessierten (die 1952 erschienene sorbische Bibliographie weist keine russische Veröffentlichung über die Sorben vor 1914 auf), bestand in Prag weiterhin das Lausitzer Haus (*Luzicky dum*) mit dem sorbischen Priesterseminar und der sorbischen Studentenverbindung „*Serbowka*“, und der militant antideutsche Neoslawismus der Vorkriegszeit begann sich lebhaft für die Sorben zu interessieren. Der Slawist Adolf Cerny, der an der Prager Universität regelmäßige Vorlesungen über sorbische Sprache und Literatur hielt, gründete 1907 die „Gesellschaft der Freunde der Lausitz“, und er war es auch, der mit seinem 1918 erschienenen Buch: „Die Lausitzer Frage“ die Angelegenheiten der Sorben vor ein internationales Forum bringen wollte und am 27. 10. 1918 in den *Narodni Listy* das Recht der Selbstbestimmung für die Sorben und ihre Vereinigung mit der Tschechoslowakei forderte. Auch andere tschechische Politiker bauten schon während des Krieges das Sorbentum in ihre Pläne ein – das weitestgehende Beispiel ist Hanus Kufner mit seiner Forderung nach Annexion der ganzen Lausitz und halb Schlesiens. Die meisten Sorben wußten allerdings von derartigen Gedanken nichts und wollten nichts von ihnen wissen. Als treue Bürger Sachsens und Preußens erfüllten sie im Kriege ihre Pflicht, weder Desertion noch Sabotage ist unter den sorbischen Soldaten vorgekommen. Gerade das Weltkriegserlebnis hat offenbar die Eindeutschung weiter gefördert, wie der Vergleich der Zählungen von 1910 und 1925 zeigt.

Einige sorbische Politiker, in erster Linie der sächsische Landtagsabgeordnete Ernst Barth (*Arnost Bart*) und der Oberlehrer Brühl (*Bryl*) nahmen aber nach dem deutschen Zusammenbruch 1918 sofort die Verbindung zu den Tschechen auf, gründeten einen Sorbischen Nationalausschuß, reisten als Mitglieder der tschechischen Delegation (!) nach Paris und reichten insgesamt fünf Memoranden ein, in denen sie zuerst einen Sorbenstaat mit Anschluß an die Tschechoslowakei, dann einen neutralisierten Sorbenstaat und schließlich ein autonomes Sorbengebiet im Rahmen des Deutschen Reiches forderten. Barth proklamierte sogar am 1. 1. 1919 feierlich eine Sorbische Republik!

Es ist bekannt, daß alle diese Bestrebungen in Paris trotz des umfangreichen Karten- und Propagandamaterials keinen Erfolg hatten, aber durch diese Aktion zur Losreißung der Lausitz von Deutschland und die enge sorbisch-tschechische Zusammenarbeit war doch eine ganz neue militante Note in die sorbische Bewegung gekommen.

Barth, wegen versuchten Landesverrats zu Festungshaft verurteilt, aber auf Verwendung Masaryks nach kurzer Zeit begnadigt, wurde Vorsitzender des 1922 gegründeten Dachverbandes aller sorbischen Vereine, der *Domowina* (Heimat); der 1920 gegründete sorbische *Sokol* hielt enge Verbindung mit dem tschechischen *Sokol*, einem Sportverband mit betont nationalistischen Zielen, und tschechische Gelder ermöglichten die Gründung der „Sorbischen Volksbank“. 1924 gründete diese Richtung auch eine „Wendische Volkspartei“, die bei mehreren Wahlen auftrat. Die höchste Stimmenzahl (insgesamt 10 750) erreichte sie bei den Reichstagswahlen vom Mai 1924. Als ihre Stimmenzahlen später immer mehr zurück gingen, traten die sorbischen Zeitungen meist für Zentrums-kandidaten ein.

Neben dieser tschechisch-nationaldemokratischen Richtung in der Sorbenführung entstand in den zwanziger Jahren eine zweite, die vom Sozialismus herkam, alle Gedanken an Selbständigkeit oder Anschluß an die Tschechoslowakei als unrealistisch verwarf und Verbindung mit den anderen nationalen Minderheiten im Reich suchte. Da unter diesen die Polen die erste Rolle spielten, war es natürlich, daß diese Gruppe sich besonders an Polen anlehnte, wo in Warschau, Posen und Krakau ebenfalls „Gesellschaften der Freunde der Lausitz“ existierten. Wortführer dieser Richtung waren der Schriftleiter Jan Skala, der lange Zeit zweiter Vorsitzender des Verbandes der nationalen Minderheiten in Deutschland war und die Minderheitenzeitschrift „Kulturwehr“ geschickt redigierte, und der Lehrer und Volkskundler Paul Nedo (*Pawol Nedo*). Nedo wurde 1933 zum Vorsitzenden der *Domowina* gewählt und gestaltete sie in einen Gesamtverband der Lausitzer Sorben mit Führerprinzip und Gaueinteilung um. Unter kluger Ausnutzung der nationalsozialistischen Schlagworte von „Blut und Boden“ u. ä. verband er vermehrte Volkstumspflege mit einer aktiven Minderheitenpolitik. (Vgl. das erste Zitat am Kopf des Beitrags.)

Schließlich bestand weiterhin eine religiös gebundene unpolitische Richtung, die 1919 im „Ausschuß sachsentreuer Sorben“ gegen die Politik Barts auftrat und lediglich Sprache und Brauchtum pflegte.

Auch die deutsche Wissenschaft beschäftigte sich weiter mit den Sorben; in Leipzig hielten die Slawisten K. H. Meyer und Trautmann regelmäßige Vorlesungen über die sorbische Sprache, und Rudolf K ö t z s c h k e begann die Herausgabe einer Reihe: „Forschungen zu Geschichte und Kultur der Wenden“.

In den ersten Jahren des Nationalsozialismus konnte die *Domowina* fast unbehindert eine umfangreiche Tätigkeit mit Großkundgebungen und dergleichen entfalten. Trotzdem blieben ihr viele Sorben vor allem in der Niederlausitz fern, denn während die *Domowina* verlangte, daß jedes Kind sorbischer Abstammung auch sorbischen Schulunterricht haben müsse, notfalls sogar dazu gezwungen werden sollte, standen viele sorbische Eltern auf dem Standpunkt: Sorbisch lernen unsere Kinder zu Hause, in der Schule sollen sie Deutsch lernen.

Diese Entwicklung wurde aber 1937 mit harter Hand unterbrochen, als die Reichsregierung ein energisches Vorgehen gegen die sorbischen Organisationen beschloß: Die *Domowina* mußte sich auflösen, die Zeitschriften und Zeitungen stellten ihr Erscheinen ein, das Haus der *Macica Serbska* in Bautzen wurde beschlagnahmt, der serbische Schulunterricht eingestellt, und auch die sorbischen Gottesdienste mußten nach und nach aufhören. Es war auch kein Ruhmesblatt für die deutsche Wissenschaft, daß ein Breslauer Volkskundler 1937 allen Ernstes die These vertrat, daß die Sorben Nachkommen der Vandalen seien und „in den germanischen Grundlagen des deutschen Bauerntums“ wurzelten.

Da außerdem mit Verhaftungen, Polizeibeobachtung und Zwangsevakuierungen gegen die Sorbenführer vorgegangen wurde, war es verständlich, daß diese nationalsozialistische Volkstumspolitik die Sorbenführer einem panslawischen Radikalismus in die Arme trieb, der bei Tschechen und Polen Hilfe suchte. Der bisher gemäßigte und besonnene Jan Skala erklärte Ende 1937, Polen müsse seine Grenzen bis zur Oder und Neisse ausdehnen; wenn das nicht bis 1950 gelänge, seien

die Sorben dem Untergang geweiht! In Warschau bildete sich ein sorbisches Aktionszentrum um das Lektorat für sorbische Sprache, und in Prag sammelte Josef Páta, der 1919 als Referent für Lausitzer Fragen Mitglied der Friedensdelegation gewesen war, und für den man 1933 eigens einen Lehrstuhl für sorbische Sprache und Kultur geschaffen hatte, alle Tschechen und Sorben um sich, die für eine künftige sorbische Selbständigkeit eintraten.

Die Sorben und die Sorbenpolitik seit 1945

Als sich der deutsche Zusammenbruch abzeichnete, begannen die sorbischen Führer, die teils in Polen im Untergrund, teils in deutschen Konzentrationslagern, teils in der Heimat, teils in der Sowjetunion lebten, ihre politischen Forderungen von 1919 neu zu erheben. Daß sie dabei jedes Maß für die eigenen Kräfte und die realen politischen Möglichkeiten verloren, scheint in einer Zeit, in der überall nur vom Haß diktierte Nachkriegspläne aufgestellt wurden, nicht weiter verwunderlich, zumal sich ja nicht nur die slawischen Völker zur Bestrafung Deutschlands berufen fühlten.

Als erste trat die polnische Richtung mit ihren Forderungen hervor; mehrere Sorbenführer waren während des Krieges in Warschau untergetaucht und hatten dort ein „Sorbisches Nationalkomitee“ gebildet, das eine polnische Untergrundzeitschrift „Lausitzer Fragen“ herausgab und am 10. 10. 1942 ein ausführliches Memorandum an die polnische Regierung in London richtete, in dem neben dem Anschluß der Lausitz an Polen (siehe das zweite Zitat am Kopf dieses Beitrags) die Aufstellung sorbischer Verbände aus Kriegsgefangenen und die Anerkennung der „beiden sorbischen Nationen“ (!) als Alliierte gefordert wurde. Gleichzeitig wurden die Polen eingeladen, nach der Vertreibung der Deutschen die dann leer gewordenen Lausitzer Städte zu besiedeln.

Obwohl das Komitee in Georg Lehmann (*Jurij Wicaz*) einen Vertreter in London hatte, konnte sich diese Richtung nicht weiter durchsetzen, da ihr Hauptvertreter Jan Skala im April 1945 in einer Schießerei sowjetischer Soldaten bei Breslau ums Leben kam und da die Sorben in der Heimat sehr bald schlechte Erfahrungen mit den Polen machten. Die Lausitz wurde nämlich im April 1945 zum Teil von der Zweiten polnischen Armee unter Swierczewski besetzt; obwohl Marschall Konew als Oberbefehlshaber auf Bitten von durch die Front gekommenen Sorbenführern beim Überschreiten des Queis einen Tagesbefehl erlassen hatte, die Sorben seien als slawische Brüder zu behandeln, und stellenweise auch ein spürbarer Unterschied zwischen Deutschen und Sorben gemacht wurde, kam es doch zu zahlreichen Ausschreitungen polnischer Soldaten gegenüber Sorben, und obendrein wurden schon im Frühsommer 1945 einige rechts der Neisse wohnende Sorbenfamilien ebenso wie ihre deutschen Nachbarn vertrieben – beides führte zu einer merklichen Abkühlung der sorbischen Sympathien für die Polen.

Die zweite, tschechische Richtung, die ja auf alte Verbindungen zurückgreifen konnte, entfaltete schon im Mai 1945 eine außerordentliche Aktivität. Dr. Jan Cyz (Johann Ziesche), Vorsitzender eines „Sorbischen Volksrats“, richtete am 8. 5. aus Dachau an Benesch die Bitte, die „historische Lausitz“ an die Tsche-

choslowakei anzuschließen. Gleichzeitig bildete sich in Prag ein Sorbisches Nationalkomitee unter dem Vorsitz von Dr. Kretzschmar (*Krjecmar*), dem Lektor für Sorbisch an der tschechischen Universität Prag, das am 12. 5. in Adressen an Stalin und Benesch die Bildung eines Sorbenstaates mit Anschluß an die Tschechoslowakei und sofortige Freilassung aller sorbischen Kriegsgefangenen forderte. Noch im Mai 1945 siedelte es nach Bautzen über, wo es unter dem Vorsitz von P. Jan Cyz (Johann Ziesche, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Dr. J. Z.) und seines Bruders Dr. Jurij Cyz (Georg Ziesche) politisch stark wirksam wurde. In einem Memorandum für die Potsdamer Konferenz vom 1. 6. 1945 behauptete es, das sorbische Volksgebiet umfasse etwa 10 000 qkm mit 1400 sorbischen Gemeinden, und verlangte die sofortige Besetzung dieses Gebietes durch tschechische Truppen, die Vergebung aller Landratsstellen und höheren Ämter nur an Sorben und schließlich die Vereinigung mit der Tschechoslowakei (siehe drittes Zitat am Kopf). Nachdem sich das Komitee durch Wahlen in ein „Landeskomitee“ umgebildet und den Charakter eines Sorbenparlaments angenommen hatte, bildete es mit einem „Nationalrat“ eine Art Regierung. An ihrer Spitze stand Pastor Jan Cyz, das Äußere vertrat von Prag aus Dr. Jurij Cyz, das Innere Dr. Jan Cyz (Johann Ziesche), der, aus Dachau heimgekehrt, zum Landrat von Bautzen ernannt worden war, die Kultusangelegenheiten Paul Nedo, inzwischen Schulrat des Kreises Bautzen. Der Nationalrat schickte diplomatische Vertreter nach Warschau und Belgrad, und die Gattin von Jurij Cyz bereiste 1945 und 1946 fast alle westeuropäischen Hauptstädte mit Memoranden, in denen die Errichtung diplomatischer Vertretungen beim Nationalrat, die internationale Behandlung der Sorbenangelegenheiten und die „Reinigung“ des Sorbengebiets von allen Ostvertriebenen gefordert wurde, weil diese die Reinheit des Sorbentums gefährdeten – der Parallelen zur „Südschleswig“bewegung sind noch mehr.

Hand in Hand damit gingen Kundgebungen, Zeitungsaufsätze und Broschüren in der Tschechoslowakei, die sich die Forderungen des Nationalrats zu eigen machten. In Warnsdorf, unmittelbar an der Lausitzer Grenze, eröffneten die Tschechen ein sorbisches Gymnasium und unterstützten das Komitee mit Geld, Papier und Broschüren.

Diese tschechische Aktivität löste wieder ein steigendes Interesse der polnischen Regierung aus, die in dieser Zeit wegen der Teschener Frage ohnehin Spannungen mit Prag hatte und jede Erwähnung der „historischen Lausitz“ mit äußerstem Mißfallen verzeichnete, weil sie ja selbst ein Stück der Lausitz besetzt hielt; zum Ausgleich richtete der Westverband in Posen ein Sorbenreferat ein, das der sorbische Dichter Michael Nauke (*Michal Nawke*) leitete, der gleichzeitig Vorsitzender des Slawenkomitees in Bautzen war, die Gesellschaften der Freunde der Lausitz wurden neu belebt, in Posen wurde eine Tagung der Lausitzforschung abgehalten (Oktober 1946), und zahlreiche Broschüren wurden veröffentlicht, in denen u. a. auf die Bedeutung der Sorben für die Verteidigung der Neissegrenze verwiesen wurde. Ein am Görlitzer polnischen Gymnasium errichtetes Konvikt für sorbische Schüler blieb dagegen auf dem Papier, weil sich die Neisse als unüberschreitbares Hindernis erwies.

Immerhin hatte das polnische Interesse den Erfolg, daß der Nationalrat im

Januar 1946 auch Bierut um seine Hilfe bei Erringung der Eigenstaatlichkeit bat.

Keine noch so fieberhafte Tätigkeit des Nationalrats und seiner polnischen und tschechischen Freunde führte aber zu einem Erfolg, weil Landeskomitee und Nationalrat sich nicht des wichtigsten Faktors versichert hatten, der sowjetischen Besatzungsbehörden; diese ließen sie zwar zunächst gewähren, erkannten sie aber nie als berufene Vertreter des Sorbentums an.

Die Besatzungsbehörden arbeiteten vielmehr mit einer dritten Gruppe zusammen, die sich erst allmählich bildete; an ihrer Spitze standen wiederum der gewandte Paul Nedo und Dr. Johann Ziesche, die im Sommer 1945 die *Domowina* neu belebt und ihre Tätigkeit ganz auf das wirtschaftlich-kulturelle Gebiet beschränkt hatten. Die *Domowina* wurde von den Besatzungsbehörden anerkannt und begann – wahrscheinlich unter dem Einfluß in Antifaschulen ausgebildeter ehemaliger sorbischer Kriegsgefangener, insbesondere des ehemaligen *Sokolführers* Sajba – eine enge Zusammenarbeit mit der SED, während das Landeskomitee der CDU nahestand. Nach den Wahlen vom Oktober 1946 kam es zum Bruch; die Sowjetbehörden erklärten die Tätigkeit des Dr. Georg Ziesche für illegal (er starb übrigens ein Jahr darauf). P. Johann Ziesche trat im Februar 1947 vom Vorsitz des Nationalrats zurück, und dieser löste sich praktisch auf. (Auch Pastor Ziesche starb kurz danach.)

Nach dem Fortfall des Gegensatzes zwischen Landeskomitee und *Domowina*, der übrigens dazu geführt hatte, daß die Sorben auf dem Belgrader Slawenkongreß von 1946 gar nicht vertreten waren, lag die Vertretung des Sorbentums allein in der Hand der *Domowina* und ihres Führers Nedo. Dessen politische Konzeption war zunächst auch die Trennung der Lausitz von Deutschland, die er in einem Memorandum an die Moskauer Außenministerkonferenz im März 1947 als unbedingt notwendig forderte (vgl. das vierte Zitat). Das Memorandum bezeichnete als Sorbengebiet die Kreise Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Hoyerswerda, Spremberg, Weißwasser (d. i. Niesky bzw. Rothenburg), Cottbus, Guben, Calau, Lübben und Forst; dies Gebiet sei zu über 50 Prozent sorbisch, sobald man alle Ostvertriebenen aus ihm entferne, was unbedingt notwendig sei. Dies ganze Sorbengebiet von 8800 qkm solle von Deutschland abgetrennt und unter slawische Kontrolle gestellt werden, da von einer deutschen Regierung nie eine loyale Haltung zu erwarten sei. Im ganzen unterschieden sich die Argumente Nedos also nur wenig von denen des Nationalrats.

Sowjetisierung

In wenigen Monaten aber, zwischen dem März und Juni 1947, vollzog Nedo mit seinen Gefolgsleuten eine vollständige politische Umorientierung. Diese ist nur dadurch zu erklären, daß die bisher den Sorben gegenüber abwartenden Sowjetbehörden offenbar im Zusammenhang mit der geänderten Deutschlandpolitik und der Gleichschaltung der Tschechoslowakei und Polens eine eindeutige Konzeption ihrer Sorbenpolitik faßten, deren Grundsätze sich folgendermaßen zusammenfassen lassen: Die deutschen Grenzen sind in Potsdam festgelegt; jede Veränderung kann jetzt nur unliebsame internationale Diskussionen nach sich ziehen und die Gegensätze innerhalb des Sowjetblocks neu aufleben lassen; die Sorbenfrage

ist deshalb weder eine internationale noch eine allgemein slawische, sondern eine rein deutsch-sorbische Angelegenheit. Sie ist im Sinne der sowjetischen Nationalitätenpolitik so zu lösen, daß den Sorben für den Verzicht auf ihre politischen Aspirationen auf kulturellem Gebiet weitestgehende Freiheiten und Betätigungsmöglichkeiten zu gewähren sind, daß sie sich dafür aber politisch und wirtschaftlich vollständig in den sozialistischen Aufbau einzugliedern haben. Ihre Organisationen sind einzig daraufhin auszurichten, alle bürgerlich-konfessionellen Bindungen sind dagegen hemmend und müssen verschwinden.

Seit dem Frühsommer 1947 folgt die bisher so vielschichtige Sorbenpolitik mit logischer Konsequenz dieser (von uns nur aus ihren Äußerungen erschlossenen) Konzeption.

Im Juni 1947 stellte Nedo ein neues Programm der *Domowina* auf, das alle Gedanken an Verselbständigung als romantisch verwarf und den Grundsatz anerkannte, daß nur Deutsche und Sorben über die Grundlagen ihres Zusammenlebens verhandeln sollten. Dafür erhob er folgende Forderungen:

1. Gesetzliche Festlegung der sorbischen Rechte.
2. Eine eigene Sorbenorganisation.
3. Schaffung einer Verwaltungseinheit „Lausitz“ mit Bautzen als Hauptstadt.
4. Zweisprachigkeit des öffentlichen Lebens im Sorbengebiet.

Ist es ein Zufall, daß kurz danach, am 6. 7. 1947, die erste Nummer der neuen sorbischen Zeitung *Nowa doba* (Neue Zeit) erscheinen konnte (Schriftleiter der Maler Martin Neumann [Mercin Nowak], der mit Vorliebe russische Dichtungen ins Sorbische überträgt), daß am 24. 8. 1947 der Grundstein für den Neubau des in den letzten Kriegstagen zerstörten „Sorbischen Hauses“ in Bautzen gelegt und im Herbst 1947 die ersten Klassen einer sorbischen Oberschule in Bautzen eröffnet wurden, die nach und nach die Schüler aus der Warnsdorfer Schule übernahm, die sich 1949 auflöste?

Die SED legte dem sächsischen Landtag einen Gesetzentwurf zur „Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung“ vor, der am 23. 3. 1948 als „Sorbengesetz“ angenommen und im September 1950 durch Regierungsverordnung auch in Brandenburg eingeführt wurde. Dieses Gesetz sichert den Sorben für die Wahrung ihrer Sprache und kulturellen Besonderheiten staatliche Unterstützung zu, sieht die Errichtung sorbischer Volksschulen und die grundsätzliche Gleichberechtigung des Sorbischen sowie die Bildung eines Sorbischen Unterrichts- und Kulturamts in Bautzen vor.

Der Bautzener Sorbentag vom 17. 4. 1948 gab dem Gesetz seine Zustimmung und stellte einen neuen Mann einwandfrei proletarischer Abkunft heraus, den Porzellandreher Kurt Krenz (*Krjénc*), der die Leitung der Abteilung „Öffentliche Angelegenheiten“ im Bautzener Kulturamt übernahm. Die Gesamtleitung und die Schulabteilung wurden Nedo übertragen.

Zur Anwendung kommt das Gesetz in den Kreisen Bautzen, Kamenz, Löbau, Hoyerswerda, Niesky (Rothenburg) und (seit 1950) Cottbus, deren Landräte eigene Sorbenreferate haben. Es ist also auf den tatsächlichen sorbischen Wohnbereich beschränkt, von den im Memorandum vom März 1947 genannten zusätzlichen Kreisen ist keine Rede mehr. Von Nedos Forderungen wurden also Nr. 1, 2 und 4 erfüllt, die Schaffung einer eigenen Verwaltungseinheit „Lausitz“ aber nicht durchgeführt. Auch die im Sommer 1952 erfolgte Neugliederung in Bezirke teilt die Lausitz auf Dresden und Cottbus auf, ein deutliches Zeichen, daß alle Autonomiegedanken zur Zeit völlig inopportun sind.

Ebenso bezeichnend ist, daß der Strom von Veröffentlichungen über die Lausitz in Polen und der Tschechoslowakei 1947 spürbar abebbte und seit 1949 völlig versiegt ist. Von den in Polen bestehenden Gesellschaften der Freunde der Lausitz ist nichts mehr zu vernehmen.

Das Unterrichts- und Kulturamt hat seit 1948 vor allem zweisprachige Schulen eingerichtet und in der Lehrerbildungsanstalt in Radibor einige hundert Lehrer ausgebildet. In Radibor und in Burg (Spreewald) bestehen auch sorbische Volkshochschulen, und in Chrosta werden „Resorbisierungskurse“ für Erwachsene durchgeführt. Neben die inzwischen voll ausgebauten Oberschule in Bautzen ist im Herbst 1952 noch eine in Cottbus getreten.

Auch die *Macica Serbska* wurde neu belebt, und seit 1950 erscheint wieder eine kulturelle Zeitschrift *Rozhlad* (Die Umschau) in bescheidener Aufmachung. Schriftleiter ist Otto Lehmann (*Ota Wicaz*), dessen Äußerung von 1934 im ersten Zitat wiedergegeben ist. Einer der ersten Aufsätze hieß: „Unser großer Freund Wilhelm Pieck“.

In Bautzen wurde 1951 ein Institut für sorbische Volksforschung gegründet, und in Leipzig liest der bisherige Leiter der Lehrerbildungsanstalt Michael Nauke (*Nawke*) seit dem Sommersemester 1950 über sorbische Sprache und Literatur. Im Sommersemester 1952 wurde Sorbisch zum offiziellen Studienfach im Rahmen der Slawistik erhoben, und ein Sorbisches Institut wurde errichtet, das in Wirklichkeit allerdings nur eine Abteilung des Slawischen Seminars bildet. Die Vorlesungen halten außer Nauke: Paul Nedo, inzwischen Ministerialrat und Leiter des sächsischen Amtes für Kunstangelegenheiten (Volkskunde) und Dr. Frido Mietzschke (*Metsk*), zugleich Direktor der Bautzener sorbischen Oberschule (Literatur).

Wie überall im sowjetischen Machtbereich werden Theater und Tanz besonders gepflegt, und mehrere sorbische Künstler erhielten schon Nationalpreise, so der Schriftsteller Jurij Brezan für seinen Roman „Getreide wächst auf dem Rain“. Brezan hat auch für die DEFA das Drehbuch zu einem Film über die erste sorbische landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft geschrieben.

Die *Domowina* hat vollständig den Charakter einer Massenorganisation angenommen, wie es die Berufsorganisationen sind. Ihre Jugendgruppen gehören zur FDJ, ihre Mitglieder gehören den verschiedenen Parteien an, am engsten ist die Zusammenarbeit mit der SED. Die Mitgliederzahl soll 50000 betragen, darunter zahlreiche „deutschsprechende Sorben“.

Alljährlich veranstaltet die *Domowina* groß aufgezogene Sorbentreffen, zu denen auch Pieck, Grotewohl oder Matern erscheinen, und die „Bundeskongresse“ (der zweite fand im April 1952 in Bautzen statt) stehen unter der üblichen Themenstellung: Kritik, Selbstkritik, freiwillige Verpflichtungen zu Mehrleistungen und Dankadressen an Pieck oder Erklärungen für den Frieden und die Einheit Deutschlands. Seit 1951 ist übrigens Kurt Krenz (*Krjénc*) Vorsitzender der *Domowina*, sein Vertreter immer noch Dr. J. Ziesche, der Bautzener Landrat; Nedo ist in den Hintergrund getreten.

Alles in allem bietet sich dem nüchternen Betrachter ein Bild, wie er es aus der Sowjetunion kennt, wenn usbekische oder tadschikische Dichter und Tanzgruppen gleichzeitig ihre Volkskultur und das große sowjetische Vaterland preisen.

Man hat in Karlshorst nach den ersten Jahren des Abwartens offenbar erkannt, daß Anzahl und Fähigkeiten der Sorben für eine eigene Staatlichkeit nicht ausreichen und daß eine Angliederung etwa an die Tschechoslowakei oder die Schaffung einer Autonomie weit mehr Schwierigkeiten als Vorteile bringen würden. Deshalb geißelt man alle Pläne der ersten Nachkriegsjahre als „Machenschaften des tschechischen Großkapitals und der angloamerikanischen Unruhestifter“. Im gegenwärtigen Moment und zweifellos auch für die nächsten Jahre denkt die Sowjetführung entgegen manchen westdeutschen Meldungen gewiß nicht an eine Autonomie. Andererseits erscheint es für spätere Konferenzen günstig, durch Betonung der sorbischen Sprache und Volkskultur den gemischten Charakter eines Gebiets westlich der Neisse, die Oder-Neissegrenze also als gerecht und maßvoll darzutun. Ob man dabei tatsächlich eine Ausdehnung des Sorbentums und weitgehende „Resorbisierungen“ wünscht, läßt sich noch nicht klar erkennen.

Gewiß soll die Sorbenpolitik auch der rascheren Sowjetisierung der Sowjetischen Besatzungszone dienen: die Sorben sollen zum Dank für die mit Hilfe der SED

erlangten kulturellen Freiheiten besonders treue Anhänger des Bolschewismus werden; deshalb achtet man auch sorgsam darauf, daß keine kirchlichen Zeitschriften in sorbischer Sprache erscheinen und drängt gar nicht auf sorbische Gottesdienste; den Deutschen gegenüber aber kann man immer auf den sorbischen Konkurrenten verweisen, dessen Autonomiewünsche doch noch zu erfüllen ja ganz in der Hand Karlshorsts liegt. Schließlich erweist sich die Sorbenpolitik als gute Gelegenheit, einen weiteren Zug sowjetischen Lebens auf deutschem Boden zu übertragen und die Bevölkerung von anderen Fragen abzulenken.

Die Sorbenführer aber, die ja zum Teil die gleichen sind wie 1934 und 1945 (Lehmann-Wicz, Nedo. Dr. Ziesche-Cyz), haben ihre Autonomie- und Anschlußwünsche gewiß nicht vergessen, sondern nur zurückgestellt. In jedem Fall müssen ihnen die neuen Möglichkeiten als Grundlage für die Rückgewinnung sorbischer Seelen und sorbischen Volksbodens erscheinen. Sie dürften dabei freilich einsehen, daß da ein weiter und mühseliger Weg vor ihnen liegt. Liest man nämlich aufmerksam die sorbischen Berichte, so erkennt man, daß es immer die gleichen wenigen Menschen sind, die sich wirklich um sorbische Sprache und Kultur bemühen, ihre Zahl dürfte eher unter als über 30 liegen. Die Zeitschrift *Rozhlad* klagt über das mangelnde Interesse der sorbischen Intelligenz, der „Verdiente Lehrer des Volkes“ Nowotny, der Leiter der sorbischen Lehrerbildungsanstalt, schildert die mangelhaften Sprachkenntnisse der Lehrerstudenten, durch die der sorbische Unterricht in den zweisprachigen Schulen häufig nur auf dem Papier steht, das „Sorbische Haus“ in Bautzen, zu dem 1947 der Grundstein gelegt wurde, ist bisher noch nicht fertiggestellt – überall läßt sich erkennen, daß zwischen Deklarationen und praktischer Verwirklichung große Zwischenräume liegen.

Die sorbische Bevölkerung hat in den letzten zwei Jahrzehnten zuviel zu hören bekommen und zuviel erlebt, als daß sie alle Neuerungen begeistert aufnehmen könnte. Gewiß freuen sich manche Sorben besonders in der sächsischen Oberlausitz über die Wiederaufnahme des sorbischen Unterrichts und über die sorbischen Bücher. Mit dem gesunden Mißtrauen des konservativen Bauern aber weiß sowohl der Bautzener wie der Spreewälder Sorbe hinter die bunte Fassade zu blicken, und die vielfachen Begleiterscheinungen des neuen Lebens mit Ablieferungssoll, Rohstoffverknappung und Düngermangel scheinen ihm die kulturellen Errungenschaften mehrfach aufzuwiegen. Vor allem aber fühlen sich die Sorben bei aller Liebe zu Sprache und Brauchtum an die alten Ordnungen gebunden, die ihnen im deutschen Staatswesen, im deutschen Kulturbereich und in der Kirche gegeben waren. Diese Bindungen sind zumindest bei der älteren Generation auch heute noch wirksam, und der jüngeren, die zum Teil nicht mehr sorbisch spricht, bereitet es Mühe, neben der Arbeit und dem Dienst eine Sprache zu lernen, die ihnen schon hundert Kilometer von der Heimat nichts mehr nützt.

Die große Masse der Sorben verhält sich darum mißtrauisch und abwartend gegen die Sorbenpolitik; spüren sie doch, daß hier nicht für sie, sondern mit ihnen Politik getrieben wird.

BERICHTE

Hamburg	168	Belgien	169	Alaska	170	Argentinien	172
Mecklenburg	168	USA	169	Grönland	170	Chile	172
England	169	Sowjetunion	170	Iran	171		

Der Kommodore der Schnellboote

In der Geltinger Bucht vor Flensburg wurden in den ersten Maitagen 1945 drei Schnellbootmatrosen auf Grund eines Kriegsgerichts-urteils wegen Fahnenflucht erschossen, das der Kapitän z. S. Rudolf Petersen in seiner Eigenschaft als Gerichtsherr der Schnellboote bestätigt hatte. Der Kommodore bemühte sich, gemäß den mit Feldmarschall Montgomery vereinbarten Waffenruhebedingungen und den Befehlen des Großadmirals Dönitz die Disziplin in seinem Verband zu wahren und ein eigenmächtiges Auseinanderlaufen der Soldaten, weil „der Krieg aus“ sei, zu verhindern. Noch waren einige seiner 50 Boote unterwegs, um Menschen aus Kurland in Sicherheit zu bringen. (Sein Verband hat 5000 Menschen über die Ostsee geholt.)

In Hamburg wurde dem Kommodore und den am damaligen Kriegsgericht beteiligten Offizieren und Soldaten in fünfter Instanz seit der Kapitulation vor einem zivilen Gericht der Prozeß gemacht. Am 20. Februar 1953 begann er sein Schlußwort mit einem Rückblick auf seine erste Verhaftung:

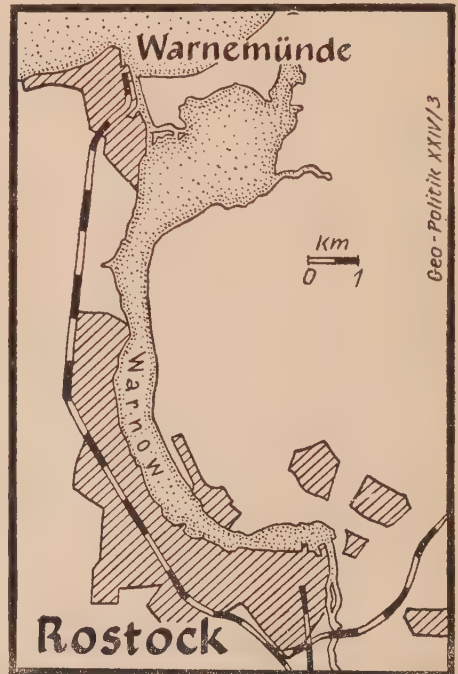
„Zunächst bäumte sich alles in mir auf, weil ich nicht glauben konnte, ein Verbrecher zu sein, aber wenn man monatelang unter Räubern und Verbrechern leben muß, geht man in sich und fragt sich, was ist eigentlich los. Ich suchte die Schuld auch bei mir, habe mir alles hundertmal zu rekonstruieren versucht und komme doch zu einem anderen Bild als der Staatsanwalt. Die Situation war anders damals, und aus ihr heraus glaubte ich so handeln zu müssen, wie ich gehandelt habe. Ich stehe auch heute zu meiner alleinigen Verantwortung. Mein Leben hat in guten und schlechten Zeiten in Gottes Hand gelegen. Mir kann auch in Zukunft nichts anderes geschehen, als er will. Ich tauge nicht dazu, eine Schuld auf andere abzuwälzen. Sollten meine Kameraden gefehlt haben, so trage ich auch dafür die Verantwortung, denn sie standen unter meinem Befehl. Ich trage nicht nur die Verantwortung für den Tod dieser drei Soldaten, die durch das Kriegsgericht verurteilt

wurden, sondern für den Tod aller Marineangehörigen, die unter meiner Führung gefallen sind.

Wenn die Staatsanwaltschaft davon abgesehen hat, Ehrverlust zu beantragen, so darf ich wohl daraus schließen, daß wir eines Tages wieder würdig sein sollen, Soldat zu werden, um für das Vaterland die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und das werden wir tun, auch wenn wir aus dem Zuchthaus geholt werden müßten. Als Soldaten sind wir nach dem Gesetz verpflichtet, dem Vaterland zu dienen. Das ist das höchste Gesetz, das wir kennen. Es ist das Gesetz, nach dem wir angetreten sind.“ – Es erfolgte Freispruch.

Rostock

Dadurch, daß Stettin unter polnische Verwaltung gestellt worden ist, hat die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands ihren natür-



lichen Ausfuhrhafen verloren. Hamburg und Lübeck liegen auf der anderen Seite der Zonengrenze, so bleibt Rostock als wichtigster Seehafen. Seine Kapazität soll um 50 % gesteigert werden, indem die Hafenanlagen nicht an der alten Stelle erweitert, sondern Warnow-abwärts neu angelegt werden. 1952 hatte Rostock einen Güterumschlag von 2,3 Millionen t.

Die Stadt Rostock, die ihre Wohnbaufläche von 1933 bis 1940 im Zeichen der Flugzeugindustrie um 100 % erweitert hatte, dann aber zu einem Drittel im Luftkrieg zerstört worden war und darüber hinaus schwer durch die Demontagen gelitten hatte, ist wegen der Bedeutung des Hafens verhältnismäßig rasch neu aufgebaut worden. Warnemünde wird zu einer Stadt der Werften. Rostock hatte 1952 140 000 Einwohner (1930 90 000, 1939 130 000), Mecklenburg hat seine Vorkriegseinschreibungszahl durch den Zustrom der Heimatvertriebenen verdoppelt. Es wird davon gesprochen, daß die Auffüllung Rostocks mit 300 000 Einwohnern und die Verlegung der Verwaltung von Schwerin geplant wird.

Die Deiche der Nordsee

New Statesman and Nation vom 7. Februar schildert den Deichbruch in Ostengland:

As in all emergencies too, the tragedy



is lightened by quaint and comic incidents; an old couple, belonging to the strict sect known as Peculiar People, refused to have their furniture moved on a Sunday; a doctor's wife swam in her evening-dress to rescue the old sow, couldn't find her, and then, when day came, saw her sitting patiently on top of the rockery.

The waves of the sea were mighty, and raged horribly; the spirit of man prevails.

Das atlantische Gewehr

Seit etwa zwei Jahren wird die einheitliche Bewaffnung der NATO-Infanterie diskutiert. Die leitenden Staatsmänner der USA und Großbritanniens hielten die Angelegenheit für wichtig genug, persönlich zu verhandeln und Versuchschießen beizuwohnen.

Die USA halten zur Zeit das neuentwickelte „300er“ Schnellfeuergewehr (wohl eine Art „Maschinenkarabiner“) u. a. auf Grund besonderer Treffgenauigkeit und Durchschlagskraft für die beste gegenwärtig im alliierten Lager vorhandene Waffe. Sie lehnen das parallel entwickelte britische „280er“ ab, im wesentlichen wohl wegen zu geringer *stopping power* und Schwierigkeiten bei der Massenfertigung. Umgekehrt scheint bei den britischen maßgebenden Militärs und auch bei den Wirtschaftlern eine Abneigung gegen die sofortige Einführung eines neuen Gewehrs zu bestehen. Die Wirtschaft insbesondere scheut wohl die Investitionen oder die Verschrottung der alten, dann ja unbrauchbar werdenden Werkzeugmaschinen.

In Europa scheinen weiter die Belgier mit einer Neuentwicklung, ebenfalls Kaliber 280 (etwa 7 mm), im Gespräch zu sein. Dieser Waffe wird u. a. außerordentliche Unempfindlichkeit gegen Verschmutzung und leichtes Gewicht nachgerühmt. Ihre Munition ist auch aus dem belgischen leichten Maschinengewehr zu verschießen.

Eine Einigung der beteiligten Staaten scheint sich nicht abzuzeichnen.

Das Arktische Mittelmeer als Russisches Mare Nostrum

Die gegenwärtigen Herren in Moskau haben das Erbe geopolitischen Denkens von

den Zaren übernommen. Sie haben nie die Tatsache aus den Augen verloren, daß die Welt rund ist und daß eine Weltmacht dauernd in jeder Richtung der Windrose sprunghaft sein muß.

Während die westlichen Gegenspieler ihre Aufmerksamkeit auf Korea, Iran und Berlin richteten, hat Rußland seiner Hoheitszone ein Gebiet von der Größe Westeuropas einverleibt, ohne daß die Welt sich um diesen Vorgang sehr den Kopf zerbrochen hat. Es handelt sich um die Übernahme des halben Arktischen Mittelmeers wie die Politische Geographie endlich das sogenannte Nördliche Eismeer nennen sollte – durch seinen größten Anlieger. Nach der offiziellen Verlautbarung werden die nord-sibirischen Randmeere: Kara-See, Laptev-See, Ostsibirische See, Tschuktschen-See, in ihrer ganzen Ausdehnung, d. h. bis zum Pol, in Zukunft russisches Staatsgebiet sein. Ein Blick auf den Globus zeigt die politische und strategische Bedeutung dieses Schrittes. Ein Vergleich der beiden nach Globusphotographien in gleichem Maßstab entworfenen Kärtchen, das eine zentriert auf die Nordpolgegend, das andere auf Rom, ist lehrreich. Man nehme etwa das Mittelmeer in seiner ganzen Länge oder den Westen Europas von Gibraltar bis zum Nordkap und halte sie neben die neu-russische Meeresfläche. Rußland bis zum Nordpol, das ist keine neue Idee; schon vor Jahren war auf den in russischen Schulen gebrauchten Atlan-

ten der Pol mit einer kleinen roten Fahne bezeichnet.

Diese russische Auslegung der Freiheit der Meere hat – wie alles strategische Planen auf lange Frist – zugleich defensive und offensive Bedeutung. Die Ausdehnung des Hoheitsgebiets bis zum Pol schiebt die erste Verteidigungslinie für das strategisch und später wohl auch wirtschaftlich so wichtige mittel- und ostsibirische Gebiet weit hinaus in der Richtung eines von der Mitte des nordamerikanischen Kontinents kommenden Angreifers. Gleichzeitig bedeutet sie auch eine neue Offensivstellung gegen den einzigen zur Zeit gefährlichen Gegner.

Um so deutlicher wird durch diesen neuen Schritt die entscheidende strategische Stellung der USA in Alaska und Grönland, wobei Alaska ohne den geopolitischen Weitblick des amerikanischen Außenministers Seward noch russisch wäre, und Grönland, wenn sein Rat durchgedrungen wäre, auch eine Besetzung der Vereinigten Staaten geworden wäre – in beiden Fällen zeigte sich das amerikanische Publikum und seine Volksvertretung würdig, den ersten Preis für geopolitische Kurzsichtigkeit zu erhalten.

Die neue Entwicklung erhöht weiter den Wert der nordatlantisch-arktischen Schlüsselstellung: Grönland – Spitzbergen – Norwegen – Island, und erklärt den stillschweigenden Kampf der beiden Machtsysteme um die Beherrschung der Spitzbergengruppe.

F. M. Wassermann



Der iranische Fischfang im Kaspischen Meer

Am 31. Januar 1953 wurde auf Wunsch der Iranier die Ausbeutung des wertvollen Fischfangs im südlichen Kaspischen Meer, bisher nach einem Vertrag mit 25jähriger Laufzeit von den Regierungen Irans und der Sowjetunion gemeinsam betrieben, in die alleinige Regie Irans als des Inhabers der Fischgründe übernommen.

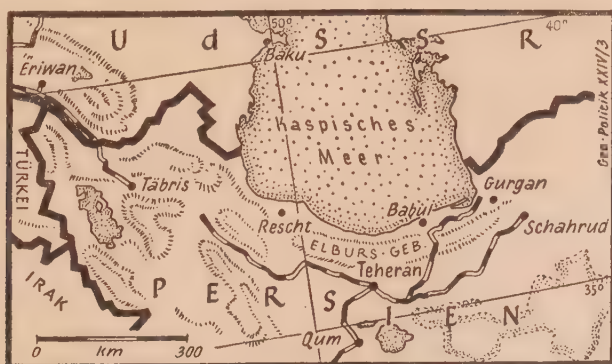
Das Abkommen wurde 1927 parallel zu dem ersten Handelsvertrag zwischen Iran und der Sowjetunion abgeschlossen, der mit Abänderungen und Unterbrechungen seiner Gültigkeit die Sowjetunion zeitweilig an die Spitze der Handelspartner Irans brachte, während mehrfachen Versuchen ihrerseits, zu maßgebendem Einfluß auf eine Erschließung nordiranischer Ölvorkommen zu gelangen, kein Erfolg beschieden gewesen ist. Hauptziel der südkaspischen Fischerei, für die sich die Russen erstmalig bereits 1867 eine Konzession sicherten, ist die Gewinnung sehr wertvoller Kaviarsorten (in den besten Jahren 110 t). Daneben konnten z. B. 1951 mehr als 5000 t Fisch eingebracht werden, der großenteils in Iran aus religiösen Gründen nicht absetzbar ist. 10 v. H. der Gesamt-erzeugung an Kaviar und Fisch durfte Iran für sich behalten. Der Verkaufserlös des Restes wurde geteilt. Außerdem erhielt Iran jährlich 800 000 Rls (1 iran. Rial = 11,01 Pf). Erzeugerabgabe und 15 v. H. des Gewinns abzüglich Verwaltungsspesen. Der iranische Anteil betrug in den besten Jahren 5, nach anderen 10 Millionen Rls, d. i. weniger als 5 bzw. 10 Promille des Staatshaushalts. Die Leitung des Unternehmens lag in der Hand

eines zu gleichen Teilen aus Sowjetvertretern und Iranern bestehenden sechsköpfigen Direktoriums, dessen Präsident ein Iranier und dessen Geschäftsführer ein Staatsangehöriger der Sowjetunion war. Die Zahl der sowjetischen Angestellten betrug anfangs 170, zuletzt noch etwa 20 Personen. Je nach der Jahreszeit waren im Betrieb einschließlich Fischern und Arbeitern 4000 Iranier beschäftigt. Die sozialen Einrichtungen und die Arbeitsverhältnisse werden als zufriedenstellend geschildert.

Iran hatte eine Reihe von Beanstandungen wirtschaftlicher Art, vor allem hinsichtlich der Preisgestaltung, und verkaufte daher bereits 1951 erstmalig 2 t Kaviar von seinem Anteil an Frankreich. Vorwürfe nationaler Kreise, die Gesellschaft sei ein Spionagezentrum, wurden von sowjetischer Seite entkräftet zurückgewiesen.

Inzwischen haben beide Parteien Bevollmächtigte für die Liquidierung des Unternehmens ernannt, und die iranischen Direktoriumsmitglieder erhielten von ihrer Regierung den Auftrag, den Betrieb allein weiterzuführen. Das Eigentum der Gesellschaft ist nach dem Vertrag im Verhältnis 50:50 zu teilen. Iran wünscht eine Abfindung der Sowjetunion durch Lieferung von Kaviar und Fisch. Man erstrebt ferner Übernahme sowjetischer Angestellter in iranischen Regierungsverdienst.

Der Vertrag schließt noch für die nächsten 25 Jahre eine Vergebung einer entsprechenden Konzession an eine dritte Macht sowie eine Beschäftigung von Technikern aus dem übrigen Ausland aus. Im sowjetisch-iranischen Freundschaftsvertrag vom 26. Februar 1921 ist kaspischer Fisch als lebenswichtiges Nah-



rungsmittel der Bewohner der Sowjetunion anerkannt worden. Die Sowjetunion hat jetzt den Abschluß eines neuen Fischereiabkommens für die Dauer von 10 Jahren vorgeschlagen, das ihr den Alleinvertrieb sowie eine Aufsicht über den Produktionsgang sichern soll. Die iranische Regierung hat jedoch in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß „Iran Einmischungen, sei es politischer oder wirtschaftlicher Art, in die inneren iranischen Angelegenheiten nicht mehr duldet“.

Wolfgang Lentz

Großraum in Südamerika

Zum ersten Male in den sieben Jahren seiner Regierung verließ Präsident Perón Ende Februar Argentinien, um einem Nachbarland, Chile, einen längeren Besuch abzustatten. Die Einladung durch General Ibañez erfolgte unmittelbar, nachdem Außenminister Foster Dulles vor der Senatskommission in Washington von angeblichen Machenschaften verbündeter Nationalsozialisten und Kommunisten in einigen südamerikanischen Ländern gesprochen und dabei besonders auf Argentinien hingewiesen hatte. Es wäre zuviel gesagt, wollte man das Präsidententreffen als eine Antwort auf die noch unbestimmten nordamerikanischen Drohungen ansprechen, aber auch ohne daß man dieses zeitliche Zusammentreffen berücksichtigt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Frage einer gemeinsamen Politik gegenüber den USA ein wichtiges Thema im Gespräch der beiden Präsidenten bilden wird.

Seit einer Reihe von Monaten besteht in Santiago ein Komitee zur Verteidigung der lateinamerikanischen Rohstoffe, dessen militärische Absichten bisher nur auf seinen Namen beschränkt geblieben sind, das aber bereits von Argentinien als Ausgangspunkt für eine lateinamerikanische Rohstoffkonferenz vorgeschlagen worden ist. Die Beschlußfassung über eine solche Konferenz gehörte zu den offiziellen Themen des Präsidententreffens. Eine der wesentlichen Forderungen der Außenpolitik Peróns, daß die lateinamerikanischen Länder nicht mehr als minderberechtigte Rohstofflieferanten der USA und ihrer Kriegsindustrie figurieren und sich ausbeuten lassen sollen, sondern ihre Reichtümer für ihren eigenen wirtschaftlichen Ausbau unmittelbar verwenden oder zu gerechten Preisen gegen Anlagegüter austauschen, wird

damit, auch wenn zunächst nicht alle Länder sich der argentinisch-chilenischen Initiative anschließen sollten, kontinentale Ausdehnung erhalten, vor allem aber von Ländern übernommen werden, deren Rohstoffe für die nordamerikanische Rüstungsindustrie von unvergleichlich größerer Bedeutung sind als die argentinischen Agrarprodukte.

Viel bedeutsamer als diese vorwiegend defensiven Gesichtspunkte sind die weittragenden positiven Gedanken, die heute in Buenos Aires und Santiago verfolgt werden. Schon bald nach dem Amtsantritt des Präsidenten Ibañez im vergangenen November zeigte es sich, daß eine der Forderungen seiner Wahlpropaganda, die enge Zusammenarbeit mit Argentinien, von den Regierungen beider Länder mit größtem Ernst aufgenommen wurde. Ende Dezember wurde der erste Personenkraftwagen, den die junge argentinische Automobilindustrie exportierte, als Geschenk Peróns an Ibañez nach Santiago gebracht. Zur Übergabe des Wagens flog der argentinische Luftfahrtminister nach Chile und besichtigte dort das Zentrum der Hüttenindustrie, Huachipato. Beim Abschied sprach er die Hoffnung aus, daß Chile bald Kraftwagen und Traktoren erhalten werde, zu deren Herstellung chilenischer Stahl verwendet würde. Als wenige Tage später ein neuer chilenischer Botschafter in Buenos Aires eintraf, bestätigte er nicht nur, daß Chile seinen gesamten Stahlüberschuß an Argentinien zu liefern bereit sei, sondern bezeichnete es auch als seine Hauptaufgabe, sofort Verhandlungen zur Herstellung einer argentinisch-chilenischen Zollunion oder Wirtschaftsunion aufzunehmen, die durch den schrittweisen Anschluß benachbarter Länder zum Ausgangspunkt der Einigung Lateinamerikas werden könne.

Die Bestrebungen zur Herstellung einer argentinisch-chilenischen Zollunion sind Jahrzehnte alt und in vielen Verträgen und Protokollen, von Reden ganz abgesehen, als eine in Angriff zu nehmende Aufgabe niedergelegt worden, bisher aber nie über einen Wunschtraum hinausgelangt. Erst seitdem Argentinien unter Perón sich von der fremden Wirtschaftsführung befreit hat und zu einem der Anführer der antiimperialistischen Front geworden ist, besitzt es die Möglichkeit, ernsthaft „Großraumpolitik“ zu betreiben. Als ersten Partner dabei sucht es Chile nicht allein darum aus, weil Chiles

Metalle und Kohle dringend notwendige Rohstoffe für die im Aufbau begriffene argentinische Schwerindustrie darstellen, sondern weil der Amtsantritt des Präsidenten Ibañez die politischen Vorbedingungen für eine Verständigung geschaffen hat.

Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß auch die besten Absichten auf beiden Seiten die bestehenden Schwierigkeiten nur langsam werden überwinden können. Zunächst ist, bei aller Ähnlichkeit der Inspiration, der Rhythmus der Revolution in Argentinien und Chile grundverschieden. Perón begann seine Revolution im Augenblick der größten Prosperität Argentiniens und konnte daher den Großmächten seine Bedingungen stellen. Ibañez übernimmt ein Land, das nahezu bankrott ist, und ist daher auf das Wohlwollen der Großmächte angewiesen. Das zwingt ihn zu einer ausgesprochen vorsichtigen Politik.

Ibañez hat Perón stark enttäuscht, indem er einerseits den von der vorausgehenden Regierung kurz vor Torschluß unterzeichneten militärischen Beistandspakt mit den USA, den er selbst in seiner Wahlkampagne bekämpft hatte, nicht kündigte und andererseits erklärte, eine Nationalisierung der in nordamerikanischem Besitz befindlichen Kupferminen stehe vorläufig nicht zur Erörterung. Er ist vielleicht der Meinung, daß auch der vorteilhafteste Zusammenschluß mit Argentinien die Nachteile nicht aufwiegen kann, die sich aus der Verschärfung der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ergeben könnten. Zwar kann Argentinien reichlich Fleisch und Weizen an Chile liefern, aber es vermag noch auf lange Zeit keine Hilfe beim Ausbau der chilenischen Bergwerke oder bei der Modernisierung der Landwirtschaft zu leisten. Die Produktion von Kraftwagen und Traktoren in Argentinien läuft gerade erst unter schwierigen Bedingungen an und zählt vorläufig erst nach Dutzenden; nach Ablauf des zweiten Fünfjahresplanes, 1957, sollen im Jahr 5000 Automobile und an Traktoren die Hälfte des Eigenbedarfs hergestellt werden. Die Zollunion wird also wohl einen Ausgleich zwischen zwei verschiedenartigen Wirtschaftskörpern bedeuten, aber keineswegs die beiden Länder autark und von den großen Industriestaaten unabhängig machen.

Es bleibt abzuwarten, ob es Präsident Perón gelungen ist, seinen Kollegen von der Gangbarkeit eines regionalen *Pools* strä-

tegischer Rohstoffe zu überzeugen, um auf diesem Wege die Nordamerikaner zur Annahme der von den südamerikanischen Regierungen gestellten politischen und wirtschaftlichen Forderungen bewegen zu können. Argentinien kann auf seine Erfahrung im letzten Weltkrieg hinweisen, wo es die USA - wie es von dem damaligen *US State Department Political Adviser on Inter-American Affairs* später zugegeben wurde - nicht gewagt haben, gegen Argentinien effektive Sanktionen anzuwenden, weil die *United Nations* nicht ohne seine Lebensmittel- und Lederlieferungen auskommen konnten. Chile und Argentinien würden den Kern dieses Wirtschaftsblocks bilden, dem später möglicherweise auch Bolivien beitreten würde. Bei einer im Januar in Arica abgehaltenen Zusammenkunft der Außenminister von Chile und Bolivien wurde ein Besuch des bolivianischen Präsidenten Paz Estenssoro in Santiago für Anfang März, d. h. kurz nach der Rückkehr Peróns festgesetzt. Diese drei Länder - deren ideologischer Zusammenschluß bereits eine Tatsache ist - kontrollieren den Hauptteil der lateinamerikanischen Kupfer-, Zinn-, Lebensmittel-, Häute- und Wollproduktion, ohne die die USA in einem Kriege mit der Sowjetunion nicht auskommen können.

Sowohl in Argentinien wie in Chile ist die weitere Entwicklung der seit einem Jahrzehnt mächtig voranschreitenden Industrien nur möglich, wenn der enge Rahmen der Nationalwirtschaft gesprengt und ein größerer Raum geschaffen wird. Dieser Großraum wird noch lange nicht autark sein und in einen Gegensatz zu den hochentwickelten Industrieländern treten können, aber er wird einen neuen Machtfaktor darstellen, der den Vereinigten Staaten mit größerem Eigengewicht entgegentreten kann. Im gegenwärtigen Augenblick der Neuorientierung der nordamerikanischen Außenpolitik, die gerade in Lateinamerika viele Fehler und Unterlassungen der letzten Jahre wiedergutmachen hat, andererseits aber bei ihrer Abhängigkeit von den südamerikanischen Rohstoffen die noch gelegentlich auftauchende Erinnerung an die Politik des „großen Stocks“ schwerlich weiterführen kann, wird jeder Zusammenschluß innerhalb der lateinamerikanischen Völkerfamilie die Herstellung des kontinentalen Gleichgewichts fördern.

Alfredo A. Kölliker Frers

AMERIKA UND EUROPAS NATIONALISMUS

Der aus Österreich stammende Amerikaner Robert Ingrim ist nicht Fachhistoriker, sondern Journalist, aber ein ungewöhnlich kluger, gut unterrichteter und unabhängig urteilender Journalist. Er schreibt als überzeugter Demokrat, um „die Pest des Nationalismus“ zu bekämpfen. Aber er sucht ihn doch auch zu begreifen und verschweigt nicht die Gefährdungen der Demokratie, die aus ihren eigenen Schwächen erwachsen.

Nationalismus und Demokratie

Der moderne Nationalismus hängt nach Ingrim eng mit dem Aufkommen der Demokratie zusammen. In dem von kriegerischen Traditionen und alten Ressentiments unbelasteten Amerika habe die Demokratie beim „altmodischen Nationalismus der einfachen Vaterlandsliebe“ bleiben können. In Frankreich dagegen sei mit den Ideen von 1789 die „Jakobinische Krankheit“, die Vergötzung des Volks und der *patrie* entstanden. Auf der Spitze französischer Bajonette sei er damals Deutschland überreicht worden, und dieses hätte ihn, zugleich mit der Volkstumsidee seiner Romantik, an die Slawen weitergegeben. Es sei „logisch und durch die Erfahrung erhärtet“, daß in der Alten Welt (abgesehen von England und einigen gesegneten Kleinstaaten) die Demokratie „übertrieben nationalistisch werden muß“, weil sie den Nationalismus zur Rechtfertigung der Mehrheitsherrschaft eben braucht.

Die Weisheit Metternichs und Talleyrands und das vom Wiener Kongreß begründete Kräftegleichgewicht haben das Nationalitätsprinzip noch einmal zurückgedrängt. Erst Napoleon III. hat es wieder proklamiert und seinen Sieg in Italien und Deutschland gefördert. Dagegen war Bismarck nach Ingrim so wenig ein Nationalist wie Metternich. Nur, wollte dieser den Nationalismus unterdrücken, so mußte Bismarck ihn zu gebrauchen. Und das war gefährlich¹.

Die Idee einer Einigung Deutschlands durch Preußen stamme aus den nichtpreussischen Ländern. Nicht Bismarck habe sie einer widerstrebenden Nation mit Feuer und Schwert auferlegt, sondern das deutsche Volk

selbst habe, angesteckt von den jakobinischen Lehren und in Sorge vor Frankreichs alter Einmischungs- und Kriegslust, diese Lösung gewünscht. Bismarcks „altmodischer“ preussischer Imperialismus unterschied sich von dem nationalistischen durch „Begrenztheit der Ziele und Mäßigung im Sieg“.

Bismarck begründete seinen Anspruch, die Waage des europäischen Gleichgewichts zu halten, auf die ehrlich gemeinte These von der „Saturiertheit“ Deutschlands.

Ingrim hat an dieser Politik „der begrenzten Bindungen“ nur auszusetzen, daß sie „zu ehrgeizig“ gewesen sei. Sie mußte, meint er, daran scheitern, daß England die Rolle des Schiedsrichters als sein Vorrecht ansah und sie nicht dem Emporkömmling Deutschland überlassen wollte. Von Castlereagh bis Gladstone erschien den Engländern eine starke europäische Mitte als ein deutsches, britisches und europäisches Interesse und die Einigung Deutschlands durch Preußen als der einzig mögliche Weg dazu. Palmerston hat 1848 haarklein die Bismarcksche Lösung empfohlen.

Als die *splendid isolation* unhaltbar wurde und England ein Bündnis brauchte, dachte es zuerst an Deutschland. Das Reich sollte Englands Schwert gegen Rußland werden. Aber da England sich nicht zugleich verpflichten wollte, Deutschland auch gegen Frankreich zu sichern, lehnten Bismarcks Nachfolger das Angebot als zu gefährlich ab. Sie fürchteten einen Zweifrontenkrieg, den das Reich zu Lande allein hätte führen müssen. Sie übersahen dabei nach Ingrim, daß die Ablehnung noch gefährlicher war und „Deutschlands Untergang besiegelte.“

In dieser Auffassung² steckt das Zuge-

¹ S. 33: Bismarck zähmte den Drachen und benutzte ihn als Zühtier. Aber als die Hand des Meisters losließ, zog das Untier seine eigene Spur.

² Sie enthält richtige Erkenntnisse und erlaubt wichtige Folgerungen. Erstens: der Angelpunkt für die Geschichte der letzten hundert Jahre ist nicht das deutsch-französische, sondern das deutsch-englische Verhältnis. Frankreich war und ist für sich allein und selbst im Bund mit Rußland und den kleinen Slawenvölkern nicht stark genug, um die Vormacht in Europa dauernd zu behaupten. Dazu braucht es die angelsächsische Hilfe. Und daß diese gewährt wurde, war das

ständnis, daß im 19. Jahrhundert die großen Entscheidungen noch auf der Ebene der traditionellen, etatistischen Machtpolitik fallen und der Nationalismus nur sekundär mitwirkt.

Panslawismus als Ausgangspunkt der Katastrophen

Im 20. Jahrhundert dagegen sieht Ingrim ihn als die primär bewegende Kraft an. Er trage die Hauptschuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs und an den Fehlern der Friedensschlüsse von 1919, die das Regime Hitlers möglich und den Zweiten Weltkrieg nötig machten, in diesem Krieg mußte sich der Bolschewismus in einen grobrussischen Nationalismus retten, woraus sich die heutige Lage ergibt.

In den Ersten Weltkrieg seien England wie Deutschland mehr durch die Automatik der Bündnissysteme hineingeglitten. Die Schuld an seinem Ausbruch trifft in erster Linie den Panslawismus Rußlands und den serbischen Nationalismus, Paschtsch sah das Ziel seines Volkes (Schaffung eines Großserbien durch Einverleibung der Kroaten und Slowenen) von den Plänen Franz Ferdinands (Ende der madjarischen Unterdrückungspolitik gegen die Nationalitäten, Ersetzung des Dualismus durch einen deutsch-ungarisch-südslawischen Trialismus bei Gleichberechtigung aller Volksstämme) tödlich bedroht. Daher warnte er Wien nicht vor den ihm bekannten Attentatsplänen.

Seinen verhängnisvollsten Triumph feierte nach Ingrim der Nationalismus aber 1919. Dieser Triumph hat den Frieden verfälscht und verdorben. Wilson wollte einen Frieden ohne Sieg. Aber Wilson durfte während des Krieges nicht die Wahrheit sagen, nämlich, daß die USA um der eigenen Sicherheit willen Englands Niederlage verhindern mußten. So rief er sein Land für Demokratie, ewigen Frieden und gegen veraltete Kronen auf. Auf diesem Boden erwachsen dann die Thesen von

Entscheidende. – Zweitens: nicht von Deutschland, sondern von England wurde das Verhältnis der beiden Staaten auf die Schneide der Alternative „Freund oder Feind“ gestellt. Die Ententen von 1904 und 1907 führten zwangsläufig zu einer Politik, die auf Zurückdrängung Deutschlands und seinen Ausschluß aus der Aufteilung der Welt abzielte und so im Kriege enden mußte. – Drittens: auch Englands Politik läßt sich als „zu ehrgeizig“ charakterisieren. Hat es nicht den Sturz Deutschlands mit dem Verlust seiner alten Vormachtstellung in der Welt bezahlt?

der alleinigen Kriegsschuld und der moralischen Minderwertigkeit der Mittelmächte, der Wille zum Vernichtungskrieg und zur unbedingten Kapitulation, die Lossage von Wilsons 14 Punkten. So kam es zu einem Diktatfrieden.

Hauptakteur Masaryk

Beim Abschluß der Verträge und dann bei ihrer Handhabung konnte der nationale Egoismus wahre Orgien feiern. Ingrim zeigt das am Schicksal des alten Österreich. Und hier enthüllt er den wahren Sachverhalt, der für die meisten Amerikaner heute noch im dichten Nebel der Propagandamarchen steckt. Wilson wollte die Auflösung Österreichs, die Ingrim für den Kardinalfehler von Versailles halt, ursprünglich nicht, sondern nur eine föderative Umgestaltung nach dem Prinzip der Selbstbestimmung. Aber das widersprach den Geheimverträgen mit Italien, Serbien, Rumänien, die die Zerschlagung Österreichs voraussetzten. Das Spiel, in dem man Wilson diesen Widerspruch schlucken machte, war eine Groteske mit Masaryk als Hauptakteur. Dieser hatte noch 1915 ein rein imperialistisches Programm vertreten: Böhmen eine souveräne Monarchie mit einer russischen oder westlichen Dynastie, durch einen Burgenlandkorridor mit Jugoslawien verbunden. Je schwächer Rußland wurde, desto mehr ideologische Schminke trug er auf. Er gewann 1917 den Alliierten das Versprechen ab, die „tschechoslowakische“ Nation zu befreien, – eine Nation, die von ihm eigens zu diesem Zweck erfunden war. Auch die Geschichte der tschechischen Legion enthüllt Ingrim als Legende, erfunden, um den Tschechen den Rang einer kriegführenden Nation zu verschaffen.

Es habe keine Revolution der unterdrückten Völker gegeben, weil es in Österreich keine unterdrückten Völker gab. Die breiten Schichten aller Stämme hätten erst durch die nationalistischen Demagogen zu ihrem Erstaunen erfahren, daß sie unterdrückt seien, – was sie nicht hinderte, bis 1918 für die Monarchie zu kämpfen. Von außen sei Österreich und damit die beste Ordnung für die Völker des Donauraums erschlagen worden.

So sehr man sich als Österreicher über Ingrims Sympathie für die alte Monarchie freuen kann, muß man dies Lob doch etwas einschränken. In Ungarn gab es nationale Unterdrückung. In der österreichischen Reichs-

hälfte waren allerdings nach der Verfassung alle Völker gleichberechtigt. Aber dadurch entstanden, je mehr sie alle eine Intelligenz, ein Bürgertum, ein Industrieproletariat bekamen, wirkliche, oft recht scharfe nationale Gegensätze; freilich auch denkwürdige Versuche – vom Kremsierer Reichstag 1849 bis zum mährischen Ausgleich von 1905 – zu deren Überwindung durch das Prinzip der nationalen Autonomie. Dieser Weg, den ja auch Franz Ferdinand gehen wollte, war in der Tat für den Donaauraum mit seinen vielen, durch- und übereinander geschichteten Völkern der einzig mögliche und richtige. Denn hier kann man nicht die Angehörigen eines Volkes alle in einem Staate vereinigen, ohne fast ebenso viele oder sogar mehr Angehörige anderer Volksgruppen miteinzuschließen, d. h. sie der Unterdrückung oder gar Entvölkerung auszusetzen.

Frankreich und England haben in nationalistischer Verblendung mit Österreich zugleich das frühere Gleichgewicht zwischen vier kontinentalen Großmächten zerstört; England, weil damit der russische Wettbewerb in Asien und der deutsche Wettbewerb am Weltmarkt beseitigt schien; Frankreich, weil es, wenn es schon Deutschland nicht in Kleinstaaten auflösen durfte, wenigstens dessen Bundesgenossen zerschlagen und die Mitte Europas mit Hilfe der Slawen einkreisen wollte. Die Rechnung war falsch. Denn der entfesselte Nationalismus lähmte die neuen Oststaaten innerlich, lähmte auch ihre „Kleine Entente“. Als der Druck der großen Nachbarn, der Russen und Deutschen, wieder einsetzte, zerbrachen sie an ihren inneren Gegensätzen.

Die Voraussetzungen zum Zweiten Weltkrieg

Natürlich gibt Ingram die Hauptschuld am Zweiten Weltkrieg dem deutschen Nationalismus. Aber er unterscheidet zwischen dem deutschen Volk und Hitler und läßt die Fehler der Sieger als mildernde Umstände für das deutsche Volk gelten. Die Sieger hätten alle deutschen Dynastien beseitigt, alle Bremsen und Gegengewichte Bismarcks abgebaut und so Hitler den Weg zur Diktatur geebnet. Indem das Reich unter den sehr verschiedenen Formen der Demokratie mit dem Proporz die absoluteste bekam, schuf man freie Bahn für Demokratie, Sozialismus, Nationalismus: sie verschmolzen zwangsläufig zum Nationalsozialismus.

Je stärker die Industrialisierung das Volk atomisierte und vermasse, je mehr sie die Würde der Arbeit zerstöre, desto stärker werde das Bedürfnis eines Gefühlsausgleichs. Den fanden die Menschen in der Klassensolidarität nicht, sie wollten ja aus dem Proletariat heraus. „In diese Lücke sprang der Nationalismus ein, er bot mindestens zwei genußreiche Empfindungen: Fremdenhaß und Selbstbewunderung.“ Nationalismus ist für Ingram also ein seelisches Sicherheitsventil für soziale Minderwertigkeitskomplexe.

Zu dieser allgemeinen Tendenz läßt er bei den Deutschen noch besondere Voraussetzungen treten, die an den Fehlern des Versailler Systems hingen. Deutschland war durch die Abrüstung wehrlos, die Sieger aber hielten ihre Verpflichtung zur Abrüstung nicht ein. Die Folgen der Reparationen – Inflation, Verschuldung ans Ausland, Arbeitslosigkeit, vollkommener wirtschaftlicher Zusammenbruch – erbitterten um so tiefer, je mehr die Kriegsschuldthese, auf der sie beruhten, zerbröckelte. Alle Versuche zur friedlichen Revision scheiterten, die deutschen Minderheiten in den Oststaaten litten schwer, kurzum die Deutschen fühlten sich betrogen, entrecht, ausgebeutet, diskriminiert. Und nun kam Hitler, beseitigte, wie versprochen, die Arbeitslosigkeit, rettete die Bauern vor dem Ruin, gab den Arbeitern das Gefühl des bevorzugten Standes. So wirkten seine nationalistischen Parolen unwiderstehlich. Die Massen folgten ihm auf dem Weg zum Imperialismus, zum Krieg, zum Untergang.

Vereinfachung, doch geopolitische Erkenntnisse

Hier scheint mir Ingram die Dinge unzulässig zu vereinfachen. Nationalismus ist doch wohl mehr als ein demagogisches Rauschgift. Und Ingrams Versuch, in dem Kapitel „Die Drillinge“ nachzuweisen, daß Faschismus, Nationalsozialismus und Bolschewismus nur drei Formen ein und derselben Sache seien, erkennt neben der Gemeinsamkeit der totalitären Methoden die tiefgehenden Verschiedenheiten. Immerhin beweist er bis zum Schluß eine seltene Unabhängigkeit des Urteils. So scharf und unbedingt er das Hitlerregime und alle totalitären Staaten verurteilt, tadelt er doch auch freimütig die Unfähigkeit der Westmächte, die russische Gefahr zu erkennen und ihr vorzubeugen, und auch gewisse Fehler in der Behandlung

Deutschlands nach 1945, zu denen eine blinde Haßpropaganda und die fixe Idee der „unbedingten Übergabe“ sie verleitet haben.

Ingrim würdigt neben den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen auch die geo- und ethnopolitischen Faktoren im Sinne Kjelléns. Er sieht z. B., daß die Angelsachsen nicht wissen, was es heißt, Grenzen zu haben, und daß sie darum die europäische Politik oft nicht verstehen; oder daß die durch die Volksvermehrung des 19. Jahrhunderts bewirkte Verschärfung in der Konkurrenz der weißen Völker mehr zur Bösartigkeit des modernen Nationalismus beigetragen hat, als der Charakter einzelner Völker oder gewisse geistige Strömungen und Traditionen.

Nicht Definition, sondern Beschreibung

Hans Kohn ist ohne Zweifel in den USA heute der beste Kenner des Nationalismus. Er hat seine Jugend in Böhmen, dem klassischen Lande des Nationalitätenstreites, verbracht, ist als Mitglied der zionistischen Bewegung selbst durch das Erlebnis des Nationalismus gegangen, hat als Kriegsgefangener Rußland kennengelernt, konnte dann Jahre hindurch die nationalen Probleme des Nahen Ostens beobachten, die er in einem ausgezeichneten Buch dargestellt hat³. Nach Jahren in Deutschland, Frankreich und England wirkt er seit 1931 in den USA, dem großen Schmelztiegel der Rassen und Völker. Zu der Beherrschung des Weltchrifttums (einschließlich des russischen), tritt bei ihm ein klarer Wille zur Unvoreingenommenheit, ein hoher Grad von Unparteilichkeit.

Er überschaut die ganze Komplexität von *nationality* und *nationalism* und erkennt, daß sie sich als Produkte der lebendigen Geschichte einer Definition entziehen. Kohn betont dabei nicht wie Meinecke den Unterschied von Kultur- und von Staatsnationen. Er stellt fest, daß *nationalism* von Zeitalter zu Zeitalter, von Volk zu Volk nach Form und Inhalt sehr verschieden ist. Das ergebe sich aus der bunten Fülle der Faktoren, die nationenbildend wirken, und der Merkmale, in denen sich *nationality* ausdrücken kann, und daraus, daß bei den konkreten Nationen auf ihren verschiedenen Stufen durchaus nicht immer alle diese Merkmale auftreten. Je nach dem, welche Merkmale fehlen oder zurücktreten, welche dominieren, hat jede Nation, jede Entwicklungsstufe ihr eigenes Gesicht.

Immerhin bietet Kohn zwei Gesichtspunkte für eine Gruppierung. Einmal sondert er zwei große Entwicklungsstufen. Er spricht von einem „modernen“, vollaussgebildeten Nationalismus seit 1789, d. h. seitdem das Nationalgefühl unter den Gruppengefühlen des Menschen unbestreitbar den ersten Rang einnimmt, die *supreme loyalty* beansprucht wie im 16. und 17. Jahrhundert die Religion. Vor 1789 sind Nationalbewußtsein, Nationalcharakter und viele andere Merkmale der Nationalität auch schon vorhanden, aber nicht so allgemein, so dauernd, so vor anderen Gruppengefühlen dominierend. Das ist also eine ältere, unvollkommene Form, eine bloße Vorstufe des späteren vollen Nationalismus.

Humanitärer und historischer Nationalismus

Der andere Gesichtspunkt ist das Verhältnis zum Menschenbild und zur Idee der Menschheit. In diesem Punkt lassen sich nach Kohn, wenigstens für die Zeit nach 1789, zwei Gruppen unterscheiden, die westlichen Nationen und die anderen. Kohn gibt dem westlichen Nationalismus entschieden den Vorzug. Denn der französische Nationalismus entstand (so wie vor ihm der amerikanische und britische) aus einer edlen Aufwallung für die Sache der Menschheit, wogegen den *opposing nationalism* (also der Auflehnung der Spanier und Deutschen gegen Napoleon, der slawischen Völker gegen türkische oder russische Fremdherrschaft) diese *initial inspiration of disinterested humanitarianism* fehlte. Und immer hätten sich, trotz aller Mischungen und Kreuzungen, diese zwei verschiedenen Richtungen im Nationalismus behauptet. Die im Westen vorherrschende bleibe eine rationale und universale Botschaft von der Freiheit und Würde des Individuums *as the image of God*. Die andere verwechsle durch unklaren Gebrauch des Zauberswortes „Freiheit“ das Wesentliche, die individuelle Freiheit, mit etwas Äußerlichem und Zufälligem, nämlich der Unabhängigkeit des Volkes als Ganzem. Sie gründe sich *on history, on monuments and graveyards*, sie betone die Vergangenheit, die Verschiedenheit, die Selbstgenügsamkeit der Völker und wirke dadurch trennend.

Dieser Unterschied zeige sich auch in der Volkstheorie. Der westlichen Auffassung ist

³ Nationalismus und Imperialismus im Vorderen Orient. Frankfurt 1931.

das Wesentliche an der Nation der Wille zu ihr und zum Nationalstaat. Mit Renan ist ihr Nationalität *un plébiscite de tous les jours*. Sie leugnet nicht die naturhaften, vegetativen, unpolitischen und zum Teil unbewußten objektiven Elemente der Nationalität: Abstammung, Muttersprache, eigene Sitte und Religion, Liebe zum Heimatboden, Nationalstolz und Selbstverherrlichung, Mißtrauen, ja Haß gegen Fremde. Aber sie lehnt es ab, die fiktiven Konzeptionen von „Blut und Rasse“ als ewig unveränderlichen Erbe, oder vom „Volksgeist“ als einer ewig fließenden Quelle nationaler Art dem Volkstum als reale Substanzen zu unterstellen. Nationalismus ist für sie ein *state of mind*, eine Bewußtseins-, keine Naturtatsache, ist Wille, Geist und Idee.

Die andere Gruppe hingegen überbewertete die naturhaften Elemente, die objektiven Merkmale im Gegensatz zum subjektiven Willensmoment. Kohn versucht dann, den für undefinierbar erklärten Nationalismus doch zu definieren⁴.

Übersteigerung und Ende

In all seinen verschiedenen Ausprägungen habe der Nationalismus des 19. Jahrhunderts eine große Aufgabe erfüllt, indem er den Menschen einen Lebenssinn gab und ihre edlen wie unedlen Leidenschaften vor der Geschichte und dem eigenen Gewissen rechtfertigte, sie über die Einsamkeit und Nichtigkeit ihres Alltags erhob und den Regierungen, ohne die eine Gesellschaft nicht bestehen kann, die Majestät der Autorität lieh. Ihm dankt das 19. Jahrhundert, daß es gegenüber dem 18. einen Fortschritt bedeutet, denn es brachte mit der Mitwirkung des bis dahin passiven Volks eine neue Würde und Sittlichkeit des privaten wie öffentlichen Lebens und erweckte unterdrückte Völker und alte Rassen wieder.

Aber von den beiden Losungen des Jahrhunderts, Freiheit und Nationalismus, bezeichnet die erste den wahren, dauernden Wert, die zweite bloß dessen vorübergehende Verkörperung. Die einst heilsame Wirkung des Nationalismus wurde durch seine dynamische Übersteigerung zerstörend und hat durch schroffe Ausprägung der Volkspersönlichkeiten die Gegensätze vertieft. Im Westen konnte er freilich die Ideen von der Einheit der Menschheit und dem Höchstwert des Individuums nicht ganz verdunkeln, aber der

Faschismus hat ihn bis zu einem Totalitarismus zugespitzt, für den Menschheit und Individuum verschwinden und nur mehr die Nation als Ganzes und Einziges übrigbleibt.

Der Nationalismus ist der heutigen Stufe von Technik, Verkehr und Wirtschaft nicht mehr angemessen. Er muß neuen Formen einer weiträumigeren Integration weichen, er wird entpolitisiert werden wie vor ihm die Konfessionen. Seine Zeit geht zu Ende, und in einem neuen Zeitalter wird die Menschheit auf ihrem Weg zur Einheit und Freiheit weiterschreiten.

In dem Buch „Propheten ihrer Völker“ zeigt K. an charakteristischen Vertretern von fünf Völkern den Unterschied zwischen dem westlichen Nationalismus und dem der übrigen Nationen.

Die Auseinandersetzung mit Kohns Büchern wird bestätigen, daß Volkstum, Nation, Nationalismus etwas so ungemein Komplexes und Abgestuftes sind, daß sie einer allgemeingültigen Begriffsbildung und Terminologie unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Gleich seinen Vorgängern ist auch Kohn ihrer nicht ganz Herr geworden. Eine Auseinandersetzung mit M. H. Boehms Buch: „Das eigenständige Volk“, 1932, und mit der Problematik des schwebenden Volkstums und der Umvolkung (vgl. H. J. Beyer, *Umvolkung*. Brunn 1945) würde ihn manches vielleicht noch feiner nuancieren lassen.

Instinkt und Bewußtsein

Gewiß ist der Hauptunterschied des modernen Nationalismus von den älteren Formen seine stärkere Bewußtheit. Aber damit werden die oben angegebenen älteren, instinktiv wirkenden Faktoren durchaus nicht ausgeschaltet. Die Selbstverherrlichung etwa, das Überlegenheitsgefühl, dauert auch im modernen Nationalismus fort. In England gilt die Losung *British is Best* noch immer. Von den Franzosen hat Paul Valéry gesagt: *enfin, il y a les grecs et nous*, oder Abel Hugo, der

⁴ S. 16: *Nationalism is a state of mind, permeating the large majority of a people and claiming to permeate all its members, it recognizes the national state as the ideal form of political organization and the nationality as the source of all creative cultural energy and of economic well-being. The supreme loyalty of man is therefore due to his nationality, as his own life is supposedly rooted in and made possible by its welfare.* – Vgl. zu dieser Definition die vielleicht noch adäquatere von E. Lemberg in seiner „Geschichte des Nationalismus in Europa“ (vgl. Rein in dieser Zeitschrift 1952).

Bruder Victor Hugos, daß es zwar ehrenvoll sei, ein Engländer oder Deutscher zu sein, die höchste Ehre aber immer bleiben werde, der französischen Nation anzugehören. Der deutsche Dichter aber sagt: *Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.* Und ist man nicht in *God's own country* davon überzeugt, daß es das Beste für alle Völker wäre, den *American Way of Life* zu übernehmen? Der Wille zur Nation kann sich ändern, ja verschwinden, die objektiven Elemente, besonders die Sprache, die als Niederschlag gemeinsamer Schicksale die Denkweise und Instinkte jeder neuen Generation national formt, sind und bleiben Träger des *character quasi indelebilis*, der das eigentliche, irrationale Geheimnis der Nationalität bildet. Würden Rassen und Wille die menschliche Gemeinschaftsbildung allein beherrschen, so müßten wir längst das Vereinigte Europa haben, das alle als Gebot der Vernunft und vielleicht einzige Rettung erkennen und dem doch kein Volk seine Eigenständigkeit zu opfern vermag. Noch heute triumphiert eben der Instinkt.

Individuum und Gemeinschaft

Darf man Individuum und Gemeinschaft so getrennt, so gegensätzlich sehen, wie es Kohn tut? Gibt es überhaupt das autonome Individuum, dessen Anerkennung als Höchstwert er fordert? Oder vollendet sich das Ich immer erst im Wir, — in dem, was es für andere tut und ist. Der Mensch bleibt immer Kreatur, Teil der Schöpfung, an die Naturgesetze gebunden. Durch Naturgesetz ist er Gemeinschaftswesen. Wohl geben ihm der Besitz von Vernunft und Seele eine weitgehende Freiheit, aber — es ist eine tragische Freiheit. Denn wenn er seine Autonomie überspannt und die natürlichen wie kulturellen Gemeinschaftsbindungen, in die er hineingeboren wird, — Sprache, Volkstum, Heimat, Familie — nur so weit anerkennen will, wie es ihm gefällt, so führt diese Hybris zu Schuld und Katastrophe, mindestens zu Krisen wie der heutigen Weltkrise. Umgekehrt gilt: wenn Gemeinschaften, ob auf Religion, Nation oder Ideologie beruhend, totalitär werden und das Individuum zu absorbieren suchen, so ist auch das wider die Natur und untragbar. Das Individuum darf weitgehende Freiheit beanspruchen, weil es nur in ihr seine Kräfte voll entfalten kann. Das aber ist nicht

nur für seine Selbsterfüllung notwendig, sondern auch für das Gedeihen der Gruppe. Die Gruppen sind ebensowenig Selbstzweck wie das Individuum, haben vielmehr ihren Sinn darin, daß sie ihren Gliedern möglichst günstige Lebens- und Leistungsbedingungen und ein lebensgerechtes Verhältnis zwischen Rechten und Pflichten schaffen.

So gesehen, sind Individuum und Gemeinschaft, Freiheit und Bindung, Humanismus und Nationalismus keine echten Gegensätze. Sie bedingen und ergänzen sich vielmehr gegenseitig. Von der Gemeinschaft gelöst, wird das Individuum bindingslos und versinkt in der Masse.

Das Volk hinwieder mag sich als ranghöchsten Wert setzen, nicht aber als den einzigen. Dieses Gebot gilt nicht nur für das Verhältnis zwischen Volk und Einzelnem, sondern auch für das zwischen den Völkern. Gewiß, kein Volk kann Fremdherrschaft und Überfremdung dulden. Seine Freiheit steht nicht als etwas „Äußerliches“ der Freiheit des Individuums als dem „Wesentlichen“ gegenüber, schon darum nicht, weil es in einem unfreien Volk auch für das Individuum keine wahre Freiheit gibt. Eben darum darf kein Volk von der Selbstbehauptung zur Unterdrückung fremder Volksgruppen übergehen.

Zum sittlichen Prinzip wird der Nationalismus erst, indem ein Volk den anderen Völkern das Recht auf ihr Volkstum, ihre Unabhängigkeit genau so zugesteht, wie es selbst es beansprucht. Gesähe dies allgemein, so wäre ein Prinzip für eine organische Gliederung der Menschheit gefunden, auf das am ehesten eine friedliche Gemeinschaft der Völker begründet werden könnte. Ich möchte meinen, man solle die Ausartung des Nationalismus hassen, nicht diesen selbst. Man versuche nicht, ihn zu beseitigen, weil das bei einer solchen festen Gegebenheit der Natur und Geschichte aussichtslos ist, aber man trachte, ihn zu einem sich selbst beschränken den sittlichen Prinzip zu läutern.

„*Alles ist überall möglich*“

Ob und wie sich der Nationalismus nach Völkern und Völkergruppen unterscheidet, ist höchst schwierig. Kohn beantwortet diese Frage nicht erschöpfend. Wer vornehmlich die Idee des Nationalismus erfassen will, blickt naturgemäß mehr auf die Theorie als auf die Praxis. Für die Beurteilung der Völker aber ist die Praxis und die Kluft zwi-

schen Theorie und Praxis vielleicht wichtiger. Z. B. die Kluft zwischen den Erklärungen der Menschenrechte und des Friedenswillens von 1789 und dem anschließenden Regime des Schreckens nach innen, der Aggression nach außen. Oder die Kluft zwischen den prinzipiellen Erklärungen von Jalta und Potsdam, daß die Umsiedlung der Deutschen aus dem Osten „human“ durchgeführt werden solle, und der faktischen Durchführung, bei der Millionen Menschen umgekommen sind – ein Gegenstück zu den Opfern der deutschen Konzentrationslager und Vergasungen. Aber auch in der Beschränkung auf die Theorie zeigt sich bei Kohn eine gewisse Verengung auf das Verhältnis des Nationalismus zur Freiheit des Individuums, während das zur Freiheit des Volksganzen, das doch zum Kern des Problems gehört, stark zurücktritt.

Meines Erachtens ist es nicht möglich, zwischen den einzelnen Völkern und Völkergruppen in Beziehung auf den Nationalismus einen generellen und für alle Zeitalter gleichmäßig gültigen Unterschied zu machen. Ihre Praxis ist jedenfalls gleich, oder, genauer gesagt, sie schwankt in gleicher Weise zwischen maßvollem und übersteigertem Nationalismus.

Hier hat Ingrim den Nebel der Illusionen schärfer durchschaut, wenn er sagt, kein Volk solle gegenüber den Greueln anderer Völker glauben, daß bei ihm dergleichen unmöglich sei. „Alles ist überall möglich“, es komme nur auf die Umstände an und darauf, welche Art Menschentum gerade an der politischen Macht sei.

Beim Vergleich der Theorien könnte man auf den ersten Blick eher geneigt sein, wenigstens *a potiori* den westlichen Nationalismus von dem der anderen Völker zu unterscheiden. Auch deutsche Forscher stellen der deutschen, „organischen“, die westliche „Vertragstheorie“ gegenüber (K. v. Loesch). Aber hier hängt alles von der Wahl der Vergleichsfakten ab. Kohn charakterisiert z. B. den europäischen Nationalismus (in „Propheten ihrer Völker“) im Bild von Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke und Dostojewski. Diese Bilder sind an sich Kabinettstücke und durch glücklich gewählte Zitate höchst lebendig. Treitschke etwa ist nicht ohne Gefühl für seine sittliche Größe gezeichnet.

Aber wie anders sähe der Nationalismus Europas aus, wenn man statt Michelet Her-

der, statt Treitschke etwa Maurras oder Barrès setzen würde! Und das wäre sachlich ebenso gerecht wie die von Kohn getroffene Auswahl. Oder besser: ebenso ungerecht. Denn nunmehr wäre an Stelle Deutschlands Frankreich bloß durch einen Herold des exaltierten Nationalismus vertreten.

Man müßte für jedes Volk je einen gemäßigten und einen extremen Nationalisten vorführen, etwa Mill und Ch. Dilke, Herder und Treitschke, Michelet und Barrès, Széchenyi und Kossuth. Dadurch würde klar, daß je nach Lage und Stimmung der Völker bei allen bald die eine, bald die andere Form des Nationalismus auftaucht. So sind z. B. in dem besiegten Frankreich die Hauptideen des späteren Nationalsozialismus – Blut und Boden, Tradition, Wehrhaftigkeit, Antidualismus und Antiparlamentarismus – bei Barrès und der Antisemitismus bei Drumont früher aufgetaucht als in Deutschland. Und der Schlußsatz von Regameys *L'Allemagne ennemie* (1913) stellt kühl fest, Europa stünde vor der Tatsache, daß es zwanzig Millionen Deutsche zu viel gäbe, die auf die eine oder andere Weise beseitigt werden müßten.

Ich finde, in gesamteuropäischer Sicht sind die Gleichheiten und Abweichungen im Nationalismus der verschiedenen Völker leicht zu erklären. Die ersten beruhen darauf, daß diese Völker, durch ihre Herkunft einander verwandt, sich im Rahmen desselben abendländischen Kulturkreises entwickelt haben, – die Abweichungen aber darauf, daß dies zwar parallel, aber in verschiedenem Tempo geschehen ist, weil die geopolitischen und geokulturellen Bedingungen verschieden lagen.

In der Mischung der antik-christlichen und der germanisch-primitiven Elemente, aus der das Abendland erwuchs, kamen in den mediterranen Ländern die ersteren stärker und namentlich früher zur Auswirkung als bei den überwiegend germanischen, die Christentum und städtische Kultur erst später empfangen. Dieser Vorsprung der Westvölker verstärkte sich dank ihrer atlantischen Lage im Zeitalter der Entdeckungen und der Überseeausdehnung, der Deutschland und Italien fernblieben, während England jetzt neben Spanien und Frankreich trat, in dessen Entwicklungslinie es schon mit der normannischen Eroberung geraten war. In den Weststaaten erwachsen früher einheitliche nationale Kulturen und geschlossene Volkspersönlichkeiten, entstand Idee und Wirklich-

keit des modernen Staates. Italiener und Deutsche verfielen dagegen staatlicher Zersplitterung, politischer Ohnmacht, wirtschaftlichem Rückgang. Statt ausgeprägter Volkspersönlichkeiten entstand hier eine Vielfalt regionaler und kleinstaatlicher Typen, bildeten sich statt einer geschlossenen höfischen Kultur zahlreiche Varianten, die sich in Deutschland mangels konfessioneller Einheit noch weiter differenzierten. Daher der Unterschied: im Westen wurde der Nationalismus politisiert, das Volkstum gleichsam verstaatlicht. (So bedeutet *nation* englisch und französisch sowohl Staat als Volk.) Es entstand die Tatsache und das Ideal des Nationalstaates, in dem Volk und Staat sich decken.

Bei Italienern und Deutschen dagegen wurde der Nationalismus ins Unpolitische, rein Kulturelle abgedrängt. Daher entdecken Herder und die Romantik das Volkstum als Erzeugnis natürlicher, vegetativer, unbewußter Kräfte, als Ausdruck des Volksgeists, als Gegenstand liebevoller Erfassung bei fremden Völkern nicht weniger als beim eigenen. In den Stimmen der Völker suchte Herder die Melodie der Menschheit. Auch der östliche Nationalismus begriff sich zunächst als „literarische Wechselseitigkeit der slawischen Völker“.

In diese idyllische Welt brach mit der imperialistischen Expansion Frankreichs der westliche Nationalismus ein. Im Kampf gegen die Fremdherrschaft, in den spanischen und deutschen Freiheitskriegen, im italienischen *Risorgimento* begann sich der Nationalismus überall zu politisieren.

Je mehr im Laufe des 19. Jahrhunderts die übrigen Völker jenen Vorsprung Englands und Frankreichs einholten, desto ähnlicher wurde ihr Nationalismus dem westlichen, desto allgemeiner setzte sich die Nationalstaatsidee durch. In ihrer Entwicklung, die zwei sich widersprechende Phasen umfaßt, gewinnt nun der unberechtigte Nationalismus das Übergewicht über den berechtigten. Gegen die Einheitsbewegung in Italien und Deutschland ist noch nichts einzuwenden. Die beiden neuen Nationalstaaten waren einsprachig und umfaßten nur geringfügige fremde Volksgruppen (besonders Italien vor der Annexion von Deutschsüdtirol).

Katastrophal aber wirkte sich die Übernahme dieser westlichen Idee durch die Völker Osteuropas aus, die ineinander verzahnt

und übereinander geschichtet leben. Hier sind nur Vielvölkerstaaten möglich. Aber die Zwangsvorstellung vom Nationalstaat als der idealen Form verführte die jeweils an der politischen Macht befindlichen Völker zu dem unsittlichen Versuch, für ihr Gebiet durch Entvölkerung, Assimilierung oder gar Evakuierung der fremden Volksgruppen Staat und Volkstum zur Deckung zu bringen.

Jedoch der westliche Nationalismus hat mehr zu verantworten. Sein Fehler liegt tiefer, in seinem politischen Charakter. Die Volkssouveränität, auf die er viel mehr ausgerichtet ist als auf Humanität oder Freiheit des Individuums, läuft praktisch auf die Allmacht des Staates hinaus, der die Souveränität innehat und für das Volk ausübt. Aus dem Wesen des Staates fließt so in den Nationalismus das Moment der Macht, der egoistischen Staatsräson ein, der zuliebe der Staat die Freiheit der eigenen Bürger beschneidet und im Verhältnis zu anderen Völkern ausschließlich seinen wirtschaftlichen und Machtinteressen folgt. Indem er die Kräfte des Nationalismus in den Dienst dieser Interessen stellt, entwürdigt er ihn und vergiftet das Verhältnis der Völker, das auf dem geistigen Gebiet der Kultur im Grund ein friedlicher Wettbewerb und Austausch ist oder doch sein könnte und im 18. Jahrhundert das auch in höherem Grad war als heute.

Wenn es da eine rettende Lösung gibt, so kann sie nur heißen: Zurück zu Herder! Zurück zum unpolitischen Nationalismus, zur Trennung von Volkstum und Staat, zur Anerkennung, daß, so wie die Religion, auch Volkstum und Kultur auf einer eigenen und höheren Ebene liegen als Wirtschaft, Politik und Staat.

Dann könnten in nationalgemischten Staaten die Volksgruppen in kultureller und teilweise politischer Autonomie ohne Haß nebeneinander leben, wie es heute die als paritätische Personalverbände organisierten Konfessionen tun. Innerhalb der europäischen Völkerfamilie aber brauchte die Vielfalt der Völker, diese unaufhebbare Tatsache der Natur und Geschichte, nicht mit Bitterkeit und Bedauern gebucht zu werden. Die Verschiedenheiten der Völker und die daraus sich ergebenden Spannungen könnten vielmehr positiv als Reichtum, als Anregung, als Quelle von Leistungen gewertet werden. Durch die Sonderung von den zunächst auch einfach

als Tatsache gegebenen politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen würden die Nationalismen nicht nur selbst entgiftet werden, sondern könnten mit der Zeit ihrerseits auf jene Gegensätze entgiftend wirken. Damit von dem bitteren Grillparzerwort: „Von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität“ einmal die Umkehrung zur Wahrheit werde: „Von der Bestialität über die Nationalität zur Humanität“.

Harold Steinacker

Robert Ingram: *Von Talleyrand zu Molotow. Drei - Türme - Verlag Hamburg 1949.* (Deutsche erweiterte Ausgabe von After: Hitler Stalin, 1946).

Hans Kohn: *The Idea of Nationalism. A Study in its Origins and Background.* New York 1944, 4. Aufl. 1946. The Macmillan Company. – Übersetzung von G. Nast Kolb bei L. Schneider, Heidelberg 1951.

Derselbe: *Propheten ihrer Völker* (Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke, Dostojewski.) Sammlung Dalp Bd. 47. Francke, Bern 1948.

Lettland unter Fremdherrschaft

Der Verfasser, früher Professor an der Universität Riga, hat im wissenschaftlichen und politischen Leben Lettlands bedeutende Stellungen bekleidet. Er war unter anderem Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät und Vizepräsident der Lettischen Universität. Zuletzt diente er seinem Vaterlande als Gesandter in Rom.

Seine Arbeit stellt den letzten Stand unseres geschichtlichen Wissens über Lettland dar, die Bibliographie ist für manche Fragen fast erschöpfend.

Das in der Emigration geschriebene Werk verfolgt nicht nur einen rein wissenschaftlichen Zweck. Es will gleichzeitig dem nationalen Befreiungskampf des lettischen Volkes, das heute in seinem Bestande ärgstens bedroht ist, ein Denkmal setzen. Der Akzent der Arbeit liegt damit wesentlich auf diesem nationalen Anliegen, und der Blick des Verfassers bleibt in der baltischen Frage nicht völlig ungetrübt. Für diese Probleme weist auch die Bibliographie ernste Lücken auf. Demgegenüber wirkt die Arbeit vor-

teilhaft großzügig durch die Einordnung der lettischen Geschichte in die osteuropäischen Gesamtzusammenhänge und die Unterstreichung der Rolle Lettlands als historischer Landbrücke.

Stark verzeichnet ist das Schlußkapitel mit der Rolle der Lettischen Legion im Zweiten Weltkriege. Die Legionäre werden heute noch in der Emigration zum Teil stark angefeindet. Man wirft ihnen in manchen lettischen Kreisen allzugroße Deutschfreundlichkeit, zum Teil sogar faschistische Tendenzen vor, weil sie sich vielfach aus ehemaligen Ulmanis-Anhängern rekrutierten und im Rahmen der europäischen Divisionen der Waffen-SS kämpften. Diese Vorwürfe sind nur hin und wieder berechtigt. Die Mehrzahl der jungen Freiwilligen hatte in lettischen innerpolitischen Fragen noch kein ernsthaftes Urteil. Sie kämpften in überwiegender Zahl einzig und allein für die Befreiung Lettlands vom sowjetischen Joch. Die älteren Angehörigen der Legion sahen in Deutschland das kleinere von zwei lebensgefährlichen Übeln und in der Legion die Keimzelle einer lettischen Armee, die eine gewisse Garantie gegen vermutete spätere Übergriffe Deutschlands bieten sollte; insbesondere bei einer erheblichen Schwächung der deutschen Wehrkraft im Falle eines schwer errungenen Sieges über die UdSSR. Sicherlich hat mancher Legionär auch aus Sympathie für das autoritäre Regime des Staatspräsidenten und ehemaligen Bauernführers Ulmanis auf deutscher Seite gekämpft. Wesentlich oder ausschlaggebend war das nicht. Über allem stand jedenfalls der Gedanke der nationalen Befreiung um fast jeden Preis, der zeitweise sogar den bekannten nüchternen Realismus der Letten überlagerte, bis sich mit den schweren Verlusten des lettischen Untergrundes im Kampfe gegen die MWD-Verbände (etwa um 1946) und der drohenden physischen Vernichtung der Nation wieder ein politisches Zweckdenken bei den Überlebenden einstellte.

Der militärischen Einsatz der Legion, vor allem die Kämpfe der 19. Division, sind dagegen sachkundig dargestellt.

Heinz-Joachim Graf

Arnolds Spekke, *History of Latvia. An Outline.* M. Goppers, Stockholm, 1951. XX und 436 Seiten.

FREIE AUSSPRACHE

UMSTRITTENE THESEN DER GEOPOLITIK

Man darf ruhig davon sprechen

Sehr geehrte Herren!

Das von der klassischen Geopolitik gern gebrauchte Wort ‚Lebensraum‘ galt lange als anstößig. Ich stelle jedoch fest, daß man ruhig davon sprechen darf. Dorothy Thompson schreibt in *Ladies' Home Journal* vom Februar 1953:

„In Amerika ist sich jeder bewußt, daß wir uns in einer Weltkrise befinden, die sich in einigen Gebieten besonders stark auswirkt; aber die Bedeutung des Druckes, den sie auf den Westlichen Menschen und die von ihm geschaffene Kultur ausübt, wird kaum erfaßt. Weite Gebiete unter westlicher Herrschaft schrumpfen vor der Revolte exotischer und pazifischer Völker zusammen mit einer Schnelligkeit, die bisher in der Geschichte unbekannt war. Innerhalb von sechs Jahren haben die Briten Indien verloren und die Niederländer Indonesien; das große China hat seine Tore gegen den Westen geschlossen; Frankreich kämpft in Indochina, und der gesamte Nahe Osten steht in Flammen. Währenddessen bekämpfen sich der Westen und die Sowjetunion im „Kalten Krieg“.

Das erste Mal seit Jahrhunderten befindet sich der Westen in einer verzweifelten Defensive. Die Forderung nach größerer Einigkeit des Westens ist eine Reaktion auf diesen Verlust an Weltmacht. Ein Komitee amerikanischer Kongreßabgeordneter, das Europa besuchte, hat vorgeschlagen, alle weiteren wirtschaftlichen Hilfeleistungen für Europa von dem Zusammenschluß der europäischen Staaten abhängig zu machen. Das hätte bereits nach dem Ersten Weltkrieg geschehen sollen, als „Europa“ noch die osteuropäischen Staaten einschloß, die eine verhältnismäßig dünne Bevölkerung, dagegen viel Land sowie beträchtliche Vorkommen an Öl, Kohle und Erzen besitzen.

Heute wird ein politischer und wirtschaftlicher Zusammenschluß Westeuropas das Problem nicht lösen, das in erster Linie eine Frage des Lebensraumes ist. Zweihundertfünfundsiebzig Millionen Westeuro-

päer haben ihren hohen Lebensstandard bis jetzt durch die Verarbeitung von Rohstoffen zu Fertigwaren halten können, die sie exportierten, um Lebensmittel und neue Rohstoffe einzukaufen. Ganz Westeuropa leidet unter Rohstoffmangel. Mit dem Verlust der überseeischen Besitzungen, die Europa sowohl für den Bezug von Industrierohstoffen als auch für den Warenabsatz eine Vorzugsstellung gewährten, ist das Grundproblem des alten Erdteils die Bevölkerungsfrage geworden.

Das einzige, was die Sowjetunion Westeuropa bieten kann – auf Kosten seiner Tradition, Freiheit und Kultur – ist Lebensraum. Der größte sowjetische Aktiiposten ist genau das, was wir als eine Belastung für die Sowjets anzusehen geneigt sind: Die Sowjetunion befindet sich noch im Pionierstadium ihrer Entwicklung, so daß sie Menschen, Fertigwaren und technische Methoden der weiterentwickelten westlichen Länder aufnehmen und ihnen die Tore zu den unter sowjetischem Einfluß stehenden Teilen Asiens öffnen kann.

Da die augenblickliche Notlage Europas auf den Bevölkerungsdruck zurückzuführen ist, könnte die Sowjetunion heutzutage eine ähnliche Anziehungskraft ausüben wie Amerika vor hundert Jahren, wenn das dortige System nicht gerade das verweigerte, was der Westliche Mensch am höchsten schätzt: die persönliche Freiheit.

Europa muß seinen Lebensraum also entweder durch Gewalt erweitern – wozu es weder den Willen noch die Kraft noch irgendwelche begründeten Erfolgsaussichten hat –, oder die ganze Westliche Welt muß die Räumlichkeiten innerhalb ihrer Grenzen voll ausnutzen.“

Gisela Köhler

Lebensraum durch Auswanderung

Sehr geehrte Herren!

Die mit Italien, Japan usw. abgeschlossenen Friedensverträge und die west-östlichen Friedenspläne für Deutschland berücksichtigen und beseitigen nicht die wirklichen Ursachen der Welt-

kriege. Sie zeigen, daß politische Klugheit und Weitblick stark zurückgingen.

Im 20. Jahrhundert werden die internationalen Beziehungen entscheidend durch den Bevölkerungsdruck auf die Rohstoffe (pressure of numbers on resources, wie der Bevölkerungspolitiker Prof. Thompson von der Miami University in USA mir kürzlich schrieb) in überbevölkerten Ländern beeinflußt, ja Innen- und Außenpolitik dieser Länder wird dadurch bestimmt. Dies trifft für überbevölkerte Gebiete wie Italien, Japan usw. zu, mehr noch für das rohstoffarme Deutschland. Hier müssen auf unzureichendem Boden weit über 200 Menschen pro qkm leben. (Auf gleichem Raum leben in den rohstoffreichen USA 15 und in der Sowjetunion 10 Menschen.) Der deutsche Bevölkerungsdruck ist daher ein außerordentlich ernstliches Hindernis für die Besserung der internationalen Beziehungen.

Seit über 80 Jahren lebt das deutsche Volk auf zu engem Raum zusammengepreßt. In dieser Zeit wurde der Bevölkerungsdruck das bisher ungelöste deutsche Grundproblem.

Seit über 80 Jahren versucht das deutsche Volk, die nachteiligen Folgen seiner Überbevölkerung zu beseitigen.

Dies geschah und geschieht
friedlich:

1. durch Intensivierung der Landwirtschaft. Diese bearbeitet auf das intensivste selbst das letzte, karge Stückchen deutschen Ackerbodens.
 2. Durch Aufbau einer riesigen Industrie im beschränkten rohstoffarmen deutschen Raum.
 3. Durch Einfuhr der fehlenden, riesigen Nahrungsmittelmengen und Rohstoffe und Bezahlung der Einfuhr durch Ausfuhr von (in der Hauptsache) Massengüterindustrielerzeugnissen.
 4. Durch Auswanderung nach Übersee von rd. 20 Millionen Deutschen während der letzten 80 Jahre.
- gewaltsam:

1. Kampf um den Lebensraum. Daher verwandelte sich das Volk der Dichter und Denker innerhalb eines Jahrhunderts notgedrungen in eine Nation, die versuchte, den fehlenden Raum zum Leben gewaltsam innerhalb Europas von den bereits ausreichend dicht siedelnden Nachbarvölkern zu erkämpfen.

2. Hitler - Morgenthau - Lösungen. Unter Anwendung der modernen Technik, aber mit der seelischen Einstellung von Steinzeitmenschen wurde in den letzten 12 Jahren zweimal versucht, das deutsche Überbevölkerungsproblem gewaltsam zu lösen, von Hitler- und Morgenthau-Roosevelt. Hitler wollte den fehlenden deutschen Lebensraum vom weitgehend besiedelten Osten mit Gewalt erobern, Morgenthau die Bevölkerung des nach 1945 noch kleiner gewordenen deutschen Raumes auf einen nicht mehr gefährlichen Umfang gewaltsam reduzieren, also auf etwa 25 bis 30 Millionen.

Das deutsche Volk wurde nach dem Kriege noch enger zusammengepreßt. Als Rettungsmittel wurde das große Im- und Exportsystem wieder versucht.

Aber Deutschland mußte und muß mit neu entstandenen Konkurrenzindustrien in den überseeischen Rohstoff- und Absatzländern in Wettbewerb treten, und zwar mit Industrien, die auf jeden Fall dort billiger produzieren können.

Der Weg nach dem Osten als Ausweg aus dem Bevölkerungsdruck ist dem deutschen Volk ohne Krieg und ohne dessen verhängnisvolle Folgen für die Welt für alle Zukunft verschlossen.

Eine Auswanderung in erfolgversprechendem Umfange, d. h. von mehr als der Hälfte aller Deutschen, kam bisher nicht in Fluß. Grund war die durch Unkenntnis der Tatsachen bewirkte Interesselosigkeit der deutschen Regierungen und der Aufnahmegebiete.

Ein neuer kühner Friedensplan tut not! Er muß folgende zwei Tatsachen zugrunde legen:

- a) den immer stärker werdenden deutschen Bevölkerungsdruck und
- b) die fortschreitende Standortverschiebung der Weltindustrie und Weltwirtschaft aus den überbevölkerten und rohstoffarmen, alten europäischen Industrieländern in rohstoffreiche überseeische Gebiete.

Ein weitblickender Friedensplan mit dem deutschen Volk muß folgendes enthalten:

1. Verzicht auf die verlorenen Räume, auch auf das Saargebiet, auf die ehemaligen Kolonien usw.

2. Dafür wäre dem deutschen Volke Guayana (speziell franz., brit. und holländ.) als Siedlungsraum für seinen Bevölkerungsüberschuß zu geben (evtl. bis 20 Jahre unter Treuhänderschaft der UN, anschließend eigene Regierung).
3. Aus Deutschland wollen z. Z. ca. 10 Millionen nach Übersee auswandern (nebst dazugehörigen Industrien), bei freier Überfahrt und angemessener, darlehnsweise gegebener Existenzaufbauhilfe weitere 20 bis 25 Millionen.
4. Eine Umsiedlungsaktion wäre vorzunehmen und fortzusetzen, bis das rohstoffarme Altdeutschland nicht mehr als das 4- bis 5fache der Bevölkerung der rohstoffreichen USA auf den qkm hat, d. h. ca. 25 bis 30 Millionen.
5. Die Bevölkerung Guayanas (wenige Hunderttausende) könnte in die deutschen Umsiedler aufgehen oder, wenn sie dies vorzieht, in ein anderes südamerikanisches Gebiet umgesiedelt werden. Bestehende Wirtschaftsunternehmen und Konzessionen wären evtl. gegen Entschädigung in guyanadeutsche Hände zu überführen.

Ein Finanzierungsplan soll nur ausdrücken, wie ungefähr das Projekt durchgeführt werden könnte.

1. Altdeutschland fördert Umsiedlung von etwa 40 Prozent seiner industriellen Ausrüstung. Ferner gibt es an den UN-Umsiedlungsfonds (Vorbild Weltbank, Reconstruction Finance Corporation, Vertriebenenbank) 5 Jahre hindurch jährlich 3 Milliarden DM in bar oder in Sachlieferungen als Darlehen. Während weiterer 5 Jahre 2 Milliarden DM jährlich und schließlich vom 10. bis 15. Jahre 1 Milliarde DM.

Diese Darlehen wären jeweils nach 5 Jahren mit 1 Prozent zu verzinsen und mit 1 Prozent zu amortisieren.

2. Die Sowjetunion gibt 6 Milliarden Dollar als Darlehen in bar und in Sachleistungen, letztere zu Weltmarktpreisen.
3. Polen gibt 3 Milliarden Dollar als Darlehen.

Die russischen und polnischen Darlehen wären 10 Jahre zinsfrei, anschließend mit

2 Prozent zu verzinsen und mit 1 Prozent zu amortisieren.

4. Die USA geben über die Weltbank usw. während eines 20-Jahresplanes jährlich 2 Milliarden Dollar (Sachleistung, technische Hilfe und bar).

Das Darlehen der USA wäre nach 5 Jahren mit 2 Prozent zu verzinsen und nach 10 Jahren mit 2 Prozent zu amortisieren.

5. Die Gesamtdarlehen würden also 64 Milliarden Dollar oder 260 Milliarden DM betragen. Hierbei ist der Wert der zu transferierenden deutschen Industrie mit 30 Milliarden DM angesetzt.

Mit diesen Mitteln wäre es möglich, die in Deutschland überschüssigen rd. 30 bis 40 Millionen Menschen nach Guayana umzusiedeln und seßhaft zu machen. Pro Kopf würden etwa 6500 bzw. 8500 DM aufgebracht werden.

6. Technische Einzelheiten sind in meinem Buche:

„Globale Wirtschafts-

und Bevölkerungspolitik“

auch hinsichtlich anderer Völker aufzeichnet.

Die Folgen wären:

1. Weder Altdeutschland (zirka 300 000 qkm noch Guayana (rd. 500 000 qkm) wären dann überbevölkert.
2. In Altdeutschland würden zirka 30 Millionen verbleiben. Sie hätten genügend Wohnraum, landwirtschaftlichen Boden, ausreichende Rohstoffe und Industriepotential. Sie könnten dauernd sicher, zu Frieden und friedlich leben.
3. Der Riesenmassengüterexport aus Deutschland ist ungesund (denn er ist zu normalen Zeiten nur mit Dumping, sowie durch ausländische Subventionen und durch politische Integration nach Ost oder West durchführbar). Er würde als unnötig aufhören, und es würde nur ein kleiner Qualitätsgüter Spitzen-Im- und -Export stattfinden.
4. Nach Beseitigung des Bevölkerungsdrukkes würde sich niemand durch Altdeutschland bedroht fühlen. Es könnte nach Belieben eine Verteidigungsarmee aufstellen, ungerüstet bleiben, sich nach Schweizer Muster für neutral erklären, sich neutralisieren lassen, in ein Paktsystem eintreten oder auch in ein geeintes Europa aufgehen.

Alfred M. Franzke

Die eurasiatische Vision

Sehr geehrte Herren!

Der Aufsatz von Prof. F. M. Wassermann über Karl Haushofer in Nr. 12/1952 Ihrer geschätzten Zeitschrift regt zum Nachdenken an. Es werden Grundsätze der wissenschaftlichen Geographie, die „unter größerer Betonung der dynamischen Seiten der Geographie“ zu Karl Haushofers Geopolitik wurde, gegenüber dem Laien, dem „gefühlbetonten Durchschnittsdeutschen“ verteidigt, der, wie es scheint, schwerhörig war gegenüber ständigen Rufen nach einer Zusammenarbeit mit einem bolschewistischen Moskau.

„Das zu einem deutsch-russischen Bündnis ausgeweitete Heartland (Herzland = eurasischer Raum) als der Schlüssel zur Herrschaft über die Alte Welt wurde eines seiner (Karl Haushofers) Axiome, und die Zusammenarbeit mit Rußland, ganz gleich unter welchem Regime, war ein oft wiederkehrender Punkt in seinen Schriften und Vorträgen.“ Diesen Satz mußte ich zweimal lesen. Es war demnach ein selbstverständlicher Grundsatz, daß ein Bündnis zwischen Deutschland und der Sowjetunion für die Beherrschung der Alten Welt angestrebt werden sollte.

Es ist schon richtig, daß bolschewistischer und nazistischer Imperialismus (totalitäre Polizei-Großstaaten sind immer imperialistisch) sich nicht als ideologische Gegner gegenüberstanden. Ideologische Gegensätze wären kein Hindernis für eine Partnerschaft in der Beherrschung der Alten Welt gewesen, – wenn sie die übrige Welt hingenommen hätte, wie das Hitler-Stalin-Abkommen von 1939 zeigte. Moskau und Berlin konnten nur deshalb keine echten Partner werden, weil sie tödliche Konkurrenten sein mußten.

Leider haben bei manchen deutschen Gelehrten auf dem Papier stimmende Rechnungen und abstrakte Axiome mehr Gewicht als der gesunde Verstand und wahre politische oder echte menschliche Interessen. Ich kann mir vorstellen, daß Haushofer im Chore mit anderen, als er sah, was er für sich und andere angerichtet hatte, ausrief: „Das habe ich nicht gewollt.“ Das haben auch andere Mitarbeiter beim Bau der eurasischen Herzmacht vom Schlage eines Kerensky, Benesch, Dertinger getan, als sie die Folgen ihrer Politik erkannten.

Prof. Wassermann hält nicht hinter dem Berge, wenn er von Karl Haushofer sagt:

„Die Vision eines Riesenreiches vom Rhein bis zum Amur und Jangtse stand als ein wesentliches Motiv hinter seinem Ruf zu weltweitem Denken.“ Zum Entsetzen der Alten und Neuen Welt ist sein Ruf gehört worden, und seine Vision ist in Erfüllung gegangen bis auf die wenigen Kilometer von der Elbe bis zum Rhein, die zur vollständigen Verwirklichung von Haushofers Vision fehlen!

Stutzig aber wurde ich, als ich in dem Aufsatz auf folgenden Satz stieß: „Unter den Fachleuten für ostasiatische Geopolitik stand ihm (Karl Haushofer) der heute von Demagogen in seinem eigenen Lande angefochtene Amerikaner Owen Lattimore besonders hoch.“

Wir wissen nicht, wie das Verfahren gegen Lattimore enden wird. Es ist aber bekannt, daß er als Berater Roosevelts die Interessen Moskaus vertrat, daß er in seinen Schriften immer eine moskaufreundliche Haltung einnahm und daß seine guten Freunde G. Stein und F. V. Field als Mitglieder eines kommunistischen Spionageringes entlarvt wurden, die Lattimore in wichtige politische Positionen placierte hatte. Wahrscheinlich werden die „Demagogen“ noch mehr gegen ihn zu sagen haben.

Ist es nicht sonderbar, daß Prof. F. M. Wassermann in einem Atemzuge Karl Haushofers Vision eines Riesenreiches vom Rhein bis zum Amur mit Wärme und Anteilnahme präsentiert und Kritiker an Lattimores moskaufreundlicher Politik als Demagogen bezeichnet?

R. Storch

Die Schriftleitung nimmt diese Zuschrift gemäß den von ihr vertretenen Grundsätzen der Meinungsfreiheit auf, obwohl der Einsender ihrer Bitte nach Unterlassung eines Angriffs auf Prof. Lattimore vor Abschluß des schwebenden Verfahrens nicht nachkommen zu können glaubte.

Zur Frage der Donauföderation

Als Stein der Weisen zur Lösung aller Probleme Ost- und Südosteuropas wird von Geopolitikern seit Jahren die Föderation, der freiwillige Zusammenschluß aller zur Zeit kommunistisch beherrschten Staaten hinter dem Eisernen Vorhang empfohlen. Da gibt es Pläne zum Zusammenschluß Polens und Ungarns, zur Föderation der Völker an der mittleren und unteren Donau, zum Zusammenschluß der Völker des Karpathenraumes

und zur Wiederherstellung der alten Donau-Monarchie, dieses „Modellfalles“ einer ersehnten europäischen Föderation.

Nur eine wirkliche Völkerversöhnung in der Donauregion ermöglicht eine zukünftige Donauföderation. Die „Befreiungserklärung“ der Exilpolitiker in Philadelphia vom 11. 2. 1951 bezeichnet als Voraussetzung zu einer Föderation die Beseitigung der Streitigkeiten zwischen den Völkern, die auch durch ihre Kultur und gemeinsame politische Tradition verbunden sein sollten. Es sei auch die Lehre der Geschichte, heißt es im Punkt 2 der „Erklärung“, daß keiner der föderierten Staaten so stark sein dürfte, daß er sich allein gegen einen Angriff verteidigen und seine Unabhängigkeit allein bewahren könne. Nur sind die zehn ostmitteleuropäischen Völker, die zukünftigen Föderationspartner, weder durch politische Traditionen noch durch ihre Kultur miteinander verbunden. Und in der mittel- und südosteuropäischen Geschichte war es auch immer so, daß ein angegriffener Kleinstaat nicht bei einem schwachen Nachbarn Hilfe suchte, sondern bei einem Großen, der tatsächlich Hilfe bringen konnte.

In Deutschland wird am meisten die Restaurierung der alten Donaumonarchie befürwortet, wobei man unter Hinweis auf den bekannten Ausspruch des tschechischen Historikers Palacky über die europäische und völkerversöhnende Rolle Österreichs im deutschen Leser den Wunsch nach einer Wiederherstellung dieses angeblich deutsch regierten Staates zu erwecken sucht. Bei diesem Bestreben übergeht man geflissentlich die Tatsache, daß Österreich-Ungarn 1918 zwar von äußeren Kräften zerschlagen wurde, daß es aber im Innern zum Zerfall reif geworden war. Der Dämon des Nationalismus, der Nation und Staat identifizierte, hatte diesen Vielvölkerstaat bereits im 19. Jahrhundert zum Tummelplatz der Chauvinismen gemacht, in dem sich alle Völker als Gefangene fühlten und den alle, besonders die Unterdrückten (Madjaren und Slawen) zu zerstören trachteten. Wohl könnte der Ausgleich von 1867 als Beispiel für den Zusammenschluß der Völker gelten, nur müßte vor einer neuen Föderation der Geist des Nationalismus und des Völkerhasses überwunden werden. Aber manche Exilpolitiker haben in nationalen Fragen wenig gelernt, und der Mangel an Selbstkritik dem eigenen Volke gegenüber ist bei vielen auch heute noch

groß. Persönlichkeiten wie Kossuth, Benesch, Masaryk gelten heute noch als Leitsterne großer Emigrantengruppen,

Die Bedeutung Habsburgs in der Abwehr der Türkengefahr kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man vergißt jedoch, daß die Türken nicht so sehr durch die Macht der habsburgischen Erbländer, sondern vielmehr mit ständiger Hilfe des Deutschen Reiches abgewehrt und vertrieben wurden. Seit dem 19. Jahrhundert war die Sache der Donaumonarchie schlecht bestellt: die unbotmäßigen Madjaren konnten 1849 nur mit Hilfe Rußlands niedergeschlagen werden. Was von der Großmachtstellung der alten Monarchie zu halten ist, verrät Graf Andrassy, der 1879 das Bündnis mit Deutschland damit begründete, daß man ohne es „nicht hätte ausweichen können, Rußland auf dem Balkan jede ihm erwünschte Gefälligkeit zu erweisen“.

Wie sah es im Inneren der Monarchie aus? Totales Chaos herrschte in Ungarn schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts sowohl in der Politik als auch in der Gesellschaft. „Das Ansehen des mit Stuhlbeinen kämpfenden, mit Kindertrompeten obstruierenden, tintenspritzenden ungarischen Parlaments war auf das Niveau eines Zirkus gesunken“, schreibt ein Kenner dieser Zeit. „Die verfluchten gemeinsamen Angelegenheiten“ waren so ziemlich das einzige Thema, das in den Parlamenten der Monarchie mit Eifer behandelt wurde. Für soziale Reformen hatte man keinen Sinn und keine Zeit. Auch die Arbeit des Wiener Reichsrates war zeitweise lahmgelegt. „Fortfretten und Fortwursteln“ nannte der Wiener Ministerpräsident Taaffe die neue „Staatskunst“. Sie war in eine hoffnungslose Sackgasse geraten, die nur im völligen Zusammenbruch enden konnte.

Taaffe prägte auch das bedeutsame Wort, daß Österreich kein deutsches, sondern ein habsburgisches Reich sei. „Entschlossen und erbittert wurde in Ungarn das deutsche Wort verfolgt“, schreibt Prof. J. Farkas über die Zeit vor 1914. Auch in der westlichen Reichshälfte wurde das Deutschtum zugunsten der Slawen allmählich zurückgedrängt. Die Staatsauffassung Franz Josephs schien sich zu einer rein habsburgischen festgelegt zu haben, wodurch er alle früheren Freunde des Erzhäuses verlor, ohne daß er die Feinde seines Hauses für sich gewonnen hätte. Um den als Völkergefängnis empfundenen Staat zu sprengen, begannen gerade die Madjaren

eine gegen das Herrscherhaus und gegen alles Deutsche gerichtete Hetze in Schule und Presse, die sich zuletzt nicht nur in der Vertreibung des ungarländischen Deutschtums auswirkte, sondern auch in der leidenschaftlichen Nostalgie des madjarischen Nationalismus nach seiner asiatischen Urheimat, wodurch das abendländische Bewußtsein des Madjarentums allmählich ausgehöhlt wurde. (Vgl. dazu die Ung. Geschichte von Homan-Szekfü, Bd. III, S. 584 und Bd. V, S. 281.)

Das sind unerfreuliche Tatsachen, und man sieht heute noch nicht, wie die zum Teil künstlich gezüchteten Gegensätze zwischen den Völkern wieder aus dem Weg geräumt werden können. Wenn die Völker der alten Doppelmonarchie heute unter östlichem Einfluß stehen, so ist daran auch der Umstand schuld, daß es sich um kleine Völker handelt, „die von einer der benachbarten Sonnen immer wieder angezogen werden“.

Johann Weidlein

Die Mitteleuropäische Reichsunion

Sehr geehrte Herren!

Als Präsident der Mitteleuropäischen Reichsunion darf ich Sie auf unsere Programatischen Leitsätze aufmerksam machen, die Ihre Leser sicher interessieren:

Die Mitteleuropäische Reichsunion, ein Bund freier Reichsbürger des von raumfremden Mächten 1945 zerstörten Deutschen Reiches und der 1918 zerstörten Donaumonarchie, erstrebt unter vollem Einsatz ihrer Mitglieder die Wiedererrichtung des Reiches als Mitteleuropäische Reichsunion.

Die Mitteleuropäische Reichsunion erstrebt eine Sozialordnung im Geiste der Sozialbotschaften von 1891 und 1931. Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, die Familie in den Mittelpunkt der Sozialpolitik zu stellen, insbesondere die Fürsorge für Mutter und Kind. Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, das Starke, Gesunde und Edle in den Völkern des Reiches zu fördern und zur höchsten Entfaltung zu bringen.

Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, die Ausbildung und Erziehung unserer Kinder in höchste Form zu bringen. Die Aufwendungen hierfür sind ihr beste Kapitalanlage. Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, unsern Kindern in den Schulen menschlich und sachlich hochqualifizierte Lehrer zu geben, die nach fundierten Reichs-

lehrplänen zu arbeiten haben. Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, die Angelegenheiten der allgemeinen Volksbildung durch Schrifttum, Presse, Rundfunk, Film, Theater, Musik, Malerei, Baukunst und sonstige Maßnahmen der Volkserziehung entsprechend zu fördern.

Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, das Reichsrecht gemäß dem Göttlichen Recht zu sichten, zu ordnen und lapidar zu kodifizieren.

Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, durch Auslese königlicher Richter die Rechtsprechung vor Rechtsbeugung zu sichern.

Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht, eine Reichsgewalt zu errichten, die fähig ist, die öffentliche Sicherheit und Ordnung nach innen und außen wiederherzustellen und mit Würde das Recht und die Interessen des Reiches zu wahren.

Die Mitteleuropäische Reichsunion wünscht eine Beteiligung des Reiches bei der kolonisationsartigen Erschließung überseeischer Räume, insbesondere in Afrika.

Das Unglück des 20. Jahrhunderts wurde ausgelöst durch den politischen Doppelmord in Serajewo am 28. Juni 1914. Die Mitteleuropäische Reichsunion fordert von den verantwortlichen Politikern und Staatsmännern aller beteiligten politischen Mächte, das seit diesem Stichtage durch rechtswidrige Gewalttaten begangene Unrecht rückwirkend mit einem gigantischen Versöhnungswerk wieder gutzumachen.

Mögen die verantwortlichen Politiker aller Mächte der Welt endlich respektieren: In den Herzen der Menschen lebt nicht die Sehnsucht nach Haß und Krieg, sondern die Sehnsucht nach Freundschaft und Frieden.

Kurt Martin Weiß

Svensk-Tyska Föreningen

Sehr geehrte Herren!

Ihre mehrfachen Beiträge über Schweden veranlassen uns, sie auf unsere Vereinigung aufmerksam zu machen.

Die Schwedisch-Deutsche Vereinigung wurde 1912 begründet.

Gemäß dem ersten Paragraphen ihrer Statuten besteht das Ziel der Vereinigung in der Förderung der gegenseitigen Beziehungen auf dem Gebiete des deutschen und schwedischen Kulturlebens sowohl in geistiger als auch in materieller Hinsicht. Die Anregungen zur Gründung der Vereinigung gingen von

dem bekannten Archäologen und Reichsantiquar Professor O. Montelius sowie von Direktor S. Palme aus.

Der erstgenannte hatte sich im Rahmen seiner Forschungen immer sehr für die vorgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden interessiert. Deutschland spielte in alten Zeiten eine Rolle als Vermittler des antiken Kultureinflusses an das abgelegene und wenig bekannte Land nördlich der Ostsee, während auf der anderen Seite schwedische Handelsprodukte durch Deutschland nach den Mittelmeerländern gelangten. Ein überzeugendes Beispiel für diese Kulturgemeinschaft bildet der Odin-(Wotan-)Kult, der von Deutschland ausgehend, in Skandinavien eingeführt wurde und dort sein bedeutsamstes Heiligtum im altehrwürdigen Königsitz in Alt-Upsala erhielt. Hier haben wir also eine frühe Parallele zur lutherischen Reformation, die in Deutschland begann und in Schweden zu größter Machtstellung kam. Direktor Palme dagegen sah als zielbewußter Wirtschaftler, welche Bedeutung die Entwicklung der schwedisch-deutschen Handelsverbindungen haben konnte. Er war auch im übrigen ein bekannter Deutschenfreund.

Obwohl die Vereinigung stets eine streng unpolitische Haltung eingenommen hat, stammten ihre Mitglieder schon von Anfang an hauptsächlich aus rechtsorientierten, bürgerlichen Kreisen. Während der zunehmenden Spannung, die zum Ersten Weltkrieg führte, und vor allem während des Krieges selbst waren diese Kreise deutschfreundlich, während die bürgerlichen Linksparteien und die Sozialdemokraten ausgesprochen mit der Entente sympathisierten. Während der Propagandakampagne, die auf den Zusammenbruch Deutschlands zu Ende jenes Krieges folgte, verließen viele Mitglieder die Vereinigung. Eine kleine Gruppe von Getreuen führte jedoch unentwegt ihre Arbeit fort und ließ die Vereinigung auch während der Zeit der Weimarer Republik fortleben.

Schließlich stieg die Mitgliederzahl wieder, indem frühere Anhänger wieder eintraten und neue dazukamen, bis Hitler in Deutschland die Macht übernahm. Der allgemeine Aufschwung, der die erste Periode des Dritten Reiches kennzeichnete, hatte auch seine Rückwirkungen auf die Schwedisch-Deutsche Vereinigung. Die Anzahl ihrer Mitglieder war stark im Ansteigen, und ihre wirtschaftliche

Lage besserte sich deshalb beachtlich. Das dauerte so lange, wie es für Deutschland vorwärts ging. Dazu trug auch die Tendenz der neuen deutschen Regierung bei, die Verbindungen mit dem Auslande zu pflegen. Bedeutende Wissenschaftler, Politiker und Militärs wurden der Vereinigung kostenlos als Redner zur Verfügung gestellt, wodurch die Zusammenkünfte bereichert werden konnten. Die Veranstaltungen erfreuten sich daher eines zunehmenden Interesses auch bei Nichtmitgliedern, und über sie wurde außerdem in der Presse referiert, was eine große Reklame für die Vereinigung war. Die Mitgliederzahl nahm noch mehr zu und erreichte als Maximum mehr als 1 400.

Deutschlands Zusammenbruch im Jahre 1945 brachte der Schwedisch-Deutschen Vereinigung einen großen Rückschlag. Dazu trug nicht zuletzt die Hetzpropaganda bei, an der sich am Ende des Krieges auch die schwedische Presse beteiligte. Laut dieser waren alle, die für Deutschland Sympathie hatten, Nazisten. Die Vereinigung wurde somit auch als nazifreundlich gestempelt, und damit vermochte man eine große Menge von Mitgliedern abzuschrecken, so daß sie aus der Vereinigung austraten. Dazu ist zu sagen, daß die Vereinigung stets strikte politische Neutralität gewahrt hat. Solange die schwedische Regierung in freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und seinem jeweiligen politischen Regime stand, meinte die Vereinigung, daß sie sich ebenso zu verhalten habe. Ferner machte die von Anfang an postulierte politische Neutralität es ja unmöglich für den Vorstand, nach der politischen Zugehörigkeit der Mitglieder oder derjenigen zu forschen, die sich der Vereinigung anschließen wollten. Es ist deshalb durchaus möglich, daß einige der Mitglieder Sympathien für die nationalsozialistische oder andere Ideologien besaßen. Einen Einfluß auf die Vereinsangelegenheiten hat dies jedoch niemals gehabt, sondern der hier gewählte Kurs war stets streng unpolitisch. Etwaige Beschuldigungen in dieser Richtung müssen deshalb als höchst unberechtigt bezeichnet und zurückgewiesen werden. Die unbegründete Hetzpropaganda beeinflusste eben viele Mitglieder. So sank die Mitgliederzahl auf etwa 400.

Bei Kriegsschluß war General de Champs erster Vorsitzender, zweiter der Nobelpreisträger Professor H. von Euler und dritter

Dr. Sven Hedin, Als Sekretär und Kassierer diente Oberstleutnant E. Fevrell schon seit 30 Jahren der Vereinigung. General de Champs war jedoch schwer krank und mußte sein Amt im Herbst 1945 niederlegen, er verblieb aber im Vorstand bis zu seinem Tod. Professor von Euler zog sich vom Vorstand zurück. Da der alte Deutschlandfreund Dr. Sven Hedin schon 80 Jahre alt war und kein anderer zur Verfügung stand, wurde ich zum ersten Vorsitzenden gewählt. Dr. Hedin kam an zweiter Stelle, und Forstmeister Tamm wurde 3. Vorsitzender. Diese Ämterverteilung wurde bis zu den letzten Jahren beibehalten, wo Direktor E. A. Bolle als dritter Vorsitzender statt Forstmeister Tamm eintrat. Oberstleutnant Fevrell verblieb bis vor einigen Jahren Sekretär; an seine Stelle trat dann Oberst A. Nordenswan.

Die Mitgliederzahl hat sich in den letzten Jahren wieder gehoben und liegt jetzt zwischen 500 und 600. Die Vereinigung besteht z. Z. aus schwedischen Deutschlandfreunden und aus Deutschen, die in Schweden wohnhaft sind. Jedes Jahr beginnt ihre Tätigkeit mit einer feierlichen Sitzung am 6. November, Gustaf Adolfs II. Todestag. Bei dieser Gelegenheit werden neue Vorstandsmitglieder gewählt als Ersatz für die, welche laut den Statuten oder aus Alters- oder Gesundheitsrücksichten ihr Amt niederlegen müssen. Außerdem wird der Jahres- und Kassenbericht verlesen. Während des Herbstes findet meistens noch eine weitere, und im Frühjahr finden drei Veranstaltungen statt. Dabei spricht gewöhnlich ein eingeladener deutscher Redner über ein Thema von allgemeinkulturellem Interesse; daneben werden auch deutsche Musik, deutsche Lieder oder deutsche Kulturfilme geboten. Danach findet ein gesellschaftliches Zusammensein statt, das mit einem Abendessen verbunden ist, an dem die Mitglieder nach Belieben teilnehmen können. Im Laufe der Jahre konnte die Vereinigung zu ihren Veranstaltungen eine große Zahl bedeutender deutscher Persönlichkeiten, Wissenschaftler, Politiker, Schriftsteller und Militärs als Gäste begrüßen. Nach dem letzten Kriege ist es jedoch aus verschiedenen Gründen oft schwer gewesen, Vortragende aus Deutschland zu bekommen. Daher lud die Vereinigung deutsche Kulturrepräsentanten ein, die sich aus anderem Anlaß gerade in Schweden aufhielten, ferner haben schwedische Kenner der deutschen Verhältnisse zu

den Unterhaltungen beigetragen. Als die in Schweden wohnhaften Deutschen nach dem Kriege in großem Ausmaß unser Land verlassen mußten, blieben eine Menge deutscher Damen mit ihren Kindern hier zurück. Durch Einladung zu den Veranstaltungen versuchte die Vereinigung, diesen Damen die Sorge um ihre Männer in der Heimat etwas zu erleichtern. Daneben hatte sie auch die Genugtuung, Kriegsinvaliden, die in schwedischen Krankenhäusern gepflegt wurden, einladen zu können.

Gleichzeitig setzte sich die Vereinigung nach dem Kriege auch für eine direkte Deutschlandhilfe ein. Geld, Kleider, Nahrungsmittel, Medikamente und deutsche Bücher wurden eingesammelt und dann durch das Evangelische Hilfswerk an Bedürftige in Deutschland verteilt ohne Rücksicht auf deren religiöse oder politische Einstellung. Auch an deutsche Studentenorganisationen sandte die Vereinigung Textilien. Die Damen der Vereinigung kamen zusammen und nähten Kleider für kleine Kinder oder änderten eingesammelte Kleidungsstücke für Erwachsene. Der Wert aller Liebesgaben, die von der Vereinigung nach Deutschland geschickt wurden, überstieg auf diese Weise eine halbe Million Schw. Kronen. Sicherlich hätte die Vereinigung diese Hilfstätigkeit noch mehr ausdehnen können, wenn sie nicht besonders durch die gegen sie gerichtete Hetzpropaganda gehemmt gewesen wäre. Sie begrüßte und stützte aber das gewaltige Hilfswerk, „das Hilfskomitee für Deutschlands Kinder“ (HTB), das von zwei Mitgliedern der Vereinigung, Gräfin Lili Hamilton und Oberst Nordenswan, ins Leben gerufen wurde. Geld und Waren zu einem Wert von mehr als 28 Millionen Schw. Kronen wurden von ihnen bisher nach Deutschland geschickt, außerdem vermochten sie Kinderheime, Schulen usw. einzurichten. Die beiden Leiter dieser großen Organisation gehören seit einer Reihe von Jahren dem Vorstand der Schwedisch-Deutschen Vereinigung an.

Während des alten Kaiserreiches, der Weimarer Republik, während des Dritten Reiches und der nachfolgenden Zeit ist also die Schwedisch-Deutsche Vereinigung tätig gewesen und dem Auftrag ihrer Gründer treu geblieben, sie wird auch weiterhin ihre Arbeit fortsetzen. Ihre Mitglieder fragen nämlich nicht nach dem politischen Regime, das gerade in Deutschland zur Macht gelangt ist.

Sie sind Freunde und Bewunderer der deutschen Kultur in ihrer mannigfaltigen Gestalt und des tüchtigen und hochstehenden deutschen Volkes.

Es ist zu hoffen, daß die Erkenntnis von der Bedeutung eines so erprobten Kerns von wahren Deutschlandsfreunden in Schweden auch endlich an den offiziellen Stellen in Deutschland durchdringt, die bislang leider wenig oder gar nichts für sie übrig hatten und sich in ihrem demokratischen Übereifer meist um ihre Feinde von gestern zu bemühen scheinen.

Gösta Haggqvist

Zum 70. Geburtstag von Karl Jaspers

Am 23. Februar vollendete der deutsche Philosoph Karl Jaspers sein 70. Lebensjahr. Dieser Ehrentag eines Mannes, der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden ist und als einer der bedeutendsten Menschen unserer Zeit bezeichnet werden darf, soll uns Anlaß sein, in einer Zeitschrift für Auslandswissen eines Lebenden zu gedenken. Den tieferen Sinn dieses Gedenkens sehen wir in der Bedeutung von Jaspers' Werk für eine gründliche philosophische und charakterologische Schulung des modernen politischen Menschen.

Kierkegaard und Nietzsche sind die beiden Anreger, in deren „Prophetien“ Jaspers zugleich einen Appell an das europäische Zeitalter sah, aus dem Schlaf der Selbsttäuschungen zu erwachen. – Der nordische Hypochonder führt ihn ins Zentrum christlicher Existenzproblematik, zeigt ihm, wo die christliche Wirklichkeit nur noch Schein ist, und öffnet ihm den Blick für die Abgründe in den Grenzsituationen des Lebens. Jaspers, dem Erlebnis der Angst ausgesetzt, überwindet die „Krise des Nihilismus“ und gewinnt sich selbst zurück als „mögliche“ – nicht wie Kierkegaard als christliche – Existenz, grenzenlos offen für die Vernunft und allen Verabsolutierungen abhold.

Der Baseler Altphilologe und Lebensphilosoph führt Jaspers vor das zusammenbruchsreife Bildungsgebäude der europäischen Bourgeoisie. Im Umsturz der Werte an der Schwelle des „nihilistischen Zeitalters“ findet Jaspers die ungegenständliche Form des Selbstseins als den tieferen Ursprung unseres Handelns und als den Grund für die Verbindlichkeit unseres Tuns. Im Suchen nach einem Absoluten stellt er die Konven-

tionen und scheinbaren Halte in Frage und sichert sich dadurch die Unbedingtheit und Rückhaltlosigkeit echter Philosophie.

Kierkegaard und Nietzsche sind wie ein Vorwand, Jaspers überwindet beide. Was von ihnen her in ihm wirksam bleibt, ist Infragestellung alles Vorläufigen und das Redliche im Bemühen um die Wahrheit, Verzicht auf das Plausible eines geschlossenen Systems und Überwindung der substantiellen Armut des Positivismus. So ist schon seine Psychologie „nicht mehr nur empirische Feststellung von Tatbeständen und Regeln des Geschehens, sondern Entwurf von Möglichkeiten der Seele, die dem Menschen im Spiegel zeigen, was er sein, was ihm gelingen und wohin er geraten kann; solche Einsichten sind als Appell an die Freiheit gemeint, im inneren Handeln zu wählen, was ich eigentlich will.“

Darüber hinaus will er mit kantischem Ethos die unendliche und unerforschliche Transzendenz aufhellen oder in ihrer „Chiffreschrift“ lesen. Dergestalt bannt er die Wahrheit in ihrer universalen Weite in seine „Lehre“ von den Ungreifenden. – Lehre? Seine Philosophie soll keine „Lehre“ sein! Obgleich er wie kaum je ein Mensch alle geistigen Horizonte aufleuchtet und das „Ganze“ selbst gleichsam zu uns sprechen läßt, wehrt er sich gegen die Vermutung, daß seine Philosophie etwas anderes sei als Erweckung und Appell. Auf diese Weise hält er sich eitle Nachbeter vom Leib und fordert vom Einzelnen das unabnehmbare Wagnis der eigenen Existenz.

Doch bleibt, wenn wir Jaspers in den Aspekt soziologischer Betrachtung rücken, an dieser Haltung etwas Bedrückendes. Der Hauch der Einsamkeit – wie wir ihn schon bei Kierkegaard und Nietzsche verspürten – durchzieht auch Jaspers' Werk. Es ist nicht nur der Weltschmerz des nordischen Menschen, der beim Anblick des unendlichen Weltraumes die Geworfenheit ins Sein und die Verborgenheit und Ferne Gottes erfährt. Es mag auch das persönliche Erlebnis ereignisschwerer Jahrzehnte darin anklingen mit jener dem Philosophen auferlegten Beschränkung seiner Lehrtätigkeit kurz vor und während des Krieges, verbunden mit den damaligen Gefahren für seine Lebensbegleiterin und Gattin, die Jüdin ist.

Trotz dieser bitteren Erfahrungen mit Staat und Politik macht Jaspers nicht das oberflächliche Gerede von der Freiheit mit. Das

Problem der politischen Freiheit faßt er als echter Wesensforscher so an, daß seine Lösungen mit der Realität übereinstimmen und nicht mit den Wunschvorstellungen der Masse. Seine These „Freiheit des Einzelnen ist nur soweit wirklich, als sie mit der Freiheit der Anderen zugleich bestehen kann“ hat denn auch unter den vordergründigen Freiheitsfanatikern der Nachkriegstage Mißbilligung ausgelöst. Mit seiner These „Im Politischen ist die Paradoxie, daß nichts sich vollenden darf, wofür sich doch alle Kräfte einsetzen möchten“, trifft er den Sinngehalt des Freund-Feind-Bezuges in der Welt, den der Mensch nicht zu fassen vermag. Pazifistischer Weltmetaphysik setzt er entgegen: „Die Möglichkeit des Krieges wird jedenfalls nicht durch den Verzicht der überwältigenden Mehrheit auf Wehrhaftigkeit ausgeschaltet.“

Was er über das Verhältnis des Einzelnen zum Staate schon in den Zwanziger Jahren gesagt hat, mag manchem in Erinnerung gekommen sein, als der Philosoph im März 1949 Deutschland verließ und nach Basel übersiedelte (wo er auch heute noch lebt und lehrt). Damals sagte er: „Das geschichtliche Wollen des Einzelnen kann aber nur in der Identifizierung mit seinem einzelnen Staat wirksam werden. Niemand verläßt ohne Einbuße sein Land. Fühlt er sich dazu gezwungen, so verliert er zwar nicht die Möglichkeit selbst zu sein und nicht sein Schicksalsbewußtsein, wohl aber die Entfaltung in der Teilnahme an dem ihn selbst begründenden Ganzen, seine wirkliche Welt.“

Jaspers sieht jedoch seine Aufgabe im Übersteigen aller Wirklichkeiten zu einer ersten und eigentlichen Wirklichkeit hin. Deshalb kann er bei seinem Weggang vielen zum Troste sagen: „Meine Aufgabe ist die Philosophie ... eine schlechthin übernationale Aufgabe ... Mein Hierbleiben wäre kein Bekenntnis, wie auch mein Fortgang nach Basel kein Bekenntnis ist ...“

Das Bekenntnis des Philosophen gilt keinem Lande, sondern einzig seiner Aufgabe. So gilt sein Bekenntnis auch nicht Europa. Europa ist ihm nur der geistig-geschichtliche Raum seines Schaffens, und zwar ein Raum, der dringend einer Erneuerung bedarf. Die geistigen Grundkräfte Europas wie Christentum und Humanismus, die moderne Zivili-

sation und die Gesellschaft germanisch-romantischer Nationen sind nach Jaspers fragwürdig, wenn nicht gar hohl geworden; wir können ihnen nicht mehr schlicht vertrauen. Deshalb fragt Jaspers radikal: Was können wir aus europäischem Selbstbewußtsein wollen?

Jaspers weiß, daß wir mit aus den Quellen der orientalischen Kulturen schöpfen. China und Indien stehen ihm als Kraftquellen unserer eigenen Kultur den anderen voran. Europa ist ihm nichts Ausschließliches. Aber er fühlt doch aus europäischem Lebensdrang und zeichnet von daher das gegenwartsnahe Bild von „Europa in der veränderten Welt“. In diesem Zusammenhang sagt er mit Bezug auf die wachsenden Spannungen zwischen Ost und West 1946 in Genf: „Rußland ist uns räumlich nah und geistig fern, aber für unsere Seele eine durch die Fremdheit und die Tiefe russischen Geistes gesteigerte Anziehungskraft. Amerika ist uns räumlich fern und geistig so nah, daß wir uns fast selber darin wiedererkennen, als ob es uns die eigenen Möglichkeiten zurückbrächte. Rußland ist gewiß unendlich mehr, als die bei uns landläufigen Vorstellungen von Bolschewismus und Diktatur zeigen, Amerika unendlich mehr als Kapitalismus und Massenkonformismus.“

Besonderes Interesse verdienen Jaspers' Folgerungen. Er fährt fort: „Von beiden wird nun Europa von außen gesehen, wird von Bewunderung und Verachtung, von Liebe und Haß getroffen. – Die Lage des kleinwerdenden Europa wird zur Zwischenlage zwischen großen Mächten, gegen die es politisch sich nicht halten kann, für die es vielleicht einer der Räume der politischen Auseinandersetzungen wird, wenn es Europa nicht gelingt, sich mit einer Föderation seiner Mächte zu bescheiden in der Kraft der Aufrechterhaltung seiner Neutralität in etwa entstehenden politisch-militärischen Weltkämpfen.“

Das Schicksal der Zwischenlage sieht der Philosoph Jaspers in Gestalt einer Alternative. Ohne sich in Prophetie oder Untergangsprognose zu ergehen, sagt er gelassen: „Dies Schicksal wird entweder zum Verderben oder erzwingt das eigentliche Leben aus einem ganz anderen Ursprung als dem der Macht.“

Rolf Hinder

Was will die Geopolitik heute?

Deutsches geopolitisches Denken und eine Zeitschrift, die ihm dient, stehen vor dem Erbe eines halben Jahrhunderts geistiger Tradition. Sir Halford Mackinder und Admiral Mahan, Karl Haushofer und spätere Amerikaner haben vier geopolitische Maximen volkstümlich gemacht, die noch immer aktuell sind: Die Lehre von der Zweiteilung der Welt, die These vom Erwachen Asiens, die Anerkennung der Suche nach Lebensraum als Antrieb geschichtlichen Handelns und die Aussage, daß auch Geist und Geschichte erdgebunden sind, daß Natur und Politik in einem Wechselverhältnis zueinander stehen.

Landmacht und Seemacht

Die Geopolitik entstand unter ihrem Namen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als der von den britischen Imperiumsdenkern Dilke, Froude und Seeley erkannte Gegensatz zwischen dem Zarenreich und den beiden Englisch sprechenden Seemächten drohend heraufstieg. Sie entstand als Kampflehre bei den Seemächten, – und in Deutschland als der Versuch, einen jungen und in der Substanzkraft nicht allzu starken Staat auf dem sich bildenden weltgeschichtlichen Schlachtfeld günstig zu placieren.

Die drohende Wolke ist heute noch dunkler geworden, und der deutsche Versuch, zwischen Landmacht und Seemacht eine unabhängige Position zu gewinnen, ist in zwei verzweifelten Anläufen gescheitert. Die Deutschen stehen heimatlos oder bedroht, zerrissen und betäubt im Frontgebiet zwischen der Militärmacht des „Herzlandes“, das in unheimlichem Vorempfinden von den klassischen Geopolitikern „Eurasien“ genannt wurde, und der Flotten- und Luftmacht der Peripherie.

Tagespolitische Phrasen verhüllen die Grausamkeit der Lage. Die Geopolitik hat die Aufgabe, Illusionen zu zerstören. Vor der Wirklichkeit mögen weiche Herzen brechen, starke gewinnen aus ihr die Kraft der nüchternen Gelassenheit.

Wenn die Tatsache des seit 1870 oder seit dem Ende des ersten Napoleon die Welt bestimmenden Gegensatzes und die Tatsache unserer Schwäche erkannt ist (wir müssen wohl oder übel ein friedliches Leben im Frontgebiet versuchen, leben dabei freilich immer nur „als ob“), dann erhebt sich die zweite Frage, wie man zu ihr Stellung nimmt.

Man kann die Teilung der Welt als unabänderlich wie ein Naturgesetz bejahen. Von diesem Ja aus kann man entweder den unablässigen Krieg der Giganten, sei er kalt oder heiß, als notwendig hinnehmen. Dann wird man einen Grund dafür suchen und finden, daß man für eines der feindlichen Lager Partei nimmt.

Oder man wird glauben, daß ein Krieg zur Lösung dieses angeblich von der Natur gesetzten Weltgegensatzes ungeeignet ist. Man wird eine Hegung des Krieges, eine Anerkennung der großen Grenzscheide, den Entschluß zur Nichtintervention jenseits der eigenen „Zone“ fordern, ein Weltgleichgewicht zwischen den Giganten erhoffen.

Oder aber man wird die These von der naturgegebenen Zweiteilung der Welt ablehnen. Man wird die eine oder die andere Seite als Störenfried betrachten und nach Kräften auch behandeln. Man wird endlich Ruhe haben wollen und zum vorletzten, letzten oder allerletzten Einsatz für die Herstellung der „Einen Welt“ bereit sein müssen. Man wird mit mehr oder weniger Begeisterung und Überzeugung die ganze Welt bekehren und beglücken wollen und die Weltherrschaft des kleineren Übels als vorübergehende oder dauernde Notwendigkeit zur Herstellung des Weltfriedens hinnehmen.

Schließlich wird man nach einem Ausweg aus dem Zwang zur Entscheidung suchen und immer erneut überlegen, ob es nicht mehr als „Eine Welt“ und auch mehr als „Zwei Welten“ gibt, ob also die Ausgangsthese überhaupt richtig ist. Man wird nach Dritten oder Vierten Positionen in den peripher liegenden Kontinenten, in Iberoamerika und Afrika, suchen. Man wird die Möglichkeit prüfen, ob sich nicht eine Dritte Kraft, die Kraft des Friedenswillens, zwischen die Fronten schieben kann.

Man wird fragen, ob diese Dritte Kraft nicht auch ein weltweites Bündnissystem sein sollte, das allein durch seine Passivität schon katastrophenhemmend wirken kann, ein Weltbündnis zwischen den selbständig gewordenen Völkern Asiens und einem in sich geeinigten Europa.

Oder man wird mit der Vorstellung spielen, daß vielleicht doch eine Vielzahl kleiner Gebilde nach der Größenordnung früherer Nationalstaaten durch passive Resistenz oder durch den Willen zur aktiven Verteidigung die Welt oder mindestens sich selbst vor dem Zusammenprall retten könne. Man wünscht sich in eine Rolle, wie sie Schweden oder die Schweiz in der Vergangenheit ausüben konnten.

Diese Möglichkeiten zur Entscheidung oder Fehlentscheidung stehen vor dem deutschen Volk. Die verschiedenen Teilstaaten oder staatsähnlichen Gebilde, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf deutschem Boden existieren, nehmen nach dem Willen ihrer Funktionäre Partei. Die einzelnen Deutschen in den überlebenden Volksordnungen — den Familien, den Bindungen der Arbeit, der Nachbarschaft, des Glaubens, der Erinnerung, der Hoffnung — stehen oft ratlos vor einem Entscheidungszwang, dem sie ausweichen möchten.

Es ist nicht die Aufgabe der deutschen Geopolitik, die eine oder andere Entscheidung zu empfehlen. Es ist aber ihre Aufgabe, erbarmungslos die wirkliche Lage zu zeigen und von ihrer Erkenntnis aus stets erneut die Folgen möglicher Entscheidungen zu durchdenken.

In der Zeitschrift für Geopolitik ist daher jeder Beitrag willkommen, der das Fundament der eigenen Position zu zeigen bereit ist. Manche Beiträge auf ihren Seiten wirken nur deshalb ungewohnt, weil die vorschnell Entscheidungsfreudigen so tun, als gebe es nur Argumente für ihre Wahl, und weil manche Möglichkeiten in Deutschland kein öffentliches Forum außerhalb dieser Zeitschrift und einiger ähnlich handelnder Organe finden können.

Angeichts der heutigen Teilung der Welt hat die Zeitschrift die Pflicht, Kenntnis von den Kräfteverhältnissen, Wünschen, Forderungen und Schwierigkeiten auf beiden Seiten möglichst wahrheitsgemäß zu vermitteln. Sie hat außerdem die Pflicht, zum Durchdenken der Lage anzuregen, indem sie Fürsprecher jeder Möglichkeit das Wort gibt, soweit sie aufrichtig sind.

Die Zeitschrift beschäftigt sich wie ihre Leser mit einer genauen Prüfung der Lage. Damit weicht sie nicht einer Entscheidung aus. Sie ermöglicht überhaupt erst eine echte Entscheidung.

Sie hält sich aus kurzfristigen Auseinandersetzungen der Tagespolitik, so wichtig sie manchen auch unter ihren Freunden zu sein scheinen, nicht aus Feigheit oder Passivität heraus, sondern weil sie den Blick auf das Wesentliche lenken will.

Wir müssen uns klarmachen, daß jede Entscheidung, aber auch jeder Verzicht auf Entscheidung von jedem Deutschen weitere schwere Opfer verlangt. Unser Leben in der Geschichte ist nicht möglich ohne Opfer. Jeder Ausweg hat seinen Preis, man wagt kaum, ihn zu nennen.

Wir sollten uns in jedem Falle rechtzeitig klarzuwerden versuchen, was die Lösung mit Sicherheit kosten wird, die wir anstreben wollen. Zu den voraussehbaren Kosten werden außerdem noch unerwartete kommen. Wir versagen uns der lebendigen Geschichte nicht. Wir wollen nur der Zukunft nicht entgegentorkeln, sondern ihr ins Auge sehen.

Das Erwachen Asiens

Karl Haushofer hat in seinen Japanarbeiten und in seinen Berichten aus dem „Indopazifischen Raum“ gelehrt, wie ernst der europäische oder aus Europa stammende Teil der Menschheit das Erwachen der Völker Asiens nehmen sollte. Durch den politischen Gegensatz zu Großbritannien, der sich psychologisch in einer Art Haßliebe niederschlug, ist es vielen Deutschen lange verwehrt geblieben, sich diese Erkenntnis wirklich zu eigen zu machen.

Man neigte entweder dazu, die Völker der verschiedenen asiatischen Hochkulturen danach zu beurteilen, ob sie „englandfeindlich“ und „deutschfreundlich“ zu sein schienen. Oder man klagte darüber, daß der europäische Bruderkrieg zwischen „den zwei weißen Völkern“ zur Räumung von Positionen geführt habe, die für beide wertvoll gewesen seien. Man tat so, als richte sich der Frontverlauf in Asien nach den Bedürfnissen der europäischen Mitte, als schieden sich die Geister an der Haltung zu ihr.

Gewiß hat die übermenschliche Anstrengung, in der Mitte Europas einen freien Raum gegen Eurasien und zugleich gegen die peripheren Mächte zu erkämpfen, die Welt im Wortsinn „erschüttert“, aber weder der deutsch-japanische Kriegszustand von 1914 bis 1919 noch das deutsch-japanische Bündnis von 1939 bis 1945 haben einen entscheidenden Einfluß auf die von Karl Haushofer erkannte Entwicklung ausgeübt. Japan, China, die Länder und Völker Südasiens, der indische Subkontinent und die muslimischen Staaten des „Nahen Ostens“ zwischen dem Hindukusch und dem Atlas, die sich während einer weltgeschichtlich sehr kurzen Zeitspanne vor der europäischen Technik hatten beugen müssen, suchten und fanden Wege, wie sie das Erbe ihrer alten Hochkulturen mit den Hilfsmitteln der technischen Zivilisation in Einklang bringen konnten. Das deutsche Schicksal ist ihnen von dieser weltgeschichtlichen Aufgabe her nur eine Episode.

Es ist die Aufgabe der Geopolitik, wirklichkeitstreue Maßstäbe zu entwickeln und die Menschen zu einem Sinn für politische Proportionen zu erziehen. Der Zweite Weltkrieg und die folgenden Jahre haben Karl Haushofers Diagnose bestätigt. Noch ist nicht klar, wie sich die einzelnen Länder Asiens zueinander stellen werden. Noch meistern nicht alle asiatischen Völker die technische Apparatur der modernen Welt. Noch werden Reste der Europäerherrschaft mit militärischen oder politischen Mitteln verteidigt, noch gehen asiatische Staaten Bündnisse mit den Gegnern ihrer Nachbarn ein. Noch ist es nicht geglückt, die riesigen Trümmerfelder der Altkulturen zu Bauplätzen einer neuen Symbiose zu planieren. Religiöse Vorstellungen, wirtschaftliche Interessen, Schmutz und Eigennutz hindern das Notwendige.

Aber das sind Übergangsschwierigkeiten. Nachdem die beiden volkreichsten Länder Asiens, China und Indien, die fremden Machthaber verdrängt haben, ist wohl entschieden, daß die vier großen Küstenzonen des Herzlandes: Ostasien, Südostasien, Südasien und Vorderasien — jede in sich vielfältig gegliedert — unter ihrem eigenen Gesetz in die Zukunft gehen werden. Auch hat ihnen Macht allein nichts anhaben können, die hundert Jahre weißer Herrschaft waren wie ein Tag vor den Jahrtausenden ihrer Geschichte.

Heute erhebt sich die Frage, ob ihr Schwergewicht sich auch gegen den Kern des Herzlandes behaupten kann. Wie Japaner und Chinesen, Annamiten und Indonesier, Inder und Araber sich zur Sowjetunion verhalten und verhalten werden, das wird die künftige Weltgeschichte sehr wesentlich bestimmen. Die Geopolitik muß heute dieses Kernproblem so sorgfältig prüfen, wie sie gestern die Auseinandersetzung der Völker Asiens mit den Kolonial- und Wirtschaftsmächten zu beobachten hatte.

Einen Teil dieser Frage bildet noch immer das schon gestern vorhandene Problem eines Ausgleichs zwischen Abendland und Morgenland, einer echten Begegnung reifer Geschichtsprägungen, der Vermittlung von gegenseitiger Hilfe und Bereicherung. Dieses Problem kann nur in einem menschlichen Klima der Sympathie und stolzen Bescheidenheit, der Ehrfurcht und des Leistungswillens gelöst werden.

Bei der Schaffung dieses Klimas kann die Geopolitik helfen, indem sie Erkenntnisse vermittelt und Hemmungen löst. Hier nimmt sie eindeutig für das beiden Seiten Zuträgliche Partei, sie kann sich mit Verhärtungen nicht abfinden. Es ist eine geopolitische Grundeinsicht, daß ein menschlich und sachlich gutes Verhältnis zwischen den Völkern Europas und den Völkern Asiens eine Voraussetzung jeder positiven Entwicklung in der Zukunft ist. Es handelt sich also nicht wie beim Verhältnis der asiatischen Küstenreiche zum nordasiatischen „Herz“ der Landmasse um Beobachtung allein, sondern es geht um einen geopolitischen Willen und eine geopolitische Verpflichtung, wobei das deutsche Schicksal in das größere Schicksal des europäisch-amerikanischen Kulturkreises eingeordnet ist.

In den Kontinenten der Randlage, in Afrika und Iberoamerika, kündigen sich ähnliche Entwicklungen an. Aber dort gibt es nicht die unmittelbare Nachbarschaft des Herzlandes, dort besteht noch immer die Abhängigkeit von den Seewegen. Dort sind die Länder dünn bevölkert und „unterentwickelt“, die Altkulturen ganz versunken oder nur in spärlichen Resten vorhanden. (Es gibt weder eine afrikanische noch eine indianische „Weltreligion“!)

Aber immerhin sind auch die Randkontinente unruhig. Die Wanderung der Europäer ist in ihnen auf die Wanderung der Araber, der Inder, der Malaien, der Chinesen und Japaner gestoßen. Die Befreiung Asiens macht Schule. In der UNO, wo Tschiang Kai-shek als einer der Großen Vier eine entscheidende Rolle spielen sollte, gibt es statt der „Großen Vier“ einen „afrikanisch-asiatischen Block“, der sich schon öfter auf iberoamerikanische Unterstützung verlassen konnte. Die passiven Zonen der Welt bringen zum mindesten das Gewicht ihrer Passivität zur Geltung.

Eine geopolitische Entscheidung in den Fragen der Randkontinente fällt schwerer als eine Entscheidung zu den Forderungen Asiens. Man wird ihre innere Vielfalt beachten müssen. Wenn Westafrika im Zusammenwirken leistungsfähiger und tapferer Kernvölker mit weitsichtigen Kolonialherrschaften nicht nur „frei“, sondern auch gesund wird, dann mögen dort die Würfel gefallen sein.

Die Unruhe in anderen Zonen verpflichtet zunächst nur zur sorgfältigen Information. Man neigt dazu, dem Willen der südlichen Staaten Iberoamerikas zum Aufbau einer selbständigen Kraft mit Achtung und Sympathie gegenüberzutreten.

Ein Recht auf die gleiche Achtung und Sympathie haben auch die Bestrebungen der Weissen Südafrikas, ihre Erbheimat für Kinder und Enkel zu sichern. Achtung und Sympathie bedeuten nicht, daß die schwierige Lage der Nichteuropäer unterschätzt oder daß die Komplikation der indischen Einwanderer übersehen würde. Nur eine Erkenntnis der Schwierigkeiten kann hier zu der Behutsamkeit erziehen, die allein vielleicht eine Lösung ermöglicht.

Auf alle Fälle ist die Geopolitik verpflichtet, die Erde nicht wie im Zeitalter des Columbus als eine Fülle seltsamer Außenländer rund um ein Menschheitszentrum anzusehen. Sie sieht viele Mittelpunkte und Willenszentren. Deutsche Fragen können nur richtig beurteilt werden, wenn man vom Bild der gesamten Welt ausgeht.

Unser Volk, das noch nicht einmal die Geschichtsbilder seiner von den Dynastien geformten Teilstaaten zu einem nationalen Geschichtsbild ausgeweitet hatte, muß heute die ihm widerfahrenden Geschehnisse im Zusammenhang einer Welt sehen und beurteilen, die nicht mehr Vorfeld Europas ist. Die Geopolitik ermöglicht durch Einzelunterrichtung und die Verwendung von Sehhilfen ein perspektivisch richtiges Sehen der geschichtlichen Gegenwart. Sie sprengt unsere „europazentrische“ Enge.

Lebensraum

Das Wort „Lebensraum“ ist in der politisch-psychologischen Kriegsführung gegen das Deutsche Reich (ähnlich wie „Kultur“, „Volksdeutsch“ und andere, zunächst nur beschreibende Begriffe) als Kampfbegriff benutzt worden.

Die Nennung dieses Wortes sollte einen ganzen Gedankengang ausdrücken, der von den Kriegsgegnern Deutschlands ungefähr so formuliert wurde: Die Deutschen behaupten, durch ihre späte Einigung bei der Verteilung des Raums auf der Erde zu schlecht weggekommen zu sein. Da man ihnen freiwillig nicht zusätzlichen Raum gibt, nehmen sie sich das Recht heraus, ihn im Namen ihres biologischen Drangs zu erobern. Dabei erwägen sie die Rechte anderer Völker auf Lebensraum nicht. Sie warten nicht nur nicht, bis die vorübergehende Bevölkerungspression auf „natürlichem Wege“, d. h. durch die dem Industriezeitalter eigentümliche Geburtenbeschränkung, überwunden ist, sondern sie erhöhen ihrerseits noch die Pression durch Geburtenförderung. Sie schaffen den Drang nach Lebensraum, um sich den Schein eines Anspruchs zu sichern. In Wirklichkeit verbirgt die Lebensraumthese nur ländergierige Herrsch- und Ausbeutungssucht.

Die Geopolitik bemüht sich, hinter den Ereignissen des Tages die aus natürlichen Tiefen aufsteigenden Triebkräfte zu erkennen. Dabei findet sie mit Hilfe der Wirtschaftswissenschaft, Soziologie oder Geschichte, daß eine Triebkraft des politischen Handelns der Bevölkerungsdruck sein kann. Bei einer zeitweiligen „Übevölkerung“, die stets nur mit dem Maßstab eines bestimmten Lebensanspruchs festgestellt werden kann, gibt es sicherlich die Möglichkeit des Abwartens, die verständlicherweise von denjenigen Völkern und Bevölkerungsschichten empfohlen wird, die gerade gut situiert sind. Es gibt die Möglichkeit, alle Maßnahmen so einzurichten, daß man in die einmal vorgefundene Welt geräuschlos hineinpaßt. Man muß unter Umständen schwere Opfer bringen, um

sich und anderen das Ringen um eine Änderung der Verhältnisse zu ersparen. In diesem Sinne bedeutet es schon eine grundsätzliche Entscheidung, ob man „Lebensraum“ politisch werten oder als hinzunehmende, sozusagen gottgegebene Tatsache weiter nicht diskutieren will.

Wer Lebensraum hat, spricht nicht von ihm. Wer empfindet, daß er nicht genug hat, kann durchaus zum Schluß kommen, daß die Enge durch planlose Volksvermehrung leichtsinnig entstanden ist und vielleicht durch Geduld und „Geburtenplanung“ überwunden werden kann. Wie es Gesundheitsbeter gibt, so gibt es auch Theoretiker, die den Begriff „Übevölkerung“ als Selbsttäuschung erkennen zu können glauben. Das, was da ist, soll ihrer Ansicht nach nur Einbildung sein.

Wenn man „Übevölkerung“ in den europäischen Industrieländern weder als Einbildung noch als vorübergehende Leichtsinnsfolge, sondern als geschichtliches Schicksal ansieht, entsteht die politisch-sittliche Frage, ob man den Versuch zur Wendung dieses Schicksals machen oder sich in es fügen soll.

Wenn man sich zu dem Versuch einer Wendung entschließt, weil man die Kraft und den Trieb dazu in sich spürt, dann kann man sich der Hoffnung hingeben, durch Absprachen über eine bessere Raumverteilung die Wendung herbeiführen zu können. Es käme dann auf eine vernünftige und gerechte Organisation der Nahrungsvorräte und Arbeitsmöglichkeiten auf der Erde, auf eine internationale Arbeitsteilung oder auf geplante Wanderungen oder auf Gebietsaustausch hinaus. Die weltwirtschaftlichen Organisationen bemühen sich seit dem Zweiten Weltkrieg um eine derartige Lösung, in der die von früher her starken und raumreichen Länder an die ärmeren abgeben sollen.

Die Lösung der Raumfrage durch Absprachen bedeutet natürlich ein Eingehen auf Bedingungen, einen Verzicht auf völlige Selbstherrlichkeit, vielleicht die Ausschaltung mancher möglicher Sphären aus dem eigenen Leben (z. B. den Verzicht auf wirksame Unabhängigkeit). Man mag murren, daß ein Verzicht in gleichem Maße den bisher Mächtigen nicht zugemutet wird. Man kann sich aber auch sagen, daß er immer noch besser ist, als ein bis zur Selbstvernichtung gehender Versuch, mit Gewalt zu erringen, was sich durch Absprachen nicht erreichen läßt.

Wenn man tatsächlich auf die *ultima ratio* verzichtet, begibt man sich freilich eines wirksamen Arguments. Man wird übervorteilt, wenn der Gesprächspartner weiß, daß man nicht den letzten Verzweigungsschritt tun wird. Man kann zum mindesten glauben, daß man übervorteilt wird, wenn man das eigene Interesse als wichtigste Triebkraft des menschlichen Handelns ansieht.

Nach bitteren Erfahrungen oder auf Grund eines düsteren Naturells tut man das vielleicht. Wenn man dann nicht einsieht, daß Verzicht zwar bitter, aber wohl vernünftiger ist, bleibt die letzte Möglichkeit: die Vorbereitung zum Griff nach dem Raum. Zu dieser Vorbereitung gehört auch eine sorgfältige Überprüfung der in Frage kommenden konkreten „Räume“, denn man wird den wählen, dessen Erwerb die geringsten Kosten erwarten läßt. Und eben hier erscheinen dann die Vorwürfe, daß die Geopolitik eine zum Krieg hetzende Betrachtungsweise sei.

Die deutsche Geopolitik wird sich heute der Möglichkeit und der wahren Bedeutung dieses Vorwurfs bewußt bleiben. Sie darf sich freilich nicht von ihm lähmen lassen.

Die Frage, was man tun darf und soll, erhebt sich erst, wenn feststeht, was

eigentlich ist. Was heißt „Übervölkerung“, und wo gibt es tatsächlich „Übervölkerung“? Zuerst müßte diese Tatsachenfrage geklärt werden. Die Frage nach dem Lebensraum der einzelnen menschlichen Gruppen, dem Raum ihrer Nahrung, Leistung und Sicherheit, bleibt eine Grundfrage jeder Geopolitik. Daher muß geklärt werden, wo das Problem sich heute auf der Erde stellt. Jeder Vorschlag zu seiner Lösung im konkreten Falle gehört in den Erkenntnisbereich der Geopolitik. Festzustellen ist, wie der einzelne Vorschlag uns selbst betreffen könnte.

Erst wenn diese Klärung erfolgt ist, besteht eine Grundlage, von der aus man einen Entschluß fassen und anderen gegenüber vertreten kann. Auch hier soll die Geopolitik mit den Schlagworten aufräumen und jede Forderung auf eine Erkenntnis wirklicher Tatsachen und Zusammenhänge gründen.

Mensch und Erde

Dilettanten neigen dazu, geopolitische Fragestellungen zur mythischen Ersatzreligion oder zum pseudoscholastischen Wissenschaftssystem aufzubauschen und eine Geheimsprache komplizierter Kategorien für sie zu erfinden. Sie machen sich nicht klar, daß ein Kategoriensystem nichts ist als ein leerer Rahmen. Geopolitik aber arbeitet gerade nicht mit Begriffsgebäuden, sondern bemüht sich um die Erkenntnis der *erdbedingten und ersonnenen Wirklichkeit*. Sie läßt zunächst einmal dahingestellt, ob sich „Gesetze“ aus der Wirklichkeit ableiten lassen.

Die eigentlich geopolitische Frage an die geschichtliche Wirklichkeit der Gegenwart lautet, welche Bedeutung in ihr den Wirkungen der Natur, symbolisch gesprochen der Mutter Erde, der *Gea*, zukommt. Die Geopolitik fragt nach der geschichtlichen Macht des Natürlichen.

Sie muß dabei die Aussagen der exakten Naturwissenschaft auch dann annehmen, wenn sie die Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens für eng hält. Sie fragt, welche Bedeutung die erkannten und erkennbaren natürlichen Bedingungen und Vorgänge für die geschichtliche Wirklichkeit und die geschichtliche Möglichkeit haben. Das Klima und die Fruchtbarkeit der Böden, die Gangbarkeit der Wege und die Befahrbarkeit der Meere, das Ringen zwischen Luftfahrt und Schwerkraft, die Ergiebigkeit der Bodenschätze, die Gesundheit der Leiber, Richtung und Kraft der Triebe und Sinne bei Mensch, Tier und Pflanze, die aus Jahrtausenden erwachsene Welt bilden zusammen das Feld, auf dem wir geschichtlich handeln können oder müssen, mindestens Geschichte zu erleiden haben.

Wir unterstehen in der gegenwärtigen und künftigen Geschichte der Natur, obwohl das geschichtlich-politische Handeln auch formende Wirkungen in die Natur hinein ausüben kann.

Für Fragen dieser Art soll die Geopolitik unsere Sinnesorgane schärfen. Das ist heute vielleicht noch notwendiger und ratsamer als gestern, denn die militärisch-politisch angetriebenen Erfinderbemühungen haben frühere Grenzen längst durchstoßen und die Zerstörungskraft von Explosionen, die Geschwindigkeit bemannter oder unbemannter Apparate, die Wirkung chemischer oder organischer Stoffe bis zu Graden gesteigert, bei denen nicht nur der Erfinder, sondern die Welt in Ge-

fahr sein kann. Die geopolitische Entscheidung, welcher Preis für die Perfektion der Technik noch bezahlt werden kann und darf, steht am Ende des Bemühens um geopolitische Erkenntnis.

An diesem Punkt stellt sich die tiefste Frage nach der geschichtlichen Willensfreiheit des Menschen im Rahmen seiner Verhaftung an die Natur.

* * *

Die Zeitschrift für Geopolitik besitzt nicht die Ehrfurchtslosigkeit, daß sie Formeln, Patentlösungen, Gesetze als Antwort des Menschen auf Natur und Geschichte empfiehlt. Sie kennt die Vielfalt der Entscheidungsmöglichkeiten und weiß, daß frühere Empfehlungen und Deutungen, auch die ihrer eigenen Gründer, existentiell bedingt, von der besonderen Lage eines Gemeinwesens in einem besonderen Augenblick seiner Geschichte aus gegeben waren. Sie hat zuviel Respekt vor der Leistung ihrer Gründer, als daß sie im Zeichen einer allgemeinen Neuauflagensucht auch ihrerseits etwas „wieder“ beleben oder „wieder“ aufbauen will.

Wohl aber will sie erneut die Fragen an die veränderte Welt richten, die ihre Gründer in einer anderen Zeit gestellt haben. Jede Antwort, jede Klärung, jeder Beitrag, der von einem tapferen und unabhängigen Geiste gegeben wird, ist ihr willkommen. Es soll ihre Ehre sein, das Licht der Wahrheit nicht zu scheuen, das sie im Widerschein vieler Einzelaussagen zu erkennen versucht.

In Fragen der deutschen Tagespolitik, die sich dem Blick auf die politische Gegenwart unausweichlich stellen, versucht sie, nach dem Satz zu handeln, der im Doktorgelöbnis der Berliner Auslandswissenschaftlichen Fakultät, zu der Albrecht Haushofer gehörte, gesprochen wurde: „Ich will der Wahrheit und damit meinem Volke dienen“.

ERNEST BAUER

Europas Flüchtlinge

„Die Tugenden nimmt man überall mit ...“

Die Flüchtlingsfrage ist so alt wie die Geschichte der Menschheit überhaupt. Zu allen Zeiten hat es Flüchtlinge und Emigranten gegeben. Man braucht nur die Renaissance oder die Entstehung der Vereinigten Staaten von Amerika zu nennen, die griechischen Emigranten nach dem Fall von Konstantinopel, die exilierten Humanisten im 14. und 15. Jahrhundert, die Waldenser und Hugenotten, die irische Auswanderung, die französischen Emigranten nach der Großen Revolution oder die Rolle der polnischen Flüchtlinge in Frankreich während und nach der Teilung Polens, dann kann man ungefähr ermessen, welche politische und kultur-

geschichtliche Bedeutung der Begriff des Flüchtlings hat¹. Manche Künstler, deren Werke Gemeingut des ganzen Abendlandes geworden sind, wie Dante oder Chopin, können ohne ihr Flüchtlingsschicksal nicht verstanden werden.

Zur Zeit der Renaissance begann man, dem Begriff des politischen Flüchtlings einen tieferen Gehalt zu geben, der teilweise noch heute seine Geltung nicht verloren hat. „In allen unseren volkreichen Städten“, sagt Gioviano Pontano, „sehen wir eine Menge Leute, die freiwillig ihre Heimat verlassen haben, die Tugenden nimmt man ja überall mit!“ In der Tat sind damals Tausende ohne förmliche Verbannung aus ihren Vaterstädten fortgezogen, weil der politische oder ökonomische Zustand unerträglich wurde. Die ausgewiesenen Florentiner in Ferrara und die Luchesen in Venedig bildeten nach Burckhardt ganze Kolonien.

Logischerweise mündet dieses Flüchtlings- und Verbannungsgefühl in einem Kosmopolitismus, der dem Abendlande große Kulturgüter vermittelte, da er den Individualismus bis zur höchsten Stufe entwickelt hat. So findet Dante eine neue Heimat in der Sprache und Bildung Italiens, geht aber darüber hinaus mit den Worten: „Meine Heimat ist die Welt überhaupt“, und als man ihm die Rückkehr nach Florenz unter unwürdigen Bedingungen anbietet, schreibt er zurück: „Kann ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall schauen, nicht den edelsten Wahrheiten überall nachsinnen?“² Mit besonderem Stolz legen die Künstler den Akzent auf ihre Freiheit vom Ortszwang: „Nur wer alles gelernt hat“, sagt Lorenzo Ghiberti, „ist draußen nirgends ein Fremdling.“ Ähnlich sagt ein geflüchteter Humanist: „Wo irgend ein gelehrter Mann seinen Sitz aufschlägt, da ist gute Heimat.“

Der Begriff des Renaissance-Flüchtlings soll absichtlich hervorgehoben werden, um einmal das moderne Flüchtlingsproblem von dieser humanistischen Seite aus als eine notwendige geschichtliche Erscheinung und als geistige und wirtschaftliche Förderung des Gastlandes zu zeigen. Zweifellos gehen damit zusammen auch materielle Belastungen und soziale Probleme – der helle, erhabene Begriff des Renaissance-Flüchtlings soll dabei aber doch nicht vergessen werden.

Die moderne Völkerwanderung

Die modernen Probleme beginnen mit der Vermassung. Während es sich früher bei den Emigrationen um ganz bestimmte Anhänger eines Systems, einer Religion, Sekte oder eines Standes gehandelt hat, geht es besonders seit dem Ende des Ersten Weltkrieges um ganze Völker und Rassen. Wo früher Tausende eine Rolle spielten, stehen heute Millionen. Diese Vermassung einerseits und

¹ Bis jetzt sind einzelne Abschnitte untersucht worden. Jules Duval: „*Histoire de l'émigration européenne, asiatique et africaine, au XIX^e siècle*“, Paris 1862; Ernest-Louis-Marie Daudet: „*Histoire de l'émigration*“ Paris 1904–1907; R. Gonnard: „*L'émigration européenne au XIX^e siècle*“, Paris 1906; einige Absätze in De Maistre: „*Considérations sur la France*“. Die polnische Emigration wird eingehend in den Memoiren des Grafen Adam Czartoryski behandelt. Russische Flüchtlingsprobleme findet man in den Werken des Philosophen N. Berdjajew, besonders in „*Dream and Reality, Essay in Autobiography*“, London 1950. – Moderne Flüchtlingsfragen behandeln „*Les Réfugiés*“, Genf 1938, und die Dissertationen von Paul Mzyk: „Das Problem der versetzten Personen und Flüchtlinge“, Graz 1950, und von Ernest Bauer: „Die internationale Flüchtlingsfrage zwischen den beiden Weltkriegen 1917–1939“, Graz 1948.

² *Epistola ad Carolus Witte*, p. 65.

andererseits die materialistische Auffassung, der sich erfolgreich nur noch das Christentum entgegenzusetzen weiß, haben es zu einer schweren Bedrohung unserer ganzen Kultur durch das Flüchtlingsproblem gebracht.

Von 1917 bis heute sind Massen, die jene der Völkerwanderung bei weitem übertreffen, bewegt worden, und sie werden noch immer bewegt. Mitten in Europa, vor allem in den Ländern der deutschen und der italienischen Sprache (in geringerem Maße in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz und Schweden) leben viele Millionen rechtloser, verzweifelter und mittelloser Menschen unter den schwersten Bedingungen. Sie haben nichts mehr zu verlieren, also meist auch keine Hemmungen mehr, wenn sie etwas gewinnen zu können glauben. Sie erwarten nicht viel von einer friedlich-demokratischen Entwicklung, die von Mächten geführt wird, die sie schon einmal in Not gebracht haben, wohl aber von einem gewaltsamen Umsturz, der das ihnen zugefügte Unrecht wieder rückgängig machen soll. Sie bilden – und dies wurde vom gegenwärtigen Kommissar der UNO, van Heuven-Goedhart, klar ausgesprochen – die größte Gefahr für den Weltfrieden.

Während früher das Ziel eine Individualisierung war, die schließlich in einem kosmopolitischen Ideal gemündet hat, so kommt seit dem Aufkommen des Nationalismus ein kämpferisches Element dazu. Der Flüchtling haßt die in seiner Heimat herrschende Regierungsform und bekämpft sie auch von außen, wo er kann. Die Flüchtlinge entwickeln sich nicht mehr in der Richtung zum Individualismus, sondern sie bleiben den Problemen ihrer Heimat verhaftet. Seit dem Vordringen des Kommunismus kommt es zu einem weiteren Typ, dem Flüchtling, der nur zeitweilig einer politischen Gefahr ausweicht und keinen anderen Gedanken hat, als nach ihrer Überwindung wieder in seine Heimat zurückzukehren.

Kämpfer und Rücksiedler

Praktisch hat man es heute mit allen drei Typen zu tun, mit dem Individualisten, dem Kämpfer und dem Rücksiedler. Mit dem Aufkommen dieser „Rücksiedler“ beginnt eigentlich die moderne Flüchtlingsfrage, das war nach der Russischen Oktoberrevolution von 1917. In dem Flüchtlingsstrom, der sich damals in das ganze übrige Europa ergoß, gab es kaum einzelne, die ihre Zukunft in der Fremde suchten, die meisten wollten so rasch wie möglich in ihre Heimat zurückkehren und den früheren Zustand wieder herstellen.

Eine ähnliche Lage ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg 1945. Der Flüchtlings-Kommissar des Völkerbundes, Sir Herbert Emerson, wies auf eine neue Kategorie von Flüchtlingen hin, die sich durch einen besonderen Umstand von allen anderen unterscheidet, doch im übrigen durchaus als Heimatlose – *personnes sans foyer* – anzusehen seien. Bisher sei ein Flüchtling eine Person gewesen, die in ihr Heimatland nicht zurückkehren konnte, weil sie ihre Regierung nicht aufnehmen wollte. Heute finde man selten Vertreter dieses Flüchtlingstyps, hingegen eine sehr bedeutende Gruppe von sogenannten „Versetzten Personen“, die nach ihrer Heimat nicht zurückkehren wollten, obwohl ihre Regierung bereit sei, sie

aufzunehmen. Man könne sie nicht zu den Staatenlosen rechnen, weil sie vorerst weder ihre Staatsbürgerschaft noch den Schutz ihrer Regierung verloren hätten. Die Bezeichnung „Dissidenten“ – *dissidents* –, die manchmal verwendet werde, treffe am besten ihr Wesen.

Die Rechtslage der russischen Flüchtlinge nach 1917 ist in gewissen grundsätzlichen Zügen maßgebend auch für die Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, da auch die heutigen Flüchtlinge hauptsächlich aus der Sowjetunion oder aus den von ihr kontrollierten Gebieten kommen. Von völkerrechtlicher Bedeutung war vor allem die Frage des sogenannten russischen Legalismus. Die neuerstandene Sowjetregierung wurde von einer Reihe von Staaten weder *de jure* noch *de facto* anerkannt, und folglich blieb der diplomatische und konsularische Apparat, des zaristischen Reiches in diesen Staaten weiter bestehen. Die russisch-zaristischen Vertreter nahmen sich der in immer größeren Massen ankommenden Flüchtlinge tatkräftig an, mußten jedoch wegen zunehmender finanzieller Erschöpfung bald ihre Tätigkeit einstellen. Auf solche Weise entstand ein fiktiver Zustand, der seine Parallelen nach dem Zweiten Weltkriege im Falle der einzelnen zuerst Achsen-, dann Sowjet-satellitenstaaten, besonders Jugoslawiens, fand.

Eine zweite Erschwerung der Lage war gegeben durch die besondere Auffassung der Sowjetregierung von der Bedeutung des Völkerrechtes, die mit der überlieferten Auffassung nicht übereinstimmte. Nach Sowjet-Auffassung ist die politische Entwicklung in Westeuropa im Laufe der letzten Jahrhunderte der Niederschlag von Klassenkämpfen gewesen³.

In dem Augenblick, da die Sowjetunion ihre Beziehungen zum Ausland wieder aufnahm, befand sie sich daher in gewissen Schwierigkeiten. Aus der schließlich vollzogenen Anpassung des Kommunismus an die Verhältnisse im internationalen Staatenverkehr entstanden die ersten Verträge zwischen dem Sowjetregime und den auswärtigen Staaten.

Die ersten in der Reihe dieser zwischenstaatlichen Verträge behandelten die Flüchtlingsfrage. Das war der Fall sowohl beim Vertrag mit Estland vom 19. August 1920 als auch beim Vertrag mit Lettland vom 13. Juni 1920. Die Sowjets teilten die russischen Flüchtlinge in Europa in drei Gruppen: Die erste bildeten jene Russen, die ihren Wohnsitz in den neugegründeten Staaten Estland, Lettland, Litauen, Polen und Finnland hatten, dabei aber weder für diese Staaten optieren noch nach Rußland zurückkehren wollten. In die zweite gehören jene Personen, die an der Seite der Antibolschewisten gekämpft hatten, und in die dritte jene, die sich zur Zeit der Oktoberrevolution im Ausland befanden und es nun vorzogen, nicht mehr in ihr Heimatland zurückzukehren.

Zunächst wurde allen einst russischen Staatsangehörigen vollkommene Straflosigkeit im Falle ihrer Rückkehr in Aussicht gestellt. Alle diplomatischen Vertretungen der Sowjetunion wurden ermächtigt, Identitätsausweise für Personen auszufertigen, die sich als Sowjetbürger bekannten. Durch ein Dekret vom 15. Dezember 1922 verloren Hunderttausende von Russen ihre Staatsbürgerschaft, wenn sie keinen solchen Ausweis hatten oder nach dem 7. November 1917 ohne Erlaubnis der Regierung aus Rußland ausgeweisert waren. Es fehlte zwar nicht an späteren Versuchen der Sowjetmacht, einzelnen Kategorien der Geflüchteten die Rückkehr zu ermöglichen. Dabei wurden die einstigen Soldaten Koltshaks, Judenitschs, Wrangels und Denikins als „Proletarier“ gegenüber der „Bourgeoisie“ der Offiziere und Beamten begünstigt. Jugoslawien ging genau denselben Weg nach dem Zweiten Weltkrieg bei der letzten Generalamnestie für Angehörige der einstigen königlichen Armee.

Für die Mehrzahl der Flüchtlinge – und hier findet man wieder eine Parallele zu der heutigen Lage – war tatsächlich das politische Element nach einer Reihe von in der Verbannung verbrachten Jahren entweder verschwunden, oder sie nahmen das Sowjetregime als Tatsache hin, andererseits fehlten den Sowjets hochqualifizierte Arbeitskräfte. Doch durch die vollkommene Umwandlung der Wirtschafts- und Sozialverfassung in der Sowjetunion verloren die russischen Emigranten allmählich jede Beziehung zu ihrem Heimatlande. Sie waren in das neu entstehende Wirtschaftsleben nicht mehr einzubauen.

3 Taracouzio: „The Soviet Union and International Law“, New York 1935.

Die Hauptländer, in die sich die russischen Flüchtlinge bewegt hatten, waren das Deutsche Reich, Polen, die baltischen Staaten, Rumänien, Jugoslawien, Österreich, Bulgarien, Griechenland und die Türkei. Eine zweite Bewegung entstand nach der Räumung der Krim durch die Wrangelarmee und der sogenannten „Istanbuler Krise“ 1922–1924. Sie richtete sich hauptsächlich nach den Balkanstaaten und nach Frankreich.

Alle anderen Flüchtlingsfragen, die den Völkerbund beschäftigten, reichen – obwohl sie im einzelnen interessant sind – nicht im mindesten an das russische Problem heran. Es waren die armenische Frage, das griechisch-türkische Problem nach den Siegen Kemals und der Austreibung der Griechen aus Kleinasien, die Frage bestimmter Siedlungen der Bulgaren, der Assyrer im Irak, der Flüchtlinge aus Deutschland nach 1933, der sogenannten Saarflüchtlinge, der Emigranten aus Italien nach 1923 (hauptsächlich in Frankreich) sowie der spanischen Republikaner nach dem Siege Francos.

Im September 1921 beschloß der Völkerbundsrat, den Forscher und Philanthropen Dr. Frithjof Nansen mit der Leitung eines Hilfswerkes für Flüchtlinge zu betrauen. Eine Reihe von zwischenstaatlichen Konferenzen bemühte sich um die Abfassung eines Rechtsstatuts für Flüchtlinge sowie um Fragen der sozialen Unterstützung, der Freizügigkeit und des Unterrichts. Nach einem erfolglosen Versuch, die Flüchtlingsfrage im Rahmen des Internationalen Arbeitsamtes zu behandeln, wurde 1931 das sogenannte Nansenamt gegründet, das seine Tätigkeit bis 1938 fortsetzte. Als Vorsitzender wurde nach dem Tode Dr. Nansens 1930 der Schweizer Völkerrechtler Professor Max Huber ernannt. Den Anstrengungen dieses Nansenamtes gelang es, zum 28. Oktober 1935 eine internationale Konferenz einzuberufen, welche die 1933 entworfene Flüchtlingskonvention annahm. Damit wurde die Rechtsstellung der Flüchtlinge endgültig festgelegt. Nach Berechnungen des Nansenamtes gab es 1934 rund 800 000 russische, 170 000 armenische und 14 000 assyrisch-chaldäische und türkische Flüchtlinge.

Der erste Vorsitzende des Nansenamtes reichte bereits 1932 sein Rücktrittsgesuch ein, sein Nachfolger wurde Prof. Georg Werner, der 1935 starb, worauf Michael Hanson-Norwegen ernannt wurde, der dann die Liquidierung des Nansenamtes vollzog. Durch die Schaffung eines internationalen Flüchtlingsausweises, des sogenannten Nansenpasses, und eines Nansen-Hilfsfonds wurde dem Andenken des großen Flüchtlingsfreundes ein Denkmal gesetzt⁴.

Für den neuen Hochkommissar Sir Herbert Emerson komplizierte sich das internationale Flüchtlingsproblem durch die Vertreibung der Juden aus Deutschland in ungeahnter Weise. Die jüdische Auswanderung aus allen Gebieten Großdeutschlands im Zeitraum vom April 1933 bis 1939 erreichte rund 400 000 Personen, die Auswanderung der sogenannten Nichtarier betrug ungefähr ein Fünftel der konfessionsjüdischen Emigration.

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges gestaltete sich die Lage aller dieser Flüchtlinge verschieden, je nachdem, ob das Land ihres vorläufigen Aufenthaltes ein kriegführendes Land, ein europäisches neutrales Land oder ein außereuropäisches neutrales Land war. England und Frankreich schritten zur fortschreitenden Internierung beinahe aller Flüchtlinge als „feindliche Ausländer“ (*enemy aliens*).

⁴ Vgl. dazu meinen Aufsatz „Um die Schaffung eines internationalen Flüchtlingsausweises“, Juristische Blätter, Wien No. 15/16 Jg. 73, 1951.

Die Irrlehre von der Zwangsverschleppung

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann jene Kette von verhängnisvollen Fehlentscheidungen und Irrtümern, die seither ein Weltproblem von ungeheurer Größe aus der Flüchtlingsfrage gemacht haben. Die einzelnen Stationen dieser unheilvollen Entwicklung heißen Quebec, Teheran, Jalta und Potsdam. Im europäischen Flüchtlingsproblem erschienen neue Kategorien, wie der Begriff der „Versetzten Personen“, des „eigentlichen Flüchtlings“ (*refugié authentique*) und des „V-D.-Flüchtlings“ (*Potsdam displaced Person*). Keiner dieser Begriffe läßt sich völkerrechtlich einwandfrei bestimmen, da ihrer Definition einseitiges „Siegerrecht“ zugrunde lag.

Aus diesen Gründen und durch den Umstand, daß man bei den Alliierten völlig falsche Vorstellungen vom europäischen Flüchtlingsproblem hatte, ist noch heute die Lage unbefriedigend. Anfangs war man – abgesehen von der Austreibung der rund 18 Millionen deutscher Volksangehöriger – ganz naiv an das Problem der Flüchtlinge herangegangen in der Meinung, es handelte sich dabei um „Opfer der nazistischen und faschistischen Regierungen oder eines Quislingregimes, das diesen Regierungen gegen die Vereinten Nationen half“⁵. Obwohl namentlich spanische Republikaner erwähnt wurden (also Kommunisten und ihre Mitläufer), vermied man absichtlich, von der wichtigsten Ursache des aktuellen Problems zu sprechen, nämlich von der Angst und der Flucht vor den kommunistischen Mächten. Natürlich standen dadurch alle Lösungsversuche auf einer falschen Ebene.

Die Verwirrung begann schon beim Begriff „Versetzte Person“. Die alliierten Behörden, besonders die von ihnen zum Zwecke der Bereinigung dieser Fragen eingesetzte Organisation *UNRRA* (*United Nations Relief and Rehabilitation Agency*), erwarteten natürlich, daß alle „Versetzten Personen“ die ihnen gebotene Gelegenheit zur Rückkehr in ihre Heimatländer freudig ergreifen würden. Um so erstaunter waren sie, als von insgesamt 10 Millionen solcher Personen nur 8,5 Millionen zurückkehrten, der Rest von 1,5 Millionen sich jedoch beharrlich weigerte, in die von Kommunisten beherrschten Gebiete zu gehen.

Um mit dieser Frage rascher fertig zu werden, wollte man sie mit völkerrechtlich noch unklarerer Begriffen, wie „Kriegsverbrecher“, „Verräter“ und „Quisling“, sei es auch nur zum Teil, lösen. So findet sich im Beschluß der UNO vom 12. 2. 1946, der eigentlich die Grundlage zur Lösung der Flüchtlingsfrage darstellt, ein Absatz, der zwar allen Flüchtlingen freie Entscheidung über ihre Rückkehr verbürgt, jedoch im Falle eines „Kriegsverbrechers, Verräters und Quislings“ davon absieht. Außerdem wird festgestellt, daß jene Deutschen, die nach Deutschland umgesiedelt wurden oder dorthin vor alliierten Truppen flüchteten, nicht unter die Bestimmungen fallen.

Diese Auffassung unterschied zwei große Gruppen von Flüchtlingen, nämlich die von der neuen Organisation – der *IRO* (*International Refugee Organisation*) – betreuten, sozusagen „UNO-Flüchtlinge“, und die deutschen Flüchtlinge, um die sich die alliierten Behörden vorerst gar nicht kümmerten. Dann gab es natürlich auch solche, die nicht hinter den Eisernen Vorhang zurückkehren wollten und von

⁵ Aus dem Statut der *IRO*.

den Sowjets und ihren Satelliten als „Kriegsverbrecher“ bezeichnet wurden. In den einzelnen Ausschüssen der UNO kam es aus diesem Grunde zu Wortgefechten, hauptsächlich zwischen Wyschinski und Mrs. Roosevelt, wobei sich die Haltlosigkeit des Begriffes „Kriegsverbrecher und Quisling“ zeigte, als die Sowjetunion jede gegen sie gerichtete politische Tätigkeit als „Kriegsverbrechen“ bezeichnete.

Positiv wurde bei diesen Verhandlungen festgestellt, daß sich in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs außer den von der *UNRRA* zurückbeförderten Zwangsarbeitern 1 200 000 Flüchtlinge befanden. Für diese Gruppe wurde die Internationale Flüchtlingsorganisation, kurz *IRO* genannt, gegründet.

Ob die *IRO*, die am 1. Januar 1952 ihre Tätigkeit eingestellt hat, erfolgreich war, steht heute noch zur Debatte. Jedenfalls wurde oft hervorgehoben, daß die Rekrutierung von Auswanderern durch einzelne Ländermissionen die Absicht zeigte, sich lediglich Spezialarbeiter zu verschaffen, ohne auf soziale und humane Gründe Rücksicht zu nehmen. Eine Folge war das Zurückbleiben einer größeren Anzahl von Flüchtlingen in Europa, deren Unterhalt Schwierigkeiten bereitete⁶. Bei den herrschenden Rekrutierungsmethoden wurde die Arbeitskraft der Flüchtlinge als bloße Ware betrachtet. So wurde ein weltweites Problem nur vom rein wirtschaftlichen, ja kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet, und man kam auf diese Weise einer modernen Sklaverei gefährlich nahe.

Ein weiteres Problem in der *IRO* bildete die sogenannte „Intellektuellenfrage“. Bereits 1949 fand in Gwatt bei Thun (Schweiz) eine Konferenz statt, bei der festgestellt wurde, daß folgende Schwierigkeiten der Intellektuellen bei der Auswanderung bestehen:

1. In einer Reihe von Ländern liegt die Tendenz vor, die Einwanderung auf manuelle Berufe zu beschränken; 2. Standesorganisationen in den einzelnen Aufnahmeländern leisten Widerstand; und 3. Tatsächlich wird den Einheimischen Konkurrenz gemacht.

Besondere Mängel wies bei der *IRO* die Abteilung „*Eligibility*“ auf, bei der die Auswahl der Auswanderer erfolgte. Abgesehen von den Begrenzungen, die schon durch den der *IRO* erteilten Auftrag gegeben waren – z. B. der Frage der deutschen Heimatvertriebenen – kamen auch schwere Mißstände im Auswahlverfahren selbst vor. Falsch verstandene, hauptsächlich politische, Bestimmungen trugen z. B. dazu bei, daß Familien getrennt wurden.

Zu den Erfolgen dieses immerhin größten Umsiedlungswerkes der Weltgeschichte gehört jedenfalls die Tatsache, daß es ihm gelungen ist, rund eine Million Personen zur Auswanderung zu bringen. Trotz verschiedener Aufrufe der Alliierten (besonders im Falle der sogenannten Anders-Armee) konnten nur 72 000 in ihre Heimat repatriiert werden, die anderen gingen hauptsächlich nach Übersee, und zwar vor allem in die USA (etwa 300 000), nach Australien (179 501), Israel (131 934) und Kanada (113 299), auch nach England, Frankreich, Argentinien, Brasilien, Belgien, Venezuela, Paraguay, Chile und den Niederlanden. Von diesen Flüchtlingen waren etwa 37 000 Polen und 120 000 Ukrainer, 80 000 Letten und ungefähr ebensoviel Jugoslawen, danach kamen Ungarn, Russen, Weißruthenen, Tschechen und Slowaken, Esten, Rumänen, Spanier und Flüchtlinge mit Nansenpaß.

Als Absprungländer dienten die Bundesrepublik Deutschland mit rund 700 000, Österreich mit 140 000 und Italien mit 66 000 Personen. In weitem Abstand folgten die übrigen europäischen Länder. Die Gesamtausgaben der *IRO*-Aktion werden mit rund 400 Mill. Dollar angegeben. Dazu steuerten die USA allein weit mehr als die Hälfte, nämlich 237 Millionen, England rund 76 Millionen, Frankreich 21,6, Kanada 18, Australien 9 und Italien 8 Millionen Dollar bei.

Nicht unerwähnt dürfen die Leistungen der deutschen Bundesrepublik und Österreichs in diesem Zusammenhang bleiben, obwohl sie von der *IRO* nicht errechnet werden. So hat die Bundesrepublik in 4 Jahren für DPs eine Summe von 2 Milliarden RM oder DM aufwenden müssen. In Österreich hat z. B. das Land Salzburg allein im Rechnungsjahr 1949/50 rund 31 Millionen Schilling ausgegeben. Im selben Zeitraum wurden für volksdeutsche Flüchtlinge

⁶ „qui constitueront un reliquat“ im Originaltext des Dokumentes E/REF, FIN/23.

⁷ Die *IRO* bestand aus folgenden Abteilungen: *Care and Rehabilitation*, *Child Welfare*, *Eligibility* und *Legal Protection*.

im Lande Salzburg nur rund 3 Millionen verausgabt, obwohl die Zahl der Volksdeutschen die der DP's bei weitem übertraf. Es wurde festgestellt, daß durchschnittlich jeder DP Österreich zehnmal soviel wie ein Volksdeutscher kostete.

Der „Rest“

Trotz aller Maßnahmen der IRO, wodurch die Anzahl der in ihren Gastländern verbleibenden Flüchtlinge auf rund 600 000 gesenkt wurde, bleibt noch ein Rest, sozusagen ein Relikt der Flüchtlingsfrage, mit dem sich alle Länder zu befassen haben werden. Dieser Rest zeichnet sich heute schon ganz genau ab. Die betreffenden Menschen werden in der Amtssprache der Flüchtlingsorganisationen als (für die Auswanderung) „Untaugliche Fälle“ bezeichnet. 75 Prozent dieser „Fälle“ werden in Deutschland bleiben, sieben Prozent in Österreich, der Rest verteilt sich auf andere Länder. Derzeit zählen zu solchen „Untauglichen“ 170 000 Flüchtlinge, doch nimmt man an, daß nicht alle in dieser Gruppe bleiben werden. Bei den Zurückweisungsgründen unterscheidet man 1. Flüchtlinge, die grundsätzlich geeignet sind, jedoch auf Grund von Willkürentscheidungen mancher Auswahlkommission zurückgestellt wurden, 2. Fälle, die zeitlich aus Gesundheitsgründen abgelehnt wurden, oder Mütter mit kleinen Kindern, und 3. die wirklich untauglichen Fälle, die aus Altersgründen, wegen chronischer Krankheiten, Blindheit, Kriminalität oder (was auch bei den Überlegungen der IRO eine große Rolle spielte) wegen zu großer Familien „unwirtschaftlich“ waren⁸.

Es entstand der Plan, in Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden Spezialsammellager zu errichten. Diese restlichen Flüchtlingslager sollten nach Beendigung der IRO-Aktion vom UNO-Flüchtlingskommissariat mit Hilfe der freiwilligen Organisationen, allen voran der *National Catholic Welfare Conference* und des *World Church Service*, gemeinsam mit den entsprechenden Regierungen verwaltet und betreut werden. Es sollte dann der Versuch gemacht werden, durch entsprechende Schulung wenigstens einen Teil der „Untauglichen“ in die Volkswirtschaft der Aufenthaltsländer einzuschleusen. Ein Beispiel für ein Lager dieser Art stellt das Altersheim für DP's in Strobl am Wolfgangsee (Oberösterreich) dar.

Es wird eine schwere Schuld der Siegermächte nach 1945 bleiben, daß sie durch eine falsche Auffassung der Flüchtlingsfrage und das absichtliche Ignorieren der kommunistischen Gefahr (die sehr oft den Schlüssel zur Frage der DP's bildete) dem gesamten Abendlande schwersten Schaden zugefügt haben. Der Mailänder Kardinal Ildefonso Schuster rief in seiner Neujahrspredigt 1952 den Mächtigen dieser Welt zu: „Ich habe Angst vor Menschen, weil ich Europa in ein ungeheures Pulverfaß umgewandelt sehe, wobei ein Funke genügt, um eine internationale Explosion herbeizuführen. Ich habe Angst vor der Geschichte, die unseren Nachkommen erklären wird, wie das 20. Jahrhundert freiwillig Selbstmord beging und sich wie Judas mit dem eigenen Geldsack erhängte!“

⁸ Mzyk, a.a.O. 173 ff.

Freiwillige aus den Völkern Osteuropas

Im Zweiten Weltkriege haben fast eine Million Männer aus dem alten Rußland und aus der heutigen Sowjetunion Schulter an Schulter mit deutschen Soldaten auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen gekämpft, geblutet und ihr Leben hingegeben. Als der Krieg für uns unglücklich endete, haben die Engländer und Amerikaner sie auf Grund des Abkommens von Jalta ihren sowjetischen Bundesgenossen übergeben und damit die Mehrzahl einem grauenvollen Ende überantwortet. Abertausende wählten den Freitod, um dem Henker zu entgehen.

In Korea scheiterten immer wieder die Waffenstillstandsverhandlungen an der Ablehnung der UNO, Kriegsgefangene gemäß der sowjetischen Forderung gegen ihren Willen auszuliefern. Wir Deutschen sollten uns freuen, hieran zu erkennen, daß die Amerikaner nicht gewillt sind, ihren damaligen Fehler zu wiederholen, und daß der Opfertod unserer einstigen Waffengefährten aus dem Osten auf diese Weise nicht ganz umsonst gewesen ist.

Kolonialmächte – Engländer, Holländer und Franzosen – hatten es mit ihren Eingeborenentruppen leichter als wir mit unsern Ostfreiwilligen. Sie konnten bei Auswahl ihres Stammpersonals auf eine Auslese zurückgreifen. Sie hatten genügend Männer mit Auslandserfahrungen und entsprechend erweitertem Horizont sowie mit guten, im Lande erworbenen Sprachkenntnissen. Vor allem hatten sie jahrelang Zeit und konnten in jeglicher Hinsicht aus dem Vollen schöpfen. Wir dagegen mußten unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse von heute auf morgen improvisieren, meist ohne die erforderlichen materiellen Mittel, vor allem aber ohne eine tragende Idee und ohne Möglichkeit einer genügenden Auslese des deutschen Rahmenpersonals. Infolgedessen sind vor allem in den ersten zwei Jahren der Aufstellung sogenannter „landeseigener Verbände“ manche Fehler gemacht worden, die das Vertrauen der Freiwilligen in die Ehrlichkeit unserer Absichten untergruben und Ursache manchen Versagens waren. Mit der Zeit wurde es besser. Als der Krieg zu Ende ging, standen unsre ostvölkischen Freiwilligen in der Masse noch treu an unserer Seite, während alle übrigen Bundesgenossen uns längst verlassen hatten.

Diese Tatsache ist umso bedeutender, als eine alte Erfahrung lehrt, daß Koalitionen nur so lange halten, wie gesiegt wird, und der Kitt der Bündnisse im allgemeinen der Erfolg ist. Man könnte wohl hier einwenden, daß den Freiwilligen gar keine andere Wahl blieb, als treu zu uns zu stehen, weil der Tod schon nach ihnen griff. Hätten sie aber nicht auch zum Feinde übergehen und vorher ihr deutsches Stammpersonal als „Morgengabe“ umbringen können? (In einigen Ausnahmefällen ist dies sogar geschehen.)

Vertrauen

Gegenseitiges Vertrauen beruht auf gegenseitiger Achtung und auf der Überzeugung, daß der eine es mit dem anderen ehrlich meint. Die Ostfreiwilligen hatten

durchweg eine sehr hohe Meinung vom deutschen Menschen im allgemeinen und vom deutschen Soldaten im besonderen. An ihm lag es, diese hohe Meinung zu erhalten durch persönlich beispielhaftes Auftreten. In einem Freiwilligen-Verband mit seinem geringem deutschem Rahmenpersonal war jeder einzelne Deutsche in den kritischen Augen der Freiwilligen Repräsentant des deutschen Volkstums. Er mußte seinen fremdländischen Kameraden in und außer Dienst Vorbild und im Gefecht Vorkämpfer sein.

Somit gehörten in solche Verbände die besten deutschen Soldaten, die über eine große Selbstdisziplin verfügten, sich niemals gehen ließen und ihre nicht leichte Aufgabe mit Verstand und Herz erfüllten. Vor allem im Anfang der Aufstellung entsprach die Auswahl des Rahmenpersonals meist nicht diesen Anforderungen. Abgebende Truppenteile gaben verständlicher- aber bedauerlicherweise eigenen Belangen den Vorrang. Nur zu gern säuberten sie sich von undisziplinierten Elementen, die später im Freiwilligenverband schweren Schaden anrichteten und oftmals Schuld am Versagen der Freiwilligen trugen. Das Wort: „Wie der Herre, so's Gescherre“ gilt nirgends so sehr wie für das Rahmenpersonal eines Freiwilligenverbandes.

Doch muß die Achtung auf Gegenseitigkeit beruhen. Leider hat die Achtung des Deutschen zum Ostfreiwilligen allzu oft gefehlt, weil die innere Einstellung zu ihm falsch war, vor allem veranlaßt durch anerzogene Rassenüberheblichkeit und völlige Verkennung unsrer militärischen Lage. Anstatt jeden Kräftezuwachs auf unsrer Seite zu begrüßen, glaubten allzu viele, es bedeute für die Ostfreiwilligen eine besondere Gnade, mit uns kämpfen zu dürfen. Dieser überheblichen Auffassung galt es, immer wieder entgegenzutreten.

Viele Deutsche fühlten sich abgestoßen durch die andere Art unserer Freiwilligen und die Unmöglichkeit, sie bei ihrer abweichenden inneren Einstellung in eine deutsche Schablone zu pressen. Sie übersahen, daß andere Völker andere Sitten haben und daß uns ungewohntes Brauchtum noch lange keine Minderwertigkeit bedeutet. Und wenn gegen Kriegsende die Einsatzfreudigkeit unserer Freiwilligen manchmal nachließ, dann brachen viele den Stab über sie, ohne sich darüber klar zu werden, in welch schweren inneren Konflikt unsere ostvölkischen Kameraden durch ihren Seitenwechsel geraten waren, der bei dem zu erwartenden unglücklichen Kriegsausgang ihren Tod bedeutete.

Wofür wird gekämpft?

Mit dem Glauben an die Ehrlichkeit unsrer Absichten war es noch schlechter bestellt als mit der gegenseitigen Achtung, weil unsere politische Führung es unterließ, klare Ziele des gemeinsamen Kampfes zu weisen. Es genügt nicht, zu zeigen, gegen wen oder was gekämpft werden soll. Man muß klar sagen, wofür. Was wollten wir im Osten? Wir traten dort nicht als Befreier, sondern als Unterdrücker auf.

Die Nichtachtung des russischen Menschen, die Behandlung von Kriegsgefangenen und Ostarbeitern, also der Brüder und Schwestern unsrer Freiwilligen, mußte bei ihnen den Gedanken aufkommen lassen, daß sie uns nicht als Verbündete, sondern als Kanonenfutter erwünscht waren. Das eigene Erlebnis der Kriegsgefangenschaft

lastete zudem schon als schwere Hypothek auf den Ostfreiwilligen. Die Folge war, daß mancher sich zum Freiwilligenverband meldete, nicht um mit uns zu kämpfen, sondern um der Gefangenschaft zu entgehen.

Hitler hatte sich in seiner Ablehnung ostvölkischer Menschen immer wieder gegen ihre Verwendung im Kriege an deutscher Seite verwahrt. Ukrainer, Polen, Esten, Letten und Litauer drängten 1941 danach, Freikorps gegen den Bolschewismus aufzustellen. Sie wurden zurückgewiesen, weil Hitler es nicht wünschte, daß diese Völker durch ihren Blutzoll im gemeinsamen Kampfe zu späteren Forderungen berechtigt würden! Vielleicht dachte er auch zurück an den Abfall des polnischen Korps am Ende des Ersten Weltkrieges. Er überschätzte vielleicht die eigene Kraft so, daß er glaubte, auf fremde Hilfe verzichten zu können.

Als schließlich die guten Erfahrungen mit den Hilfswilligen dazu führten, daß Freiwilligenverbände aus ostvölkischen Soldaten aufgestellt werden durften, beging man den Fehler, ihnen die Gleichberechtigung noch lange Zeit vorzuenthalten. Man gab ihnen abgetragene Uniformen mit von den unseren abweichenden Rangabzeichen. Kein Freiwilliger durfte Vorgesetzter eines deutschen Soldaten sein. Man stattete sie notgedrungen mit schlechten Beutewaffen aus, deren Munition mit der Zeit immer knapper wurde, was bei der allzu großen Schießfreudigkeit der Ostfreiwilligen und ihrem Unvermögen, mit Vorräten hauszuhalten, schwer ins Gewicht fiel. Man gab ihnen eigene Orden und verbot jahrelang die Verleihung deutscher Auszeichnungen an sie. Vor allem aber mißtraute man den Fähigkeiten der Ostfreiwilligen und ihrer Eignung für Führer-, Unterführer- und Funktionsstellen bzw. ihrer politischen und moralischen Zuverlässigkeit und stieß damit gerade die besten Elemente, die freudig mit uns gehen wollten, vor den Kopf. Überempfindlich, wie sie waren, liefen sie oftmals in ihrer Enttäuschung über dieses Mißtrauen und diese Zurücksetzung von uns weg. Dadurch vergrößerte sich wieder das Mißtrauen unsererseits und führte zu neuen Zurücksetzungen.

Kein Zweifel, daß die Intelligenz unter den Freiwilligen mit Vorsicht zu betrachten war, weil sie sich auf Kosten des Sowjetstaates ausgebildet hatte und sich ihm verbunden und verpflichtet fühlte. Mit ehemaligen Offizieren der Roten Armee haben wir selten gute Erfahrungen gemacht. Das lag nahe, weil in ihr Beförderungen wohl in erster Linie auf Grund politischer Zuverlässigkeit ausgesprochen worden waren. Immer wieder fanden sich ehemalige Sowjetoffiziere unter den einfachen Freiwilligen. Sie hatten bei der Gefangennahme ihre Abzeichen entfernt und waren in der Masse untergetaucht. Jedenfalls war die Zahl der Überläufer von uns zum Feind unter der Intelligenz am höchsten, nicht nur wegen des erwähnten Dankgefühls gegenüber dem alten System, sondern weil sie die Entwicklung der Kriegslage kritischer verfolgte und daraus die Konsequenz zog. Nun verpflichtet wohl Vertrauen, andererseits durften wir aber keine gefährlichen Experimente machen, die zu schweren Rückschlägen führen konnten — und in einigen bedauerlichen Einzelfällen auch geführt haben. In diesem bösen Dilemma zwischen Vertrauen um der Menschen und Mißtrauen um der Sache willen gab es eigentlich nur ein gutes Rezept: siegen! Erst der Rückschlag schafft bei Freiwilligen aus Feindesland Zweifel in die Richtigkeit ihres Entschlusses zum Seitenwechsel.

Die Truppe als Heimat

Das deutsche Rahmenpersonal in den Freiwilligenverbänden stand ab 1943, nachdem sich das Kriegsglück gewendet hatte, vor einer schweren, aber deshalb um so

größeren Aufgabe. Es kam darauf an, die Freiwilligen trotz ihres erschütterten Vertrauens zu uns bei der Stange zu halten. Das deutsche Personal mußte die oben begangenen Fehler im eigenen Verbande wieder gut zu machen versuchen. Man mußte einen tiefen Blick ins Herz der Freiwilligen tun. Sie hatten Heimat und Familie verloren, Vergangenheit und Zukunft. Darum mußten wir ihnen die Gegenwart lebenswert gestalten. Ihr Truppenteil mußte ihnen zur neuen Heimat werden. Wir mußten ihnen unteilbare Partnerschaft gewähren. 18 Monate früher, als wir an allen Fronten siegreich waren, hätte dieses Zugeständnis als ein freiwilliges Geschenk gewirkt, während es jetzt als Zwangsgeburt erschien. Und doch lieber spät als gar nicht! Der unermüdlich für seine Freiwilligen tätige General der Freiwilligen-Verbände beim Oberkommando des Heeres, Generalstab des Heeres, General der Kavallerie Köstring, erreichte endlich die Gleichstellung der Ostfreiwilligen mit den deutschen Soldaten und bessere Behandlung der Ostarbeiter. Zahlreiche Fürsorgemaßnahmen gingen nebenher.

In 15 verschiedenen Sprachen erschienen Zeitungen für die Ostfreiwilligen als eine Brücke zur Heimat. 21 Kriegslazarette mit 25 000 Betten richtete man für sie ein. 800 russische Ärzte wurden erfaßt und in einer medizinischen Hochschule für die Lazarette weitergebildet. Gegen 600 russische Schwestern wurden in ihnen eingesetzt. Versehrtenheime für Invaliden entstanden. Urlauberheime wurden im Reich, in Frankreich, Italien und Dänemark eingerichtet, um den heimatlos gewordenen Kameraden aus dem Osten Erholung zu verschaffen. Fronttheatergruppen und Bibliotheken entstanden. Nationale Musikinstrumente wurden besorgt. Zwei Mullahschulen unterrichteten den mohammedanischen Priesternachwuchs. Bei diesen Maßnahmen halfen die Nationalkomitees der Heimatländer der Freiwilligen und Prof. von Mende im Ostministerium in vorbildlicher Weise mit. Deutsche vom Stammpersonal nahmen Ostfreiwillige mit in ihre Familien auf Heimaturlaub, zeigten ihnen damit echte innere Verbundenheit und unsern trotz des Krieges höheren Lebensstandard sowie die größere Freiheit des Einzelmenschen. Deutsche und ostvölkische Kameraden wuchsen mehr und mehr zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen.

Der Erfolg zeigte sich in der zunehmenden Leistung und im Abnehmen der Versager- und der Überläuferzahlen.

Noch bis Herbst 1942 hatten wir der Not gehorchend unsere ostvölkischen Freiwilligenbataillone – meist waren es turkvölkische und kaukasische – kurzfristig aufgestellt, um dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Kräften im Osten abzuhelfen. In einem Monat konnte man wohl die Freiwilligen, die aus den Gefangenenlagern kamen, einigermaßen auffüttern, einkleiden, mit ihren eigenen Waffen neu bewaffnen und für leichte Aufgaben hinter der Front, wie Partisanenbekämpfung und Objektschutz, zur Not einsatzbereit machen, doch litt unter derart schneller Aufstellung der innere Wert des betreffenden Verbandes. Die Lage an der Front zwang bald dazu, die Verwendung der Ostbataillone vielseitiger zu gestalten. Deshalb wurde mit der überstürzten Aufstellung Schluß gemacht. Drei Monate wurden angesetzt. Das war unerläßlich, um die Freiwilligen innerlich neu auszurichten und um zwischen Deutschen und Freiwilligen ein gutes Verstehen in seelischer und sprachlicher Hinsicht herbeizuführen.

Die sprachliche Verständigung war in turkvölkischen und kaukasischen Verbänden ein sehr schwieriges Kapitel. Die Kommandosprache war deutsch. Befehle aber mußten den Freiwilligen ins Russische übersetzt werden, weil es uns an Dolmetschern für Georgisch, Armenisch und die zahlreichen Turksprachen fehlte. Nun verstand ein nicht unerheblicher Prozentsatz der Freiwilligen kein Russisch. Freiwillige mußten als Sprachmittler aus dem

Russischen in ihre Landessprache fungieren ohne Kontrollmöglichkeit unsererseits. Wieviel Mißverständnisse, ja Böswilligkeiten konnten eintreten! Unsere Offiziere mußten lernen, einfach und unkompliziert zu sprechen, die nötigen Übersetzungspausen zu lassen, geschickt mit den Händen zu reden und sich bei der Befehlsgebung mit primitiven Skizzen und Zeichnungen in den Sand zu helfen. Dolmetscherschulen und -lehrgänge zeitigten gute Erfolge, in erster Linie im Deutschunterricht an die Freiwilligen, die durchweg eine bessere Sprachbegabung hatten als ihre deutschen Kameraden. Wir übersetzten eine Reihe wichtiger Vorschriften ins Russische und bildeten auf Führer- und Unterführerschulen den ost-völkischen Führernachwuchs aus.

In der Verbandsausbildung kam es darauf an, die Freiwilligen zu nehmen, wie sie waren, und sie nicht in eine Schablone zu pressen, die ihrer Eigenart nicht entsprach. Zu formalem Exerzieren, das ihrem Wesen nicht entsprach, fehlte zum Glück die Zeit. Schwerpunkt lag in der Handhabung der Waffe und im Geländedienst. Ihre Naturverbundenheit war so groß, daß wir in dieser Hinsicht viel von ihnen lernen konnten. Sehr anzuerkennen war ihr Lerneifer, besonders auf technischem und sprachlichem Gebiet. Was ihnen dagegen nur schwer beizubringen war, war die Gefechtsdisziplin. Nach seiner ganzen Veranlagung war der Ostfreiwillige selten ein guter Einzelkämpfer. In der Masse fühlte er sich stark und zeigte er im Kampfe mitunter überraschende Standfestigkeit. Allein auf sich gestellt wurde er schnell weich. Zusammenballungen im Gefecht, unnützes Geschrei und sinnlose Munitionsverschwendung waren ihm kaum abzugewöhnen.

Erwartung und Bewährung

Wenn man sich rückblickend Rechenschaft abgeben will über die Bewährung unserer Ostfreiwilligen im Einsatz, so muß man die Frage voranstellen, welche Erwartungen die Führung in sie gesetzt hatte.

Auf die sogenannten Hilfswilligen soll hierbei nicht näher eingegangen werden. Zu Hunderttausenden haben sie durch Besetzung von Stellen beim Troß und in Nachschubkolonnen deutsche Soldaten für den Fronteinsatz freigemacht. Wo immer man sie anständig behandelte und gut für sie sorgte, taten sie bis zuletzt aufopfernd ihre Pflicht. Der Menschenmangel zwang uns schon seit 1943, neu aufzustellende deutsche Divisionen von vornherein mit einem gewissen Prozentsatz Hilfswilliger zu versehen. Sie lebten sich schnell ein und waren bei den deutschen Vorgesetzten und Kameraden gern gesehen.

Der Gedanke der Aufstellung der Ostbataillone entstand im Winter 1941/42, als es im weiten Ostraum keine durchlaufenden Kampffronten mehr gab und Partisanengruppen das rückwärtige Heeresgebiet beunruhigten, den Nachschub unterbindend. Die zuerst aufgestellten Bataillone sollten zu Sicherungsaufgaben verwendet werden. Doch als nach Beginn unserer Offensive bis zur Wolga und zum Kaukasus der Mangel an Kräften immer fühlbarer wurde, trat die Zwangslage ein, daß die Ostbataillone bald auch an der Front eingesetzt werden mußten.

Dabei ergab sich immer wieder dasselbe: Einige Kommandierende Generale äußerten sich sehr anerkennend über sie, andere dagegen sehr ablehnend. Man konnte daraus ersehen, wie verschieden der angelegte Maßstab war. Die einen erwarteten von ihren Ostbataillonen dasselbe wie von den Deutschen. Die anderen dagegen sahen ein, daß in die Ostfreiwilligen nach Lage der Dinge gar nicht die gleichen Erwartungen gesetzt werden durften. Gewiß haben einzelne Ostbataillone versagt. Andere dagegen haben ihre Sache sehr brav gemacht. Interessant ist dabei

die Feststellung, daß sowohl Versager wie erfolgreiche Bataillone bei allen Volksstämmen zu finden waren, daß also das Versagen weniger auf die militärische Veranlagung einer bestimmten Volksgruppe, als vielmehr auf andere Gründe zurückzuführen war. Solange es in Richtung der Heimatländer unserer Freiwilligen siegreich vorwärts ging, schlugen sie sich naturgemäß standhafter als nach der großen Wende von Stalingrad. Gab es mal Überläufer in größerer Zahl bei den Ostbataillonen, so war die Reaktion der deutschen Kommandostellen darauf oft allzu impulsiv, wenn auch aus der Lage heraus erklärlich. Um keine Krisenlagen heraufzubeschwören, löste man ganze Kompanien auf und brachte die Freiwilligen wieder ins Gefangenenlager zurück, bestrafte also diejenigen, die nicht davongelaufen waren. Eine Untersuchung der Ursachen in Zusammenarbeit mit einem besonders vertrauenswürdigen Freiwilligen (landeseigenem Ordonnanzoffizier) hätte sicher durch Beseitigung des Steines des Anstoßes Besseres erreicht.

Ein kaukasisches Bataillon kam beim Vormarsch im Sommer 1942 in das Gebiet, in dem die Freiwilligen beheimatet waren. Der deutsche Kommandeur beurlaubte seine Leute auf einige Tage in ihre Heimatdörfer. Nach Ablauf der Frist fand sich das Bataillon, das den Rückzug nach Westen antreten mußte, geschlossen wieder zusammen. Nur einige wenige fehlten. Einem georgischen Bataillon von uns stellten die Bolschewisten ein rotes Georgierbataillon gegenüber. Leute rannten aufeinander zu und umarmten sich. Der Kampf ging weiter. Am Abend fehlten deutscherseits einige 80 Mann, aber den Roten fehlte etwa die dreifache Zahl, die zu uns übergelaufen war.

Ein aserbeidshanisches Bataillon schlug sich besonders hervorragend. Und als sein deutscher Kommandeur gefallen war, übernahm ein aserbeidshanischer Major das Kommando und erkämpfte dem Bataillon den späteren Ehrennamen *Aslan* = die Löwen. Ein armenischer Feldwebel führte beim Rückzug, ganz auf sich allein gestellt, seine Fahrzeuge tagelang Hunderte von Kilometern zu einem befohlenen Sammelplatz, immer wieder Verfolger abwehrend. Er meldete seine Kolonne vollzählig zur Stelle und brach überanstrengt tot zusammen.

Das Jahr 1943 brachte die Erkenntnis, daß der Einsatz von Ostbataillonen an der Front im Osten ein gewisses Risiko geworden war, weil die Angst vor Vergeltungsmaßnahmen den Kampfwillen oftmals lähmte. Auch hier gab es rühmlichste Ausnahmen.

Das Nordkaukasische Bataillon 836 verlor in der Kesselschlacht bei Charkow seinen deutschen Kommandeur. Die Kompanien hatten den Einschließungsring gesprengt und sich freigekämpft, als festgestellt wurde, daß die Leiche des Kommandeurs im Kessel zurückgeblieben war. Da stieß ein kaukasischer Kompanieführer mit seiner Kompanie wieder in den Kessel vor, um sie zu bergen.

Die deutsche Führung entschloß sich, ab Mitte 1943 neu aufgestellte oder abgekämpfte und bei den Legionen wieder aufgefrischte Ostbataillone am Atlantikwall einzusetzen. Inzwischen lebte auch im Generalgouvernement starke Bandentätigkeit auf, die den Nachschub zur Ostfront gefährdete. Nur durch den Einsatz von turkvölkischen und kaukasischen Bataillonen zur Sicherung der Bahnlinien wurde hier Ordnung geschaffen. Kaukasische Bataillone haben im Herbst 1944 bei Niederwerfung des Aufstandes in Warschau sehr Gutes geleistet.

Die Ostbataillone haben sich im Westen im allgemeinen gut bewährt. Geschickt in der Geländeausnutzung, arbeiteten sie fleißig am Stellungsausbau. Als die Landung einsetzte, taten die meisten Bataillone als 3. Bataillone im Rahmen deutscher Regimenter hingebend ihre Pflicht. Ein höherer amerikanischer Offizier äußerte nach Kriegsschluß General Köstring gegenüber seine Verwunderung, wie wir es fertig gebracht hätten, die Ostbataillone bei Avranches zum Kampfe zu „zwingen“. Er fügte hinzu: „Wenn sie bessere Waffen gehabt hätten, wären sie besser gewesen als Ihre deutschen Bataillone.“

Das Kosaken-Ersatzregiment wurde Mitte 1944 im Gebiet von Dijon gegen Maquis eingesetzt und hat schwer aufgeräumt. Auch die Ostlegionen, die Stammmruppententeile der turkvölkischen und kaukasischen Bataillone, im Herbst 1943 von Polen nach Südfrankreich verlegt, führten Mitte 1944 verschiedentlich erfolgreiche Aktionen gegen Maquis durch. Ungenügend bewaffnet, zum Teil abgeschnitten und aus der Luft schwer angeschlagen kamen sie nach der Invasion nur mit geringen Teilen nach Süddeutschland zurück.

1943 wurden zum ersten Male Freiwilligenverbände in Korps- und Divisionsstärke zum Kampfe eingesetzt, das Kosakenkorps im serbischen Raume und die 162. (Turk) I. D. mit turkestanischen und aserheidshianischen Freiwilligen in Istrien und ab 1944 in Italien. 1944 gab es größere Freiwilligen-Verbände bei der Waffen-SS und ab 1945 zwei russische Divisionen (ROA)¹, ab Ende 1944 eine ukrainische.

Das Kosakenkorps rekrutierte sich aus einer großen Anzahl freiheitsliebender, fanatischer Antibolschewisten, die seit dem Zusammenbruch der „weißrussischen“ Freiwilligen-Armeen 1918 im Auslande gelebt hatten, und aus Kosaken, die 1942 bei unserem Vormarsch ins Don- und Kubangebiet direkt zu uns gestoßen waren. Es hat im Bandenkampf Vorzügliches geleistet und wurde lobend im OKW-Bericht erwähnt. Seine Auslieferung mit Frauen und Kindern an die Sowjets nach Kriegsschluß in Lienz und Peggetz in Österreich ist eine der größten Tragödien dieser Zeit.

Die 162. (Turk) Inf. Div. stand Juni 1944 an der Ligurischen Küste nördlich Rom und im September 1944 bei Rimini im Großkampf und wurde am 9. 7. 1944 im OKW-Bericht lobend erwähnt. Sie hatte im Verhältnis 1:1 gutes deutsches Stammpersonal und bewährte sich im Kampfe besser als in ihrem Verbands eingesezte Teile einer Luftwaffen-Felddivision. Im Winter 1944/45 leistete sie Vorzügliches bei einer Großaktion gegen Partisanen im nördlichen Apennin im Raume von Piacenza und fand die besondere Anerkennung des Marschalls Graziani. Im Frühjahr 1945 kämpfte sie sich längs der Adria vom Comacchio-See über Po, Etsch, Piave und Tagliamento bis in die Dolomiten zurück. Das IR 303 mit seinen turkestanischen Freiwilligen vernichtete im April 1945 bei Copparo noch über 20 Feindpanzer. Der Regimentsführer erwarb sich das Ritterkreuz.

Vorzüglich schlugen sich bis zuletzt das estnische und lettische Freikorps. In ihren Reihen gab es mehrere Ritterkreuzträger.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Sorgen eines deutschen Abschnittskommandeurs mit einer größeren Anzahl von Ostverbänden in der Front gegen Kriegsende immer größer wurden. Würden diese bis zuletzt kämpfen oder den Kopf in den Sand stecken oder überlaufen oder gar die Waffe gegen uns kehren? General Köstring bekam Ende 1944 von einem entscheidenden Manne des OKW auf seine Anregung, größere Einheiten aus ostvölkischen Soldaten zu bilden, die Antwort: „Wir denken nicht daran, uns unsere Henker selbst großzuziehen“.

Wenn es uns gelungen ist, eine so große Zahl ehemaliger Feinde auf freiwilliger Grundlage in deutsche Uniformen zu stecken und sie mit geringen Ausnahmen bis zum Schluß trotz der immer sichtbarer werdenden Niederlage erfolgreich zum Einsatz zu bringen, so beweist das auf Seiten der Ostfreiwilligen, daß der Drang nach Freiheit größer war, als wir selbst, etwas skeptisch, manchmal angenommen hatten. Auf deutscher Seite beweist es, daß trotz aller Schwierigkeiten und des Unverstandes vieler gegenüber östlichen Verhältnissen das deutsche Rahmenpersonal in seiner Mehrzahl mit immer wachsendem Verständnis sich in seine Aufgabe hingefunden und das Beste aus ihr gemacht hat.

¹ Russkaja osvoboditel'naja armija = Russisches Befreiungsheer.

Flucht nach Westen

Wir konnten die einzelnen Stationen unseres Weges vom Soldatenheim in Minsk bis in den Kessel von Heiligenbeil nicht mehr auseinanderhalten. In unserem Gedächtnis hafteten nicht einmal die Namen der Ortschaften, in denen wir wochenlang Halt gemacht hatten. Nachts im Lkw auf der Rollbahn, tags in muffigen Katen, die Gesichter von Offizieren, Zahlmeistern, Sonderführern, von Hiwis, Landsern, Schwestern, Blitzmädchen, Feldgendarmen, weißruthenischen und litauischen Bäuerinnen, ostpreußischen Kindern schwammen uns durcheinander – es waren Hunderte und Tausende gewesen. Wo war das – bei den zerfetzten Toten nach dem Jabo-Angriff auf den Bahnhof Schaulen oder auf dem Feldverbandsplatz bei Eydtkau? Wo stand der General am Straßenrand und starrte unsere vorbeifahrende Kolonne an – war es vor Kauen oder vor Gumbinnen?

Wir wollten uns auch nicht an das Geschehene erinnern, nicht an das Auftauchen der russischen Panzer und nicht an das Flehen der weißruthenischen Küchenmädchen, die mitwollten, – nicht an die Männer in der kümmerlichen Stellung an der ostpreußischen Grenze und nicht an den unverschämten Lagerverwalter in Insterburg.

Wir wollten schlafen, vergessen, uns waschen, raus aus den Stiefeln, den schweren Mantel und den Brotbeutel ablegen. Wir wollten das Heulen der Stalinorgeln, die Kommandos, die Schreie, das Brummen der Flugzeuge, das Bitten und Schelten, das Zanken und Philosophieren nicht mehr hören. Unser Wollen half uns aber nichts – wir waren im Dienst.

Der Kessel von Heiligenbeil

Wir hockten in der kleinen Villa am Ortsrand und steckten eine Zigarette an der anderen an. Zu essen war genug da, und wir hatten den Küchenherd in Gang gebracht. Wir warteten auf den Lkw, der uns nach Königsberg bringen sollte, wenn die Straße wieder freigekämpft war. Die anderen kannte ich nicht, nur wir beide waren vom Roten Kreuz, die Dicke war Stabshelferin, die Nachrichtenhelferinnen rechneten sich zur Luftwaffe. Wir waren alle zerzaust und übernächtigt. Wir starrten ins Feuer, und keine sprach ein Wort.

Der Lärm draußen wurde stärker. Fahrzeuge kamen den Berg herunter. Herta kam zurück und zerstörte unsere Hoffnung auf die Fahrt nach Königsberg. Sie waren nicht durchgekommen. Wir saßen im Kessel. „Na denn . . .“ – was?

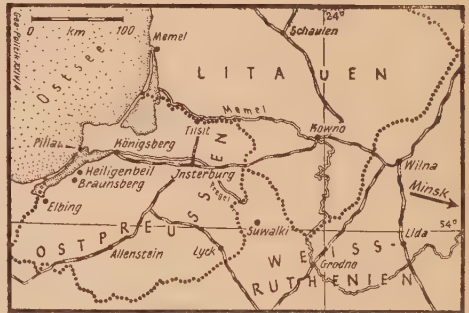
Die Feldgendarmen riefen uns, und im Hafen kamen die Mädels von allen Seiten in Trupps an. Alle schleppten schwere Affen mit Decken, alle schwitzten in den langen Mänteln. Hinten blinkte das Haff als Schneefläche in der Sonne, die vom Eisbrecher geöffnete Fahrrinne führte wie eine schwarze Straße hindurch. Wir traten an und standen still im Wind. Keine hoffte noch auf eine Überfahrgelegenheit nach Pillau. Die Augen tränkten von der Kälte. Sanitäter trugen stöh-

nende oder stumme Verwundete auf Bahren in den einzigen Kahn. Der Marinefeldwebel auf der Brücke rief den beiden Matrosen, die sich auf dem Achterdeck zu schaffen machten, etwas zu.

„Wo sind die Weiber?“ Im selben Augenblick stand der kleine Rittmeister vor unserer Front neben der Oberstabsheiferin. „Mal herhör'n. Bis jetzt haben viele von euch durch den Krieg geludert. Ich kenne die Sorte. Die verdient nicht, daß sie hier rauskommt. Wenn euch der Iwan erwischt, dann kapiert ihr vielleicht, was los war. Aber jetzt habt ihr noch einmal eine Chance. Feldwebel, lassen Sie die Mädels an Bord, aber ohne Klamotten! Stellt euren Kreppe! da hin. Und jede von euch sorgt für einen von den Männern da unten. Legt euch auf sie, damit sie nicht erfrieren! Helft ihnen behutsam aus der Hose und gebt ihnen, was da ist! Verschiebt ihnen die Verbände nicht! Steckt ihnen 'ne Zigarette in den Hals! Wenn eine sich aber vorbeibenimmt, Feldwebel, dann bringen Sie die mit zurück, dann bleibt sie hier. Und keinen Ton will ich hören, die Männer können euer Gequassel nicht ertragen. Haut ab!“

Der Prahm stieß ab und stuckerte hinaus in das Fahrwasser. Die Verwundeten im offenen Laderaum, zum Teil doppelamputiert, mit durchbluteten Verbänden, schrien nicht, nur ein Stöhnen kam aus den Ecken. Jede von uns stand einem oder zwei von den Männern bei, so gut wir konnten. Nach Reden oder Jammern war uns nicht zumute.

Erst als wir in Pillau auf das Vorpostenboot überstiegen, glaubten wir es wirklich, daß unsere Flucht nicht am Eis der Ostsee zerschellt war. Der Prahm mit Verwundeten hatte uns aus dem Kessel von Heiligenbeil herausgebracht, die polternden Worte des Rittmeisters, dessen zerschossenes Auge uns leer angestarrt hatte, waren die Parole der Rettung gewesen. Wir wußten kaum, was mit uns geschah, und nahmen alles, wie es kam. Die Bilder des Trecks und der Truppen, der Stellungen und Städten, der Wegweiser und Wagenkolonnen, der Kradmelder und Kommandeure begleiteten uns wie wüste Träume durch die Tage auf dem seekranken Boot, den zerschissenen Stettiner Hafen, den Vorfrühling Mecklenburgs und die Bomberschwärme in seinem Himmel. Die Wochen im Lazarett von Güstrow, der Stationsdienst und die Narkosen im OP, das Waschen und Verbinden, der Fliegeralarm und der kurze Gang in der Aprilsonne waren wie ein Traum. Daß es das noch gab nach dem eisigen Prahm im Hafl! Ärzte in weißen Kitteln, weiße Bettwäsche und warme Räume! Sogar Blumen standen auf unserem Mittagstisch.



... sie kommen

Gestern hatte Güstrow noch gelebt, wie eine kleine Stadt im letzten Abschnitt des Krieges lebte. Man gab Marken und Geld für die Einkäufe, man grüßte die Nachbarn, man lief in den Keller bei Alarm, man hörte die letzten Sender: Berlin, Hamburg, Flensburg. Man ließ die Namen der Meldungen an sich vorbeirauschen, da war die Rede von Liegnitz und Wien, Kurland und der Steiermark, der Italienfront und Thüringen. Man nahm das alles nicht mehr auf, sondern ver-

steckte das eigene Denken in der Hast der täglichen Arbeit und suchte für die Seele Schutz im Befohlenen.

Dann war eine Unruhe in der Stadt wie in den Minuten vor dem Gewitter, wenn eine Bö den Staub hochjagt und dann wieder alles vor dem schwarzen Himmel schweigt. Die Menschen rannten nach allen Seiten. Wir rannten zum Bahnhof. Der Lazarettzug kam aus Stralsund. Keiner achtete auf uns beim Einsteigen. Minuten später schwenkten wir Pötte und Becken, reichten wir Tupfer. Wir fuhren nach Westen, in der Richtung, die wir seit Minsk immer wieder genommen hatten.

Der Zug lag zwischen Feldern fest, stundenlang, einen ganzen Tag. Getroffen hat uns selbst keine Bombe, aber die Gleise vor uns und hinter uns gingen immer wieder in Fetzen. Den kleinen Bahnhof hatten wir doch schon einmal gesehen – wir fuhren im Kreise. Dann hörten wir wieder das Rattern der Bordkanone, wenn der Jabo unsere Lokomotive angriff. Wir lagen in den Wagen auf dem Boden, weil wir keine verpaßt haben wollten.

Der Dienst band uns und gab uns Heimat. Nachtwache, Narkose, Spritzen, Verbände, Tabletten, Schlafmittel, Umbetten, Helfen beim Ausziehen, Helfen beim Waschen. Wir kannten kein Müde-sein.

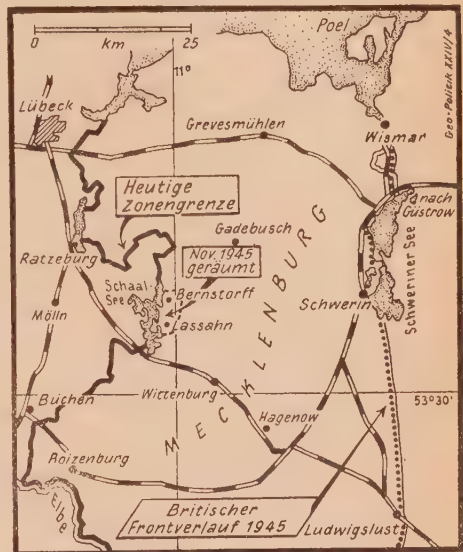
Ich sah aus dem Zugfenster in den sonnigen Wald, da stand einer in olivgrüner Uniform mit der MPi im Anschlag. Panzer brachen durch das Gehölz.

Sie waren gleich in unseren Waggons. Die Ärzte und Sanitäter standen draußen in Reih und Glied. Ein Maschinengewehr ratterte. Wir sahen den kleinen Assistenzarzt nachher blutüberströmt an einem Busch liegen.

Was im einzelnen geschehen ist, kann ich nicht sagen, weil ich nicht hingesehen habe und nicht hinschauen konnte. Ich lag unter einem Haufen Decken hinter dem Bett des Oberleutnants in der Ecke. Seine Hand griff manchmal in die Decken und steckte mir einen Brocken Brot zu. Einmal hielt er auch einen Trinkbecher mit Tee zwischen die Decken.

Ich hörte Schwester Herta schreien, weinen und flehen, bis ihre Stimme im Gröhlen der Russen unterging, und ich hörte den Oberleutnant fluchen und rufen, rühren konnte er sich mit seinem zerschossenen Kreuz nicht. Dann knallte ein Schuß, und er sagte: „Gott sei Dank, ihr Schweine!“

Spät in der Nacht stieß er mich an: „Jetzt, laufen Sie! Die sind besoffen und haben genug.“ Ich kroch über ihn zum Wagenfenster und sprang hinaus. Hinten brannte ein Haus, drei Rotkreuzschwestern lagen tot auf den Gleisen. Ich verschwand im Wald.



Vier Tage bin ich damals gelaufen. Gegessen habe ich nichts, nur Wasser aus einem Bach getrunken. Am Ende ging ich mit einem Trupp von Frauen. Noch eine Schwester, zwei Berlinerinnen, eine Frau aus Güstrow mit einem Kind und zwei Alte aus Ostpreußen, die nichts sagten.

Die Reiter sahen uns den Landweg heraufkommen und kamen im Schritt auf uns zu. Ihre Uniform war heller, und sie riefen uns auf Englisch an. Ich gab Antwort. Wir brauchten nichts zu erzählen, sie brachten uns nach Schwerin, ließen uns essen und waschen, fuhren uns dann im Lkw nach Lübeck.

Erst später, als ich aus dem Taumel erwachte, wußte ich, daß ich nur eine der Millionen war. Noch einmal war ich herausgekommen, gerade bevor die Klappe zuschlug. Wir hatten davon geredet, daß wir Schluß machen wollten. Wir haben es dann doch nicht getan. Daß sie mich im Lazarettzug nicht schnappten und vor den hilflosen Verwundeten peinigten, war reines Glück. Was ich getan hätte, weiß ich nicht. Manche Schwestern haben sie umgebracht, andere nahmen sich selbst das Leben. Daß wir durchgekommen sind, war nicht unser Verdienst.

Ich wußte nicht, was aus meinen Leuten in Berlin geworden war. Mein Vater mochte tot sein. Ich nahm das Essen der Tommies an, als seien sie unsere Männer. Wenn ich die ostpreußischen Stimmen in Lübeck hörte, dann war ich wieder in Eydtkau und Gumbinnen, Heiligenbeil und Pillau. Aus Mecklenburg kamen sie schon damals ohne Unterlaß. In der Sicherheit hinter der Zonengrenze begannen wir ein ganz anderes Leben, in dem die Uniformen, unter denen ich gelebt hatte, umgefärbt wurden. Nach mühseligem Suchen fand ich eine Schlafstelle und Arbeit, ich ging in die Jahre des Hungers und des Suchens nach Vater und Mutter.

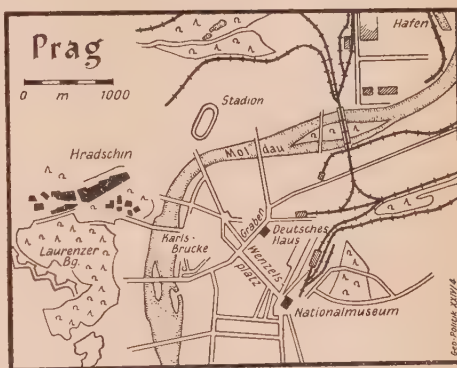
Damals wurde ich im Strom getrieben, ich sah nicht, vor wem ich floh. Seit ich an Land geworfen wurde, sind jedes Jahr neue Wellen gekommen. Auch sie wissen oft nicht, vor wem sie fliehen. Die Brandung hat sie gefaßt und wirft sie an unseren kargen Strand. Der Sog der Strömung, der mich Monate vor dem Mai der Kapitulation in Weißruthenien faßte, dessen Wucht die Eisbarriere der Ostsee überschlug und mich in einer letzten Woge aus den besoffenen Schandtaten in Mecklenburgs Wäldern in das zertrümmerte Lübeck rettete, zerrt noch immer an Millionen von Menschen, die sind wie ich. Vom Dnjepr bis zur Elbe hat die Angst Millionen bereit zur Flucht gemacht. Ob es zur Flucht kommt und ob die Flucht glückt, das entscheidet das Schicksal nach seinem Belieben. Die Welt aber, die heute die Ankömmlinge in den Berliner Notaufnahmелagern zählt, sollte nicht vergessen, daß die Welle dieses Jahres nur eine im Strom ist, der seit acht Jahren fließt.

Wenzelsplatz und Graben in Prag

Provinz?

Als ich in der Hauptstraße Oslos stand und zum Dramatischen Theater hinübersah und dann auf das norwegische Literaturcafé schaute, dachte ich, man müsse Ibsen doch etwas anders lesen, man müsse in Nora nicht nur die unverstandene Frau, sondern die unverstandene Provinzlerin sehen. In der Anlage der Stadt und in ihren Ausmaßen war etwas, was einen warnte, alles so ernst zu nehmen, wie es Ibsen und Björnson genommen hatten. Unwillkürlich griff man zu dem einzig gerechten Maßstab, zu dem Hamsuns nämlich.

Ich habe mit der Erinnerung an Oslo eingesetzt, weil seine ansteigende Hauptstraße, die vom Königlichen Schloß gekrönt wird, an den Prager Wenzelsplatz erinnert, den an Stelle des Schlosses das Böhmische Nationalmuseum abschließt. Ähnlich mag es einem Leningrader oder Moskauer, vielleicht auch einem Amerikaner ergehen, der auf dem Prager Wenzelsplatz steht. Die nationalen Fragen, die dieses Land zerwühlt und in das Unglück gebracht haben, mögen einem, der in größeren Verhältnissen denken gelernt hat, klein, gestrig und willkürlich erscheinen.



Ich habe den Wenzelsplatz als Kind noch zu einer Zeit gekannt, da er Roßmarkt geheißen. Wenn ich auch erst fünf Jahre war, bin ich damals schon, jäh aus dem Schlaf gerissen, in jenen ungewissen Bereich geraten, in dem ich mich nicht zurecht finden konnte, wie es uns später allen ergangen ist in dieser Zeit, in deren Unruhe wir hineingeboren worden sind.

Man hatte mich gegen Morgengrauen aus dem Bett geholt, in Decken gehüllt und mit meinem Bruder in den wartenden Wagen vor das Haus getragen. Von zwei Dragonern geleitet, waren wir in aller Frühe am Wenzelsplatz vorbei zur Bahn gebracht worden. Ich vergesse es nie: oben, vor dem Monument und dem Museum stand eine abgeprotzte Batterie. Es war im Jahre 1897 in den Badenunruhen, die wegen Sprachstreitigkeiten in Böhmen ausgebrochen waren. Mein Vater hatte in den Weinbergen den Judentempel verteidigen müssen – denn wenn es in Prag gegen die Deutschen ging, so ging es auch gegen die Juden, die einen starken Teil der deutschen Bevölkerung ausmachten – er hatte schießen lassen, es waren Tote und Verwundete zu beklagen gewesen, und man hatte die Familie des Hauptmanns am nächsten Tag in aller Morgenfrühe weggebracht.

Die Bahnfahrt in das Erzgebirge ist meinem Gedächtnis verschwunden. Ich sehe mich erst wieder zwischen hohen, vom Schneepflug aufgeworfenen weißen Wänden in einem strengen Winter, wie ich ihn nie mehr erlebt habe. Als ich später versuchte, die Bilder zu einander in Beziehung zu bringen, so gelang es mir nicht, wie es uns allen späterhin nicht gelingen wollte, Ordnung in die verworfenen Schichten unseres Lebens zu bringen, die das Schicksal so wild durcheinandergebeutelt hat. In Prag begann dieses aus der Ordnung-gestoßen-Werden, das uns nie mehr zur Ruhe kommen lassen wollte.

Die Schöne und ihr Strom

Prag ist aus drei Städten zusammengesetzt. Alle drei Städte: Altstadt, Neustadt und Hradschin, in ihrer Art wunderbar, ehrfurchtgebietend und einmalig, sind durch die Moldau verbunden, die von der großen Stadt mit wahrer Liebe umfangen wird. Türme begrüßen den Strom, Brücken überwölben ihn, unersättlich spiegelt sich die Schöne in ihrem Strom.

Ich bin als Kind über das Mosaikpflaster der Ferdinandstraße und des Grabens an der Hand meiner Eltern durch die Stadt getrippelt, und ich habe alle Straßen später bei meiner Wiederkehr mit stürmischer Freude begrüßt, und ich bin ihnen voll Sehnsucht und Erinnerung nachgegangen, wie ja überhaupt Verlassen und Wiederkehren, Abschiednehmen und Wiederfinden den Inhalt meines Lebens ausgemacht haben. Der ich abseits der Heimat meiner Eltern geboren und in Prag, Eger, Znaim und Wien aufgewachsen bin, habe in jeder der Städte ein Stück Leben zurückgelassen und es später als gewandelter Mensch so wiedergefunden, als wäre alles so geblieben wie einst, und nur ich schien verändert.

Am liebsten aber bin ich immer wieder nach Prag zurückgekehrt. Die Veränderung der Zeit, das Verlöschen meiner Sprache und das Empordrängen der andern schien mir nur eine Erscheinung an der Oberfläche, die nicht an das eigentliche wunderbare Wesen der Stadt rührte, die erhaben schien über dergleichen Wortkämpfe und Straßentafelumbenennungen.

Ich habe diese Stadt, die weder Haupt- noch Provinzstadt, in der die Adelsstadt noch nicht von der Bürgerschaft gänzlich überwachsen war, geliebt wie kaum eine der vielen Städte, durch die mich mein Weg geführt. Als Kind sah ich auf dem Graben den Bummel der deutschen Farbenstudenten, das Zusammenrotten der Tschechen, hörte die „Wacht am Rhein“ der deutschen Studenten vor dem Deutschen Haus und das „Fluch und Schande auf die Deutschen“, ich roch als Kind den wahren Balsam der böhmischen Lande, den Duft aus den Selchereien, denn nirgendwo gibt es solche Schinken und solche Würste, solches Kraut und solche Knödel, ich ging durch die kleinen Gassen und später trat ich in die stillen, wunderbaren Kirchen des Prager Barocks.

Zwischenspiel des Völkerstreits

Ich schaute mir, als bereits alles Deutsche aus dem Bild der Stadt getilgt schien – als ob man das, was das Wesen der Stadt ausmachte, hätte tilgen können! –, den robusteren, rustikaleren Corso der Tschechen auf dem Graben und dem Wenzelsplatz an, und ich freute mich ohne Gehässigkeit über jenes Spiel, das sie aufführten, wie sie sich spreizten und gaben, sich als die endlichen Herren und Sieger fühlten, ohne ahnen zu können, wie kurz dieses Kleinvölkerzweischenspiel von zwanzig Jahren in Europa sein sollte.

Es war eine Kleinbürgerbehaglichkeit, eine etwas groteske Eleganz, stark nach amerikanischen Vorbildern ausgerichtet, die doch nicht das eigentliche Wesen verdecken konnte, das am besten in dieser kurzen Antwort zum Vorschein kommt, die eine junge Frau gab, deren schöne Kinder ein Gast gerühmt hatte: „Nicht schön, bitte, nur freundlich!“

Nun, dieses Volk hatte sich alle Mühe geben müssen, großartig als erhabenes Staatsvolk aufzutreten, und seine furchtbaren Exzesse im Jahre 1945 können vielleicht damit erklärt werden, daß das Gefühl der Unsicherheit sich auf diese schreckliche Weise austobte. Immer wieder sah ich, überdeckt von Firmenschildern und neuen Tafeln, die noblen Formen des Adelspalais, zwischen die sich dumm und überladen das sogenannte Repräsentationshaus in einem lächerlichen Jugendstil gedrängt hatte, ohne auf die ruhige Größe des Pulverturmes nebenan Rücksicht zu nehmen.

Ich sah auf dem Wenzelsplatz die nationalen Aufmärsche der Tschechen, ihre schönen Sokolformationen, ihre üppigen Turnerinnen, ich schaute im März 1939 bei Schneegestöber auf die vorüberklimrenden deutschen Panzer, da die Deutschen Prags vor Freude und die Tschechen vor Kummer am Grab des unbekannten Soldaten weinten, dessen Stein über und über mit kleinen Sträußchen von Schneeglöckchen bedeckt war.

Ich eilte damals auf den Hradschin hinauf. Als ich durch den stillen Garten des Belvederes ging, bewegten Herzens und ergriffen von dem, was ich gesehen – wieder Kanonen auf dem Wenzelsplatz –, da schien mir alles so still, da kam mir das, was geschehen war, auf einmal so geringfügig vor, fast möchte ich sagen, so menschenklein, so zeitgebunden. Die Stadt, durch die ich ging, die ausgetretenen Stufen, die zur Höhe führten, schienen älter und weiser. Mir wurde bange, wie mir oft als Kind hier zumute gewesen, denn in dieser Stadt lebt Schwermut und Weisheit, sie ist klüger und weiser als die Menschen, die durch ihre Straßen treiben. Ich stand nun oben auf dem Hradschin. Das Schneetreiben hatte nachgelassen. Auf der Mauer saßen zwei deutsche Soldaten, der Aussprache nach Sachsen. Sie schauten auf die Moldau hinunter, und der eine sagte in einem etwas lamentablen Tonfall zum andern: „*Ich mecht nur wiss'n, wo uns d e r noch ibrall hinfihrn wird.*“

Das Ende der Deutschen auf dem Wenzelsplatz habe ich nicht gesehen, nicht die lebenden Fackeln der brennenden Soldaten, nicht den Marsch der gesteinigten und bespieenen Deutschen, die man aus der Stadt trieb. Es hätte für immer ein fröhlicher, heiterer, sanft ansteigender Platz sein können, ein Platz aus dem Zeitalter der Wiener Ringstraße, gekrönt von einem Bau der Bildung und des Bürgerstolzes, hätte sich auf ihm nicht das letzte furchtbare Trauerspiel ereignet. Niemand, der dort heute vorbeikommt, kann es begreifen, und die Stadt wird es vielleicht bereits vergessen haben, und es wird nur quälend durch die Träume von wenigen mehr gehen, die durch ihre Taten die Stadt aus Europa hinausgedrängt haben.

Das Schicksal der Tschechen

Das Schicksal der Tschechen wurde vor fünf Jahren, am 25. Februar 1948, auf lange Zeit besiegelt.

Bei der Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete die Kommunistische Partei zunächst mit anderen Parteien in einer gemeinsamen Regierung zusammen. Mit Zustimmung der Nichtkommunisten nahm sie wichtige Schlüsselstellungen, vor allem das Innenministerium, in die Hand. Die in der kommunistischen Taktik unerfahrenen sozialistischen Funktionäre halfen den Kommunisten bei der Verstaatlichung der Wirtschaft und den Vorbereitungen zur einseitigen Machtübernahme. Insoweit entsprach die erste Phase auf dem Wege der Kommunisten zur Alleinherrschaft den Parallelfällen in anderen ostmitteleuropäischen Staaten.

Bei den Tschechen spielten zusätzlich panslawistische Gefühle für den großen russischen Bruder und der leicht zu mißbrauchende Deutschenhaß eine wichtige Rolle.

Die Phase der „nationalen Front“

Im April 1945 unterschrieben in Kaschau in der Slowakei die Spitzenfunktionäre der tschechischen und slowakischen Parteien ein Programm für die kommende Prager Regierung, das auf Initiative der tschechischen und slowakischen Kommunisten und hinter ihnen des Kreml zurückging. Dieses „Kaschauer Programm“ sah eine enge Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und das Aufgehen aller vier erlaubten Parteien in einer zu bildenden „Nationalen Front“ vor. Innerhalb dieser Nationalen Front führten dann die Kommunisten. Sie konnten im Rahmen der Nationalen Front ihre früher versäumte Kadererziehung nachholen.

Außerdem konnten sie mit Hilfe der Nationalen Front ihre Wünsche durchsetzen: Verfolgung aller klaren Kommunistengegner, Bestrafung jeder Kritik an der Sowjetunion, Besetzung der führenden Stellen in den Gewerkschaften und Betriebsräten, Bildung eines „Sozialistischen Blocks“ innerhalb der Nationalen Front aus Kommunisten und den Sozialdemokraten und Volkssozialisten, Abtretung der Karpathenukraine an die Sowjetunion, Kritik der *UNRRA*-Hilfe¹, Ablehnung der Marshall-Hilfe (1947) auf Wunsch der Sowjetunion. Bei den Wahlen im Mai 1946 errangen die Kommunisten 40 Prozent aller Stimmen.

Die nichtkommunistischen Parteien verhielten sich entweder passiv, oder sie übertrafen sogar die Kommunisten an Eifer, weil sie um ihre Popularität bei den Massen fürchteten oder es nötig zu haben glaubten, die Erinnerung an ihre frühere politische Haltung zu verwischen. An der kommunistischen Lehre wurde überhaupt keine Kritik geübt, höchstens an den Methoden ihrer Verwirklichung.

Die Austreibung der Sudetendeutschen und revolutionäre Verstaatlichungsmaßnahmen schon im Jahre 1945 hatten die Wirtschaft desorganisiert. Die Entschei-

¹ United Nations Relief and Rehabilitation Agency.

derung über das zurückgebliebene Vermögen der Deutschen und über den Besitz der enteigneten tschechischen und slowakischen Oberschicht lag fast ausschließlich in den Händen der Kommunisten, und sie lenkten die Gelder an Stellen, wo sie ihnen nutzen konnten. Bis 1948 besaßen die Kommunisten den größten und am besten organisierten Parteiapparat und eine Anhängerschaft, die einerseits durch geschulte Idealisten und Fanatiker, andererseits durch skrupellose und kriminelle Elemente eine besondere Durchschlagskraft zeigte.

Der kalte Staatsstreich

Am 22. Februar 1948 reichten die nichtkommunistischen Minister ihre Demission ein. Sie wollten damit dagegen protestieren, daß die Sicherheits- und Polizeibehörden ausschließlich mit Kommunisten besetzt wurden. Der Staatspräsident Dr. Benesch aber lehnte es ab, eine neue Regierung ohne Kommunisten zu berufen.

Die Kommunistische Partei setzte alle Mittel, auch eindeutigen Zwang, ein, um die Fabrikarbeiter und die Miliz zu Demonstrationen auf die Straße zu bringen. Die neue Regierung wurde nur aus Kommunisten und klaren Kommunistenfreunden gebildet.

Nur die Studenten gingen am 25. Februar von der anderen Seite auf die Straße, in mehreren Städten stießen sie mit den Kommunisten und der kommunistisch geführten Polizei zusammen. Beim Staatspräsidenten wurden sie nicht vorgelassen. Man trieb sie auseinander, oder sie verließen sich wieder von selbst. Außerhalb der Studentenschaft gab es nur Resignation.

Die Geschäftsstellen der nichtkommunistischen Parteien wurden besetzt, und dort bekam die Polizei die säuberlich zurückgelassenen Mitgliederkarteien in die Hand. Es setzte Zeitschriften- und Zeitungsverbote. Nichtkommunisten wurden aus der Beamtschaft und von den Hochschulen entfernt. Der Flüchtlingsstrom nach Westen begann.

Die neue „Aktion der Nationalen Front“ reorganisierte die schon früher zusammengeschlossenen Parteien zu willfähigen Instrumenten und stellte Einheitslisten für die Wahlen auf. Im Juni 1948 wurden die Kandidaten der Nationalen Front mit der in parallelen Fällen üblichen, fast hundertprozentigen Mehrheit gewählt. Die kommunistische Herrschaft hatte sich mit dieser Wahl eine Scheinlegalität besorgt.

Am 7. Juni trat der Staatspräsident zurück, an seiner Stelle wurde am 14. Juni Klement Gottwald zum Staatsoberhaupt gewählt.

Das Ringen um Produktionserhöhung

Innerhalb des sowjetischen Machtbereichs sollte die hochentwickelte Wirtschaft der Tschechoslowakei besonders wichtige Leistungen erzielen. 1949 wurde sie unter einen Fünfjahresplan gestellt.

Alle Betriebe, auch die Einzelhandelsgeschäfte und die Gaststätten, wurden verstaatlicht und, branchenmäßig zusammengefaßt, zentral gegebenen Direktiven unterworfen. Caféhäuser wurden zu Werksküchen, Restaurants zu Parteiklubs, die Angehörigen der Freien Berufe wurden zu Angestellten kommunaler Kooperationsbetriebe gemacht.

Die mit dem beabsichtigten Zentralismus gegebene Unordnung verhinderte die

gewünschte Steigerung der Produktion, so daß 1950 ein Prozeß der Dezentralisation eingeleitet wurde. Die Zahl der Ministerien wurde vermehrt, die Beamten-schaft verstärkt. Die Folge war ein neuer Umstellungswirrwarr.

Inzwischen nahm die Abhängigkeit von der Sowjetunion zu. Sie lieferte der Industrie minderwertige Rohstoffe, forderte aber den Export von Qualitätswaren. Die Warenknappheit im Lande verschärfte sich. Die Löhne wurden gesenkt, die Arbeitsnormen erhöht, die Regierung griff zum Mittel der Zwangsarbeit.

Die Leichtindustrien wurden vernachlässigt oder abgebaut, die Schwerindustrie aber wurde verstärkt. Aus den böhmischen und mährischen Grenzgebieten fand eine Verlagerung der Industrie nach Ostmähren und in die Slowakei statt.

Die zahlreichen Eingriffe machten die Erfüllung des Solls unmöglich. Ministerpräsident Zapotocky selbst erklärte im Dezember 1952: „Wir leugnen nicht, daß unsere schwächste Stelle heute Mährisch-Ostau ist.“

Bald nach dem kommunistischen Machtantritt setzten verschärfte Kollektivierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft ein. Von Jahr zu Jahr wurde die Lebensmittelknappheit schlimmer, bis 1953 ein Tiefstand erreicht ist. *Rudé Právo* teilte z. B. am 28. Januar 1953 mit, daß im vorigen Jahr der Zuckerrübenanbau nur 64 % des Solls erfüllt habe. Für alle dem Regime nicht genehmen Bevölkerungsgruppen werden die Lebensmittelzuteilungen radikal gekürzt.

In 8366 Gemeinden bestehen jetzt Kolchosen. Wo sie nicht bestehen, werden die Bauern ohne Rücksicht auf ihre Erzeugungsleistung bedrängt. In der Umgebung von Reichenberg z. B. sind 2000 ha nicht bestellt. Es werden Listen der „Kulaken“ aufgestellt, die mit ihrer Liquidierung zu rechnen haben.

Wohl aber werden in den Magazinen der Armee riesige Vorräte für den Kriegsfall angehäuft.

Die Armee als Hilfstruppe der Sowjetunion

Im Jahre 1951 wurde die Armee nach sowjetischem Muster reorganisiert. Das Offizierkorps wird unablässig von alten Elementen gesäubert und durch „Arbeiter-nachwuchs“ ergänzt. Das Heer besteht im „Frieden“ aus 450 000 Mann, wobei uniformierte Soldaten auch in der unter militärischer Aufsicht arbeitenden Kriegs-industrie eingesetzt sind. Politisch „unzuverlässige“ Soldaten werden in „Technische Hilfsabteilungen“ (PTP) gesteckt, die in Bergwerken, im Baugewerbe oder in der Landwirtschaft arbeiten müssen.

Serienweise werden Düsenflugzeuge sowjetischen Musters gebaut. Die zivilen Flugplätze sind zum größten Teil von der Luftwaffe übernommen worden. Bei fast allen größeren Städten werden Flugplätze für Düsenflugzeuge angelegt. Böhmen ist Luftbasis des Ostens.

Die überzeugten tschechischen Kommunisten werden allmählich an ihrer Linie irre. Sie verlieren vollends die Richtung, wenn „Reinigungsmaßnahmen“ offensichtlich nur Sündenböcke suchen. Der inzwischen verstorbene Klement Gottwald mußte im Dezember 1952 mahnen: „Bei aller Wachsamkeit in der Auslese der Kader dürfen wir nicht dem Extrem des Argwohns aller gegen alle verfallen“.

Das tschechische Volk im Lande selbst ist wehrlos und kann nur, gemeinsam mit den Landsleuten, die über die Grenzen geflüchtet sind, warten.

Die Sikhs

Wenn ein Engländer oder Australier oder auch ein Deutscher, der im Kriege indischen Truppen gegenüber gestanden hat, den Namen der Sikhs hört, dann denkt er sofort an die hervorragenden Soldaten, die diese Bevölkerungsgruppe Indiens dem Britischen Weltreich in der Zeit seiner Ausdehnung und erfolgreichen Behauptung geschenkt hat.

Ein Orden des Ausgleichs zwischen Hindus und Moslems

Die Sikhs sind weder eine Kaste noch ein Volksstamm im landläufigen Sinne des Wortes oder auch nach dem sonst in Indien üblichen Sprachgebrauch. Sie haben Ähnlichkeit mit einer Kaste, weil sie eine klar erkennbare Gruppe sind. Sie haben Ähnlichkeit mit einem Volksstamm, weil sie in einer deutlich abgrenzbaren Heimat zu Hause sind.

Sie bilden eine eigene Religionsgemeinschaft, ohne daß sie Träger einer Sonderreligion im Sinne der großen Weltreligionen sind. Lange Zeit hindurch betrachtete die britisch-indische Regierung die Sikhs als hinduistische Sekte, bis Metcalfes zweibändiges Werk *History of the Sikhs* vor dem Ersten Weltkrieg den Erfolg hatte, daß die Sikhs ab 1911 als besondere religiöse Gruppe galten. Diese Anerkennung war politisch wichtig, weil die Minto-Morley-Reform von 1909 den verschiedenen Religionsgemeinschaften besondere Vertretungen im staatlichen Apparat zubilligte.

Im 15. Jahrhundert fanden in Indien Annäherungsversuche zwischen den beiden großen religiösen Gruppen, den Hindus und den Moslems, statt. Kabir und Malik Mohammed Jaisi auf mohammedanischer, Tuka Sahib Nanik auf der Hindu-Seite waren bemüht, Brücken zu schlagen. In diesen Bestrebungen hat die besondere Art der Sikhs ihre Herkunft. Während der Hinduismus besonderes Gewicht auf das Jenseits legte, lehrte der Islam die Bedeutung des Lebens im Diesseits. *Guru Nanik* (*Guru* ist die Bezeichnung für eine geistige und religiöse Führerpersönlichkeit) gründete mit den *Nanikpanthi* eine Sekte, deren Hauptziel die Synthese der beiden großen Religionen war. Diese Sekte erhielt später den Namen *Sikhs*.

Nanik zählte Hindus wie Moslems unter seinen Anhängern, und noch heute leben in Sindh (der Kernprovinz Westpakistans) muslimische Nanik-Jünger.

Als Nanik 1538 in hohem Alter starb, bestellte er nicht einen seiner beiden Söhne, sondern einen anderen Jünger zu seinem Nachfolger. Dessen Schwiegersohn Ramdas wurde das dritte Oberhaupt der Sikhs, und er zog durch die Reinheit seines Charakters und durch die Bedeutung seiner Gedanken die Aufmerksamkeit des Kaisers Akbar auf sich. Dieser Mogulkaiser unterstützte alle Annäherungsbemühungen zwischen den Religionen. Er schenkte Ramdas ein Gut in Amritsar mit einem großen Teich. Mitten in dem Teich ließ Ramdas den Goldenen Tempel bauen, in dem selbst die Baustile der Hindu-Tempel und der Moscheen miteinander vermischt sind.

Durch Verfolgungen zur Wehrhaftigkeit

Während die *Gurus* ihrerseits der Politik fernblieben, erregte ihr Ruhm und Reichtum Aufsehen und Neid. Der Kaiser Jahangir ließ den *Guru Arjuna* ver-

haften, weil der oppositionelle Prinz Khusro zu seinen Anhängern gehörte. Arjuna wurde enthauptet, als er die kaiserliche Autorität im religiösen Bereich nicht anerkennen wollte. Die damit entstandene Unruhe unter den *Nanikpanthis* entlud sich unter Jahangirs Enkel, dem Kaiser Aurangzeb, in einer offenen Revolte.

Aurangzeb handelte nach dem Grundsatz, daß seine Untertanen zwischen dem Islam und dem Galgen zu wählen hätten. In dieser neuen Lage wußten die *Gurus* nicht, wie sie ihr Verständigungswerk fortsetzen sollten. Als eine Deputation der Kaschmiris den *Guru Tej Bahadur* um Rat fragte, was angesichts der schweren Verfolgungen zu tun sei, antwortete er mit der alten indischen Weisheit, daß die Rettung im Opfer einer führenden Persönlichkeit liege. Der zwölfjährige Sohn des *Guru*, *Gobind*, hörte zu und rief: „Wer anders könnte diese große Persönlichkeit sein als du, mein Vater?“ *Tej Bahadur* wurde als Führer der Gemeinde verhaftet, weigerte sich, seinem Glauben abzusagen, und wurde lebend auseinandergeragt. Sein Märtyrertod verfehlte seine Wirkung nicht. Die Sikhs singen noch heute: *Sir diya, sar na diya* – „er gab das Leben, aber nicht den Glauben“. Sie standen von nun an in tödlicher Feindschaft gegen das Mogulreich.

Guru Gobind Singh, der zehnte *Guru*, hatte den Wahlspruch:

Chiriān tun bāz banāwān, (Er wird die Sperlinge in Adler verwandeln,
tab Gobind Singh nām kahlāwān. denn er heißt *Gobind Singh*.)

Er organisierte die Gemeinde straff und führte besondere Einweihungszeremonien ein. Von ihm stammt die Bezeichnung *Sikhs*, die Löwen, für seine Anhänger.

Die treuesten hießen *Khalsa*, die „Reinen“. Sie zeichneten sich durch die Übernahme von fünf besonderen Verpflichtungen, den fünf *Kas*, aus:

1. *Kes* = lange Haare – sie durften Kopfhaar und Bart nicht scheren.
2. *Kangha* = Kamm – den sie im Haar trugen.
3. *Kirpan* = Schwert – das ihre Seite nicht verließ.
4. *Kachcha* = halblanges Beinkleid unter dem Obergewand.
5. *Kara* = Eisenreifen – um den Arm oder über dem Turban zu tragen.

Bei der Aufnahme mußte jeder einen Eid auf das Heilige Buch leisten, daß er nie im Kampf weichen und stets den Armen und Bedürftigen helfen wolle. Das Heilige Buch, *Granth sahib*, war durch *Guru Ramdas*, *Arjuna* und andere aus den Sprüchen von *Nanik* und den *Upanishaden* zusammengestellt worden. *Guru Gobind Singh* änderte seinen Inhalt im kriegerischen Sinne, daher ist das „Heilige Buch des zehnten *Guru*“, *Deswan Padschah ka Granth*, voll Kampfgeist. Die Frauen erhielten Gleichberechtigung und unterzogen sich den gleichen Aufnahmezeremonien. Die Heirat wurde vereinfacht. *Guru Gobind Singh* rief einen „Rat der Fünf“, *Panch Peare*, ins Leben, dessen Beschlüsse den einzelnen so banden wie die Weisungen der *Gurus*.

Aus den *Khalsa* sind die *Akali* entstanden, die „Zeitlosen“, d. h. der Orden der Treuesten und Zuverlässigsten. Sie stellten aus ihrer Mitte die Kerntuppe der Sikhs, *Akali Dal*.

Die Reformen *Gobind Singhs* blieben nicht ohne Widerspruch. Meinungsverschiedenheiten bestanden nicht über die Notwendigkeit der Wehrbereitschaft, sondern über die religiöse Frage, ob die Sikhs sich als abgeschlossene Körperschaft weiter vom allgemeinen Hinduismus entfernen sollten als bis dahin. Eine Gruppe wollte die neue Fassung des Heiligen Buches zusätzlich neben der älteren verwenden. Die *Akali* dagegen forderten für den neuen Text wie für ein Neues Testament die höhere Geltung. Sie faßten die Sikhs als selbständige Gemeinde im Rahmen des Hinduismus auf. Eine starke Minderheit, die den Weg der *Akali* ging, trennte sich von der Mehrheit, den *Ramdasies*.

Unter der Führung *Gobind Singhs* kämpften die Sikhs zäh, geschickt und er-

bittert gegen das Mogulreich. Ihr Widerstand trug zur Erschütterung des Kaisertums bei. Auf Befehl des Kaisers wurden die beiden Söhne Gobind Singhs lebend eingemauert. Damit war die direkte Nachkommenschaft der *Gurus* erloschen, und von nun an führten die *Panch Peāre* die Gemeinde. Gobind Singh war 1708 in Nandur am Ufer des Godawari gestorben, nachdem ihm ein fanatischer Muslim den Dolch in den Rücken gestoßen hatte, als er einem Ruf des Thronprätendenten Bahadur zur Zusammenarbeit gegen den Kaiser folgte.

Verbündete und Waffenträger des Britischen Weltreichs

Guru Gobind Singh hinterließ eine in sich geschlossene Gemeinde mit militantem Geist und schlagkräftiger Organisation. Unter dem *Maharadscha Ranjit* wurde aus der Konföderation der Sikhs ein Staat. *Ranjit* wollte die Sikhs verstärken und bemühte sich um eine Bekehrung von Moslems zum Sikh-Glauben. Diese Absicht mußte er freilich angesichts des brahmanischen Einspruchs aufgeben. Dann warb er um die Unberührbaren, doch die Gemeinde war nicht bereit, sie zu vollen Rechten aufzunehmen. Die neubekehrten Unberührbaren blieben ohne die Rechte der echten Sikhs und hießen *Namdhari Sikhs*, – Sikhs nur dem Namen nach.

Maharadscha Ranjit schloß einen ewigen Freundschaftsvertrag mit den Engländern, trotzdem gab es bald Konflikte, in deren Verlauf das Gebiet der Sikhs Britisch-Indien einverleibt wurde. Doch konnte die britische Diplomatie das Vertrauen der Sikhs zurückgewinnen, so daß die Sikhtruppen beim Soldatenaufstand 1857, der heute in Indien als erster Unabhängigkeitskrieg betrachtet wird, auf der britischen Seite standen und wohl die Sache des Imperiums retteten.

Sikhs wurden auf allen Kriegsschauplätzen des Britischen Weltreichs eingesetzt, sie zeichneten sich besonders in Burma und in China aus.

Durch den britischen Waffendienst kamen Sikhs nach Kanada, wo sie eine Niederlassung gründeten und teilweise Wohlstand gewannen. Sie wollten andere Gemeindeglieder nachziehen, um ihre Kolonie zu verstärken. Die kanadischen Behörden wollten eine Landung nur gestatten, wenn die Sikhs auf einem eigenen Dampfer ankämen. Unter der Leitung von *Baba Haydat Singh* charterten die Sikhs den japanischen Dampfer *Kamagata Maru*, aber auch dieses Schiff wurde nach Indien zurückgeschickt. Enttäuscht wurden die Auswanderer in Kalkutta ausgeschifft, in *Baj Baj* kam es zu offener Meuterei, bei der übrigens zum ersten Male *Dum-Dum*-Geschosse durch die britischen Truppen verwendet wurden.

Weitere Fehlgriffe der britischen Verwaltung entfremdeten nach dem Ersten Weltkrieg die Sikhs noch stärker den Interessen der Kolonialmacht. Die britischen Behörden vermuteten, daß die Tempel der Sikhs Mittelpunkt revolutionärer Verschwörungen geworden seien, und hoben die Ausnahmestellung dieser heiligen Stätten auf. Einige Sikhs wurden sogar in ihren Tempeln umgebracht.

In Schanghai verweigerten 1928 Sikh-Soldaten die Ausführung des Feuerbefehls auf Chinesen. Mehrere Regimenter durften nicht in den Pandschab zurückkehren. Die Führer der Sikhs fanden den Weg zum Indischen Nationalkongreß. Die Aufnahme der Sikhs in die britisch-indische Armee wurde so erschwert, daß die Leitung der Gemeinde in den dreißiger Jahren den Vorsitzenden des Kongresses *Dr. Prasad* (den jetzigen Staatspräsidenten der Indischen Union) darauf aufmerksam machten, daß man anscheinend die Sikhs vom Wehrdienst ausschließen wolle.

Forderungen und Beschwerden der Sikhs

Seit der Unabhängigkeitserklärung der Indischen Union streben radikale Elemente unter den Sikhs die Errichtung eines besonderen Sikh-Staates an, in dem sie die jetzt zu Ost-Pandschab gehörenden Bezirke Amritsar, Ludhiana und Jullandhar mit dem gegenwärtigen Staate PEPSU (*Patiala and East Punjab States Union*) zusammenschließen wollen. Der Staat soll auf die einheitliche Religion seiner Bürger gegründet werden, und die Sikhs berufen sich auf das britisch-indische Gesetz von 1911, das ihnen den Status einer besonderen religiösen Gruppe zusprach. Die Bevölkerung der für den Sikh-Staat beanspruchten Gebiete ist jedoch so gemischt, daß es kaum möglich sein wird, ein besonderes Siedlungsgebiet der Sikhs abzugrenzen. Die gegenwärtige Regierung der Union will Indien zum weltlichen, überkonfessionellen Staat machen, kann daher eine Territorialorganisation auf konfessioneller Grundlage nicht zulassen.



Die Sikhs haben bei der Teilung des Pandschab im Jahre 1947 besonders schwere Verluste erlitten. Der Bezirk Lyallpur, der eine Sikh-Mehrheit besaß, ist an Pakistan gefallen, die dortigen Sikhs wurden vertrieben oder umgebracht. Viele heilige Stätten der Sikhs liegen heute auf pakistanischem Gebiet, und die Hauptstadt des alten Sikh-Reiches, Lahore, ist Sitz des pakistanischen Gouverneurs von West-Pandschab. Die Spannung zwischen den Sikhs und der Regierung der Indischen Union rührt zum Teil daher, daß die Sikhs der Zentralregierung eine zu große Nachgiebigkeit gegenüber Pakistan vorwerfen. Gerade wegen des unversöhnlichen Hasses gegen die pakistanischen Muslime wird aber die Zentralregierung kaum die Bildung eines Sikh-Staates an der Grenze zulassen¹.

Ein Flügel der Sikhs tritt für Modernisierung ein. Viele, die der Lehre durchaus treu bleiben, lassen sich die lästigen langen Haare abschneiden. Über diesen rituellen Punkt ist gegenwärtig eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den weiter langhaarigen Anhängern des *Kes*, den *Kesdhari*, und den „Leuten ohne Haupthaar“, den *Saijdhari*, im Gange.

Im Landtag von PEPSU sitzen 6 kommunistische Abgeordnete, was bei der konservativen Religiosität der Sikhs erstaunlich wirken mag. Es wird behauptet, daß die kommunistische Zelle auf die Schießerei in Baj Baj zurückgehe. Damals hätten überlebende Meuterer den Weg nach Moskau gefunden.

¹ Am 24. Februar 1953 wurde der Führer der Akali Sikhs, „Meister“ Tara Singh, in Amritsar verhaftet, weil seine Leute mit anderen „rechts“stehenden Hindugruppen für die Trennung des hinduistischen Dschammu von Kaschmir demonstriert hatten.

BERICHTE

Westdeutschland	229	Spanien	231	Türkei	232	Viet Nam	237
Ostpreußen	229	Irland	232	Ungarn	233	China	237
Finnland	230	Südwesafrika	232	Sudan	234	Korea	237
Schweden	231	Neufundland	232	Kaschmir	235	Brasilien	238

Nürnberg und Wahnheide

Am 10. Januar 1946 äußerte der amerikanische Oberstleutnant William Baldwin als Ankläger vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg, das vom Angeklagten Frank geduldet „System der Verhaftung ohne richterlichen Haftbefehl“ bilde einen besonderen Belastungspunkt.

Im Fall VII des amerikanischen Tribunals in Nürnberg hieß es im Urteil: „Die Bestimmungen des Völkerrechts müssen beachtet werden, selbst auf die Gefahr hin, eine Schlacht oder selbst einen Krieg zu verlieren. Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit können ihren Bruch nicht rechtfertigen.“

Am 18. Februar 1953 unterfertigte der Vertreter des britischen Hohen Kommissars, J. G. Ward, in seinem Amtssitz Wahnheide eine Erklärung zu den britischen Maßnahmen gegenüber dem sogenannten „Naumann-Kreis“, *„that the investigation into the activities of . . . (es folgen die Namen) . . . who are now in detention, is vital to the security of the Allied Forces and that to grant requests for interviews with their legal advisers would be prejudicial to that investigation. I have, therefore, ordered that any requests by the above-mentioned detainees for interviews with their legal advisers should be refused.“*

Die Londoner Times schrieb am 9. April 1952 in einem Leitartikel zur Verurteilung des ostafrikanischen Eingeborenführers Kenyatta: *„... Whatever the surrounding political circumstances, the ordinary forms of justice should take their course... The Government had no intention of penalizing anybody on account of his political views... The action of the Kenya Government, when it was engaged in countering what is now seen to be little short of rebellion, in giving these men a fair hearing must command general approval.“*

Ostpreußens Eisenbahnnetz heute

In den von der Sowjetunion und Polen verwalteten Gebieten Ostdeutschlands haben tiefgreifende Veränderungen des Eisenbahnnetzes stattgefunden, wie die Streckenkarte erkennen läßt, die die Bundesbahn neuer-

dings wieder in ihren Wagen aushängt. Die Karte zeigt Deutschland in den Grenzen von 1937 und unterscheidet sich hierdurch wohl-tuend von den gedankenlosen oder klei-nmütigen Kartenwerken, die dem westdeut-schen Publikum sonst im allgemeinen von Verlagen und Behörden vorgesetzt werden, auf denen „Deutschland“ an der Werra, bestenfalls an der Oder, endet.

Die sowjetisch-polnische Demarkationslinie in Ostpreußen von nördlich Braunsberg bis nördlich Goldap wird nur noch durch 2 Stre-ken gekreuzt, die nicht einmal mehr von Fernzügen befahren werden: Königsberg-El-bing und Insterburg-Korschen (Allenstein). Vor dem Kriege wurde diese „Linie“ von 13 Strecken gekreuzt, unter denen 4 von Fernzügen befahren wurden.

Im sowjetisch besetzten nördlichen Teil Ostpreußens besteht praktisch nur noch das Streckenkreuz Pillau-Königsberg-Eydtku-hnen und Tilsit-Gerdauen über Insterburg. Das ganze Samland und das Gebiet nördlich der Strecke Königsberg-Eydtkuhlen ist „eisenbahnfrei“. Königsberg ist, wie früher, mit Fernverkehrsstrecken über Tilsit-Eydtkuhlen mit dem Osten verbunden.



Der polnisch verwaltete südliche Teil Ostpreußens wird nur noch von der Fern-verkehrsstrecke Dirschau-Deutsch-Eylau-Warschau, mit einer Stichbahn von Soldau nach Allenstein, berührt. Das frühere Fern-streckenkreuz in Deutsch-Eylau mit der Strecke Posen-Thorn-Allenstein-Korschen

besteht nicht mehr, da diese Strecke früher ihren Sinn in der nun unterbrochenen Fortsetzung über Insterburg nach den baltischen Ländern hatte.

Das Streckennetz dieses Gebietes ist ebenfalls sehr viel weitmaschiger geworden, wenn es auch nicht so radikal zerstört worden ist wie im sowjetisch verwalteten Gebiet. Immerhin ist auch das wichtige frühere Fernverkehrskreuz in Korschen zerstört, da dieser Bahnhof dicht an der Demarkationslinie liegt und die Strecke von Korschen nach Königsberg unterbrochen ist. Auch Wormditt ist nicht mehr der Mittelpunkt eines Bahnsystems für eine Landschaft, sondern nur noch Endpunkt einer Stichbahn von Allenstein.

Es besteht der Eindruck, daß auch auf polnischer Seitesüdlich der sowjetisch-polnischen Demarkationslinie eine verkehrsleere Zone geschaffen worden ist. Verhältnismäßig am besten ist das Streckennetz in Masuren erhalten, was mit den Meldungen übereinstimmt, daß dort größere Teile der einheimischen Bevölkerung ansässig bleiben durften oder mußten.

Die insgesamt 11 Strecken, die früher die ostpreußisch-polnische Grenze ostwärts der Weichsel kreuzten, sind bezeichnenderweise noch alle in Betrieb. Allerdings ist trotz der großen Bedeutung, die die polnische Regierung der Verschmelzung der „wiedergewonnenen Gebiete“ mit Altpolen beimißt, keine Strecke zur Verstärkung dieser Verbindung hinzugekommen.

Die Weichselbrücke auf der Strecke Marienwerder-Schmentau scheint zerstört zu sein, da die Strecke an der Weichsel unterbrochen ist.

Ehrenfried Schütte

Die deutsche Kolonie in Finnland

Das Statistische Jahrbuch für Finnland 1950, das im Frühjahr 1952 erschien, bringt aufschlußreiche Angaben über die Muttersprache bei finnischen Staatsbürgern:

Nach der Russischen Revolution wanderten viele Deutsche aus Rußland nach Finnland ein und ließen sich naturalisieren, außerdem blieb ein Teil der deutschen Soldaten und Offiziere des finnischen Jägerbataillons, das unter General von der Goltz zusammen mit Feldmarschall Mannerheim die finnische Unabhängigkeit erkämpfte, in Finnland zurück und erwarb die finnische Staatsangehörigkeit. Die Deutschen wohnen fast ausnahmslos in den Städten, und zwar vorwiegend in Helsinki/Helsingfors und Turku/Abo.

1858 konnte in Helsingfors (Helsinki) eine deutsche evangelische Gemeinde gegründet werden und 1927 eine in Abo (Turku). Beide Gemeinden sind der lutherischen Landeskirche Finnlands angeschlossen und unterstehen dem finnland-schwedischen Bischof von Borga. Gegenwärtig zählt die Gemeinde in Helsingfors etwa 3000, die in Abo 310 Seelen. Der zahlenmäßige Verlust der deutschen Gemeinde in Helsingfors durch Internierung und Abwanderung, vor allem der Reichsdeutschen, ist durch den Zuzug der Wiborger Gemeinde ausgeglichen worden. Nur von 1944 bis 1947 war die deutsche Schule geschlossen. Heute wird sie von 173 Schülern besucht. Auf einer vierklassigen Volksschule baut sich eine höhere Schule auf, die bis zum vollgültigen deutschen Abitur führt. Deutsch ist Unterrichtssprache, als Fremdsprache werden die beiden Landessprachen Finnisch und Schwedisch gelehrt, außerdem Englisch und Französisch. Der Schule angeschlossen ist ein deutscher Kindergarten mit etwa 80 Kindern.

Von 1928–1949 ließen sich 1069 Deutsche naturalisieren. Viele Deutsche, die nach dem Zweiten Weltkrieg finnische Staatsbürger wurden, sind ehemalige Soldaten, die in Finnland finnische Frauen geheiratet haben.

Die Deutschen sind vor allem Kaufleute, Techniker und Angestellte in gehobener

	Finnisch	Schwedisch	Russisch	Deutsch	Lappisch	And. Sprach.	Gesamtzahl
1865	1 580 000	256 000	4 000	1 200	2 045		1 843 245
1880	1 756 381	294 876	4 195	1 720	2 263		2 060 782
1890	2 048 545	322 604	5 795	1 674	1 522		2 380 140
1900	2 352 990	349 733	5 939	1 925	1 336	639	2 712 562
1910	2 571 145	338 961	7 339	1 794	1 659	299	2 921 197
1920	2 754 228	340 963	4 806	2 378	1 603	1 125	3 105 103
1930	3 022 257	342 916	8 216	3 719	2 113	1 527	3 380 748
1940	3 327 534	353 985	7 210	2 861	2 345	1 682	3 695 617

Stellung, daneben gibt es auffallend viele Musiker, Bierbrauer, Gärtner und Buchhändler.

Karl-Heinz Bolay

Schwedens Fenster zum Atlantik

Schwedens Bedürfnis nach einem Atlantikhafen in Kriegs- und Absperrungsblockadezeiten wird in der Dezembernummer 1952 von *Ny Militär Tidskrift* besprochen. Göteborg zusammen mit Uddevalla und vielleicht noch mit Varberg werden nicht als ausreichend angesehen. Eine wirksame Ergänzung für den Hafen von Göteborg könnte nur durch eine Verstärkung der schwedischen Verbindungen nach Westen geschaffen werden. Ein neuer Hafen müßte nördlich des Skagerrak, also an der Westküste Norwegens, liegen. Mit Rücksicht auf die Eisenbahnverbindungen zu den schwedischen Produktionsstätten käme nur Drontheim in Frage.

Die Hafenverhältnisse in Drontheim sind allerdings nach der Auffassung der schwedischen Zeitschrift unzulänglich, und auch die Eisenbahnverbindung ist nicht, wie sie sein sollte. „Die Meraker-Bahn hat auf Grund ihres Dampfbetriebes und ihrer schwierigen Gefälleverhältnisse eine bedeutend geringere Kapazität als die schwedische Jämtlandlinie. Eine Elektrifizierung der norwegischen Strecke ist daher eine Vorbedingung dafür, daß wir uns auf den Hafen von Drontheim stützen könnten. Eine Doppelspur der Meraker-Bahn braucht allerdings nicht angelegt zu werden. Größere Ausweichmöglichkeiten auf verschiedenen Stationen dürften genügen. Zweigleisigkeit wäre dagegen erforderlich auf be-

stimmten Abschnitten der Linie Bräcke-Krylbo. Die Verkehrserfahrungen der beiden Weltkriege berechtigten zu dem Urteil, daß hier vielleicht die dringlichste Strecke für unseren Eisenbahnverkehr in Krisenzeiten liegt. Eine Verstärkung der Verkehrskapazität dieser Linie sollte eine unserer wichtigsten Bereitschaftsmaßnahmen sein.“

Richard Frankenberg

Die Forderung des spanischen Alliierten

Generalmajor T. A. Willoughby, der frühere Chef des Sicherheitsdienstes im Ostasienstab General MacArthurs, ist von einem „Informationsbesuch“ in Madrid mit der Ansicht zurückgekehrt, daß Spanien „ein verlässlicher und fähiger Verbündeter“ bei der Verteidigung Westeuropas sei.

In einem Rundfunk-Interview lehnte er jede Kritik an der „Regierungsform“ eines anderen Staates ab und bezeichnete die Zahlungsfähigkeit einer Regierung und die Erfüllung ihrer Verpflichtungen als allein maßgebend.

General Willoughby sieht im spanischen Bürgerkrieg eine Parallele zum Koreakonflikt, da beide durch die „unheilvolle Macht“ der Sowjetunion und die kommunistische Zersetzung der Staatsgewalt ausgelöst worden seien.

Der Kampf amerikanischer Bürger in den Reihen der Internationalen Brigade sei ein „trauriges Kapitel“ in der amerikanischen Geschichte. Die Vereinigten Staaten hätten inzwischen erkannt, daß die Isolierung der spanischen Regierung auf Wunsch der Sowjetunion durchgeführt worden sei.

Inzwischen erwiderte Admiral de Ozamir Lastra, der Befehlshaber des Marinestützpunktes Cadix, den Besuch des britischen Marinebefehlshabers in Gibraltar, des Admirals Micklethwaite, vom Oktober 1952. Es war der erste spanische Marinebesuch in der Felsenfestung seit dem Bürgerkrieg; seit über einem Jahrhundert lief ein spanischer Admiral mit gehißter Flagge in Gibraltar ein.

Die Madrider Zeitung *Arriba* forderte am 18. Februar, man solle Gibraltar durch einen Kranz von Industrieanlagen im Grenzstreifen umgeben, damit die heute in der Festung arbeitenden Spanier dort Arbeitsplätze fänden. Dann müßten „die stolzen Besetzer Gibaltars ihre Arbeit selbst tun, bis Gerechtigkeit waltet und die Engländer



von einem Stück Land vertrieben sind, das unwiderruflich spanisch ist.“ Ende Februar streikten 600 spanische Arbeiter, die beim Tunnelbau in Gibraltar beschäftigt sind.

Irlands Entvölkerung

Die Ergebnisse der Volkszählung in der Irischen Republik vom April 1952 zeigen eine Gesamtbevölkerung von 2 960 593 Männern und 1 453 996 Frauen. Die Bevölkerung hat in den Landbezirken abgenommen und ist in den Städten gewachsen. Von 1946–1951 betrug die jährliche Auswanderung im Durchschnitt 24 000 gegenüber 19 000 während des Zeitraumes vor 1946. Ein beträchtlicher Anstieg der weiblichen Auswanderung gegenüber der männlichen war zu beachten. Es herrscht, besonders auf dem Lande, Frauenüberschuß. Der Bevölkerungsrückgang seit 1841 betrug 3,5 Millionen.

Dublin hatte 1952 575 988, Cork 112 009, Limerick 50 820 und Waterford 28 691 Einwohner.

Tsumeb und die Walfischbucht

Südwestafrika wird von den amerikanischen Bemühungen zur Erschließung brachliegender Rohstoffquellen erfaßt. Die alten Minen der Otavi-Gesellschaft bei Tsumeb hatten im September 1940 den Betrieb eingestellt und waren abgesoffen, bis sie 1947 die amerikanisch beeinflusste *Tsumeb Corporation Ltd.* vom Treuhänder feindlichen Vermögens übernahm und 1948 wieder in Gang setzte. 1950 konnte Tsumeb 73 000 *short tons* Blei-Kupferkonzentrate exportieren.

Schon 1940 wurden Manganerzvorkommen festgestellt, und inzwischen haben sie sich als die größten Lager im südlichen Afrika erwiesen. Sie befinden sich am Otjosonduberg, seit 1949 finden planmäßige Untersuchungen statt. Der Abbau hat noch nicht eingesetzt.

Zum Ausfuhrhafen der Erze ist die Walfischbucht geworden, die nicht aus der Erbmasse der deutschen Kolonie stammt, sondern Teil der Kap-Provinz und nur der Verwaltung des Territoriums in Windhuk unterstellt ist. Sie hat die Funktionen übernommen, die bis zum Ersten Weltkrieg Swakopmund für den Norden der alten Kolonie erfüllte. Ihr Naturhafen im Schutz der Halbinsel *Pelican Point* bietet der antarktischen Walfangflotte winterliche Liege-



plätze, besitzt Kühlhäuser und Speicher und hat sich auf einen Monatsexport von 20 000 t Bleierzkonzentraten eingerichtet. Es ist kaum anzukommen, weil sich die amerikanischen Erzfrachter an den Kaje drängen.

*

Erschließung Neufundlands

Die älteste britische Kolonie, das seit 1949 als zehnte Provinz zu Kanada gehörige Neufundland, soll mit Hilfe von Kapitalien aus den USA erschlossen werden. Am 22. Februar 1953 wurde der frühere lettische Wirtschaftsminister Dr. A. Valdmans, der seit seiner Einwanderung als Flüchtling schon zum Direktor des staatlichen Amtes für Wirtschaftsförderung aufgestiegen war, zum Leiter der *Newfoundland and Labrador Corporation* (Nalco) gewählt, die sich mit der Erforschung und Erschließung der Lagerstätten, Forsten und Wasserkraftmöglichkeiten befassen soll. Im Sommer 1953 soll Nalco 500 000 Dollar allein für die Lagerstättenforschung in ihrer 57 000 qkm großen Konzession aufwenden. Andere Teile Neufundlands sollen durch das Rothschild-Syndikat erschlossen werden.

Die östliche Sappe der Atlantischen Front

Am 27. Februar 1953 unterzeichneten in Ankara die Außenminister der Türkei, Griechenlands und Jugoslawiens einen Beistandspakt, der die durch den Zweiten Weltkrieg zerschlagene Balkanentente (zu der seiner-

zeit als vierter Staat Rumänien gehörte und die sich vornehmlich gegen den bulgarischen Revisionismus richtete) erneuerte.

Der Pakt von Ankara schließt die Teilstücke vor der nach Südwesten gerichteten Front des sowjetischen Machtbereichs zwischen Preßburg und Eriwan zusammen, indem er die Widerstandsfronten von der Drau bis zum Ararat in einen gemeinsamen Plan

einordnet. Hinter den vorderen Linien, die durch die Landesgrenzen gegen Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Sowjetarmenien gebildet werden, liegen die drei großen Nachschubhäfen Triest, Saloniki und Alexandrette. Vom türkischen Hafen Alexandrette aus ist eine Heerstraße bis zu der umstrittenen Stadt Kars in der Nähe der armenischen Grenze gebaut worden.



*

Wasserkraft in Ungarn

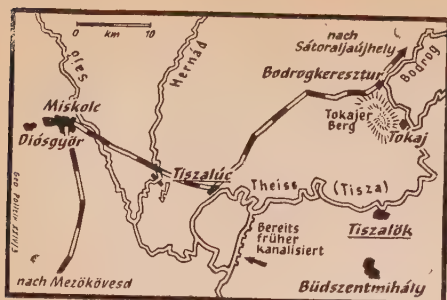
Die Vorbedingungen für eine Elektrifizierung Ungarns sind insofern nicht besonders günstig, als ausnutzbare Wasserkräfte nur in geringem Ausmaß zur Verfügung stehen. Die Schätzungen rechnen mit 130 000 bis 230 000 kW. Bei Kriegsende betrug die installierte Leistung der Wasserkraftwerke mit 8500 kW nur etwa 1 % der installierten Gesamtleistung, wenn man die große Anzahl der örtlichen Kleinstbetriebe außer acht läßt.

Die ungarische Elektrizitätserzeugung war bisher in erster Linie auf Dampfkraft basiert und wird es im wesentlichen auch in Zukunft bleiben. Im laufenden Fünfjahresplan (bis Ende 1954) soll in erster Linie minderwertige Kohle, deren Abtransport nicht lohnt, unmittelbar an den Förderstätten zur Elektrizitätserzeugung ausgenutzt werden. Ferner ist der Bau einiger mittlerer und kleinerer Wasserkraftwerke geplant.

Das größte dieser Kraftwerke soll an der Theiß erbaut werden, an jenem Tieflandsfluß, dessen Begradigung an unzähligen Stellen erhebliche Aufwendungen fordert. Das Kraftwerk von Tisza-lök, in Nordostungarn zwischen dem Tokajer Berg und Miskolc ge-

legen, soll 1953 in Betrieb genommen werden. Eine installierte Leistung von 14000 kW (vier Turbinen je 3500 kW) ist geplant, drei Staustufen je acht Meter Höhe sind vorgesehen, eine Schleuse für Kähne von 1000 bis 1200 Tonnen wird gebaut. Die obere Theiß und der Bodrog sollen auf diese Weise schiffbar gemacht werden. Ferner soll die Bewässerung von 70 000 bis 115 000 ha ermöglicht werden. Das Kraftwerk soll die landwirtschaftlichen Gebiete Nordostungarns mit Strom versorgen, ferner aber auch das alte und jetzt im Ausbau begriffene Zentrum der eischaffenden und Schwerindustrie von Diósgyör. Westlich des im Bau befindlichen Werkes liegt das Wasserkraftwerk von Tisza-lök, das während des Krieges erbaut wurde (installierte Leistung 4500 kW).

Die Bauten bei Tisza-lök sind aber vor allem als Ausgangspunkt für einen neuen Kanal zu betrachten. Diese Arbeiten wurden schon im Kriege begonnen, im neuen politischen System offiziell ab 1. 1. 1950 wieder aufgenommen. Im Herbst 1951 wurde bei Büdszentmihály ein sowjetischer Großbagger aufgestellt, der zunächst den Kanalabschnitt Büdszentmihály-Tisza-lök ausheben sollte, im



Juli 1952 begannen die Erdarbeiten an der 17 Meter breiten und 85 Meter langen Schleuse von Tiszaújlak.

Der geplante Kanal würde nach seiner Fertigstellung 92 km lang sein, über Hajdunánás – Balmazújváros – Hajduszoboszló verlaufen und bei Bakonszeg den Berettyó erreichen. Der Kanal soll in erster Linie der Bewässerung, ferner der Stromgewinnung und der Schifffahrt dienen.

An der Theiß sollen im nächsten Fünf-Jahresplan zwei weitere Kraftwerke, ebenfalls zugleich mit Stauwehren für die Flußregulierung, errichtet werden, und zwar bei Tiszaújlak (nordostwärts Törökszentmiklós, Eisenbahnstrecke Budapest – Debrecen) und bei Segedin (madjarisch Szeged).

*

K.

Der südliche Sudan

Am 12. Februar verkündeten Außenminister Eden und General Nagib gleichzeitig, daß der sechzigjährige Streit zwischen Großbritannien und Ägypten über den Sudan beendet sei. Der Sudan solle selbst über seine Zukunft entscheiden.

Im letzten Abschnitt der Verhandlungen bildeten die Südprovinzen den schwierigsten Streitpunkt. Sie sind ein Teil der Zone, in der von alters her die Auseinandersetzung zwischen den „heidnischen“ Negervölkern und den von der arabischen Kultur bestimmten hamitischen Mohammedanern stattfand, der südliche Bogen der „Brücke vom Mittelmeer nach Zentralafrika“. Ihr Land bildete für das übevölkerte Ägypten einen echten Kolonialraum. Aus der Zeit Emin Paschas erinnert sich Europa an die abenteuerlichen Zustände der Wald- und Steppengebiete in der Grenzzone zwischen Abessinien, dem anglo-ägyptischen Sudan, Kenia, Uganda, Belgisch-Kongo und Französisch-Äquatorialafrika. Die britische Kolonialverwaltung

fühlte sich verpflichtet, die Interessen dieser im Vergleich zu den mohammedanischen Nordsudanesen einfacheren Menschen wahrzunehmen. Eine kleine christianisierte Oberschicht, die mit den europäischen Beamten und den Missionaren zusammenarbeitet, wehrte sich gegen eine Beendigung der britischen Herrschaft, weil sie die Majorisierung durch den auf den ägyptischen Einfluß gestützten Nordsudan fürchtete. Englandfeinde erklärten höhnisch, es füge sich wieder einmal hervorragend, daß Großbritannien seine eigenen Interessen am Nilwasser und die Behauptung einer wichtigen strategischen Position mit Argumenten der Menschlichkeit und Nächstenliebe verteidigen könne.



In den drei Provinzen Obér-Nil, Equatoria und Bahr-el-Ghazal wohnen rund zweieinhalb Millionen Menschen. Erst 1947 wurde ihr Schicksal endgültig mit der weiteren Entwicklung des von Khartum aus regierten Gesamtsudan verbunden. 1951 wurde in allen Staats- und Missionsschulen, die weiter reichen als zu den ersten Grundschulklassen, Arabisch als Unterrichtssprache eingeführt. Es hatte dreißig Jahre gedauert, bis eine Handvoll britischer Beamter, die sogenannten „Sumpfbaren“, die Stämme des Südens zur Einstellung ihrer Fehden überredet oder gezwungen hatten. Noch sind die Möglichkeiten des Südens zum Anbau von Baumwolle, Zucker, Reis und Kaffee, zum Abbau von Eisen, Kupfer und Hartholz nicht erschlossen.

Nach dem Autonomie-Statut, über das sich Großbritannien und Ägypten geeinigt haben, erhält der Generalgouverneur das Recht, in Übereinstimmung mit einer besonderen Kommission die Interessen des Südens zu schützen. London und Kairo können nur gemeinsam seine Maßnahmen aufheben.

Gilgit und Baltistan

Außerhalb des eigentlichen Staatsgebietes von Pakistan, aber unter pakistanischer Verwaltung, schließen sich an Tschitral und an den Hasara-Distrikt der Nordwest-Grenzprovinz im Nordosten und Osten die mit „Gilgit und Baltistan“ bezeichneten Gebiete an. Nach Angaben von 1951 waren es insgesamt 67 530 qkm mit 221 700 Einwohnern:

1. *Gilgit Political Agency* 37 640 qkm und 76 500 Bewohner. Hierzu gehören *Gilgit Agency* mit dem Gebiet (mit Ort) Gupis, das Gebiet Gasin (mit Ort Darkot), das Gebiet Ischkuman (mit Ort Ischkuman), das Gebiet Hunsa (mit Ort Baltit), das Gebiet Nagir (mit Ort Nagir).
Gilgit 3 798 qkm und 22 300 Bewohner. Dazu gehört der Ort Gilgit mit dem



Gebiet Schillas (mit Ort Schillas). Der dem Hasara-Distrikt vorgelagerte Teil im Nordosten wird auch mit Dardistan bezeichnet.

Astur 4197 qkm mit 16 900 Bewohnern. Dazu gehört der Ort Astur. Das Gebiet wurde vormals mit *Gilgit Wasarat* bezeichnet.

2. Askardu 21 715 qkm mit 106 000 Bewohnern. Dazu gehören als wesentliche Orte Askardu (auch Skardu geschrieben), Parkutta, Gultari. Dies Gebiet trägt die Bezeichnung *Baltistan*.

Das Territorium wird im Nordwesten vom Hindukusch abgeschlossen, im Norden vom Pamir, im Nordosten von der Karakorum-Kette. Der Himalaja (mit dem Nanga Par-

bat) trennt Gilgit von Baltistan mit den parallelen Deosai- und Zaskar-Gebirgszügen und macht das zum größten Teil von Indien besetzte Gebiet Ladakh von Westen aus kaum zugänglich. Der Indus hat in diesem Territorium mit Zuflüssen aus Tibet seinen Ursprung.

Die Bewohner des Territoriums sind ausschließlich Moslems. Die Gilgiter, deren Gebiet vom Sanskrit-Wort *Girigirth* (von Bergen umgeben) den Namen haben soll, scheinen Abkömmlinge der alten Arier zu sein, die aus Zentralasien kamen. Rassisch völlig verschieden von ihnen sind die mehr mongolischen Bewohner Baltistans. Aber selbst in jedem der beiden Gebiete herrschen wohl infolge der großen Abgeschlossenheit und geringen Verkehrsmöglichkeit stark unterschiedliche Sitten und Gebräuche. In Gilgit ist *Shina* die *lingua franca*. *Balti* wird in Askardu gesprochen, *Khwar* in Astur, *Bruschaski* (auch *Burushki* geschrieben) in Hunsa und Nagir. Die mohammedanische Aristokratie, d. h. die sehr kleine Schicht der Häuptlinge, spricht Persisch.

Skythen und Eucher sollen die ursprünglichen Siedler gewesen sein; ihre Abkömmlinge sind die Shins und Jaschkuns. Im Jahre 742 eroberten die Chinesen das Territorium. Gegenüber den kriegerischen Mohammedanern zogen sich die Chinesen etwa 200 Jahre später zurück und hinterließen zahlreiche Kleinstaaten, die bis zum Erscheinen der Briten existierten. 1817 eroberten die Sikhs aus dem Kaschmirtal alle Gebiete Gilgits. 1846/47 im Anschluß an den Vertrag von Amritsar übernahm die bis Mitte 1952 herrschende Dogra-Dynastie Kaschmirs mit britischer Hilfe die Verwaltung der Gilgit-Gebiete. Nach 1875 errichteten die Briten unter Übernahme der Gebiete von der Dogra-Dynastie die *Gilgit Political Agency*; die heute mehr als 100 Jahre alten Herrscherfamilien in Hunsa und Nagir erhielten weitgehende innere Unabhängigkeit und üben seither unumschränkte Macht aus. Als die Forderung der Briten auf Errichtung eines Militärstützpunktes nahe der russischen Grenze negativ beantwortet wurde, besetzte eine britische Militärexpedition, zu der auch Sikh-Truppen gehörten, im Dezember 1891, unter Führung des Obersten Durand, das Nilt-Fort im Hunsa-Gebiet; der Mir von Hunsa, Mir Gazan Khan, floh nach Sinkiang, wo er in Kaschgar Asyl erhielt.

Angeichts der Entwicklung in der Sowjetunion nahmen die Briten 1935 die *Gilgit Agency* und *Gilgit-Wazarat* auf 50 Jahre in Pacht, hielten beide Gebiete mit den *Gilgit Scouts* (Stabsquartier in Ort Gilgit) militärisch besetzt und überließen lediglich die Zivilverwaltung von Astur und Askardu dem Maharadscha in Srinagar/Kaschmir. Bei ihrem Abzug im August 1947 ernannte der Maharadscha seinen Onkel, Brigadier Sangara Singh, zu seinem Repräsentanten mit Sitz in Gilgit. Ihm standen 400 *Gilgit Scouts* und 2000 Dogra-Soldaten zur Verfügung. Als der Hindu-Maharadscha den Anschluß Kaschmirs an die Indische Union bekannt gab, brachen unter den Bundschi (35 Meilen südöstlich des Ortes Gilgit) stationierten mohammedanischen Truppen Unruhen aus, die alsbald auf alle Teile des Territoriums übergriffen. Im Ort Gilgit wurde die pakistanische Flagge gehißt, die Regierung in Karachi von einer provisorischen Regierung unter Beteiligung aller Führer des Gebiets um Übernahme der Oberhoheit gebeten, Brigadier Singh Ende Oktober 1947 von den *Gilgit Scouts* verhaftet, und seine Soldaten wurden über den Burzil-Paß zurückgeworfen. Gilgit und Baltistan und ein Teil der Provinz Ladakh (Kargil, Leh-thesil u. a.) kamen unter pakistanische Kontrolle. Die „*Cease-Fire-Line*“ vom 1. 1. 1949 bildet die gegenwärtige Südgrenze zu dem von der Indischen Union kontrollierten Gebiet.

Pakistan hat sich seit Übernahme der Kontrolle besonders um die Gebiete Gilgits gekümmert. Gilgit hat mehrfach Besuche pakistanischer Politiker gesehen; zuletzt war Generalgouverneur Ghulam Mohammed vom 16.–20. 9. 1952 in Gilgit, wo ihm vom *Political Resident* Fazal Ahmed Karim Fazli und dem *Political Agent* Syed Faridullah Shah die *Mirs* von Hunsu und von Nagir sowie die Führer von Punial, Jasin und Ischkuman vorgestellt wurden.

Die jährlichen Einnahmen Gilgits stiegen von 0,03 Mill. Rupien 1947/48 auf Rs. 0,52 Mill. 1951/52, die jährlichen Ausgaben unter Zuschüssen aus Karachi von Rs. 0,58 Mill. auf Rs. 9,26 Mill. Der Ort Gilgit mit charakteristisch langer Hängebrücke über den gleichnamigen Fluß war früher ein lebhafter Handelsplatz, aber der Verkehr nach Sinkiang und Zentralasien ist schon vor 1947 zum Erliegen gekommen. Gilgit und Baltistan müssen durch Zufuhren von Getreide

und Konsumgütern versorgt werden; das Fehlen einer Allwetterstraße machte die Einrichtung einer Luftverbindung notwendig, und in den zwölf Monaten seit April 1951 wurden in zweistündigen Flügen Peshawar-Gilgit 2875 Personen und 3,8 Mill. *Ibs* Fracht befördert. Die Zahl der Einzelhandelsgeschäfte wurde von 1947 bis 1951 von 12 auf 250 erhöht. Seit 1947 wurden etwa 400 km *Jeep*-Straßen gebaut, und Rs. 0,5 Mill. sind 1952/53 für weitere Straßen- und Brückenbauten angesetzt. Post- und Telefonverbindungen wurden geschaffen. Bis Mitte 1952 waren insgesamt zehn Bewässerungsvorhaben genehmigt, darunter eine Kanalverbindung vom Satpura-See nach Askardu sowie das Konodas-Mehrzweckvorhaben (Rs. 0,7 Mill.) mit Installierung einer 600 Kw-Turbine; das Getreidedefizit von jährlich 10 000 *Maunds* (1 *M* = 82,28 *Ibs*) soll dadurch in einen Überschuß von 25 000 *Maunds* verwandelt werden. Ausbeutung des Waldreichtums (u. a. in Astur), Verwertung von *Artemisia* und geologische Forschungen sind weitere Projekte.

Die Verbesserung der Verkehrsverbindungen in diesen Gebieten war wohl der wirkliche Anlaß dazu, daß die UdSSR im Frühjahr 1952 zum ersten Male eine Stellung im Kaschmirkonflikt bezog und den Vorwurf des unberechtigten Flugbasenbaues an die Adresse der USA richtete.

Die beiden alten historischen Karawanenstraßen von Gilgit über Nagir, Khaibar, Khunjerab-Pass nach Powalo Shweikowski (UdSSR) über den Pamir und von Leh (Indus) in Ladakh über den Mintika-Paß nach Kaschgar (Sinkiang/China) erscheinen für den Transport schwerer militärischer Ausrüstungen unbrauchbar, umso mehr, als Höhen von über 7500 m zu überwinden sind, ganz abgesehen vom Zustand der Wege. Die Kaschgar-Straße ist die wichtigere von beiden; sie wurde auch im indisch-chinesischen Vertrag von 1870 als offizielle Handelsstraße anerkannt, ihre Schwierigkeiten erscheinen aber erst im richtigen Licht, wenn man berücksichtigt, daß für einen Ritt von Jarkand / Sinkiang bis Srinagar / Kaschmir etwa 30 Tage benötigt werden. Von Ladakh und Baltistan führen dagegen eine Reihe von Straßen nach Tibet, und die Route Leh-Lhasa über Chungtheng ist darunter die wichtigste.

Ernst Messerschmidt

Tschiang gegen Mao



Konsolidiert sich Viet Nam?

Am 25. Januar 1953 wurden bei 800 000 Wahlberechtigten in 2000 „befriedeten“ Ortschaften Viet Nams Gemeindevertretungen gewählt (Viet Nam hat insgesamt 22 Millionen Einwohner und etwa 20 000 Ortschaften, man rechnet, daß 60 % in der Hand der Kommunisten sind). Die Wahlen leiteten eine Entwicklung ein, durch die Frankreich den nichtkommunistischen Nationalisten in Indochina endlich echte Selbständigkeit gewähren zu wollen scheint.

Am 24. Februar vereinbarten die führenden vietnamesischen und französischen Persönlichkeiten, darunter Kaiser Bao Dai und der Indochina-Minister Letourneau, auf einer Konferenz in Dalat die Aufstellung von 55 selbständig operierenden Viet Nam-Bataillonen mit insgesamt 40 000 Mann im Laufe des Jahres. Darüber hinaus sollen die sieben Divisionen vietnamesischer Linientruppen auf 200 000 Mann verstärkt, mit amerikanischem Material ausgerüstet und mit amerikanischen Instruktoren versehen werden. Marschall Juin leitete auf seinen zweimaligen Besuchen persönlich den Übergang größerer militärischer Verantwortung an die einheimischen Truppen ein. Der Vorgang wird als Teilstück der neuen amerikanischen Politik betrachtet, die hier wie in Korea asiatische Kräfte zum Kampf gegen den Kommunismus Asiens mobil machen und dadurch europäische und amerikanische Soldaten sparen will.

Das Ende Februar veröffentlichte Jahresprogramm der indochinesischen Kommunisten (*Viet Nam Lao Dong*) stellt der zahlenmäßig schwachen Partei, die nur eines der Elemente der nationalrevolutionären Be-

wegung Ho Tschu Minhs bildet, die Aufgabe, sich stärker der bäuerlichen Interessen anzunehmen. Sachkenner meinen, das Dokument zeige einen ähnlichen Ton wie die Verlautbarungen der chinesischen Kommunisten aus ihrem Rückzugsgebiet Yenan etwa im Jahre 1939.

Weder für die Franzosen und Amerikaner noch für die Chinesen hat sich bisher geklärt, mit welchem Viet Nam sie wirklich zu rechnen haben werden.

Die Große Allianz in Korea

Der abberufene Befehlshaber der Achten US-Armee, General Van Fleet, äußerte, daß die von den Vereinten Nationen für den Kampf in Korea gestellten Truppenverbände nur einen geringen Teil der gesamten Streitkräfte ausmachen.

Während die USA sieben Divisionen nach Korea entsandt haben, hätten die fünfzig anderen Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen, die Mitunterzeichner der Entschließungsurkunde zum Widerstand gegen den Angriff waren, zusammen höchstens drei Divisionen aufgebracht, die teilweise durch fehlende Ausbildung oder Ausrüstung nicht einmal voll einsatzfähig seien. Drei Fünftel der Frontlinie seien jetzt mit südkoreanischen Truppen besetzt.

Herkunftsland	Brigad. Kampf- gruppen usw.	Batail- lone	Kriegs- schiffe	Ver- luste ¹ bis Dezemb. 1952
Großbritannien	2	—	11	1,600
Kanada	1	—	3	300
Türkei	1	—	—	900
Philippinen	1	—	—	130
Thailand	1	—	1	100
Australien	—	2	4	250
Griechenland	—	1	—	150
Belgien	—	1	—	50
Kolumbien	—	1	1	50
Äthiopien	—	1	—	50
Frankreich	—	1	—	170
Niederlande	—	1	1	100
Neuseland	—	1	2	50

¹ Tot, vermißt oder gefangen

Die Sorgen des brasilianischen Finanzministers

Brasilien ist mit Kanada und Venezuela einer der Großverdiener aus zwei Weltkriegen. Der erste gab dem industriell noch fast unerschlossenen Land eine gewisse Potenz, denn die europäischen Lieferungen fielen völlig aus. Unterstützt von weitherzigen „*estrangeiros*“, die Herstellungsverfahren und Patente aus ihren Heimatländern zur Verfügung stellten (oft auch, wenn sie dort geschützt waren), fanden sich brasilianische Geldgeber, um diese erste große Konjunktur für den Aufbau einer nationalen Industrie zu nutzen. Das südliche „*laissez faire*“ verhinderte allerdings die Durchführung jener Großprojekte, die schon damals bei der „*Itabira Iron Ore*“, der „*Sao Paulo Light & Power Company*“ und bei verschiedenen anderen Konzernen vorlagen. Der große Plan, schon damals eine umfassende nationale Stahlindustrie zu schaffen, scheiterte an der Höhe des benötigten Investitionskapitals, an der Indolenz gewisser Ämterstellen und nicht zuletzt an der Krankheit, die mit der Zeit auch den aktivsten Europäer oder Yankee ergreift, klima- und milieubedingt – jenes „*amanha ou depois ...*“ („morgen oder übermorgen“), das den Abschluß jeder Verabredung bildet.

Viel augenfälliger noch als in den Jahren nach 1918 änderte sich die wirtschaftliche Struktur mit dem Zweiten Weltkrieg. An die Stelle der beträchtlichen Auslandsverschuldung Brasiliens waren Guthaben getreten. Allein die Lieferungen an die USA brachten Einnahmen von 800 Millionen Dollar. Die riesigen Kriegsgewinne flossen allerdings nur zum Teil in wertschaffende Anlagen. Der Import ausgesprochener Luxusgüter, an erster Stelle teurer Wagen, Kühlschränke, Klima-Anlagen und Modeartikel aller Art, war vordringlich, und das Devisenkonto für französische Parfümerien wurde nur noch durch die Einfuhr schottischen Whiskys überboten. Bei der *jeunesse dorée* in Rio oder S. Paulo war es zum Sport geworden, sich bei der Anschaffung neuester Modelle amerikanischer Luxuswagen den Rang abzulaufen.

Es dauerte denn auch nicht allzulange, bis die beträchtlichen Devisenguthaben aufgebraucht waren. In kurzer Zeit war Brasilien vom Dollargläubiger wieder zum Dollarschuldner geworden, mit Verpflichtungen,

die sich allein den USA gegenüber auf über 250 Millionen Dollar beliefen. Mit einer scharfen Einfuhrkontrolle hoffte die Regierung, die Lage zu meistern. Da kam der Korea-Krieg und mit ihm die Erwägung, daß sich aus ihm der Dritte Weltkrieg entwickeln könne. Man lockerte die Einfuhrbestimmungen, um die Hortung wichtiger Importgüter zu ermöglichen. Das Ergebnis war ein weiteres Ansteigen der Auslandsverschuldung. Der Wunsch nach größeren Dollaranleihen wurde laut, und bittere Pressekommentare wiesen darauf hin, daß die ehemaligen Feindmächte der westlichen Alliierten, Italien und Deutschland, im Rahmen des Marshall-Planes jede Dollarhilfe erhielten, während das verbündete Brasilien, das nicht nur wichtigstes Kriegsmaterial (Mangan, Gummi, Quarzkristalle), sondern auch ein Truppenkontingent gestellt hatte, leer ausging. Ihren Höhepunkt erreichte die publizistisch genährte Mißstimmung, als ausgerechnet Argentinien, das sich weder in den USA noch in Brasilien ausgesprochener Sympathien erfreut, mit einer Dollaranleihe bedacht wurde und als nach dem Verkauf zweier Kreuzer der US Navy an Brasilien zwei Kreuzer der gleichen Klasse zur Aufrechterhaltung des „maritimen Gleichgewichts“ an Argentinien gegeben wurden.

Auch im diplomatischen Verkehr wurde die zunehmende Abkühlung spürbar, und erst Ende 1951 entschloß man sich in Washington zu einer Note, die in unverbindlichen Formulierungen Kredithilfe im Rahmen des Punkt 4-Programms in Aussicht stellte. Gerüchtweise verlautete dazu, es werde sich um einen Betrag von etwa 500 Millionen Dollar handeln, dessen Bereitstellung sich über fünf Jahre erstrecken sollte. Die hochgespannten Erwartungen auf brasilianischer Seite wurden allerdings etwas gedämpft, als sich bei näherem Verhandeln herausstellte, daß der Kredit nur die Form einer rückzahlbaren Anleihe haben könne und außerdem von der Weltbank und von der Export-Import-Bank genehmigt werden müsse. Eine gemischte US-brasilianische Kommission für wirtschaftliche Entwicklung wurde beauftragt, die wichtigsten Bedürfnisse zu prüfen und den beiden Banken entsprechende Empfehlungen zu geben.

Die brasilianische Öffentlichkeit war enttäuscht, denn sie hielt nicht viel von Kom-

missionen, wie sie schon zu Dutzenden das Land bereist hatten, ohne daß irgendein Nutzeffekt spürbar geworden wäre. Man erwartete einen *Boom*, einen neuen Dollarstrom mit allen Annehmlichkeiten freien Einkaufs, und statt dessen wurde eine neue Kommission angekündigt.

Finanzminister Horacio Lafer, früher langjähriger Abgeordneter des fortschrittlichen Staates S. Paulo im brasilianischen Bundesparlament, ließ allerdings die öffentliche Meinung unberücksichtigt, als er die bedeutendsten Fachleute des Landes zusammenrief und sie unter Führung von Dr. Ary Torres als Mitarbeiter der Kommission verpflichtete, die auf amerikanischer Seite von dem ehemaligen Rhodesstipendiaten J. Burke Knapp geführt wird, Bankfachleute, Eisenbahn- und Schiffahrtssachverständige und landwirtschaftliche Experten prüften die von früher vorliegenden Berichte und verschafften sich durch ausgedehnte Reisen eigene Eindrücke. Auf sozialem Gebiet soll Gesundheits- und Ernährungszustand des Bevölkerungsdurchschnitts und der Bildungsstand (noch gibt es einen beträchtlichen Hundertsatz von Analphabeten) gebessert werden. Wirtschaftlich fällt vor allem der katastrophale Zustand der Verkehrswege ins Gewicht, ferner die mangelnde Ausnutzung der reichlich vorhandenen Wasserkraft. Kohle und Öl, lebenswichtige Faktoren jeder Industrie, sind zwar nach den Berichten vieler Sachverständiger in mehreren Vorkommen vorhanden, werden aber bisher noch nicht in nennenswertem Maße abgebaut. Gerade in der bedeutungsvollen Ölfrage sieht sich die Kommission vor größten Schwierigkeiten, denn der empfindliche Brasilianer lehnt in diesem besonderen Fall jede amerikanische Hilfestellung als unliebsame Einmischung ab, in der Erwägung, daß eine Überfremdung der erst noch zu schaffenden Ölindustrie mit ausländischem Kapital eintreten werde, die sein Nationalstolz nicht zuläßt.

In ihren Untersuchungen zum Verkehrsproblem kam die Kommission zu niederschmetternden Ergebnissen. Die wenigen Bahnlinien des Landes, die vorwiegend in der Zeit von 1880–1900 mit englischem Kapital gebaut wurden, sind im rollenden Material und im Unterbau vollkommen überaltert (schon vor 20 Jahren warnte der Landeskenner jeden Neuling, etwa während der

Regenzeit die Eisenbahn zu benutzen) und entsprechen den gestellten Anforderungen nur zu einem winzigen Bruchteil. Die privaten Bahngesellschaften, Instrumente in der Hand politischer Interessengruppen, sind in einer Weise verschuldet und korrumpiert, daß es ausgeschlossen sein mußte, in irgendeiner Form Anleihen für sie zu erhalten. Horacio Lafer, der vor seiner Ernennung zum Finanzminister lange Jahre den Finanzausschuß des Parlaments geleitet hatte, übernahm die undankbare Aufgabe, hier grundlegenden Wandel zu schaffen. Er brachte einen Gesetzentwurf ein, nach dem die Verwaltung aller Bahnen von einer Holding-Gesellschaft übernommen und von allen politischen Cliqueneinflüssen gesäubert werden sollte. Dieses Gesetz fand nach erbitterten Auseinandersetzungen die Zustimmung des Parlaments.

Kurz darauf kam die gemischte Kommission zu dem Entschluß, die Gewährung einer Anleihe von 500 Millionen Dollar zu befürworten, unter der Voraussetzung, daß Brasilien selber einen Betrag in gleicher Höhe aufbringen würde. Die Anleihe sollte reinen Investitionszwecken, dem Ankauf von Maschinen und Industrieanlagen im Ausland, vorbehalten bleiben, während der im Inland aufgebrauchte Betrag für Löhne, soziale Verbesserungen und zum Ankauf des im Inland erzeugten Materials dienen sollte. Staatliche Inlandsanleihen sind aber in Brasilien ebenso unbeliebt wie neue Steuern. Der Finanzminister mußte also einen anderen Ausweg finden, wenn er nicht die Notenpresse in Bewegung setzen und damit die schon vorhandene Inflationsgefahr erhöhen wollte. Der im ‚Lafer-Plan‘ gefundene Ausweg ist ein Mittelding zwischen Steuer und Anleihe. Jeder Staatsbürger und jedes Unternehmen, dessen Einkommensteuer den Betrag von 500 Dollar jährlich übersteigt, zahlt einen 15prozentigen Aufschlag. Das dafür ausgegebene Papier kann in fünf Jahren gegen Staatspapiere eingetauscht werden, die bei 5 Prozent Verzinsung eine Laufzeit von 20 Jahren haben. Um das in der Öffentlichkeit vorhandene Mißtrauen zu beseitigen, enthält der Plan die Einschränkungsklausel, daß die Durchführung von der tatsächlichen Gewährung der Auslandsanleihe bis zum 1. Juli 1952 abhängt. Im anderen Fall würden die bis dahin erhobenen neuen Abgaben zurückerstattet werden.

Neben diesen beachtlichen Erfolgen hat Lafer es geschafft, auch den völlig aus den Fugen geratenen Etat wieder auf eine gesunde Basis zu stellen. Zum wenigsten sind die Anfänge gemacht, z. T. gegen den heftigen Widerstand der öffentlichen Meinung, vor allem der großen Zeitungskonzerne, die stärkstens in politischer Cliquenabhängigkeit stehen. Eine Zeitlang gab es in den großen Blättern Rios das feststehende Zitat „Finanzminister Lafer, der sicherem Vernehmen nach in Kürze seines Postens enthoben wird...“, wenn irgendwo von finanziellen Dingen die Rede war.

In Rundfunkreden, Zeitungsartikeln und auf großen Kundgebungen verteidigte Lafer sein Sanierungsprogramm. Ob es ihm gelingen wird, die Riesenaufgabe, die er sich gestellt hat, zu meistern, kann erst die Zukunft lehren. Daß von seinem Erfolg auch die nächste wirtschaftliche Zukunft des Landes abhängt, weiß jeder einsichtsvolle Brasilianer, selbst der politische Gegner. Das wissen vor allem auch die Grundstücksspekulanten (zur Zeit läuft der Grundstück-*Boom*, der es geschafft hat, den Quadratmeter Baugrund in der Innenstadt von Rio und S. Paulo höher zu treiben als den in der New Yorker *Wall Street*), aber sie tun alles, was sie können, um die Sumpfbülte ihres Geschäftes zu erhalten.

Einen schweren Schlag für die Arbeit Lafers bedeutete Anfang 1952 eine plötzliche Verfügung des Präsidenten Vargas, nach der alle ausländischen Kapitalgewinne einer strengen Kontrolle unterworfen werden sollen. Der Transfer von Gewinnen ausländischer Firmen bis 8 Prozent und Kapitalabzug bis 20 Prozent jährlich war nur noch für Kapital möglich, das nach 1945 ins Land gekommen war. Die Verkündung des neuen Gesetzes, das Vargas auf Initiative des Präsidenten des *Banco do Brasil*, Ricardo Jafet, erlassen hatte (die brasilianische Staatsbank untersteht nicht der Weisungsbefugnis des Finanzministers), stellte die Arbeit der gemischten Kommission ebenso in Frage wie den wiederum recht lebhaften Handelsaustausch mit den USA, denn in erster Linie wurde das amerikanische Geschäft in Brasilien betroffen.

Lafer brauchte sechs Monate, um einen Ausweg aus dieser Krise zu finden. Die Lösung, die er anstrebte, mußte dem Präsi-

den die Möglichkeit geben, das Gesicht zu wahren. Er fand sie durch ein Gesetz über die Einführung freier Marktwirtschaft, durch das die Relation Cruzeiro-Dollar sich ohne regierungsseitige Maßnahmen auspendeln sollte.

Der Ausweg, den Lafer gefunden hatte, machte in letzter Minute die Durchführung seines Planes möglich. Bis zum 1. Juli erhielt Brasilien durch die Export-Import-Bank als erste Rate der vorgesehenen Anleihe den Betrag von rund 100 Millionen Dollar, bestimmt für den Ausbau der Zentralbahn und der Linie Santos-Jundiahy sowie für die Anlage zweier Wasserkraftwerke.

Die gemischte Kommission ging mit neuen Impulsen an die Arbeit. In ihrem Auftrag nahm eine Gruppe amerikanischer Atomfachleute eingehende Untersuchungen der beträchtlichen Uranvorkommen im Staate Minas Garaes vor, wo der erste brasilianische Atom-Meiler gebaut werden soll.

Außenminister Acheson fand bei seinem kurzen Besuch im Juli 1952 eine verhältnismäßig entspannte Atomsphäre vor, die seinem Auftreten vor dem brasilianischen Bundeparlament zugutekam. Geschickt vertrat er in seiner Rede die Grundsätze amerikanischer Außenpolitik: absolute Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten (dies an die Adresse der Nationalisten), und die Anerkennung der kollektiven Verantwortung aller amerikanischen Völker. Diese beiden Leitsätze würden die Grundpfeiler amerikanischer Außenpolitik bleiben.

Der kurze Staatsbesuch darf als Beginn einer neuen Ära wirksamer Zusammenarbeit angesehen werden, die Brasilien den erhofften Kapitalzustrom und damit neuen wirtschaftlichen Auftrieb bringen wird. Ist es auch das Ziel der Aufbau-Kommission, vorerst die bereits besiedelten Küstengebiete verkehrsmäßig und industriell voll zu erschließen, so steht zu erwarten, daß das gewaltige tropische und subtropische Hinterland zwischen dem Atlantikstreifen und den Anden mit einer Fläche von fast vier Millionen qkm nicht nur zum Nutzen Brasiliens, sondern der ganzen Menschheit erschlossen wird. Es wird der Initiative deutscher Kaufleute und Ingenieure vorbehalten bleiben, an dieser Entwicklung teilzunehmen, soweit die Möglichkeiten dazu gegeben sind.

Helmut Bruehl

SCHRIFTTUM

IST ASIEN DIE „DRITTE MACHT“?

Was ist Asien, und gibt es ein asiatisches Problem? Diese Fragen werfen die Engländer W. Gordon East und O. H. K. Spate auf, nachdem von mehreren Mitarbeitern und von ihnen selbst die veränderte Landkarte in Südwestasien, Indien, Südostasien, Ostasien, Sowjetasien und Hochasien nach geographischen und historisch-soziologischen Gesichtspunkten betrachtet wurde. „Aus jedem Kapitel“, so stellen sie fest, „spricht die Einsicht, daß die Länder untereinander so verschieden sind, daß sich kaum ein gemeinsam asiatischer Nenner finden läßt; nur Ähnlichkeiten zweiten Grades lassen sich erkennen.“

„Asiatische“ Religiosität?

Schon allein physisch-geographisch muß man von der *Dreiheit* Nordasien – Hochasien – Monsunisien sprechen. Ist aber, wenn man unter dem „asiatischen Asien“ (*Asiatic Asia*) lediglich Monsunisien verstehen sollte, wenigstens in ihm eine Einheit zu sehen? Nicht einmal, wie man glauben möchte, vom Religiösen her. Der Hinayana-Buddhismus ist nur noch in Burma, Siam und Ceylon lebendig; der Konfuzianismus, so weit er auch ausstrahlte, ist chinesisch geblieben; der Islam hat im Monsunbereich Gegensätze aufgerissen; das Christentum hat sich, bei all seinen Verdiensten, als zu schwach erwiesen; der Shintoismus ist eine rein japanische Angelegenheit.

So sehr man diesen Feststellungen zustimmen kann, so nachdrücklich muß man anmerken, daß East und Spate schon hier, wie auch später, die Striche ihrer Konzeption zuliebe etwas zu grob ziehen. Japan kann man nicht einfach als shintoistisches Land bezeichnen; wenn der Buddhismus in Asien überhaupt lebendig ist, dann doch hier! Und sind nicht die religiösen Fragen, unabhängig von der Verschiedenheit des Glaubens, in allen Ländern von erstrangiger Bedeutung, und haben wir nicht gerade auf Grund des Gemeinsamen in der Lebensführung, im Zeitbegriff, im ganzen Verhältnis zur belebten und unbelebten Natur den Begriff des Asiatischen geprägt?

Die politische Einheit fehlt

Die Verfasser führen weiter aus, daß es auch politisch an Voraussetzungen zur Bildung eines asiatischen Asien fehlt. Die Türkei und Saudi-Arabien ausgenommen, haben alle Länder Monsunasiens mit sich selbst zu tun; sie haben rassische, sprachliche, religiöse und soziale Gegensätze in ihrem eigenen Land zu überbrücken, wobei Sprache, Glaube und soziale Stellung häufig zusammenfallen und die Spannungen nur noch erhöhen.

Es wird dann gefragt, ob es eine asiatische Einheit auf wirtschaftlicher Basis geben könne. Auch dies wird verneint. Die Hilfsquellen für die Grundindustrien, die zu entwickeln wären, sind entweder mengenmäßig nicht ausreichend, oder aber sie liegen zu ungünstig zu den Menschenreserven. Das allein nimmt auch die Möglichkeit, so meinen die Verfasser, sich unter der Parole eines bloßen Anti-Imperialismus zu einen; denn sehr bald würde dieses Asien erkennen müssen, daß es auf Europa und die USA angewiesen ist. Im übrigen würde nach Ansicht der Verfasser auch die Sowjetisierung nichts anderes als die Vervollendung der Europäisierung bedeuten; denn sie würde nicht nur das asiatische Sozialgefüge, sondern auch die Religionen zerstören, die von den Europäern immerhin geachtet wurden.

Der asiatische Gedanke setzt aber weiterhin eine Führerschaft voraus. Drei Kandidaten bieten sich an: Japan, China und Indien. Es wird gezeigt, daß keines der drei Länder heute in der Lage ist, sich solcher Aufgabe zu unterziehen – ganz abgesehen von den jeweils besonderen Widerständen, die ihnen von den übrigen asiatischen Völkern entgegengestellt würden.

Gemeinsam ist die bäuerliche Armut

Was also ist das wirklich Vereinende in Monsunisien? „*There remains, however, one common denominator in Asiatic Asia, the most pervasive, the most standard of all: poverty, especially agrarian poverty.*“

Von dieser bäuerlichen Armut als dem Zentralproblem Asiens, insbesondere auch Südasiens, spricht mit gleicher Sorge der Amerikaner Erich H. Jacoby. Er legt dar, wie das Nationalbewußtsein der Asiaten geweckt wurde durch die Unterminierung der einheimischen Agrarstrukturen, wie der Europäer sich vielfach der eingeborenen *Landlords*, aber auch der Inder und Chinesen bediente und damit nicht nur europäisch-asiatische Gegensätze schuf, sondern auch die Asiaten untereinander verfeindete. Die nationalen Bewegungen haben heute in den einzelnen Ländern verschiedene Grundlagen, immer aber finden sie ihre stärkste Stütze in den Massen der Bauern, die aus ihrer, wie sie meinen, vor allem durch Europa verschuldeten Armut herauszukommen hoffen. Daß eine nationale Befreiung ohne die Lösung der Bauernfrage für sinnlos gehalten wird, das zeigen am deutlichsten die sich im Besitz ihrer nationalen Souveränität wissenden Philippinen und Siam. Es ist daher schwer zu sagen, ob die asiatischen Erhebungen mehr als eine bloße soziale Revolution sind und eine gesamtasiatische Ära einleiten oder ob sie ihren geschichtlichen Sinn in dem Augenblick erfüllt haben werden, da sich die Bauern befriedigt fühlen. Vorläufig sind die Ziele vor allem negativ: Weg mit dem Kolonialismus, weg mit dem Kapitalismus, weg mit den *Landlords*, weg mit allem, was die heutige Situation heraufbeschwor!

Die weit schwierigere Frage bleibt aber der Zukunft überlassen, was nach der Beseitigung all dessen kommt. Es kann hierfür sowohl für East, Spate, Jacoby als auch für den Rezensenten nur die drei Möglichkeiten geben, vor die sich jeder gestellt sieht, der das asiatische Geschehen betrachtet: Rückkehr zum Westen (lies: USA), Verbindung mit dem Sowjetismus oder Geburt eines asiatischen Asien aus den heute noch heterogenen Zielsetzungen der einzelnen Länder. Darzulegen, daß die dritte Möglichkeit ferner liegt, als man gemeinhin annehmen möchte, war das Anliegen der drei hier genannten Autoren.

Es ist keine Frage, daß die heutige Situation durch Jahrhunderte hindurch vorbereitet, daß sie aber ausgelöst wurde durch den Zweiten Weltkrieg. Die Rolle, die dabei Japan spielte und die Japan für die Zukunft Asiens zu spielen vermag, unter-

sucht im einzelnen Jerome B. Cohen. Seiner Außenbesitzungen verlustig, die 47 Prozent des Gebietsstandes von 1945 ausmachen, ohne ausreichende Rohstoffbasis im heutigen Reichsgebiet, aber mit einem Bevölkerungsdruck ohnegleichen belastet, kann Japan eine wirkliche Verbesserung der noch nie so prekär gewesenen Situation nur durch eine fernöstliche Integration herbeiführen. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß die Vereinigung Asiens mit einem regionalen, ostasiatischen Zusammenschluß beginnt – und dieser würde ganz von selbst seinen Schwerpunkt nach Japan verlegen müssen.

Die drei asiatischen Dominien

Der an der Universität Ceylon lehrende Sir Ivor Jennings sucht nachzuweisen, daß der landläufige Vorwurf, die Engländer hätten Indien und Ceylon nach dem Grundsatz *divide et impera* verwaltet, nicht zu Recht bestehe. Eine solche Politik hätte, so meint er, doch irgendwann einmal in einem Londoner Kabinettsbeschluß Niederschlag gefunden haben müssen, aber „*no such decision or document has been produced*“ (S. 26). Im übrigen sei es abzulehnen, gelegentliche Äußerungen von Indienministern und Vizekönigen mit der offiziellen englischen Linie zu identifizieren. Die nationalistischen indischen Politiker hätte man als Aufrührer behandeln müssen, weil sie die Ordnung im Lande bedrohten. Die 1917 festgelegte „*doctrine of self-government by evolution*“ sei durch „*boycott, non-cooperation and disorder*“ nicht zur Entfaltung gekommen. Die von England in Indien geleistete positive Arbeit unterstreicht Jennings mit dem Hinweis, daß der Wechsel zur Unabhängigkeit 1917 und 1918 nicht durch Revolution erfolgte und die Verfassungen der drei neuen Länder in Konzeption und Wortlaut englischer Herkunft seien. „Alle drei Länder haben, was Demokratie heißt, unter britischer Vormundschaft gelernt, und es ist unwahrscheinlich, daß noch in dieser Generation eine fundamentale Kursänderung eintreten könnte“ (S. 59).

Die Bedenken, die von indischer Seite gegen den weiteren Verbleib im *Commonwealth* erhoben werden, faßt Jennings in drei Thesen zusammen:

1. Man will nicht mit den Vertretern von Staaten an einem Tisch sitzen, die Vor-

urteile gegen „Farbige“ haben (Südafrika, Australien);

2. man will sich nicht auf die Seite des „Imperialismus“ stellen, den man gerade bekämpft;
3. man will sich nicht in die anglo-amerikanische Großmachtpolitik verwickeln und damit in Gegensatz zur Sowjetunion bringen lassen.

Wenn die indischen Länder, so gibt Jennings zu, dennoch im *Commonwealth* bleiben, so hat dies nichts mit der Güte vergangener britischer Kolonialpolitik zu tun, sondern es geschah aus nüchternem Abwägen von Vor- und Nachteilen. Die Vorteile liegen in

1. der regelmäßigen Unterrichtung über die internationale Lage durch das *Foreign Office* in London, „*Even a short experience is enough to convince a local statesman that he derives an immense advantage from being able to formulate policies after considering the material supplied by the Foreign Office through the Commonwealth Relations Office*“ (S. 119).
2. der wirtschaftlichen Zusammenarbeit aller *Commonwealth*-Länder. Die indischen Länder sind Rohstoffherzeuger, das *United Kingdom* ist Abnehmer und Fertigwarenlieferant. Dabei ist nicht allein die Konvertibilität der Währungen im Sterling-Block, sondern auch die finanzwirtschaftliche Erfahrung der *City of London* von größtem Wert.
3. der geistigen Befruchtung; denn „*the lawyers, the medical practitioners, the teachers, the universities, and the industrialists rely heavily on their contacts with Britain*“ (S. 121).

Ein Vergleich zwischen den Vor- und Nachteilen läßt die Gefahren erkennen, die dem *Commonwealth* von Indien her immer noch drohen.

Geographie Asiens – lexikalisch und erlebt

Gustav Fochler-Hauke veröffentlicht gleichzeitig ein Buch spannender Erlebnisse und ein lexikalisches Werk absoluter Nüchternheit, und er zeigt, daß er die beiden Extreme geographischer Darstellung meisterlich beherrscht. Im Asienbuch läßt er uns miterleben, wie er vom Abenteuerer zum Wissenschaftler wurde; in dem spanisch ab-

gefaßten geographischen Lexikon legt er das reife Ergebnis arbeitsreicher Forscherjahre vor.

Als vornehmlich herangezogene Quellen für die lexikalische Arbeit nennt er die großen Handbücher in deutscher, englischer und französischer Sprache (Klute, Koeppen-Geiger, Machatschek, Bernatzik, Vidal de la Blache, *The Statesman's Yearbook* u. a.); darüber hinaus hat er aber eine Menge Spezialliteratur benutzt und manches aus seinem eigenen Beobachtungs- und Wissensschatz hinzugegeben, so daß dieses Nachschlagewerk als das zuverlässigste und ausführlichste gelten kann, das wir heute über die Geographie Asiens besitzen.

Dabei legte sich der Verfasser allerdings eine starke Beschränkung in der Auswahl der Stichwörter auf. Nachschlagbar sind Länder, Landschaften, Inseln und politische Gebiete, nicht aber Städte oder einzelne Begriffe aus dem asiatischen Natur- und Kulturbereich. Dafür aber ist jeder Artikel so gut untergegliedert, daß man Einzelheiten leicht finden kann. Die Philippinen z. B. erfahren folgende Behandlung: 1. Lage im Gradnetz; 2. Physische Geographie (Tektonik, Hydrographie, Klima); 3. Vegetation und Fauna; 4. Lagerstätten; 5. Bevölkerung; 6. Wirtschaft; 7. Verkehrseinrichtungen; 8. Städte; 9. Geschichte; 10. Verfassung. Am Ende des Artikels erscheint, wie nach jedem bedeutenderen Stichwort, ein reichhaltiger Schrifttumsnachweis. Insgesamt umfaßt der Philippinenartikel 13 Spalten. Er wird ergänzt durch die besonderen Ausführungen, die für jede der größeren philippinischen Inseln gemacht werden, und unter „Luzon“, „Mindanao“, „Cebu“ usw. nachgeschlagen werden können. Nachprüfungen der größeren Artikel ergaben, daß nichts Wesentliches weggelassen wurde; daß das Stichwort „Formosa“ fehlt, ist wohl ein Redaktionsfehler.

Das vorliegende Lexikon gehört in die Publikationsreihen des Geographischen Instituts der Universität Tucumán (Argentinien), an dem die Geographen Rohmeder, Machatschek, Czajka und Fochler-Hauke wirkten oder noch heute wirken. Das Institut hat sich bislang vorwiegend der argentinischen Landeskunde angenommen und tritt mit dem asiatischen Lexikon erstmals mit einer größeren Veröffentlichung eines überseeischen Gegenstandes hervor. Foch-

ler-Hauke bewährt sich dabei in bestem Sinne als internationaler Wissenschaftler. Als Deutscher schreibt er auf spanisch für ein argentinisches Institut ein Lexikon über Asien. Daß er für solche völkerverbindende Arbeit die nötigen Voraussetzungen mitbringt, erfährt jeder, der sein Erlebnishuch „... nach Asien“ liest. In lebendigen Szenen und Bildern läßt er uns hier teilhaben an den Gefahren und Nöten, in die er auf dem Balkan, im Orient und im Fernen Osten geriet, und läßt uns die Freundschaft und Menschlichkeit mitempfinden, die er erfuhr. Die wirkliche Begegnung mit dem einfachen Mann fremder Länder hebt dieses Reisebuch über viele andere weit hinaus. Dabei warnt es ungewollt alle, die sich nicht gleicher Energie erfreuen, vor bloßem Abenteuer.

Martin Schwind.

W. Gordon East and O. H. K. Spate (Editors): *The Changing Map of Asia. A Political*

Geography. With 34 Maps. Methuen & Co. Ltd. London 1950. 414 S.

Erich H. Jacoby: *Agrarian Unrest in South East Asia. Columbia University Press. New York 1949. 287 S.*

Jerome B. Cohen: *Japan's Economy in War and Reconstruction. University of Minnesota Press, Minneapolis 1949. 545 S.*

Jennings, Ivor: *The Commonwealth in Asia. Being the Waynflete Lectures, delivered in the College of St. Mary Magdalen, Oxford, 1949. Clarendon Press, Oxford 1951. 124 S.*

Gustavo Fochler-Hauke: *Asia. Manual Geografico. Primera Entrega A-H, Segunda Entrega I-O. Universidad Nacional de Tucumán, Instituto de Estudios Geograficos, Serie Didactica Nr. 3. Tucumán 1950 und 1952. (Jeder Band rd. 175 S.)* – Gustav Fochler-Hauke: ... nach Asien. Vom Abenteuer zur Wissenschaft. K. Vowinkel Verlag, Heidelberg 1951. Mit 20 Federzeichn., 9 Kartenskizzen u. 27 Fotos. 211 S.

RETTUNG DURCH AFRIKA?

Zischkas Traum

Der Untertitel des Zischka-Buches über Afrika enthält den Vorschlag für eine grundsätzliche Neuordnung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Europas.

Mit großzügigen Strichen entwirft Zischka wie ein „Feldherr des Friedens“ seine Pläne. Sehr eigenartig, manchmal eigenwillig, beurteilt er dabei sowohl Ausgangslage als auch Zukunftsmöglichkeiten. Europa steht für ihn „zwischen Ost und West“, zwischen den Giganten USA und Sowjetunion. Es gibt für ihn in dieser Lage eine „Selbsthilfe Europas“, „eine Erhaltung des Friedens“, nur in der Hinwendung aller europäischen Kräfte auf Afrika. In durchaus machtpolitischer Sichtweise glaubt er, daß wir „durch Afrika stark“ werden, „um neutral bleiben zu können“. Wenn das Mittelmeer erst „die Drehscheibe Eurafrikas“ ist, „werden wir wahrhaft unangreifbar“ sein.

Zischka will „Begeisterung wecken“ und „die großen Linien aufzeigen“. Gewiß weist er auf erfolgreiche Arbeiten in Afrika hin, auf die Bewässerungsanlagen am Nigerknie, auf Dammbauten in Ostafrika, z. B. auf das

Gezira Scheme. Aber wichtiger sind ihm die Zukunftsaussichten, die Schätzungen, Versprechungen, Planungen von kaum vorstellbarem Ausmaß. Ein künstliches Kongomeer und ein Tschadmeer werden Wasser für Millionen Hektar bewässerbaren Landes, werden Kraftstrom für Stickstofffabriken und Zellstoffwerke am Kongo liefern. Auf neuen Wasserwegen holen Hochseedampfer die Erzeugnisse ab. Eine Hochspannungsleitung ermöglicht die „Elektroverbundwirtschaft Afrika-Europa“. Die Sahel-Region wird Erdnußfett für hundert Millionen Europäer liefern. „Rettung durch Afrika“, das ist die Parole.

Sie wird mindestens in jeder dritten Zeile mit Zahlen belegt; der Leser wird geradezu mit Zahlen „bombardiert“ und außerdem immer wieder durch technologische und wissenschaftsgeschichtliche Einzelheiten in Erstaunen versetzt, die den großen Plan in neuem, noch interessanterem Blickwinkel erscheinen lassen.

Auch Zischka sieht Hemmnisse und Hinderungsgründe. Für eine intensive Nutzung Afrikas gibt es zu wenig Menschen. Aber Schwierigkeiten sind offenbar nur dazu da,

um überwunden zu werden. Es wäre nur nötig, „das Vertrauen der Eingeborenen“ zu gewinnen, „ihre mürrisch-passive Einwilligung in die Kolonisation in aktive Mitarbeit zu verwandeln“. Vor solchen geistigen Problemen muß natürlich die Rechenkunst des Technikers versagen. Auf diesem Felde bleibt Zischka dem Leser alles schuldig. Immerhin, „600 000 Lehrer“ werden zunächst einmal als nötig erachtet. Ferner „müssen neue Verkehrssprachen entstehen“. Es scheint so, als wäre auch dies kein unlösbares Problem, als könnten Berechnungen und technische Formeln jeder Situation der geistigen Welt gerecht werden.

Für Zischka ist es selbstverständlich, daß nur ein in gegenseitigem Vertrauen geeintes Europa die unermesslich großen Aufgaben in Afrika lösen kann. Er denkt dabei – merkwürdig nüchtern – nicht an eine Neuverteilung der bestehenden Kolonien, auch nicht an die „Vereinigten Staaten von Afrika“, sondern vielmehr an eine „Mitarbeit aller Nationen“. Ein „deutsch-französischer Kristallisationskern“ scheint ihm dabei wichtiger zu sein als eine Beteiligung Englands und Amerikas. „Vertrauen“ ist auch hier für Europa wie für Afrika das große Zauberwort.

Man mag vieles als Utopie abtun und manches als nicht adaequate Behandlung geistiger Probleme bezeichnen. Es ist dennoch zu begrüßen, daß in unserer Zeit, die wahrlich Spannungen, Feindschaften und Reibereien auch um Nichtigkeiten, kleinlichen Zank und Streit genug kennt, solche großen Aufgaben gewiesen werden. Mehr kann und will vielleicht das Buch über Afrika nicht sein als eine ernste Mahnung an die Mächtigen und als ein Aufruf an die Zukunftsgläubigen.

W. Grotelüschen

Anton Zischka, Afrika – Europas Gemeinschaftsaufgabe Nr. 1, Gerhard Stalling Verlag Oldenburg, 1951, 336 Seiten, mit 5 Karten, Ganzleinen 12,80 DM.

Ein Schweizer am Tschad-See

Im afrikanischen Kontinent wird die europäische Industriekultur selbst gewandelt, während sie Afrika verwandelt, – wird sie umgeprägt, während sie den uralten Lebensrhythmus Afrikas in Unordnung bringt. Wir Europäer begreifen allmäh-

lich, daß die europäische Form der Industriekultur nur ein Sonderbeispiel für ihre möglichen Erscheinungen darstellt. Wenn wir also ein Verständnis Afrikas anstreben, dann suchen wir uns selbst in einem anderen Gewand zu begreifen.

Vielleicht haben die vielen neuen Bücher über Afrika auch noch einen anderen Grund. Es scheint so leicht, über eine weltentlegene Gegend etwas zu schreiben, in der Mittags-sonne nackte Menschen mit eleganten, sehnigen Körpern und kokettem Lächeln zu fotografieren und das Buch mit Berichten über die eigene Leistung und selbsterlebte Strapazen, bei denen die Zuhausegebliebenen doch froh sind, daß sie nicht dabei waren, zu einem dicken Wälzer auszustopfen.

Ein schweizerisches Buch über die französische Tschad-Kolonie zeigt die Gefahr, die einem Schriftsteller in diesen literarischen Gefilden droht. Es steckt sich kein besonders hohes Ziel, und es ist wirklich ein klassisches Beispiel für einen Reisebericht, der weder Unterhaltung noch Belehrung bietet.

Als der Verfasser zum Tschad fuhr, wußte er nicht das Geringste von den Problemen und der Geschichte dieser Weltgegend. Er brachte weder eine markante Persönlichkeit noch ein besonderes Einfühlungsvermögen mit. Deshalb wird jede Einzelheit, über die er stolpert, zu einer kindischen Anekdote reduziert, bis der Leser es aufgibt und auf den Versuch, wenigstens einen einzigen Negerstamm oder gar die Beziehungen der Rassen zueinander zu begreifen, verzichtet. Ich kann mir ganz klar vorstellen, daß ein Leser, der nach der Lektüre sein Wissen prüft, den Unterschied zwischen den wichtigsten Bevölkerungsgruppen der Kolonie: den Heiden und Mohammedanern, den Pflanzen- und Tieranbetern, den Bauern an den Flußufern und den Nomaden in der Steppe, nicht mehr angeben kann, geschweige denn, daß er sich bei den zahlreichen Gruppen auskennt, die an den sparsam in der Kolonie verteilten Wasserstellen auftreten. Statt einer Analyse bietet der Verfasser vermoderte Klischees von den „kindlichen“, „geduldigen“ Negern. Diese Klischees werden immer erneut aufgetischt, und arrogant wird der Stab über den armen Eingeborenen gebrochen, der sich mit großen Kosten selbst noch rechtzeitig eine gute Schulbildung verschafft hat und sich jetzt um eigenständige Lösungen in

einer sich wandelnden Situation von Wirtschaft und Gesellschaft bemüht. Zu dieser späten Stunde, wo die Industrialisierung schon aus eigener Antriebskraft in Afrika läuft und wegen der politischen und religiösen Nebenwirkungen, die in ihrem Kielwasser aufsteigen, sowohl für die westlichen als auch für die östlichen Bewerber um die Gunst der Afrikaner das Tempo bestimmt, hämmert der Verfasser mit belanglosen Feststellungen über die angeblichen Gefahren, die durch die Verpflanzung der europäischen Zivilisation nach Afrika entstehen (für wen wohl?), auf den Leser ein. Und das sagt der Autor an einem geschichtlichen Wendepunkt, an dem der afrikanische Eingeborene in seiner sozialen Reaktion weder besonders viel Geduld noch eine besondere Zivilisationshöhe zeigt!

Ein Leser aber, der etwas von der Methode erfahren will, mit der die Franzosen, Angehörige einer überfeinerten Nation aus dem grünen Garten Westeuropas, in der unwirtlichen Einöde Afrikas durchkommen, der muß zu französischen Büchern über den Tschad greifen. Bei dem Schweizer Berichterstatter findet er keine Antwort auf die Frage, weshalb die Tschad-Kolonie als erste der afrikanischen Besitzungen Frankreichs einen schwarzen Gouverneur erhielt, – weshalb die Tschad-Kolonie in der dunkelsten Stunde Frankreichs, als das Lager der Alliierten keineswegs einladend, sondern sehr schwach aussah, zu de Gaulle stieß, – auf welche Weise die Französische Union es fertigbringt, wenigstens die äußere Form einer demokratischen Verfassung und eines Gemeinschaftsbewußtseins in die Tschad-Kolonie zu bringen.

Man soll von keinem Autor verlangen, daß er sich mit soziologischen oder politischen Problemen abgibt, wenn er statt dessen andere Interessen hat. Man kann dann immerhin erwarten, daß er im Jahre des Herrn 1952 wenigstens etwas über Vögel oder Fische, über die Angeltechnik oder die Musikinstrumente, das Kunstgewerbe oder das Familienleben zu sagen hat. Ein Mann aus der Schweiz fühlt sich natürlich in der Tschad-Kolonie am ehesten am See selbst zu Hause, wo die Eingeborenen in Pfahlbauten wohnen, aber der Rezensent vermißt selbst hier ein zuverlässiges Wissen oder einen wirklich treffenden Vergleich. Dafür wird der Leser

gezwungen, jeden belanglosen Reisezwischenfall zur Kenntnis zu nehmen und erneut das Für und Wider von Tropenhelm oder Strohhut zu überlegen. Wenn sich jemand einbildet, daß etwa keine Kunst dazu gehört, bei einem Bericht über Afrika persönliche Unannehmlichkeiten aufzuzählen, dann wird er hier eines Besseren belehrt. Was der Verfasser ebenso gönnerhaft wie irrig die „Geduld“ der Eingeborenen nennt, ist in Wirklichkeit nur ein kluger Verzicht auf den enttäuschenden Versuch, die schwache Kraft der Menschen gegen Afrikas gewaltige Natur im Ringen um ein paar Annehmlichkeiten des Lebens einzusetzen. Der Neger ist klüger als der schweizerische Berichterstatter.

Trotz allem wäre die Behauptung, daß dieses Buch noch schlechter als ein Dutzend andere Bücher seiner Art sei, zu hart. Der Hauptgrund, weshalb es den Leser ärgert, ist die auf jeder Seite zu Tage tretende Unfähigkeit, Afrika einem breiteren Interessentenkreis so zu deuten, daß er Geschmack an den kulturellen Leistungen bekommt, die gerade in unserer europäischen Lebensordnung so jämmerlich verkümmert sind.

Man soll jedoch auch ein paar gute Seiten des Buches nicht übersehen. Franz Mosers gut belichtete, sorgfältig gestellte und genau ausgedachte Bilder machen z. B. Eindruck. Der Verfasser bietet eine ganzseitige Aufnahme von einem blinden Fischer, der gespannt am Ufer des Sees hockt und auf das Wasser horcht wie die vielen Tiere, die sich ihre Nahrung in der Grenzzone zweier verschiedener Elemente suchen müssen. An der Ausstattung des Buches ist nicht gespart worden, und am Stil ist zwar nichts Besonderes, aber er ist immerhin lesbar. Die Offenheit des Verfassers entwapfnet. Selbst wer nur wenig von den Dingen weiß, kann sich bei der Beurteilung eines Buches kaum irren, das den Titel „Unberührte Wildnis“ führt, während es ein Gebiet behandelt, das man jederzeit mit dem Flugzeug oder dem Auto erreichen kann und das während des Krieges ein beliebter Kreuzungspunkt zwischen West- und Ostafrika war, während es heute am Hauptverkehrsweg zwischen drei Hauptstädten liegt.

Leo Silberman

René Gardi: Tschad. Erlebnisse in der unberührten Wildnis um den Tschadsee. Orrell Füssli Verlag, Zürich 1952.

Abessinien heute

Skarnicels Buch ist ein journalistischer Reisebericht aus dem Jahre 1950, der viele merkwürdige Erlebnisse mit Land, Leuten und Tieren Abessiniens und des Sudans bringt, während Jevons' Aufsatz sich mit der politischen und wirtschaftlichen Gegenwarts-lage des Landes beschäftigt. Beide Berichte zusammengenommen ergeben einen ziemlich deutlichen Überblick über die gegenwärtige Situation der Entwicklung dieses letzten selbständigen Kaiserreiches Afrikas.

Am 5. Mai 1953 feiert das 15 Millionen zählende Volk Aethiopiens (wie der offizielle Name Abessiniens lautet) den 12. Jahrestag der Rückkehr seines Kaisers nach Addis Abeba. Als Kaiser Haile Selassie (der frühere Ras Tafari) im Jahre 1930 auf den Thron kam, standen verschiedene Provinzen unter erblichen adeligen Statthaltern, die meist sehr konservativ waren und oftmals auch in Opposition zu den Reformen des Kaisers, besonders hinsichtlich der Abschaffung der Sklaverei, standen. Im Juli 1931 wurde die Gewährung einer Verfassung proklamiert, die ein Parlament, bestehend aus dem Senat und der Abgeordneten-kammer, vorsah. Als Abgeordnete können außer dem Adel nur Personen gewählt werden, die Grundsteuer zahlen. Die parlamentarische Entwicklung wurde durch die Okkupation seitens Italiens unterbrochen. Immerhin hat jeder Untertan das Recht, den Kaiser auf der Straße anzuhalten, um ihm Bitten und Beschwerden vorzutragen.

Noch stärker als zuvor läßt sich der Kaiser den Aufbau des Erziehungswesens angelegen sein (er führt das Erziehungsministerium selbst), da er durch ein modernes Erziehungswesen auch die Verwaltung zu modernisieren hofft. Mit Hilfe ausländischer technischer und wirtschaftlicher Fachleute, Lehrer und Ärzte ist nämlich Haile Selassie seit 1941 unermüdlich bestrebt, sein Land zivilisatorisch und wirtschaftlich zu entwickeln und in den Lauf der Welt einzuschalten. An der Spitze der Pläne für den inneren Aufbau steht das Bildungswesen. Ein Drittel des Staatsbudgets wird dem Schulwesen gewidmet. Der Schulbesuch ist nicht obligatorisch. Dennoch ist der Andrang zu den Schulen so groß, daß Tausende von Schülern wegen des Mangels an Lehrern und Räumlichkeiten nicht aufgenommen werden können. Als größte Strafe

empfindet der Schüler den Ausschluß vom Unterricht. Handels- und Gewerbeschulen wurden eröffnet, die Errichtung einer National-Universität soll folgen. Nach dem Entwurf deutscher Architekten wird in Addis Abeba ein neuer Kaiserpalast unter Verwendung einheimischer Stilelemente gebaut. Die Verwaltung ist noch sehr bürokratisch und langsam. Hier erwartet man eine erhebliche Erleichterung durch die im Fluß befindliche Einführung von Schreibmaschinen mit 254 amharischen Schriftzeichen. Die Finanzverwaltung ist modernisiert worden. Die Überwachung der Volksgesundheit ist im Zunehmen begriffen. Neben Gesundheitsinspektoren nimmt die Zahl der Krankenhäuser und ihre Qualität zu; sie stehen fast ausschließlich unter der Leitung schwedischer und schweizerischer Ärzte. Das Gerichtswesen wurde ab 1942 auf moderne Grundlagen gestellt und ist humaner geworden. Todesurteile müssen vom Kaiser bestätigt werden. Die abessinischen Strafgesetze gelten jetzt in gleicher Weise für Einheimische und Ausländer. Das alte konsularische Gerichtswesen wurde aufgehoben.

Krieg und Fremdherrschaft stärkten das Nationalbewußtsein. Die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel (Landstraße, Eisenbahn, Flugzeug) und die zunehmende verkehrsmäßige Aufschließung des Landes üben einen weiteren einigenden Einfluß aus. Das Nationalbewußtsein ist mit einem wachen Mißtrauen gegen Ausländer verbunden. Jeder Fremde wird von der abessinischen Geheimpolizei beobachtet. Der Ausländer hat nicht die Möglichkeit, Grundbesitz zu erwerben; er kann den Boden höchstens auf die Dauer von 99 Jahren pachten. Als England nach dem Kriege seine Afrikapolitik intensivierte, entfernten abessinische Regierungskreise fast alle Engländer aus führenden Stellungen. Fremde finanzielle Anleihen werden, wenn überhaupt, nur mit größter Zurückhaltung angenommen. Nur die USA erlangten durch eine Staatsanleihe Konzessionen auf die reichen Ölfelder.

Der italienischen Besitzergreifung verdankt Äthiopien vor allem ausgezeichnete Landstraßen und Brücken, aber auch Dienst- und Privatgebäude, Läden und Lager und den Anfang einer Elektrifizierung. Wegen ihrer großen zivilisatorischen Leistungen haben sich die italienischen Kolonisten (bei

allem abessinischen Nationalismus) bleibende Sympathien im abessinischen Volk gesichert. So hat man viele Italiener im Lande belassen, wenn sie bereit waren, sich völlig loyal am Aufbau zu beteiligen, ohne führende Stellungen zu erstreben.

Als ausländische Verständigungssprachen dominieren immer noch das Italienische und das Französische, während das Englische an Verbreitung zunimmt. Addis Abeba besitzt eine Rundfunkstation, deren Sendungen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt durch Lautsprecheranlagen verbreitet werden. Der Rundfunk sendet in amharischer, arabischer und englischer Sprache auf Welle 31,18. Der Nachrichtendienst ist verhältnismäßig gut organisiert. Einige, zum Teil auch fremdsprachige Wochenblätter und Zeitschriften erscheinen. Nach den wichtigsten Plätzen des Landes und entlang der Eisenbahn nach Dschibuti besteht Telefonverbindung.

Skarnicel berichtet, daß der technische Fortschritt jedoch auch heute noch nicht immer reibungslos vor sich geht. So ist z. B. die Eisenbahn gelegentlichen Überfalls-, Betrugs- oder Diebstahlsversuchen vor allem nomadischer Stämme ausgesetzt, so daß sie sich aus Sicherheitsgründen auf Tagesverkehr beschränkt und der Reisende auf Übernachtung in den sehr unterschiedlichen Hotels angewiesen ist, die vielfach in den Händen von Ausländern sind. Zoll- und Eisenbahnwachen begleiten die Züge.

Eine bewegliche Polizeitruppe, ebenso wie die 40 000 Mann Wehrmacht von britischen Offizieren aufgebaut, sorgt für Ruhe und Sicherheit, vor allem an den Grenzen. Die Luftwaffe, von schwedischen Offizieren geleitet, mit Kampfflugzeugen und Schlachtbombern versehen, entwickelt sich rasch. Ein äthiopisches Truppenkontingent steht auf westallierter Seite in Korea.

Diese ganze Entwicklung ist nur möglich, weil vermittels einer Steuerreform eine gesunde öffentliche Finanzlage geschaffen wurde. Die äthiopische Währung ist fest, zumal das Land selbst Goldproduzent ist und Kaffee und Häute nach Amerika exportiert. Weitere Exportartikel sind Waldprodukte, Tabak, Früchte und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse. Der Import erstreckt sich in erster Linie auf Verkehrs- und technischen Bedarf. Die Einfuhr von Luxusgütern mußte in letzter Zeit eingeschränkt werden. Die

jährliche Außenhandelsübersicht (das äthiopische Jahr beginnt mit dem 11. September) ergibt folgendes Bild in äthiopischen Dollars:

	Exporte	Importe
1945	34 876 769	38 217 615
1946	74 617 551	54 160 997
1947	89 430 131	69 035 733
1948	89 172 985	112 120 407
1949	77 191 200	90 984 804
1950	68 288 543	74 649 877

Die industrielle Entwicklung vollzieht sich hauptsächlich in Addis Abeba und entlang der Eisenbahn nach Dschibuti. Die energiebetriebenen Fabriken umfassen drei Getreide- und Baumwollmühlen, einen Kaffeeereinigungsbetrieb, eine moderne Baumwollspinnerei und -weberei, eine Gerberei, ferner Fabriken, die sich mit der Herstellung von Schuhen, Regenschirmen, Teppichen, Hölzern, Waffentaschen, Öl und Seife befassen. Ganz besonders gut haben sich die staatlichen, von Amerikanern betriebenen *Ethiopian Air Lines* entwickelt, deren Flugzeuge zwischen den wichtigsten Städten Abessinien verkehren und Anschluß an den internationalen Luftverkehr über Kairo, Aden und Nairobi besitzen. Als eine der wenigen Fluggesellschaften in der Welt arbeiten sie mit Überschuß.

Curt Tiltack

Belo Skarnicel, Aethiopiens Engel sind schwarz. Wien, 1951, 283 S.

Prof. Stanley Jevons, Modern Ethiopia. In der Zeitschrift „Contemporary Review“, Nr. 1025/1951, S. 279–284.

Auslandskundliche Hilfsmittel

Die Internationale Wirtschaftskonferenz, Moskau, 3.–12. April 1952, Reden und Materialien. Verlag Die Wirtschaft GmbH, Berlin W 8. 264 Seiten mit Teilnehmerliste.

Die Lage des Welthandels und die Internationale Wirtschaftskonferenz. Herausgegeben vom Komitee in der Deutschen Demokratischen Republik zur Förderung des Welthandels. Verlag Die Wirtschaft GmbH, Berlin W 8. 107 Seiten.

Die Deutsche Demokratische Republik als Außenhandelspartner. Herausgegeben vom Komitee in der Deutschen Demokratischen Republik zur Förderung des Welthandels. Illustrierte Übersicht über Bedarf und Liefermöglichkeiten. Verlag Die Wirtschaft GmbH, Berlin W 8. 183 Seiten.

FREIE AUSSPRACHE

DIE VERTEILUNG DER ERDE

Sehr geehrte Herren!

Die Erdkunde ist eine politische Wissenschaft. Seit Haushofers Zeit ist die Erdkunde von dem hohen Roß akademischer Erörterungen heruntergestiegen, und man hat angefangen einzusehen, daß Geographie nicht bloß mit Grenzen und Entfernungen, mit Höhen und Tiefen zu tun hat, nicht bloß mit Ländern, Flüssen und Meeren, sondern hauptsächlich mit der gedeihlichen Entwicklung von Völkern und Nationen.

Das Wort Geopolitik ist durch den letzten Krieg etwas in Mißkredit gekommen, die Theorien Haushofers haben sich jedoch glänzend bestätigt und bestätigen sich mit jedem Tage mehr. Man wird zugeben müssen, daß nationale und persönliche Gegensätze, Ideologien und auch Probleme mehr praktischer Art die Hauptursachen von Kriegen gewesen sind, aber in den meisten Fällen spielten doch geographische Verhältnisse, örtliche und klimatische Bedingungen eine große Rolle. Häufig gaben solche Umstände die endliche Entscheidung großer kriegerischer Konflikte.

Man braucht kaum zur Varusschlacht im Teutoburger Wald zurückzugehen, um zu zeigen, wie oft klimatische Verhältnisse große Entscheidungsschlachten beeinflussen haben. In späteren Jahrhunderten finden wir klassische Beispiele auf den vereisten Gefilden Rußlands, wo dreimal im Verlauf einiger Jahrhunderte die Elemente das entscheidende Wort gesprochen haben in der Geschichte Europas und kein menschliches Wissen und Können das Verhängnis aufhalten konnte.

Das Thema der Geopolitik ist die Lehre von der Verteilung der Erde. Nicht bloß Grund und Boden, der Acker und das Feld, bilden die Gegenstände, um die es sich handelt, sondern auch die Meere und die Luft. Aber die Erde ist das einzige Element, auf dem der Mensch leben kann, wo seine eigentliche Heimat immer sein wird. Er mag schwimmen wie ein Fisch oder fliegen wie ein Vogel, aber von der heimatlichen Erde bezieht er seine Nahrung. Auch das Meer liefert ihm Unterhalt, aber in der Erde liegen die Quel-

len seiner Kraft, seiner Gesundheit und seines Wohlstandes.

Auch in den großen Seekriegen und Seeschlachten der Vergangenheit handelt es sich doch meistens um Landbesitz, am häufigsten um den Besitz von Stützpunkten politischer Macht und geeigneten, günstig gelegenen Stationen internationalen Handels. Inseln, Vorkländer, Buchten wie Gibraltar, Malta, Aden, das Kap, Singapur, Sansibar sind Beispiele solcher geographischer Zentralpunkte. Die Beherrschung der Meere war allein möglich durch den Besitz solcher Bastionen auf dem festen Lande, Knotenpunkte des Handels und Verkehrs mit Häfen, Werften und Docks, mit Raum für Güterschuppen und Märkte. Aller Seeverkehr dient eigentlich dem Lande und gehört in das Gebiet der Geopolitik. In Mahans Zeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, war es Mode geworden zu sagen, daß die Zukunft eines Landes auf dem Wasser liege. Haushofer sagte richtiger, sie liege auf dem Lande.

In der Norddeutschen Tiefebene, an der mittleren Donau, in den Becken des Don und der Wolga, im oberen Mesopotamien, im Fünfstromland Indiens, um Mukden in der Mandschurei liegen die meisten großen Schlachtfelder der Weltgeschichte. In diesen Gegenden wurden die Entscheidungen getroffen über die jeweilige Verteilung der Erde. Jedes dieser Gebiete ist eigentlich ein Herzland für große benachbarte Landstrecken.

Man hätte denken können, daß im Zeitalter des Luftverkehrs, der Atomgeschütze und anderer Neuerungen Landkriege ihre Bedeutung verloren hätten, aber der Zweite Weltkrieg und der Krieg in Korea haben uns eines besseren belehrt. Korea ist heute der einzige Teil des großen eurasiatischen Festlandes, wo Infanterietruppen sich gegenüberstehen, auch wenn sie unterstützt werden von Waffen des Luftkrieges jeder Art. Nur in kleinerem Maße gilt das für Hinterindien – Indochina, Malaya, Burma. In der Mandschurei, unmittelbar nördlich von Korea, wurde am Anfang dieses Jahrhunderts blutig gestritten, wem die Herrschaft über Ostasien zufallen

sollte. Das war die Entscheidungsschlacht für die Zeit von zwei Generationen.

Im gegenwärtigen koreanischen Krieg wird es wohl kaum zur Entscheidung kommen, wem die natürlichen Reichtümer der asiatischen Inselwelt und die Handelsbeziehungen zwischen China, Japan, Hinterindien und Indien zufallen werden. Im Südlichen Großen Ozean haben, schon ehe der letzte Krieg zu Ende war, Australien und Neuseeland angefangen, sich Großmachtgelüsten hinzugeben, nachdem Amerika sie kaum von der drohenden japanischen Gefahr befreit hatte. Auch Kanada, das an seiner Westküste ein Ausfalltor nach dem Stillen Ozean hat, zeigt ähnliche Neigungen. Solche Großmachtpläne sind kaum ernst zu nehmen. Es ist erstaunlich, wie sehr das Selbstgefühl kleiner Nationen gestiegen ist, seitdem sie am prachtvollen Sitz der Vereinten Nationen mitreden dürfen. Daß die vermeintliche große Weltfirma doch eigentlich nur eine Art Akademie der politischen Wissenschaften ist, scheinen die großen Weltpolitiker nicht einzusehen. Nicht einmal England selber wird in der Südsee viel zu suchen haben, auch wenn es noch einige kleine Inselgruppen dort besitzt, und nördlich des Äquators erst recht nicht. Es bleiben vorläufig allein Amerika und China, dem die Sowjetunion zur Seite steht.

Die Hoffnung der Welt und der Gesamtmenschheit beruht weder auf erfolgreichen Kriegen und Siegen, noch auf papiernen politischen Abmachungen. Das Leben der Völker und der Welt kehrt sich wenig an die Theorien politischer Denker und Träumer. Es mag sein, daß Politik und Krieg eine gemeinsame Grammatik haben, ich glaube, dieser Ausdruck stammt von Clausewitz. Handel und Verkehr haben jedoch ihre eigene ganz besondere Grammatik und Logik, und wirtschaftliche Fragen und Probleme werden sich wohl auch wieder Beachtung erzwingen. Was mit dem Schwerte gewonnen ist, muß auch mit dem Schwerte verteidigt werden, und keine feingesponnenen geopolitischen Theorien werden an dieser Tatsache viel ändern. Weder Krieg noch Friede sind das Beständige und Bleibende in der Geschichte der Menschheit, die Besten in jeder Generation hoffen, daß sie nach Jahrhunderte langem Konflikt das glückliche Zeitalter des allgemeinen Friedens herbeiführen werden, aber siehe da, es ist ein Traum. Die Verteilung der Erde, des

Grund und Bodens des Erdballes, ist bis jetzt immer die Hauptfrage jeder Generation gewesen und geblieben. Man braucht kein Zyniker zu sein, um diese unangenehme historische Tatsache einzusehen, so sehr man sie auch bedauern kann.

G. L. Schanzlin

Rußland und China

Sehr geehrte Herren!

Zu den wichtigsten geopolitischen Ereignissen unserer Zeit gehört die enge Zusammenarbeit zwischen Moskau und dem wieder zur Großmacht gewordenen China. Bei dieser Gelegenheit lohnt sich die Erinnerung an den Vertrag von Nertschinsk (1689) zwischen dem Rußland Peters des Großen und dem Mandschukaiser Kanghsi. Er ist der erste Vertrag zwischen dem Reich der Mitte und einer europäischen Macht. Er ist eine wichtige Etappe in der Entwicklung eines russischen Reiches um den Nordpazifik, dessen Wachstumsspitzen vorübergehend bis in die Nähe der Bucht von San Franzisko führen sollten. Der von Ostsibirien tastend unternommene Südostvorstoß nach dem mongolisch-mandschurischen Gebiet wurde durch die entschiedenen Gegenmaßnahmen des chinesischen Herrschers gehemmt, der die weltpolitische Schlüsselstellung dieser Zone besser verstand als der sie leichtthin den Russen überlassende amerikanische Politiker in Jalta. Wie alle geopolitisch sinnvollen Verträge war das Abkommen von Nertschinsk der Ausdruck der tatsächlichen Machtverhältnisse; die Amurlinie blieb chinesischer Bereich, bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Verfall der Mandschudynastie und den Taiping-Aufstand der Tag der Murawjows und Ignatievs kam und der Name Wladiwostok der Welt kund tat, wer der „Herr des Ostens“ war. Für den geopolitisch und historisch Geschulten erweckt die Betrachtung der ersten russisch-chinesischen Interessensphärenabgrenzung die Frage nach der Dauerhaftigkeit der gegenwärtigen kondominialen Freundschaft in einem Gebiet, das der strategische Schlüssel sowohl zu Ostsibirien wie zu Nordchina ist.

Für die Vorgeschichte und das Zustandekommen des Vertrages haben wir den höchst interessanten Bericht des dabei maßgebend

beteiligten Jesuitenpaters Gerbillon (J. B. Du Halde, *Description géogr., histor., chronol., polit., et physique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise*, La Haye, 1734, vol. 4, 196–301). Gerbillon war in der Tradition seines Ordens seit 1685 am Hof in Peking Lehrer Kanghsis für Mathematik und Philosophie. Bei der für einen Mann seiner Art selbstverständlichen Sprachgewandtheit wurde er zusammen mit Pater Pereira als Dolmetscher den chinesischen Würdenträgern beigegeben, die bei dem von den Chinesen Niptchou genannten Ort, heute Nertschinsk, mit der von Peters Freund Golowin geführten russischen Gesandtschaft zusammentrafen, um die sich mehrenden Zwischenfälle beizulegen und die Grenzen zwischen den beiden Reichen zu bestimmen. Als ein Gegenstück zu Gerbillon befand sich bei Golowin ein Pole, Bielobotski, der seine Ausbildung an der Universität Krakau erhalten hatte. Da die Russen kein Chinesisch und die Chinesen kein Russisch konnten, ergab sich Latein als natürliche Verhandlungssprache –, wie die Russen auch sonst Latein, damals noch lebendige Weltsprache, im internationalen diplomatischen Verkehr anerkannten. Der lebendige Bericht Pater Gerbillons über das Hin und Her der Verhandlungen sollte von jedem gelesen werden, der in die Lage kommt, mit Moskau oder Peking zu verhandeln. Als die Verhandlungen abzubrechen drohten, griff Gerbillon selbst ein und brachte schließlich am 27. August 1689 die Unterzeichnung des Vertrags zuwege, wobei ihm der seltene Erfolg gelang, beide Parteien für sich und seinen Orden zu gewinnen: „Il faut avouer que Dieu nous a protégés particulièrement dans cette occasion“, wie es in seinem Bericht heißt (247).

Der damaligen – nicht unwiederholbaren – Machtlage entsprechend war das Abkommen weitgehend ein Erfolg Chinas; Rußland mußte die vorgeschobenen Stützpunkte am Amur aufgeben und sich mit dem Recht, in beschränktem Maße in China Handel zu treiben, begnügen. Bei dem Mangel kartographischer Unterlagen war von einer genaueren Grenzziehung in dem strittigen Niemandsland nicht die Rede, dafür aber, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, von *pax perpetua stabilienda aeternumque foedus percutendum*. Die Vertragsurkunde wurde von jedem der beiden Partner zweisprachig ausgefertigt,

in der Landessprache und auf Lateinisch. Die lateinische Übersetzung, das Werk der gelehrten Patres, mit allen Vorzügen der Klarheit dieser nur von Toren für tot gehaltenen Sprache, wurde von beiden Seiten unterzeichnet und gesiegelt und damit zum rechtlich gültigen Instrument des Friedens. Der sprachlich und sachlich sehr lesenswerte Text in *Sbornik dogorow Rossii s Kitajem* (Petersburg, 1889) 1–6; am besten zugänglich bei H. Cordier, *Histoire des Relations de la Chine avec les Puissances Occidentales 1860–1900* (Paris 1901), vol. 1, 81–4. Für die Erörterung des Vertrags wichtig vor allem: G. Cahen, *Histoire des Relations de la Russie avec la Chine sous Pierre le Grand* (Paris, 1911), 31–53, und W. Fuchs, „Der Russisch-Chinesische Vertrag von Nertschinsk vom Jahre 1689. Eine Textkritische Betrachtung“, *Mon. Serica* 4 (1940), 546–93. Nach altem Brauch wurde beschlossen, den Vertrag in einer fünfsprachigen Inschrift auf Stein an der Grenze zu verewigen, auf Mongolisch und Mandschurisch neben den Vertragssprachen Lateinisch, Chinesisch und Russisch. Für die in solchen Fällen so bedeutsame Wahrung des Gesichts ist es bezeichnend, daß in der russischen Fassung der Name des Zaren vor dem des chinesischen Kaisers erscheint und vom Russischen Reich gesprochen wird, während das chinesische Exemplar einfach die Russen erwähnt und natürlich mit dem Namen Sancti Sinarum Imperatoris beginnt und mit dem chinesischen Datum: Anno Cam Hi 28^o crocei serpentis dicto septimae lunae die 240. Übrigens war Latein auch die Sprache des folgenden russisch-chinesischen Vertrags von Kiachta wie auch noch der Note Rußlands an China vom Jahr 1752.

Felix M. Wassermann

Die Sowjetunion und ihre Völker

Sehr geehrte Herren!

Die westeuropäischen Staaten erfahren gegenwärtig, daß der Imperialismus zu Ende ist. Die Nationen fordern ihre Freiheit und nehmen sie im Notfall mit Gewalt. Der Mitarbeiter aus Turkestan hat in Ihrem Märzheft dargelegt, daß die Sowjetunion an ihrem Wesen als beherrschende Großmacht über eroberten Gebieten festhält. Ihr territorialer und politischer Aufbau widerspricht dem Geist der Zeit.

Daß die regierende Gruppe sich dieser Tat-

sache durchaus bewußt ist, beweist der Pseudoföderalismus der formalen Sowjetverfassung. 1920 schrieb Stalin an die Osseten, die im südlichen Kaukasus eine eigene Republik mit ein paar tausend Einwohnern erhalten hatten: „Indem ich Euch die Autonomie gewähre, gibt Euch Rußland die von den zaristischen Blutsaugern und ihren Generälen, den Bedrückern, geraubten Freiheiten zurück. Das heißt, daß Euer Leben fortan auf dem Grundstein Eures Wesens, Eurer Sitten und Bräuche, aber selbstverständlich im Rahmen der Gesamtstaatsverfassung aufgebaut werden soll!“¹

Welche Freiheiten gemeint sind und wie dicht der „Rahmen“ anliegen soll, wird wohlweislich nicht gesagt. Wie schnell die reine Zweckmäßigkeitsmaßnahme der Gewährung von volkklichen Sonderstellungen wieder abgeschafft werden kann, zeigt das Beispiel der Kabardiner im Nordkaukasus². Dort nennen die Bolschewisten die alte Ordnung des L'äpk, der Geschlechterfamilie unter ihrem Ältesten, „überflüssig und schädlich“. Sie haben an ihre Stelle die Einheitskolchose gesetzt. Die planmäßigen Versuche zur antireligiösen Beeinflussung der Jugend in den Kaukasusvölkern, die kommunistische Respektlosigkeit vor den Überlieferungen der sibirischen Jakuten³, die Erschießung von 200 kirgisischen Priestern in den zwanziger Jahren zeigen, daß die „Autonomie“ nur mit Vorbehalten gewährt worden ist. Wenn eine Völkerschaft wirklich autonom leben will, kehrt man sofort zu den zaristischen Methoden zurück: Freut Euch über die Freiheit, aber hütet Euch, von ihr Gebrauch zu machen!

Nicht nur für das Verhältnis zu den nicht-kommunistischen Staaten im „Ausland“, sondern auch für das Verhältnis der regierenden Schicht zu den nichtkommunistischen Völkern in der Sowjetunion selbst gilt Lenins Wort: „Wir leben nicht nur in einem Staat, sondern in einem Staatensystem, und die Existenz der Sowjetrepublik neben den imperialistischen Staaten ist auf die Dauer undenkbar. Am Ende wird entweder das eine oder das andere siegen. Aber bis dieses Ende eintritt, ist eine Reihe furchtbarster Zusammenstöße zwischen der Sowjetrepublik und den bürgerlichen Staaten unvermeidlich“⁴. Daß Lenin die volksverbundenen Kräfte der geschichtlichen Überlieferung hier „imperialistisch“ nennt, ändert nichts an der Richtigkeit seiner These.

Rußland hat im monarchistischen und im kommunistischen Absolutismus zwei einander sehr ähnliche Regierungsformen kennengelernt. Während es aber die absolute Monarchie mit eigenen Mitteln überwinden konnte, kann es, entwaffnet und geistig desorientiert, mit dem kommunistischen Despotismus allein nicht fertig werden. Die besten Kräfte seiner Völker warten auf eine „Einnischung“ der Alliierten im Namen der Freiheit.

Es ist müßig, Pläne für den Tag der Freiheit im voraus zu entwerfen. Aber es ist wohl sicher, daß die Bevölkerung nach 35 Jahren Republik nicht zu einer Monarchie zurückkehren wollen wird. Die Tradition des Russischen Reiches weist in die Richtung einer echten Föderativrepublik, eines Staatenbundes.

Wie sich ein Bund der Völker Rußlands gliedern könnte, darüber gibt es vielerlei Ansichten. Die Geschichte legt auf alle Fälle die Beachtung der selbständigen Wünsche von vier großen Gebieten nahe:

I. Die Ukraine hat nie ihren Willen zur Unabhängigkeit aufgegeben, seitdem sie der zweite Romanow, Alexej Michailowitsch, 1654 als „Grenzgebiet“ (=Ukraine) zum Schutz gegen Polen und Türken seinem Staate einverleibte. Schon während des Nordischen Krieges versuchte sie, unter Mazepa das Moskauer Joch abzuschütteln. Der nationale Freiheitsdichter des 19. Jahrhunderts, Taras Schewtschenko, wurde zu Zwangsarbeit ans Kaspische Meer verbannt. In der eigenen Sprache ist der eigene ukrainische Kulturwille lebendig geblieben.

Es ist kaum nötig, den Reichtum der Ukraine zu schildern, der sie unter allen Umständen lebensfähig macht: Sie hat den besten Anthrazit im Donezbecken und das beste Eisenerz bei Kriwoi Rog am Dnjepr. Die Schwarzerde liefert hochwertigen Weizen, bei Tschernigow und Kiew wächst Obst. Im sonndurchglühten Mündungsgebiet des Dnjepr besitzt der jodhaltige Liman Heilkraft. Und die Krim, die man geographisch zur Ukraine rechnen kann, wurde nicht um-

¹ „Sowjetethnographie“, Ausgabe der Akademie der Wissenschaften der UdSSR 1950, Bd. III, S. 196 (russ.).

² Ebda. Bd. I 1951, S. 177–180.

³ Ebda. Bd. L 1950.

⁴ „Strategie und Taktik des Weltkommunismus. Das Geheimnis eines Erfolges“, R. Pflaum Verlag, München 1951, S. 47.

sonst die Perle der Zarenkrone genannt. Den Handel mit Innerrußland erleichtert die langgezogene Nordgrenze, und die guten Häfen am Schwarzen Meer öffnen das Land für den Verkehr mit dem Ausland.

2. Der Kaukasus blickt nach Süden und Osten in die mohammedanische Welt oder zu den alten Kleinkirchen des Heiligen Landes, nicht aber über die großen Ebenen zum fernen Rußland. Seine freiheitsliebenden Völker haben sich weder dem zaristischen noch dem bolschewistischen Joch willig gebeugt. Die Gebiete nördlich und südlich des Gebirges sind gleichermaßen reich: Am Kuban gedeiht der Weizen auf fetter Schwarzerde, Obst und Wein wachsen überall, im Osten erheben sich die Bohrtürme von Grosnij und Baku, an den Hängen sprudeln Mineralquellen, und der Boden birgt Kohle, Eisen und Kupfer. Wertvolles Nutzholz, besonders Nußbäume, erhöht den Reichtum.

3. Sibirien besitzt in seinen einheimischen Völkern und in den Nachkommen der überlebenden Zwangsarbeiter vieler Jahrzehnte eine durchaus eigenwillige Bevölkerung, die sich unter Koltschak verzweifelt gegen die Bolschewiken wehrte und erst nach furchtbaren „Säuberungen“ (wie dem „Irkutsker Blutbad“) äußerlich Ruhe gab. Sein Reichtum ist trotz aller Anstrengungen noch lange nicht erschlossen: Das Bauholz und die Pelztiere des Nordens geben begehrte Produkte für die Ausfuhr (mit denen die Bolschewisten allerdings Raubbau getrieben haben), am Polarkreis entsteht eine bedeutende Viehzucht, und auf der Schwarzerde wird Weizen gebaut. Der gebirgige Süden Sibiriens ist der Industrie vorbehalten, es genügt, das Kusnezsk-Kombinat am Tom zu erwähnen. Auch Ölfelder fehlen nicht.

Wirtschaftlich wird Sibirien durch West-Turkestan ergänzt, das aber politisch und volklich weder zu ihm noch zu Rußland gehört.

4. Zentralrußland, das Gebiet des alten Großfürstentums Moskau, ist auch dann auf Zusammenarbeit mit den Nachbargebieten angewiesen, wenn die einseitige Vorherrschaft der Zentrale durch ein weitmaschiges Föderativsystem abgelöst wird. Aus wirtschaftlichen Gründen drängt es über seine Grenzen hinaus. Die Nachbarvölker der Russen tun gut daran, Möglichkeiten zu einem

friedlichen Miteinander zu schaffen. Nur dadurch können sie eine gewaltsame Expansion verhindern. Südlich der Stadt Moskau gibt es Braunkohlenlager, und der Ural birgt Metallschätze. Sonst aber ist der Boden Rußlands arm. Seinen größten natürlichen Reichtum bildet der Wald, außerdem der Flachs in den wasserreichen Gebieten. Zentralrußland ist ein Land des Durchgangsverkehrs: heute der Eisenbahnen, von Natur aus der Wasserstraßen, – seine Hauptschlagader ist die Wolga, der größte Strom Europas.

Voraussagen über die Zukunft sind gefährlich und wenig sinnvoll. Fest steht jedenfalls, daß die Völker Rußlands, auch die Russen selbst, noch immer hoffen.

Johanna Kraner

Magische Nation als Volk

Sehr geehrte Herren !

Ihr Januarbericht über die Hintergründe der Israel-Reparationen und die im Februarheft erschienene Warnung vor Kollektivurteilen über „die“ Juden veranlassen mich, Sie auf die grundsätzliche Seite des Problems hinzuweisen:

Wenn der Staat Israel von der westdeutschen Bundesrepublik Entschädigung für alle Schäden fordert, die Juden durch deutsche Maßnahmen zugefügt worden sind, dann handelt er nicht nach den Grundsätzen eines individualistischen Zivilrechts, sondern nach völkischen Grundsätzen, indem er als Repräsentant des jüdischen Volkes Entschädigung für alle Schäden fordert, die diesem Volke als Gesamtorganismus, als der überpersönlichen, überzeitlichen Gesamtwesenheit aller Juden zugefügt worden sind. „Volk“ begreift er im Sinne von Fichtes 8. Rede an die deutsche Nation:

„Dies nun ist in höherer, vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Wortes ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht.“

Das bedeutet aber zugleich, daß der Staat Israel jeden Juden, der irgendwo auf dem

Erdball gelebt hat und noch lebt, als Angehörigen des von ihm repräsentierten Volkes und als israelischen Staatsbürger betrachtet und bezeichnet. Die logische Konsequenz aus der israelischen Entschädigungsforderung müßte deshalb sein, daß allen Juden, die irgendwo auf dem Erdball leben, israelische Pässe ausgestellt werden und daß sie künftig als Ausländer in den Gastländern leben wie Griechen oder Italiener und andere. Denn wenn ihnen morgen ein Haar gekrümmt würde, käme wieder der Staat Israel und forderte Entschädigung. Es kann auch nicht eingewendet werden, daß es hierbei auf die Zugehörigkeit zur mosaïschen Glaubensgemeinschaft ankomme; denn wer wollte dem Papst – geschweige irgendeiner Regierung – das Recht zuerkennen, für jeden Katholiken, der irgendwo um seines Glaubens willen geschädigt wird, Entschädigung zu fordern? Nur mit den völkischen Grundsätzen kann die israelische Entschädigungsforderung begründet werden. Das aber bedeutet, daß es keine „Staatsbürger jüdischen Glaubens“ in den außerisraelischen Ländern mehr gibt, sondern nur noch israelische Volks- und Staatsbürger, die entweder in Israel oder als Ausländer in anderen Ländern leben. Damit wäre die letzte „magische Nation“ – die wenigen Parsen können außer Betracht bleiben – in ein staatlich-territorial fundiertes Volk umgewandelt, das zu allen anderen Völkern in die gleichen freund-feindlichen Beziehungen tritt, wie sie zwischen allen diesen Völkern bestehen. Mit dem Ende der „magischen Nation“ aber hätte sowohl der Mythos vom „auserwählten Volk“ wie auch die Epoche der Judenverfolgungen ihren Abschluß gefunden.

Will Israel diese Lösung? Wir wissen es nicht. Aber es erscheint auf jeden Fall notwendig, auf diese grundsätzliche Bedeutung des Israel-Vertrages hinzuweisen und eindeutig die Alternative herauszustellen, daß die Vertragspartner sich entweder zu dem gezeigten Grundsatz bekennen müssen – oder daß die Araber recht haben mit ihrer Behauptung, daß an den Deutschen eine unberechtigte Erpressung verübt werde, deren Auswirkungen auch sie schädigen müssen.

Auf die gleichen völkischen Grundsätze wie Israel – und nur auf sie – können auch die arabischen Völker ihre Ansprüche auf Entschädigung für die Schäden stützen, die den aus Palästina vertriebenen Arabern zugefügt

worden sind. Israel kann diese Entschädigung nicht verweigern, wenn es von Deutschland Entschädigung haben will. Die arabischen Staaten können von Israel keine Entschädigung fordern, wenn sie die Entschädigung Israels durch Deutschland anfechten. Beide Forderungen können nur auf die völkischen Grundsätze gestützt werden, die – wenn überhaupt – auf beide Fälle in gleicher Weise angewendet werden müssen.

So wird erkennbar, daß nur bei unbedingt ehrlichem und folgerichtigem Durchdenken der durch den Israel-Vertrag aufgeworfenen Fragen Lösungen gefunden werden können, die innere Berechtigung und stabilisierende Wirkung haben. Zu einer wahrhaftigen und folgerichtigen Lösung sowohl der Judenfrage wie auch der Araberfrage gehört für die Verantwortlichen auf allen Seiten Mut, „Zivilcourage“, Feigheit und Unwahrhaftigkeit würde den Rattenkönig der bereits entstandenen Schwierigkeiten noch vergrößern – zum Schaden der unmittelbar Beteiligten und zum Vorteil lauernder Nutznießer.

Irmgard Höpker

Die Teilung Deutschlands

Sehr geehrte Herren!

Prof. Philip E. Mosely (Columbia University) schreibt mir unterm 23. 12. 1952 zu meiner Rezension im Juliheft 1952 Ihrer Zeitschrift:

„The protocols dealing with the zones have never been published, but my article gives the full contents, apart from the detailed maps. I know of no reason why the protocols should not be published.

The Third Protocol, signed in London on July 26, was approved by the three powers during the Potsdam conference and notes to that effect were exchanged by them. The French Government gave its approval through the European Advisory Commission in London, but I do not have at hand the exact date of the French letter. I believe it was about August 10, 1945.“

Vielleicht ist es für Ihre Leser von Interesse, den vorstehenden Brief im Wortlaut zu erfahren. Er ist ja ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Gotthard Jäschke

Die Atlantische Handfeuerwaffe

Sehr geehrte Herren!

„Ich verbitte mir ein für alle Mal Kritik an einer Waffe, mit der die deutsche Infanterie ihre bewundernswerten Erfolge errungen hat und die auch heute noch in ihrer Funktionssicherheit und Treffgenauigkeit beispielhaft ist“. Mit zornrotem Gesicht und ungewohnter Schärfe hatte der schon etwas ältere Oberst und Regiments-Kommandeur die Leutnants angenommen, die sich bei einem Gespräch in ziemlich eindeutiger Weise gegen das Gewehr 98 k ausgesprochen hatten. – Das war 1938. –

Der arme Oberst! Ein paar Jahre später mußte er wohl selber einsehen, daß wir „jungen Dache“ die waffentechnisch richtigen Folgerungen aus der damaligen, in wesentlichen Punkten auch noch jetzt gültigen Infanterie-Klein-Taktik gezogen hatten. – Die dem Infanteristen im Kriege abverlangten Leistungen bedeuteten schon nach kurzer Zeit eine sich bis zum Kriegsschluß immer mehr steigernde Überforderung, die sehr rasch zur permanenten „Krise der Infanterie“ führte.

Einer der Gründe für das Versagen der physisch und psychisch maßlos überlasteten Männer im infanteristischen Kampf war das Fehlen einer Handfeuerwaffe, die dem einzelnen selbst gegen große zahlenmäßige Überlegenheit durch absolut sicheres Funktionieren schnelle Schußfolge im Einzel- und Dauerfeuer, leichteste Handhabung, Handlichkeit und ausreichend dimensionierte Magazine das sichere Gefühl gab, sich jeden Feind selbst vom Halse halten zu können. Das „Sturmgewehr“ kam Ende 1944 zu spät. Immerhin konnte der Verfasser in seiner eigenen Division feststellen, daß die neue Waffe die Moral der Infanterie beinahe schlagartig so weit hob, daß der weiterhin mit Überzahl angreifende Russe endlich wieder abgewehrt werden konnte. –

An diese Erfahrungen muß man denken, wenn man die in Ihrem Märzheft berichteten Erörterungen über die Einführung einer neuen Handfeuerwaffe bei der NATO verfolgt. Der Amerikaner hält sein 300er Rifle für das beste, der Brite schwört auf das neue 280er oder will gar von seinem alten 303 nicht lassen, und sicher sind auch die Belgier von der Güte ihres neuen Modells fest überzeugt. Prominenteste Heerführer und sogar Politiker äußern sich nach ein-

maligem „Abfeuern“ des einen oder anderen Gewehrs abschließend.

Die Frage einer einheitlichen Bewaffnung innerhalb der NATO scheint weitgehend auf die politisch-wirtschaftliche Ebene verschoben worden zu sein. Die Industrie will nicht die alten Maschinen verschrotten.

Die Infanterie vieler Wehrmachtskörper scheint im Frieden grundsätzlich wesentlichen Neuerungen abgeneigt. Die „Fachleute“, vielleicht auch ältere Infanterie-Obristen mit wenig Phantasie und solidem Beharrungsvermögen, sind wahrscheinlich wieder mal grundsätzlich dagegen, und sicher fehlen auch wie früher bei uns die zunächst für Luftwaffe und Marine, dann Panzer und Artillerie aufgewendeten Gröschelchen. Tatsächlich sind doch aber die für Fertigung einer neuen Handfeuerwaffe bereitzustellenden Mittel im Vergleich zu den Gesamtwehretats verschwindend gering. Es handelt sich vor allem um die Beschaffung neuer Maschinen. Der Bedarf an Material und Arbeitskräften kann im Vergleich zu früher eher niedriger gehalten werden, wenn man sich bei der Konstruktion der neuen Waffe den Forderungen modernster Fabrikationsmethoden anpaßt. Um die Entwicklung der Waffe selbst sollten sich ausschließlich wirkliche Fachleute aller beteiligten Nationen bemühen, und zwar aufgeschlossene tüchtige Offiziere, deren Qualifikation ausschließlich durch ihre Kenntnisse und Fronterfahrung, nicht durch ihr Dienstalter gegeben ist, in engster Verbindung mit Waffentechnikern der Industrie. –

Deutschen Erfahrungen zufolge sollte das Gewehr etwa folgende Forderungen erfüllen:

1. Maschinenwaffe für Einzel- und Dauerfeuer.
2. Absolut funktionssicherer Gasdrucklader mit möglichst hoher Feuergeschwindigkeit.
3. Gewicht der Waffe nicht über 3,5 kg, bei einer in Höhe des Abzuges ausgewogenen Schwerpunktslage.
4. Treffgenauigkeit: 200 m 5 Schuß Einzelfeuer im 20 cm-Kreis.
5. Durchschlagskraft: E 200 = ca. 200 mkg.
6. Vo – Kaliber – Geschossgewicht – Art und Menge der Treibladung – Patronenform und -gewicht sind so in Übereinstimmung zu bringen, daß nach Erfüllung der Forderungen 4. und 5. eine ausreichende Aufhaltekraft (stopping power – nicht unbe-

dingt gleichzusetzen mit Durchschlagskraft) gegeben ist sowie möglichst geringes Patronengewicht und möglichst raumsparende Form der Hülse die Mitführung einer möglichst großen Schußzahl beim Mann (mind. 140 Schuß) gestatten. Das Mündungsfeuer (von Lauflänge und Treibladung abhängig) ist in erträglichen Grenzen zu halten.

7. Magazin: Fassungsvermögen mindestens 35 Schuß, geeignet als Stütze bei der Schußabgabe.
8. Das Gewehr muß sich für billige Massenfertigung eignen.

Eine derartige Waffe dürfte auch den jetzt gültigen Großkampferfahrungen entsprechen. Sie könnte weitgehend das leichte Maschinengewehr ersetzen, wenn man sich bei den Kriegsgliederungen der Truppenteile darauf einstellte. Ganz zweifellos würde sie die stets gefährdete Moral der Infanterie enorm stärken und die Verluste entscheidend vermindern.

Hoffentlich ist das Problem nicht schon zu sehr in die Hände von Politikern, sowohl denen von Profession, als denen in Uniform, gelangt und damit zu einer Frage des Prestiges und der nationalen Empfindlichkeit geworden. — Die Verlustlisten würden diese Entwicklung grausam und zu spät als Fehler entlarven. —

Joachim Klinke

Otto Abetz

Am 26. März hat der frühere deutsche Botschafter in Frankreich, Otto Abetz, im Maison centrale in Loos bei Lille seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Er schaute an diesem Tage auf siebeneinhalb Jahre französischer Gefangenschaft zurück. Die Franzosen haben ihm diese Jahre nicht leicht gemacht. Vier Jahre in Einzelhaft, in einer halbdunklen Zelle von 1,5 m auf 2,5 m mit fast völligem Sprechverbot sind auch für einen gesunden Mann in mittleren Jahren schwer zu ertragen. Dreieinhalb weitere Jahre in einer Gefängnis Kollektivität, deren Denken sich notwendigerweise um die ewig

gleichen Dinge im Kreise dreht, sind für einen klugen und differenzierten Menschen ebenso eine Qual wie die Ungerechtigkeit seiner Verurteilung überhaupt. Abetz hat sein schweres Schicksal bisher mit Geduld und Gleichmut getragen. Es ist wertvoll zu wissen, daß es in unserem explosiven und hysterischen Zeitalter noch Menschen gibt, die zu jener Selbstbeherrschung und inneren Ruhe fähig sind, deren jeder echte Politiker bedarf, die wir aber heute bei kaum einem einzigen mehr finden. Die meisten der heutigen „Staatsmänner“ schleppen sich mit Hilfe ihrer Indianerschliche und ihrer Drogen mühselig weiter von Erregung zu Erregung und von Bosheit zu Bosheit.

Abetz wird als der Botschafter Hitlers gefangengehalten. Daß er eine eigene Politik der Verständigung gegen den Willen Hitlers und seines Außenministers getrieben hat, übersieht man in Frankreich geflissentlich. Man hat sich in der Betrachtung der Geschichte die Schwarz-Weiß-Manier angewöhnt. Das ist das jakobinische Erbgut. Der Jakobiner, — unserer Spätzeit vor allem, — der von der Straße überhaupt nicht mehr herunterkommt, ist zur Unterscheidung feinerer Tatbestände unfähig. Er ist nicht in der Lage, in der Geschichte und im Handeln eines Mannes moralische Beweggründe anzuerkennen. Er ist zu stumpf, um zu verstehen, daß Ideen Geschichte machen. In diesem Sinne ist Abetz' Gefangenschaft für diese Zeit und ihren inneren Verfall symptomatisch. Sie hebt sich schmerzlich über den einzelnen Fall ins Allgemeine hinaus. Hier erleidet ein Mann Gefangenschaft für den Willen einer ganzen Generation, — seiner Generation —, die Politik auch von geistigen Zielen her zu gestalten. Das westliche Europa bewegt sich entscheidenden Kämpfen entgegen, die konservative Kräfte gegen die jakobinischen, die auch in allen Totalitarismen lebendig sind, zu führen haben. Es ist nicht zu leugnen, daß das Nachdenken über das Schicksal eines Mannes wie Abetz, wie dieses sich selbst schließlich auch gestalten möge, dazu beiträgt, die kommenden Fronten klarer zu erkennen.

Karl Epting

Friedensoffensiven

Die letzten Weltereignisse zeigen, daß die entscheidende Phase des Kalten Krieges begonnen hat¹. Es geht darum, zwei Vorgänge zu analysieren:

1. Welche weltpolitische Praxis entwickelt die neue amerikanische Regierung, und wie sind ihre Erfolgsaussichten?
2. Wie ist die neueste taktische Umorientierung in der Sowjetwelt zu deuten?

Die Kräfte, deren geographische Position zwischen Amerika und der Sowjetwelt liegt, zerbrechen sich über diese Zweifelsfragen am meisten die Köpfe. Sie möchten nicht noch einmal die völlig Ausgeschalteten bleiben, wie es in den Abmachungen von Teheran und Jalta geschah.

Defensive Gleichgewichtspolitik des Westens in der Sackgasse

Die Politik der Regierung Truman war kein Beharren in der Rooseveltischen Fehlbeurteilung von Teheran und Jalta. Sie hat schon ihre „Igelstellungen“ im Kalten Krieg geschaffen.

Die Regierung Truman hat geholfen, den sozialrevolutionär aufgezogenen Bürgerkrieg in Griechenland zu überwinden. Sie hat dort in jahrelangem Bemühen die innerpolitischen Verhältnisse mitstabilisiert, aber sie hat den Griechen nicht erlaubt, offensiv zurückzuschlagen, als die geschlagenen Rebellen über die Grenze flüchteten.

Dieses Verfahren wurde dann zur allgemeinen Praxis in allen Streitfällen zwischen Ost und West. Der amerikanischen Regierung ging es immer um die Wiederherstellung des alten Zustandes und um das Angebot eines neuen weltpolitischen Gleichgewichts auf der Basis gegenseitiger Nichteinmischung.

Diese Einstellung wurde in den USA auch von einem Teil der Republikanischen Partei geteilt. Sie hatte außerdem alle nichtamerikanischen Kräfte hinter sich, die für ein neues Gleichgewicht zu wirken suchten. Sie konnte sogar mit den Kräften als „potentiellen“ Verbündeten rechnen, die die Rooseveltische Kapitulationspolitik aus sozial- oder nationalrevolutionären Gründen unterstützt hatten und auch in der Politik Trumans eine Etappe für die Überleitung der Welt in eine marxistische Organisations- und Regierungsmaschinerie sahen.

Die potentiellen Verbündeten wollten verhindern, daß die von den Kremlinisten ausgelösten militärischen Aktionen von Amerika in den dritten „heißen“ Weltkrieg ausgeweitet werden konnten. Sie wollten den Kremlinisten das Risiko abnehmen und ihnen auch fernerhin die einseitig günstigen Bedingungen des Kalten Krieges sichern.

Die weltpolitische Stillhaltepraxis der Regierung Truman war teuer erkauft, und ihre Konsolidierungserfolge waren keineswegs gesichert. Die von Roosevelt eingeleitete neue Prosperität konnte zwar erhalten werden, am Ende der Regierungszeit Trumans hatte jedoch der Dollar die Hälfte seines früheren Wertes verloren. Die andere Hälfte war der Führungs- und Sicherheitsaufgabe in inflationistischer Praxis geopfert worden.

¹ Die Ansichten des Verfassers, deren Tendenz gerade in dieser Zeitschrift nicht oft zu Worte gekommen ist, finden sich ausführlich im Augustheft 1952.

Immer wenn der Kreislauf sich wieder dem alten Ausgangspunkt näherte, wenn die Sackgasse sichtbar wurde, forderten nicht nur die Kremlinisten neues *Appeasement* – wie zu Zeiten Roosevelts –, sondern auch die eigenen Nachhutkräfte an den Fronten des Kalten Krieges, die ihn in den eigenen Wirkungsbereichen national- oder sozialrevolutionär um- und auszuwerten suchten. Das ohnehin nur potentielle Bündnisgewicht der Nachhutkräfte wurde so zugleich zum Zersetzungsfaktor im eigenen Lager.

Eisenhowers Neubeginn

Die Regierung Eisenhowers ist nicht nur verpflichtet, die negativen Konsequenzen der bisherigen Stillhaltepraxis abzufangen, sie muß auch den amerikanischen Führungsanspruch erneut prinzipiell begründen. Das war der Sinn der Antrittsrede Präsident Eisenhowers. In grundsätzlichen und allgemeinen Formulierungen enthielt sie eindeutig eine Weltkonzeption im betonten Bekenntnis zu der seit Jalta außer Kraft gesetzten Atlantik-Charta. Sie war ein Appell an die gemeinsamen Interessen, an die gemeinsame geistig-kulturelle Einstellung und an die gemeinsame Willenshaltung der Amerikaner, der noch freien Völker außerhalb der Sowjetwelt und aller Unterdrückten in der Sowjetwelt.

Diese grundsätzliche Revision ist mehr als ein Parteienwechsel in der amerikanischen Regierung. Sie ist Revisionismus im geistig-kulturellen Sinne, auf wirtschaftlich-sozialer Ebene und in der Weltstrategie des Kalten Krieges. Sie ist zugleich ein Neubeginn in der manageriellen Ära, der die entsprechende Umorientierung auf allen Tätigkeitsgebieten nicht nur in Amerika, sondern in der gesamten noch nicht sowjetisierten Welt fordert. Dieser Neubeginn hat die Kremlinisten selbst veranlaßt, eine taktische Umorientierung für die entscheidende Phase des Kalten Krieges durchzuführen.

Taktische „Friedensoffensive“ des Kreml

Als die Kremlinisten in der letzten Phase vor dem Zweiten Weltkrieg zur Überzeugung gelangt waren, daß eine Interessenabgrenzung mit dem Hitler-Regime möglich sei – wenn auch nur für die letzte Phase des damaligen Kalten Krieges – wurde der entsprechende Pakt abgeschlossen. Die Zwischenkräfte, die vor dem Abschluß des Paktes potentielle Verbündete für die eine oder andere Seite gewesen waren, wurden von beiden Partnern des Paktes gemeinsam geopfert. Der Tatbestand, daß es keinen neutralen Zwischenboden mehr gab, sondern nur noch die Abgrenzung der machtpolitischen Bereiche – an deren Trennungslinie sich früher oder später die Ausweitung des Kalten Krieges in den heißen vollziehen sollte – schreckte keinen der beiden Vertragspartner.

Der Amtsantritt der neuen amerikanischen Regierung wird von den Kremlinisten genau so als der Beginn einer letzten Phase des Kalten Krieges betrachtet, in der es gilt, den Versuch zu wagen, mit den USA dort zu einer Abgrenzung von Interessensphären zu gelangen, wo das in Jalta noch nicht geschehen ist. Die Bereitschaft, die bisher im Kalten Krieg als potentielle Verbündete betrachteten Kräfte aus dem Niemandsland und aus der noch nicht sowjetisierten Welt für eine solche Lösung zu opfern, wird an entsprechenden Beispielen demonstriert. Innerhalb der Sowjetwelt aber werden rücksichtslos zur gleichen Zeit alle Kräfte

kaltgestellt oder liquidiert, die als potentielle Verbündete für Amerika oder die von Amerika geführte westliche Welt in Frage kommen könnten, falls der beabsichtigte Versuch der neuen weltumspannenden Interessenabgrenzung mißlingen sollte.

So ist für alle Fälle Vorsorge getroffen. Glückt der beabsichtigte Versuch der Abgrenzung nicht, so ist Zeit dafür gewonnen, daß innerhalb der Sowjetwelt eine das Sowjetregime zunächst wieder diskreditierende Reinigungsaktion so durchgeführt werden kann, daß man das Risiko einer Ausweitung des Kalten Krieges zum heißen Weltkrieg mit mehr Aussicht auf Erfolg eingehen kann. Zugleich ist aber auch die Aussicht darauf verbessert, daß sich im Notfall die taktische Schwenkung im Verhältnis zu den potentiell Verbündeten wieder revidieren läßt. Diese Kräfte könnten im heißen Krieg wieder als national- und sozialrevolutionäre Kreuzzügler für die kremlinistischen Weltherrschaftsziele direkt und indirekt eingesetzt werden.

Die Kremlinisten könnten dann argumentieren: „Wir haben Amerika unsere Bereitschaft zur Interessenabgrenzung im Weltmaßstab angeboten und zugleich im eigenen Machtbereich die notwendige Reinigungsaktion vollzogen. Unser Angebot wurde nicht angenommen. Die alleinige Schuld fällt deshalb auf Amerika. Nun gilt es, alle national- und sozialrevolutionären Kräfte gegen Amerika zu mobilisieren.“

Alle bisherigen massenpsychologischen Erwägungen, die auf Werbung und Täuschung berechnet waren, werden preisgegeben. Die Argumente zugunsten der Rassentoleranz kommen in Wegfall. Die sozialrevolutionäre Klassentheorie wird zugunsten des totalitären Kommandoturmes über Bord geworden. Die national-revolutionäre Phraseologie aber wird zum Code einer immer totalitärer und immer barbarischer werdenden Praxis des Kalten Krieges gemacht.

Es sind keineswegs Erwägungen der Schwäche, die den Kremlinisten diesen Kurs nahelegen, der so viel Nebenzeichen der Selbsterfleischung zu produzieren scheint. Es sind Erwägungen absoluter Allmacht, die nur noch über die Furcht wirken will, die die kremlinistische Regierungsmaschinerie nach allen Seiten ausstrahlt. Die Kremlinisten handeln nicht aus einer Verteidigungseinstellung heraus. Sie sind erneut zum Angriff im Kalten Krieg auf der bisher breitesten Front übergegangen.

Voraussetzungen zum Gegenangriff des Westens

In der noch nicht sowjetisierten Welt kann es jetzt nicht darum gehen, das Trennende in den Vordergrund zu rücken oder alles darauf zu konzentrieren, wie ein Dritter Weltkrieg unter allen Umständen – die Kapitulation vor dem kremlinistischen System eingeschlossen – verhindert werden könnte, sondern darum, wie das Gemeinsame zum Ausgangspunkt eines weltweiten Gegenangriffes im Kalten Krieg gemacht werden kann:

1. Die Führung eines solchen Gegenangriffs kann nur von Amerika ausgehen, weil es das stärkste Einsatzpotential dazu hat, die Hauptverantwortung für die Kapitulationspolitik von Jalta trägt und den politischen, finanzwirtschaftlichen und sozialen Revisionsprozeß am erfolgreichsten fördern kann.

2. Die UNO-Maschinerie kann – wenn der Veto-Mechanismus aus ihr beseitigt wird – die weltdemokratische Wirkung sichern.

3. Die defeatistische Einstellung, die in Geduld abwarten will, bis sich das kremlinistische Regierungssystem selbst zersetzt und das kapitalistische Wirtschaftssystem an seinen inneren Widersprüchen und mit Hilfe der inflationistischen Praxis zugrunde geht, muß überwunden werden.

4. Die kurzfristig egoistische Haltung, die aus dem Neutralismus noch zu einer Zeit Nutzen zu ziehen sucht, wo der Kalte Krieg weltweit ausgefochten werden muß und so weder für nationale noch für soziale und wirtschaftliche oder parteipolitische Sondervorteile Substanzboden bleibt, muß mit allen Mitteln bekämpft werden.

5. Die Unterdrückten in der Sowjetwelt, die einen wesentlichen Teil der potentiell verbündeten Kräfte im Kalten Krieg stellen, dürfen in ihm nicht mit Aufgaben vorbelastet werden, die sie erst erfüllen können, wenn die noch nicht sowjetisierte Welt ihren Konsolidierungsprozeß weiter vorwärtsgetrieben hat.

6. Da die neue „Reinigungsaktion“, die die gesamte Sowjetwelt umfaßt, die Furcht vor der Allmacht der kremlinistischen Regierungsmaschinerie unter den Unterdrückten der Sowjetwelt erhöht und selbst die zum Tode Verurteilten um die Gnade des kremlinistischen Todes plädieren läßt, darf dieser Tatbestand nicht als Selbstzersetzung des kremlinistischen Systems mißdeutet werden.

7. Die Auffassung, die aus sozial- und nationalrevolutionären Erwägungen oder aus marxistisch-manageriellen Motiven heraus seit Jalta für die Angleichung und Überleitung in die sowjetische Organisationstechnik und Praxis eintritt und massenpsychologisch für die Überwindung der Furcht vor der kremlinistischen Welt domination plädiert, – wie die Ansicht der englischen Bevanisten – muß als Selbstzersetzung der noch nicht sowjetisierten Welt offen und rücksichtslos angeprangert werden.

8. Für die gesellschaftlich-revisionistische Mitwirkung aller Klassen und aller Rassen muß in allen Gebieten außerhalb der Sowjetwelt während der manageriellen Ära in gleicher Weise die Bahn freigemacht werden, wie dies während der liberalen Ära im sozial-fortschrittlichen Sinne geschah.

9. Den durch diesen gesellschaftlichen Prozeß bedingten Auseinandersetzungen zwischen Revolutionären und Reformisten darf nicht weiter durch Verschleierung ausgewichen, sondern sie müssen in allen alten Kräfte- und Parteigruppierungen offen ausgefochten werden.

10. Die noch nicht sowjetisierte Welt muß als Welthandelseinheit betrachtet werden, zu der alle Beteiligten ihren militärischen und sozial-wirtschaftlichen Beitrag im regionalen Verteidigungsrahmen leisten können.

11. Es muß klar erkannt werden, daß es vorerst nicht um die Rückgewinnung von Gebieten aus der Sowjetwelt geht, sondern um die Abwehr neuer kremlinistischer Einbrüche, die mit der sogenannten endgültigen Abgrenzung weltweiter Interessensphären erstrebt werden.

12. Der neuen amerikanischen Führung muß die gleiche Bewährungschance zugestanden werden, wie sie die Regierungen Roosevelts und Trumans hatten, damit sich hinter ihr aus allen alten nationalen, sozialen und parteipolitischen Gruppierungen die evolutionär-reformistisch eingestellten Kräfte für die Konsolidierungsaufgaben so sammeln können, wie es vordem mit den manageriell-revolutionären Elementen in der ersten Periode der manageriellen Ära geschah.

Werden alle diese Erwägungen gebührend berücksichtigt, so kann in allen Tätigkeitsbereichen eine neue Initiative entwickelt werden, die dem Gegenangriff im Kalten Krieg die notwendige Stoßkraft zum Erfolg verleiht. Der „Reinigungsaktion“ in der Sowjetwelt kann der Klärungs- und Sammlungsprozeß in der noch nicht sowjetisierten Welt entgegengesetzt werden, der dann selbsttätig zur neuen Hoffnung und zum Anziehungspunkt für die Unterdrückten in der Sowjetwelt wird.

Der Osthandel bleibt die Chance

Zehn Jahre nach der Verkündung des „Amerikanischen Jahrhunderts“ ist es Mode geworden, Kritik an Amerika und an seiner Politik zu üben. Es wäre oberflächlich, diese weltweite Kritik mit einem Achselzucken und einer Bemerkung über die Undankbarkeit der Welt abtun zu wollen. Wenn Amerika sich heute einer Ablehnung – gerade auch bei seinen politischen Freunden – gegenüber sieht, so hat das Gründe, die in seinem politischen System liegen müssen.

Der reiche Onkel scheitert

Das amerikanische System besteht auf wirtschaftlichem Gebiet etwa in Folgendem: Der natürliche Reichtum des Landes und seine einmalige technische Leistung haben ihm die Früchte der Kostendegression nach dem Gesetz der großen Serie gebracht. Es hat einen Lebensstandard entwickelt, dessen Höhe nur gehalten werden kann, wenn dies Gesetz der großen Serie nicht außer Kraft gesetzt wird. Das heißt mit anderen Worten: Es ist billiger und – sicher für Amerika, Teile seines Produktions-Ergebnisses und unter Umständen sogar harte Dollars zu verschenken, als umfangreiche Importe zuzulassen, die den intakten und für den Warenabsatz so wichtigen ungeteilten amerikanischen Binnenmarkt stören könnten. Dies ist neben der karitativen Wiederbelebungs-Überlegung die andere Seite des Marshall-Planes gewesen. Er sorgte – neben allen humanitären Überlegungen – auch für einen Abfluß der Warenhorte aus der Kriegszeit in Regionen, die diese Waren brauchten. Er verhinderte zugleich auch die im ersten Nachkriegsstadium durchaus denkbare sozusagen interne Störung des amerikanischen Marktes. Noch heute hat das Internationale Weizenabkommen eine entsprechende Aufgabe. Seine problematischen Wirkungen z. B. auf den deutschen Handel sind ebenso bekannt wie die Absatz-Stützung, die es für die US-Landwirtschaft leisten soll und leistet.

Leider sind die Amerikaner in diesem Stadium des Denkens geblieben. Es wäre ihrer Stellung und Reputation in der Welt zweifellos bekömmlicher gewesen, wenn sie nach zwei oder drei Jahren etwas weniger in amerikanischen und etwas mehr in weltweiten Begriffen gedacht hätten. Sie hätten die Konsequenzen aus ihrer freiheitlichen Tradition ziehen und verstehen müssen, daß auch Geschenke Unfreiheit konstituieren, ja, daß es eigentlich nichts gibt, was dem Gedanken der Partnerschaft in Freiheit strikter zuwiderläuft als die Abhängigkeit von einem „reichen Onkel“. Aber Amerika ist zu reich, um ein Partnerschaftsverhältnis eingehen zu können. Es ist ihm unmöglich, die wieder erstarkende Industrieproduktion der befreundeten Nationen auf seinen eigenen Märkten zuzulassen.

So entstand – sich dauernd verschärfend – das Problem der Dollarlücke. Es ist ein Problem, das in seiner deprimierenden Wirkung durchaus einseitig ist. Für Amerika drückt sich darin kein belastender Tatbestand aus. Für die abhängigen und immer abhängiger werdenden Länder aber beginnt es, den Charakter eines fundamentalen Problems anzunehmen. Ein natürlicher Ausgleich wäre theoretisch durchaus denkbar. Die Weltwirtschaft müßte sich, ohne Amerika, zwischen Europa und jenen Räumen abwickeln, die von jeher entscheidende Bedeutung für den europäischen

Handel hatten, nämlich den heute sogenannten Ostblock-Staaten und den exotischen Räumen.

Just in dem Augenblick nun, da die Länder des europäischen Westens sich auf diese Zusammenhänge besinnen wollten, brach der Korea-Krieg aus. Amerika benutzte seine Machtposition, um eine Wirtschaft-Kriegführung durchzusetzen, die Westeuropa in völlige Ausweglosigkeit zu bringen droht. Einerseits verschloß die *Embargo*-Politik¹ den Ostblock für den Absatz westeuropäischer Industriewaren, andererseits bewirkte das *stockpiling* (die besinnungslose Rohstoff-Hortung) der Amerikaner ein Emporschnellen der Rohstoffpreise. Damit waren die technisch nicht so leistungsfähigen europäischen Industrieländer, die die höheren Rohstoff-Preise schlechter „verkraften“ konnten als die USA, auf den exotischen Märkten nicht mehr konkurrenzfähig. Die Rohstoffländer gingen zudem auf Grund ihrer wachsenden Dollar-Einnahmen zu einer Industrialisierungspolitik über, die der europäischen Konsumgüterproduktion verringerte Chancen bot.

In jüngster Zeit beginnen sich hier zwar gewisse Lösungsmöglichkeiten anzudeuten auf die verdienstvolle Wirtschaftspublizisten, wie z. B. Herbert Groß, nicht müde werden hinzuweisen. Dennoch wird auf lange Sicht und auch grundsätzlich (wegen des bevölkerungsmäßigen Übergewichts) der vereinfachend so genannte Osthandel von entscheidender Bedeutung bleiben.

Noch bietet der Osten Chancen

Man mag die Erfahrungen der Ost-West-Handelskonferenz der *ECE*² in Genf ganz ernst nehmen oder einen Abstrich für propagandistisch-taktische Manöver machen. Tatsache bleibt, daß sich neben dem für die Weltwirtschaft verlorenen amerikanischen Bereich ein zweiter Bereich als in sich autark zu etablieren beginnt: Der „Ostblock“ von Schanghai bis Helmstedt! Danach geht es nun nicht mehr darum, daß die europäischen Länder der Randlandzone (im Sinne der Mackinderschen Dreigliederung der Welt) über eine vorenthaltene Möglichkeit schmolten, sondern darum, daß diese Möglichkeit gewaltsam zerstört worden und vielleicht unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Dies droht sich zu einer Situation auszuwachsen, die nicht nur die Randlandzone selbst in ihrer *viability*, ihrer Lebensfähigkeit, bedroht, sondern auf diesem Umweg auch die amerikanische Position selbst. Die Amerikaner haben also in einem integralen Sinne schlechte Politik gemacht. Sie haben nicht nur Selbstachtung und Lebensfähigkeit derer zerstört, die sie an sich gekettet haben, sondern zugleich die Grundlagen der Stärke ihrer Bundesgenossen so sehr in Frage gestellt, daß sie in nicht zu ferner Zukunft nicht einmal mehr in der Lage sein könnten, den Schutz und Schirm zu gewähren, der einen wesentlichen, wenn nicht den wesentlichen Reiz eines Zusammengehens mit ihnen ausmachte. Das Empfinden für diesen Bankerott einer als „*One World Policy*“ bezeichneten Politik ist der Hintergrund jener Animosität, die sich über die ganze Welt ausbreitet.

Noch ist nicht eindeutig klar, ob es keinen Ausweg gibt. Genf und die überraschenden Angebote des „Ostblocks“ muß man nicht für bare Münze nehmen. Wie in allen Verhandlungen trachtet jeder der Partner danach, seine Position als möglichst stark zu charakterisieren. Immerhin sollte man die durch die *Embargopolitik* künstlich vorangetriebene Industrialisierung des Ostblocks nicht übersehen. Man sollte auch

¹ *Embargo* = Handelsperre.

² *Economic Commission for Europe* im Rahmen der UNO.

nicht vergessen, daß Industrialisierung unter den besonderen rohstoffmäßigen und politischen (autoritären, konsumbeschränkenden) Bedingungen dieser Region praktisch Autarkisierung bedeuten kann und damit also eine Abschaltung vom Welthandel.

Im Dezember vorigen Jahres hat die Bundesauskunftsstelle für den Außenhandel bereits darauf hingewiesen, daß der Handel der UdSSR mit China von 0,35 % im Jahre 1936, über 7,76 % im Jahre 1949 und 19,8 % im Jahre 1950 auf 44,7 % im Jahre 1951 geklettert ist. John Harriman sagte am 20. 2. 1953, daß 1950 nur 26 % des chinesischen Handels mit der Sowjetunion und ihren anderen Verbündeten abgewickelt wurden, daß aber 1951 (also nach dem vollen Wirksamwerden der *Embargo*-Bestimmungen) dieser Prozentsatz eines allerdings wohl geschrumpften chinesischen Außenhandels auf 72 % hinaufgeschwungen war. Anfang März überschrieb William Yale, Professor an der Universität von New Hampshire, einen Artikel im *Christian Science Monitor* mit dem Titel: „Wirtschaftliches Harakiri“. Er fragte rhetorisch, ob nicht die *Embargo*-Politik ernstere Folgen für die wirtschaftliche Gesundheit der Westlichen Welt gehabt habe als für die des Ostblocks.

Dem gegenüber ist es etwas verstimmend, wenn uns in der deutschen Tagespresse und z. B. im Londoner *Economist* immer wieder umfängliche Darstellungen über die fehlende Lieferfähigkeit der Ostblock-Staaten angeboten werden, wenn die Ergebnisse der Moskauer Weltwirtschaftskonferenz z. B. bagatellisiert werden. Gerade die Engländer, die auch in Genf wieder ganz vorne lagen mit ihren Bemühungen um den Handel mit dem Osten, treiben in ihren Publikationen eine bewußte Tarnung. Während der *Economist* genau vor Jahresfrist schrieb: „*No Business in Moscow*“, schloß die britische Delegation die Verträge ab, die im Januar/Februar 1953 eine Versiebzehnfachung (Versiebzehnfachung!) im britischen Chinahandel gegenüber dem gleichen Vorjahrszeitraum herbeigeführt haben. Die deutsche Publizistik aber gefällt sich in einer überraschenden Linientreue zur amtlichen deutschen Politik, die den Osten einfach nicht zur Kenntnis nimmt, weil seine Existenz nicht ins politische Konzept paßt. Dieses: „Nicht-sein-kann, was-nicht-sein-darf“-Verhalten täuscht aber weder über die chinesischen Ziffern hinweg, noch über die tiefgreifenden Struktur-Wandlungen der osteuropäischen und mitteldeutschen Wirtschaft, auf die Prof. Thalheim von der Berliner Freien Universität immer wieder hinweist. Auch die steigenden Getreide-Exporte der UdSSR sollte man nicht übersehen. Allein über die Schwarzmeerhäfen gingen 1949/50: 356 000 t, 1950/51: 596 000 t und 1951/52: 753 009 t. Es ist in Bezug auf die sowjetische Lieferfähigkeit auch nicht ganz uninteressant, daß die UdSSR in den sechs Jahren bis 1952 eine Getreidereserve von 25 Mill. t aufgestapelt hat. Für 1952/53 bleiben bei einer weiteren Aufstockung der Reserve um 4 Mill. t immerhin noch 5 Mill. t für den Export. Die Lieferangebote, die in Kohle z. B. in Genf sowohl in Menge wie in Preis überraschten, sind gleichfalls außerordentlich interessant. Es kann bei der bedingungslosen Betonung der Grundstoff- und Schwergut-Produktion im östlichen Raum wohl unterstellt werden, daß es sich hier um echte Entbehrlichkeiten handelt. Einen Nichtvollzug solcher Lieferangebote wird man sich andererseits nicht gut leisten können, wenn man im Osten Wert darauf legt, ernst genommen zu werden. Über den dritten, sozusagen klassischen Ostrohstoff, über das Holz, ist in letzter Zeit wenig gesprochen worden. Vielleicht treffen für ihn die wortreichen Darlegungen des *Economist* zu, die besagen, Arbeitskräftemangel und ökonomische Fehldispositionen hätten zu einem völligen Zusammenbruch auch der östlichen Holzwirtschaft geführt. Vielleicht erfahren wir morgen schon entscheidende Neuigkeiten über Holzverwertung im Osten, die eine neue Bedrohung des Welthandels bedeuten könnten.

Es ist sicherlich töricht, auf der einen Seite die Rote Gefahr mit Riesenlettern an die Wand zu malen, auf der andern Seite aber die Leistungsfähigkeit des autoritären Regimes auf wirtschaftlichem Gebiet zu negieren. Selbst wenn man den Ost-Delegierten ihre Genfer Angebote nicht voll glaubt, sollte man sich nicht darüber täuschen, daß sie zumindest Ausdruck für die mögliche Umschaltgeschwindigkeit wirtschaftlicher Planungen in jenem Bereich sind, in dem die Freiheit schlechthin und gar die Freiheit des Marktes und der Konsumwahl nicht existiert.

Da neben allen Liefermöglichkeiten großen oder kleinen Umfanges n a c h dem Osten der Westen (vor allem Europas) beträchtlich Bezugsmöglichkeiten a u s dem Osten wahrnehmen möchte und muß (Dollarlücke!) sollte man sich allmählich vor allem im westlichen Deutschland zu einer massiven Aktivität auf diesem Gebiet entschließen. Es kann dabei keinem Zweifel unterliegen, daß von einer Wiederaufnahme der ökonomischen Beziehungen auch der Osten Vorteile hat. Allerdings befestigt sich im Augenblick die Überzeugung, daß die Vorteile für den Westen fast größer sind. Die Ostblockstaaten sind nach der ersten Runde (die sie wahrscheinlich für sich buchen können) allerdings in der Lage, zu Abschlüssen zu schreiten, die im Falle des Nichtvollzuges für sie weniger schmerzlich sind als für den Westen. Daß der Osten plötzlich Konsumgüter fordert, muß nicht ein Trick sein, sondern könnte bedeuten, daß er sich zwar am internationalen Warenaustausch beteiligen will, um nicht alles selbst machen zu müssen, daß er sich aber nicht mit schweren Produkten oder mit entscheidenden Grundstoffen in die Abhängigkeit vom Westen begeben will. Mit anderen Worten: Wir haben unter Umständen die Chance des *Big Business* verspielt. Das muß aber nicht bedeuten, daß wir in einem etwas törichten Stolz nun auf das *Small Business* (in Konsumgütern) verzichten sollten.

Gerade ein solches Geschäft vermindert allerdings das Gefälle des Lebensstandards zwischen West und Ost, das bisher ein so beliebtes Argument der unilateralen Westpolitiker war. Aber vergessen wir nicht, daß dieses Gefälle nicht nur durch eine Aufbesserung des Standards im Osten, sondern auch durch eine Verschlechterung im Westen beseitigt oder verringert werden kann. Politische ebenso wie wirtschaftspolitische Fehler haben die unangenehme Eigenschaft, daß sie gebieterisch ihre Honorierung fordern. Diese Stunde der Honorierung der kurzsichtigen und ergebnislosen oder gerade verkehrt ergebnisreichen Embargopolitik ist gekommen.

Westeuropa befindet sich dabei in der denkbar schlechtesten Position. Es muß für Fehler bezahlen, die der große Bruder gemacht hat und die er allem Anschein nach auch in der Zukunft nicht bereit ist zu unterlassen. Eine Schließung der Dollarlücke durch Zulassung europäischer Exporte nach Amerika zeichnet sich auch unter der neuen amerikanischen Regierung keineswegs ab. Wir Deutsche befinden uns in besonders schlechter Lage, weil wir im Osthandel wesentlich mehr eingebüßt haben als a l l e anderen Staaten. Das ist zwar a u c h eine Folge der Besatzung. Unsere übertriebene Gefolgstreue gegenüber den Amerikanern trägt aber ein gerüttelt Maß an Schuld an dieser überflüssigen Last.

Für exotische Märkte fehlt uns Kapital

Es bleibt die Frage zu klären, ob die Märkte der Randlandzone selbst, die hier einmal so genannten Exoten-Märkte, und die Märkte Südamerikas in der Lage wären, uns einen echten Ausgleich zu gewähren und uns die Lebensfähigkeit zu erhalten, wenn das eurasische Herzland (das sich weitgehend mit dem heutigen Ostblock deckt), unter Einschluß Chinas einerseits und das periphere, maritim bestimmte Gebiet andererseits als Absatz- und Bezugsmärkte ausfallen.

Wir haben eingangs schon die Störung dieser Märkte durch die amerikanische *stock pile*-Politik gestreift. Es sind aber nicht nur die Preise der Rohstoffe im Ver-

hältnis zu den Preisen unserer Fertigerzeugnisse, die sogenannten *Terms of Trade*, die uns das Leben und Wirtschaften mit den „Exoten“ erschweren. Diese Märkte erfüllen alle mehr oder weniger den Tatbestand der sogenannten „unterentwickelten Gebiete.“ Ihre Lieferfähigkeit in Rohstoffen und ihre Aufnahmefähigkeit für unsere Erzeugnisse sind eine ziemlich eindeutige Funktion unserer eigenen Kapitalexporte. Es bleibt sich dabei gleich, ob man an die Erschließung von Bodenschätzen und Wasserkraft oder an die in jüngster Zeit propagierte Sanierung ungesunder Gebiete und die im einzelnen zwar kleineren, insgesamt aber gleichfalls beträchtlichen Kapitalerfordernisse bei der Finanzierung handwerklich-bäuerlicher Produktionen denkt. Der Grund für die Rückständigkeit und das heißt produktionsmäßig und handelsmäßig: Unergiebigkeit, dieser Gebiete ist ihre Kapital-Unterversorgung. Diese auszugleichen ist unser Land (wegen zweier verlorener Kriege und radikaler Eigentums- und Vermögens-Vernichtung oder -Konfiskation) nicht in der Lage. Auch die anderen europäischen Länder aber müssen kurz treten, denn die Kapitalwanderung über den Ozean, die Akkumulation des Kapitals in Amerika, ist ja nicht erst nach dem Zweiten, sondern schon während und nach dem Ersten Weltkrieg eingetreten oder angelaufen.

Gewiß liegt in der inzwischen erfolgten Bevölkerungsvermehrung der unterentwickelten Gebiete jene brennende Chance, von der die Wirtschaftspublizistik spricht, aber es zeichnet sich wenigstens im Augenblick nicht ab, daß wir die Chance wahrnehmen können. Vielleicht liegt in einem Zusammenschluß der europäischen Interessen, vor allem in einem Vollzug des einen oder anderen überseeischen „Planes“ ein gewisses Ausgleichselement. Aber die ersten Ansätze sind nicht ermutigend. Der Schumanplan hat nicht die Konzentration wenigstens Kleuropas auf die afrikanische Aufgabe gebracht. Der Straßburg-Plan scheiterte bis vor kurzem an der britischen Ablehnung. Vielleicht haben neuere Besprechungen (in Fortsetzung der *Commonwealth*-Konferenz vom Dezember und des erfolglosen englischen Amerika-Besuchs im Frühjahr 1953) einige neue Ansatzpunkte ergeben. Man wird es abwarten müssen.

Die greifbare Chance wäre auch für diese Überlegungen nur gegeben, wenn die Amerikaner helfen würden. Aber wollen wir das? Können wir es wollen? Und wollen es die Amerikaner? Die Rendite ist für privates amerikanisches Kapital im eigenen Land größer, und das Risiko ist jedenfalls zunächst dort kleiner. Außerdem sei nicht vergessen, daß die Amerikaner noch weniger als in vergangenen Jahrzehnten in der Lage zu sein scheinen, weltwirtschaftlich zu denken. Sie denken binnenwirtschaftlich und zur Zeit auch noch strategisch. Ihre strategischen Überlegungen aber gehen nicht auf ein echtes, das heißt ein fungibles Gleichgewicht aus, sondern auf überwältigende militärische Macht.

Chance der Freiheit im Gleichgewicht

So bietet sich – selbst im gewandelten Gewande – der Handel mit dem Ostblock als die entscheidende Möglichkeit an. Ein entschlossenes Umschalten auf diese Möglichkeit könnte – in politischen Kategorien verstanden – zudem vielleicht geeignet sein, ganz neue Gleichgewichtszustände zu schaffen und damit vielleicht endlich die Amerikaner zu jener Revision ihres Verhaltens zwingen, die sie freiwillig nicht vorzunehmen bereit waren.

Es könnte speziell uns Deutsche anregen, den Osthandel mit entschlossener Energie zu aktivieren, daß die Engländer, das in Fragen des Welthandels erfahrenste und erfolgreichste

Volk, auf dieser Linie operieren. Es sollte uns nicht stören, daß wir auch im Verhältnis zum östlichen Bereich heute *Junior Partner* sein dürften. Der Traum von einer europäischen Hegemonie ist ohnehin ausgeträumt.

Es kann nur eine Balance geben. Diese aber ist mit dem Osten durchaus nicht weniger wahrscheinlich als mit den Amerikanern. Ja, die Chancen sind nach den voraufgegangenen Erfahrungen sogar größer. Man muß sich nur endlich von der Vorstellung befreien, daß der Osten in wirtschaftlichen Dingen grundsätzlich weniger vernünftig denkt als der Westen (d. h. in diesem Falle: Amerika). Es deutet vieles darauf hin, daß das Gegenteil der Fall ist. Der Osten hat eine Konsolidierungsaufgabe vor sich, bei der wir Europäer ihm nützlich sein können. Er will mit uns ein echtes Geschäft machen, und er will es so lange mit uns machen, wie für ihn ein Nutzen dabei herauschaut.

Die Amerikaner können auf Grund der starken Ähnlichkeit ihrer Wirtschaft mit der unseren kaum ein echtes Geschäft machen; sie können eigentlich nur potentielle Verbündete subventionieren. Das ist keineswegs eine Sicherheit für ein gutes wirtschaftliches Zusammenspiel. Vor allem ist es keineswegs eine langfristige Garantie. Die dritte denkbare Möglichkeit endlich, die einer Autarkisierung unseres Raumes als dritter Teil, ist praktisch nicht zu verwirklichen. Mit der, keineswegs sicheren, amerikanischen Hilfe diesen Versuch zu machen, würde heißen, auf dem amerikanischen Holzweg noch um einiges weiter voranzuschreiten.

Es ist nicht denkbar in unserer komplexen Welt, Wirtschaft ohne politische Gedanken zu treiben, genau so wie es nicht möglich ist, Politik ohne wirtschaftliche Überlegungen zu vollziehen. Das, was sich auf politischem Gebiet augenblicklich begibt oder andeutet, hat auf wirtschaftlichem Gebiet seine Parallele. Hier wie dort ist vor den Gewinn das Risiko gesetzt. Man muß es eingehen, will man den einzigen Gewinn einheimsen, den es lohnt anzustreben, ein Gleichgewicht, das den Frieden möglich macht.

Die alten Formeln Knickerbockers vom lockenden und drohenden roten *H a n d e l*, die er 1930/31 prägte, sind überholt. Was heute droht, ist die rote *A u t a r k i e*. Sie ist ebenso denkbar und möglich wie die (vollzogene und so katastrophal wirkende) amerikanische Autarkie. Es bedarf also nicht des Osthandels, um ein Augenblicksgeschäft zu machen, sondern um die definitiv zerstörerischen Wirkungen eines endgültigen, die ganze Welt umfassenden Verfalls des Welthandels zu verhindern. Wir wiederholen die Gedanken von William Yale, der von einem wirtschaftlichen Harakiri gesprochen hat. Daß wir uns – ebenso wie z. B. die Engländer – nicht nur im Osten, sondern möglichst auf allen Feldern rühren sollen, versteht sich. Vielleicht entsteht dann – im Zeichen der Bemühungen um ein Gleichgewicht – auch weltwirtschaftlich wieder das, was sich noch von jeher in den wirtschaftlichen Beziehungen als so besonders fruchtbar erwiesen hat: Wettbewerb, in diesem Falle ein internationaler Wettbewerb. Gesprochen wird ja ohnehin von seiner Notwendigkeit gerade von jenen, die die Freiheit auf ihre Fahne geschrieben haben.

KARL-HEINZ BOLAY

Lappland - Land der Zukunft

Interesse der Sowjets

Ende März 1953 veröffentlichten fast alle westeuropäischen Zeitungen das Gerücht, die Sowjetunion habe Finnland vorgeschlagen, Lappland nördlich des 68. Breitengrades gegen Ostkarelien mit Wiborg auszutauschen, also gegen jenes Gebiet, das nach dem Zweiten Weltkrieg an die Sowjetunion gefallen ist. Die Nachricht gab als Grund für den sowjetischen Vorschlag das Streben der Sowjetunion nach einer gemeinsamen Grenze mit Schweden an, die eine Kontrolle der amerikanischen Flugbasen in Nordnorwegen ermöglichen solle. Das finnische Außenministerium dementierte jedoch die Nachricht entschieden und teilte mit, daß ein sowjetischer Vorschlag dieser Art völlig unbekannt sei.

Tatsache ist, daß seit 1945 die Sowjetunion zwischen Murmansk und Petsamo in einem Abstand von je 5 bis 10 Meilen Flugplätze angelegt und außerdem von Petroskoi (finnisch: Äänislinna), der sowjetkarelischen Hauptstadt, eine vierbahnige Autostraße nach Murmansk ausgebaut hat, mit Stichstraßen auf beiden Seiten in einem Abstand von ungefähr 2 bis 3 Meilen. Ein Zeichen, welche Bedeutung Finnlands großer östlicher Nachbar seinem arktischen Besitz in Fenno-Skandinavien beimißt! Praktisch könnten die Sowjets, im Besitze Nordfinnlands, das gesamte Nordnorwegen von Tromsö an abschneiden, da der nordwestliche „Käsivarsi“-Zipfel Lapplands sich bis auf etwa 30 km dem Lyngenfjord nähert und die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Nördlichen Eismeer überschreitet.

Das besondere Interesse der Sowjets an Nordfinnland äußert sich jedoch auch in der finnischen Innenpolitik. Die finnischen Kommunisten haben in Lappland eine schlagkräftig ausgebaute und disziplinierte Organisation. Sie sind dort die zweitstärkste Partei. Bei den Wahlen am 6. Juni 1951 wählten von 90 192 Wahlberechtigten in Lappland 69 250, also 77 Prozent, die sich auf folgende Parteien verteilten:

Agrarpartei:	26 237 mit 3 Sitzen im Reichstag
Kommunisten:	23 355 mit 3 Sitzen im Reichstag
Sozialdemokraten:	9 416 mit 1 Sitz im Reichstag
Konservative:	7 969 mit 1 Sitz im Reichstag
Finn. Volkspartei:	2 273 mit 1 Sitz im Reichstag

Die absolute Mehrheit erangen die Kommunisten in der größten Industriestadt Lapplands, Kemi, die am 18. August 1949 durch die kommunistisch inspirierte sogenannte Kemi-Revolté unrühmlich bekannt wurde. Es war dies nach 1945 der einzige Fall in Finnland, bei dem die Polizei mit Gewalt die Ordnung wiederherstellen mußte.

Durch die Inbetriebnahme der Polarfluglinien und amerikanisch-kanadischer Flugstützpunkte im arktischen Bereich ist auch die Bedeutung Lapplands gewachsen.

Der finnische Lapplandplan

Doch unabhängig von diesen weltstrategischen Erwägungen traf die finnische Regierung durchgreifende Maßnahmen zur Industrialisierung und Kolonisation Nordfinnlands, um die dort vorhandenen Möglichkeiten einer Ausweitung des finnischen Lebensraumes voll ausschöpfen zu können.

Die finnische Provinz Lappland umfaßt ein Gebiet von annähernd 100 000 qkm, das ist ein Drittel des finnischen Staatsgebietes, ungefähr so viel wie Holland, Belgien und die Schweiz zusammen, in dem allerdings nur 167 000 Menschen wohnen, also rund 1,8 Seelen je qkm. (In Gesamtfinnland beträgt die Bevölkerungsdichte 13,1 Seelen je qkm.) 22,8 % der Bevölkerung Lapplands leben in Städten und 77,2 % auf dem Lande, die Bauern und Landwirte machen 55–60 % der Bevölkerung aus. An Ackerboden hat Lappland heute 56 000 ha, doch je Bauernhof liegt die durchschnittliche Größe des Ackerlandes noch unter 10 ha. Seit 1945 wurde der Ackerboden um 18 000 ha, also rund ein Drittel, vergrößert. Im gleichen Ausmaße sollen die Landgewinnungsarbeiten in den kommenden Jahren fortgesetzt werden. Selbstverständlich sind durch das Klima diesen Bemühungen enge Grenzen gesetzt, und Pflanzenzüchtungsversuche bringen nur teilweise einen Ausgleich. Ganz im Norden, in Muddusniemi, auf dem 69. Breitengrad, befindet sich die nördlichste landwirtschaftliche Versuchstation der Welt mit 12 ha Ackerland, auf der Professor O. Pohjakallio wichtige Pflanzenzüchtungsversuche in dem kurzen, aber strahlungsintensiven Polarsommer anstellt. Neue subarktische Roggen-, Weizen- und Kartoffelsorten werden dort gezüchtet, damit der Ackerbau Lapplands noch ergiebiger wird. Auch 27 km nördlich von Rovaniemi, an der Eismeerstraße schon nördlich des Polarkreises, liegt eine landwirtschaftliche Versuchsstation, Apukka.

Von besonderer Bedeutung für die Zukunft des Landes ist die geplante Industrialisierung. Am 23. Januar 1953 wurde zu dieem Zwecke die Kemijoki-Aktien-Gesellschaft mit einem Grundkapital von 700 Millionen Finnmark ins Leben gerufen. 64,7 % des Aktienkapitals gehören dem Staat, den Rest teilen sich zwei private Aktiengesellschaften. Der finnische Ministerpräsident Kekkonen wurde Präsident und der finnische Handels- und Industrie-minister Tervo Vizepräsident des Verwaltungsrates dieser neuen A. G. Die Hauptaufgabe der *Kemijoki O. Y.* besteht in der Anlage mehrerer Kraftwerke, die hauptsächlich zwischen Rovaniemi und Kemi errichtet werden sollen. Das erste Werk am Petäjäskoskifall ist schon im Bau, desgleichen ein Werk in Lunsua am Kemisee. Bereits 1952 wurde das Isohaara-Kraftwerk fertiggestellt, dessen Bau den Auftakt zur Industrialisierung des Kemijokitaes gab und das gleichzeitig den Wasserstand des Kemi und seiner Zuflüsse reguliert. Finnland beabsichtigt, durch diese neuen Kraftwerke eine eigene Holzveredelungsindustrie aufzubauen. Da eingehende geologische Untersuchungen ergaben, daß die schwedischen Erzlager von Kiruna und Gällivara ihre Fortsetzung in Lappland haben, sollen die Kraftwerke auch später gleichzeitig dem Aufbau einer Metallindustrie dienen.

Im Herbst 1944 nach dem Abzug der deutschen Truppen stand Lappland noch vor einem viel größeren Problem. Damals waren fast alle Gebäude und Brücken zerstört, insgesamt 5 400 Wohnhäuser, 10 600 landwirtschaftliche Gebäude und 500 öffentliche Bauten, doch der Neuaufbau war bereits 1950 beendet.

Wer heute Lappland besucht, wird das Land kaum wieder erkennen. In Rovaniemi stehen anstelle der alten Holzhäuser nunmehr zwei- bis vierstöckige moderne Steinhäuser. Das gesamte Stadtbild hat sich verändert. Die Straßen wurden erweitert und asphaltiert, Sportanlagen, Schulen und Krankenhäuser errichtet, ein neuer Bahnhof gebaut und ein Flugplatz angelegt. Eine neue 300 Meter lange Straßen- und Eisenbahnbrücke verbindet die Stadt mit den jenseits des Kemi flusses gelegenen Gebieten. Moderne Hotels, Warenhäuser und Bankniederlassungen zeugen von der wirtschaftlichen Bedeutung der lappischen Hauptstadt mit ihren heute 23 000 Einwohnern. Aber auch die größeren Lappmarksflecken wie Muonio, Kittilä, Sodankylä oder Kemijärvi haben sich zu modernen Gemeinden entwickelt, zu Zentren ihrer Landschaft, wo sich die Lappmarksbauern und Holzarbeiter wochentags zu Geschäftsabschlüssen und sonntags zum Kirchgang und Caféhausbesuch einfinden. Alle Orte sind täglich mindestens zweimal mit bequemen Überlandomnibussen zu erreichen. Das Wegnetz ist gut ausgebaut. Vor allem für den jährlich immer stärker werdenden Besucherstrom

wirkte sich dies günstig aus. Im Jahre 1952 besuchten fast 30 000 Touristen Lappland, für die ein besonderer Anziehungspunkt die etwa 2 700 Lappen waren.

Diese Lappen sind ausschließlich Renttierherdenbesitzer und haben sich zu einer Genossenschaft *Puliskunta* zusammengeschlossen, durch die alle Fragen der Renttierzucht und Renttierhaltung gemeinsam behandelt werden. Bei dem vorgesehenen Industrialisierungs- und Kolonisationsprogramm sind besondere Maßnahmen getroffen worden, um die Rechte der Lappen nicht zu schmälern.

Durch die Erschließung Lapplands erobert sich Finnland auf friedlichem Wege eine neue Provinz mit großen Zukunftsmöglichkeiten und schweißt gleichzeitig seine nördlichen Landesteile fester mit dem Süden zusammen. Statt nach Schweden, Kanada und den USA auszuwandern, werden die Fin-

nen sich in den nächsten Jahren nach Lappland wenden. Daß Finnland die Aufgabe meistern wird, kann nicht bezweifelt werden.



CHARLOTTE LÜTKENS

Von der Grenzersiedlung zur Weltmacht

SCHWIERIGKEITEN UND MÖGLICHKEITEN DES AMERIKANISCHEN WACHSTUMS

Obwohl man über ein Volk keine Verallgemeinerungen vorbringen sollte, weder im Guten noch im Bösen, muß mit einer Verallgemeinerung begonnen werden: die Probleme, vor denen sich die USA heute sehen, sind die gleichen wie die aller „westlichen“ Völker. Auch sie stehen vor der Aufgabe, Formen des Zusammenlebens zu erhalten oder zu entwickeln, die der Gegenwart angepaßt und ihren neuartigen Forderungen auf allen Lebensgebieten gewachsen sind. Reiches Amerika oder zerrüttetes Deutschland, – wir leben alle in der gleichen Zeit.

Die amerikanische Staatsgründung erfolgte in engen und primitiven Verhältnissen: wenig Menschen, geringer Verkehr, kleine und zahlenmäßig geringe Aufgaben. Seitdem aber sind überall neue Aufgaben erwachsen; ihr wichtigster Ursprung ist die gewaltige Ausdehnung, die das Gemeinwesen in jeder Beziehung erfahren

hat, an Raum und Macht, an Zahl der Menschen und ihrer Schichtung, an Mitteln und Geschwindigkeit.

Als Beispiel seien einige Angaben über die Zunahme der staatlichen Aufgaben im Staate Connecticut gemacht. Bei Annahme der Verfassung (1818) bestand die Landesregierung aus 5 Ämtern, 1850 aus 10, 1900 aus 42, 1927 aus 67 und 1935 aus 160. Die Kosten stiegen von \$ 30 Millionen im Jahre 1927 auf 45 Millionen im Jahre 1935. Die Staatsausgaben im Jahre 1948 waren dreimal so hoch wie 1930 und siebenzigmal so hoch wie 1900. Sie betrugen pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1900 \$ 3, im Jahre 1920 \$ 22 und 1947 nahezu \$ 80.

Es gibt gewisse Faktoren, die in USA den Übergang zu neuen Ordnungen des Zusammenlebens besonders erschweren.

Ochsenkarren auf der Autobahn?

Da ist in erster Linie die Verfassung. Kein Mensch im Jahre 1776 konnte die technische Entwicklung der nächsten 175 Jahre auch nur ahnen. Die amerikanische Verfassung sollte im Grunde garnicht glatt funktionieren. Sie gleicht jenen schweren Planwagen, auf denen die Pioniere die ungeheuren Weiten des Kontinents erschlossen, langsam, schwerfällig und ein wenig holpernd. Sie ist ein System von Hemmschuhen; bewußt zersplittert sie die politischen Gewalten in Gewicht und Gegengewicht. Sie ist im Grunde gegen das Regieren gerichtet, und ihr Leitgedanke lautet: je weniger regiert wird, desto besser. Diese Einstellung ist noch heute tief im Bewußtsein des amerikanischen Volkes verwurzelt. Die Zeit zu Beginn der Industrialisierung, als die 13 Kolonien sich ihre Verfassung gaben, kannte nur schlechte Straßen; da war nicht viel dagegen einzuwenden, wenn auch der Staatswagen rumpelte und gelegentlich steckenblieb. Heute, in einem Kontinent der motorisierten Eilstraßen, ist sie vielfach zu schwerfällig für die zahllosen, eiligen Aufgaben. Angesichts der absichtlichen Schwerfälligkeit der Maschinerie für eine Verfassungsänderung blieb häufig nichts übrig, als zur Bewältigung der ungezählten Aufgaben an den Verfassungseinrichtungen herumzuflicken – hier eine Organisation aufzubauen, dort ein Amt –, ohne System und Einheit. Der *New Deal* gab den ersten starken Antrieb für die Schaffung solcher *ad hoc* Organisationen. Wie man bei dem Aufbau neuer Ämter zunächst verfuhr, beschrieb einer der engsten Mitarbeiter Franklin D. Roosevelts mit den Worten: „Wir hämmerten darauf los; manchmal traf es den Nagel auf den Kopf, manchmal unsere eigenen Finger.“

Die Durchführung dringender Arbeiten wird durch die Konstruktion der Verfassung selber vielfältig gehemmt. Vor allen Dingen ist, mit wachsender Ausdehnung der Aufgaben und Institutionen, die politische Verantwortung nicht immer klar festgelegt. Wer hat die Verantwortung? Der Präsident? Der Kongreß? Bei vielen der neuen Behörden ist es nicht immer ganz sicher, wem sie eigentlich unterstehen. Die Schätzungen, wieviele Ämter dem Präsidenten unmittelbar unterstehen, schwanken zwischen 65 und 80. Das hängt z. T. mit ihrer Entstehung, mehr noch aber mit dem Prinzip der Gewaltenteilung zusammen. Da das amerikanische System kein parlamentarisches Repräsentativsystem, d. h. die Regierung nicht ein Ausschuß der Legislative ist, fehlt die Ministerverantwortlichkeit. Das bringt oder erlaubt oft genug ein bedenkliches Gegeneinander einzelner Ministerien. Zum Beispiel schickte nach 1927 das *Department of Commerce* ihm unterstehende Handelsattachés, 1930 das Landwirtschaftsministerium ihm unterstehende Landwirtschaftsattachés ins Ausland, und

erst seit 1939 gibt es einen einheitlichen Auswärtigen Dienst unter dem *Department of State*, übrigens wiederum getrennt vom Dienst in der Zentrale.

Auf der anderen Seite mischt sich der Kongreß, zumal wenn seine Mehrheit nicht zur Partei des Präsidenten gehört, oft willkürlich und ohne klare Abgrenzung seiner Kompetenzen in die Verwaltung ein. Dieser Mangel an klarer Verantwortung führt dann zu Belastungen und Unsicherheit in der Verwaltung und gefährdet das ohnehin noch unsichere Ansehen der Bürokratie. Der Kongreß interessiert sich für die Ausweitung der Verwaltungsmaschine u. a. auch darum, weil sich hier nicht selten bequeme Patronagemöglichkeiten bieten und man den Wählern draußen im Lande billig einen Gefallen tun kann. Ein anschauliches Beispiel bietet etwa die Wasserstraßenverwaltung. Ursprünglich war das *Army Corps of Engineers* (Pionierkorps), das der Kontrolle des Kongresses untersteht, mit der Verwaltung der Bundeswasserstraßen betraut. Im Laufe der Jahre entstanden eine Reihe von weiteren Bundesbehörden mit gleichen Aufgaben, die ihrerseits dem Präsidenten unterstehen. Die wichtigste ist die *Tennessee Valley Authority (TVA)*. So kommt es manchmal vor, daß die Pioniere einen Fluß aufwärts gehen und sich dabei auf halbem Weg mit dem andern Wasserstraßenamt treffen, das gerade den gleichen Fluß von oben nach unten gehend kontrolliert und bereinigt.

Der Föderalismus fördert in oft erstaunlichem Maß die Langsamkeit lokaler Behörden. In einer ganzen Reihe von Staaten tritt die gesetzgebende Körperschaft nur alle zwei Jahre zusammen, alljährlich nur in sechs der 48. In Alabama tagen die Gesetzgeber sogar nur alle vier Jahre. Einige Staaten begrenzen die Dauer der Session der Legislative auf 40–90 Tage, oder sie setzen die Bezüge der Parlamentarier nach Überschreitung bestimmter Sitzungsfristen empfindlich herab. Die Abgeordneten von Oklahoma bekommen z. B. nach 60 Tagen statt der sechs Dollar Diäten nur noch zwei Dollar. Die Sorge vor dem *Zuviel*-Regieren ist gerade unter heutigen Bedingungen oft nicht mehr zeitgemäß und kann sogar in dem reichen Land zu ernstesten Gefährdungen führen.

Als ich in die Hauptstadt des Staates Kansas kam und mich wunderte, dort noch so viel Folgen der Überschwemmung von vor einem halben Jahr zu finden, erklärte man mir, es gebe für diese Zwecke noch keine Haushaltsmittel, da die Legislative erst im kommenden Jahre wieder zusammentrete.

Den gewaltigen neuen Aufgaben, die von den zerstörenden Naturkräften dem amerikanischen Kontinent heute gestellt werden – Erosion, Sandstürme, Überschwemmungen, Entwaldung usw. – stand die Verfassung oft fremd und hilflos gegenüber. Lange Zeit meinte und hoffte man, mit dem überkommenen *laissez-faire* weiter zurecht zu kommen, aber schließlich wurden die Notstände doch zu dringlich. Der Bedarf an Beamten und öffentlichen Angestellten wächst zusehends. Das *Department of State* etwa bestand im Jahre 1938 aus 936 Beamten in der Zentrale und etwa 3750 im Ausland, 1950 aus 5700 in Washington und weit über 13 000 im Außendienst. Da aber das Mißtrauen gegen „den Staat“ ein starkes Element des nationalen Bewußtseins bleibt, so trifft der Beamte noch häufig auf schwer auszurottende Vorurteile. Bemühungen, sein Prestige zu heben, sind vorhanden. Wichtiger noch ist, daß die Zahl der Staaten, welche ihre Beamten auf Grund von Prüfungen und Qualifikationen auswählen, zunimmt. Die Examina selber sind schwer; so bestanden von den 1288 Bewerbern, die sich 1947 an der ersten Prüfung für den Auswärtigen Dienst beteiligten, nur 117. Durch die Unklarheit darüber, wo die letzte politische Verantwortung liegt, fehlt es zudem dem Beamtenkörper manchmal auch an dem nötigen Schutz gegen Angriffe aller Art. Dies schmälert wiederum sein oft noch geringes soziales Prestige.

Kräfte der Anpassung

Ist das alles nur tragbar, weil das Land so reich und so groß ist? Eine solche Erklärung wäre zu bequem. Eher handelt es sich um Kinderkrankheiten und Wachstumsschmerzen. Denn es gibt vielerlei erleichternde Faktoren im Sozialen und vor allem im Menschlichen, welche eine Anpassung und notwendige Bereinigung mehr fördern, als die hemmenden sie aufhalten können.

Entscheidend ist, daß die Amerikaner begriffen haben, daß es mit dem primitiven Optimismus des *laissez-faire*, der für die engen Gemeinschaften der Frühzeit und für die freien Räume vor der Expansion über den Kontinent paßte, nicht mehr sorgenlos weitergeht. Vielleicht der tiefste Eindruck, den ich 1952 bei einem Besuch des Landes nach 25 Jahren hatte, ist: die Amerikaner haben gelernt, daß man mit den Natur-schätzen – und das schließt auch die Menschen ein – haushalten muß. Ohne allen Dogmatismus kann man sagen, Amerika hat begriffen, daß Wirtschaften Planen heißt. Dahin gehört auch, daß die Menschen die Bedeutung der Sekurität erkannt haben. Für die gesamte Stimmung bedeutet das eine gewisse D ä m p f u n g d e s a g g r e s s i v e n H a s t e n s , des Nur-voran-kommen-Wollens um jeden Preis.

Manchmal, wenn ich Studenten nach ihren Berufswünschen fragte, sagten sie mir, sie wollten in eine Staatsstellung. Allerdings sind fast alle ebenso darauf vorbereitet, nicht nur Stellung, sondern auch Berufsart zu wechseln, und Personalwechsel etwa zwischen Lehrstuhl und Staatsstelle ist ebenso häufig wie zwischen Wirtschaft und Staat. Das bringt alles eine gewisse Lockerheit mit sich, und ein Umbruch ist dadurch weniger heftig fühlbar.

Wichtiger noch für die Anpassungsmöglichkeit an die veränderten Gesamtbedingungen ist es, daß die Demokratie als Lebensform so fest in der Tradition des Landes verankert ist. Sie ist so stark, weil sie das Erbe ist der Pionierzeit, das Erbe des Puritanismus, das Erbe des tätigen Christentums und im weitesten Sinn das Erbe der angelsächsischen Art, das menschliche Zusammenleben zu meistern. Auch wo die Technik und das Vordringen des Staates Gefahren bringen können, sind die regenerierenden Kräfte stark und lebendig. Die Amerikaner haben vor allem den Willen, sich selber zu helfen, die Fähigkeit zur Initiative, den demokratischen Glauben an die Gleichheit und die Fähigkeit zur Selbstorganisation.

In einem ehemaligen Notstandsgebiet nahe der kanadischen Grenze im Staate Michigan, hatten die Menschen sich zusammengerafft und aus eigener Initiative ein *College* für ihre Kinder gebaut. Im Michigansee stand eine verlassene Marinestation; Washington erlaubte ihre Verwendung, vorausgesetzt, daß sie durch die Interessenten selbst abmontiert würde, sie montierten sie selber ab. So schlossen sich Farmer und kleine Geschäftsleute in freiwilliger Arbeit mit eigenen Lastwagen, Traktoren, mit Schaufeln und Kübeln zusammen und bauten auf einem alten Flugplatz ein bescheidenes *College* für ihre Kinder. Der Plan gab der ganzen Gegend einen gewaltigen Stimulus an Energie.

Nicht weit davon war ich bei einer jungen Farmersfrau zu Gast. Sie war ungeheuer aktiv, war Mitglied des Bibliotheks- und Schulausschusses der Gemeinde, hatte einen Haufen Kinder und bemühte sich, die eingesessenen Handwerkstraditionen wieder zu beleben. Daneben baute sie sich gerade ein Haus. Ich fragte nach dem Baumeister und erfuhr, daß sie alles mit einem benachbarten Zimmermann selbst entworfen und auch die Tüfelung der großen Halle Stück für Stück selbst genagelt hatte. Die Leute haben keine Bedenken, Dinge zu unternehmen, die sie nicht gelernt haben. Ein aus Deutschland stammender Ingenieur sagte mir voller Anerkennung: „Diese Leute haben vor nichts Respekt.“ Das gilt aber auch gegenüber dem, was man mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung tun „darf“ oder „kann“. Man ist weitgehend vorurteilsfrei und wendig. Man trifft Professoren, die Kühe züchten, als *hobby* oder als Erwerb, und niemand fände es „nicht standesgemäß“.

Diese geistige und soziale Beweglichkeit stammt natürlich in erster Linie aus der Zeit der Siedlungsgrenze gegen die Indianer, der *Frontier*. Aus dieser Epoche stammt auch der Drang des Amerikaners zur Geselligkeit, die Neigung, Dinge gemeinsam zu tun. Auf diese Weise erreicht man auch unter heutigen Bedingungen mit verhältnismäßig ganz geringen Mitteln durch freiwillige Nachbarschaftshilfe viel, was sonst vielleicht der Obrigkeit überlassen bliebe. Auf diese Weise bleibt bei aller Größräumigkeit, trotz des Wechsels von Ort und Zielen, in den Menschen ein Verantwortungsgefühl lebendig für das, was ihnen allen am Herzen liegt, für die *res publica* aller. Sehr oft wird damit eine Organisation von Amtswegen von vornherein überflüssig. Örtliche Kräfte werden neu herangezogen, und oft werden unorthodoxe Methoden dabei angewendet.

So kann man vielerlei Kräfte entdecken, die elastisch genug sind, die Enge und Starrheit der überlieferten politischen Form zu erweichen, die respektlos und ungebunden genug sind, über eine allmählich etwas fadenscheinig gewordene liberale Ideologie hinauszuführen.

Die *Tennessee Valley Authority* z. B. ist ein unmittelbar dem Präsidenten unterstehendes Bundesamt, das nach langen Kämpfen für die Regulierung des Tennesseefflusses eingesetzt wurde. Es war von Anfang an als mehr denn eine technische Behörde gedacht. Die Gründungsakte sagt, *the whole situation* in diesem riesigen Talbecken solle in Rechnung gesetzt werden, außer der materiellen Erschließung solle auch alles berücksichtigt werden, was die Menschen selber betrifft. Damit wurde eine technische so gut wie eine politische und eine psychologische Revolution – von bundeswegen – in die Wege geleitet. Bei Umsiedlungen wurde die Gesamtsituation der alten oder neuen Gemeinde im Auge behalten, Gemeinden wurden in ihrem Selbstbewußtsein durch Prämien für Fortschritte gestärkt, und auch die kleinen sentimentalischen Dinge, die den Menschen so wichtig sind, wurden nicht vergessen. Dabei war man nach Durchführung der großen technischen Bauten immer darauf aus, die Selbsttätigkeit der Bewohner herauszufordern. Das Prinzip blieb immer „Wir, die Regierung, geben euch die Werkzeuge (Dünger, Beratung, Elektrizität), anwenden müßt ihr sie selber.“ So wird versucht, die traditionelle Abneigung gegen staatliches Eingreifen mit privater Initiative zu koppeln. Es ist eine gelenkte Initiative unter Anerkennung der gemeinsamen Aufgabe.

Man versucht, auf die einfachen menschlichen Beziehungen aufzubauen, die jeder versteht. Zur Funktion des Beamten gehört es, Zeit für Besucher zu haben. Auch die Erziehung zum gewandten Auftreten in der Öffentlichkeit ist ein Teil der Erziehung zum Staatsbürger, und es ist bezeichnend, daß man meist viel weniger mit Theorie und Philosophie vorgeht als nach dem Prinzip der Menschenbildung: „Lehren durch Beispiel, Lernen durch Tun.“

Amerikanische Großstädte

Die politischen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen des Großstadtwachstums in einem der Tradition entbehrenden und den gefährlichen Massenpsychosen der Überheblichkeit und Furcht gleichermaßen ausgesetzten Land sind von amerikanischen Denkern wie Lewis Mumford beschrieben und erklärt worden.

Die Volkszählungen, die im Abstand von je 10 Jahren von 1900 bis 1950 stattgefunden haben, zeigen, daß jede Gegend und sogar jede Stadt ihr eigenes Wachstumsgesetz hat. Es gibt Perioden langsameren und schnelleren Wachstums, das Tempo ist von der örtlichen und zeitlichen Lage, von wirtschaftlichen, politischen und geographischen Verhältnissen bedingt. Die beiden letzten Jahrzehnte zeigen fast allgemein den Gegensatz zwischen dem Stagnieren der dreißiger Jahre als Folge der Depression und dem durch Kriegsindustrie und Nachkriegswirtschaftsblüte bewirkten Aufstieg.

Manche Gegenden, vor allem der Westen, Südwesten und die neuen Industriezentren des lange in der Entwicklung zurückstehenden Südens, fallen durch besonders starke Zunahme auf. In einigen der älteren Gebiete des Ostens und Mittelwestens ist das Wachstum mancher, vor allem mittlerer, Großstädte fast völlig zum Stillstand gekommen, was, wie etwa bei Kohle- oder Textilstädten auf relative Erschöpfung oder Verlagerung der Produktion zurückzuführen ist, bei vielen anderen aber auf die Ausdehnung der Industrie- und Wohngebiete von dem oft beschränkten Gebiet der politischen Gemeinde auf die weitere Umgebung des sich bisweilen 20 oder 30 Kilometer weit erstreckenden *Metropolitan District*.

Amerikanische Großstädte über 200 000 Einwohner

(Einwohnerzahl bei den Volkszählungen in Tausenden – Einwohnerzahl des zugehörigen *Metrop. District* in Klammer)

Stadt	Metrop. Distr.	1950	1940	1930	1920	1910	1900
New York	(12.912)	7892	7455	6930	5620	4767	3437
Chicago	(5.495)	3621	3397	3376	2702	2185	1699
Philadelphia	(3.670)	2072	1931	1951	1824	1549	1294
Los Angeles	(4.368)	1970	1508	1238	577	319	102
Detroit	(3.016)	1850	1623	1568	994	466	286
Baltimore	(1.337)	950	859	805	734	558	509
Cleveland	(1.466)	915	878	900	797	561	382
St. Louis	(1.681)	857	816	822	773	687	575
Washington	(1.464)	802	663	487	438	331	279
Boston	(2.370)	801	771	781	748	671	561
San Franzisko	(2.241)	775	635	634	507	417	343
Pittsburgh	(2.213)	677	672	670	588	534	452
Milwaukee	(871)	637	587	578	457	374	285
Houston	(807)	596	385	292	138	79	45
Buffalo	(1.089)	580	576	573	502	424	352
New Orleans	(685)	570	495	458	387	339	287
Minneapolis	(1.117)	522	492	464	381	301	203
Cincinnati	(904)	504	456	451	401	364	326

Seattle	(733)	468	368	366	315	237	81
Kansas City, Missouri . . .	(814)	457	399	400	324	248	164
Newark	(—)	439	430	442	415	347	246
Dallas	(615)	434	295	260	159	92	43
Indianapolis	(552)	427	387	364	314	234	169
Denver	(564)	416	322	288	256	213	134
San Antonio	(500)	408	254	232	161	97	53
Memphis	(482)	396	293	253	162	131	102
Oakland	(—)	385	302	286	216	150	67
Columbus	(539)	376	306	291	237	182	126
Portland, Oregon	(702)	374	305	203	258	207	90
Louisville	(577)	369	319	308	235	224	205
San Diego	(557)	334	203	148	74	40	18
Rochester	(488)	332	325	328	296	218	163
Atlanta	(672)	331	302	270	201	155	90
Birmingham	(559)	326	268	260	179	133	38
St. Paul	(—)	311	288	272	223	215	163
Toledo	(396)	304	282	291	243	168	132
Jersey City	(—)	299	301	317	298	268	206
Fort Worth	(361)	279	178	163	106	73	27
Akron	(410)	275	245	255	208	69	43
Omaha	(366)	252	224	214	192	124	103
Long Beach	(—)	211	164	142	56	18	2
Providence	(737)	249	253	253	238	224	176
Miami	(495)	249	172	111	30	5	2
Dayton	(457)	244	211	201	151	117	85
Oklahoma City	(325)	244	204	185	91	64	10
Richmond, Virginia	(334)	230	193	183	172	128	85
Syracuse	(342)	221	206	209	172	137	103
Norfolk	(446)	214	144	130	116	67	47
Jacksonville, Florida	(304)	205	173	130	92	58	28
Worcester	(274)	203	194	195	180	146	118

Amerikanische Städte zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern

Tulsa	183	142	141	72	18	1
Salt Lake City	182	150	146	118	93	54
Des Moines	178	169	143	126	86	62
Hartford	177	166	164	138	99	80
Grand Rapids	177	164	169	138	113	88
Nashville	173	167	154	118	110	81
Wichita	169	115	111	72	52	25
Youngstown	168	168	170	132	79	45
New Haven	164	161	163	163	134	108
Flint	163	152	156	192	39	13
Springfield, Massachusetts . .	162	150	150	130	89	62
Spokane	162	122	116	104	104	37
Bridgeport	159	147	147	144	102	71
Yonkers	153	143	135	100	80	48
Tacoma	144	109	107	96	84	38
Paterson	139	140	139	136	126	105
Sacramento	138	106	94	66	45	29
Albany	135	131	127	113	100	94
Charlotte, Nordkarolina	134	101	83	46	34	18
Fort Wayne	134	118	115	87	64	45
Gary	134	112	100	55	17	—

Austin	132	88	53	35	30	22
Chattanooga	131	128	120	58	45	30
Erie	131	117	116	93	67	53
El Paso	130	97	102	78	39	16
Kansas City, Kansas	130	121	122	101	82	51
Evansville	129	97	102	85	70	59
Mobile	129	79	68	61	52	38
Trenton	128	125	123	119	97	73
Shreveport	127	98	77	44	28	16
Baton Rouge	126	35	31	22	15	11
Scranton	125	140	143	138	130	102
Camden	125	118	119	116	95	76
Knoxville	125	112	106	78	36	33
Tampa	125	108	101	52	38	16
Cambridge, Massachusetts	121	111	114	110	105	92
Savannah	120	96	85	83	65	54
Canton, Ohio	117	108	105	87	50	31
South Bend	116	101	104	71	54	36
Berkeley	113	86	82	56	40	13
Elizabeth	113	110	115	96	73	52
Fall River	112	115	115	120	119	105
Peoria	112	105	105	76	67	56
Wilmington	110	113	107	110	87	77
Reading	109	111	111	108	96	79
New Bedford	109	110	113	121	97	62
Corpus Christi	108	57	28	11	8	5
Allentown	107	97	93	74	52	35
Phoenix	107	65	48	29	11	6
Montgomery	107	78	66	43	38	30
Pasadena	105	82	76	45	30	9
Duluth	105	101	101	99	78	53
Waterbury	104	99	100	92	73	46
Somerville	102	102	104	93	77	62
Utica	102	101	102	94	74	56
Little Rock	101	88	82	65	46	38
Richmond, Kalifornien	100	24	20	17	7	—
Lynn	100	98	102	99	89	69

Die Volkszählung von 1950 ergab:

5 Millionenstädte,
 13 Städte zwischen 500 000 und 1 Million,
 18 Städte zwischen 300 000 und 500 000,
 14 Städte zwischen 200 000 und 300 000,
 und 48 Städte zwischen 100 000 und 200 000.

Die gleichzeitige westdeutsche Volkszählung ergab für dieselben Gruppen:

über 1 Million 1 Stadt,
 über 500 000 6 Städte,
 über 300 000 7 Städte,
 über 200 000 6 Städte,
 über 100 000 22 Städte,

Auch in Westdeutschland ist der Vergleich mit der Zählung von 1900 möglich; obwohl die Beispiele ungewöhnlichen Wachstums selten sind, zeigen doch die Großstädte des Ruhrgebiets mit der bezeichnenden Ausnahme von Wuppertal – trotz der zweimaligen Katastrophe eines verlorenen Kriegs – Zunahmen, die selbst in den USA nicht sehr oft über-

troffen werden. Zu den amerikanischen Großstädten kommen noch 18 Städte von mehr als 90 000 Einwohnern, die z. T. inzwischen schon die 100 000-Grenze erreicht haben. Darunter sind unter anderem Sitze von Staatsregierungen und/oder Staatsuniversitäten: Lincoln (Nebraska), Jackson (Mississippi), Albuquerque (New Mexico), Madison (Wisconsin), Lansing (Michigan), Harrisburg (Pennsylvania). Selbst mit Einschluß dieser Städte gehört nur die Hälfte der Staatshauptstädte zur Kategorie der Großstädte, da die Amerikaner es zumeist vorgezogen haben, Regierungssitze und Hochschulen in die Stille kleiner Städte zu verlegen. Auch hier spiegelt die Volkszählung den Wandel der Zeit; das Anwachsen der Hauptstädte im Zeichen der mit dem modernen Staat verknüpften Bürokratie und der Staatsuniversitäten als Ergebnis des demokratischen Dogmas mit seinem Glauben an eine Hochschulbildung für jedermann.



Verteilung im Raum

Die Kartenskizze zeigt die geographische Verteilung der 50 Städte mit über 200 000 Einwohnern. Die 58 Städte der Gruppe zwischen 100 000 und 200 000 hätten wegen ihrer Häufigkeit vor allem im Nordosten nur auf einer Karte größeren Maßstabs eingezeichnet werden können. Während es in den Gebirgsgegenden im Osten wie im Westen sowie im Nordwest-Mittelwesten 15 Staaten ohne auch nur eine Stadt von mehr als 100 000 Einwohnern gibt, drängen sich die Großstädte in anderen Staaten: Kalifornien steht an der Spitze mit 9 (1900 waren es nur 2, davon die eine, jetzt die größte Stadt des Westens, mit knapp 100 000); dann folgen Massachusetts und Ohio mit je 8, New York und Texas mit je 7 und schließlich Pennsylvanien mit 6.

Die Großstädte verteilen sich in folgender Weise auf die 6 Hauptgegenden:

	mehr als: 1 Mill.	500 000	300 000	200 000	100 000	Gesamt
Atlant. Nordosten	2	3	1	4	21	31
Mittelwesten	2	7	7	3	14	33
Süden	—	1	3	4	11	19
Südwesten	—	1	2	2	5	10
Pazifischer Westen	1	1	4	1	6	13
Felsengebirge	—	—	1	—	1	2

Die geographische Verteilung zeigt das zahlenmäßige Überwiegen der verhältnismäßig lange Zeit besiedelten Gebiete im Nordosten, Mittelwesten und Süden; daß die Hochgebirgsgegend keine wirklich große Stadt mit Ausnahme von Denver aufweist,

ist natürlich; dagegen ist die wachsende Zahl von Großstädten in dem noch vor wenigen Jahrzehnten menschenleeren Südwesten und Westen ein Kennzeichen der neuesten Entwicklung, so daß heute 9 unter den 36 amerikanischen Städten von über 300 000 diesen beiden Gegenden angehören.

Ein Blick auf die Karte zeigt 5 Hauptgruppierungen von Großstädten:

1. Eine fast ununterbrochene Reihe von Großstädten und *Metropolitan Districts* (mit dem New Yorker von fast 13 Millionen und 4 anderen von über 1 Million) liegen im Küstengebiet zwischen Virginien und Massachusetts. Wie man bei der Fahrt im Zug oder auf der Straße feststellen kann, kommt man kaum je außer Sicht von industriellen oder städtischen Siedlungen. Obwohl die gewaltige Ausdehnung des Landes mehr offene Flächen übrig läßt als etwa das Rhein-Ruhrgebiet oder das mittellenglische Industriegebiet, hat dieses nordostatlantische Gebiet der USA als Sinnbild modern industrieller Vergrößerung kaum seinesgleichen in der Welt.

2. Der nordöstliche Mittelwesten zwischen den Großen Seen und dem Ohio hat die gleiche Zahl von Millionenstädten und *Metropolitan Districts* von mehr als 1 Million.

3. Im Gebiet um den Golf von Mexiko und seinem weiteren Hinterland liegen schnell wachsende Großstädte inmitten weiter landwirtschaftlicher oder noch nicht ganz erschlossener Flächen: die großen Metropolen am Golf, New Orleans und das neue amerikanische Wunderkind, Houston, und im Inland der Städtekrans von Atlanta, Birmingham und Memphis über Dallas-Fort Worth bis San Antonio.

4. Das Mississippi-Missouri-Inlandsgebiet wird beherrscht vom Großstadtviereck St. Louis, Minneapolis-St. Paul, Omaha und Kansas City.

5. Die Großstadtzentren am Stillen Ozean zeigen ein klimatisch und wirtschaftlich begünstigtes schnelles Anwachsen auf 2 *Metropolitan Districts* von mehreren Millionen und 3 von mehr als einer halben Million, aber zwischen der kalifornischen Gruppe: San Diego – Los Angeles – San Franzisko, und der Nordwestgruppe Portland-Seattle liegt ein schwach besiedelter Raum von fast 900 km Ausdehnung.

Die Agglomerationen

Eine wichtige Erscheinung der Verstädterung sind die *Metropolitan Districts*. Die Revolutionierung des modernen Schnellverkehrs durch die Eisenbahn und noch mehr durch das zur Selbstverständlichkeit gewordene Privatauto hat die Einbeziehung eines immer weiteren Umkreises möglich gemacht. Neue Wohn- und Industrieviertel sind so in immer wachsender Entfernung von dem alten Kern entstanden. Die immer größere Menge und Schnelligkeit der Verkehrsmittel und die unlösbare wirtschaftliche und kulturelle Verflechtung auch weit voneinander entfernter Teile haben aber die Einheit dieses komplizierten Organismus aufrecht erhalten, der in manchem die früheren Funktionen der Kernstädte übernommen hat.

Zukunftshoffnungen sowie der immer noch starke Drang nach quantitativer Größe haben bisweilen dazu geführt, erst zukünftiger Entwicklung vorbehaltene Gebiete in den *District* einzuschließen, manchmal den ganzen, in den Neugebieten oft sehr ausgedehnten Kreis (*County*). Infolgedessen gibt es nicht wenige *Metropolitan Districts*, die etwa das Ruhrgebiet an Größe erheblich übertreffen.

Metropolitan Districts über 500 000 Einwohner

	Bevölkerung 1950	1940	Fläche in qkm
New York und New Jersey	12 912	11 681	11 400
Chicago	5 495	4 499	9 450
Los Angeles	4 368	2 905	12 480

Philadelphia	3 671	2 899	9 320
Detroit	3 016	2 296	5 180
Boston	2 370	2 351	2 160
San Franzisko und Nachbarstädte	2 241	1 429	9 790
Pittsburgh	2 213	1 994	7 970
St. Louis	1 681	1 368	6 690
Cleveland	1 466	1 215	1 780
Washington	1 464	908	3 950
Baltimore	1 337	1 047	3 050
Minneapolis-St. Paul	1 117	911	4 680
Buffalo	1 089	858	4 160
Cincinnati	904	789	1 910
Milwaukee	871	790	615
Kansas City	814	634	4 300
Houston	807	510	3 010
Providence	737	711	1 440
Seattle	733	453	5 700
Portland (Oregon)	705	406	9 630
New Orleans	689	540	4 570
Atlanta	672	442	2 960
Dallas	615	370	2 330
Louisville	577	434	2 370
Denver	564	384	7 370
Birmingham	559	408	2 890
San Diego	557	256	11 150
Indianapolis	552	455	1 030
Columbus	539	366	1 300
Youngstown	518	372	4 480
Albany-Schenectady	514	432	3 680
San Antonio	500	319	3 320

Zwischen 300 000 und 500 000 Einwohnern:

Miami (495); Rochester (488); Memphis (482); Dayton Ohio (457); Norfolk (446); Allentown-Bethlehem (438); Akron (419); Tampa-St. Petersburg (409); Springfield Massachusetts (407); Toledo (396); Wilkes Barre-Hazleton (392); Omaha (366); Fort Worth (361); Hartford (358); Wheeling-Stebenville (354); Syracuse (342); Knoxville (337); Richmond (Virginien) (334); Nashville (332); Phoenix (332); Oklahoma City (325); Jacksonville (Florida) (304).

Außerdem gibt es noch 34 kleinere *Metropolitan Districts* zwischen 200 000 und 300 000 Einwohnern und 60 zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern.

Die Tabelle zeigt Fläche und Einwohnerzahl derjenigen, die mehr als 500 000 Einwohner haben; die Einwohnerzahlen für die Volkszählung von 1940 lassen daneben sowohl die durch natürlichen Zuwachs wie die durch sprunghafte Ausdehnung erfolgte Bevölkerungszunahme erkennen.

Es gibt 14 Städte von über 1 Million und 19 von über 500 000. Wo das Wachstum des Stadtkerns aus geographischen oder politischen Gründen beschränkt ist, beträgt die Bevölkerung des *Metropolitan District* durch Aufnahme des Zuwachses oft ein Mehrfaches des Kerns, wie etwa im Fall von Boston, San Franzisko, Pittsburgh und St. Louis.

Außer diesen Großgebieten gibt es noch 22 Stadtbereiche zwischen 300 000 und 500 000.

In der großen Zahl dieser *Metropolitan Districts* spiegelt sich zugleich der amerikanische Drang zur Verstädterung und die Ausdehnung des auch in der Nähe der Großsiedlungen noch der Erschließung harrenden – wenn auch längst in Privatbesitz

übergegangenen – Landes. Die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte ist ja eine alte amerikanische Einrichtung. Die erst mit der modernsten Hochhausarchitektur allmählich überwundene Häßlichkeit der Geschäftsviertel (mit den in ihrer Nähe gelegenen *Slums*) machte die Verlegung des Wohnens in die *Suburbs* – die nicht ganz dasselbe sind wie europäische Vorstädte – und die oft meilenweit entfernte halbländliche Umgebung wünschenswert, wobei die am Steuer des Wagens verbrachten Stunden unterwegs zwischen der nervenaufreibenden Intensität großstädtischen Berufslebens und der komfortablen Langeweile des *Home* selbst eine für den Großstadtmenschen wichtige psychologische Funktion haben, als Auslaß sonst nicht verbrauchter Energie.

Während viele dieser *Districts* um einen alten Großstadtkern als Außenringe gewachsen sind, bilden andere ein Konglomerat von industriellen Mittelstädten, wie etwa in Deutschland das oberschlesische Industriegebiet im Gegensatz zu dem um wirkliche Großstädte entstandenen Rhein-Ruhrgebiet.

Als Beispiel ausgedehntester *Metropolitan Districts* – seit der letzten Volkszählung auch offiziell als *Standard Metropolitan Areas* bezeichnet – dürfte der um die 105 000 Einwohner zählende Hauptstadt von Arizona (Phoenix) liegende mit seinen fast 24 000 Quadratkilometern gelten; und die Größe manchen europäischen Landes übertrifft der von San Bernardino in Kalifornien, wo einer Stadt von 63 000 Einwohnern ein Gebiet von über 50 000 Quadratkilometern, zumeist Wüste und Steppe, angegliedert ist.

Die Unterschiede des Wachstumstempes

Die Liste der 6 Volkszählungen von 1900 bis 1950 gibt reiches Material für das Verständnis des außerordentlich verschiedenen und ungleichen Wachstumstempes bei den einzelnen Städtetypen und geographischen Gebieten.

Los Angeles hatte 1900 gerade das erste Hunderttausend überschritten und besaß die gleiche Einwohnerzahl wie Memphis, Omaha und Scranton. Inzwischen ist es auf fast 2 Millionen angewachsen.

Die Krisen im Kohlenbergbau haben die Bevölkerung von Scranton fast auf dem Stand von 1900 gehalten; Omaha, Verkehrs- und Handelszentrum im landwirtschaftlichen West-Mittelwesten, ist auf das 2 $\frac{1}{2}$ fache angestiegen; nur Memphis, eine der führenden Städte des neuen Südens, ist zu einer Stadt von 400 000 angewachsen.

Um die Jahrhundertwende gab es in der ganzen westlichen Hälfte des Landes nur eine wirkliche Großstadt, San Franzisko. Houston und Dallas, die heutigen Halbmillionenstädte von Texas, hatten etwa 45 000 Einwohner, soviel wie Akron, die heute auf 275 000 angewachsene Autoreifenstadt; die heute 214 000 Einwohner zählende Flottenstation Norfolk; das im Kern wenig, aber im *Metropolitan District* stärker gewachsene Stahlzentrum Youngstown, und kaum gewachsene Städte wie Fort Wayne und Waterbury.

San Antonio, heute über 400 000, hatte damals wenig mehr als 50 000 wie Erie, Peoria, Utica, Savannah; und Seattle hatte rund 80 000 wie die nicht unwichtigen, aber so viel langsame wachsenden Staatshauptstädte Nashville und Hartford.

San Diego in Kalifornien und Rochester, die Kodakstadt in New York, haben heute die gleiche Einwohnerzahl; vor 50 Jahren war Rochester neunmal so groß wie das Flotten- und Flugzeugbauzentrum am Stillen Ozean.

Detroit, Washington, New Orleans und Milwaukee waren damals Städte von 280 000 Einwohnern. Sie haben alle zugenommen und gehören noch immer zu den wichtigsten amerikanischen Großstädten. Aber es ist bezeichnend, daß die Weltautostadt Detroit und – im Zeichen der wachsenden Machtkonzentration und Bürokratie – die Landeshauptstadt Washington die anderen weit überflügelt haben.

Selbst ein Vergleich der Entwicklung innerhalb der letzten dreißig Jahre ist lehrreich. 1920 hatte etwa Houston dieselbe Bevölkerungszahl wie Hartford, Grand Rapids und Seranton und San Diego dieselbe wie Peoria; New Haven übertraf noch Dallas und San Antonio; Corpus Christi in Texas, heute an Einwohnerzahl Wilmington, dem Sitz des größten chemischen Konzerns der Welt, gleich, hatte damals nur ein Zehntel der Bevölkerung.

Übrigens zeigt dieser Fall, wie etwa auch der der führenden Universitätsstädte Cambridge (Harvard) und New Haven (Yale), daß der Größenzuwachs nicht das einzige Kriterium für die Bedeutung einer Stadt selbst in den Vereinigten Staaten ist. Noch vor 20 Jahren hatte San Diego an der Westküste nicht mehr Einwohner als die Industriestadt Bridgeport in Connecticut, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Städte in dieser althesiedelten Gegend sozusagen aufeinandersitzen und weder geographisch noch rechtlich die weiten Einverleibungsmöglichkeiten ihrer jüngeren Konkurrenten im Westen haben.

Das Jahrzehnt 1940–50, in dem das ganze Land einen erstaunlichen Zuwachs erlebt hat, zeigt natürlich eine oft gewaltige Zunahme der städtischen Bevölkerung vor allem in den Zentren der Wehrindustrie, des Flugzeug- und Automobilbaus, der Erdölgewinnung und der Chemischen Industrie, wobei der größte Prozentsatz auf das entweder neu einverleibte oder den *Metropolitan Districts* zugerechnete Gebiet fällt.

Vor allem fällt das große Wachstum auch in diesem Jahrzehnt von Städten wie San Diego und Richmond in Kalifornien, oder von allen Großstädten in Texas auf – im letzteren Fall erleichtert durch die in diesem Staat besonders leichte Eingemeindung des umliegenden Gebiets.

Aber auch im mittleren Süden weisen Städte wie Memphis und die durch riesige Petroleumraffinerien plötzlich großgewordene Hauptstadt von Louisiana, Baton Rouge, ein ähnliches Wachstum auf.

Auch einige Großstädte in dem Übergangsgebiet zwischen dem Mittelwesten und dem Südwesten haben an diesem Wachstum teilgenommen, wie etwa Tulsa und Wichita mit seiner inmitten des sonst ganz landwirtschaftlichen Staates Kansas erwachsenen Flugzeugindustrie.

Die Tendenz der Industrie, neue Zentren in lange abgelegenen und erst durch modernen Schnellverkehr mit Straße, Bahn und Flugzeug dem Rest des Landes nahegebrachten Gegenden aufzubauen, erscheint in den Bevölkerungsziffern für die Metropole des Hochgebirgsgebiets Denver.

Das langsamere Wachstum an der mehr saturierten atlantischen Küste sollte nicht zu dem falschen Schluß führen, daß sie ihre Bedeutung als eines der entscheidenden Kraftzentren des industriellen Zeitalters zu verlieren beginnt; auch hier bietet der südliche Abschnitt noch Beispiele, die an den Westen erinnern, wie Norfolk, das atlantische San Diego, und Miami in Florida, das sich gern als ein neues Kalifornien an der entgegengesetzten Seite sieht.

Einige der am schnellsten wachsenden Großstädte liegen in Klimagebieten, die sehr große Extreme gegenüber dem lange für menschliche Siedlung geltenden Ideal aufweisen. Das ist vor allem der Fall bei den Städten des Südwestens, deren Sommertemperaturen die der meisten Mittelmeerstationen erheblich übertreffen.

Die Begründung dieses scheinbaren Rätsels liegt natürlich darin, daß neben der allmählichen Akklimatisierung der Amerikaner an das heißere Klima der Reichtum und technische Fortschritt des Landes durch weitgehende Einführung der Luftkühlung und ähnlicher Maßnahmen Herr der Schwierigkeiten, die weißer Massensiedlung in heißen Gebieten entgegenstehen, geworden ist – ein sehr weit in die Zukunftweisendes Gegenstück zu der früheren Eroberung der Kältegebiete für städtische Siedlung durch die moderne Heizung.

Hispanoamerikanischer Föderalismus

Die Tyrannei der Grundsätze

Die Sünde Hispanoamerikas ist nicht übermäßige Originalität, sondern deren Gegenteil. Unser grundlegender Fehler bestand in der Preisgabe unserer Tradition, in sklavischer Nachahmung fremder, mit unserer ethnischen und kulturellen Eigenart unvereinbarer Systeme.

Schon Bolívar hat es im Manifest von Cartagena mit Klarheit ausgesprochen: „Nicht Lehrbücher praktischer Staatskunst dienten unseren Regierungen als Berater, sondern die Werke von Schwärmern, die Republiken im reinen Äther errichteten und im Glauben an die Perfektibilität des Menschengeschlechts dem Perfektionismus in der Politik verfielen. Philosophen wurden unsere Führer, Philanthropie unsere Gesetzgebung, Dialektik unsere Taktik und Sophisten unsere Soldaten. Prinzipien und Dinge wurden auf den Kopf gestellt, unsere Gesellschaftsordnung wurde aufs schwerste erschüttert, und der Staat strebte mit Riesenschritten allgemeiner Auflösung zu, die wir sehr bald verwirklicht sahen.“ In seiner Rede von Angostura fordert Bolívar, der Kongreß möge die Irrtümer korrigieren, die die venezolanische Verfassung aus Nachahmungssucht begangen hatte. Er erinnert daran, daß „die Güte einer Verfassung nicht in Theorien, Formen und Mechanismen, sondern in der Übereinstimmung mit dem Geist der Nation besteht, für die sie bestimmt ist“.

Nachahmungssucht trieb unsere ideologischen Erneuerer, stumpfsinnig die Verfassung der Vereinigten Staaten zu kopieren, ohne deren Realismus und sogar ohne Prüfung der Übereinstimmung der geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen bei unseren Völkern und dem Volk, für das sie geschaffen worden war. Sie verfochten die unsinnige These der unbedingten Wirksamkeit von Grundsätzen, in denen sie das Heilmittel aller gesellschaftlichen Übel sahen. Beschränkter Doktrinarismus führte zu der Meinung, daß die Wirklichkeit den Grundsätzen anzupassen sei, da diese als solche und nicht erst kraft ihrer praktischen Anwendung gut seien. Unsere Völker fielen der Tyrannei der Grundsätze zum Opfer und wurden einer geschichtlichen Fehlentwicklung ausgeliefert, die in doktrinärer Übernahme fremder Formeln beschlossen war. Die feste Grundlage dieses tyrannischen Doktrinarismus war Freiheit, als allgemeines Heilmittel betrachtet, als einzige Voraussetzung der Entwicklung der individuellen und sozialen Kräfte der menschlichen Natur. Freiheit war die Wahrheit, die nötigenfalls unter Blutvergießen auferlegt werden mußte. Die Völker sollten zur Freiheit gezwungen werden, ohne Rücksicht auf die Paradoxie dieses Verfahrens.

Föderalismus als Gewaltenteilung

Die repräsentative Formel dieses Absolutismus der Freiheit war das föderative System. Unsere Ideologen sahen im Föderalismus den höchsten Ausdruck der Freiheit eines Volkes. Ein zentralistischer, unitarischer Staat war von Natur geeignet, eine Ansammlung von Macht herbeizuführen, die Tyrannei androhte und die völlige Freiheit des Bürgers gefährdete. Dagegen führte eine föderative Verfassung notwendig zur Teilung der staatlichen Macht und damit zur Verringerung der Gefahr.

Föderalismus beruht auf derselben Grundlage wie das liberale Prinzip der Gewaltenteilung. Diese teilt die Funktionen, Föderalismus die Attributionen. Der föderative Staat vermehrt Regierungen und Parlamente. Die Autorität wird unter eine große Zahl von Bürgern aufgeteilt: die provinzielle Autonomie ist ein zusätzlicher Ausdruck der Freiheit des Volkes. Dieser Begriff des Föderalismus ist gänzlich verschieden von der Auffassung nordamerikanischer Staatsmänner, die ihn als Weg zur Einheit der Nation, nicht zu provinzialistischer Spaltung betrachten.

Wir stellen also zwei geistige Grundlagen des hispanoamerikanischen Föderalismus fest: Tyrannei der Grundsätze, denen die Wirklichkeit angepaßt werden soll, und Spaltung und Aufteilung der Macht und Autorität zugunsten der Freiheit. Diese Gründe erklären die Wechselfälle politischer Zerrüttung und ideologischer Fehlorientierung und Entwurzelung, die die föderalistischen Machtkämpfe in Hispanoamerika auszeichnen. Der föderalistische Bürgerkrieg, der in Venezuela in den Jahren 1858/59 zu einem Blutbad führte, hatte nur den Sinn eines Machtkampfes von Parteiführern. Der Idee des Föderalismus fehlte jede Verwurzelung im Volk, das sich in ihrem Namen in die blutigen Orgien der Revolution stürzte. Der Föderalist Antonio Leocadio Guzmán erklärte 1867 im Kongreß in aller Offenheit: „Ich weiß nicht, woher die Behauptung stammt, das venezolanische Volk habe eine Neigung zum Föderalismus, obwohl es nicht einmal die Bedeutung dieses Wortes kennt. Die Idee stammt von mir und einigen anderen. Wir sagten uns: eine Revolution braucht ein Panier; da der Verfassungskonvent von Valencia die Verfassung nicht auf den Namen Föderalismus getauft hat, verkünden wir diese Idee; hätten unsere Gegner sich zum Föderalismus bekannt, so hätten wir Zentralismus gesagt.“

Föderalismus als Mittel der Demagogen

Die Ideologen erklären die Trennung von Wirklichkeit und Grundsätzen in der Politik für unschädlich, da die Wirklichkeit den Grundsätzen angepaßt werden könne. Die Parteiführer folgern daraus, daß die Änderung der Grundsätze in der politischen Wirklichkeit unschädlich ist, da diese stets jenen angepaßt werden kann.

Hätte man nicht von Anfang an, entgegen der Absicht Bolivars, Wirklichkeit und Grundsätze getrennt und statt dessen die Eigenart unserer Völker berücksichtigt und ihr den Rahmen einer ihrer Geschichte entsprechenden, wenn auch von einem idealen Standpunkt weniger vollkommenen Verfassung gegeben, so brauchten wir heute nicht über die Entstellung und Zerrüttung zu klagen, die Anarchie und die Revolutionen der Parteiführer angerichtet haben.

Schon in Angostura hat Bolívar die venezolanischen Delegierten gewarnt und beschworen, die föderalistische Verfassung umzugestalten: „Je mehr ich die Vollkommenheit der venezolanischen Verfassung bewundere, um so mehr verstärkt sich meine Überzeugung, daß sie für unseren Staat unbrauchbar ist. Ich betrachte es als ein Wunder, daß ihr nordamerikanisches Vorbild so glücklich besteht und nicht bei der ersten Störung oder Gefährdung zusammenbricht. Doch wie es auch beim nordamerikanischen Volk damit bestellt sein mag: ich gestehe, daß mir auch nicht von fern der Gedanke gekommen ist, Staaten von so verschiedener Situation und Natur wie den angloamerikanischen und den hispanoamerikanischen gleichzubehandeln. Wäre es nicht überaus schwierig, die politische, bürgerliche und religiöse Freiheit Englands auf Spanien zu übertragen? Nicht weniger schwierig ist die Übertragung der nordamerikanischen Gesetzgebung auf Venezuela.“ Späterhin fordert er in erregenden und drängenden Worten die völlige Umgestaltung des föderalistischen Systems: „Entsetzt über die Zwietracht, die infolge der Subtilitäten der föderativen Verfassung bei uns geherrscht hat und herrschen wird, fühle ich mich gedrängt, euch zu beschwören, den Zentralismus und die Vereinigung aller Staaten Venezuelas zu einer einigen und unteilbaren Republik anzu-

nehmen. Diese Maßnahme scheint mir dringend, lebensnotwendig und erlösend. Ohne sie wird der Tod die Frucht unserer Erneuerung sein.“

Der Föderalismus der hispanoamerikanischen Ideologen, die Aufteilung und Spaltung der öffentlichen Gewalt, die völlige Freiheit lokaler Mächte und persönlicher Verbindungen wurde für revolutionäre Parteiführer zum Mittel einer sich auf Freiheit berufenden Demagogie, die die Massen fortriß, und zur Garantie der Straflosigkeit eines provinzialistischen Vandalismus. Ohne starke und kraftvolle Zentralgewalt konnten die Sprossen örtlicher Aufstände üppige Frucht tragen; die militärische und politische Macht der kleinen örtlichen Parteiführer konnte ohne Behinderung gedeihen. Ihr Prestige beruhte auf dem dreisten, leichte Erfolge bringenden Kleinkrieg, auf dem Mythos der Unbesiegbarkeit, der die Volksmassen erregte und mitriß.

Der Triumph über andere Parteiführer verwandelte, etwa im Falle Rosas, den Föderalismus des Siegers in einen gewalttätigen Zentralismus. Unter dem Ruf „Es lebe der heilige Föderalismus! Tod den wilden und grausamen Unitariern!“ schuf Rosas die Einheit Argentiniens. Doch konnte er die Tyrannei der Grundsätze nicht abschütteln. Der Föderalismus blieb in der argentinischen Geschichte formell in Kraft, ohne daß es gelang, das Übel der Spaltung und Störung des Gleichgewichts völlig zu beseitigen.

Abkehr vom Föderalismus – Rettung Mittelamerikas

Die bedeutsamste Verwirklichung aber hat der Föderalismus wohl in Mittelamerika gefunden. Das föderalistische Experiment kostete Mittelamerika Ströme von Blut, Bruderkrieg und Anarchie von fünfzehnjähriger Dauer; es hinterließ die Spaltung in fünf winzige, politisch und wirtschaftlich schwache Republiken, von unversöhnlichen Parteien zerrissen, die dem Lande endloses Unheil brachten – das Ergebnis verheerender innerer Kämpfe, die die Intervention ausländischer Imperialismen in den Dienst ihrer auf Beherrschung und Ausbeutung gerichteten Pläne stellte.

Soll Mittelamerika in Zukunft als eine einzige, freie und geachtete Nation aufstehen, so muß es den liberalen Föderalismus überwinden, der hier wie in keinem anderen Lande der Welt das größte politische und soziale Unheil angerichtet hat. Die Atomisierung und Schwächung ist so groß, daß nur die göttliche Vorsehung und die noch wirksamen Kräfte der Hispanität das Land vor dem Verlust der letzten Reste seiner Unabhängigkeit und Souveränität retten können. Ohne sie wird seine geschichtliche Persönlichkeit verschwinden, verschlungen durch die Beute-Imperialismen, die die schwachen Völker umkreisen in der Geschichte einer Neuzeit, in der der geistige Begriff der Christenheit gescheitert ist.

Der Friede verlangt ein Deutsches Reich

Solange des Mondes Sichel noch wächst, läßt sie fast alle Sterne glänzen; der volle Mond aber, von der Sonne ganz zu schweigen, überstrahlt sie, und nur die großen Gestirne vermögen neben ihm zu leuchten.

Unsere Jahrhundertmitte ist Vollmondzeit. Wenn man geschickt die Augen abschirmt gegen die versengende Strahlkraft der zwei Giganten, dann vermag man seufzend, doch aufatmend festzustellen, daß sie noch da sind, die guten, alten Mächte, die Nebensonnen, die kleinen Monde; wenn auch nur mit flackerndem Leuchten, die klassischen „Großen Mächte“, die vertrauten großen Sterne unserer Geschichte, unserer europäischen Weltgeschichte.

Ranke's Große Mächte

Leopold von Ranke's Aufsatz „Die Großen Mächte“ verdankt seinen Ursprung im Jahre 1833 dem Bestreben, „einige Irrtümer über den Bildungsgang der modernen Zeit zu erschüttern“, was nach den Erfahrungen der französischen Julirevolution von 1830 und ihren deutschen Auswirkungen wie dem Hambacher Fest von 1832 nötig zu sein schien. Die Geburtswehen des Jahrhunderts der deutschen demokratischen Versuche von 1848 bis 1948 hatten eingesetzt. Ranke hielt es für seine staatsbürgerliche Pflicht, den Lehren der Extremen entgegenzutreten, den einen, die der Ansicht waren, daß der Staat auf der autoritären Gewalt des fürstlichen Absolutismus beruhe, und den anderen, die mit dem Bürgertum als Machtträger den Staat voll der Souveränität des Volkes unterwerfen wollten.

Die „neue Scholastik“ bemühe sich, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten. Der den räumlichen Zusammenhang mit seinen Nachbarn und den zeitlichen mit seinen Vor- und Nachgängern wahrende, konkrete und lebendige Staat mußte in der politischen Gärung vertreten werden. Historiker vertreten Rechte ihrer Gegenstände, indem sie darstellen, wie sie geworden sind. Durch rund zwei Jahrhunderte ihres „Bildungsganges“ führt uns Ranke in seinem Aufsatz die fünf großen Mächte Europas, seiner großen, unserer kleingewordenen Welt, vor: England, Frankreich, Österreich, Preußen und Rußland.

Ziehen wir aus diesem zeitgebundenen Überblick die überzeitlichen Essenzen historischer Erkenntnis heraus, mit denen wir Heutigen uns auseinandersetzen müssen, dann sind es diese: der Staat kann nicht in ein abstraktes Schema gepreßt werden, er hat als geistig-politische Individualität eine eigene, lebendige Geschichte. Durch die Teilnahme des Volkes werden die Staaten mit neuer Kraft erfüllt, der Wert moralischer Energien für das Staatsleben wird so zur Anschauung gebracht. Wird eine Macht auf diese Weise zur Großmacht, dann ist das Charakteristikum dafür, daß sie sich allein gegen alle anderen behaupten kann, „sich zu halten vermöge . . . keines Bundes bedürftig, auf sich selber angewiesen. . .“.

Kommt es zum Übergewicht einer dieser Mächte, dann übt sie in ihrem Bereiche „eine Art von Oberherrschaft“ aus, „Krieg und Friede“ hängen im ganzen Bereiche von ihr ab, und die mögliche Steigerung ist die Kombination von Suprematie und Willkür. Erträglich bleibt für Ranke die „rechtlich bestimmte“ Vorherrschaft. Im 14. Buche seiner Französischen Geschichte steht der Satz, in dessen aktuelle Unruhe wir Armen der Jahrhundertmitte uns gestellt sehen: „In der Natur vorwaltender Mächte liegt es n i c h t, sich selbst zu beschränken: die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden.“

Wir können noch nicht, wie damals Ranke, rückblickend auf das Ergebnis der Religionskriege, sagen, daß „die Verträge und Friedensschlüsse gleichsam die Grund-

gesetze einer allgemeinen Republik darstellen“, als Abschluß einer langen tumultuarischen Epoche den Ausgleich feststellen und in ihm leben, von dem Ranke sagt: „Es kann nicht mehr daran gedacht werden, das eine oder andere Bekenntnis zu einer universalen Herrschaft zu erheben.“ Uns fehlt heute viel von der Sicherheit der Prognose: „Nur darauf kommt es an, wie jeder Staat und jedes Volk von seiner politisch-religiösen Grundlage aus seine Kräfte zu entwickeln vermögen wird. Darauf beruht nunmehr die Zukunft der Welt.“

Darauf beruht nun die Zukunft der Welt in den ersten Jahren der zweiten Hälfte u n s e r e s Jahrhunderts!

„Ein Reich der wesentlichen Macht“

Aber die Bangnis um die „Zukunft der Welt“ gehört ans Ende. Sie ist vorläufig auszusetzen, damit die kritische und klare Erkenntnis der faktischen Verhältnisse nicht durch Regungen der Zeitangst ständig unbemerkt gestört und verändert werde. Ranke sagte: „Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht!“

Die wesentlichen Machtgehalte der gigantischen und auch der nur großen „vorwaltenden Mächte“ unserer Zeit müssen *sine ira et studio* erforscht werden, nicht um Prophezeiungen über die Zukunft der Welt, sondern um Standpunkte für die Menschen in dieser Welt zu erarbeiten, die durch Gewährung des höchstmöglichen Grades von Sicherheit das Immerwiederauftauchen, das Stehen in den Stürmen, verlohnen.

Die Gegenwart der Welt beruht auf dem Gegensatz zwischen den individualkapitalistischen USA und dem kollektiv-kapitalistischen Staatskommunismus der Sowjetunion. Folgen wir dem Beispiel Rankes, so gehören hierher nun alle die geschichtlichen Stationen des Werdens dieses Gegensatzes.

Wir sehen den „Bildungsgang“ der Gegensätze der Giganten so:

Es begann mit den ersten Nachdenklichen aus der Klasse der Ausgebeuteten, deren Denkergebnis lautete, daß nicht allein die Genossenschaft der eine Not gemeinsam Abwehrenden zur Notwende genügt, sondern, daß der Weg zur sozialen Freiheit über einen S t a a t, einen m a c h t v o l l e n S t a a t, zu gehen hat, wenn die Klassengegensätze aufgehoben werden sollen. Diejenigen, die einen Machtträger für die Unterdrückten suchten und ihn im Staate fanden, errichteten die ersten Meilensteine. Und unbemerkt schrieb Karl Marx in der Rheinischen Zeitung, in den kurzlebigen Deutsch-Französischen Monatsheften und danach in London mit Engels zusammen seine sozialistischen Programme.

Die Staaten entwickelten indessen von ihrer politisch-religiösen Grundlage aus ihre Kräfte, führten den Ersten und gar noch den Zweiten Weltkrieg aus Gründen, die mit den heutigen sozialen Gegensätzen nichts zu tun hatten. Eruptionen wie das Sozialistengesetz (1878–90) und der Umsturz des Jahres 1918 wurden zwar von vielen der Machtinhaber in ihrer Bedeutung erkannt, aber wie Liebe macht auch Macht wohl blind und, zwischen Radikalkuren und Palliativmittelchen schwankend, versäumten die Staatslenker den Zeitpunkt, an dem es möglich war, den sozialrevolutionären Strom ins Bett der ruhigen, historischen Entwicklung unter Aufopferung der Befriedigungsmöglichkeiten eigener Machtgelüste zu lenken. (Ein solcher Punkt war 1918.)

Ranke schrieb seine Darstellung, die mit den Verhältnissen in Europa nach Napoleons Sturz abschloß, rund zwanzig Jahre nach dem letzten beschriebenen Ereignis. Diese Distanz genügte ihm, ein als objektiv anerkanntes Urteil über jene Vorgänge

zu fällen. Wir sind der Auffassung, daß es auch uns heute schon gestattet ist, über die Verhältnisse am Ende des Ersten Weltkrieges den Stab zu halten, mit dem wir, ohne ihn zu brechen, messen wollen.

Milieu und Distanz

Im Jahre 1918 war die soziale Bewegung so stark geworden, daß ihr Schicksal schon ein gemeinsames Wegstück mit dem Staate ging, wenigstens in Deutschland, und so war sie gekoppelt mit der Niederlage – wie in Rußland.

In Rußland stießen die aktivierten Theoretiker des Sozialismus auf Brachland von einer geopolitischen Beschaffenheit, die selbst schwere Niederlagen der staatlichen Macht nicht zur Totalkatastrophe werden läßt. Die Nachfolger der Zaren stiegen aus dem plombierten Zuge und traten zum Sturme an, aus dem sich ihr Land zur Vorherrschaft erhob. Mit der kommunistischen Machtübernahme in Rußland war die Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Sozialismus erreicht, von der aus es selbst bei etwaiger Niederlage oder bei noch so gewalttätiger Entartung kein Zurück mehr geben kann. Der Sozialismus ist nun einmal in einem Lande verwirklicht, hat sich in diesem Lande nach kritischer Erforschung begangener Fehler zu der diesem Lande gemäßen Lebensform gewandelt, hat Erfolge aufzuweisen, bei denen man nicht immer zuerst auf den Krieg mit Deutschland hinweisen muß, zu denen man eher mit Bedell Smith (dem USA-Botschafter in Moskau 1947–50) auf die Krebsbekämpfung verweisen sollte.

Was aber seine reale Macht anbetrifft, so muß man hinter der stalinistischen Milieutheorie mit ihrer andere Absichten gut tarnenden Angst vor „räuberischen“ Überfällen der kapitalistischen Welt unbeirrt die wahre Natur dieser „vorwaltenden Macht“ sehen, in deren Wesen es liegt, sich nicht selber zu beschränken. Ließen wir uns als „Patrioten“, als westliche Sozialisten, als Agrarpolitiker, als vom Nationalsozialismus oder Kapitalismus oder von den Siegern des Jahres 1945 Verfolgte in dieser Ansicht irre machen, dann hätte Ranke umsonst gelebt und gelehrt, und wir hätten die Perlen seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse besser den Säuen überlassen.

Nur eine Voraussetzung von Rankes Ansicht könnte sich im Falle Rußland geändert haben: es geht nicht wie Friedrich der Große vom Maskenball in den Schlesischen Krieg – in den heißen Dritten Weltkrieg –, nachdem es erfolgreiche Methoden kalter Kriegführung in Fülle entwickelt hat. Triebe und Ziele aber haben sich damit nicht geändert! Man ist lediglich zur Annahme berechtigt, daß die naturwissenschaftlich denkenden Politiker der Sowjets die Stunde verklügelt haben könnten, nach deren Versäumnis sie in ein Tal ihrer Geschichte hinab müssen. Vielleicht liegt die Grenze hier!

Eine Grenzsetzung haben die USA nicht minder nötig. Man soll den Staat nicht in ein Schema pressen, meint Ranke, aber auf jeden derart „vorwaltenden“ Staat paßt das Rankesche Schema von der hemmungslosen Natur solcher Mächte. Zweimal rief Europa einschließlich Rußland die USA gegen Deutschland zu Hilfe – so fing es an; beim ersten Male konnten die Amerikaner nicht schnell genug die am Rhein besetzte kleine Zone verlassen, beim zweiten Male blieben sie.

Das „Vorwalten“ ist im Falle der USA kein eingeborenes Lustgefühl an der Machtausweitung, wie es so oft scheint. Nicht wie in Rußland die geopolitische Milieutheorie, sondern die aus Waffenentwicklung herrührende geopolitische Di-

stanztheorie zwingt die USA zum „Vorwalten“: saturiert in ihrem eigenen bisherigen Machtbereich, fanden sich die USA am Ende des Zweiten Weltkrieges plötzlich in den Strudeln des deutschen Vakuums als Nachbarn der Sowjetunion. Und solche Nachbarschaft verpflichtet.

Die Schuld daran trägt Adolf Hitler, der den *cauchemar des coalitions* erst gegen sein Ende statt am Anfang spürte – die napoleonische Schwalbe, die der ganzen Welt den faschistischen Frühling bringen und das kleine Herz Europas zur Weltmacht aufpumpen wollte. Wie töricht klingen doch die Vorwürfe gegen den Westen, er habe 1945 seine große Chance wahrnehmen müssen, mit den letzten Nationalsozialisten gegen den Osten zu marschieren! Das hätte man zu Beginn des Krieges seinem Führer zurufen und durchsetzen sollen, wo man noch eine Großmacht war, die sich allein gegen alle anderen jahrelang zu halten vermochte – kaum eines Bündnisses bedürftig – um mit Ranke zu reden.

Daß die Schuld des gegenwärtigen Übels bei einem früheren liegt, entbindet eine Macht wie die USA mit ihren ausgezeichneten geopolitischen Ratgebern nicht von der Pflicht, zu erkennen, daß neben und zwischen den Giganten Rußland und USA noch Große Mächte, wenn auch minderer Macht als die beiden Weltmächte sie besitzen, da sein und bleiben müssen, wenn nicht nach dem deutschen Warn-Vakuum ein weltweites Trichterfeld entstehen soll.

Bremse und Zügel

Deutschland muß wieder zur Großmacht werden. Sobald es wieder so stark wird, daß mit ihm auch Europa erstarkt, dann kann Europa die Pufferfunktion zwischen den Suprematmächten ausüben – eher nicht. Ranke variierend, muß man die Forderung aufstellen, daß Deutschland, verbündet mit den lebenswilligen größeren Nationen Europas, über Krieg und Frieden in seinem Blockbereich entscheiden können muß – dann kann der Dritte Weltkrieg verhütet werden; weil wir nämlich das Volk der zweimal Gebrannten sind.

Wird Japan wieder wie Deutschland Großmacht und bleibt England eine Großmacht, kann sich die Türkei als gewichtige Macht halten und Indien sich zu einer wirklichen Macht entwickeln, nimmt man Innerafrika den Kolonialcharakter und gibt ihm den Status eines UN-Blockes, dann liegt in diesen Großmächten am Rande und zwischen den Giganten deren Bremse. Der Kriegsbeginn und der Endsieg werden davon abhängen, zu wem sie sich schlagen. Sie und nicht mehr Amerika werden in einem künftigen Kriege, wenn das Wasser bis zum Halse steigen wird, zu Hilfe gerufen werden! Am hundertsten Kriegstage preßt und lockt dann kein selbst gefährdeter Dollar oder Rubel mehr – dann wird von den Nebensonnen aus existenziellen Gründen heraus, vom puren Egoismus her entschieden, auch von den Satelliten der Sowjetunion, wem man den Sieg wünscht. Diese Erkenntnis sollte schon jetzt als Bremse wirken, sei es bei den Sowjets, sei es bei den USA. Später kommt sie zu spät!

Die mittleren und kleinen Staaten, darunter die Träger ehemaliger oder künftiger Großmachtideen, Mächte wie Frankreich und Italien im europäischen, wie Brasilien und Argentinien im amerikanischen und Ägypten und Jordanien im arabischen Bereich, zählen wir als Verbündete zu der bremsenden Dritten Kraft der zuletzt Mächtigen – wenn von den zwei Löwen nur noch die Schwänze übrig sind.

Zügel sind uns die geistigen Gewalten innerhalb der Gigantenmächte selbst. In Amerika rechnen wir dazu alle Einflüsse zugunsten der sittlichen Verpflichtung, über den auch in diesem weiten Lande nicht mehr lange tragbaren individuellen

Profitgeist Herr zu werden, also alle sozialen Strömungen, die die Ursache des Kommunismus beseitigen wollen.

Noch sind freilich die Gewerkschaften nicht Sieger über das Taft-Hartley-Gesetz geworden. Wir rechnen dazu auch die Bemühungen der Kirchen, ihre einseitig kapitalistischen Beziehungen zu lockern, und der auf Gallups Erforschung der öffentlichen Meinung aufbauenden geschickten Propaganda für einen Krieg entgegenzuarbeiten.

Es ist schwer, ohne eigene Anschauung und mit viel Mißtrauen gegen Berichte, in der Sowjetunion Strömungen und Kräfte der Hemmung zu finden. Wenn überhaupt, dann ist die Religion nur eine innerpolitische Bremse.

Zügel, die den Lenkern der Macht umgetan werden könnten, lassen sich eigentlich doch nur bei ihnen selbst suchen. Die Konzentration der Macht trägt die Gefahr des Bumerangs in sich. Wer wie Stalin 30 Jahre lang wartet, daß in einem einzigen weiteren Lande der Kommunismus aus eigener Kraft ans Ruder komme, sollte sich vielleicht seines eigenen, leider zu wenig erwähnten Satzes zu dem ehemaligen polnischen Ministerpräsidenten während des Krieges erinnern: „Der deutsche Kommunismus wäre eine gesattelte Kuh.“ Hat Stalin damit nicht selbst die Aussichtslosigkeit, weiter nach Westen vordringen zu können, eingesehen? Geringe Rückschläge traten schon ein, als die altrussische und die panslawistische Idee im russischen Kommunismus bloßgelegt wurden und so seit einiger Zeit die Sowjetunion vom Westen nur noch als reale Macht behandelt wird.

Ausgleich der Macht

In diesem Stadium der Entwicklung heißt uns Leopold von Ranke hoffen, wenn er ein System werden sieht in Friedensschlüssen, in Verträgen gar zwischen Feinden, die somit aneinandergebunden werden. Auf der politischen Weltbühne sollte der Widerspenstigen Zähmung auch heute möglich sein.

Bekennen wir uns auch heute noch zu Rankes Satz: „Dem Übergewicht, das eine andere Nation über uns zu bekommen droht, können wir nur durch die Entwicklung unserer eigenen Nationalität begegnen“, so müssen wir uns angesichts von Machtballungen in einer Nationalität wie der russischen auch zur zeitgemäßen Fortentwicklung dieses Satzes entschließen und hinzufügen, daß ihr nur durch das Bündnis aller bedrohten Nationalitäten bis zum Ausgleich der Macht begegnet werden kann.

Eine andere Hoffnung besteht für uns darin, daß den Mächtigen in den Gigantenmächten dieser schon bestehende Ausgleich der Macht rechtzeitig klar werden wird, und daß man demnach wie Ranke von den religiösen Bekenntnissen, nachdem er die Überlegung uns nahegelegt, daß das kapitalistische und das kommunistische Dogma sich wohl innig mit den zwei Großmächten verschmolzen und sie durch die Konzentration in ihnen zu Gigantenmächten gesteigert haben, sagen kann: „Es kann nicht mehr daran gedacht werden, das eine oder das andere Bekenntnis zu einer universalen Herrschaft zu erheben“.

Darauf kommt nun nach unserer politisch-historischen Meinung um die Jahrhundertmitte alles an: daß sich sichtbar für die Mächtigen und ihre Völker in einzelnen Vorfällen wie in Korea oder im Kampfe um die sowjetische Besatzungszone Deutschlands das gegenseitige Abschlagen und Atomisieren nicht lohnt, daß an der vertraglichen realpolitischen Regelung offensichtlich wird, wann der Ausgleich der Macht sich eingestellt hat.

Der Friede verlangt ein Deutsches Reich. Des Reiches „wesentliche Macht“ muß durch „Entwicklung unserer eigenen Nationalität“ auf demokratische und soziale Weise neu geschaffen werden, denn: „Eine Vermischung aller würde das Wesen einer jeden vernichten“ und den nivellierenden Giganten noch Wasser auf ihre Mühle treiben. Das Kernstück dieser deutschen Aufgabe ist dann allerdings endlich in seiner Schwere zu erfassen und immer zu beachten: „Aus Sonderung und reiner Ausbildung“ unserer neuen sozialen Nationalität muß „die wahre Harmonie“ aller so entwickelten Mächte hervorgehen. Die Folge wird dann sein, daß je stärker die kleinen Großmächte wieder werden, um so rascher die zu großen Großmächte sich nach unten angleichen, ihre Bedrohung aller aufgeben und ein allgemeines Machtssystem ermöglichen.

Und selbst wenn unser hoffendes Appellieren an sittliche und realpolitische Mächte zuschanden werden sollte, so haben wir durch alle schlimme Vergangenheit hindurchgerettet und hoffen als nochmals Überlebende, wieder ihre Wahrheit zu erleben, die Hoffnung schon Rankes: „In großen Gefahren kann man wohl getrost dem Genius vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jeder einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der anderen entgegengesetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat“.

Die Antwort, die uns die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts nun schuldig ist, und an der wir alle, besonders wir Kinder der Mutter Deutschland, die wir alle Höhen und alle Tiefen erlebt haben, mitarbeiten können, muß die brennendste Frage unserer Tage beantworten: ob dieser Genius Europas den gigantisch vorwaltenden und furchtbare Waffen verwaltenden Mächten, in deren Natur es vermutlich noch immer nicht liegt, sich selber zu beschränken, die Grenzen der Macht zu setzen vermag. Die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden. Diese Aufgabe zu aller Welt Heil sollte auch uns Deutsche mit einem neuen Sendungsbewußtsein erfüllen und ohne Anmaßung und ohne Minderwertigkeit, „selbstbewußt und doch bescheiden“, wie die alte Soldatenregel lautet, auf den Plan der entscheidenden Haltungen rufen!

Das Verhängnis der Mittellage

England und Europa

Der Zweite Weltkrieg brach aus als Kampf Englands gegen die Gefahr, daß sich eine starke Mitte Europas bildete. England war entschlossen, das nicht zu dulden. Die Engländer glaubten nach der Erfahrung von 400 Jahren geschichtlichen Aufstiegs, daß ein starkes und geeintes Europa unter fester Führung auch nach ihren Inseln, die zu Europa gehören, übergreifen müsse. Sie wollten deshalb nicht warten, bis sich in Europa ein starker Kern gebildet hätte, sondern rechtzeitig die Voraussetzungen zu einer Einbeziehung ihrer Insel in ein europäisches Machtsystem unter nichtbritischer Führung zerstören. Jedes starke Deutschland gefährdete durch seine bloße Existenz das Gleichgewicht der Mächte, mit dem England das europäische Festland neutralisierte. Genau so, wie England ein Jahrhundert lang gegen Spanien und anderthalb Jahrhunderte gegen Frankreich foht, stellte es sich nach 1870 und schärfer noch nach 1933 gegen Deutschland. Denn Deutschland drohte wie vorher Spanien und Frankreich, den Kern eines europäischen Zusammenschlusses zu bilden.

Nicht zufällig wurde das Bemühen Deutschlands, den engsten Raum Mitteleuropas zu vereinigen, zum Kriegsanlaß. Der Entschluß Englands zum Kriege fiel an dem Tag, an dem deutsche Regimenter nach Prag marschierten. Die Kriegserklärung erfolgte zwei Tage, nachdem deutsche Geschütze an der polnischen Grenze zu dröhnen begannen. Das englische Volk war an sich nicht bereit, für „Danzig zu sterben“. Wohl aber war es entschlossen, sich die Rückendeckung seiner überseeischen Macht durch die Zersplitterung Europas zu erhalten.

Dabei brauchte man in Europa die Zersplitterung keineswegs als unangenehm zu empfinden. Vielleicht ließ sich in ihr gut verdienen und gut leben. Denn England wollte ja das System der Zersplitterung keineswegs als dauernden Krieg, sondern nur als ein ständiges Gleichgewichtssystem. Als *Pax Britannica* sollte der „englische Friede“ in Europa mit Hilfe einheimischer Gewalten aufrechterhalten werden.

Rußland und Europa

Wäre es nicht das Beste gewesen, sich mit dem Leben in diesem „englischen Frieden“ abzufinden? England war sich darüber klar, daß es zu groß war, um von seiner Stellung abtreten zu können. Sein strategisches und politisches System, sein wirtschaftlicher und sozialer Aufbau, also die Lebensgrundlage für jeden einzelnen Engländer, beruhte auf der Existenz des Britischen Weltreiches. Die wichtigste Voraussetzung für die Sicherheit des Britischen Weltreiches war nach englischer Ansicht die indirekte Herrschaft über Europa. Hätte man nicht die englische Größe, damit auch die indirekte Herrschaft über Europa, ruhig bestehen lassen und dabei immer noch bequem leben können?

Diese Frage tut so, als sähe die Welt insgesamt noch so aus wie zwischen 1815 und 1870, als nach der Niederwerfung Napoleons der englische Friede über Europa lag. Sie tut so, als sei ein Glück im Winkel von britischen Gnaden für die Mitte Europas im 20. Jahrhundert möglich gewesen.

Nehmen wir einmal an, daß aller Ehrgeiz und aller Anspruch aus dem östlichen

Mitteleuropa verschwunden gewesen wäre. Nehmen wir weiter an, daß das zahlenstärkste Volk Europas, das deutsche, sein geschichtliches Selbstbewußtsein aufgegeben hätte. Nehmen wir schließlich an, daß man in einem solchen Mitteleuropa mühelos eine kleinstaatliche und nur auf wirtschaftlichem Erfolg beruhende Existenz hätte aufbauen können.

Auch dann hätte sich unweigerlich von der anderen Seite her ein Einbruch in diese englische Herrschaft vollzogen. Der Osten war auf alle Fälle, und unabhängig von taktischen Kurswechseln, zum Vordringen nach Westen entschlossen. Als Mittel zu diesem Vordringen wählte er zunächst die innere Revolutionierung wie im Falle Deutschlands oder Frankreichs. 1936 in Spanien stützte er schon die Revolution durch militärischen Einsatz. 1939 rückten seine Truppen in die schwachen baltischen Staaten und nach Finnland, 1940 nach Bessarabien vor.

Gegen den Widerstand einer Großmacht zwar war die Sowjetunion bestimmt 1939 und vielleicht auch 1941 noch nicht in der Lage zum Großangriff auf Mitteleuropa. Aber sie bereitete diesen Angriff durch Ausbau ihrer Hilfsquellen und Aufbau ihrer Wehrmacht von Jahr zu Jahr besser vor. Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen und Rumänien hätten dem sowjetischen Ansturm ebensowenig Widerstand leisten können wie ein schwaches Deutschland.

Gegen eine deutsche Mitte Europas im System des englischen Friedens hätte die Ausgangsstellung des Angriffes der Sowjetunion nicht wie 1942 am Terek und an der Wolga gelegen, sondern nach einer schnellen Überwältigung Polens an Weichsel und Warthe. Die schwache Mitte wäre nicht wie im vergangenen Jahrhundert ein Vorfeld der englischen Macht gewesen, sondern lockender Einbruchsraum für die sich im Osten ballende Kraft.

Amerika und Europa

Hätte aber die Besetzung von Osten her nicht eine bessere Lösung dargestellt als die Vernichtung durch den Osten, die 1945 für Ostmitteleuropa doch die Besetzung brachte?

Diese Frage wiederum unterschätzt den Kampfwillen der westlichen Mächte. Auch unter dem weiten Mantel der Sowjetunion wäre ein schmerzloses Untertauchen nicht möglich gewesen. Wenn man einmal annimmt, daß aus taktischen oder grundsätzlichen Erwägungen die Sowjetunion eine bürgerliche Daseinsform hätte bestehen lassen, daß die Zahl der Morde, Vergewaltigungen und Verschleppungen sich in Grenzen gehalten hätte, daß das Gesicht der Landschaft nicht zerstört worden wäre, dann hätte trotzdem die sowjetrussische Ausdehnung nach Westen den besetzten Gebieten nicht den Frieden, nicht einmal einen Kirchhofsfrieden gebracht.

Die englischen Politiker, die am Ende des 19. Jahrhunderts schrieben, daß das 20. Jahrhundert unweigerlich den großen Kampf zwischen England und Amerika einerseits und Rußland andererseits bringen werde, daß es aber vorher darauf ankomme, das europäische Vorfeld zu bereinigen (die Klassiker des Imperialismus Dilke, Froude und Seeley), hatten klar erkannt, daß es eine neutralisierte friedliche Zone zwischen Rußland und den Seemächten des Westens nicht mehr geben könne.

Daß diese Auseinandersetzung zwischen England und Amerika einerseits, Rußland andererseits nicht schon im 19. Jahrhundert eintrat, erklärt sich daraus, daß

Rußland in seiner inneren Organisation noch nicht stark genug war, um seine Möglichkeiten bis an die äußerste Grenze auszuschöpfen, an der es notwendig mit den beiden Westmächten zusammenprallen mußte. Amerika seinerseits war im 19. Jahrhundert noch mit der Erschließung seines eigenen Erdteils beschäftigt. Im 20. Jahrhundert aber, wo ein schlagkräftiger und durchorganisierter Staat sowohl der Sowjetunion als auch Amerika zur Verfügung steht, hätten die Westmächte eine Ausdehnung der Sowjetunion an den Rhein nicht friedlich hingenommen.

Amerika und Rußland

Wenn also Deutschland auf die Festigung seiner Stellung in Mitteleuropa verzichtet, seinen Anspruch an Polen und die Tschechoslowakei aufgegeben und sich damit England unterstellt hätte, dann hätte es dennoch den Krieg und das Elend auf seinem Boden gehabt – entweder von Osten oder von Westen her.

Gewiß, in einem von Dritten ungestörten „englischen Frieden“ hätte sich vielleicht eine ungeschichtliche, friedliche Existenz führen lassen. Rußland und Amerika sind jedoch von den früheren Jahrhunderten ihrer Geschichte her so gebaut, daß sie die Ausdehnung wollen müssen. Es handelt sich trotz aller äußeren Verschiedenheit bei beiden im Grunde um Kolonialherrschaften, die so lange ihre Grenze weitertragen, bis ihnen Halt geboten wird.

Rußland leidet seit Peter dem Großen an einem ständigen Ausdehnungsdrang nach Osten, Süden und Westen. Es drängt zum warmen Meer, zum warmen Land, zur warmen Kultur und sucht Gebiete, aus denen es die Führungsschichten für seinen inneren Aufbau rekrutieren kann. Im Osten hatte Rußland die Grenze des Stillen Ozeans erreicht. Im Süden stand es vor dem Gebirgskamm Asiens und dem harten Willen des Britischen Weltreiches. Wenn im Westen eine Straße geöffnet wurde, mußte es mit seiner ganzen Kraft einströmen. Dieser angeborene Expansionsdrang Rußlands wurde im weltgeschichtlichen Ausmaß gesteigert durch die bolschewistische Ideologie, die ihrem Wesen nach die Weltrevolution erstrebte.

Amerika konnte die Massen der Einwanderer dadurch an sich binden, daß es ihnen unbegrenzte Möglichkeiten versprach. Wenn es diese Möglichkeiten im eigenen Lande erschöpft hatte, suchte es naturnotwendig einen Ausweg nach außen. Als einmal seine Grenzen die Ozeane im Osten und Westen erreicht hatten und sein Einfluß nach Norden und Süden bis an das Ende der amerikanischen Erdteile gedrungen war, drängte es über die Ozeane hinaus nach Asien, Afrika und Europa.

Die Einbeziehung in eine dieser beiden Weltmächte wäre für Deutschland nicht möglich gewesen als einfaches Sichüberrollenlassen. Deutschland wäre immer Kampfgebiet in ihrem Zusammenprall geworden. Seine Männer hätten immer auf der einen oder anderen Seite sterben müssen.

Europa und Asien

Die Weltmächte Amerika und Rußland stehen jedoch auch ihrerseits unter einem weltgeschichtlichen Zwang. Denn hinter ihrem Kampf um Europa, in dem Deutschland als friedenswilliges Objekt vernichtet worden wäre, erhebt sich Asien.

Die Milliardenmasse der Menschen Ost- und Südasiens steht hungernd vor den Toren der europäisierten Welt und verlangt Einlaß. Deutsche und Briten, Russen

und Amerikaner können sich nicht auf ein beschauliches Dasein einrichten, wenn die Abermillionen Indiens und Japans, Javas und Chinas nicht mehr bereit sind, ihnen durch ihre Arbeit und ihren Hunger als Reichumsquelle zu dienen. Selbst wenn es noch eine Generation gedauert hätte – einmal wäre die asiatische Menschheitshälfte doch aufgestanden und fordernd vor die Welt der Weißen getreten.

Amerika und die Sowjetunion, die der ostasiatischen Welt am nächsten liegen, mußten danach streben, das europäische Problem durch die radikale Vernichtung des europäischen Eigenwillens zu beseitigen, bevor das Problem Asien akut wurde.

Der Traum vom Frieden

In diesen riesigen Auseinandersetzungen zerbricht das Glück im Winkel von selbst. Wir träumen von glücklichen Jahren einer vermeintlichen „Vorkriegszeit“, ohne zu wissen, daß in diesen Jahren unseres Glückes Hunderttausende am Jangtsekiang oder in Bengalen verhungerten, daß Städte im Artilleriebeschuß brachgelegt wurden, daß der Krieg seit 1914 niemals aufgehört hat.

Wir vergessen das Naturgesetz des Lebens: ein leerer Raum zieht Menschen an. Keine Beteuerung der eigenen Friedensliebe hätte geholfen und etwa Leben und Besitz gesichert. Wenn wir verzichtet hätten, hätte man uns nicht in Ruhe gelassen, sondern ein Fremder hätte uns alles genommen und am Ende seine Kriege führen lassen. Diese Kriege wären nicht ungefährlicher und angenehmer gewesen als der Krieg von 1939 bis 1945, in dem wir wenigstens unter unserem eigenen Namen fochten und bluteten.

Der Friede kostet einen hohen Preis

Friede kann nur sein, wenn nicht in der Mitte des leistungsfähigsten Erdteils ein politischer Hohlraum ist, der die anderen lockt. Wir wollten der Mitte Europas eine Ordnung erkämpfen, in der sie friedlich leben konnte. Dieser Friede kostete und kostet einen ungeheuren Preis.

Den Preis hätten wir immer zahlen müssen, auch wenn wir selbst nicht hätten kämpfen wollen. Die Vernichtung von Glaube und Eigentum, der Verlust von Leben und Erbe, der Hunger der Seele und des Leibes hätte uns erst recht getroffen, wenn wir uns vor unserer eigenen Größe verkrochen hätten. Auch ohne den Aufstieg Deutschlands hätten Holland und Dänemark, England und Schweden kein friedliches Leben frei von „Aggressoren“ führen können, sondern sie wären dabei früher umgerannt worden von den weltpolitischen Kräften, die heute doch an ihre Tore pochen.

Deutschland hat früher sein außenpolitisches Programm mit vielerlei Worten zu erklären versucht. Eins war allen Worten gemeinsam, mögen sie Großraum, Völkergemeinschaft, europäische Neuordnung oder wie immer geheißen haben: sie wollten auf das Chaos des Krieges aller gegen alle einen Frieden folgen lassen, in dem die Völker und die einzelnen Menschen auf längere Zeit leben konnten. Nichts anderes wollen wir noch immer.

Niederländer - Nachbarn und Schicksalsgenossen

Nur die beiden am Meer gelegenen Kernprovinzen der Niederlande, *Noord-* und *Zuidholland*, in denen mehr als 40 Prozent der Gesamtbevölkerung wohnen und wo die Städte Amsterdam, Rotterdam und Den Haag liegen, bilden eigentlich „Holland“. Die übrigen Provinzen legen sich um dieses Kerngebiet, dem auch noch die Provinz Utrecht hinzugerechnet werden mag, wie das Vorgelände um die Verschanzungen und Außenwerke einer Zitadelle. Der eigentliche Name des aller elf Provinzen umfassenden staatlichen Hoheitsgebiets lautet: *Het Koninkrijk der Nederlanden*; doch die Kern- und Herzstücke *Noord-* und *Zuidholland* haben mit der Sonderart ihrer Bevölkerung die geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschehnisse des Landes im wesentlichen bestimmt.

Die draußen, außerhalb der im weiteren Sinne zur Festung Holland gehörenden Landesteile, wohnen, das sind keine Holländer, sondern Friesen oder Brabanter oder Groninger oder *Zeeuwen* (Seeländer). Sie betonen und pflegen ihre Besonderheiten auch. In Limburg, der vom Regierungssitz am weitesten entfernten Provinz, sagt man, wenn man eine Reise nach Amsterdam antritt: „*Ik moet vandaag naar Holland*“, und in Friesland und Groningen, wo man den Ausstrahlungen der Zentralgewalt nicht immer freundlich gegenübersteht, rügt man: „*Wij moeten van Holland niets hebben*“.

Der im Lande Geborene weiß auf den ersten Blick und dank einer gleichsam instinktiven Witterung, mit wem er es zu tun hat, ob mit einem Friesen oder Gelderländer, mit einem Manne aus Drenthe oder von den seeländischen Inseln. Das äußere Merkzeichen, woran er den anderen erkennt, ist der mundartliche Klang, der überall im Lande die eine niederländische Sprache anders färbt.

Der selbständigste unter den Dialekten ist das Friesische, wiewohl es jeden Friesen beleidigen würde, wollte man seine Sprache als eine bloße Spielart des Niederländischen bezeichnen. Friesisch ist eine Sprache für sich selber mit einer eigenen Grammatik, einem eigenen Schrifttum, eigenen Bühnenstücken, eigenen Chor- und Gesellschaftsgesängen, weshalb sich die Friesen z. B. nicht mit der niederländischen Fassung der Shakespeareschen Dramen begnügen, sondern dabei sind, eine Übersetzung ins Friesische vorzunehmen.



Das Volk der Malerei

Das Land ist nicht zufällig die Heimstätte der großen Maler. Maler sind in erster Linie auf ihre Merk- und Augenkraft angewiesen: die besondere optische Veranlagung der Nation stellt ihnen diese in reichlichem Maße zur Verfügung.

In verschiedenen Familien vererbt sich die Anlage sogar über mehrere Geschlechter, so daß z. B. der Stamm der Familien Koekkoek, Schotel, van Os seit dem 18. Jahrhundert bis

auf den heutigen Tag, Menschenalter um Menschenalter, immer wieder Maler hervorgebracht hat. In Amsterdam und Umgebung allein sind an die 2000 Maler am Werke, und für die Nachfrage nach Unterrichtskräften in der Provinz Limburg mußte 1947 in Maastricht eine eigene Akademie ins Leben gerufen werden.

Entsprechend der in der Nation verwurzelten starken Wahrnehmungs- und Beobachtungsgabe ist die holländische Malerei seit eh und je die Kunst der Wiedergabe von Sinneseindrücken gewesen. Die holländische Malerei verlegt sich auf das Schildern von Landschaften, Blumenstücken, Tierleibern, Menschenbildnissen, nicht jedoch auf die Schilderung gegenstandsloser Erfahrungen. Die holländische Sehkraft versagt, wo es sozusagen nichts zu sehen gibt und sich als Stoff der Darstellung lediglich mathematische oder raumproportionale Begriffe anbieten. (Ein Beispiel dieser, in der völligen Unfruchtbarkeit versandenden abstrakten Malerei sind die Strich- und Kästchengebilde von P. Mondriaan.)

Menschenkenntnis und Menschenbehandlung

Zur Menschenforschung und zur Menschenkenntnis wird der Holländer gleichsam naturnotwendig erzogen. Das kleine, nur 33 000 qkm messende Land ist von über 10 Millionen Menschen besiedelt, das bedeutet eine Bevölkerungsdichte, die eine Überfüllung aller Berufe, aller Leistungsangebote mit sich bringt.

In den Straßen der Hauptstädte des Landes befinden sich die Zigarrenläden, Bäckereien, Fleischereien, Kolonialwarenläden und Molkereigeschäfte sozusagen Tür an Tür, und was für den Kleinhandel gilt, wiederholt sich über das ganze Land hin mit der Vielzahl großer Fabrikunternehmen, Ziegeleien, Schiffswerften und Mühlenbetriebe, Ärzte, Rechtsanwälte, Bücherrevisoren, Handelskommissionäre – von all diesen Berufsgattungen wimmelt es, so daß wie an Gütern ein gleiches Überangebot an Dienstverrichtungen vorliegt.

Angeichts dieses Überangebots kann der einzelne gar leicht „*de dupe*“ werden, wenn er nämlich nicht die erforderliche Waren- und Menschenkenntnis besitzt. Und da man sich infolge der Bevölkerungsdichte ohnehin andauernd im Wege steht, erheischt es wiederum Menschenkenntnis und Erfahrung im Menschenumgang, um das eigene Lebensschifflein so zu steuern, daß es im Gedränge der Mitbewerber nicht zum Stillstand kommt oder umgeworfen wird.

Die Menschenkenntnis und die Kunst der Menschenbehandlung, deren sich die Holländer rühmen dürfen, ist den Leuten derart eingefleischt, daß man davon wie von einem eingeborenen, zumindest erworbenen Instinkt sprechen darf. Holländer täuschen sich selten darüber, was einer der ihren charakterlich wert ist. Sie wittern gewissermaßen die Vorzüge oder Mängel, die Vertrauenswürdigkeit oder die Unzuverlässigkeit eines Mitlebenden. Sind sie sich über die Art und die Verhältnisse des Betreffenden nicht völlig im reinen – und ihre Neigung zum Mißtrauen drängt sie nun einmal zur Beobachtung äußerster Behutsamkeit –, so wenden sie sich an das *Bevolkingsregister* der in Frage kommenden Gemeinde, wo einem jeden auf Anfrage und nach Erlegung von 50 cents über jeden Auskunft erteilt wird, oder an eine der vielen privaten Auskunftsteien, die überall im Lande dem Gehaben, der Verschwägerung, den Vermögensumständen der Bürger nachgehen.

Die Kunst der Menschenerforschung und Menschenbehandlung richtet sich aber ebenso sehr auf die Zusammenhänge, Personen und Rassen außerhalb der holländischen Gebietsgrenzen. „*Ik heb hem door*“ (Ich habe ihn durchschaut) ist eine Beobachtungsbilanz, die der Holländer gar rasch auch gegenüber einem Deutschen,

Franzosen, Amerikaner oder gegenüber einem Angehörigen asiatischer Nationen zu ziehen vermag.

Abgesehen von einem natürlichen psychologischen Instinkt kommt dabei die Tatsache zu Hilfe, daß die Holländer in ihrer Mehrzahl fremde Volksgemeinschaften aus eigener Anschauung kennen. Holländer sind seit alters besonders wander- und reiselustig. Sie sind in ihren ruhmvollen geschichtlichen Zeiten über die ganze Erde geschweift, haben Faktoreien und Volksniederlassungen in Nordamerika, Brasilien, Südafrika, Australien, Indonesien gegründet und sind noch heute von einer unbedenklichen Emigrationsneigung ergriffen. Nirgendwo erfreuen sich die Reisevereinigungen, die ihre Mitglieder nach Paris oder an den Rhein, nach Skandinavien oder nach Italien führen, einer ähnlichen Beliebtheit wie hier.

Bei seinem Reisen und *Trekken* sieht sich der Holländer wesentlich von der ihm eigenen Fähigkeit des leichten Erlernens fremder Sprachen unterstützt.

Menschenkenntnis und Sprachbegabung sind die Eigenschaften, die den Holländer wie wenig andere Völker zur Ausübung zweier Berufe befähigt haben, zum Berufe des Handelsmanns und zum Berufe des Kolonisators. Beiden Berufen sind die Holländer seit Jahrhunderten nachgegangen. Zur Zeit der Segelschiffe errichteten sie im Osten und im Westen der Welt ihre Handelskontore, von wo aus sie an Ort und Stelle Handel trieben oder die Waren, die sie unter fremdem Himmel einhandelten, nach Europa und in erster Linie in ihr eigenes Land verfrachteten, um sie hier auf den von weither besuchten Versteigerungen von Tee, Tabak, Kaffee, früher auch Pfeffer, meistbietend an die ganze Welt zu verkaufen. Die Finanzierung besorgten die kapitalgewaltigen Bankinstitute von Amsterdam und Rotterdam, und der reine Geldhandel hatte in Holland vor dem Kriege einen solchen Umfang erlangt, daß die Börse von Amsterdam mit der von London und New York für die Kurse der internationalen Wertpapiere von ausschlaggebender Bedeutung war.

Selbstprüfung und Selbstsicherheit

So sehr der Holländer gegen eine Irreführung durch andere auf der Hut ist, so wenig geneigt ist er auch, sich selber etwas vorzumachen. Er prüft sich beständig, und dies nicht nur wie in den streng rechtgläubigen Kreisen nach der religiösen und sittlichen Seite hin, sondern im Hinblick auf seine starken und schwachen Seiten überhaupt. Doch vollzieht sich diese Selbstprüfung nicht eigentlich plan- und bewußtseinsmäßig.

Verglichen mit Angehörigen der „lateinischen“ Völker (Italienern, Franzosen, Spaniern) fehlt seiner Geistesgestalt das Strenge und Plastische, wie denn der niederländischen Sprache das eigentlich Bündige und Geschliffene gleichfalls abgeht. Man kann es auch so ausdrücken, daß der Holländer vor sich selber sein Inneres gerne in einem gewissen Halbdunkel läßt. Denn die Scheu des Holländers davor, sich bis ins Unterste zu analysieren, fußt auf der instinktiven Erkenntnis, daß er sich damit menschlich gefährden, daß er brüchig werden und daß er den verborgenen Persönlichkeitskern, aus dem er lebt, verletzen könnte.

Es wäre verkehrt, die Gründe dieses Verhaltens in purer Ängstlichkeit suchen zu wollen. Der Holländer weiß sehr wohl, daß er seelische Abgründe in sich birgt,

und seine Maler Hieronymus Bosch, Rembrandt van Rijn und Vincent van Gogh haben auf ihren Gemälden dies ja auch gezeigt. Aber der Holländer weiß triebmäßig, daß es ihm als einzelнем, ihm als Volksganzen zum Verderben gereichen könnte, dem Unsäglichen und Unheimlichen seines Inneren Raum zu geben. Er hält die vulkanischen Herde der Persönlichkeit darum wohlweislich unter Verschuß mit dem Erfolge, daß die Volkspersönlichkeit als Ganzes jene naturwüchsige Gefügefestigkeit zeigt, die einen ruhigen, selbstsicheren Bestand im Dasein gewährleistet.

Der Holländer ist nicht von Grund aus kühl und „nüchtern“, mag er sich selber dessen auch gerne rühmen. Wie es die Liebe zu den Kindern, die Anhänglichkeit der Geschlechter, die Festigkeit des Familienverbands darweisen, ist er im Gegenteil warm, gefühlvoll, anschußbedürftig, nur daß er diesen Regungen nicht den Vortritt erlaubt.

So ist er auch in Fragen des nationalen guten Rufs leicht erregbar, rasch auf die Füße getreten, wenn man seinem Volke zu Recht oder Unrecht etwas Unerfreuliches nachsagt, ungehalten sogar angesichts gutmütiger Spottzeichnungen, wie sie über ihn zuweilen in ausländischen Witzblättern erscheinen. Wenn Holländer unter sich sind, kommt es häufig genug vor, daß sie über ihr „*Pestlandje*“, über ihre „*Rotregering*“ herziehen, dem Landesfremden gegenüber bilden sie eine einzige geschlossene Front überzeugter Vaterlandsfreunde. Aus dem gleichen Grunde ist es ihnen äußerst peinlich, wenn über Vorgänge, die dem nationalen Ansehen Unehre machen könnten, etwas ins Ausland „*uitlekt*“. Die schmutzige Wäsche öffentlicher Skandale wird am liebsten im stillen gewaschen, noch lieber aber dem Blick der Öffentlichkeit dadurch entzogen, daß man sie „*in den doofpot stopt*“ (erstickt).

Kunst der Verhandlung

Die Gabe der sozusagen atmosphärischen Einfühlung, der nur vorgewendeten psychischen Unbewegtheit, macht den Holländer zu einem ebenso gewitzten wie zähen Verhandlungspartner. Es verschlägt ihm nichts, wenn bei Beratschlagungen oder Tagungen über ein und dieselbe Sache stundenlang debattiert wird; er bleibt unerschöpft, wo der andere, weil es ihm nicht glücken will, mit seiner Ansicht durchzudringen, schon matt zu werden anfängt; dem Ungestüm des Ausländers setzt er seine denkerische Gemächlichkeit entgegen, er verfügt namentlich gegenüber dem Draufgängertum des Deutschen über den längeren Atem, er bewahrt, auch wo er Zugeständnisse machen muß, seine Nerven, und er ist ein Verlierer, der den Ingrimme über eine erlittene Niederlage klüglich „*verkropt*“ (in sich hineinschluckt).

Diese Eigenschaften nützen dem Holländer als Warenkaufmann, als Geldherrn, als Parlamentarier, als Diplomat. Holländer sind die geborenen Vermittler und Zwischenhändler, weshalb die Höfe und Staatskanzleien ganz Europas in früheren Jahrhunderten besonders gern Holländer in ihre diplomatischen Dienste nahmen. Heute sind es die großen internationalen Arbeits-, Geld- und Völkerannäherungsorganisationen, die, wo es Reibereien zu schlichten, einen Streit beizulegen gilt,

sich mit Vorliebe an Holländer wenden. Daß der Weltgerichtshof nach dem Haag verlegt wurde, hat einen tieferen Beweggrund als bloß den, daß man seinerzeit dem Gedanken der Völkerverständigung nicht allein in Genf eine Stätte errichten wollte.

Der Holländer weiß, und er weiß es auf Grund seiner tiefreichenden Menschenkenntnis, daß es überall im Leben, soll es nicht jeden Augenblick zu grimmigen Entladungen kommen, auf ein Geben und Nehmen ankommt. Der Anspruch des einen steht wider den Anspruch des anderen, beide ins Gleichgewicht zu setzen wird nur dem billigen Sinn glücken. Diese Billigkeit des Denkens und Urteilens spielt sich im Inlande so ab, daß der natürliche Wettstreit, der innerhalb so enger Landesgrenzen auf jedem Gebiete herrscht, kaum je ins Mörderische ausartet. Den Handels- oder Gesinnungsgegner ganz abzuwürgen, kann man sich in Großräumen wie in Amerika erlauben, in Holland weiß man, daß man, bei aller auch hier zutage tretenden Abgunst, so oder so auf einander angewiesen ist, daß man füglich den Gegner, weil er eines Tages zum Freunde werden kann, schonen muß. So vollzieht sich ähnlich wie in England auch der Kampf der politischen Parteien nicht als ein Kampf bis aufs Messer, und ebenso machen sich die Kirchen und die zahlreichen Sekten die Seelen ihrer Anhänger nicht mit unnoblen Mitteln streitig.

Holland ist das klassische Land der politischen und religiösen Duldsamkeit. Zweifellos darf diese Tatsache gleichfalls als Ausfluß der holländischen Menschenkenntnis und Lebenskunst angesehen werden.

Doch griffe man fehl, wenn man Duldung und Rücksichtnahme für Tugenden halten wollte, die den Holländern von Anfang an zu eigen gewesen sind. Die Holländer sind im Gegenteil vormals gehörige Raufbolde gewesen, haben nach innen und außen blutige Kriege geführt, sich in den Besitz ihrer Kolonien mit List und Gewalt gesetzt, unliebsamen Staatskernern den Kopf abgeschlagen, einander als Papisten und Lutheraner zerfleischt, und das Wappensinnbild auch dieses Volks ist ein Rauttier. Die Holländer mußten die fraglichen milderen Tugenden erst lernen, mußten erst einsehen, daß Duldung und Rücksichtnahme einerseits einen höheren Grad der Gesittung bezeichnen, andererseits zweckmäßiger und auf weite Sicht fruchtbar sind. Der es ihnen beibrachte, war ihr Landsmann Erasmus von Rotterdam, der Prediger humanistischer Lebenshaltung, doch bildet es das entschiedene Verdienst der Holländer, sich die Lehre zu eigen gemacht, nicht aber sie überhört zu haben.

Der erasmianische Geist durchzieht das holländische Gemeinschaftsleben in allen Klassen und Berufszweigen. Nachfolger der Erasmus sind die Kirchenfrommen so gut wie die Freigeister, die am Alten Hängenden so gut wie die Fortschrittler.

Redlicher Bürgersinn

Der Staat ist für den Holländer kein Heiligtum, dem man demütig das Opfer der eigenen Person zu bringen hat, keine Befehlsbehörde, die immer und unter allen Umständen Recht hat. Desgleichen genießen die Machtorgane des Staates, Militär und Polizei, in Holland keine besondere Ehrfurcht. Einen Schutzmann auf der Straße spricht man, wenn man seine Dienste benötigt, mit „Agent“ oder „Verkeersagent“ an. Das Volk ist bürgerlich und politisch reif genug, um sich in den großen wie in den kleinen Angelegenheiten seines Daseins selbst regieren zu

können. Und wenn nach dem letzten Kriege auf vielen Gebieten die Macht des Staates zunahm, so wurden die daraus herfließenden behördlichen Eingriffe von einem jeden als äußerst drückend und nur als Maßregel eines Notzustandes empfunden, den wieder abzubauen die Gemeinschaft sich nach Kräften beeiferte.

Überhaupt ist der Holländer ein Gegner von Machtvollkommenheiten, die sich auf ein mythisches Herkommen berufen. Deswegen nimmt auch das Königtum in Holland eine ganz andere Stellung ein als in Staaten von einer in Ehrfurcht ersterbenden monarchistischen Gesinnung. Das regierende Haus Oranien erfreut sich in Holland einer Hochschätzung, wie sie sich aufrichtiger und allgemeiner nicht denken läßt, keineswegs aber, weil sich etwa die Dynastie in den Zauberschein eines jenseitigen Gottesgnadentums hüllte. Ein Fürst, der das unternehmen wollte, würde bei den holländischen Handelsherrn und Schiffsreedern, den Seeleuten, Bauern und Arbeitern schön ankommen. Man liebt das Königshaus und die den Thron einnehmenden Personen, weil sich das Volk mit diesen Trägern der höchsten Würde durch eine lange gemeinsame Geschichte vereint weiß, also auf Grund des nämlichen Familiengefühls, das die holländische Volksgemeinschaft in ihrer Gesamtheit verbindet.

Man kann das Ganze dieser Tugenden, wonach sich das öffentliche und private Leben in Holland regelt, in die Einheitsformel eines redlichen Bürgersinns zusammenfassen. Der Holländer empfindet und urteilt bürgerlich, auch in den Schichten der wenig oder nichts Besitzenden. Rein äußerlich drückt sich dies darin aus, daß sich die Menschen niemals bei ihren Titeln oder Berufsbezeichnungen anreden. Selbst die höchstgestellten Personen erwarten es nicht, daß man zu ihnen „Herr Baron“ oder „Herr Generaldirektor“ oder „Herr Geheimrat“ sagt. Es genügt, sie mit „*Mijnheer*“ oder „*Mevrouw*“ anzureden, wodurch der Umgang zu einem leichteren und weniger zeremoniösen wird und der Übelstand wegfällt, daß man bei der Titelnennung Irrtümer begeht.

Der Bürgersinn des Holländers, seine tiefgewurzelte, breitgefügte Urbanität kommt auch sonst im Verkehr der Menschen fortdauernd zum Ausdruck. Die Fußgänger rempeln sich in den Großstädten nicht von den Gehsteigen, die vielen Radfahrer fallen sich bei den Zusammenstößen, zu denen es in der Dichte des Verkehrs so häufig kommt, nicht mit Geschelt und Beschuldigungen an, die Taxichauffeure trachten einander nicht unterm gegenseitigen Zurufe gesalzener Hohnworte zu überholen, die Schaffner in den Straßenbahnen sind zuvorkommend und flechten namentlich in Amsterdam in die Bedienung der Fahrgäste gerne volkswitzige Randbemerkungen, die Kinder werden überall mit Anstand behandelt, niemals werden bei der Erziehung Schläge und schon gar keine Schläge ins Gesicht zu Hilfe genommen, und immer pflegt man selbst das kleinste Ersuchen, das man an jemanden richtet, mit einem höflichen: „*Als het U belieft*“ (Wenn es Ihnen beliebt), selbst die kleinste Dienstleistung, die man jemandem erweist, mit einem: „*Tot uw dienst*“ (Zu Ihren Diensten) zu begleiten. Mit Beziehung hierauf hat es eine durchaus gleichnishafte Bedeutung, wenn der erste holländische Stammesfürst, der ins Licht der Geschichte trat, ein unter dem Namen Claudius bekannter batavischer Heerkönig, von den Römern den Zunamen *Civilis* erhielt, wobei man *civilis* einerseits mit bürgerlich, andererseits mit gebildet, gesittet übersetzen mag.

Die Schweiz und die Montan-Union

Gespannt haben die Behörden, die öffentliche Meinung und die Wirtschaft in der Schweiz den Werdegang der Europäischen Montanunion verfolgt. Der Bundesrat (die Schweizer Regierung) nahm im Juni 1952 vor dem Nationalrat (dem Parlament) zum erstenmal zu dem Plane Stellung. Während der Märzsession 1953 der eidgenössischen Räte folgte eine neue Erklärung. Inzwischen hat der Bundesrat bei der Hohen Behörde eine ständige Delegation mit zwei nichtresidierenden Ministerien errichtet.

Unbekannte Vorzüge

Rechtlich stellt die Montanunion eine vollendete Tatsache dar. Wie sie sich in der wirtschaftlichen Praxis auswirkt, ist noch ungewiß. Die Probleme, welche sich der Schweiz in dieser Hinsicht stellen, wirken bescheiden im Vergleich mit den Schwierigkeiten, denen die Unionsbehörden und die Mitgliedstaaten gegenüberstehen.

Ungewiß erscheint vom schweizerischen Standpunkt aus zunächst, von welchem Geist die Administration in Luxemburg sich leiten lassen wird. Unbestimmt wirkt die Tragweite zahlreicher dehnbarer Bestimmungen der maßgebenden Verträge. Unklar ist auch, wie sich im einzelnen die Beziehungen zwischen der Union und den Gliedstaaten, zwischen den Mitgliedern selbst, zwischen dem Unionsgebiet und den dritten Ländern, wie schließlich zwischen dem neuen Gebilde und den schon bestehenden Kristallisationspunkten der wirtschaftlichen Zusammenarbeit – so dem Pariser Wirtschaftsrat, der Europäischen Zahlungsunion und dem GATT¹ – gestalten werden.

Eine alte Regel fordert, daß jeder vor Gericht Zitierte die Wohltat des Zweifels beanspruchen dürfe. Dieses Recht steht der Montanunion auch vor der schweizerischen öffentlichen Meinung zu. Es gebührt ihr um so mehr, als niemand bei uns die zahlreichen Vorzüge der Aktion verkennt – die Neuartigkeit und Kühnheit des Konzepts, den mutigen Schwung seiner Promotoren, seine Bedeutung für den Frieden und Wiederaufbau in Europa.

Zudem gibt es greifbare politische Gründe, die nach schweizerischem Urteil für die Montanunion sprechen. Es wird ein praktischer Schritt zur engen Zusammenarbeit getan, nachdem so viele unverbindliche Erklärungen wirkungslos verhallten. Der Schritt erfolgt nicht auf einem nebensächlichen Gebiet, wie etwa bei der Vereinheitlichung der Zollnomenklaturen in Brüssel. Er geschieht im Bereich der Grundindustrien, der Schlüsselindustrien, die zugleich auch wehrwirtschaftlich entscheidend wichtig sind. Bis er unternommen wurde, mußte manches Vorurteil und Mißtrauen überwunden werden, und allein schon das war heilsam. Andere gemeinsame Schritte werden vielleicht bald folgen. Daraus kann ein Beitrag entstehen zur Überwindung des alten Mißtrauens zwischen den zwei wichtigsten Mächten des westlichen Kontinents, aber auch zwischen Westdeutschland und seinen kleineren Nachbarn. Damit entsteht auch die Möglichkeit, der Saarfrage ihren Stachel zu

¹ General Agreement on Trade and Tariffs

nehmen und das Problem Elsaß-Lothringen, wenn es je wieder akut werden sollte, zu entgiften. Notwendig ist dabei immerhin, daß die Regierungen und Regierungsparteien namentlich in den größten Unionsstaaten auf die Verfolgung nationaler Sonderansprüche bewußt verzichten und daß sie sich zu wehren wissen gegen jenen extremen Nationalismus, der vor Zeiten Briand und Stresemann zu Fall brachte und auch heute wieder zu beiden Seiten des Rheins sein Haupt erhebt.

Schweizerische Prämissen

Wenn hier trotzdem einige politische Bedenken gegen die Union zu Worte kommen, so darf zu ihrer Rechtfertigung an die besondere Stellung der Schweiz in der europäischen Politik erinnert werden. Die Schweiz ist ein Kleinstaat, der sich seit Jahrhunderten fortgesetzt zwischen übermächtigen Nachbarn behaupten mußte und namentlich im Zweiten Weltkrieg einer langanhaltenden Umklammerung durch hochgerüstete Machtstaaten ausgesetzt war. Deshalb kann es ihr niemand verargen, wenn sie mit Sorge sieht, daß sich an ihren westlichen Grenzen ein supranationaler Block mit einer Bevölkerung von 156 Millionen Menschen bildet, der wohl mit wirtschaftlichen Aufgaben beginnt, aber auch eine Verteidigungsgemeinschaft und eine gemeinsame Außenpolitik erstrebt.

Die Schweizer sind auf ihre Unabhängigkeit nicht nur erpicht, sondern auch durch die Verfassung verpflichtet. Sie haben seit langem auf Annektionen und Allianzen verzichtet und leisten heute auf einen wesentlichen Teil ihrer persönlichen Freiheit und ihres privaten Einkommens Verzicht, um die Verteidigung ihrer Unabhängigkeit zu ermöglichen. Deshalb verstehen sie nicht ohne weiteres, wie andere europäische Nationen – große und kleine – allem Anschein nach nicht rasch genug ihre Souveränität zugunsten eines übernationalen Gebildes ablegen können.

Zur Erhaltung der Unabhängigkeit übt die Schweiz aus eigenem Antrieb eine unbedingte, ewige Neutralität. Je mehr Staaten um sie her sich zu einer Einheitsfront verbinden, desto schwerer fällt ihr die Aufrechterhaltung dieser außenpolitischen Maxime.

Von diesen Voraussetzungen her muß die Schweiz die Völker des Unionsgebietes zunächst einmal fragen, ob sie sich Rechenschaft davon ablegen, was das heißt: Verzicht auf einen Teil der Souveränität? Sind die Möglichkeiten der freien Zusammenarbeit zwischen freien Staaten denn so beschränkt? Wurden sie schon restlos ausgenützt? Haben die Versuche, die seit 1946 in Europa unternommen wurden, nicht bedeutende Resultate ergeben und Perspektiven eröffnet? Bei dem ersten Abstrich an der Souveränität wird es ja kaum bleiben: Vielleicht folgt ein Einbruch in die Wehrhoheit, und eine gemeinsame Staatsordnung für die Länder der Montanunion liegt in Straßburg auf der Werkbank.

Wenn auch der Anwendungsbereich der Union begrenzt ist auf Kohle und Koks, Eisen und Stahl, so wird der Grad des Zusammenschlusses um so höher sein: In Luxemburg und nicht mehr in Bonn oder Paris, in Brüssel oder Rom fallen die maßgebenden Entscheidungen. Sind die Einsprache und Mitsprache der Kleinen in diesem Bund hinreichend gesichert? Oder diktieren in letzter Instanz die Interessen der Großen? Ist das Gefühl und Denken der Völker reif für dieses starke Maß der Integration? Beschwört nicht gerade der rasche und restlose Zusammenschluß die Gefahr zahlreicher Reibungen und Konflikte herauf?

Daß man mit Kohle und Stahl beginnt, um Westeuropa zu erneuern und zu festigen, hat Robert Schuman unlängst in St. Gallen mit einem angelsächsischen Verfahren, mit der „funktionellen Methode“, rechtfertigen wollen. Dennoch drängt sich Schweizern die Frage auf: Sind Bergbau und Stahlindustrie eine tragfähige Grundlage für die Verschmelzung großer, organisch gewachsener Wirtschaftskörper? Kann von der Montanwirtschaft wirklich jene Versöhnung der Nationen Westeuropas ausgehen, die mit dem Schumanplan visiert wird? Sollte ein Neubau nicht beim Staatlichen beginnen, mit dem Menschen einsetzen, wie es Pestalozzi gelehrt hat?

Politisierung der Wirtschaft?

Die Verschmelzung des Marktes für Kohle und Stahl geschieht primär aus politischen Gründen. Kohle und Stahl sind seit langem und heute ganz besonders strategisch wichtige Stoffe. Das ist bekannt. Gegenwärtig ist uns auch, daß sie seit alter Zeit ein entscheidendes Objekt und Mittel der Politik bildeten. Dennoch fragen sich viele Schweizer, welche die Segnungen der Staatsintervention schon gründlich erprobt haben, mit Bangen: Droht mit der Montanunion nicht eine gigantische Verfilzung von Politik und Wirtschaft, eine unheimliche Verflechtung von Verwaltung und Produktion? Kündigt sich nicht die wirtschaftsfeindliche, wirklichkeitsfremde Ordnung wirtschaftlicher Zusammenhänge an? Zeichnet sich nicht ein unheilvoller, übermäßiger Einfluß wirtschaftlicher Interessen auf die Staatsgeschicke ab?

In diesem Zusammenhang eine weitere Frage: Räumen der Pakt und die Übergangsbestimmungen den Behörden der Union und mittelbar auch der Verwaltung in den Mitgliedstaaten nicht unverhältnismäßig große Befugnisse gegenüber der Wirtschaft ein? Ist das noch Marktwirtschaft oder auch nur „soziale Marktwirtschaft“ nach deutschem Verstande, wenn die Hohe Behörde in Zeiten der Überproduktion den Wirtschaftsgruppen, ja sogar dem einzelnen Unternehmen eine Erzeugungsquote zuteilen und den überschießenden Teil mit einer Ausgleichsabgabe belegen darf? Die ursprünglichen Intentionen des Schumanplans waren ohne Zweifel freiheitlicher Art. Aber sie werden von systemwidrigen Einschlüssen verfälscht. Und namentlich kommt es in der Politik weniger auf die Absichten an, als auf die Art ihrer praktischen Verwirklichung.

Dynamik und Statik

Nach einer Übergangsfrist von fünf Jahren bietet sich die letzte Möglichkeit, den Unionspakt abzuändern. Während den verbleibenden fünfundvierzig Jahren ist eine Umgestaltung des Vertragswerks ausgeschlossen. Wie paßt dieses starre System zu den ständig schwankenden Bedürfnissen und den stets fortfließenden Verhältnissen in der Wirtschaft? Die staatspolitische Erfahrung der Schweizer so gut wie ihre Staatsphilosophie stimmen restlos darin überein, daß eine Verfassung sich aus Recht in Unrecht verwandeln kann, wenn nicht die Möglichkeit der Revision besteht und demokratisch geordnet ist. Gilt das gleiche nicht auch von einer Wirtschaftsverfassung, wie sie der Pakt der Montanunion darstellt?

In auffallendem Gegensatz zu der Ruhe, die nach fünf Jahren um das Grundgesetz der Montanunion herrschen soll, steht die Hast, mit welcher die Verträge entworfen, unterzeichnet und ratifiziert wurden. Gewiß erklärt sich die Eile teilweise aus Triebkräften, die im Osten und Westen des Unionsgebiets zuhause sind. Aber waren nicht gelegentlich in den europäischen Hauptsäden Eiferer am Werk? Kamen unter ihrem Einfluß nicht vielfach unscharfe Begriffe und unklare Regeln in das Vertragswerk? Können sie nicht in Zukunft gefährliche Improvisationen oder gar gewaltsame Lösungen provozieren? Sind die Verantwortlichen bereit, ihnen gelassen, aber unnachgiebig entgegenzutreten? „Surtout pas

de zèle!“, hat ein alter, gewandter Europäer seinen Adepten geraten. Die europäische Ordnung, die er mitentwarf, sicherte unserem Erdteil wenigstens äußerlich während vier Jahrzehnten den Frieden.

Die sechs Länder der Montanunion versprechen sich von der Errichtung eines gemeinsamen Marktes bedeutende wirtschaftliche Vorteile. Niemand in der Schweiz mißgönnt den Unionsstaaten ihren voraussichtlichen Gewinn. Denn sie kämpfen ja noch immer mit den Folgen des furchtbarsten aller Kriege. Auch festigt die Hebung des Wohlstandes ihre Bereitschaft zur loyalen internationalen Zusammenarbeit und zur kraftvollen Abwehr innerer oder äußerer Feinde.

Die wirtschaftliche Sonderstellung der Schweiz

Die Schweiz ist ein übevölkertes Land ohne ausreichende Nahrungsbasis und ohne eigene Rohstoffe, Elektrizität ausgenommen. Daher ist sie zu einem nachhaltigen Außenhandel eindeutig gezwungen, und zwar nicht nur mit Westeuropa, sondern auch mit zahlreichen überseeischen Gebieten, auf deren Gegenleistung sie angewiesen bleibt. Aus demselben Grund ist sie genötigt, jede fremde Beschränkung des Handels und jede Diskriminierung von Handelspartnern zu bekämpfen. Folgerichtig treibt sie im eigenen Haus eine Handelspolitik der Offenen Tür.

Der internationale Wettbewerb zwingt die Schweiz, sich auf den Export hochqualifizierter Güter und Dienste sowie auf die Ausfuhr „industrieller Intelligenz“⁶⁶ zu spezialisieren. Deshalb verteidigt sie nicht nur den Gütertausch schlechthin, sondern eine bestimmte, einmalige Exportstruktur, zu welcher auch hochentwickelte Konsumgüter, die Leistungen des Bankgewerbes und der Assekuranz, zahllose Patente sowie die Dienste des Tourismus gehören. Infolgedessen nimmt die Schweiz aktiv und an allen Fronten teil am Kampf gegen die Diskriminierung der „*less essentials*“, des Dienstleistungsverkehrs und des Kapitaltransfers. Die konsequente und umfassende Befreiung des internationalen Wirtschaftsverkehrs ist für die Schweiz nicht ein Schönwetterprogramm wie für andere, weitgehend selbstgenügsame Länder, sondern eine harte Notwendigkeit.

Ein neuer Wirtschaftsblock

Nun bezog die Schweiz bisher Dreiviertel ihres Bedarfs an Kohle und Stahl aus dem Gebiet der Europäischen Montanunion. Dabei genoß sie Meistbegünstigung. Auch stand sie sechs souveränen Staaten gegenüber, mit deren Wirtschaftspotential sie sich halbwegs messen konnte. Fortan hat sie es für die Montanprodukte mit einem geschlossenen Block zu tun, der nach einheitlichen Regeln vorgeht und mit gewaltigen Leitungen aufwarten kann. Wie wird sie mit dieser neuen europäischen Großmacht auskommen? Wohl kann sie nach wie vor mit den Mitgliedsstaaten zweiseitige Verträge schließen: Aber ihre Partner besitzen keine volle Bewegungsfreiheit mehr, und die Abkommen bedürfen der Genehmigung durch die Hohe Behörde. Das verzögert und erschwert die Verhandlungen. Auch kann es materielle Nachteile nach sich ziehen. Vorerst fällt die alte freiheitliche Meistbegünstigungsklausel.

Vor Spannungen und Erschütterungen?

Eine Zollunion oder eine Währungsunion erfaßt die beteiligten Volkswirtschaften in ihrem ganzen Ausmaß. Der Schuman-Plan beschränkt sich auf einen Zweig der Wirtschaft, auf die Montanindustrie. Diese Konzentration führt dazu, daß in jedem der sechs Länder fortan zwei verschiedene Wirtschaftssysteme nebeneinander hergehen – das internationale für Kohle und Stahl und das autonome für die übrigen Zweige der Erzeugung und des Handels. Aus dieser Sachlage können schwere Spannungen entstehen. Uns selbst sind ähnliche Konflikte entstanden aus dem Nebeneinander einer freiheitlichen Ordnung von Handel, Industrie und Gewerbe auf der einen, einer staatlich geschützten, gestützten und weitgehend gelenkten Landwirtschaft auf der anderen Seite.

Unter Umständen ergeben sich aus der Beschränkung des Zusammenschlusses auf die Montanindustrie hier oder dort ernste Nachteile für das Gleichgewicht der Handelsbilanz und Zahlungsbilanz. Daraus wird für die Europäische Zahlungsunion manche neue Belastungsprobe resultieren. Auch sind Erschütterungen in einzelnen Mitgliedstaaten durchaus denkbar. Das beeinträchtigt die Kaufkraft wichtiger Abnehmer der schweizerischen Industrie.

Erschütterungen können sich auch einstellen bei jener streng rationalen Auslese unter den Rohstoffvorkommen, die noch abbauwürdig sind, und Industriegruppen, die noch konkurrieren können, wie man sie von der Zusammenlegung des Marktes allgemein erwartet. Das sind Kinderkrankheiten, die vorübergehen!, beschwichtigen uns die Advokaten der Montanunion. Kinderkrankheiten können einen sehr gefährlichen Verlauf nehmen, besonders wenn sie auch die Umgebung infizieren. Wer kann heute sagen, wie lange es dauert und welche Opfer notwendig sind, bis der neue Markt einigermaßen im Gleichgewicht ist? Wer übersieht die Rückwirkungen des gewaltsam eingeleiteten Prozesses für die hochempfindliche Volkswirtschaft der Schweiz?

Planwirtschaft?

Die Ziele des Unionspaktes liegen in freiheitlicher Richtung. Doch mit seiner besonderen Auswahl unter den Mitteln, die zu diesen Zielen führen sollen, schafft der Schumanplan zum mindesten zahlreiche Ansatzpunkte für eine internationale, zentral gelenkte Planwirtschaft. Schon dieser Zwiespalt stimmt hellhörige Schweizer skeptisch. Aber namentlich die planwirtschaftlichen Elemente des Paktes wecken Bedenken in einem Land, das so oft und schwer unter ausländischen Versuchen mit der Sozialisierung und der staatlichen Wirtschaftlenkung leiden mußte.

Um zu dem gemeinsamen Markte vorzustoßen, müssen die Unionstaaten unter sich die Einfuhrzölle auf Kohle, Eisen, Stahl und Schrott aufheben. Werden sie nicht versuchen, den Einnahmefall wettzumachen durch eine stärkere Belastung anderer Importe, besonders von Gütern, die nicht „lebenswichtig“ sind? Droht da nicht Gefahr für die Konkurrenzfähigkeit der schweizerischen Qualitätserzeugnisse? Bern hat schon mitansehen müssen, wie zahlreiche Länder ihre Zollmauern erhöhen, um die vom Liberalisierungskodex und vom GATT ausgehenden Wirkungen auszugleichen. Mit Westdeutschland gelang schließlich am 20. Dezember 1951 ein erträglicher Kompromiß. Aber die eidgenössische Handelsabteilung ist nicht darauf erpicht, daß sich im Anschluß an die Montanunion ein ähnliches Schauspiel einstellt.

Wirtschaftliche Gefahren für die Schweiz?

Da sich die Schweiz bisher mit Montanerzeugnissen so stark aus dem Unionsgebiet verschah, bereitet es ihr Sorge, daß die Hohe Behörde in Zukunft bei einer Mangel-

lage bestimmen kann, welche Quote des Gesamtaufkommens für die Ausfuhr nach Drittländern zur Verfügung stehen soll. Aus dem gleichen Grund sieht sie mit Bedenken, welchen Widerstand die Union dem Verlangen des Pariser Wirtschaftsrates entgegensetzt, sie möge auf Politik doppelter Preise am gemeinsamen Markt und gegenüber Drittstaaten von Anbeginn verzichten. Beide Faktoren können zu einer isolierten Erhöhung der schweizerischen Lebenshaltungskosten führen. Beide können die schweizerische Maschinen- und Metallindustrie, vielleicht aber auch die chemischen und pharmazeutischen Werke unseres Landes, gegenüber den Konkurrenten im Unionsgebiet benachteiligen. Und doch müssen sie ohnehin schon manchen Kostennachteil im Vergleich mit den ausländischen Mitbewerbern in Kauf nehmen.

Noch unmittelbarer wirkt eine andere Gefahr. Es wäre denkbar, daß die Union die Rheinuferstaaten verpflichtet, sich untereinander mit Frachtgut, Tarifen und Hafengebühren zu begünstigen, während die schweizerische Rheinflotte von dieser Vorzugsbehandlung ausgeschlossen wäre. In ähnlicher Weise könnten die Bahnverwaltungen des Unionsgebietes mit internationalen degressiven Tarifen den Nordsüdverkehr vom Netz der Schweizerischen Bundesbahnen ablenken. Diese Befürchtungen sind nicht aus der Luft gegriffen. Das französische Gesetz zur Ratifikation des Unionsvertrages beauftragt die Regierung von Paris, die Kanalisierung der Mosel und der anschließenden Wasserläufe nachhaltig zu fördern und binnen vier Monaten Vorschläge darüber einzureichen, welche Bahnstrecken elektrifiziert werden müssen, damit die Montanindustrie Frankreichs am neuen Markte konkurrenzfähig bleibt. Schon früher wurde die Elektrifikation der Verbindung Paris-Mont Cenis fest ins Auge gefaßt.

Die Schweiz hat diese Entwicklung genau verfolgt, und ihre Behörden suchten die Nachteile nach Möglichkeit einzuschränken, welche sich ergeben könnten. Auf ihr Verlangen hat die Pariser Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit im Februar 1953 verfügt: Wenn Mitglieder der Montanunion Ausfuhrbeschränkungen für Eisen und Stahl einführen, dann haben sie die Pariser Organisation zu verständigen und den Entscheid der Organisation auf Grund von Einsprachen Dritter zu berücksichtigen. Die Diskriminierung einzelner Abnehmerländer hat zu unterbleiben. Hinsichtlich der Kohle hat der Pariser Rat schon früher angeordnet, daß sie in Europa nach gerechten Grundsätzen verteilt werden muß. Die Frage der Doppelpreise wird gegenwärtig sowohl im Exekutivausschuß der Pariser Wirtschaftsorganisation wie von der Hohen Behörde in Luxemburg noch einmal geprüft.

Aber mit dieser indirekten Einwirkung will der Bundesrat sich nicht zufrieden geben. Vielmehr hat er seine Delegierten bei der Montanunion angewiesen, sie sollten versuchen, eine ausreichende Versorgung der Schweiz mit Montanerzeugnissen zu sichern. Sie werden darauf ausgehen, unserm Land die gleichen Preise und Lieferungsbedingungen zu sichern, wie die Mitgliedstaaten sie genießen. Auch sollen sie die Umfahrung der Schweiz zu verhindern suchen. Gegen die Störung der freien Schifffahrt auf dem Rhein wird der schweizerische Delegierte in der Rheinzentralkommission auftreten. Er kann sich nicht nur auf die Mannheimer Akte stützen, sondern auch auf wohlbegründete Sympathien im Kreis der Rheinuferstaaten. Noch auf einer letzten Ebene will die Schweiz ihre Interessen gegenüber der Montanunion wahrnehmen. Das ist die Zusammenarbeit mit Westdeutschland beim Ausbau seiner Montanindustrie sowie bei der Elektrifikation der Bahnstrecke Karlsruhe-Basel.

Aber auch wenn diese verschiedenen Anstrengungen von Erfolg gekrönt sein sollten, bleibt vom schweizerischen Standpunkt aus immer noch die bedauerliche Feststellung: Die Montanunion zwingt zu neuen Einbrüchen in das unter souveränen Staaten eingeleitete Werk zur Förderung des internationalen Güteraustausches.

Heimatvertriebene in Österreich

Die Zuwanderung von Asylsuchenden hat in Österreich vorübergehend zu einer Vermehrung der Wohnbevölkerung um 7 Prozent geführt¹. Die Zahl der Zugewanderten, die für 1945 mit 1,6 Millionen beziffert wird², wurde inzwischen durch Abtransport von Reichs- und Sudetendeutschen sowie Volksdeutschen aus Ungarn und Polen³, wie auch durch eine zeitweise illegale Abwanderung nach Westdeutschland nicht unbeträchtlich gemindert. – Andererseits suchen immer neue Flüchtlinge aus den osteuropäischen Ländern Zuflucht in Österreich⁴.

Sie zeichnen sich dadurch aus, daß mehr als die Hälfte von ihnen den produktiven, zukunftsfrächtigen Altersklassen angehört, daß mehr als ein Viertel Kinder unter 17 Jahren sind und daß in ungewöhnlich günstiger Geschlechterproportion die Zahl der erwerbsfähigen Männer stark überwiegt. Bestünde nicht ohnehin eine starke Überbevölkerung im österreichischen Gebiet (gemessen am derzeitigen Stand seiner Wirtschaftskapazität), so wäre dieser Zustrom durchaus positiv zu werten.

Im ganzen gesehen hat die Zahl der in Österreich lebenden Flüchtlinge nach 1947 nicht wesentlich abgenommen, es sei denn durch die von den internationalen Institutionen geförderte Emigration nach Übersee oder durch die staats- und verwaltungsrechtliche Einbürgerung einzelner Flüchtlingsfamilien im Wege der Naturalisierung. Wie zurückhaltend der österreichische Staat mit der Aufnahme der Volksdeutschen als Neubürger ist, wird deutlich, wenn man die Veränderung in der Zahl von Ausländern in Österreich nach der amtlichen Statistik betrachtet:

Zahl der Ausländer in Österreich⁵

Flüchtlinge nach der Abkunft	am 1. 12. 49 insgesamt	v. H.	am 1. 8. 51 insgesamt	v. H.
Personen deutscher Abkunft	299 423	77,9	251 495	81,1
Personen nichtdeutscher Abkunft	84 712	22,1	57 997	18,9
Ausländer insgesamt	384 135	100	309 492	100

¹ Der Anteil von *Displaced Persons*, Heimatvertriebenen, Flüchtlingen aus der Sowjetzone an der Bevölkerung der Bundesrepublik beträgt mehr als 20 %, in den sogenannten Flüchtlingsländern nach der Wanderungsbewegung der Jahre 1949/50 noch immer rund 30 %.

² Vgl. „*The Refugee in the Post War World*“ – Vorläufiger Bericht über die bestehenden Verhältnisse“; erstattet durch den *High Commissioner* an die *United Nations* – (in dieser Arbeit zitiert als *Report*).

Dort wird für 1945 mit rund 900 000 fremdsprachigen Flüchtlingen, 380 000 Reichsdeutschen und mehr als 300 000 Volksdeutschen gerechnet.

³ Entspr. Potsdamer Abkommen vom 2. 8. 1945, Artikel XIII – sind allein in den Jahren 1945/46 etwa 156 000 Volksdeutsche (vor allem Sudetendeutsche) in die vier Besatzungszonen überführt worden. Auf Betreiben der Sowjetischen Besatzungsmacht wurden alle in der Sowjetzone ansässigen Volksdeutschen bis auf etwa 6000 Facharbeiter nach Westdeutschland abgeschoben. Erst als die amerikanischen Besatzungsbehörden in Westdeutschland im September 1946 eine – nur als vorübergehend gedachte – Zuzugssperre verhängt hatten, mußte die Überführung von Volksdeutschen aus Österreich in Massentransporten eingestellt werden (vgl. *Report* S. 65–67).

⁴ In einem Nachweis der USA-Besatzungsmacht für Österreich wird ihre Gesamtzahl z. B. für 1950 mit 7338 angegeben, davon Flüchtlinge aus Ungarn (3348), aus der Tschechoslowakei (1947), aus Jugoslawien (1272), außerdem aus Polen, Rumänien, Bulgarien und der Sowjetunion.

⁵ Für Anfang 1950 wurden der *IRO* von der österreichischen Regierung 81 600 Flüchtlinge gemeldet. Damit ist ein gewisser Nachweis für die Richtigkeit der Behauptung gegeben, daß nahezu sämtliche Ausländer den Grenzübertritt nach Österreich nicht im legalen Wanderungsprozeß, sondern als Flüchtling oder nachträglich den Flüchtlingen gleichzustellende Personen vollzogen haben. (Vgl. Frings, P.: Das internationale Flüchtlingsproblem 1910–50 [Frankf. Hefte 1951], S. 157.)

Ungleiche Bevölkerungsverteilung in den Bundesländern

Starke innerösterreichische Wanderungen sind vorausgegangen, weiter die Zuwanderung von Reichsdeutschen im Zuge der Angliederung in den Jahren 1938/39 und schließlich die Einquartierung von Evakuierten aus den stärker luftkriegsgefährdeten Gebieten Deutschlands nach Beginn der Bombenangriffe. In den Jahren 1939–42 trafen jene Volksgruppen in Österreich ein, die zufolge zwischenstaatlicher Abkommen oder nach dem Wiener Schiedsspruch aus polnischem, rumänischem, jugoslawischem, italienischem, ungarischem und sowjetischem Staatsgebiet in das nationalsozialistische Deutschland, also auch nach Österreich, „umgesiedelt“ wurden.

Gegen Kriegsende ergoß sich schließlich ein breiter Strom aufnahmesuchender Flüchtlinge nach Österreich; bei Zurücknahme der Fronten im Südosten und zuletzt beim Zusammenbruch der Weichselfront mußte den deutsch- und fremdsprachigen Verbündeten des Reiches vor der anrückenden sowjetischen Armee Zuflucht geboten werden. Während die „Umsiedlung“ noch als geordnete Emigration vollzogen wurde (Veräußerung der zurückbleibenden Liegenschaften, Übertragung der gegenüber dem Gastland erworbenen materiellen Rechte und Überführung der Vermögen) und auch die Eingliederung als Vollbürger im Aufnahmegebiet reibungslos verlief, war die zunehmende Zahl von teils rein fremdsprachigen Flüchtlingen in Österreich nur notdürftig unterzubringen.

Besonders überlastet erscheinen Oberösterreich, Steiermark und Salzburg im Vergleich mit ihrem Anteil an der österreichischen Bevölkerung; stark ist auch das Verwaltungsgebiet Wien an der Aufnahme der Flüchtlinge beteiligt, während die Länder Tirol, Vorarlberg und Niederösterreich absolut und relativ eine geringe Flüchtlingslast zu tragen haben.



Die Entwicklung der Einwohnerzahl in den österr. Bundesländern unter dem Einfluß des Kriegsgeschehens

Bundesländer	1934 ⁶		1939 ⁷		1948 ⁸	
	Einwohnersch.	in v. H.	Einwohnersch.	in v. H.	Einwohnersch.	in v. H.
Wien	1 874 130	27,7	1 944 000	27,8	1 731 557	24,9
N.-Österreich	1 509 076	22,3	1 697 700	24,2	1 268 234	18,2
O.-Österreich	902 318	13,3	1 034 900	14,7	1 137 528	16,4
Steiermark	1 015 106	15,1	1 116 400	15,9	1 105 170	16,0
Salzburg	245 801	3,7	257 200	3,6	331 615	4,8
Kärnten	405 129	6,0	449 700	6,9	482 886	6,9
Tirol	349 098	5,2	330 300	4,7	429 933	6,2
Vorarlberg	155 402	2,3	156 100	2,2	191 743	2,7
Burgenland	299 447	4,4	—	—	274 078	3,9
	6 755 507	100	6 986 300	100	6 952 744 *	100

* Dieser hohe Bevölkerungsstand ist trotz der von der IRO unterstützten Auswanderung zahlreicher DP's und Flüchtlinge im Sommer 1952 bereits fast wieder erreicht worden (6 934 000).

⁶ The Encyclopedia Americana (30 Bde.) New York, 1947.

⁷ Volks-Brockhaus von 1943.

⁸ Statesman's Year Book 1950.

Verteilung aller Flüchtlinge und der Volksdeutschen auf die österreichischen Bundesländer

	Flüchtlinge am 1. 8. 51 insges.	i. v. H.	Darunter Volksdeutsche absolut	i. v. H. d. Gruppe
Wien	56 877	18,4	48 033	84,9
N.-Österreich	21 658	6,9	19 394	89,2
O.-Österreich	109 406	35,2	101 112	92,6
Steiermark	55 714	17,9	42 995	77,1
Salzburg	27 085	8,8	18 021	66,4
Kärnten	20 000	6,5	10 431	52,2
Tirol	10 064	3,5	5 091	47,7
Vorarlberg	3 381	1,1	1 866	55,1
Burgenland	5 307	1,7	4 552	85,8
	309 492	100	251 495	81,2

Stammesmäßige Herkunft

Aus dem Territorium der ehemaligen Tschechoslowakei sind etwa 94 000 Sudeten- und Karpathendeutsche nach Österreich umgesiedelt worden. Die Sudetendeutschen kamen aus Böhmen, Mähren und dem ehemals zu Habsburg gehörigen Schlesien. Die Karpathendeutschen stammten von Kolonisatoren ab, die im 12. Jahrhundert aus Sachsen, Thüringen und Schlesien gekommen waren und sich in der Slowakei niedergelassen hatten, wo sie bis zu ihrer Umsiedlung noch drei deutsche Sprachinseln bewahrt hatten: um Preßburg und Kremnitz sowie in der Zips. Sie wurden erst im Herbst 1944, beim Heranrücken der sowjetischen Truppen, aus ihrem Gebiet evakuiert und zu einem kleinen Teil nach Österreich gebracht⁹. Ein großer Teil der vertriebenen Sudetendeutschen und der evakuierten Karpathendeutschen in Österreich konnte sich wirtschaftlich leicht eingliedern. In beiden Volkstumsgruppen ist die Naturalisationsrate ziemlich hoch¹⁰. Der größte Teil der Erwerbsfähigen unter ihnen erhält sich aus eigener Arbeit.

Die handwerklich-industrielle Spezialisierung der sudetendeutschen Fach- und Heimarbeiter aus Böhmen und Mähren trägt ebenso zur Steigerung des österreichischen Sozialprodukts bei wie die Arbeit der Bergleute, Metallarbeiter und Weinbauern, die aus dem Karpathengebiet zugezogen sind¹¹.

Die größte Zahl der Volksdeutschen in Österreich stammt aus dem jugoslawischen Staatsgebiet.

Zu ihnen gehören zunächst Banater Schwaben und Nachkommen anderer süddeutscher Kolonisatoren aus dem Österreich benachbarten Donaauraum, die vom 18. Jahrhundert an eingewandert waren und ihre kulturelle Eigenständigkeit über die Auflösung des Habsburger Reiches hinweg bewahrt haben. Durch die Umsiedlungsaktion von 1942 und mehr noch durch die Austreibung nach Kriegsende sind die weitaus meisten Angehörigen dieser Volkstumsgruppe nach Westdeutschland und Österreich zurückgeworfen worden. Es sind fleißige, tief religiöse, traditionsbewußte Bauern, die keine Eingliederung in das österreichische Sozial- und Wirtschaftsleben suchen; sie möchten auswandern und eines Tages wieder eigene Scholle unter den Pflug nehmen. —

⁹ Nach Österreich kamen etwa 15 000 Personen aus dem Gebiet um Preßburg (vgl. Report S. 77).

¹⁰ In Report wird die Zahl der aus dem Sudetengebiet umgesiedelten Volksdeutschen mit 110 000 geschätzt; amtlich registriert wurden für beide Gruppen 94 009 Personen (Bericht des Innenministeriums; entn. bei Frings, a. a. O.). Es darf angenommen werden, daß die fehlende Zahl sich aus der bis zum Stichtag der amtlichen Registrierung bereits vollzogenen Naturalisation erklärt.

¹¹ Zufolge Besatzungsrecht hat die Gruppe der Karpathendeutschen in allen Teilen Österreichs mit Ausnahme der Grenzgebiete Freizügigkeit und Niederlassungsrecht.

Aus dem slowenischen Teil Jugoslawiens wurden 1941 außerdem etwa 14 000 Gottscheer vornehmlich nach Österreich umgesiedelt. Zufolge der zwischenstaatlichen Abmachungen erhielten sie mit der „Heimkehr ins Reich“ das deutsche Staatsbürgerrecht. Es ist deshalb strittig, ob diese Personen jetzt in Österreich als Flüchtling anzuerkennen sind.

Von den Volksdeutschen der Untersteiermark sollen mehr als ein Drittel durch Krieg und jugoslawische „Repressalien“ umgekommen sein¹². Etwa 10 000 Überlebende flohen nach Österreich, zum größten Teil in die Steiermark.

Man schätzt die nach Österreich verpflanzten Donauschwaben rumänischer Staatsangehörigkeit auf 12 000 Personen. Und schließlich stammt ein Teil der in Österreich lebenden Volksdeutschen aus dem bei Rumänien verbliebenen Teil des Buchenlandes (etwa 19 000 Personen). Tausende von Volksdeutschen, besonders die sogenannten „Schwaben“ aus den deutschen Siedlungen im Nordwesten von Siebenbürgen (um Sathmar) sind beim Anrücken der sowjetischen Truppen nach Österreich geflohen.

Große Teile der Volksdeutschen sind auch aus dem ungarischen Donauland durch die Evakuierung vor den anrückenden Sowjets und später durch die dem Potsdamer Abkommen entsprechende Vertreibung nach Deutschland und Österreich verpflanzt worden.

Den 1939 zufolge des deutsch-italienischen Staatsvertrages umgesiedelten Südtirolern wurde im August 1945 durch die österreichische Regierung formell das österreichische Staatsbürgerrecht zuerkannt. Sie sind nicht als Flüchtlinge anzusehen und werden auch nicht als Ausländer registriert. Ende August 1951 wurde ihre Zahl mit 47 000 angegeben.

Volksdeutsche in Österreich (Wanderungsbilanz) nach Herkunftsländern

Herkunftsländer	Volksdeutsche aus der Umsiedlungsaktion ¹ „Heim ins Reich“ ² 1939	Nicht naturalisierte Volksdeutsche ³	
		nach der Vertreibung aus den Stammbereichen und nach Abschluß der Weiterwanderung am 1.1.49	nach fortschreitender Naturalisierung und Emigration am 1.8.51
Tschechoslowakei	94 009	92 326	68 483
Polen (Schlesien)	7 917	7 807	6 308
Sowjetunion	1 343	1 367	1 322
Rumänien	53 966	52 765	46 830
Ungarn	12 240	12 103	10 394
Jugoslawien	130 439	129 290	115 822
Bulgarien	226	305	370
Südtirol	51 606	—	—
sonstige	3 733	3 461	1 960
Volksdeutsche insgesamt	355 479	299 424	251 489

- ¹ Von insgesamt 809 300 Umsiedlern aus jenen Gebieten, die in die verschiedenen Gebiete Deutschlands kamen.
² Lt. Frings, a. a. O., S. 146 (80 % der Volksdeutschen stammen aus dem Gebiet der Österreich-Ungarischen Monarchie).
³ Lt. Report a. a. O. S. 69–70.

Offensichtlich ist (abgesehen von dem statistisch-formalen Wegfall der Südtiroler) zwischen 1942 und 1949 keine wesentliche Minderung der einzelnen Volkstumsgruppen eingetreten. Die unablässige illegale Zuwanderung von Flüchtlingen aus

¹² Vgl. Report a. a. O. – S. 82.

¹³ Es wird angenommen, daß von den Überlebenden der deutschen Minderheiten im Donauraum etwa 300 000 in Ungarn, 130 000 in Rumänien und 100 000 in Jugoslawien verbleiben durften. (Vgl. Report a. a. O., S. 78/79.) An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, daß Ungarn und besonders Jugoslawien grausam gegen die Angehörigen aller soldatischer Militärpersonen und Zivilisten vorgegangen sind, die freiwillig bei den Achsenmächten gedient hatten. Die große Zahl von fremdsprachigen Flüchtlingen aus diesen Ländern, die noch heute in Österreich leben, erklärt sich daraus, daß die Repatriierung dieser Personen nicht zumutbar ist. (Vgl. auch dazu Report S. 58 – Fußnote 3: „The number of Danube Swabians who died during or after the war as a result of reprisals by the Yugoslav Government is estimated at over 200 000.“)

den kommunistisch regierten Nachbarländern wirkt sich darin ebenso aus wie der starke Bevölkerungszuwachs (niedrige Sterbe- und hohe Geburtenziffer) unter den Flüchtlingen. Die Weiterwanderung nach Westdeutschland und ins außereuropäische Ausland wurde nahezu ausgeglichen. Etwa 70 000 Volksdeutsche aus Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei sind zufolge des Potsdamer Abkommens zusammen mit 85 000 Reichsdeutschen aus Österreich vertrieben worden¹⁴.

Eine überschlägige Rechnung ergibt demnach folgendes:

In Österreich sind registriert worden:	389 278 ¹⁵	Flüchtlinge volksdeutscher Abstammung, von denen 54 592 Personen kraft Umsiedlungsdekret deutsche Staatsbürgerschaft erlangt haben.
Von ihnen sind abzusetzen diejenigen Volksdeutschen, die bis Ende 1951 naturalisiert wurden	110 000	
sowie die ausgewiesenen Volksdeutschen	70 000	
Die Gesamtzahl der Volksdeutschen in Österreich müßte somit Ende 1951 höchstens betragen haben.	210 000	
Tatsächlich liegt sie aber um rund 40 000 Personen höher.		

Integration der Flüchtlinge gesetzlich unmöglich

Die österreichische Regierung ist bis zur Erlangung eines formellen Friedensvertrages nicht in der Lage, spezielle Gesetze für Flüchtlinge und Staatenlose zu erlassen, ohne daß die noch viergeteilte *Control Commission* mitwirkt. Die Zustimmung der sowjetischen Besatzungsbehörden zu Schutzmaßnahmen für die Mehrzahl aller in Österreich lebenden Flüchtlinge ist nicht zu erlangen, am wenigsten für die Staatsangehörigen der Balkanländer, Polens und der UdSSR, die nicht „repatriierbar“ sind und deshalb des Schutzes am meisten bedürfen. Die österreichische Regierung konnte sich nur dazu verpflichten, „den *IRO*-fähigen Flüchtlingen dieselben Rechte zu garantieren, die im allgemeinen den gesetzlich anerkannten Nicht-Österreichern zustehen“ und die *IRO* oder jede andere „internationale Organisation zu unterstützen, die . . . mit der Wiedereingliederung solcher Flüchtlinge in einem anderen Land verantwortlich befaßt ist“¹⁶.

Die Zurückhaltung der österreichischen Regierung hinsichtlich aller Verpflichtungen gegenüber Flüchtlingen wird auch in den Vorbehalten deutlich, die sie bei Unterzeichnung des Abkommens der Vereinten Nationen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge¹⁷ machte: So erkannte sie die Bestimmungen über eine Begünstigung der Flüchtlinge vor Staatenlosen und anderen Ausländern nur als „Empfehlungen“, nicht als rechtlich bindende Verpflichtung an. Auch machte sie Einschränkungen bezüglich der Begünstigung von Flüchtlingen in einer über den Elementarunterricht hinausgehenden öffentlichen Erziehung. Vor allem aber sucht sich Österreich vor illegaler Zuwanderung von Elementen zu schützen, die die Staatssicherheit gefährden könnten.

¹⁴ Vgl. Harms „Neuer Geschichts- und Kulturatlas“ Hamburg 1950, Karte 137 und die Zahlen über die gesamte Ausweisung (156 577) bei Frings, a. a. O., S. 146–152.

¹⁵ Vgl. „Die Rechtsstellung der Flüchtlinge in Österreich“ in Mitteilungen der Europäischen Forschungsgruppe für Flüchtlingsfragen (EFG) Nr. 7/1952 (künftig zitiert: EFG 7).

¹⁶ Aus einem Brief des Bundeskanzlers Figl an die *IRO*, datiert vom 29. 4. 48; zitiert in *Report* S. 83.

¹⁷ Vgl. Bundesdrucksache 3818 vom 28. 10. 52; Entwurf eines Gesetzes betr. Abkommens vom 28. 7. 51 über die Rechtsstellung der Flüchtlinge.

Integration der Flüchtlinge wirtschaftlich schwierig

Grundsätzlich sind die mit der Unterbringung und Eingliederung von Flüchtlingen verbundenen Schwierigkeiten in Österreich nicht anders gelagert als in Westdeutschland. Dort werden sie aber noch verstärkt durch die allgemeine Depression des Wirtschaftslebens. Die Verzögerung im Abschluß eines Friedensvertrages mit den Alliierten bringt in Wirtschaft und Verwaltung Unsicherheit und Entschlußlosigkeit mit sich, ein Klima, in dem der Bevölkerungszuwachs kaum für die Produktionszweige fruchtbar gemacht werden könnte, in denen akuter Kräftenmangel herrscht, wie etwa für die Landwirtschaft nach der starken Landflucht der letzten Jahre.

Aus der österreichischen Berichterstattung¹⁸ ist zu entnehmen, daß die wirtschaftliche Kapazität des Landes nicht ausreicht, auch nur annähernd Vollbeschäftigung und Ernährung der Bevölkerung zu gewährleisten. Dank der Industrialisierungsmaßnahmen während des Zweiten Weltkrieges und dank der in jüngster Zeit gewährten ausländischen Investitionshilfe liegt zwar der Produktionsindex des Landes beträchtlich über dem von 1937. Aber die Absatzmöglichkeiten für die arbeitsintensiven Konsumgüter-Industrien sind schwach. Am Binnenmarkt führten Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit zu einer Minderung der Nachfrage; die 1952 einsetzende restriktive Geldpolitik bei gleichzeitig zunehmendem Sparwillen der Bevölkerung verursachten einen weiteren Rückgang der Einzelhandelsumsätze. Zudem ist das Lohnniveau außerordentlich niedrig. Besonders in der Landwirtschaft werden Hungerlöhne gezahlt¹⁹. Dem Exportgeschäft scheint es an wirksamer Förderung zu fehlen; es wird im Gegenteil darüber geklagt, daß „eine ziemlich schwerfällige Bürokratie . . . oft die Ausnutzung von Exportchancen verhindere“²⁰. So kann es nicht Wunder nehmen, daß der Arbeitsmarkt völlig darniederliegt. Die daraus erwachsenden Soziallasten beanspruchen die öffentliche Hand und den privaten Kapitalmarkt so stark, daß weder die Investitionen in Landwirtschaft, Bergbau und Industrie noch der dringend erforderliche Wohnungsbau ausreichend finanziert werden können.

Bei Kenntnis dieser Verhältnisse erscheint es begreiflich, daß Österreich aus eigener Kraft den Flüchtlingszuwachs von rund 5 Prozent nicht aufzunehmen und einzugliedern vermag, obgleich dabei noch nicht einmal der Bevölkerungsstand von 1939 erreicht wird.

Die „Flüchtlingsgesetzgebung“

Es kann den verantwortlichen Stellen nicht unbewußt geblieben sein, daß die Regelung der formalen Rechtsstellung für die fast 400 000 volksdeutschen Vertriebenen wie für die etwa 200 000 Ausländer, die größtenteils dem österreichischen Kulturraum entstammen, schicksalsschwere Entscheidung bedeutete. Diese Ordnung erscheint auf allen Gebieten bis heute unzureichend. Offensichtlich fehlt es nicht nur an karitativer Haltung und Tat von Mensch zu Mensch, sondern zum Teil auch an Aufgeschlossenheit für die Auftriebsmöglichkeiten, die der Zuwachs an leistungsfähigen, traditionsverpflichteten und in sich gebundenen Menschengruppen für das

¹⁸ Monatsberichte des Österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung – Wien, Jge 24 und 25.

¹⁹ Vgl. Report a. a. O., S. 91: „A good skilled worker earns 1000 to 1200 Schillings a month . . . In agriculture, which is one of the few activities open to the refugee, wages are for the most part wretchedly low, and having little or no choice in the matter of employment, he is often exploited by the farmer for whom he works . . . monthly wage of 100–250 Schillings . . . while others get no wages at all during the winter . . . Unaware of their rights they lead an existence in some way reminiscent of that of the wartime Ostarbeiter in Hitler's Germany.“

²⁰ „Die Weltwirtschaft“ Halbjahresschr. d. Inst. f. Weltwirtsch. (Hg. Prof. Baade) Jg. 1952/II, S. 70.

Wirtschafts- und Sozialleben des Landes Österreich hätte bringen können. Es fehlt auch der staatsmännische Weitblick für die Gefahr, die aus der Radikalisierung einer so starken Gruppe erwachsen kann. Das österreichische „Staatsbürgerschaftsgesetz“²¹ enthält Bestimmungen, nach denen die Naturalisation von „Ausländern“ erst vollzogen werden kann, wenn sie vier Jahre auf österreichischem Gebiet gelebt haben. Auch sollen sie die deutsche Sprache beherrschen, und es soll geprüft werden, ob der Einbürgerung nationale Interessen entgegenstehen. – Der normativen Bedeutung dieses Gesetzes entspricht es durchaus, die Aufnahme von Emigranten in die österreichische Volksgemeinschaft an bestimmte Voraussetzungen zu binden. Bei den „Flüchtlingsen“ handelt es sich aber nicht um Einzelpersonen, die die Heimat verlassen hätten, mit dem Wunsch, sich in Österreich niederzulassen. Sie selbst oder ihre Volksgruppe wurden durch politische Ereignisse betroffen, wie Umsiedlung, Evakuierung, Ausweisung und Kriegszerstörung. Erst auf Anordnung, Drohung oder Gewaltanwendung haben sie Haus und Hof verlassen.

Aus dem Gegensatz zwischen dem Anspruch der Flüchtlinge auf Asyl – also Schutz vor Verfolgung – und den volkswirtschaftlichen Interessen des durch Krieg und Okkupation geschwächten österreichischen Staates ergab sich die Notwendigkeit, die von der *UNO* geschaffene Schutzkörperschaft zugunsten der volksdeutschen und nichtdeutschen Flüchtlinge in Österreich einzusetzen²².

Die österreichische Regierung hat die Absicht, etwa die Hälfte der Volksdeutschen einzubürgern. Bis zum 1. Januar 1950 hatten 52 824 von ihnen österreichische Staatsbürgerschaft erlangt; bis Ende 1951 sind weitere 57 000 Volksdeutsche naturalisiert worden²³. Der Tatbestand, daß in Österreich Personen deutscher Abstammung als „Flüchtlinge“ anerkannt werden, ist äußerst bedeutsam: Die Volksdeutschen in Österreich genießen den Schutz der *IRO*²⁴ und fallen unter die Zuständigkeit des *High Commissioner for Refugees*. Demnach besteht also ein grundlegender Unterschied zwischen dem Status der Volksdeutschen in Österreich und demjenigen von vertriebenen Volksdeutschen, die innerhalb der Grenzen Rumpfdeutschlands Aufnahme fanden.

Aber während in den Ländern der Bundesrepublik und im sowjetisch besetzten Gebiet Deutschlands die Vertriebenen die Staatsbürgerrechte der ansässigen Bevölkerung besitzen, haben die nichtnaturalisierten Volksdeutschen in Österreich weder Aufenthaltsberechtigung noch Freizügigkeit noch Wahlrecht.

Auch die *IRO* konnte erst nach wiederholten Vorstellungen erreichen, daß die österreichische Regierung über das Innenministerium Anweisungen zur Ausstellung unbefristeter Aufenthaltsgenehmigungen für Volksdeutsche und bestimmte Gruppen der *DPs* gab. Bis zum 1. 12. 1950 mußten alle Flüchtlinge bei Vermeidung von Geld- oder Freiheitsstrafen stets von neuem ihrer Registrierpflicht²⁵ in Abständen von 2–3 Monaten nachkommen. Auch seither noch kann die Aufenthaltsgenehmigung von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig gemacht werden, etwa von der Übernahme von Landarbeit. Noch in anderer Beziehung bedeutet die ungeklärte staatsrecht-

²¹ Staatsbürgerschaftsgesetz in der Fassung vom 10. 7. 45, ergänzt und erweitert am 18. 1. 46 und 6. 2. 47.

²² Vgl. Präambel des Abkommens 1. c.): „da sich aus der Gewährung des Asylrechts nicht zumutbare schwere Belastungen für einzelne Länder ergeben können.“ . . .

²³ In diesen Zahlen sind die ebenfalls eingebürgerten Südtiroler nicht enthalten, weil sie bereits 1945 als Österreicher anerkannt worden sind.

²⁴ Sie gelten damit also nicht als „*IRO*-betrente“ Flüchtlinge. *IRO* = *International Refugee Organisation*.

²⁵ Gem. der reichsdeutschen Ausländer-Polizei-Verordnung vom 22. 8. 28 und 15. 9. 39.

liche Stellung der Flüchtlinge eine menschlich schwer erträgliche Herabwürdigung. Den Flüchtlingen erwachsen aus der Handhabung des Heirats- und Scheidungsrechts²⁶ die größten Nöte. Heiratwillige Ausländer müssen im Aufenthaltsland den Nachweis erbringen, daß ihrer Verhehlung im Herkunftsland keine Einwände entgegenstehen. Für jene große Zahl von Umsiedlern, die *de jure* deutsche Staatsbürger geworden sein sollten, *de facto* aber mit der Überschreitung der damaligen Reichsgrenzen lediglich die frühere Staatsangehörigkeit verloren, gibt es ebensowenig wie für politische Flüchtlinge eine Instanz, bei der ein solches Zeugnis zu erhalten wäre. Selbstverständlich können sie nicht die konsularischen Vertretungen ihrer früheren Heimatstaaten – etwa Jugoslawien, Rumänien oder der UdSSR – in Anspruch nehmen. Erst seit Dezember 1950 sind die von der IRO betreuten Flüchtlinge von dieser Auflage befreit und können den Nachweis von den österreichischen Behörden erbitten, wie die *de jure* „Staatenlosen“. Von Volksdeutschen und anderen nicht IRO-fähigen Flüchtlingen wird das Unbedenklichkeitszeugnis nach wie vor verlangt. Erst in jüngster Zeit anerkennen die österreichischen Behörden die kirchlich vollzogene und bestätigte Trauung als bürgerlich gültig²⁷.

Für die nicht naturalisierten Volksdeutschen ist auch nach Erlangung der dauernden Aufenthaltsgenehmigung keine Gleichberechtigung mit den österreichischen Staatsbürgern gegeben. So gewähren die Personalausweise von Heimatvertriebenen nicht die selbe Freizügigkeit²⁸ wie die Identitätsausweise der Österreicher. Auch können Volksdeutsche nicht als Beamte²⁹ in den öffentlichen Dienst eingestellt werden und haben – abgesehen von Arbeitnehmer-Verbänden – kein aktives Wahlrecht²⁸.

Eng mit der Frage der sozialen Gleichberechtigung verknüpft ist die Zulassung der Flüchtlinge zu eigener Erwerbstätigkeit. Das Recht zur Arbeitsaufnahme ist abhängig von der Zustimmung der örtlichen Arbeitsämter, die volle Arbeitseinsatz-Befugnis²⁹ haben. Die Flüchtlinge haben bis zur Erteilung von Dauer-Aufenthaltsgenehmigungen eine Arbeitserlaubnis im allgemeinen nur für Mangelberufe, vor allem also für Bau- oder Landarbeiten erhalten. 1949 waren 39 v. H. aller überhaupt erwerbstätigen Volksdeutschen als Landarbeiter tätig³⁰. Erst im Februar 1952 wurde von der Regierung ein Abkommen bestätigt, das zwischen Gewerkschaften und Vertretern des volksdeutschen konsularischen Rates darüber getroffen war, die einengenden Vorschriften für die Aufnahme gewerblicher Tätigkeit durch Ausländer und Staatenlose gegenüber den Volksdeutschen zu lockern³¹. Für Sudetendeutsche wurde seit Mai 1951, für andere Volksdeutsche seit Januar 1952 die Gleichstellung mit österreichischen Arbeitnehmern verfügt.

Für ehemals selbständige Gewerbetreibende bleibt die Situation schwierig: die Gewerbeordnung verbietet, daß sie sich selbständig niederlassen. Aus dem Zwang, in abhängiger Stellung den Beruf auszuüben, folgt nicht nur ihre eigene Deklassierung, sondern zugleich die Verdrängung minder qualifizierter Kräfte aus dem Arbeitsprozeß und die Fehlplacierung hochwertiger Arbeitskraft. Nur 6 % der 1949 im Erwerbsleben stehenden Volksdeutschen waren in eigenen Handels- und Gewerbebetrieben tätig³². Angehörige freier Berufe (3 % der Erwerbstätigen im Jahre 1949³² können nur am Rande des Gesetzes in ihrem Beruf tätig werden; selbst wenn sie als Hilfskräfte Anstellung finden, bleibt ihre Position unsicher.

Für die Ansiedlung der großen Zahl ehemals selbständiger Landwirte bestehen viele Pläne. Zwei dieser Projekte sind erwähnenswert, obgleich auch diese mangels Kapitalbereitstellung wohl nicht annähernd verwirklicht werden können: Nach einem Plan des Salzburger Untersuchungsausschusses³³ sollten 200 000 Flüchtlinge in Österreich sesshaft gemacht werden; ein Teil von ihnen sollte landwirtschaftlich nicht ausreichend genutztes Gelände von der Regierung zugewiesen erhalten, ein anderer Militärgelände, und für weitere Siedler sollten

²⁶ Grundsätzlich gilt das deutsche Gesetz von 1938, ergänzt durch sog. Instruktionen vom 23. 9. 47.

²⁷ Vgl. Report S. 85.

²⁸ 2) u. 3) vgl. EFG/7.

²⁹ Unverändert seit 1942!

³⁰ Vgl. Mitteilung des Amerik. Hohen Kommissars, zit. in Report S. 73.

³¹ Vgl. Report: a.a.O. S. 87 und EFG/7.

³² Vgl. Mitteilg. des Amerik. Hohen Kommissars, zit. in Report S. 73.

³³ Vgl. Report: a.a.O. S. 87 u. EFG/7.

Meliorationsböden gewonnen werden. Zudem wurde empfohlen, landwirtschaftliche Nebenerwerbsstellen für volksdeutsche Handwerker zu schaffen. Zu alledem wäre internationale Finanzierungshilfe erforderlich³⁴.

Die österreichische Regierung hatte ein weitaus bescheideneres Projekt ausgearbeitet: Die Ansiedlung von 12 000 Flüchtlingsfamilien. Auch dieses Siedlungsvorhaben konnte bisher mangels Finanzierungsmöglichkeiten nicht verwirklicht werden. Tatsächlich ausgeführt wurden einige kleine Siedlungen durch private Institutionen³⁵. – Im übrigen sind die Flüchtlinge, und unter ihnen besonders die volksdeutschen Bauern, als landwirtschaftliche Arbeiter sehr gesucht. Die Lenkung der Flüchtlinge in diese schlecht bezahlte Arbeit war vom Standpunkt der österreichischen Agrarpolitik besonders erwünscht, und die auf Arbeiterlaubnis angewiesenen, dem bäuerlichen Beruf entstammenden Menschen haben praktisch keine Ausweichmöglichkeit – angesichts der gefährdeten wirtschaftlichen Stabilität des Landes auch kaum nach der Lockerung der Arbeitsmarktpolitik.

Der wirtschaftliche Zwang war für die Flüchtlinge um so größer, als sie auch als Arbeitslose zunächst keine Versorgungsansprüche hatten. Zwar gelten die im Arbeitsverhältnis erworbenen Versicherungsansprüche auch für Ausländer, sofern sie Arbeitsgenehmigung hatten. Die nach Ablauf der Versicherungsfrist eintretende „Notstandshilfe“ steht aber Ausländern nur dann zu, wenn zwischen ihrem Heimatland und Österreich Gegenseitigkeitsverträge bestehen. Demzufolge konnten Flüchtlinge praktisch bis zum Mai 1950 kaum in den Genuß einer Arbeitslosenunterstützung kommen. Von diesem Zeitpunkt an gilt die Regelung, daß jeder Flüchtling, der während der letzten fünf Jahre zumindest 156 Wochen (drei Jahre) gearbeitet hat, nach Ablauf der Versicherungsfrist auch Notstandshilfe erhalten soll³⁶.

Sozialversicherungspflichtig ist nach österreichischem Recht jeder Lohn- und Gehaltsempfänger, gleichgültig welcher Nationalität. Somit ist auch jeder in den Erwerbsprozeß eingegliederte Flüchtling in die nicht unbeträchtliche Kranken-, Invaliden-, Alters- und Sozialrenten-Versicherung einbezogen.

Die öffentliche Fürsorge wird trotz gleichlautender Gesetzesregelung in den einzelnen Bundesländern recht unterschiedlich gehandhabt. Die Fürsorge-Richtsätze für Österreicher und Volksdeutsche sind grundsätzlich gleich. Der Bundesregierung selbst obliegt nur die Fürsorge in den ihr von der IRO übertragenen Flüchtlingslagern für DP's und Ausländer³⁷. Renten für Kriegsopter unter den Flüchtlingen gibt es nur im Falle vollzogener Einbürgerung auf besonders begründeten Antrag.

Nach den beträchtlichen Kriegszerstörungen und den Beschlagnahmungen von Wohnraum durch die Besatzungsmächte ist der Wohnraumbedarf der österreichischen Bevölkerung nicht annähernd zu befriedigen. Wenn auch durch genossenschaftliche und kommunale Bautätigkeit (z. T. getragen durch Selbsthilfe der volksdeutschen Umsiedler) die jährliche Zuwachsrate an Wohnungseinheiten seit 1949 stets angestiegen ist, so bleibt die Wohnungsfrage im großen und ganzen für Flüchtlinge unlösbar. Landarbeiter hausen fast ausnahmslos heute noch in Scheunen oder anderen Notunterkünften. Soweit die Flüchtlinge als Fach- oder Bauarbeiter in ein stetiges Arbeitsverhältnis zu einem Werk getreten sind, das eigene „Wohnlager“ unterhält, sind diese ebenfalls durchweg als menschenunwürdig zu bezeichnen³⁸. Für mehr als 60 000 obdachlose Flüchtlinge wurden auch im Juli 1951 noch durch die Regierung Wohnlager unterhalten. Ein Teil dieser Lager wird gegen Entrichtung

³⁴ Vgl. Frings, a.a.O. S. 155/56.

³⁵ Vgl. Report (a.a.O., S. 90) Siedlung aus Darlehen, die aus einem „Heimat-Österreich-Stock“ an volksdeutsche Bauern gegeben werden, und die durch die „Caritas“ bewirkte Ansiedlung von Flüchtlings-Landarbeitern.

³⁶ Für eine Übergangszeit bedeutet das lediglich die Besserstellung jener Flüchtlinge, die als Angehörige von Mangelberufen bereits vor 1950 regelmäßig Arbeiterlaubnis erhalten haben.

³⁷ Seit Mitte 1950 werden die meisten Flüchtlingslager von der österreichischen Regierung verwaltet, abgesehen von einigen Gemeinde- oder werkseigenen Lagern.

³⁸ Vgl. Report . . . a.a.O., S. 92/93 „The camps belonging to private firms, . . . escape supervision in any form with the result that housing conditions in them are as a general rule deplorable. (Beispiel: das „Arsenal-Lager“ in Wien.) Some firms have lodged their employees and workmen in makeshift hutments or in bombed-out buildings patched up anyhow. Neither the number of such camps nor the number of Austrians or aliens in them are known, as the public authorities have so far displayed no interest in the subject.“

einer bescheidenen Mietsumme von erwerbstätigen Flüchtlingen bewohnt; daneben bestehen Notlager für Erwerbsschwache oder sonst Zahlungsunfähige. In den meisten Lagern hausen volksdeutsche und nichtdeutsche Flüchtlinge nebeneinander in einem Massendasein, das kein geordnetes Familienleben zu führen gestattet, auch dann nicht, wenn die Lager mit Gemeinschaftsküche, Krankenzimmer, Schulen oder ausreichenden hygienischen Einrichtungen ausgestattet sind³⁹.

Ebenso wie die wirtschaftliche Integration der Flüchtlinge krankt die soziale Eingliederung daran, daß es nicht nur an Mitteln für die Schaffung von Arbeitsplätzen, von landwirtschaftlichen Höfen und Handwerksbetrieben, an Kapital für die angemessene Wohlfahrtspflege und vor allem für den Wohnungsbau fehlt, sondern daß es überhaupt kein Organ und kein Institut für derartige Finanzierungs- und Planungsaufgaben oder für die Lenkung der privaten Eingliederungsbemühungen gibt.

Im Hinblick auf die Finanz- und Kredithilfe geraten die nicht IRO-fähigen Volksdeutschen besonders ins Hintertreffen. Sie blieben von allen wirksamen internationalen Hilfsaktionen ausgeschlossen, abgesehen von wenigen Beihilfen, die weltliche oder konfessionelle Wohlfahrtsverbände ihnen im Einzelfall zukommen ließen. Die österreichische Regierung läßt es – zum Teil tatsächlich mangels Kompetenz – an jener konstruktiven Wirksamkeit fehlen, die erforderlich wäre, wollte man die Zuwanderung der biologisch, soziologisch und ökonomisch produktiven Menschengruppen mit ihrer Lebens- und Berufserfahrung gestaltend in das österreichische Sozialleben einbauen.

Lediglich in der Kulturpolitik zeichnet sich seit Mitte 1950 der Wille zur Aufnahme der deutschsprachigen Menschen in die Sozialordnung Österreichs positiv ab: alle Zeugnisse und Berechtigungen, die auf Grund einer Ausbildung vor 1918 in der Österreich-Ungarischen Monarchie oder zwischen 1938 und 1945 im Gebiet des Deutschen Reiches erworben wurden, werden ohne weiteres anerkannt. Die Anerkennung akademischer Grade oder Zeugnisse von ausländischen Bildungsanstalten kann auf Antrag bewilligt werden. Auch wird entsprechend den Intentionen des Flüchtlings-Abkommens der Vereinten Nationen viel getan, um die Kinder von Flüchtlingen in das gemeinsame geistige Leben des Landes einzubeziehen. Sie erhalten die gleiche Volksschulbildung wie österreichische Kinder. Zum Teil werden in den Lagern Schulen unterhalten. Deutschsprachige Flüchtlinge sind auch uneingeschränkt an Sekundär- und Fachschulen, an Hochschulen oder an der Universität zugelassen. Die Volksdeutschen sind bezüglich der Gebühren den Österreichern gleichgestellt. Damit ist aber praktisch dennoch eine Beschränkung der Ausbildungsmöglichkeiten gegeben: sind doch die Flüchtlinge in den langen Jahren völliger Rechts- und Schutzlosigkeit zum größten Teil so verarmt, daß sie ihren Kindern die nach der früheren sozialen Stellung selbstverständliche Berufsausbildung nicht bieten können.

Die politischen Verhältnisse der Nachkriegszeit haben Österreich zu einem ohnmächtigen Land gemacht. Vor der Wucht der staatspolitischen Bedrängnisse und Aufgaben ist es der österreichischen Regierung gar nicht bewußt geworden, welche Gelegenheit zu einer wirksamen Verteidigung europäischer Freiheit ihr mit einer planvollen Verwurzelung der Volksdeutschen gegeben war. Unbeachtet blieb, wieviel durch solchen Mangel an Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit zu der Verelendung großer, leistungsfähiger Volksgruppen beigetragen wurde und welche radikalisierende Wirkung dies auf eine im Kriegserlebnis ohnehin verhärtete heranwachsende Generation haben kann.

³⁹ a.a.O. S. 92.

JOSEF SCHMITZ VAN VORST

Ein Heer braucht seine Tradition

GESPRÄCH MIT RANDOLFO PACCIARDI

„Pacciardi der Schreckliche“, so wird der gegenwärtige italienische Verteidigungsminister wegen des Freimuts seiner Worte gelegentlich in Italien genannt. Für seine Überzeugung stand er auch ein, als er im Spanischen Bürgerkrieg als Freiwilliger auf der roten Seite kämpfte.

In seinem Arbeitszimmer in der *Via 20. Settembre* erhob sich der Minister an dem von der Lampe abendlich beschienenen und mit Büchern und Akten belegten Schreibtisch, um den Besucher zu empfangen. Sein Auge verriet den Idealisten. Im Verlauf des Gesprächs bezeichnete er einmal die Italiener als Romantiker.

Und wenn von einer kleinen Schar die reine Flamme gehütet und weitergetragen wurde, so waren das die „historischen Republikaner“, die sich Jünger Mazzinis nennen. Daher das Feuer, das in Pacciardi brennt, der heute das Haupt der italienischen Republikaner genannt werden kann.

Aber er wäre ein Zerstörer und kein Baumeister, wenn sich mit seinem erneuernden Idealismus nicht auch der Sinn für den Realismus, die Achtung vor dem Althergebrachten und Bewährten, mit einem Wort: vor der Tradition, verbunden hätte. „Denn auch die Tradition ist eine Kraft“, erklärte uns Randolfo Pacciardi. „Es wäre ein Irrtum gewesen, sie abzutragen. Ein Heer darf mit seiner Vergangenheit nicht *tabula rasa* machen. Die Überlieferung muß erhalten bleiben, mit ihrem Ruhm, ihren Niederlagen und ihren Irrtümern“. Der Marxist habe unrecht, wenn er sage, daß man sich nur um wirtschaftlicher Dinge willen totschiessen lasse.

Diese Denkweise Pacciardis hat zur Folge gehabt, daß auch der monarchisch gesinnte Adel seine Söhne wieder an die Militärakademie nach Modena schickt, von deren Lehrgängen er sie in den ersten Jahren nach der Berufung des Republikaners zum Verteidigungsminister ferngehalten hatte.

Im italienischen Heer ist somit nicht nur die Garde erhalten geblieben, die, wie früher den Königspalast, so heute den Präsidentensitz auf dem Quirinal bewacht. Man hat auch bei der Aufstellung der neuen Regimenter und Divisionen an die alten Namen angeknüpft. Besonders ruhmreich unter ihnen sind die „Grenadiere von Sardinien“, die bis in die Zeit des Prinzen Eugen und des Entsatzes von Turin, zu dem als Bestandteil der Reichstruppen auch die Brandenburger unter dem alten Dessauer herbeigeeilt waren, zurückreichen. Damals erlebte man die erste Berührung zwischen preußischer und piemontesischer Heeres-tradition, die sich immer wieder erneuert hat und auch heute in der italienischen Armee in der leitenden Stellung des Generalstabschefs ihren Ausdruck findet. Nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, in dem ihr Moltke so viel Glanz verliehen hatte, wurde sie übernommen. An der heutigen Uniform der „Grenadiere von Sardinien“ erinnern die Knöpfe noch an die Brandenburger des alten Dessauer.

Das Gespräch wandte sich dem Verhältnis von Demokratie und Wehrwesen zu. Ohne Zweifel sind die großen europäischen Armeen die Frucht des alten absolutistischen Staates. Aber nach der *levée en masse* der Französischen Revolution von 1789 hat im vorigen Jahrhundert auch die Demokratie einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Wehrwesens geleistet. Die allgemeine Wehrpflicht und die Na-

tionalarmeen sind aus ihrem Geist hervorgegangen. Man muß sogar die Frage stellen, ob nicht der Gedanke des Bürgers in Waffen den Kriegen erst ihre furchtbare Totalität verliehen hat.

Wir richteten an den italienischen Verteidigungsminister die Frage, wie er sich zu den in Deutschland diskutierten Reformvorschlägen stelle, eine Frage, die ja innerhalb der europäischen Verteidigungsgemeinschaft von gemeinsamer praktischer Bedeutung sei.

Pacciardi entgegnete: Das Ideal des demokratischen Soldaten sei natürlich auch das seine, aber die Folgerungen, die in Deutschland daraus hergeleitet zu werden schienen, gingen doch zu weit. Wenn es beispielsweise heiße, die Uniform solle nichts anderes mehr sein als ein Arbeitskleid, so müsse er sagen, Soldat sein heiße etwas mehr, als seine tägliche Arbeit verrichten, sei etwas mehr als ein Beruf – Opfer und Pflicht: „Ein Soldat muß auf seine Uniform stolz sein.“

(Es mag an dieser Stelle eingeflochten werden, daß wir aus zahlreichen Gesprächen mit italienischen Politikern und Offizieren keineswegs den Eindruck gewonnen haben, als mache sich Deutschland durch seine Neuerungskorschläge auf militärischem Gebiet beliebt. Den Charakter des Volkes der Gegensätze sieht man an ihnen wiederum bestätigt. Bis zur Stunde hat man sie allerdings noch nicht ernst genommen. Kopfschütteln ist die bevorzugte Antwort.)

Besonderen Wert habe er darauf gelegt, so fuhr Verteidigungsminister Pacciardi fort, die Freude an der Uniform im italienischen Volk wieder zu erwecken. Auch der Parademarsch werde gepflegt. Freilich habe er nichts Einschüchterndes mehr.

Auch seien die Kasernen weit und hell geworden und hätten ihren finsternen und festungsmäßigen Charakter verloren. Der italienische Soldat erhalte heute eine bessere Kost als der Durchschnitt seiner Landsleute. Die Mahlzeit bestehe aus *Minestra*, Fleisch, Wein und Früchten. An einem bestimmten Tag im Jahr würden die Tore der Kasernen für die Bevölkerung geöffnet. Auch sonst werde nichts unterlassen, was die Verbindung zwischen der bewaffneten Macht und dem Volk zu stärken vermöge.

In diesem Zusammenhang wies der Minister auf das Studentenlager auf der Garibaldi-Insel La Maddalena bei Sardinien im Sommer vorigen Jahres hin, bei dem die italienische Marine als Gastgeberin alles Erforderliche zur Verfügung gestellt habe.

In der Tat hat sich die Wehrfreudigkeit und damit das Nationalbewußtsein des italienischen Volkes, wie der aufmerksame Beobachter feststellen kann, in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Das „Ohne mich“ war zwar nie eine ausdrückliche Losung im Lande, aber das Gefühl, das ihm zugrunde liegt, verbreitete sich in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg auch hier. Heute wird es schon in vielen Familien bedauert, wenn einer ihrer Söhne von der Musterung als untauglich zurückkehrt.

Das italienische Heer setzt sich augenblicklich aus neun Divisionen zusammen. Davon sind zwei Panzerdivisionen und zwei Alpenbrigaden. Im nächsten Jahre wird es aus fünfzehneinhalb Divisionen, darunter zwei Panzerdivisionen und fünf Alpenbrigaden bestehen. Damit steht es an der Spitze aller west-europäischen Länder.

Die Alpenbrigaden, die sich ausschließlich aus „*montanari*“ (Gebirglern), zusammensetzen, stellten seit jeher die Elite des italienischen Heeres dar. Ihre Zahl entspricht den fünf Alpenpässen, die Italien zu verteidigen hat.

Die verwundbare Stelle des Landes liegt bei Görz im Isonzotal. Hier sind siebzig

Kilometer Ebene zu decken. Pacciardi erklärte, daß die italienischen Truppen imstande seien, die italienische Ostgrenze aus eigener Kraft zu verteidigen. Natürlich komme es immer darauf an, wie stark der Angreifer sei.

Die Entwicklung der italienischen Luftwaffe liege noch zurück. Auch der Bau von Kampfflugzeugen in den italienischen Fabriken stehe noch in den Anfängen.

In Zukunft würden für das Heer keine amerikanischen Waffen mehr geliefert. Die dem atlantischen Bündnis angehörenden europäischen Staaten stellten sie im amerikanischen Auftrag von nun an selbst her. Auch Italien, so hob er befriedigt hervor, habe beträchtliche Aufträge erhalten.

Minister Pacciardi hatte ursprünglich dem Plan der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft widersprochen. Zur Begründung dafür sagte er: Man könne dem Soldaten keine Fahne nehmen, ohne ihm eine neue zu geben. Darum sei er solange als Gegner aufgetreten, solange nicht die politische Ordnung in die Richtung auf ein größeres Vaterland hin in Bewegung geraten wäre, dies sei nun der Fall. Durch die gemeinsamen Richtlinien der Ausbildung, die gemeinsame Doktrin und Bewaffnung, die gemeinsame Führung werde auch der italienische Soldat und Bürger zu einem europäischen Soldaten und Bürger. Doch werde auf italienischem Boden, auch wenn verbündete Truppen ihn betreten sollten, immer nur ein Italiener den Oberbefehl führen dürfen. In Frankreich sei dies immer ein Franzose, in Belgien ein Belgier usw.

Der Minister entließ den Besucher, indem er sich zur deutschen Wiederbewaffnung äußerte: „Die Deutschen waren auf einem guten Wege, als sie an die europäische Armee gedacht haben. Sie verschafft ihnen eine gleichberechtigte Stellung und beseitigt den europäischen Bürgerkrieg“.

Zur Lage Deutschlands an der Reibungsfläche zwischen den beiden Welthälften meinte er: „Ein deutsches Heer mit dem Wert und der Tradition, die es hat“, das Wort Tradition ließ der Minister nicht fehlen, „rückt den Krieg in die Ferne“.

ARTUR SILGAILIS

Soldat in fremdem Land

Nicht allein die militärische Macht, sondern erst die politische Gewinnung der Menschen sichert einen Raum. Das Verhalten der Zivilbevölkerung zur garnisonierenden Truppe kann den Ausgang großer Auseinandersetzungen wesentlich mitentscheiden. Es ist die Antwort auf das Verhalten, das die Soldaten der Besatzungsmacht gegenüber den Landeseinwohnern zeigen.

Im Heimatland weiß der Soldat von selbst, wie „man“ sich zu benehmen hat, denn er ist ja selbst ein Landeskind. Schwächen werden ihm verziehen, denn die

Bevölkerung, die keine Uniform trägt, weiß, daß sie dieselben Schwächen hat. Auch in freiwilligen Elitetruppenteilen (wie der Waffen-SS, den lettischen *Aiszargi* oder den polnischen *Strelzi*) sieht die Zivilbevölkerung Blut vom eigenen Blut, Fleisch vom eigenen Fleisch, so daß sie ohne zu große Anstrengung nachsichtig bleiben kann.

Fremde Soldaten sind Gäste

Wenn ein Soldat in eine Garnison außerhalb des eigenen Landes verlegt wird, kann er nicht mit einer ähnlichen Nachsicht der Zivilbevölkerung rechnen. Die Regierungen mögen wissen, weshalb sie fremde Truppen in einem Lande stationieren oder eine fremde Garnison dulden, die Bevölkerung beobachtet zunächst einmal aufmerksam, wie sich die fremden Soldaten benehmen.

Vor dem Auge der Öffentlichkeit bleibt der Soldat nicht immer unbefangen. Er neigt dazu, den *miles gloriosus* herauszukehren und geräuschvoll aufzutreten. Unsere lettischen Soldaten begingen diesen Fehler selbst in der lettländischen Provinz Lettgallen, wo die Bevölkerung anders als in Livland oder Kurland ist, wo zudem eine nationale Minderheit wohnt. Die Amerikaner in England tun das gleiche. Auch Zivilisten nehmen leicht ihren heimatlichen Hochmut mit in die Fremde und finden dort vieles weniger schön und angenehm als zu Hause. Soldaten aber nimmt man anmaßende Urteile über örtliche Eigenarten eher übel, denn sie repräsentieren vor der Bevölkerung ihr eigenes Volk in viel stärkerem Maße. Es macht keinen guten Eindruck, wenn sie die örtlichen Verkehrsregeln nicht beachten, wenn sie eine besondere Welt für sich mit Kaufhäusern und Kinos aufbauen, wenn sie Vorrechte in Anspruch nehmen, die der landeseigenen Truppe nicht zustehen. Es macht den schlechtesten Eindruck, wenn sie die nationalen Symbole und Sitten des Landes, in dem sie Gäste sind, nicht achten. Sie müssen dort Ehrenbezeugungen erweisen, wo die Zivilisten den Hut abnehmen, sie müssen sich an nationalen Feiertagen sonntäglich verhalten. Sie dürfen kein nationales Gefühl verletzen. Sie müssen sich als Gäste benehmen, besonders aber wissen, daß auch willkommene Gäste eine Last für den Hausherrn darstellen. (Oft ist der Besuch naher Verwandter besonders heikel!)

Als die deutschen Soldaten 1941 nach einem Jahr der bolschewistischen Herrschaft in Lettland einzogen, wurden sie als Befreier begrüßt. Die Letten waren zum Kampf an der Seite der Wehrmacht und zum Einsatz aller wirtschaftlichen Reserven bereit. An den Gräbern deutscher Gefallener konnte man lettische Bauern beten sehen. Lettische Partisanen halfen den deutschen Truppen. Lettische Ortskommandanturen sorgten sofort für Ordnung.

Dann kamen deutsche Fehler, die inzwischen und auch schon damals von zahlreichen Deutschen als Fehler zugegeben wurden. Die militärische Tradition der Letten wurde mißachtet, ihre Freiwilligenverbände mußten die Waffen abgeben, die alten Uniformen wurden verboten. Deutsche Gaststätten und Kaufhäuser trennten das Leben der Deutschen von dem der Bevölkerung. Das von den Bolschewisten verstaatlichte Eigentum wurde seinen lettischen Eigentümern nicht zurückgegeben, sondern in die Hand von Treuhändern gelegt. Der zivile Troß des deutschen Heeres nahm guten Wohnraum in Anspruch. Die Besatzungsmacht führte bis in Kleinigkeiten, bis zum Jagdgesetz und zur Straßenbahnordnung, ihre heimischen Sitten ein. Die Bevölkerung erhielt schlechtere Rationen als die Angehörigen der Besatzungsmacht. Es schien, als treibe ein böser Geist die Deutschen dazu, ihre Freunde vor den Kopf zu stoßen. Die lettische Reaktion blieb nicht aus.

Ritterlichkeit ist ein Zeichen der Stärke

Noch wichtiger wird die psychologische Wirkung der Truppe im Feindesland, wo die Bevölkerung der siegreichen Truppe mit Haß oder mindestens Mißtrauen gegenübersteht und wo keine landeseigene Regierung (wie in Lettland, wo die Träger der landeseigenen Verwaltung nicht als Diener der Deutschen, sondern als Sprecher für die lettischen Interessen vom Volke betrachtet wurden) die Wirkung von Unkenntnis und Fehlgriffen abschwächen kann.

Im Feindesland kann der Soldat dann den Interessen seines Landes dienen, wenn er sich so zu Gast fühlt, wie er das im Freundesland tun soll. Eine Truppe, die strenge Manneszucht übt, wird ihren Eindruck auch auf die abwartend mißtrauische Bevölkerung nicht verfehlen. Die Bevölkerung wird feststellen, wie man die Kriegsgefangenen ihres Volkes behandelt, ob man auch den Besiegten menschliche Achtung zollt. Sie weiß, daß der Krieg seine Notwendigkeiten mit sich bringt. Sie weiß aber auch, an welchem Punkt aus einem selbstverständlichen Kriegsrecht Erobererwillkür wird. Sie vermerkt es, wenn sich die Besatzungsmacht oder der einzelne Soldat aus dem Eroberervolk bereichert, wenn er raubt oder nach einer Währungsver schlechterung alles auskauft. Sie denkt sich ihr Teil, wenn sie Aufschriften erblickt, auf denen es heißt: „Nur für Deutsche“ oder „Nicht für Deutsche“.

Es ist verständlich, daß Soldaten bitter werden, wenn die Angehörigen des besiegten Volkes weniger leiden oder sogar besser leben, als es in ihrer eigenen Heimat möglich ist. Wenn man dann aber durch Schikanen einen Ausgleich schaffen will, schädigt man sein eigenes Land mehr als diejenigen, denen die Schikanen zuge dacht sind. Je mehr sich Eingriffe in das zivile Leben auf das unbedingt Notwendige beschränken, desto reibungsloser wird das Zusammenleben unter dem gleichen Schicksal sich vollziehen können.

Da die modernen Kriege bürgerkriegsähnliche Züge tragen und zugleich Kämpfe um religionsähnliche Theorien sind, wird allerdings eine Besatzungsmacht im besetzten Gebiet der gegnerischen Theorie und Praxis Abbruch tun, so viel sie das kann. Aber nur dann wird ihr Ruf als „Befreier“ entstehen oder sich halten, wenn alle Maßnahmen im Geiste der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit durchgeführt werden. Gerade dann sollten diese Tugenden gelten, wenn der Gegner sich von den Normen des Völkerrechts losgesagt hat.

Es ist die politische Aufgabe des Soldaten, den Haß der Besiegten zu mindern. Der Soldat ist nicht Rächer. Er ist so lange nicht Feind der Zivilbevölkerung, wie die Zivilisten nicht gegen ihn Krieg führen. Kein Soldat darf durch sein Verhalten dazu beitragen, daß gegnerische Partisanengruppen Zulauf erhalten. Wir lettischen Soldaten sind stolz darauf, daß es in den von uns besetzten Kampfabschnitten keine Partisanen gab. Kollektivstrafen und Geiselinrichtungen erleichtern den Partisanen ihr Handwerk. Repressalien sind ihnen willkommen, weil sie die Zusammenarbeit zwischen Besatzungsmacht und Bevölkerung unmöglich machen.

Ritterlichkeit ist kein Zeichen der Schwäche, sondern der Stärke und außerdem ein Gebot der Klugheit. Militärische Gegner sind die feindlichen Soldaten. Die Zivilbevölkerung des fremden Landes aber muß politisch gewonnen werden, indem man ihr Freiheit und Unabhängigkeit gewährt.

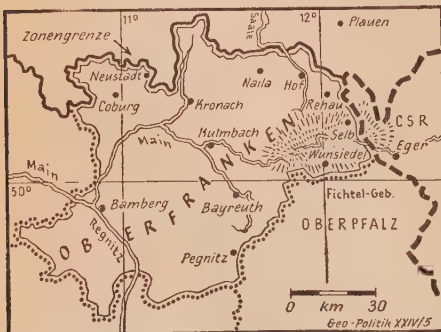
BERICHTE

Oberfranken	322	Elsaß	328	Ladakh	331	Korea	333
Österreich	324	Atlantik	329	Indische Union	332	Japan	333
Ostdeutschland	227	Georgien	330	Burma	332	Ecuador	335

Grenzland des Kalten Krieges: Oberfranken

Um 200 000 Arbeitskräfte hat sich die Zahl der in der bayerischen Industrie Beschäftigten seit 1945 erhöht. Bayern hat sieben Regierungsbezirke. Auf jeden Regierungsbezirk entfallen demnach im Durchschnitt 28 570 Arbeiter und Arbeiterinnen, die seit dem Kriege neu in der Industrie eingestellt wurden. Ein Regierungsbezirk aber, Oberfranken, das im Osten an Böhmen, im Norden an die Sowjetzone angrenzt, hat wesentlich mehr Menschen dem industriellen Arbeitsprozeß zugeführt, als diesem Durchschnitt entspräche: Von 90 000 in den Jahren 1938 oder 1948 ist die Zahl der in der Industrie Beschäftigten im Jahre 1951 auf über 142 000, also um fast das Doppelte des bayerischen Durchschnitts oder um 61 Prozent, gestiegen.

Diese Steigerung ist um so bemerkenswerter, als Oberfranken durch die politische Grenzziehung von 1945 nahezu alle Standortvorteile verloren hat, die zu der Entfaltung seiner Industrie in den letzten 100 Jahren beigetragen haben: Seine Verkehrslage als Durchgangsgebiet eines intensiven Nord-Süd-Verkehrs Berlin-München, die Nähe zur mitteldeutschen und böhmischen Kohle und das Absatzgebiet Mittdeutschland, das neben dem Ruhrgebiet Deutschlands am stärksten industrialisierter Raum ist.



Daß Oberfranken trotz dieser Nachteile seine industrielle Kapazität so erheblich zu steigern vermochte, hat verschiedene Gründe.

Die oberfränkische Industrie war immer in erster Linie Konsumgüterindustrie, die, ohne großstädtisches Zentrum bis ins letzte Dorf verstreut, sich auf eine leistungsfähige Schicht von kleineren und mittleren Unternehmern und fleißige, durch den kargen Bodenertrag zu industrieller Betätigung gezwungene Arbeiter stützt. 45 Prozent der industriellen Erzeugung entfallen auf die Textilindustrie. Das Zentrum der deutschen Porzellanindustrie liegt hier und in der südlich angrenzenden Oberpfalz. Beide Industriezweige haben aus dem Warenhunger unmittelbar nach der Währungsreform Nutzen gezogen und neue Absatzgebiete außerhalb des verlorengegangenen mitteldeutschen Raumes, die Porzellanindustrie in erheblichem Umfang auch im Export, gefunden.

Oberfranken kam aber auch die Flüchtlingsaustreibung und die auf die Ausschaltung privater Wirtschaftstätigkeit gerichtete Politik der Sowjetzone zugute. Die Heimatvertriebenen aus dem deutschen Osten und dem Sudetenland haben sowohl als Unternehmer wie als Arbeiter nützliche Fähigkeiten mitgebracht, die sich beispielsweise beim Aufbau einer neuen „Gablonzler“ Industrie oder der vor 1945 nur durch wenige Firmen vertretenen Wirkerei und Strickerei bewährten. Viele in der Sowjetzone enteignete Betriebe fanden diesseits des Eisernen Vorhangs eine neue Heimat, sei es, daß bereits früher bestehende Filialbetriebe dieser Unternehmungen zu Hauptbetrieben erweitert wurden, auf diese Weise war es möglich, einem erheblichen Teil der Heimatvertriebenen Arbeit zu verschaffen.

Nun ist es eine alte Erfahrung, daß wirtschaftliche Krisen sich zuerst, Belebungen der Konjunktur zuletzt in den Grenzgebieten bemerkbar machen. Tiefer blickende Beobachter der oberfränkischen Wirtschaftsentwicklung nahmen denn auch schon im Frühjahr 1950, als die Konsumgüterindustrie eine leichte Flaute erlebte, ein erstes Wetterleuchten wahr. Aber Oberfranken war bis 1945 kein Grenzgebiet im üblichen Sinne des Wortes. Auch für manchen erfahrenen Wirtschaft-

ler war deshalb die ungewöhnliche Konjunktorempfindlichkeit dieses Raumes etwas Neues. So blieb das Wetterleuchten unbeachtet. Aber Oberfranken ist heute, wie der aus Schlesien stammende Hauptgeschäftsführer seiner Handelskammer, Dr. Heinz Starke, einmal gesagt hat, das Schlesien der Bundesrepublik geworden, so wie Schleswig-Holstein ihr Ostpreußen ist.

Der Vergleich bedarf und erfährt eine wichtige Einschränkung. Die Perfidie der neuen Grenzziehung beruht darauf, daß sie von einer auf die Wiedervereinigung Deutschlands gerichteten Politik nicht als endgültig zur Kenntnis genommen werden kann. Geschähe dies, so würden sich daraus praktische Schlußfolgerungen etwa hinsichtlich der Verkehrspolitik ergeben, die einer noch stärkeren Abdichtung des Eisernen Vorhangs gleichkämen. Solche Maßnahmen würden das Gefühl der Deutschen in der Sowjetzone, daß sie bereits „abgeschrieben“ seien, noch weiter vertiefen.

Es hat also seine Schwierigkeit, der öffentlichen Meinung des Bundesgebietes die spezifische „Grenzland“-lage dieser Räume deutlich und bewußt zu machen. Denn sie läßt sich zwar zahlenmäßig belegen, aber Zahlen prägen sich dem öffentlichen Bewußtsein weniger ein als politische Schlagworte, die zu prägen die Rücksicht auf übergeordnete Erwägungen verbietet. Es war vorauszusehen, daß der im Jahre 1951 erreichte Beschäftigungsstand Oberfrankens (anders als im übrigen Westdeutschland) ohne besondere belebende Momente nicht mehr wesentlich überschritten werden konnte. Es kam aber schlechter. 1952, im Jahr der verschärften Kalkulation in allen Wirtschaftsbereichen, traten die Kostennachteile, die Oberfranken aus seiner Grenzlage erwachsen, zum ersten Male deutlich in Erscheinung. Zwar steht es hinsichtlich seiner Industriedichte nach wie vor hinter Nordrhein-Westfalen und dem Südweststaat an dritter Stelle, über dem Bundes- und weit über dem bayerischen Durchschnitt, aber die Zahl der in der Industrie Beschäftigten – und das sind 45 Prozent aller Beschäftigten gegenüber 37 Prozent im Bundes- und 30 Prozent im bayerischen Durchschnitt – ist nicht nur nicht gestiegen, sondern um mindestens 3000 Menschen oder um 5,5 Prozent gesunken. Die Umsätze der Industrie liegen um 10 Prozent niedriger als im Vorjahr (Bund + 8 Prozent, Bayern

+ 6,5 Prozent). Besonders kraß ist der Rückgang der Beschäftigten und des Umsatzes in der Textilindustrie: 7 und 23 Prozent gegenüber einem Rückgang in dem anderen bayerischen Textilzentrum Schwaben von nur 1,3 bzw. 3 Prozent und im Bund von 3,1 bzw. 13,6 Prozent. Der Anteil der Arbeitslosen an der Gesamtzahl der Arbeitnehmer ist im Bundesgebiet vom Dezember 1950 mit 10,5 auf 10,1 Prozent im Dezember 1952 gesunken. In Oberfranken ist er von 13,9 auf 17,2 Prozent gestiegen.

Der Sparkassenbeamte aus Breslau, den das Schicksal in ein Dorf im Frankenwald verschlagen hat, wo er Wohlfahrtsunterstützung bezieht, bleibt natürlich nicht dort, wenn sich ihm anderswo irgendeine greifbare Chance bietet. In der Tat sind im vergangenen Jahr über 13 000 Menschen aus oberfränkischen Landkreisen abgewandert. Aber diese Abwanderung bedeutet ja nur eine Entlastung des Arbeitsmarktes. Schlimmer ist, daß auch die Betriebe abwandern. Der rührige sächsische Unternehmer, der in einem Dorf am Fuße des Fichtelgebirges ein Werk zur Herstellung hochwertiger Dekorationsstoffe aufgebaut hat, sagt: „Wenn ich meinen Betrieb auf Räder setzen könnte, würde ich ihn noch heute nacht nach dem Westen verfrachten.“ Andere können es und tun es. Den seit 1945 zugewanderten 260 Betrieben stehen heute bereits 100 abgewanderte gegenüber. Aber unerfreulicher noch als diese offene ist die versteckte, schleichende Abwanderung: Oberfränkische Stammwerke der Textil-, Glas- und Porzellanindustrie haben Zweigwerke im Westen errichtet, wo sie eine günstigere Frachtlage, billigere Strompreise und großes steuerliches Entgegenkommen der Behörden industriearmer Bezirke vorfinden. Bei jeder neuen Investition stellt sich diesen Unternehmen die Frage, ob das Geld nicht besser in der westlichen Filiale als im oberfränkischen Stammwerk angelegt sei. Schon im Vorjahr hat sich gezeigt, daß diese Zweigbetriebe infolge ihrer besseren Kostenlage noch voll arbeiten konnten, als die Stammwerke bereits zur Kurzarbeit übergegangen waren.

Das ganze politische Verhängnis dieser Entwicklung wird sichtbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich jetzt der Prozeß von 1945 umzukehren beginnt. Damals wandelten Stammbetriebe der Sowjetzone ihre oberfränkischen Zweigniederlassungen in

Zentralen um. Heute legen oberfränkische Stammbetriebe Zweigniederlassungen im Westen an. Das sind Folgen des Kalten Krieges, die man noch nicht zur Kenntnis genommen hat. Niemand wird aber der Meinung sein, daß man sie tatenlos hinnehmen darf. Allerdings werden die Taten, die hier zu leisten sind, wenig dramatisch sein. Sie sollten vom wirtschaftlichen Bereich ausgehen, der, da es sich hier nicht um Elendsgebiete, sondern um einen leistungsfähigen Industrie- raum handelt, das Fundament liefern muß (Frachtermäßigung, Kohlenversorgung, gleiche Strompreise, Förderung des Wohnungsbaus für Facharbeiter, Steuerermäßigung, Straßenbau, Vergebung öffentlicher Aufträge). Aber man sollte es nicht dabei bewenden lassen. Oberfranken ist ein regionaler Musterfall dafür, daß die heikle Ost-West-Lage der Bundesrepublik von der politischen Führung ein Höchstmaß an taktvoller Unterschiedenheit verlangt. Denn die Blutarmut der „Grenz“gebiete, die keine Grenzgebiete bleiben sollen und dürfen, beschränkt sich nicht auf den wirtschaftlichen Bereich. Sie ist in der Verwaltung ebenso spürbar wie im kulturellen Bezirk. Je mehr die Hilfe sich aus einem Zusammenwirken tatsächlich vorhandener regionaler Initiative und deren Förderung durch die Zentrale entwickelt, desto erfolgreicher wird sie sein.

Ludwig Alwens

Kleinraum Österreich

1918 wurden sieben habsburgische Erbländer mit dem westungarischen Burgenland und Wien als neuntem Bundesland aus dem großräumigen Zusammenhang der Doppel-Monarchie herausgelöst. Das überlieferte Großmachtdenken, der hypertrophe Verwaltungsapparat, ein Pensionistenheer, die versperrten Absatzmärkte der Nachfolgestaaten bereiteten dem bundesstaatlichen Mikrokosmos erdrückende Schwierigkeiten, so daß die Erste Republik sehr bald zum Spielball der Großmachtpolitik wurde. Die strategisch-politische Schlüsselstellung des 7-Millionenstaates mit dem Wasserkopf Wien (1¼ Millionen Einwohner) zeigte sich erneut, als im Juni 1946 ein Abkommen der Großen Vier die staatliche Einheit der Zweiten Republik bestätigte und das Land an der Donau in eine weltpolitische Schwebelage an der Bruchstelle der zwei imperialen Gruppierungen versetzte.

Die österreichischen Parteien reichen in Entstehung und Blütezeit in die Ära der Monarchie zurück. Die bürgerlich-bäuerliche Österreichische Volkspartei (ÖVP) knüpft an das Erbe der Christlich-Sozialen und ihres großen Wiener Bürgermeisters Lueger († 1910) an; die Sozialistische Partei Österreichs, (SPÖ), vereinigt mit den Radikalen Sozialisten) steht in der Nachfolge der Sozialdemokratischen Partei und eines ihrer Begründer, Viktor Adler († 1918); die Wahlpartei der Unabhängigen (WdU) steht wesentlich in der Überlieferung der ehemaligen Großdeutschen; die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) mit ihren unabänderlichen 5 v. H. der Wahlstimmen ersetzt seit der „Verbürgerlichung“ des einst radikalen Austro-Marxismus den linkssozialdemokratischen Flügel.

Eine starke nationale Komponente im Wiener Reichstag wurde 1918 durch die Abtrennung Deutsch-Böhmens ausgeschaltet. Das deutsche Volkstum empfand die Einbeziehung Österreichs in das Großdeutsche Reich zunächst als Befreiung aus wirtschaftlicher Enge. Plumpe Fehler der Altreichsdeutschen gegenüber den ersten „Beute-Germanen“ ließen den Willen zur Eigenstaatlichkeit wieder erstarken. Die dreibisherigen Nachkriegswahlen haben den seit 1919 unveränderten Konservatismus der österreichischen Wähler bewiesen. Die Herbstwahlen 1945 und 1949 sowie die überstürzten „Faschingswahlen“ 1953 ergaben jedesmal ein „Kopf-an-Kopf-Rennen“ der ÖVP und SPÖ. Den zwei ruhigen Legislaturperioden mit dem ungleichen Zweigespann einer volksparteiell- sozialistischen Koalitionsregierung Figl-Scharf folgte 1953 erneut ein Kompromiß, der jedoch nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß die stagnierende Innenpolitik in Fluß geraten ist.

Trotz einer Mehrheit von 38 000 Wahlstimmen wurde die Sozialistische Partei mit nur 73 Mandaten (1949: 67) auf Grund der Wahlgeometrie durch die Volkspartei mit 74 Parlamentssitzen (1949: 77) um ein Mandat überrundet. Die nationalbürgerliche „Wahlpartei der Unabhängigen“ mußte ihre internen Auseinandersetzungen mit dem Verlust zweier Abgeordnetensitze im Nationalrat bezahlen (1949: 16). Die Kommunisten hatten schon 1949 ihre 5 Mandate durch die Bildung eines „Linksblocks“ mit dem Sozialisten Erwin Scharf nicht vermehren können, im Februar 1953 büßten sie, trotz der Konstruk-

tion einer erweiterten Wahlgemeinschaft ‚Volks-Opposition‘ mit ‚bürgerlichen‘ Splitterparteien unter Prof. Dobretsberger, ein Mandat ein. Der Mandatsverlust und ein enttäuschender Stimmenzuwachs von nur 15 000 Wählern veranlaßte sie, ihre beiden ‚Volksfront‘-Außenseiter Scharf und Dobretsberger zu brüskieren und vier KP-Funktionäre in den Nationalrat zu entsenden.

Der Rücktritt der Regierung Figl-Schärf erfolgte am 23. Oktober 1952 inmitten einer Krise des Staatshaushaltes, die sich aus drastischen Einsparungsmaßnahmen des ÖVP-Finanzministers Dr. Reinhard Kamitz ergab. Er bezeichnete sie als notwendig zur Stützung der Währung. Langfristigen Investitionen, ‚inflationistischer‘ Sozial- und Lohnpolitik, ungenügender Produktivität stand seit Beschneidung der Marshallplan-Hilfe Mitte 1951 ein stetiger Ausfuhrückgang und das Anwachsen der Arbeitslosen-Ziffer gegenüber. Im Januar 1953 waren von 2 Millionen Arbeitnehmern 300 000 arbeitslos. ‚Stabile Währung‘ lautete das Wahlschlagwort der ÖVP, ‚Vollbeschäftigung‘ forderte die SPÖ. Die oppositionelle WdU rannte besonders gegen die ‚Zwei-Parteien-Diktatur‘ und deren Proporz bei der Stellenbesetzung in sämtlichen Lebensgebieten an. Die kommunistische ‚Volks-Opposition‘ stellte ihre Vorschläge unter die außenpolitische Losung ‚Freundschaft mit der Sowjetunion‘. Die wirtschaftlichen Programme der Parteien waren lediglich verschiedene Lesarten zum Versuch, der Krise Herr zu werden. Anleihen aus den USA sind an die Bedingung gebunden, daß die staatlichen Ausgaben den Einnahmen angepaßt werden. Die Herstellung dieses Gleichgewichts aber erfordert unpopuläre Maßnahmen, um die man sich zu lange gedrückt hat. Fünf Lohn- und Preis-Abkommen waren weiter nichts als eine kontrollierte Inflation. Dem Austausch mit den Volksdemokratien steht die Ausfuhrsperrung wichtiger Artikel und die Lieferungs-unfähigkeit Osteuropas entgegen. Auf den ‚westlichen‘ Auslandsmärkten ist Österreich nicht konkurrenzfähig. Langfristige Investitionen in der österreichischen Industrie wurden mit der Beschneidung der Marshall-Hilfe wesentlich gekürzt, ohne daß sie den überalterten Maschinenpark wirksam erneuert hätten. Der Erdölreichtum unterliegt als ‚ehemaliges deutsches Eigentum‘ den Raubbaumethoden der sowjetischen Besatzungs-

macht. Die Jahresproduktion 1952 von 3 Millionen Tonnen dürfte bei der jetzigen Tagesleistung von 11 000 Tonnen und angesichts neuer Bohrergergebnisse weiter gesteigert werden, ohne daß Österreich außer der Deckung des Inlandsbedarfs daraus Nutzen zöge. Der Holzreichtum des Landes, von dem jeder

Österreichische Wirtschaftsgeographie



Die Kuh frisst unser Heu und Stroh
Gemolken wird sie anderswo

sechste Erwachsene mittelbar lebt, ist durch die Raubeinschläge der Kriegs- und Nachkriegszeit zur Legende geworden. Der Inlandpreis für Holz übertrifft den Weltmarktpreis gegenwärtig um 25 Prozent. Der katastrophale Exportrückgang seit Jahresfrist ist nicht bloß durch die skandinavische Konkurrenz, sondern auch forstwirtschaftlich bedingt. Der Mercedes 300 könnte ohne Zoll und Aufschlag in Österreich mit 78 000 Schilling (1 DM = 6,15 S.) geliefert werden und kostet tatsächlich 140 000 Schillinge. Die gleiche Type käme jedoch bei einer Inland-Erzeugung auf 200 000 Schillinge zu stehen. Gewiß bieten die Linzer Stahlwerke VÖST (früher ‚Hermann Göring‘), die Linzer Stickstoffwerke, die Lenzinger ‚Zellwolle‘, das Aluminium-Werk Ranshofen – verstaatlichtes ‚deutsches Eigentum‘ – ‚Steyr‘, oder ‚Alpine Montan‘ Ausfuhrmöglichkeiten. Die verstaatlichten Industrien unter dem sozialistischen Ministerium Waldbrunner leisten zwar bei 100 000 Beschäftigten 40 Prozent des industriellen Produktionsausstoßes; langfristige Investitionen und organisatorischer Ausbau, dazu die Staats-Bürokratie, verhinderten jedoch bisher eine entsprechende Ertrags- und Steuerleistung. Geschmacks-, Textil- und Veredlungsindustrie tragen unzureichend zur Deckung des Ausfuhr-Defizits bei. Insgesamt 10 v. H. der Schlüsselindustrien wurden in Ost-Österreich als ‚deutsches Eigentum‘ in dem sowjetischen USIA-Konzern zusammengefaßt, dessen Groß- und Einzelhandel sowie unkontrollier-

bare Ausfuhren die österreichische Volkswirtschaft bisher, laut offiziellen österreichischen Angaben, um rund 20 Milliarden Schillinge geschädigt haben. Dabei beschäftigt der USIA-Erdöl- und Industrie-Konzern 60 000 Menschen und ist für weitere 15 000 der mittelbare Brotgeber.

Der heutige staatliche Verwaltungsapparat ist hypertroph. Jeder fünfzehnte werktätige Österreicher ist z. B. Postler oder Arbeitnehmer der Bundesbahnen, die bisher ein tägliches Defizit von 1 Million Schillingen aufwiesen. Jeder sechste Erwachsene gehört zu dem Heer der Rentner. Mieterschutz und Mietpreisstop seit 1917 haben die private Wohnbautätigkeit lahmgelegt und gefährden die Erhaltung der Baulichkeiten. Der staatliche und gemeindliche Wohnbau aus Steuergeldern ersetzt weder den Ausfall, noch befriedigt er, z. B. in der kommenden Wirtschaftsmetropole Linz, entfernt den Bedarf.

Eine wirksame Abhilfe, wie sie z. T. der sogenannte „Kamitz-Plan“ vorsieht, erfordert folgende Maßnahmen: eine gründliche Verwaltungsreform (seit 1922 in Sonder-Kommissionen immer wieder vertagt), kaufmännische, „reprivatilisierende“ Umgestaltung der Verkehrsmittel und der verstaatlichten Industrie, Liberalisierung des Außenhandelsregimes, Inland-Anleihe, Ausbau der Wasserkräfte mit Hilfe ausländischen Kapitals, Fertigstellung des salzburgischen Autobahn-Abschnittes, Steigerung der Bautätigkeit mit ihrer Schlüsselfunktion.

Voraussetzung für diese Sanierung wäre die zweckdienliche Einigung der beiden Großparteien über das Programm und die langfristige, konsequente Durchführung dieser Planung. Der wirtschaftlichen Gesundung müßte nebst ausländischem Kapitalzufluß auch die Entpolitisierung von Verwaltung und Wirtschaft dienen. Die Erstarrung des innenpolitischen Lebens aber hat sich seit 1945 über das Kammer-System und die parteipolitische Postenvergebung unheilvoll auf die Volkswirtschaft ausgewirkt. Regierungsmaßnahmen werden nicht bloß durch den Fraktionszwang („Klubzwang“), sondern auch durch das Mitspracherecht von Handels-Gewerbe-Kammern, Arbeiterkammern, Gewerkschaften bestimmt. Zu dem volksparteiisch-sozialistischen Stellen-Proporz 1:1 fügt sich der Umstand, daß z. B. die Gewerbe-Kammern eine ÖVP-Domäne sind, während Bundesbahn, Post, verstaatlichte Industrie, die

Gewerkschaften von den Sozialisten beherrscht werden und nicht überparteilich, sondern „unterparteilich“ fungieren. Am schwerwiegendsten wirkt sich jedoch in sämtlichen Führungsstellen von Politik, Wirtschaft, Kultur der Mangel starker Persönlichkeiten aus, die das gesamtstaatliche Konzept unerbittlich über parteibürgerliche Taktik stellen würden. Die Bundeshauptstadt Wien ist heute wirklich eine „Grenzstadt zwischen Ost und West, deren Regierung in ihrer Bewegungsfreiheit durch die gleichzeitige Rücksichtnahme nach beiden Seiten sehr beengt wird. Das Gouvernantentum der vier Besatzungsmächte, besonders der östlichen, verdammt die Staatsführung zu einer Politik provisorischer Aushilfen ohne wirklichen Entscheidungscharakter. Die Österreich-Debatte vor den Vereinten Nationen am 17. Dezember 1952 verlief ebenso ergebnislos wie die folgende 260. alliierte Sitzung zur Schaffung eines Staatsvertrages, der zehn Jahre nach der Moskauer Deklaration über die Unabhängigkeit Österreichs dem Staat die Souveränität zurückgeben sollte. Wien bleibt das „offene Fenster“ für das alliierte Gespräch – aber auf Kosten des unglücklichen Landes.

Angesichts dieser Hypothesen muß die staatliche Behauptung und der bisherige wirtschaftliche Wiederaufbau als staunenswerte Leistung bezeichnet werden. Der Menschenverlust des Krieges von einer Drittelmillion wird durch den Zuzug von etwa 300 000 deutschsprachigen Heimatvertriebenen aus dem Südosten aufgewogen. Ihre Eingliederung ist, wenigstens zum Teil, erfolgt. Noch harret das Problem der ehemaligen Nationalsozialisten einer echten Lösung. Unaufschiebbar drängen die wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten zur Abhilfe. Obwohl die Innenpolitik in Bewegung geriet, muß zunächst „alles beim alten“ bleiben. Man wundert sich über den zäh verteidigten, kulturellen und geistigen Besitzstand der kulturellen „Großmacht“. An diesem strategisch-politischen Schnittpunkt Ostmitteleuropas leben Menschen, deren überlegene europäische Haltung inmitten aller Bedrängnis höchste Anerkennung verdient. Kein Beobachter täuscht sich darüber, daß eines Tages die inneren Kraftreserven dieses Brückenhauptes erschöpft sein müssen, daß die europäische Verantwortung für Österreich unabweislich Tat und Hilfe erfordert. Dieses

Miniatur-Modell eines ‚Nebeneinanderbestehens von Kapitalismus und Sozialismus‘ erfüllt heute seine Sendung, damit Europa morgen Österreich von den Fesseln abgesonderter, kleinräumiger Zwiespältigkeit befreit.

Eisenbahnen ostwärts von Oder und Neiße

Die Oder-Neiße-Linie wird nur noch von 11 Strecken gekreuzt gegenüber 16 Strecken vor dem Kriege. Sehr viel mehr als diese zahlenmäßige Verminderung um ein Drittel fällt die qualitative Veränderung ins Auge. Während früher 12 dieser Strecken von Fernzügen befahren wurden, gilt das heute nur noch für eine, nämlich die Strecke Berlin-Posen bei Frankfurt/Oder. Ein Vergleich der Zugzahlen würde ohne Zweifel noch deutlicher von der hermetischen Abtrennung der Oder-Neiße-Gebiete sprechen.

Am auffälligsten ist der Ausfall ehemals so wichtigen Fernstrecken wie Berlin-Dirschau, die bei Küstrin die Oder kreuzte, der Strecke Berlin-Stettin, der Strecken über Sagan nach Breslau und des Neiße-Überganges bei Görlitz, der zerstört ist.

Die schlesisch-böhmische Grenze wird heute von 13 Strecken gekreuzt, während früher 14 Strecken die beiden Länder miteinander verbanden. Der Rückgang ist hier auffallend gering. Die 6 Fernverkehrsstrecken von 1938 haben sich nur auf 4 vermindert. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Strecken, die diese Grenze früher kreuzten, auf die Länge dieser Grenze bezogen, wegen der Sudeten niemals erheblich war.

Die 15 Übergänge über die schlesisch-polnische Grenze zwischen dem oberschlesischen Industriegebiet (Tarnowitz-Brunneck einschließlich) und dem Übergang der Strecke Berlin-Posen bei Bentschen (einschl.) sind heute um die durch die Grenzziehung von 1919 unterbrochene Strecke von Namslau nach Kempen über Reichthal vermehrt worden. Die Zahl der Fernverkehrsstrecken ist von 6 auf 5 zurückgegangen.

Das Streckennetz innerhalb Schlesiens scheint nur wenig von seiner früheren Dichte verloren zu haben. (Es fehlen die Strecke Löwenberg-Goldberg, anscheinend wegen Zerstörung der Boberbrücke bei Löwenberg, ferner Sommerfeld-Crossen, Rohnstock-Striegau.) Dagegen ist eine entscheidende qualitative Verminderung eingetreten.

In dem großen, ehemals von einem dichten Netz von Fernzügen durchzogenen Gebiet zwischen Breslau und Frankfurt/O. gibt es überhaupt keine Fernstrecken mehr, mit Ausnahme einer Stichstrecke von Breslau nach Hirschberg, die wahrscheinlich vorwiegend dem Fremdenverkehr im Riesengebirge, gegenwärtig dem bevorzugten Ausflugsgebiet für Polen, dient.

Auch in dem Gebiet zwischen Breslau und dem oberschlesischen Industriegebiet sind einige Fernverkehrsstrecken verschwunden, obschon die großen Hauptlinien Breslau-Oderberg und Rawitsch-Breslau-Mittenwald, die allerdings Grundlinien des Verkehrsnetzes Osteuropas darstellen, erhalten geblieben sind.

Sehr viel ungünstiger ist das Bild in den von Polen verwalteten Teilen Pommerns und Brandenburgs nördlich der Linie (Berlin)–Frankfurt/O.–Bentschen (Posen).



Stettin ist nicht mehr Sammelpunkt der großen Strecken Hamburg–Danzig, Berlin–Danzig, Breslau–Stettin und Posen–Stettin. Die Fernverkehrsstichbahn von Altdamm (Stettin) nach Ostswine dient dem Fernverkehr mit Schweden. Sonst blieb vom Fernverkehrsnetz dieses Gebietes nur die Magistrale Stettin–Danzig, die zu den ältesten Strecken Deutschlands gehört. Die südliche West-Ost-Magistrale Küstrin–Schneidemühl (Dirschau), die Strecke Stettin–Küstrin (Breslau) und das sonstige Netz wird nicht mehr mit Fernverkehrszügen befahren.

Der Abbau der Strecken hat erheblichen Umfang angenommen und nähert sich im Regierungsbezirk Köslin den Verhältnissen in Ostpreußen. Auch das gerade in Pommern weitverzweigte Kleinbahnsystem ist weithin verschwunden.

Die 12 Eisenbahnübergänge über die Oder zwischen Bentschen (ausschl.) und der Ostsee haben sich auf 11 vermindert. Von den 5 früheren Fernverkehrsübergängen werden nur noch 2 für Fernzüge benutzt.

An großen Tendenzen läßt sich die Kehrtwendung des oberschlesischen Industriegebietes und Breslaus nach Warschau aus dem Verschwinden der Fernverkehrslinien nach dem Westen ablesen. Die Oder-Neiße-Grenze ist hermetisch geschlossen, die ostwärts angrenzenden Gebiete sind nicht mehr durchblutetes Binnenland, sondern verkehrsfernes Randgebiet. Das Streckennetz ist im Gebiet südlich der Linie Berlin–Warschau wesentlich besser erhalten geblieben als nördlich dieser Linie, wo es in weiten Gebieten völlig verschwunden ist. Die Verbindungen der von Polen verwalteten deutschen Gebiete mit Polen sind im großen und ganzen erhalten geblieben. Es ist auffällig, daß sie trotz des Strebens der Warschauer Regierung die „wiedergewonnenen Gebiete“ einzuschmelzen, nicht vermehrt worden sind, wobei noch berücksichtigt ist, daß die frühere deutsch-polnische Grenze im Jahre 1919 zahlreiche Eisenbahnverbindungen unterbrochen hatte und im ganzen für damalige Verhältnisse als verkehrsarm galt.

In der deutschen Mittelzone zeigt die Streckenkarte der Bundesbahn anschaulich die Demontagen von Eisenbahnstrecken, vor allem in Mecklenburg. Veränderungen im Fernverkehrsnetz sind nur in Richtung auf die Oder-Neiße-Linie und die Zonengrenze

mit der Bundesrepublik festzustellen. Während die jetzige Zonengrenze 1938 von 18 Fernverkehrsverbindungen gekreuzt wurde, sind es jetzt nur noch 5.

Dieser zeitgeschichtliche Anschauungsunterricht wäre noch anschaulicher, wenn die Streckenkarte auch die seit 1938 stillgelegten und abgebauten Strecken, etwa punktiert, und auch die früheren Fernverkehrsstrecken erkennbar machen würde.

Ehrenfried Schütte.

Oradour und das Elsaß

Von den 21 anwesenden Angeklagten im Oradour-Prozeß waren 14 Elsässer. Zur Überraschung Frankreichs verstanden sie, die doch alle in französischer Zeit aufgewachsen waren und französische Schulen besucht hatten, weniger französisch als manche ihrer deutschen Kameraden. Sie bedienten sich, wenn es ernst wurde, zunehmend ihres elsässischen Dialektes. Auch nach Aufhebung der Kollektivhaftbestimmungen aus der *Lex Oradour* von 1948 blieb entgegen französischem Recht das Kriegsgericht zuständig (weil eine Überweisung an ein Zivilgericht in Limoges, dessen Urteil bei der Stimmung des Limousin nicht vorzuberechnen war, verhindert werden sollte). Das Gericht verurteilte die Elsässer, denen ausnahmslos eine aktive Teilnahme an dem Geschehen nachzuweisen war, zu mehrjährigen Zuchthausstrafen, den Angeklagten Boos, da er sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatte und überdies Unterscharführer gewesen war, zum Tode.

Gegen das Urteil erhob sich im Elsaß eine Welle des Protestes. Die Gemeindeverwaltungen stellten ihre Arbeit ein. 6000 Bürgermeister und Gemeinderäte zogen in Straßburg vor dem mit Trauerfloren umhängten Kriegerdenkmal im Protestmarsch vorbei. Die Kirchen gaben Trauergeläut, der Bischof von Straßburg ordnete Gebete an, die Fastnachtsveranstaltungen wurden abgesagt, die Fahnen sanken auf Halbmast. Hunderte von Reserveoffizieren baten um ihre Entlassung und sandten ihre Kriegsauszeichnungen zurück. Die rot-weißen Landesfarben des Elsaß tauchten wieder auf. Kriegsteilnehmer, die zur deutschen Wehrmacht eingezogen worden waren, gründeten die „Elsässische Volksbewegung“ (*Mouvement Populaire Alsacien*) für „europäische Einheit unter Wahrung re-

gionaler Besonderheiten“, Dezentralisierung der Verwaltung und Anerkennung der Zweisprachigkeit im Elsaß. Über alle politischen Gegensätze hinweg war das ganze Land gleichsam über Nacht einig geworden. Der Straßburger Bürgermeister Frey erklärte, daß durch das Urteil das ganze Elsaß als Mörder verurteilt werde. Der ehemalige Minister Pflimlin sprach davon, daß der Spruch das Elsaß ins Herz getroffen habe. Selbst die Kommunisten, die leidenschaftlich die Verurteilung aller Angeklagten zum Tode gefordert hatten, mußten einschwanken, um allzu viele Austritte zu verhindern.

Unter diesem Druck nahm die französische Kammer mit großer Mehrheit den Vorschlag der Regierung zu einem zweiten Sondergesetz an, das die rechtskräftig verurteilten Elsässer, soweit sie zwangsweise zur Waffen-SS eingezogen worden waren, zwar nicht „rehabilitierte“, aber doch mit sofortiger Wirkung begnadigte. Sie hatten sich schon vor dem Prozeß im Unterschied zu Binnendeutschen, die seit acht Jahren in Haft gewesen waren, auf freiem Fuß befunden. Sie kehrten nach Hause zurück, obgleich ihnen (was natürlich ein Zufall sein wird) vielfach eine aktivere Teilnahme an dem Geschehen nachgewiesen werden konnte als ihren Kameraden. Nur Boos wurde von der Amnestie ausgenommen und nachträglich überdies als Deserteur zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Oradour war nur der letzte Anstoß, um das lange schwelende elsässische *Malaise* zum Ausbruch zu bringen. Das Land war nach 1940, ohne daß die französische Regierung je dagegen protestiert hätte zunehmend in deutsche Verwaltung übernommen worden. Die Elsässer wurden (ob sie wollten oder nicht) zu deutschen Staatsbürgern und damit auch wehrdienstpflichtig. 130 000 Elsässer kehrten aus dem Kriege zurück, 50 000 werden noch heute vermißt. Entzogen sich die Elsässer den Gestellungsbefehlen, so wurden ihre Angehörigen verhaftet oder ausgesiedelt. Liefen sie später über, so wurden sie von den Alliierten als Deserteure verhaftet und verurteilt. Nach dem Kriege wurden alle, die in der Kriegszeit mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten, um den Fortgang der Verwaltung zu sichern, als Kollaborateure eingesperrt und verurteilt, nicht selten ausgewiesen, mit Berufsverbot bestraft und zu „nationaler Unwürdigkeit“ verdammt. In allen Schulen wurde der deutsche Sprach-

unterricht verboten. Französisch wieder wie nach 1918 einzige Unterrichtssprache.

Schon im Oktober 1951 bei der Beerdigung des zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilten und im Gefängnis gestorbenen Rossé machte sich die wahre Stimmung Luft. Von dem Urteil in Oradour aber fühlten sich alle, die zur Wehrmacht eingezogen worden waren, alle, die mit den Deutschen hatten zusammenarbeiten müssen, betroffen. Sie erkannten, daß sie alle ebenso wie diese jungen Burschen, die das Verhängnis nach Oradour verschlagen hatte, auf der Anklagebank hätten sitzen können. Sie verlangten die Berücksichtigung ihrer besonderen Lage. Wenig zuvor hatte Paris zugestanden, daß wenigstens in den beiden obersten Volksschulklassen auf Wunsch der Eltern fakultativ Deutschunterricht erteilt werden kann. (Selbst in Straßburg sprachen sich 85 Prozent der Eltern für den Unterricht aus.)

Mit dem Gnadenakt ist im Elsaß zunächst die Ruhe eingekehrt. Es wird sich zeigen müssen, ob Frankreich stärker als bisher der besonderen Lage des Landes Rechnung tragen will. Mit wirtschaftlicher Förderung allein ist es gewiß nicht getan.

Alsaticus.

*

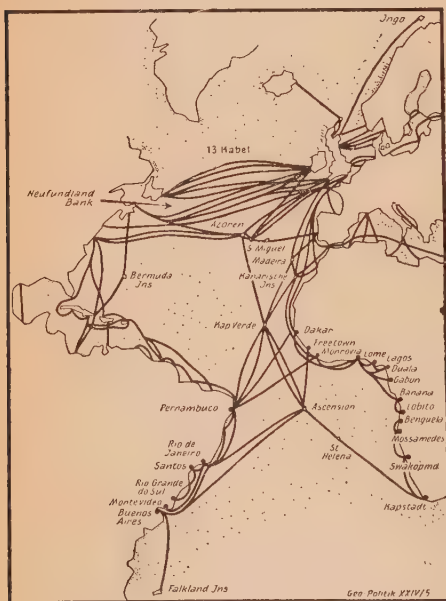
Das atlantische Kabel

Die Verlegung von Unterwasserkabeln ist möglich, seitdem Werner von Siemens das Guttapercha für die notwendige Isolierung erfunden hat. Die ersten atlantischen Kabel, die 1857/8 zwischen Irland und Neufundland verlegt wurden, bewährten sich noch nicht. Doch seit 1866 hat der Telegrammverkehr unter dem Nordatlantik hinweg ohne Unterbrechung durchgeführt werden können. Erst 1882 wurde die Kabelverbindung Europa-Südamerika hergestellt, nachdem vorher der Weg über Nordamerika und Westindien genommen werden mußte. Die Seekabel nach Nordamerika liefen auf dem Boden des Atlantischen Tals, während die Kabelverbindung nach Südamerika entsprechend dem Südatlantik-Relief über weite Strecken nur meridional verlegt werden konnte.

Die Norddeutschen Seekabelwerke haben in den rund 50 Jahren ihres Bestehens allein rund 64 000 km Seekabel in allen Weltmeeren verlegt, darunter von 1902 bis 1904

das Transatlantik-Kabel von Borkum über die Azoren nach New York (8000 km) und von 1908 bis 1911 das Südamerika-Kabel über Teneriffa und Mourovia nach Pernambuco.

Zu den großen Arbeiten der deutschen Kabelleger nach dem zweiten Weltkrieg gehört die Verlegung des sogenannten „Tito-Kabels“ von Simpnäs in Schweden nach Hammarudda in Finnland für die Olympischen Spiele durch das Kabel-Motorschiff „Hummel“ und die Arbeiten der „Irmgard Pleuger“, des ersten Kabellegers mit Aktiv-Ruder, während des Sommers 1952 in der Biskaya. Im Sommer 1952 stellte der britische Kabelleger „Monarch“, der größte Kabelleger der Welt, die seit 1943 unterbrochene Verbindung zwischen Cornwall und Neufundland wieder her, wobei er statt dem bis dahin üblichen Guttapercha eine neue plastische Isolierschicht verwendete.



*

Georgien und die Staatssicherheit

Josef Stalin (Dschugaschwili) war Georgier. Ordshonikidse war Georgier. Beria ist Georgier.

A. I. Mgeladse, der Sekretär der Kommunistischen Partei in der Sowjetrepublik



Georgien, und der georgische Minister für Staatssicherheit Ruchadse wurden am 15. April 1953 abgesetzt. Der Oberste Sowjet in Tiflis beschloß, die Spitze des staatlichen Apparats nach dem Muster der Sowjetunionsverfassung zu ändern. Der frühere stellvertretende Außenminister der Sowjetunion V. G. Dekanosow übernahm das Innenministerium in Tiflis. Mgeladse hatte noch im September 1952 andere hohe Parteifunktionäre beschuldigt, sie wollten sich zu örtlichen Diktatoren machen und Georgien in einzelne Teile aufspalten. Jetzt wurde der Russe Dekanosow nach Georgien geholt, um das Komplott des Staatssicherheitsministeriums gegen die Sicherheit des Staates zu ersticken. Die als angebliche georgische Nationalisten Eingekerkerten wurden aus dem Gefängnis heraus zu Ministern gemacht.

*

Ladakh

Ladakh mit der Hauptstadt Leh ist der östliche Teil des von Indien besetzten Kaschmir-Gebietes und liegt zwischen dem Himalaja und der unmarkierten Grenze nach Tibet. Das Gebiet geriet 1687 unter die Herrschaft der Mogul-Kaiser in Delhi. Die im Vertrag vom 15. 8. 1842 durch die Regierung in Lhasa anerkannte Oberhoheit der Dogra-Herrscher in Srinagar wurde 1870 von China bestätigt.

Pakistanische Kräfte, die das nördlich von Ladakh gelegene Baltistan besetzt halten, waren 1947/48 bis fast nach Kargil vorgestoßen, mußten jedoch unter dem indischen Druck den gesamten Nordteil Ladakhs vor Proklamierung der Waffenstillstandslinie durch die UNO am 1. 1. 1949 fast völlig wieder aufgeben. Bei Indien verbleiben Tehsil Kargil und Tehsil Leh. Die Zahl der

Moslems (mit Schwerpunkt im Nordteil des Gebietes) wurde 1951 auf 38 000 geschätzt, während die Zahl der Buddhisten (mit Schwerpunkt im Südteil des Gebietes) 42 000 betrug. Die Bewohner Ladakhs sind Mongolen. Ihre Sprache ist ein tibetanischer Dialekt. Es bestehen kulturelle und religiöse Bindungen zu Tibet. Ähnlich wie dort ist das religiöse Oberhaupt Ladakhs ein Lama, der *Kauschak*; nach seinem Tod forschen die buddhistischen Priester nach einem Jungen, der am Todestag geboren worden ist, und kaufen ihn seinen Eltern ab, um ihn dann für sein Amt zu erziehen. Der gegenwärtige *Kauschak* Bakula stammt aus Lhasa und wurde dort für 30 000 Rupien gekauft; er ist jetzt 34 Jahre alt und gilt als moderner, intelligenter und weitsichtiger Mann, der für die Belange seines Gebietes in den Sitzungen der neuen *Kaschmir State Assembly* mutig eintritt. Es war eine Sensation, als er Mitte Mai 1952 im Kaschmir-Parlament, wo Reden nur auf Englisch oder Urdu gehalten werden dürfen, in der Bodhi-Sprache der Regierung des Scheich Abdullah Korruption, Unfähigkeit und Mißwirtschaft vorwarf und aussprach, daß Ladakh „fast als erobertes Land behandelt“ wurde. Von 45 Millionen Rupien für Entwicklungsvorhaben in Kaschmir seien nur 0,9 Millionen für Ladakh vorgesehen, „und dieser Betrag nur für Dienste zur Niederhaltung des Volkes“. „Es hieße zuviel erwarten, wenn an diesem Wendepunkt der Weltgeschichte an den Toren Chinas und Tibets der Geist der Unabhängigkeit und Selbstbestimmung ohne Einfluß auf die Bewohner Ladakhs bleiben würde.“ Er fügte auch hinzu, daß Ladakh nur dann seinen Anschluß an Tibet erklären

würde, wenn Kashmir Pakistan zugesprochen werden sollte.

Die Regierung in Srinagar macht solchen Vorwürfen gegenüber geltend, daß die korrupte kirchliche Aristokratie in Ladakh vom Aberglauben der armen und rückständigen Bevölkerung lebt, und zwar nach Ausbleiben der Karawanen aus Tibet und Ostturkestan mehr als früher. Die vielen Klöster saugten das Land aus, weite Strecken fruchtbaren Ackerbodens dürften nicht bebaut werden, Saatgut werde zu exorbitanten Zinsen an die besitzlosen Tagelöhner gegeben, die beachtliche Woll-Produktion befände sich ausschließlich in Händen der Klöster. Im Haushaltsvoranschlag für Ladakh im Jahr 1952/53 wird mit Einnahmen von 180 000 Rupien gerechnet, denen laufende Ausgaben von 0,8 Millionen Rupien gegenüberstehen. 1951/52 mußte Srinagar Lebensmittel für 50 000 Rupien zuschießen; 18 000 Rupien wurden für Einrichtung eines Telegraphenamtes in Leh aufgewandt. Die Regierung in Srinagar hatte neben der Entsendung von Kaschmiri-Verwaltungsbeamten auch die Inangriffnahme von Bodenreformplänen vor, mußte jedoch auf Weisung aus Delhi davon Abstand nehmen, da man dort vor einer Veränderung der Ladakhi-Geistlichen zurückscheute. Über den Weg der genossenschaftlichen Bodenbebauung sollen die sozialen Verhältnisse nun Besserung finden. Der Aufbau einer Selbstverwaltung ist beabsichtigt.

Ladakh besitzt von Westen nur den einen Zugang Srinagar–Dras–Kargil über den Zojila-Paß, den pakistanische Kräfte 1948 abgeschnitten hatten. Die andere Verbindung in West-Ost-Richtung von Islamabad–Pahlgam–Suru–Khalatse (am Indus) nach Leh über den Fotula-Paß hat kaum Bedeutung. Indien baut die erstgenannte Straße zwar aus, legt aber das Hauptgewicht auf Verbesserung der Süd-Nordverbindungen: 1. Dalhousie über Chamba am Ravifluß, Padam-Fotula-Paß Leh, 2. Kulu-Manali-Kyelang-Debring-Leh über den Rohtang-Paß. Im Zusammenhang damit steht der Eisenbahnbau in die Kulu- und Kangra-Täler für 73 Millionen Rupien, der inzwischen begonnen haben soll. Schon 1948 war Indien genötigt, die Luftroute mit Landung bei Leh (über 3000 m hoch) einzurichten; inzwischen ist dieser Flugplatz mit betonierten Start- und Landebahnen versehen worden. Im August 1952

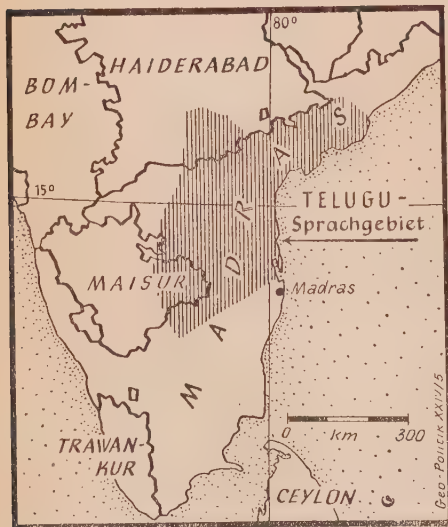


hat die indische Luftwaffe einen Flugplatz in 4000 m Höhe in Ladakh eingeweiht. Leh, das Nehru im Jahre 1949 zum ersten Mal besuchte, liegt an der Karawanenstraße von Singkiang, auf der 1951/52 zahlreiche Flüchtlinge aus China kamen; nach Tibet führen mindestens zwei Karawanenstraßen. An einer Reihe von Stationen, die Indien in das unmarkierte Grenzgebiet vorgeschoben hat, wurden telegraphische Einrichtungen geschaffen.

An der langen Grenze Indiens mit Tibet stehen sich an vielen Stellen bereits chinesische und indische Grenzposten gegenüber. Am 15. September 1952 kamen die Regierungen Indiens und Chinas überein, daß die seit 16 Jahren bestehende (früher britisch-indische) indische Mission in Lhasa durch ein Generalkonsulat abgelöst werden wird. Als Generalkonsul ist A. K. Sen bereits in Lhasa eingetroffen. Ihm werden auch die drei Handelsbüros in Gyantse, Gartok und Yatung unterstehen, die Indien weiterhin unterhalten darf.

Die ganze, etwa 600 Meilen lange indotibetanische Grenze an der *Indian North-East Frontier Agency* ist weniger von strategischer Bedeutung, aber wie die Äußerungen des *Kauschak* von Ladakh in Srinagar zeigen, ist diese Grenze keine Barriere für Propaganda.

Der neue Staat Andhra



Am 25. März erklärte Ministerpräsident Nehru im Parlament der Indischen Union, daß am 1. Oktober 1953 die Telugu-sprachigen Teile des Staates Madras zu einem neuen Bundesstaat „Andhra“ erhoben werden sollten. Bis Andhra sich für eine Hauptstadt entschieden habe, wolle die Stadt Madras einige Behörden des neuen Staates bei sich aufnehmen. Die Grenze zu den bei Madras bleibenden Gebieten und zu Maisur (Mysore) werde durch eine Kommission festgelegt werden. Am 15. Dezember 1952 war Potti Sreeramulu gestorben, – er hatte 8 Tage lang „bis zum Tode gefastet“, um durch sein Opfer die Schaffung des neuen Staates zu erzwingen.

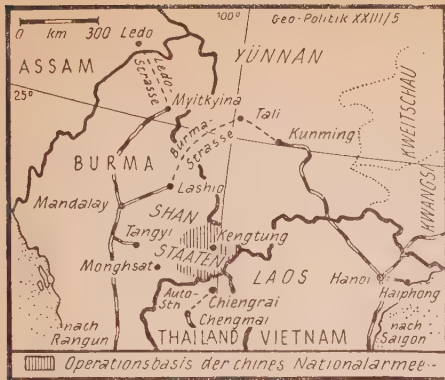
Kriegsschauplatz Burma

Der junge burmanische Staat hat seit seiner Unabhängigkeitserklärung unter schweren inneren Wirren gelitten, in denen die von den Japanern zurückgelassenen und von britischen Flugzeugen während der japanischen Besetzung an die Partisanen gelieferten Waffen rücksichtslos eingesetzt wurden. Die Bürgerkriege wurden mit Verschwörung, Mord, Sabotage, aber auch mit regelrechten Feldzügen geführt. Die Fronten zwischen den verschiedenen Volksgruppen und Religionsgemeinschaften, politisch-weltanschaulichen Gruppen und von außen beauftragten Agitatoren liefen kreuz und quer durcheinander.

Im Dezember 1952 konnte in den Shan-Staaten die vollziehende Gewalt von der burmanischen Armee übernommen werden, und Reformen veränderten die Stellung der Feudalherren, der „Herren des Sonnenuntergangs“.

Die vor einem Jahr befürchtete Einigung der verschiedenen aufständigen Gruppen ist nicht zustande gekommen.

Im Januar 1953 wurde gemeldet, daß der gefährliche Aufstand der christlichen Karen gegen die burmanische Regierung durch einen echten Friedensschluß beendet zu werden scheine. Die Leiterin des Ministeriums für Karen-Fragen in Rangun, Frau Ba Maung Chain, selbst Tochter eines Karen, hatte einen Vorschlag zur Schaffung eines autonomen Saluen-Staates innerhalb der burmanischen Union ausgearbeitet, der für eine Million Karen annehmbar zu sein schien. Allerdings war noch unklar, wie die Auto-



nomieforderung der zweiten Million, die im Irrawaddi-Delta lebt, verwirklicht werden sollte. Faktisch wird das für den autonomen Staat vorgesehene Gebiet schon seit langem durch eine aufständische Karenregierung von der Stadt Papun aus verwaltet. Die Revolutionäre haben sich durch Opiumschmuggel und durch die Erträge der Wolframgruben von Mawchi finanziert.

Kurz nach den beruhigenden Meldungen griffen die aufständischen Karen die Stadt Bassein westlich Rangun an. Ende Februar verstärkten sich die Angriffe der auf burmanisches Gebiet übergetretenen Kuominang-Truppen gegen burmanische Regierungssoldaten und gegen die Verbände der Chinesischen Volksrepublik im benachbarten Jünnan. Am 2. März gab der burmanische Ministerpräsident im Parlament bekannt, daß die Regierung bei der UNO gegen die chinesischen Truppen protestieren werde. Die zu Anfang stark desorganisierten Chinesen, die 1950 und 1951 durch die Burmanen in kleine Gruppen zerschlagen worden seien, hätten sich im Laufe des Jahres 1952 neu gesammelt und operierten jetzt gemeinsam mit den aufständischen Karen am Saluen. Abgesehen von der Versorgung mit Hilfe von Transportflugzeugen aus Formosa haben die Chinesen stets einen Weg nach Osten durch das von Thai-Volkgruppen bewohnte Gebiet der Shan-Staaten, Siams und des nördlichen Indochina offen, und auch in Jünnan wird Politik mit Appellen an die Solidarität aller Thai gemacht.

Die burmanische Regierung forderte Ende März ohne Angabe von Gründen, daß die USA ihre Technische Hilfsmission bis zum Juni zurückriefen. Man wollte eine Unter-

stützung der chinesischen Truppen und aufständischer Karen durch die Amerikaner verhindern. Dieser Schritt war schwerwiegender als die ebenfalls erfolgte Beschwerde bei der UNO.

Wirtschaftskrise in Süd-Korea

In normalen Zeiten war Korea ein Reis-Überschußland. Vom Reis her regulierte sich der Preisindex für das tägliche Leben. Da das Hauptanbaugebiet für Naßreis südlich vom 38. Breitengrad liegt, müßte Südkorea, solange es nicht Reis nach dem Norden abzugeben hat, in besonders glücklicher Ernährungslage sein. Das Gegenteil ist eingetreten. Die Flüchtlingsmassen aus dem Norden haben Städte und Dörfer des Südens überfüllt. Das Hin und Her des Krieges hat Reisbeete verwüstet, die Bodenkultur beeinträchtigt, den Bestand an Gerätschaften verkleinert, das Saatgut verschlechtert. Dies alles hat die Ernte-Erträge stark herabgesetzt, so daß heute eine weit größere Bevölkerungszahl weit kleineren Erträgen gegenübersteht.

Die Verknappung der Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände hat zur Teuerung und schließlich zur Inflation geführt. Ein US-Dollar hatte den Gegenwert von 6000 koreanischen Won; auf dem Schwarzmarkt wurde der Dollar für 50 000 Won gehandelt. Syngman Rhee will nun eine neue Währung, den Hwon, schaffen, der zum US-Dollar in der Relation von 100:1 stehen soll. Da sich aber weder die Kriegslage noch die wirtschaftliche Situation geändert hat, muß befürchtet werden, daß auch der Hwon nicht stabil bleibt; es sei denn, Amerika würde so hohe Anleihen gewähren, daß die Lebensmittelverknappung in Korea durch erhöhten Import aus Südostasien ausgeglichen und ein niedriges Preisniveau trotzdem gehalten werden kann.

Luftgefährdetes Japan

Japan liegt heute wie ein Reiskorn zwischen den Mühlsteinen der USA und der UdSSR. Die Absprachen von Jalta und der Friede von San Franzisko haben die Luft- und seestrategische Lage Japans von Grund auf verändert. Die Insel Hokkaido ist zum empfindlichsten Außenfühler geworden; die Südinself Kyushu könnte es in gleicher Weise werden, wenn sich die UNO-Truppen aus

Korea zurückzögen. Noch 1945 galt Hokkaido als relativ geschützt. Die sowjetischen Luftbasen von Wladiwostok, Sowjetskaja Gawan und Nordsachalin waren immerhin 400–700 Kilometer entfernt, und der Beobachtungsdienst in Südsachalin und auf dem Japanischen Meer konnte die Insel rechtzeitig warnen. Von Nordosten und Osten her war fast nichts zu befürchten; die 1000 km lange Kurilenkette lag in japanischem Besitz, und da das Flugwetter entlang diesen Inseln sehr ungünstigen Einflüssen unterliegt, wäre es immer ein Risiko gewesen, von Kamtschatka aus einen Angriff auf Japan zu fliegen.

Heute ist das anders. Südsachalin und die Kurilen stehen – wenn auch von Japan nicht anerkannt – unter russischer Kontrolle. Die Soya-Straße (La Pérouse-Straße) ist mit bloßem Auge zu überblicken, und die russisch besetzten Kurilen reichen in Sichtweite an die japanische Küste heran (vgl. Zs. f. Geopol. 23. Jg. 1952, 6. S. 240). Ein von der Kurilen-Insel Kunashiri nach Sachalin startendes Flugzeug braucht nur etwas westlichen Kurs zu nehmen und kann schon Einblick auf die japanischen Verwaltungsbezirke Nemuro, Abashiri und Soya erhalten. Nordhokkaido wird halbkreisförmig von Gebieten russischer Lufthoheit umschlossen.

Es ist sehr leicht, die Bevölkerung Hokkaidos durch unrechtmäßiges Überfliegen des Raums in Unruhe zu versetzen und auf diese Weise das Interesse der japanischen Öffentlichkeit vom Kernraum Japans auf die Peripherie abzulenken. Nur so wird es möglich gewesen sein, daß es dem kommunistischen

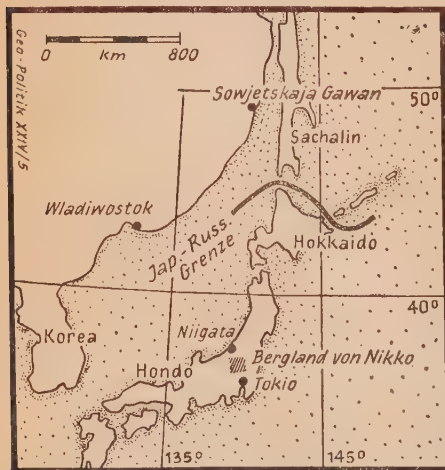
Spionagedienst gelang, eine geheime Landungsbahn unfern von Tokio anzufliegen. Die Wahl der Örtlichkeit verrät intimste Landeskenntnis und zugleich unverfrorene Kühnheit. Es gibt wenig Gebiete in Japan, die so einsam sind wie die Berge nördlich des Tempelortes Nikko. Die Berge steigen zwar bis über 2000 m hoch; aber sie fallen in breiteren Schultern ab als etwa in den Japanischen Alpen. Dabei üben sie auf das Wetter nicht so bedeutende lokale Einflüsse aus wie die Alpen; man kann sich hier in höherem Maße auf die allgemeine Großwetterlage verlassen. Der vom Gebirgsinneren entfernter wohnenden Bevölkerung wird infolge der Nähe von Tokio und Niigata, dem Hafen der Westküste, der Gedanke völlig fern gelegen haben, daß Einflüge in diesen Raum verdächtig sein könnten. Dafür war der Gedanke auch viel zu kühn.

Es gibt noch ein anderes Gebiet, das fremden Einflügen ähnliche Voraussetzungen bietet: die Gebirgsregion um den Daisetsu-san in Hokkaido. Ob auch sie eine Rolle für die kommunistische Spionage gespielt hat, ist noch nicht bekannt. Sicherlich aber werden nun alle Stellen auf der Hut sein.

Auf der Halbinsel Kamtschatka scheinen die Russen ebenfalls Luft- und Marinestützpunkte gebaut zu haben. Die amerikanische Luftwaffe berichtete am 17. März von einem Zwischenfall über dem Pazifik, bei dem ein Flugzeug des amerikanischen Wetterdienstes ungefähr 40 km ostwärts Kamtschatkas von einer MIG 15 beschossen wurde. Offensichtlich ist das Gebiet, dem sich die Maschine auf ihrem Wettererkundungsflug genähert hatte, für die Russen von außerordentlichem strategischem Interesse.

Japan ehrt Sven Hedin

Am 24. Januar wurde Sven Hedin in der Universität Tokio durch eine Gedächtnisausstellung und eine Reihe von Vorlesungen japanischer Wissenschaftler geehrt. Der Raum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Photos und Karten von den Reisen des schwedischen Forschers in Asien und eine reiche Auswahl seiner zahlreichen Schriften in verschiedenen Sprachen wurden ausgestellt. Veranstalter war das *Institute for Oriental Culture*. Als Ehrengäste waren Prinz Mikasa, des Kaisers jüngerer Bruder, und der schwedische Gesandte erschienen. Die Vorträge über He-



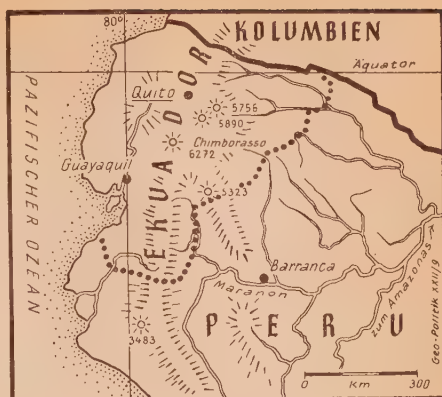
dins Reisen und Forschungstätigkeit wurden gehalten von M. Hosokawa, dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in Tokio sowie von den Professoren M. Ishida, T. Tsujimura und N. Tsuji. Alle Redner hoben Hedins großen Einsatz für die Erforschung der Wüsten Asiens und den großen Einfluß seiner Tätigkeit auf die geographische Forschung Japans hervor.

Quelle: *Stockholms Tidningen* vom 2. 2. 53.

*

Ekuador ein Jahr nach dem Umschwung

Unter den markanten Staatsmännern des heutigen Südamerika nimmt Dr. José Maria Velasco Ibarra, der Präsident der Republik Ekuador, eine besondere Stellung ein. Er ist ein Gelehrter, ein Professor, ein Theoretiker, und es ist kein Zufall, daß sein revolutionäres Werk gerade Ekuador zum Schauplatz hat, jenes Land, das, wie ein Wimpel am Äquator hängend, von jeher seine geringe Ausdehnung durch ein hochentwickeltes Geistesleben, eine Vielzahl von Universitäten und ein hohes Niveau der Presse ausgeglichen hat. Die Wahl von Velasco Ibarra stellte die einzige unblutige Revolution dar, die Ekuador in 120 Jahren seiner Geschichte kennenlernte, zugleich aber die einzige Revolution, die diesen Namen verdiente, weil sie sowohl in der sozialen Struktur wie auch in den politischen Bräuchen des Landes grundlegende Änderungen durchzuführen versprach. Zweimal vorher schon hatte Velasco Ibarra versucht, als erwählter Präsident ein Reformwerk in Angriff zu nehmen, aber beide Male hatte der herrschende Apparat politischer und wirtschaftlicher Interessen ihn wieder aus dem Lande zu treiben vermocht. Seine Wahl 1952 kam einer Revolution gleich, weil sich hinter der Gestalt des neuen Präsidenten eine breite Mehrheit des Volkes erhob, die einen vollkommenen Wandel des Regierungsapparates erstrebte. Viele nahmen an, daß der Theoretiker Velasco Ibarra auch ein drittes Mal bald wieder gestürzt werden würde. Daß er das erste Jahr seiner Präsidentschaft überstanden hat, läßt den Schluß zu, daß auch in Ekuador die soziale Revolution sich genügend gefestigt hat, um eine Wiederkehr des früheren Systems unwahrscheinlich zu machen.



Ein großer Teil der Regierungsarbeit Velascos im ersten Jahr seiner Präsidentschaft mußte notgedrungen den innerpolitischen Kämpfen gewidmet sein. Wie alle kleineren südamerikanischen Republiken verfügt auch Ekuador über ein Übermaß von Berufspolitikern, die zu jedem Mittel zu greifen bereit waren, um nicht für immer von der Staatskrippe verdrängt zu werden. Die Gegner Velascos stellten noch dazu nicht allein den materiellen Reichtum des Landes dar, sondern genossen das Vertrauen des ausländischen Kapitals, das die Wirtschaft beherrschte. Es war ein Glück für Ekuador, daß die Mehrzahl seiner Bodenschätze in so unzugänglichen tropischen Gegenden gelegen sind, daß sie bisher nur wenig das Interesse des internationalen Kapitals erweckten, und daß sein Außenhandel, der ihm eine ungewöhnlich solide Währung verlieh, sich auf einige wertvolle tropische Produkte begründete, deren Gewinnung und Verarbeitung im wesentlichen mit den Mitteln des Landes selbst vorgenommen werden konnte. Das Reformwerk Velasco Ibarras war also dadurch leichter gemacht, daß es keine großen fremden Kapitalinteressen traf und Ekuador nicht zum Schauplatz imperialistischer Kämpfe zu werden brauchte. Ungestört von internationalen Konflikten, wie sie in Mexiko oder Bolivien durch die Nationalisierung der Petroleumfelder und Bergwerke entstanden, konnte Ekuador seinen Neuaufbau auf binnenwirtschaftlichem Gebiet beginnen. Nur in einem Fall tauchte ein internationaler Konflikt auf, als nämlich die Regierung Ekuadors nordamerikanische Fischdampfer, die in ekuatorianischen Hoheitsge-

wässern ohne Erlaubnis oder Zahlung von Abgaben fischten, durch Kriegsschiffe aufbringen ließ und aus diesem Anlaß mit den Nachbarländern Peru und Chile über die Bildung einer gemeinsamen Front zur Verteidigung der Meeresreichtümer in Berührung trat.

Auf binnenwirtschaftlichem Gebiet galt die Regierungsarbeit Velasco Ibarra in erster Linie der Aufgabe, ohne deren Lösung an eine Entwicklung des Landes überhaupt nicht zu denken ist: dem Bau von Landstraßen, die ferne Regionen zu erschließen, zu besiedeln und ihre Produktion zu verwerten erlauben. Nicht weniger als 66 Landstraßen sieht das Bautenprogramm für 1953 vor, dessen Finanzierung 15,6 Millionen *Sucres* beansprucht. Parallel dazu geht der Bau von Bewässerungsanlagen, für den in den nächsten drei Jahren je 6 Millionen angesetzt sind. Die Durchführung dieses Programms setzt aber eine gründliche Reform der öffentlichen Verwaltung voraus, um sie aus einer zum Selbstzweck gewordenen Bürokratie, die den persönlichen Interessen herrschender Politiker und ihrer Familien diene, in ein wirksames Instrument im Dienst des Volkswohles zu verwandeln. Daß auch dieser Teil des Reformwerkes lange Kämpfe erfordert, ist um so verständlicher, als gleichzeitig eine starke Rückständigkeit auf technischem Gebiet und ein Mangel an ausgebildetem Personal zu überwinden ist.

Aus allen diesen Gründen vollzieht sich der Umschwung in Ekuador, der mit dem Amtsantritt Velasco Ibarra vor einem Jahr eingesetzt hat, in langsamen und für die Außenwelt nicht sehr auffälligen Formen. Solange die inneren Reformen die ganze Kraft der Regierung in Anspruch nehmen, ist kein Anlaß zu außenpolitischer Betätigung gegeben. Zwar ist Ekuador heute einer der Vorkämpfer des in ganz Lateinamerika mehr und mehr um sich greifenden Gedankens regionaler Blockbildungen und hat in diesem Sinne Ende 1952 die Initiative zu einer nach Panama einzuberufenden Konferenz der Länder des nördlichen Südamerika und Mittelamerikas ergriffen. Das von Ekuador ausgearbeitete umfassende Arbeitsprogramm dieser Konferenz, in dem juristische und kulturelle Fragen in Vordergrund stehen, hat in ganz Lateinamerika weite Verbreitung und sympathische Aufnahme gefunden, trägt aber doch einen zu akademischen Cha-

rakter, um selbst im Falle der Verwirklichung der Konferenz das politische und wirtschaftliche Bild des Kontinents verändern zu können. Im größeren Rahmen der internationalen Politik, besonders im Hinblick auf die bevorstehende Konferenz von Caracas, befließigt sich Ekuador einer ausgesprochenen Zurückhaltung, die so weit geht, daß es offenbar davon absehen wird, auf der interamerikanischen Konferenz von Caracas das vor zehn Jahren nur unvollkommen gelöste Problem seiner Grenzen mit Peru zur Sprache zu bringen. Die Aufwerfung dieser Frage würde Ekuador auf der Konferenz von vornherein in eine Lage versetzen, in der es sich angesichts der geringen Sympathie, die es selbst in den Vereinigten Staaten genießt, und der starken Bevorzugung, die Washington der jetzigen peruanischen Regierung angedeihen läßt, als unterlegen betrachten müßte. Außerdem könnte Ekuador dadurch wider seinen Willen zum Opfer eines politischen Spieles werden, bei dem es schließlich zwischen der „peruanischen Bedrohung“ und der „nordamerikanischen Hilfe“ eine Wahl zu treffen hätte, bei der es in beiden Fällen der Verlierer wäre. Da Ekuador zunächst einmal Ordnung im eigenen Hause schaffen will und vorläufig abwarten kann, bis es die technische und finanzielle Hilfe der Vereinigten Staaten in Anspruch zu nehmen braucht, muß diese außenpolitische Zurückhaltung als Kennzeichen einer wohlüberlegten Politik gewertet werden.

A. Kölliker Frers.

Hilfe für die Indianer der Anden

Die UNO und ihre Unterorganisationen (in erster Linie das Internationale Arbeitsamt, aber auch die Welternährungs- und die Weltgesundheitsorganisation) haben 1952 unter dem Vorsitz eines Neuseeländers eine Sondermission im Rahmen ihrer Pläne zur „Technischen Hilfeleistung“ in die Zentralanden gesandt, um auf Antrag Ekuadors, Boliviens und Perus Vorschläge auszuarbeiten, wie am zweckmäßigsten den Indianern des *altiplano* zur Hebung ihres Lebensstandards zu verhelfen sei. Es handelt sich z. B. um die Quechua-Stämme, die von Bolivien bis Nord-Ekuador in Höhen von 2500 bis 4500 m leben.

SCHRIFTTUM

DIE SEEMÄCHTE

Das erstmalige Wiedererscheinen des „Weyer“ seit 1943 ist ein beachtliches Ereignis in der politischen Nachkriegs-Literatur. Aus zwei Gründen: Einmal zeigt das Listenwerk die umwälzenden Veränderungen in den Seekriegsmitteln in und seit dem letzten Krieg, zum anderen erhält die deutsche Öffentlichkeit aus dem Grönerschen Anhang zum ersten Mal einen geschlossenen Überblick über die enorme Leistung des deutschen Kriegsschiffbaues und auch über den Riesenumfang der Verluste, besonders bei der Unterseeboot-Waffe. Es liegt wohl an der verhältnismäßig stärkeren Konzentration der Kommandostellen der Marine und der Werften, daß eine solche Aufstellung für die Marine eher möglich war als für Heer und Luftwaffe.

Das Neubauprogramm der Seemächte enthält seit dem Kriege keine Schlachtschiffe mehr. Die neuesten britischen und amerikanischen Schiffe dieses Typs sind 1946 oder schon 1944 fertig geworden. Das Schwergewicht der Überwasser-Rüstung ist auf den Flugzeugträger übergegangen, Flugzeug- und Raketenbombe haben das wegen mangelnder Reichweite unzulänglich gewordene schwere Schiffsgeschütz verdrängt. Auch der Kreuzer- und Zerstörerbau hat wegen der großen Kriegsbestände keine wesentliche Beschleunigung durch den Kalten Krieg erfahren, der U-Bootbau in den USA eher als in England. Die französische Flotte, aus geringen eigenen Resten und einem Konglomerat von amerikanischen und englischen zur Verfügung gestellten Fahrzeugen sowie deutschen und italienischen Beuteschiffen bestehend, hat erst vor Jahresfrist begonnen, kleinere Einheiten auf Stapel zu legen.

Diese Entwicklung wird durch die Veränderung der Fronten unter den Großen Mächten bestimmt. Es stehen sich heute oder in der überschaubaren Zukunft keine feindlichen Seemächte gegenüber, vielmehr die vereinten Seemächte gegen die größte Landmacht, für die, was sie an Seemacht besitzt, eine sekundäre Rolle spielt, und das fast nur in der Ostsee und in beschränkten Gebieten der asiatischen Gewässer. Die Freiheit

der Schiffsfahrtswege, derer die Seemächte für den Kräfteausgleich untereinander und für ihre strategischen Ansätze bedürfen, erfährt kaum eine andere mögliche Beschränkung als durch die in sowjetischem Besitz befindlichen U-Boote. Nach den Lehren des letzten Krieges hat aber die Abwehr der U-Boote in dem steten Erfolgswechsel zwischen Angriffswaffe und Abwehr die Oberhand gewonnen und dürfte sie auch behalten, bis die Offensivkraft des U-Bootes durch grundlegende Neukonstruktionen einen unerwarteten Wert erhält. Die mehr oder weniger sagenumwobenen Ziffern über den Umfang des sowjetischen U-Boot-Parkes verlieren jedenfalls an Einschüchterungseffekt von dem Gesichtspunkt aus, daß er überwiegend aus Typen bestehen dürfte, die man als ganz veraltet bezeichnen kann. Leider aber hat die Sowjetunion, wenn auch nicht viele, so doch einige der modernsten deutschen Konstruktionen von ihren damaligen Alliierten erhalten, unter denen sich auch „Walter“-Boote mit sehr hohem Unterwasser-Aktionsradius bei großer Unterwasser-Geschwindigkeit befanden.

G. Fürbringer.

Weyers Flottentaschenbuch, 37. Jahrgang, herausgeg. v. Alexander Bredt, Skizzen Erich Gröner, mit 782 Schiffsskizzen usw. Anhang: Die Schiffe der deutschen Kriegsmarine und Luftwaffe 1939–1945 und ihr Verbleib, von Erich Gröner, J. F. Lehmanns Verlag, München 1953, 317 S.

Amerika — dynamisch und statisch

Die amerikanische Zeitschrift *New Yorker* bringt neuerdings von bekannten witzigen Zeichnern Bilder, die so anziehend sind, so sehr mit dem Stil der seit langem berühmten Karikaturen und Zeichnungen dieser Zeitschrift übereinstimmen, daß es für nötig befunden wird, sie mit der Aufschrift „*Advertisement*“ zu kennzeichnen und von den redaktionellen Seiten abzuheben. Das ist etwas Neues. Denn bisher waren Plakatalerei und Reklamezeichnen eine — zwar

oft auch von Künstlern bediente – Spezialform der bildenden Künste, die ihren eigenen unverwechselbaren Stil ausgebildet hatte und sich immer, sei es durch Größe, Lautheit der Farbgebung, Härte oder Bestimmtheit des Strichs, von ihrer Umgebung abhob. Diese witzigen gezeichneten Anzeigen Seiten aber, die das Auge zum Verweilen einladen, geben sich nuanciert, gebildet, humorvoll, ironisch und sind möglicherweise Verläufer eines neuen Stils der Reklametechnik.

In dem hier gekennzeichneten Sinne ist auch das Buch: „USA, Die Permanente Revolution“ eine Reklame – nicht für eine Ware, aber für ein Land und die hypnotische Wirkung seiner Daseinsform. Es ist eine Gemeinschaftsarbeit der Redakteure der Zeitschrift *Fortune*, deren Titel – ins Deutsche übersetzt – sowohl das Glück wie das Vermögen anruft und verkörpert, deren Besitzer und Herausgeber Henry Luce einer der großen Propagandisten des „*American Way of Life*“ ist und das stolze Wort vom 20. Jahrhundert als dem „*American Century*“ geprägt hat.

Diskrete Werbung

Das war noch in der Zeit der Plakattechnik geschehen. Die Autoren von „USA“ haben inzwischen miterlebt, daß in der alten Welt nicht alle Menschen freudig auf die neue Devise eingegangen sind, daß europäische, zu Vortragsreisen eingeladenen Gäste sich – heimgekehrt – über den amerikanischen Materialismus und die immer stärker überhandnehmende Konformität beklagten, ja, daß in großen Teilen der Welt das Wort Kapitalismus zu einem Schimpfwort geworden ist. Sie haben also auf die lauten Farben verzichtet, die so oft, wenn auch fälschlicherweise, für die einzige Ausdrucksform Amerikas gehalten werden, gehen auf Kritik ein, geben Fehler zu und tun das alles mit einer so angenehmen, festfundierten, weil selbstsicheren Bescheidenheit, daß die Lektüre auch für denjenigen, der nicht mit ihren Gedankengängen übereinstimmt, ein Vergnügen ist.

Voran wird versichert, daß die Amerikaner weder daran dächten, ihr „*Way of Life*“ (vom Übersetzer Erwin Schuhmacher gut mit „Amerikanische Lebensart“ wiedergegeben) anderen Völkern aufzuzwingen, noch sich im Überlegenheitsbewußtsein von

der übrigen Welt zu isolieren. Immerhin sind die *Fortune*-Redakteure der Auffassung, daß es zwei wichtige Elemente umschließt: „einmal die Besonderheiten, von denen die Amerikaner nicht erwarten, daß andere Völker sie mit ihnen teilen, da sie zu ihrer besonderen Eigenart gehören. Zum andern sind es gewisse Universalien, die nach amerikanischer Auffassung Besitz der ganzen Menschheit sind und deren eigentliches Wesen zur Entfaltung zu bringen die amerikanische Aufgabe ist.“

Zu diesen Universalien gehört das Ideal der Gleichheit, und das Buch erklärt, Amerikas eigentlicher großer Beitrag hänge mit besonderen Gemütseigenschaften zusammen, die sich auf die demokratischen Ideale gründen. „Diese Ideale sind als „demokratische Tugenden“ ständig innerhalb der amerikanischen Gesellschaft wirksam, sie hängen aufs engste mit allem zusammen, was man unter „*American Way of Life*“ versteht. Und in der Tat, wenn das nicht so wäre, wenn diese Ideale verschwinden oder wenn der Amerikaner die Hoffnung aufgibt, daß die Menschen eines Tages doch lernen könnten, nach diesen Idealen zu leben, dann würde die amerikanische Lebensart in ihrer heutigen Form auch verschwinden. Das „*American Way of Life*“ kann nur unter der Voraussetzung weiterbestehen, daß die Mehrzahl danach strebt, die demokratischen Tugenden weitgehend in die Tat umzusetzen.“

„Freiheit vom Irrtum“ als nächstes Ziel?

Da es nach ihnen auch bei noch so hoch entwickelter Gleichheit keine Bewahrung des *status quo* geben kann, besteht der amerikanische Auftrag darin, die Flamme der „permanenten Revolution“, die auf Verwirklichung aller Arten von Freiheit abzielt, immer heller strahlen zu lassen, bis vom Schein vieler addierter Kerzen die Finsternis vertrieben ist. „Wir haben uns den Grundsatz zu eigen gemacht, daß jede Kerze das Recht hat zu leuchten. Das ist ein politisches Recht. Wir waren außerordentlich erfolgreich in der Versorgung aller Kerzen mit dem nötigen Brennstoff. Das ist ein wirtschaftliches Recht. Doch im Streben nach der wirklichen Freiheit gilt es, weit mehr noch zu erlangen als das bisher Erreichte. Wir haben noch nicht begonnen, für die „Befreiung vom Irrtum“ zu arbeiten,

für die Erringung jener Freiheit, die sich auf echte Vernunft gründet, und wir haben ferner noch nicht damit begonnen, uns vom Haß zu befreien, um jene Freiheit zu gewinnen, die aus der Liebe geboren wird.“

Seitdem das Buch zuerst in Amerika erschienen ist, hat Senator McCarthy auf seine Weise alles ihm Mögliche daran gesetzt, um seine Landsleute in einen Zustand der „Freiheit von Irrtum“ zu versetzen. Dieses aktuelle, aber auch extreme Beispiel führt zur Frage, wer denn der Richter darüber sein soll, was Irrtum ist, und wie die Befreiungsaktion gegen den Irrtum zu führen sei. Noch scheint uns, daß die Freiheit, irren zu dürfen, gerade für Amerika ein erstrebenswerteres Ziel wäre als ihr Gegenteil.

Eigenart und universaler Anspruch

In dem Kapitel „Der Individualismus gelangt zur Reife“ stellen die Autoren fest, daß die europäische Idee von der „Dritten Kraft“ an sich den Amerikanern als eine Politik der „goldenen Mitte“ liegen müßte, daß es aber auf den Durchschnittsamerikaner wie ein Schock wirke, zu entdecken, daß die europäische Dritte Kraft als Absage gegen die Extreme von rechts und links sich nicht nur gegen den Kommunismus, sondern auch gegen den Kapitalismus wendet. Dies sei eine Folge der Tatsache, daß Amerika es „versäumt hat, der Welt klarzumachen, was der moderne amerikanische Kapitalismus eigentlich ist. Dieses Versäumnis führte dazu, daß die Kritiker etwas bemängeln, was in Wirklichkeit gar nicht mehr vorhanden ist.“ Allerdings seien sich die Amerikaner selbst gar nicht der vollen Bedeutung und Tragweite ihres eigenen Systems bewußt. Sie seien bisher noch nicht imstande gewesen, die von ihnen entdeckten grundsätzlichen Wahrheiten in klare Begriffe zu fassen. „Unbestreitbar ist in Amerika heute ein neuer Glaube im Entstehen, eine neue Antwort auf die Totalitätsansprüche der Rechten und Linken. Sie wurzelt zwar, wie jede allgemeingültige Lehre, in den universalen Grundsätzen des „Amerikanischen Auftrags“, ist aber so wandlungsfähig, daß sie den Bedürfnissen und Bestrebungen auch anderer Völker, die sich ebenso zur Freiheit und Selbstverwaltung bekennen, gerecht werden kann.“

Wo sich das Buch von den „Universalismen“ Einzelfragen zuwendet, ist zu erken-

nen, daß gemäß der Einstellung von *Fortune*, wenn auch in durchaus kritischer und fairer Weise, der Standpunkt des Unternehmers eingenommen ist, und so wird auch auf den *Manager* – allerdings einen ganz anderen als den von James Burnham – ein Loblied gesungen. Einige Maßnahmen von Roosevelts „*New Deal*“ und Trumans „*Fair Deal*“ werden vom Standpunkt des eigentlichen amerikanischen Auftrags aus als Fehlentwicklungen betrachtet. Da das Buch vor Anbruch der Ära Eisenhower geschrieben wurde, ist die Verwirklichung der entgegengesetzten Strömungen, die auf Reprivatisierung abzielen, nicht verzeichnet. Doch haben Untersuchungen wie die von *Fortune* ohne Zweifel einen starken Einfluß auf die Wandlung des Unternehmertums und der Privatwirtschaft Amerikas gehabt, und so ist, was heute geschieht, in hohem Grade Verwirklichung dessen, was den Autoren des Buches über die „*Permanente Revolution*“ vorschwebte.

Deutsche „Amerikakunde“

Ganz anderer Art ist die umgearbeitete Ausgabe der „*Amerikakunde*“. Auch dies ist eine Gemeinschaftsarbeit, aber sie ist unter exakter Aufteilung der Referate von zwölf Wissenschaftlern vorgenommen worden und reicht von Kapiteln über die Landeskunde, die Wirtschaft, Staat, Gesellschaft, Recht und Gerichtswesen bis zu eingehenden Abhandlungen über Philosophie, Religion, Bildungswesen, Künste und Literatur.

Wenn Heinrich Stammler in seinem Überblick über die gegenwärtige Situation der Vereinigten Staaten die Frage des amerikanischen Universalismus – mit Hinweis auf Henry Luce – behandelt, so sieht er wohl die Kraft, die in dem Gefühl steckt, der Welt etwas geben und sagen zu können, aber er mißt sie doch an der „*Unterschätzung eigen gewachsener Lebensformen anderer Völker, der manchmal voreiligen Beurteilung fremder Verhältnisse ausschließlich nach amerikanischen Vorstellungen und Bedürfnissen und dem pragmatischen Glauben, materielle Verbesserungen müßten automatisch auch eine moralisch-soziale Wendung zum Bessern herbeiführen.*“

Verblüffend ist zuweilen nicht nur die Übereinstimmung des Tatsachenmaterials in den beiden Büchern – so etwa der paradoxe

Vorgang, daß die Großfirma Dupont auf eigene Kosten eine Konkurrenzfirma errichtete und ausstattete, um gegenüber den „Trust Busters“ weniger angreifbar zu sein – sondern auch die Beurteilung der Vorgänge, etwa des Urteils über die fast übergroß angewachsene Macht der Gewerkschaften und der Farm-Interessenten-Gruppen. Der tiefe Unterschied in der Atmosphäre beider Bücher liegt darin, daß für die deutschen Autoren das, was sie behandeln, Objekt bleibt, während bei den anonymen *Fortune*-Redakteuren aus jeder Zeile ihr Beteiligungsein am Gesagten spricht. Wenn wir in der Überschrift die Begriffe dynamisch und statisch anwendeten, so bedeutet das nicht, daß in der „Amerikakunde“ die amerikanische Dynamik nicht gesehen sei, aber auch diese Dynamik bleibt Objekt der Betrachtung, während die Autoren von „USA“ selbst optimistische Aktivisten der Dynamik sind.

Manches sieht die Wissenschaft nicht

Rühmenswert ist in der „Amerikakunde“, wie ausgezeichnet die Autoren ihre Beiträge auf den neuesten Stand gebracht haben. Es gibt jedoch einzelne Aspekte des amerikanischen Lebens, die vielleicht in ihrer Eigenart noch nicht genügend gewürdigt sind. So befindet sich in der Landeskunde nur ein kurzer Absatz über den Ausbau des amerikanischen Straßennetzes, in dem die überragende Rolle des Autos, aber auch die städtebaulichen Probleme, die daraus erwachsen, nicht berührt sind. Die Verkehrsverteiler, die *Parkways*, *Skyways*, *Super Express Highways*, die Autobahnen also, die nicht über Land führen, sondern die Aufgabe haben, die Überleitung des gedrängten Großstadtverkehrs über die ausgedehnten Vorstädte bis zur Überlandstraße zu bewältigen, gehören zu den Erfindungen Amerikas, die bei uns noch fast unbekannt sind, ebenso die Einrichtung der *Motels*, *Trailer-Camps* und *Auto-Cabins* – eine neue und höchst reizvolle Art der Herberge für den Autofahrer, die ihm erlaubt, in der Landschaft Halt zu machen, sich für die Nacht ein kleines Häuschen mit Waschraum und Kochstelle zu mieten, wo er sich selbst bedienen muß, aber auch selbständig schalten und walten und zu jeder Tages- und Nachtzeit wieder weiterfahren kann.

Das sind Gegebenheiten, die möglicher-

weise dem wissenschaftlichen Auge allzu fremd sind. Um so erschöpfender sind die Kapitel, in denen die echte Wissenschaft zum Zuge kommen kann – eine Fundgrube ist in dieser Hinsicht die Arbeit von Prof. Fischer über das Amerikanische Englisch, in der die Einflüsse der europäischen wie der Negersprachen dargelegt, die landschaftlichen Unterschiede hervorgehoben und die Kraft der Wortschöpfungen behandelt sind.

Beide Bücher zusammengekommen ergeben erst das ganze Bild des Amerikaners, wie er sich der Umwelt darstellt und wie er sich selber in dieser Umwelt sieht und ihr präsentieren möchte.

Margret Boveri.

USA. *Die permanente Revolution. Eine Gemeinschaftsarbeit der Redakteure der amerikanischen Monatsschrift „Fortune“ unter Mitwirkung von Russell W. Davenport.* Deutsch von Erwin Schuhmacher. Verleger Friedrich Rudl, Frankfurt/M., 224 S.

Handbuch der Amerikakunde, 2. Aufl. *Handbücher der Auslandskunde*, Verlag Diesterweg, Frankfurt a. Main, Berlin, Bonn, 1952. 461 S. DM 22,—.

Das nordatlantische Reich

Aus der Schule des Seemacht-Historikers Mahan kommt das Buch von Gerald S. Graham von der Herrschaft über den Nordatlantik. Das Besondere an diesen Untersuchungen und Erzählungen des Rhodes-Professors für „Reichsgeschichte“ (*Imperial History*) an der Universität London ist, daß das weltpolitische Geschehen mehr oder weniger von einem kanadischen Standpunkt aus betrachtet wird. „*Empire of the North Atlantic*“ nimmt damit den Begriff der Reichsbildung fast nur im nördlichen Teil des Ozeans an. Mit besonderer Liebe werden die See- und Kolonial-Kämpfe um den Raum des St. Lorenzstromes und seines Küstengebietes dargestellt. Solange Kanada in französischem Besitz stand, war es in den Augen der *Empire*-Gründer Großbritannien ein „amerikanisches Karthago“, das erobert werden mußte, freilich zunächst vornehmlich auf Betreiben der Neuengland-Kolonien, die in diesem Gegensatz ihren ersten eigenständigen politischen Willen entwickelten, aus dem dann die Vereinigten Staaten von Amerika hervorgegangen sind.

Man kann nicht sagen, daß der historisch-politische Begriff des „nordatlantischen Reiches“ in dieser Darstellung immer klar umrissen wäre; denn man darf doch nicht vergessen, daß die Herrschaft über den Atlantischen Ozean eine weithin zusammenhängende gewesen ist: zur atlantischen Herrschaft gehörte, besonders in der alten Kolonialzeit, nicht nur das nördliche Amerika, sondern ebenso die Karibische See mit den Plantagen-Kolonien in der Inselwelt der Großen und Kleinen Antillen und zu diesen wiederum, wegen der Versorgung mit Sklaven, die Kontrolle der afrikanischen Westküste und unter dem Gesichtspunkt der reinen Seemacht – neben dem Übersee-Handel und den Kolonisationen – die Auseinandersetzung mit allen seefahrenden Völkern an der atlantischen Küste von Europa.

Die Spanier und Portugiesen hatten versucht, den Atlantik regelrecht zu teilen, von Pol zu Pol, also eine einheitliche atlantische Politik gar nicht aufkommen zu lassen, bis dann die beiden iberischen Staaten durch Personalunion verbunden wurden, um so die Störung ihrer getrennten ost- und westatlantischen Stützpunkte, Kolonien und Schifffahrt durch die drei jüngeren ozeanischen Mächte im Nordwesten von Europa, Frankreich, die Niederlande und England, abzuwehren, während ja der alte hansische maritime Raum (Deutschland und Skandinavien) so zersplittert war, daß von dort aus keine ozeanische Seemacht hat entwickelt werden können.

Drei Epochen unterscheidet Graham in der Geschichte des nordatlantischen Reiches Großbritanniens: 1. das „Erste Reich“, von Elisabeth über Cromwell bis zu Pitt, die Zeit des Aufbaues bis zur Erringung der vollen Vorherrschaft (nach der Beseitigung des „amerikanischen Karthagos“); 2. den Einsturz des „Ersten Reiches“ im Abfall der 13 Vereinigten Staaten und den Aufbau des „Zweiten Reiches“ im Nordatlantik von den Tagen des Kampfes gegen Napoleon bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Dann setzt die dritte Phase ein, als der deutsche, japanische und nordamerikanische Wettbewerb um die Seemacht beginnt und in den Weltkriegen zur Auflösung der *Pax Britannica* führt.

Die deutschen Forschungen zu den politischen und völkerrechtlichen Übersee-Problemen hat Graham nicht berücksichtigt (z. B. Rein, Scheuner, Carl Schmitt); dann

hätte manches prinzipieller gefaßt werden können. Erstaunlich ist auch, daß der (so viel ich sehe) erste Versuch zu einer wirklich atlantischen Konzeption der politischen Verbindung der Ost- und West-Staaten am Atlantischen Ozean zu einer Einheit unter dem höheren atlantischen Gesichtspunkt als dem nur britischen in den Schriften von Pownall, einem „Schüler“ von Pitt, durch den Verfasser nicht berücksichtigt worden ist. So bleibt das Buch bei der Geschichte britischer Seemacht stehen – „*the maritime struggle for North America*“ –, und dringt nicht vor zu eigentlich geopolitischen Fragen der Reichsbildung um den atlantischen Meeresraum, wie der Titel vermuten läßt. Abgesehen davon haben wir eine sehr tüchtige historische Leistung vor uns.

G. A. Rein.

Gerald S. Graham: *Empire of the North Atlantic. The maritime struggle for North America.* University of Toronto Press 1950. 338 S.

Deutsche Darstellungen Englands

Im Gegensatz zu den früher bei Junker und Dünnhaupt erschienenen „Kleinen Auslandkunden“, die neben einer Landesbeschreibung in erster Linie eine Einführung in die staatlich-politischen und wirtschaftlich-sozialen Gegebenheiten bieten wollten, liegt bei den Bänden der Franckhschen Reihe „Kleiner Länderkunden“ das Schwergewicht eindeutig, für einen breiteren Leserkreis fast zu eindeutig, auf der Beschreibung der rein geographischen Tatsachen. Auch in Schultzes Band über Großbritannien und Irland nimmt die Schilderung der Einzellandschaften, der gut ausgewählte Abbildungen beigegeben sind, den größten Raum ein; sie ist auch am besten gelungen. Die allzu knappen Abschnitte zur staatlich-politischen und zur kulturellen Entwicklung (C 1–3) befriedigen dagegen nicht, und dem zusammenfassenden Abschnitt „Wirtschaft“ merkt man an, daß dem Verfasser seit der Vorkriegszeit die lebendige Berührung mit England fehlt. Die tiefgreifenden wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen, die England in der Kriegs- und Nachkriegszeit erfahren hat, werden nicht deutlich; daran ändern auch die an sich sehr erfreulichen umfangreichen Zahlentabellen im Anhang nichts.

Eine Darstellung und Deutung des wirtschaftlich-sozialen Umbruchs seit dem Zweiten Weltkrieg bietet dagegen Pfeffers knappe Broschüre. „Fünf Jahre *Labour*-Regierung“. Die Maßnahmen der *Labour*-Regierung: Weiterführung der Kriegswirtschaft und staatlichen Planung mit dem Ziel der Exportsteigerung und Vollbeschäftigung sowie insbesondere der Aufbau des Wohlfahrtsstaates – sind bei uns je nach dem eigenen Parteistandpunkt als schlechthin vorbildlich hingestellt oder verächtlich gemacht worden. Hier werden sie auf dem Hintergrund der von Grund auf veränderten weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Lage Großbritanniens nüchtern-klar analysiert. Die Erfolge werden unvoreingenommen herausgestellt: Beseitigung der Arbeitslosigkeit, anhaltende Steigerung des Exports, Verbesserung des Ernährungsstandards und der allgemeinen Lebenshaltung und Arbeitsbedingungen für breite Schichten der Bevölkerung. Andererseits wird ebenso deutlich gezeigt, daß die *Labour*-Regierung ihre Erfolge lediglich mit nationalstaatlichen Mitteln der Wirtschaftslenkung erreicht hat (Drosselung der Einfuhr, Devisenbewirtschaftung, Rationierung, Export-offensive) und jede konstruktive internationale Idee vermissen ließ. Kann aber schon die Vollbeschäftigung zum Hindernis notwendiger struktureller Umschichtungen im Lande werden, so muß eine einseitige, vom nationalwirtschaftlichen Interesse bestimmte Außenhandelspolitik die notwendigen Strukturwandlungen in der internationalen Arbeitsteilung erst recht hinauszögern. Wir wissen, daß *Labours* Zurückhaltung gegenüber der wirtschaftlichen Integration Europas im Wirtschaftsnationalismus ihre Ursache hatte.

Francis Williams, früher Chefredakteur des *Daily Herald*, während des Krieges leitender Beamter des Informationsministeriums, 1945–49 Pressechef Attlees, kennt die Männer und Ereignisse, über die er berichtet, aus unmittelbarer Nähe. Sein kluges und lebendig geschriebenes Buch war beim Erscheinen 1948 der erste geschlossene Bericht über drei Jahre *Labour*-Regierung, ihre neue Wirtschafts- und Sozialpolitik, Kolonialpolitik und Außenpolitik. Auf allen drei Gebieten sucht er die neuen Wege, die die Regierung Attlee gegangen ist, als echte Revolution zu rechtfertigen (Originaltitel: *The*

Tripartite Challenge – die dreifache Herausforderung). Mit der Kritik aus dem bürgerlich-konservativen Lager setzt er sich freimütig auseinander und gibt auch zu, daß die *Labour*-Regierung beim Aufbau des „Wohlfahrtsstaates“ den Schwierigkeiten des Mittelstandes zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Besonders interessant sind die intimen Schilderungen der führenden Persönlichkeiten im *Labour*-Lager, insbesondere Attlees, sowie die Abschnitte über die bei uns im einzelnen wenig bekannten neuen Wege der britischen Kolonialpolitik nach Kriegsende. Es ist verdienstlich, daß der Anglist der Nürnberger Wirtschaftshochschule, Prof. Schoberth, diese erste Darstellung der englischen Nachkriegspolitik aus dem *Labour*-Lager selbst, die sicher auch Abshagens kluges und viel gelesenes Buch „*Revolution ohne Tränen*“ beeinflusst hat, der deutschen Öffentlichkeit vorlegt. Im Entscheidenden hat sich Williams' Prognose bereits als richtig erwiesen. Die sechs Jahre *Labour*-Regierung haben das englische Leben so tiefgreifend gewandelt, daß der heutigen Regierung Churchill eine Restauration des Alten unmöglich wäre.

Nach Foster-Anderson hat noch „niemand das einende Prinzip entdeckt, das den Aufbau des *Commonwealth* beseelt“. Seine reichlich verworrene Rede ist allerdings auch nicht geeignet, Licht in das Dunkel zu bringen; ihre Drucklegung war unnötig. Wir besitzen zahlreiche gute politische Deutungen der völkerrechtlichen Eigenart des *Commonwealth*; erinnert sei nur etwa an Prof. Herzfelds Aufsatz „Die Entwicklung des Britischen *Empire* zum *Commonwealth of Nations*“ in der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ vom Oktober 1950. Die junge „Hochschule für politische Wissenschaften“ in München sollte auch gegenüber Vertretern der Besatzungsmächte kritischer sein bei der Auswahl von Reden, die sie durch Veröffentlichung in ihrer Schriftenreihe einem weiteren Publikum zugänglich macht.

Heinz Lehmann.

J. H. Schultze: *Großbritannien und Irland. In der Reihe: Kleine Länderkunden. Stuttgart (Franckh) 1950. 274 S. 10,80 DM.*

K. H. Pfeffer: *Fünf Jahre Labour-Regierung. Sammlung Rinne. Tewista - Verlag Hannover 1950.*

H. Foster-Anderson: Das Britische Commonwealth. Heft 13 der Schriftenreihe der Hochschule für politische Wissenschaften. Isar-Verlag München 1951. 19 S.

Francis Williams: Das englische Experiment. Nachwort und Ergänzung von F. W. Schobert. Nest-Verlag Nürnberg 1951. 428 S. Leinen 9,80 DM.

Friedrich der Große in britischer Sicht

Im Jahre 1951 erschien in deutscher Übersetzung aus der Feder G. P. Goochs, eines der führenden englischen Historiker, ein Werk über Friedrich den Großen, den Herrscher, den Schriftsteller und den Menschen. Das Buch ist sicher schon während des Krieges geschrieben worden und 1947 zuerst in New York erschienen. Es ist nicht eigentlich eine Biographie, auch nicht eine Darstellung der Zeit Friedrichs, es faßt vielmehr Einzelstudien, die mit einer Fülle wörtlicher Zitate aus Friedrichs Schriften durchsetzt sind, nicht ohne mannigfache Überschneidungen zusammen.

Die Leser dieser Zeitschrift wird vor allem das letzte Kapitel interessieren, in dem Gooch, ein besonderer Kenner der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, zeigt, wie sich das Friedrich-Bild „in deutscher Sicht“ im letzten Jahrhundert gewandelt und verfestigt hat. Es enthält am geschlossensten die Auseinandersetzung des Engländers mit dem Preußenkönig und seiner Wirkung auf das deutsche Volk und den geschichtlichen Ablauf.

Gerade weil sich Gooch im Kriege und in einer Zeit, in der die Linie Friedrich-Bismarck-Hitler immer erneut gezogen wurde, um ein wirkliches Verständnis Friedrichs bemüht und den König immer erneut selbst zum Worte kommen läßt, ist es notwendig, die Grenzen seines Friedrich-Verständnisses zu zeigen. Gooch hat bereits nach dem Ersten Weltkrieg ein Buch über Deutschland (1923) geschrieben, in dem er als Herausgeber der englischen Akten zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges und als Kenner der europäischen Außenpolitik im 19. und 20. Jahrhundert die deutschen Leistungen auf künstlerischem, literarischem und wissenschaftlichem Gebiet voll anerkennt, aber doch zugleich bedauert, daß sie die poli-

tische Freiheit nicht vergrößert haben. Er unterstreicht die „militärischen“ Neigungen Deutschlands, seinen Machthunger, und tadelt, daß es beim Fortschreiten zu Demokratie und Parlamentarismus anderen Völkern gegenüber im Rückstand geblieben sei. Schon hier wird deutlich, daß Gooch in seiner Grundhaltung Liberaler ist (er war eine Zeitlang Mitglied des Unterhauses), und dieser liberale Standpunkt bestimmt auch seine Wertung Friedrichs.

Gooch sieht die Wirkung Friedrich des Großen nicht zuletzt darin, daß die deutsche Geschichtsschreibung trotz aller Verschiedenheit des Standpunktes (von wenigen Ausnahmen abgesehen) den Aufstieg Preußens zur Großmacht bejaht, damit auch „den Raub Schlesiens gerechtfertigt“ und die Teilung Polens gebilligt habe. Tatsachen, in denen Gooch die sensationellsten Verbrechen in der Geschichte der Neuzeit sieht. Die deutsche Geschichtsschreibung hätte mit ihrer Verherrlichung des Preußenkönigs den Angriffskrieg verteidigt, den Krieg überhaupt verherrlicht und damit der deutschen Angriffspolitik des 20. Jahrhunderts vorgearbeitet. Kein anderer als Gerhard Ritter wird von Gooch als Kronzeuge für dies patriotische, „grob-realistische“ Friedrichsbild angeführt, obgleich doch gerade Gerhard Ritter ein unbedingter Gegner des Nationalsozialismus und seiner Außenpolitik gewesen ist.

So sehr Gooch Friedrich als großen Mann, ja als Übermenschen anerkennt und auch seine menschlichen Seiten (etwa in dem Verhältnis zu Voltaire, dem allein drei Kapitel gewidmet sind) herausstellt, so sehr ist ihm doch andererseits der Preußenkönig ein Verbrecher und Räuber, ja ein Erpresser. Er verurteilt unbedingt den „Raub“ Schlesiens, verwirft jede Rechtfertigung als erbärmliche Heuchelei und urteilt, daß kein europäischer Herrscher der Neuzeit weniger vom guten Europäer an sich hatte als Friedrich (S. 36).

Werden hier nicht doch fremde, ungeschichtliche Maßstäbe an die Geschichte des Königs gelegt? Um die Begriffsbestimmung des Angreifers, um die moralische Wertung des Krieges haben sich erst die letzten Jahrzehnte auf Grund der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges bemüht. Gab es nicht, nachdem in den Jahrzehnten zuvor Österreich, Frankreich, England und auch Rußland, wahrlich nicht ohne „Verbrechen“, nicht ohne Krieg und Vertragsbruch zu euro-

päischen Großmächten aufgestiegen waren, auch ein geschichtliches Recht des nichtösterreichischen, protestantischen Deutschland, eine eigene politische Machtstellung zu erlangen, sich einzuschalten in das Konzert der Großmächte? Ist Friedrichs Bemühen nicht ebenso berechtigt wie das Verlangen Deutschlands und Italiens im 19. Jahrhundert um die Bildung eines Nationalstaates? Grundsätze der Moral, des Rechts wurden von keinem handelnden Staatsmann früherer Jahrhunderte als für sich bindend anerkannt, und wenige haben sich über eben dies Problem so ernsthafte Gedanken gemacht wie der junge Friedrich.

Otto Hintze sah die Tragik in Friedrichs Leben darin, daß ihm aus der freien Tat von 1740 das zwingende Schicksal seines Lebens erwuchs. Gooch, der sich „einen Beobachter mit etwas mehr Abstand“ nennt, urteilt dagegen, daß Friedrich nur erntete, was er gesät hatte (S. 389). Auch wenn der Siebenjährige Krieg ein Präventivkrieg gewesen sei, der einem Angriff zuvorkommen wollte, so treffe doch die Verantwortung allein Friedrich, der mit dem „Raub“ Schlesiens den Angriff eingeleitet habe. Gewiß reicht heute die idealistische Wertung Hintzes, die vom rein Menschlichen ausgeht, nicht mehr aus, um Friedrich zu begreifen, seine Zeit uns in all ihren Spannungen verständlich zu machen. Die Geschichte ist nicht nur das persönliche Schicksal ihrer Helden und ihrer inneren Entwicklung. Aber die moralische Wertung, die Gooch bestimmt, scheint mir noch unhistorischer zu sein. Werten wir die Vergangenheit nach diesen Maßstäben, was bleibt dann übrig? Welcher erfolgreiche Herrscher war dann kein Angreifer, kein Verbrecher? War nicht Karls V. Vorgehen gegen die deutschen Protestanten ein Angriff ebenso wie Gustav Adolfs Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg, von Ludwig XIV. oder den englischen Kolonialkriegen ganz zu schweigen! Und wenn wir den Angreifer verurteilen, ist es nur ein Schritt, daß wir auch den Despoten, den absoluten Herrscher an sich verurteilen. Dann aber begeben wir uns auf den Standpunkt Rottecks und rauben vergangenen Zeiten ihr Eigengewicht. Ebenso wenig, wie es angängig ist, den Helden (wie es in der historischen Belletristik so gern geschieht) aus seiner Zeit zu lösen, als Menschen an sich zu betrachten, ebenso wenig ist es zulässig, die Vergangenheit nach abso-

lut gesetzten, der Gegenwart entnommenen Maßstäben zu werten.

Der Historiker hat, das wissen wir seit Ranke, darzustellen, wie es eigentlich gewesen ist. Er hat auch in seinen Wertungen (und ihrer soll er sich durchaus nicht enthalten) die Maßstäbe und Gegebenheiten einer jeden Zeit zu berücksichtigen. Er muß sich davor hüten, die Vergangenheit von der Gegenwart her zu deuten. Gerade weil neben Friedrich zumeist auch Bismarck genannt wird, ist zu betonen, daß für das 18. wie das 19. Jahrhundert die Wahrnehmung der Macht zu den Pflichten des Herrschers und des Staatsmannes gehörte. Bismarck lehnte bekanntlich jede Art prinzipieller Verbindlichkeiten für die Politik eines Preußen ab und meinte, daß in der Außenpolitik selbst der König nicht das Recht habe, sich vom eigenen Gefühl leiten zu lassen. Allein die Interessen des Vaterlandes hätten hier bestimmend zu sein. Sich diesen Interessen unterzuordnen, war ihm Pflicht, d. h. aber stets empfundene Verantwortung, in der er sich mit seinem Gott auseinanderzusetzen hatte. Freilich, und dies ist nicht genug zu unterstreichen, waren beide, Friedrich und Bismarck, keine maßlosen Eroberer, sie sahen bestimmte eng begrenzte Ziele ihrer Staaten, die zu erreichen, ihnen notwendig erschien, nach deren Erlangung sie sich aber saturiert fühlten. Sie erkannten neben den Interessen ihres eigenen Staates auch die der anderen Staaten als berechtigt an und hüteten sich gemeinhin, von Schuld und Verbrechen in der Politik zu sprechen. Sie wußten selbst, und das wird bei Bismarck noch deutlicher als bei Friedrich, ist aber auch bei ihm erkennbar, daß sie „schuldig“ waren, d. h., daß sie die Verantwortung für ihre Taten vor der Geschichte, vor Gott zu tragen hatten, und waren gewillt, diese Verantwortung auf sich zu nehmen, fühlten sich aber eben dadurch auch gebunden.

So wie es uns nicht zusteht, jedes Streben nach Machtentfaltung von vornherein zu verurteilen, geht es nicht an, einen überstaatlichen Maßstab an die Vergangenheit anzulegen. Bismarck war sich seiner europäischen Verantwortung durchaus bewußt, auch wenn er sagen konnte, daß derjenige, der von Europa spricht, Unrecht habe. Und ob Friedrich wirklich weniger an Europa gedacht hat als andere Staatsmänner seiner Zeit?

Gerade weil sich Gooch nicht erst seit heute um ein wirkliches Verständnis der deutschen Geschichte bemüht und auch der deutsche Historiker seinem Lebenswerk voller Achtung gegenübersteht, war es notwendig, im Anschluß an sein Buch Fragen aufzuwerfen, die zu durchdenken jedem aufgegeben ist, der sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt und die Verpflichtung fühlt, die ihm auferlegt ist, wenn er das Bild vergangener Zeiten, ihrer Menschen und ihrer Taten der Gegenwart vor Augen stellt.

G. Franz.

G. P. Gooch, *Friedrich der Große, Herrscher, Schriftsteller, Mensch. Mit einem Geleitwort von W. Andreas. Deuerlich'sche Verlagsbuchhandlung, Göttingen 1951. 403 S. Lw. 14,80 DM.*

Der Oxford-Atlas

Der Oxford-Atlas ist auf Grund neuer Berechnungen und unter Berücksichtigung der gegenwärtigen geographischen, geologischen und politischen Verhältnissen in fünfjähriger Arbeit entstanden. Er ist also keine verbesserte Auflage früher erschienener Ausgaben. Allerdings setzt er eine Linie fort, die für alle Atlanten, die nach dem Zweiten Weltkrieg herausgekommen sind, bezeichnend ist: Die Trennung in physikalische und rein politische Karten, auf denen jedes Land durch eine andere Farbe gekennzeichnet ist, fällt fort. An zu vielen Stellen der Erde verändern sich die Grenzen. Die Kartographen sahen sich gezwungen, physikalische Karten herzustellen, die gleichzeitig alle Angaben der politischen enthalten mußten. Dabei sollte die Übersichtlichkeit auf jeden Fall erhalten bleiben. Flüsse, Gebirge, Täler, aber auch Städte, Provinzen und die Ländergrenzen mußten deutlich erkennbar sein.

Der Oxford-Atlas löst diese Probleme auf eine verblüffend einfache Art. Er mildert die starke Farbigkeit, die wir gerade von physikalischen Karten her kennen. Er behält zwar die traditionellen Farben bei, z. B. grün für das Flachland und braun für die Höhenzüge, jedoch verwendet er sie in viel helleren Tönen. Hierdurch sind größere Nuancierungen möglich, das gesamte Kartenbild wirkt bedeutend lebendiger. Nicht weniger als ein Dutzend Farben wurden verwandt.

Die Mühe um leichte Lesbarkeit, die sich die Hersteller gegeben haben, ist an vielen Dingen zu erkennen. Die Beschriftung ist einfach und klar gehalten. Ober- und unterhalb der Karten befinden sich die Entfernungsangaben in Meilen und Kilometern. Jede Karte enthält ihre Legende, die Farbenskala der Höhenmaße und die Angabe der zugrunde gelegten Projektion.

Herbert Sielaff.

The Oxford Atlas. Herausg. Sir Clinton Lewis und J. B. Campbell. Oxford University Press. Oxford 1952. 214 S.

Auslandskundliche Hilfsmittel

Peter Heinz Seraphim: *Die Wirtschaft Ostdeutschlands vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die deutschen Ostgebiete, ein Handbuch, herausgegeben von Herbert Schlenger. Brentano-Verlag, Stuttgart 1952. 111 S.*

Fritz Valjavec: *Südost-Forschungen, Bd. IX 1946–1952. Oldenburg, München 1952, 311 S.*

Herbert Marzian: *Zeittafel und Dokumente zur Oder-Neiße-Linie 1939–1952/53. Holzner-Verlag, Kitzingen/Main 1953, 64 S.*

SBZ von A–Z. *Ein Tatsachen- und Nachschlagebuch über die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands. Herausgegeben vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. Deutscher Bundes-Verlag, Bonn 1953.*

Ludwig Dischler: *Der Auswärtige Dienst Frankreichs. Hektographierte Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität Hamburg. Reihe D: Studien, Abt. II: Auslandsforschung, Hamburg 1952. Erster Band 170, Zweiter Band 175 Seiten.*

A. R. L. Gurland: *Political Science in Western Germany. Thoughts and Writings, 1950–1952. Library of Congress Reference Department, European Affairs Division, Washington 1952. 118 S.*

FREIE AUSSPRACHE

LEBENSRAUM DURCH AUSWANDERUNG?

Sehr geehrte Herren!

Obwohl der Inhalt der Zuschrift von Herrn Franzke, die Sie in Ihrem Märzheft unter obiger Überschrift abdruckten, in den Bereich vollendeter Phantasie zu verweisen ist, soll auf einige Punkte besonders hingewiesen werden:

Abgesehen davon, daß der Plan des Herrn Franzke dem natürlichen Empfinden eines jeden Deutschen ins Gesicht schlägt, läßt er jeden Sinn für die Wirklichkeit und die tatsächlich gegebenen Verhältnisse vermissen. Die Kolonien in Guayana eignen sich weder klimatisch für Deutsche als handarbeitende Siedler, noch kann auch nur im entferntesten angenommen werden, daß die drei Länder, denen Guayana gehört, jemals ihr Einverständnis zur Ansiedlung von 30 bis 40 Millionen Deutschen geben werden. Völlig unzutreffend ist die Behauptung, daß gegenwärtig 10 Millionen Deutsche bereit wären, ins Ausland zu gehen, um sich dort anzusiedeln. Selbst wenn diese Zahl zuträfe, müßten die restlichen von Herrn Franzke vorgesehenen 20 bis 30 Millionen nach seinen Plänen zwangsweise in Guayana angesiedelt werden. Eine solche Maßnahme hätte mit demokratischen Grundsätzen, insbesondere mit dem Prinzip der Auswanderungsfreiheit, nichts mehr zu tun.

Die für die Durchführung seiner Pläne benötigten 64 Milliarden Dollar, das sind 260 Milliarden DM, werden jedem Leser ein Lächeln entlockt haben, insbesondere wenn man vernimmt, daß sich die Sowjetunion mit 6 Milliarden Dollar = 25 Milliarden DM und Polen mit 3 Milliarden Dollar = 12 Milliarden DM an der Durchführung der Pläne des Herrn Franzke beteiligen sollen. Auch die 40 Milliarden Dollar = 170 Milliarden DM, die Herr Franzke den USA zugedacht hat, werden keine andere Wirkung auslösen.

Die transportmäßige Durchführung des Planes des Herrn Franzke würde, wenn tatsächlich 50 große Transporter – die erst gebaut werden müßten – mit einer Kapazität von je 1000 Personen zur Verfügung ständen und jedes dieser 50 Schiffe im Jahre

sechs Fahrten nach Südamerika durchführen könnte, für die Beförderung der 40 Millionen Deutschen, die Franzke als „überschüssig“ aussiedeln will, 133 Jahre erfordern, wobei die in Aussicht genommene Verlagerung von 40 Prozent der industriellen Ausrüstung nach Guayana noch nicht berücksichtigt ist. Hierfür wäre ein ebenso großer Schiffsraum erforderlich. Hinzu käme die Umsiedlung der Bevölkerung Guyanas („wenige Hunderttausende“!) in ein anderes südamerikanisches Land, wenn sie „in die deutschen Umsiedler nicht aufgehen“ will.

Herr Franzke steht offenbar auf dem sonderbaren Standpunkt, daß die weißen Flecke auf der Landkarte, die aus naheliegenden Gründen noch nicht besiedelt sind, gut genug sind, um seine Landsleute dort unterzubringen und einem bedauernswerten Schicksal entgegengehen zu lassen.

Man ist in der Tat geneigt, wie es in der Zuschrift einer mit Auswanderungsfragen befaßten Dienststelle an das Bundesamt heißt, sich zu fragen, ob der Artikel des Herrn Franzke in der zum 1. April erschienenen Nummer der „Geopolitik“ als ein Aprilscherz anzusehen war.

Franz Wolff.

Sehr geehrte Herren!

Ihr Einsender Franzke geht von der sachlich unhaltbaren These aus, daß die Deutschen auf Grund der Übervölkerung ihres Gebietes in der Vergangenheit eine Politik der gewaltsamen Ausdehnung betrieben hätten. Der Krieg von 1870/71 aber hatte nichts mit dem deutschen Bevölkerungsproblem zu tun, das vom Revanchegedanken und vom Panlawismus getragene französische-russische Bündnis auch nicht. Die in Versailles verlorenen deutschen Gebiete in Europa und in Übersee (70 000 und 2 900 000 qkm!) hätten lange Zeit hindurch beträchtliche Energien unseres Volkes in sich aufnehmen können. Der Zusammenschluß der Länder deutscher Sprache bis zum Jahre 1938, auch die Rückkehr des Memellandes 1939, stellte keine „gewaltsame Ausdehnung“ dar. Der Zweite Weltkrieg brach an einer Stelle aus, wo das

Unrecht von Versailles besonders deutlich war. Er bildete das Ergebnis der Zerstörung des Abendlandes, und die Verantwortung kann nicht durch eine billige Schwarzweißmalerei dem deutschen Volk in die Schuhe geschoben werden. Das deutsche Volk hat auch von 1933 bis 1945 seinen Charakter kaum geändert. Es war in dieser Zeit so viel oder so wenig wie vorher ein Volk der „Dichter und Denker“. Lenin gab ein richtiges Urteil über den angeblichen Hang der Deutschen zur Gewaltsamkeit ab, als er schrieb: „Ehe die Deutschen einen Bahnsteig stürmen, kaufen sie erst eine Fahrkarte.“

Wenn die Millionensummen, die Herr Franke in Guayana investieren will, vorhanden wären, dann könnte man mit ihnen das Gebiet zwischen Oder und Weichsel einer intensiven Landwirtschaft erschließen. Wenn man aber die Hälfte des deutschen Volkes in die Urwälder Südamerikas verpflanzt, dann kann sich die andere Hälfte in Europa auch nicht mehr halten. Die Verschweizerung eines deutschen Restvolkes ist nicht von der ökonomischen Theorie her, aber in der Welt als Geschichte eine Phantasterei. Als habe Syrakus in den Punischen Kriegen neutral bleiben können, oder als hätten es die Städte der Lombardei vermocht, sich aus dem Konflikt zwischen Kaiser und Papst herauszuhalten! Das auf die Hälfte seiner Zahl verringerte deutsche Volk hätte keine Aussicht, nach seinen eigenen Wünschen „glücklich und in Frieden“ zu leben. Es hätte nicht mehr die Wahl, ob es „eine Verteidigungsarmee aufstellen“, „sich neutralisieren lassen“ oder „in ein Paktsystem eintreten“ wolle. Es würde einfach überrannt!

Thilo Dähne.

Sehr geehrte Herren!

An der Zuschrift Herrn Franzkes ist zu begrüßen, daß endlich einmal in vollem Ernst die Frage nach einer Zukunft des deutschen Volkes über die augenblickliche Exportkonjunktur hinaus und die Frage nach seinem Überdauernsrecht auch in Übersee gestellt wird. Ich lehne trotzdem den Vorschlag ab, freilich nicht wegen seines Radikalismus, sondern weil alle Kenner darin übereinstimmen, daß Guayana klimatisch für eine deutsche Massensiedlung nicht in Frage kommt.

Heinz Kloss.

Zur Volkskunde der Sorben

Sehr geehrte Herren!

In dem Märzheft findet sich im Aufsatz von Gotthold Rhode über „die Lausitzer Sorben (Wenden)“ auf Seite 161 der Satz: „Es war auch kein Ruhmesblatt für die deutsche Wissenschaft, daß ein Breslauer Volkskundler 1937 allen Ernstes die These vertrat, daß die Sorben Nachkommen der Vandalen seien und „in den germanischen Grundlagen des deutschen Bauerntums“ wurzelten“.

Es ist offenkundig, daß hiermit auf meine Arbeiten „Ein Beitrag zur Wendenfrage“, Zeitschrift für Volkskunde (Berlin), Bd. VII Jahrg. 1935, und „Schlesische Volkstrachten“, I. Teil (Breslau 1938), angespielt werden soll. Kenner dieser Arbeiten sowie die Hörer meiner zahlreichen Vorträge zu diesem Gegenstand werden wissen, daß eine These, wie sie Rhode formuliert, niemals von mir vertreten wurde. Es ist vielmehr meine Forderung, für den slawischen Bevölkerungsanteil den Namen „Sorben“ zu gebrauchen, und diese Forderung hat der Verfasser, wie bereits der Titel seines Aufsatzes erkennen läßt, befolgt. Ich habe sodann eine Etymologie des Namens „Wenden“ in Übereinstimmung mit dem tschechischen Forscher Lubor Niederle und eine Darstellung der sogenannten „wendischen“ Volkstrachten in ihrem Erweis als deutsches Kulturgut gegeben, eine Ansicht, die auch von Rudolf Helm in dem bekannten Werk Retzlaff-Helm: Deutsche Bauerntrachten, Berlin 1934, geteilt wird.

Ich habe niemals die These vertreten, „daß die Sorben Nachkommen der Vandalen seien und „in den germanischen Grundlagen des deutschen Bauerntums“ wurzelten“. Sie entspricht nicht dem Ergebnis meiner wissenschaftlichen Forschung.

Walther Steller.

Sehr geehrte Herren!

Im „Oberlausitzer Heimatkalendar 1937“, Verlag Paul Menzel, Markkissa a. Qu., befindet sich ein Aufsatz von Walter Steller: Zur Wendenfrage, in dem es wörtlich heißt: „Man ist versucht, die Erklärung so zu geben, daß ein deutsches Volkstum, vielleicht in einzelnen Teilen, ein germanisch-wandalisches Volkstum, die wendische Sprache angenommen hat. Die Zusammenordnung der

Wenden mit den Wandalen mag zunächst gewagt erscheinen, findet aber beachtliche und überraschende Stützen.“ Und weiter: „Das Wendentum wurzelt in den germanischen Grundlagen des deutschen Bauerntums. Das wendische Volkstum soll . . . , indem es Zug um Zug vergleicht, inne werden, daß das, was es als Bestes und Eigenstes hält und pflegt, ein artgemäßer Teil ist der großen Einheit bäuerlicher deutscher Volkskultur.“

Gotthold Rhode

Die ostdeutschen Häfen und Lloyd's

Sehr geehrte Herren!

In Ihren Jahrgang 1952 (September) wiesen Sie darauf hin, daß Lloyd's Register 1951/52 Pillau als deutschen und Königsberg als litauischen Hafen bezeichnet. Wie wenig man bei Lloyd's von der Ostsee zu wissen scheint, zeigt sich auch im Maritime Atlas dieser weltbekannten Firma, dessen 4. Auflage im März 1952 erschien.

Dort werden auf Karte V „Kaliningrad“, „Baltiisk“ (Pillau) und „Klaipeda“ (Memel) ohne Angabe des deutschen Namens zu Litauen gerechnet, im Inhaltsverzeichnis (Spalte 7) aber zu Rußland.

Der dieser gefährlichen Küste näher wohnende Kopenhagener Henry Jensen rechnet in Hans Gade's European Harbour Pilot (7. Aufl.) 1948 Kaliningrad und Pillau zu „Rußland“, Rügenwalde, Stolpmünde, Stettin und Swinemünde zu „Polen“, stellt diese Einteilung jedoch auf S. 573–604 unter die Überschrift „Deutschland“. Auf S. 471–479 wird Polen selbst behandelt, und dabei erscheinen ebenfalls Rügenwalde, Stolpmünde, Stettin und Swinemünde, dazu Danzig-Neufahrwasser und Gdingen. Königsberg und Pillau werden unter „Rußland“ nicht aufgeführt.

The Mercantile Marine Atlas (Pilip & Son, London 1952, 14. Aufl.) führt die Häfen von Wollin bis Danzig als polnisch, Königsberg und Pillau als zur Russischen Föderativen Sowjetrepublik gehörig und Memel als litauisch an, ohne ihre deutschen Namen zu nennen oder sie als früher deutsch zu kennzeichnen. (Nur auf S. 13 und 14 stehen hinter „Kaliningrad“ und „Gdansk“ die deutschen Namen in Klammern.)

Das Werk Ports, Dues and Charges on Shipping von S. Carter Gilmour, Liverpool

1951, läßt die Häfen der sowjetischen Besatzungszone von Wismar bis Stralsund einfach weg, behandelt weder Litauen noch das sowjetisch besetzte Ostpreußen und gibt als „polnische“ Häfen Danzig, Rügenwalde, Stolpmünde, Kolberg, Stettin und Swinemünde.

Korrektur verfährt Ports of the World von Sir Archibald Hurd, 5. Aufl., London 1951, das die Häfen von Wismar bis Pillau unter Deutschland anführt und bei ihnen nur bemerkt, daß sie „sowjetischer Verwaltung unterstellt wurden“.

Es herrscht also ein Durcheinander an Meinungen über die Gebiete, die in Potsdam polnischer oder sowjetischer Verwaltung unterstellt wurden. Es ist unkorrekt, wenn man ihre Jahrhunderte alten deutschen Namen wegläßt. Allenfalls könnten neu verliehene Namen in Klammern angeführt werden.

Ruth Haslinger.

Auch im Westen hat es Austreibungen gegeben

Sehr geehrte Herren!

Die eindrucksvollen Darlegungen Ihres Aprilheftes über Flüchtlinge und Vertriebene sollten nicht vergessen lassen, daß es in der Bundesrepublik über 800 000 Deutsche gibt, die im westlichen Ausland gelebt haben und wegen ihres Bekenntnisses zu Deutschland verfolgt, inhaftiert, enteignet und ausgewiesen wurden.

Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen
und den Weststaaten

Mathy

Dr. Müller

Der Englandflug von Rudolf Hess

Sehr geehrte Herren!

In Ihrem Februarheft ist Ihrer Rezension des Buches von Ilse Hess ein Fehler unterlaufen, der das historische Bild verzeichnet.

Das dort zitierte Gespräch zwischen Hitler und der Witwe Bruckmann stellt nur dar, welche Empfindungen Hitler Hess gegenüber hatte. Frau Hess schreibt ausdrücklich: „Völlig sicher ist freilich mein Wissen, daß mein Mann klaren Sinnes, freien Willens und ohne Auftrag oder auch nur Kenntnis Adolf Hitlers ein persönliches Opfer bringen wollte, daß sein bewegendes Gedanke nichts anderes als der Friede gewesen ist!“ (S. 25.)

Om.

Landesverrat als Qualifikation für Rechtsschutz

Sehr geehrte Herren!

Ihr Bericht über die ostvölkischen Freiwilligen im Aprilheft zeigt, wie schwierig die Lage von Menschen ist, die aus Gewissensgründen im Kriege mit dem äußeren Feind ihres Heimatstaates zusammenarbeiten. Leider scheint meine niederländische Heimat zwar ihren eigenen Staatsangehörigen gegenüber einen sehr strengen Maßstab anzulegen, sich bei anderen Völkern jedoch kaum der Schwere des Problems bewußt zu sein.

Wenn ein deutscher Bauer an der niederländischen Grenze den Teil seines Hofbesitzes, der auf niederländischem Staatsgebiet liegt, zurückhaben will, muß er nachweisen, daß er während des Zweiten Weltkrieges den Alliierten im Kampf gegen das Reich aktive Hilfe geleistet hat. Wir Niederländer wissen, daß viele Grenzbauern auf deutschem Gebiet während des Krieges unseren Landsleuten, die vor dem Arbeitseinsatz im Reich ausweichen wollten, Unterschlupf gewährten, daß sie die Rundfunkapparate ihrer niederländischen Nachbarn, die abgegeben werden sollten, bei sich versteckten, daß sie flüchtigen Niederländern den Grenzübertritt erleichterten.

Alle diese menschlich-nachbarlichen Hilfeleistungen, die ja auch gegen Befehl der deutschen Behörden geschahen, zählen aber noch nicht als „aktive Hilfe“. Und der Nachweis „aktiver Hilfe“ ist nötig, wenn man „entfeindet“ werden will. Nur wer nicht mehr als „Feind“ angesehen wird, kann sein Land wiederhaben. Uns fragt ein alter Bauer: „Wie soll ich das dem Andenken meines Ältesten gegenüber verantworten, der in Rußland gefallen ist, oder dem meines Jüngsten, der in Frankreich blieb? Und wie soll ich das meinen Enkelkindern, den Kleinen meiner beiden Jungen, gegenüber verantworten, wenn ich erkläre, daß ich ein Landesverräter war, bloß um (vielleicht!) mein Eigentum wiederzubekommen?“

Wer sich „entfeinden“ ließ, hat seinen Boden auch nicht zurückgehalten. Unser Beherrschersinstitut hat ihn längst für einen Spottpreis an niederländische Interessenten verkauft.

Jan van Winkle

Die Tochter Pierre Lavals an

André François-Poncet

Messieurs!

Je vous autorise à publier ma lettre à Monsieur François-Poncet. Elle n'a pas perdu de son actualité dans la mesure que Monsieur François-Poncet ne cesse de propager de rumeurs mensongères sur mon compte, Recevez, Messieurs, l'assurance de mes sentiments distingués...

„Ich habe Ihre Antrittsrede in der Akademie¹ gelesen und bin weiter nicht erstaunt von dem Urteil, das Sie über meinen Vater abgeben. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, Ihnen anläßlich eines von Ihnen für die Revue de Paris geschriebenen Aufsatzes über den Reichskanzler Brüning den peinlichen Eindruck zu schildern, den ich angesichts der Freiheiten hatte, die Sie sich mit der Wahrheit nehmen, und angesichts Ihres Tons einem Manne gegenüber, dem Sie früher ebenso warme wie achtungsvolle Anerkennung gezollt haben.

Sie haben mir damals geantwortet, Ihrer Ansicht nach seien Sie nicht „von dem Ton abgewichen, der einem Historiker erlaubt ist“. Ohne Zweifel werden Sie sich hinter einer ähnlichen Formel verschanzen, wenn Sie das rechtfertigen wollen, was Sie am 22. Januar in der Akademie gesagt haben. Bei Ihrer Bildung sind Sie sich bewußt, daß ein Historiker, der diese Fachbezeichnung verdient, sich an sehr strenge Regeln halten muß, daß er ganz besonders Abstand von den darzustellenden Fakten nehmen und Sie in völliger Unvoreingenommenheit prüfen muß.

Wie können Sie aber Abstand nehmen? Wie können Sie Unvoreingenommenheit zeigen, wo Sie doch selbst aktiv an den Ereignissen der letzten Jahre beteiligt waren, also persönlich brennend an der Art ihrer Darstellung interessiert sind? Ihre Erfolge im Staatsdienst, das Vorankommen in Ihrer Karriere, ganz zu schweigen von den äußeren Ehren, für die das lange von Ihnen erträumte grüne Gewand der Akademie nur ein Sinnbild ist, waren und sind abhängig und werden auch in Zukunft abhängig sein von der Stellung, die Sie zu den gerade herrschenden Mächten einnehmen.

¹ Deutscher Text in „Außenpolitik“, Stuttgart 1953
Seite 209-225

Andere werden später die schwere Aufgabe haben, die Geschichte der unruhigen Zeit zu schreiben, durch die wir gegangen sind. Sie können nur ein parteiliches Bild geben, mit dem Sie Ihren Zuhörern, die zugleich Ihre Richter sind, gefallen wollen.

Das Bild, das Sie in ein paar Strichen vom politischen Handeln meines Vaters entwerfen, zeigt nicht nur eine Dürftigkeit des Wissens, die für einen Mann, der sich Historiker nennt, einfach erschütternd ist, sondern es wimmelt von Ungenauigkeiten, oft sogar groben Irrtümern. Ich will nur die auffallendsten nennen. Sie behaupten, der Marschall Pétain habe „schlecht mit dem Manne gestanden, den er als seinen künftigen Nachfolger eingesetzt hatte und der seine rechte Hand sein sollte, mit Pierre Laval, der ihn zur Macht gebracht hatte...“ Sie wissen aber zweifellos, daß der Marschall, der offen sagte, er sei den Anstrengungen seines neuen Amtes nicht gewachsen, seinen Freunden gesagt hatte, er begrüßte erleichtert den Eintritt meines Vaters in die Regierung. Auf ihn falle die schwere Aufgabe, ein völlig desorganisiertes Land im Zustand des politischen, wirtschaftlichen und moralischen Verfalls wieder in die Hand zu bekommen.

Unbeirrt fahren Sie fort: „Laval sah die Dinge anders als der Marschall. Er hatte England und nahm von Amerika keine Notiz.“ Damit verstehen Sie Ihrerseits die Absichten und tiefen Gedanken meines Vaters völlig falsch. Er nahm so stark Notiz von Amerika, daß der amerikanische Geschäftsträger Tuck im April 42, als mein Vater erneut die Regierung übernahm, Mr. Ralph Heinzen, den Chefkorrespondenten der United Press in Vichy, zu ihm schickte, um Einzelheiten über seine Amerika gegenüber geplante Politik zu erfahren. Mein Vater sagte ihm wörtlich: „Ich stehe nicht auf meinem Posten, um Krieg zu führen, sondern um uns aus dem Krieg herauszuhalten. Ich werde mich wohl hüten, die geringste Gelegenheit zu Reibungen zwischen der großen amerikanischen Republik und Frankreich zu schaffen. Wenn Mr. Tuck mich nach meiner Haltung zum Problem Französisch-Westindiens fragt, so vertrete ich die Ansicht, daß diese Inseln zur Einflußsphäre der Vereinigten Staaten gehören. Wenn er fragen läßt, ob ich ihn empfangen will, dann sagen Sie ihm, dazu sei ich ja da. Er könne mich so oft aufsuchen, wie er wolle.“

Dem amerikanischen Botschafter Admiral Leahy gab mein Vater folgende Erklärung: „Bitte, glauben Sie mir, daß ich niemals das geringste Gefühl der Feindschaft gegen Länder hegen werde, die alle Franzosen weiter als ihre Alliierten betrachten. An Amerika bin ich durch Ihnen bekannte Familienbände gebunden, und unter meiner Leitung wird Frankreich niemals eine Amerika feindliche Linie verfolgen...“

Mein Vater hatte dafür gesorgt, daß seine Ansichten in der breiten Öffentlichkeit bekannt wurden. Daher macht auch der Botschaftsrat Rahn in seinem Erinnerungsbuch eine sehr genaue Anspielung darauf.

Sie beweisen die Leichtfertigkeit Ihres Urteils ebenso, wenn Sie über den Ehrgeiz meines Vaters sprechen: „Er denkt an jenes Europa von morgen, das von den großen Diktatoren geführt werden wird, von Hitler, Mussolini, Stalin und vielleicht auch von ihm selbst, von Laval...“ Sie konnten sich nicht zu der Feststellung aufrufen, daß mein Vater in den Krisenstunden unseres Landes nicht, wie er es hätte tun können, geschlafen hat, sondern seine eigene Person stets zurückgestellt und an die Persönlichkeit appelliert hat, deren Name am ehesten die Franzosen einigen konnte: am Tag nach dem 6. Februar 1934 an Doumergue, am Tag nach der Niederlage an Pétain.

Sie erklären die Rückkehr meines Vaters an die Spitze der Regierung folgendermaßen: „Die Entlassung, die vorübergehende Verhaftung des Mannes, auf den sie rechnen, sind für Abetz und Ribbentrop ein empfindlicher Schlag, eine Schädigung ihres Ansehens bei Hitler. Die beiden setzen alles ein, um Vichy das Leben unmöglich zu machen... Im April 1942 gibt der Marschall nach und läßt aus Schwäche, aus Furcht vor noch Schlimmerem, aus Erschöpfung unter dem deutschen Druck Pierre Laval zurückkommen...“ Hier sinkt Ihre Schilderung auf die Ebene eines Romans, eines Zeitungsfeuilletons hinab. Ihren pseudopsychologischen Träumereien stelle ich die nackten Tatsachen gegenüber. Der Text eines Telegramms von Ribbentrop an den Botschafter Abetz in Paris vom 6. Februar 1941 lautet:

„Entsprechend den Ihnen in Fuschl gegebenen Instruktionen sorgen Sie bitte dafür, daß Laval im besetzten Gebiet bleibt und daß seine Sache so mit Vichy behandelt wird, daß in der nächsten Zukunft keine

Einigung zwischen Laval und Vichy zustandekommt.“

Mit anderen Worten, Ribbentrop wollte lieber mit Darlan allein verhandeln und fürchtete eine Koalition Pétain-Darlan-Laval.

Mein Vater selbst schildert eine Unterredung, die er mit Göring im März 1942 hatte, wie folgt: „Göring sprach nicht von Polen und dem harten Regime, das Deutschland diesem Lande auferlegt hat, aber die Härte seiner Sprache ließ mich annehmen, daß wir den Punkt erreicht hatten, an dem die Deutschen uns ebenso behandeln wollten... Der klare Ratschlag, den er mir gab, erstaunte mich: „Wenn der Marschall Ihnen erneut die Regierung anbietet, lehnen Sie ab! Das ist für Sie entweder schon zu spät oder noch zu früh.“ (Laval Parle, S.94). Der Reichsmarschall Göring hat dem Journalisten Oulman in Nürnberg übrigens in gleichem Sinn Auskunft über die Rolle Laval gegeben.

Damals haben meine Mutter, mein Mann und ich meinen Vater gebeten, die erneute Übernahme der Regierung abzulehnen. Er gab uns zur Antwort: „Wenn ich nur an mein persönliches Interesse dächte, könnte ich mich weigern. Aber das Land braucht mich. Wenn ich das Gewicht der Last, die es zu erdrücken droht, auch nur um eine Kleinigkeit erleichtern kann, habe ich nicht das Recht, das Amt auszuschlagen.“

Ich stelle die gleiche erschütternde Unkenntnis in den Stellen Ihrer Rede fest, die sich mit den Beziehungen meines Vaters zu Déat und Doriot befassen. In der zeitgenössischen Pariser Presse können Sie die Angriffe nachlesen, denen mein Vater wegen seiner Haltung ausgesetzt war. Während seiner ganzen Regierungstätigkeit wurde er von einer Meute fanatisierter Gegner verfolgt (vielleicht gaben sie sich auch nur als fanatisiert!). Als die Kollaborateurparteien in der Pariser Radrennbahn eine Versammlung abhielten, griffen Sie nicht de Gaulle an, sondern die Zwischenrufe lauteten: „Laval an den Galgen – Doriot an die Macht!“ ... Als Déat und Darnand Minister wurden, bedeutete das nicht, wie Sie sagen, „den Eintritt sicherer Männer in die Regierung Laval“, sondern die Wahrheit sah anders aus. Mein Vater hatte die beiden bis dahin ausschalten können, mußte aber nachgeben (Doriot hat er bis zu Ende fernhalten können), weil der Marschall ungeschickt

und sprunghaft gehandelt hatte, als er 1943 in einer Rundfunkansprache die Einberufung der Nationalversammlung ankündigte. Ich sehe noch das bekümmerte Gesicht meines Vaters, als er sagte: „Der Marschall hat schöne... gemacht. Hat er das etwa gewollt?“

Aber ist es denn nötig, daß ich Ihre Ungenauigkeiten, ihre phantastischen Behauptungen, Ihre Irrtümer unterstreiche, wo Sie sich ja selbst widerlegen? Ich lese folgendes Produkt Ihrer Feder: „Saukel verlangte 2 Millionen Arbeiter. Laval schraubte die Forderung auf 490 000 herab.“ Wie können Sie bei diesem Satz vergessen, daß Sie etwas früher geschrieben haben: „Nach Laval's Ansicht sollte Frankreich sich den Forderungen des Siegers beugen?“

Sind denn diese 1,5 Millionen Franzosen, die dem Arbeitseinsatz in Deutschland vorenthaltene wurden, für Sie wirklich nur eine statistische Zahl? Fast möchte man das annehmen; denn Sie zögern nicht, in einem sorgfältig ausgewogenen Satz zu schreiben: „Dem Marschall fällt nicht ein, daß es zwar löblich sein mag, dem Volk Leiden zu ersparen, daß es aber auch Arzneien gibt, die schlimmer als die Krankheit selbst sind.“ Glücklicherweise haben nicht alle wie Sie gedacht. Andere Leute haben begriffen, daß die Zurückhaltung der 1,5 Millionen Franzosen in Frankreich Leid und Trauer sparte, Tränen vermied, die Familien tröstete und die Hoffnung wachrief, daß sich unser Land rasch erholen werde.

Wenn Pierre Benoît schreibt, daß der Marschall in Nordafrika sicher als wahrer Wiederhersteller der nationalen Einheit mit Begeisterung begrüßt worden wäre, aber daneben die Folgen stellt, die ein derartiges Unternehmen gehabt hätte „auf die schon genügend schreckliche Lage unserer Kriegsgefangenen, Deportierten, Geiseln, Arbeitsverpflichteten“ und bekennt: „Ich kann zu diesem Dilemma kein befriedigendes Urteil abgeben“, dann gibt er Ihnen in verschleielter Form eine Lektion der Bescheidenheit und Menschlichkeit. Er lädt Sie zum Nachdenken über die Kompliziertheit eines Problems ein, das Sie ebenso vereinfachend wie radikal haben lösen wollen.

Im übrigen, Herr Botschafter, sind Sie selbst eigentlich einmal über Ihre Haltung den Deutschen gegenüber verhört worden? Das glaube ich nämlich nicht.

Ich darf Ihr Gedächtnis vielleicht auffrischen. Ich habe oft gehört, wie mein Onkel, Charles de Chambrun, das Entsetzen schilderte, mit dem er auf Ihrem römischen Schreibtisch das Bild Görings mit Widmung erblickte.

Um sich beim Grafen Ciano beliebt zu machen, hatten Sie keine Bedenken, sich die Photographie eines unserer eindeutigsten Widersacher vor die Augen zu stellen, und das gerade in dem Augenblick, als Italien seine Bündnisverpflichtungen überholte!

Es kommt noch besser! Vor mir liegt ein Schriftstück von der Hand eines deutschen Diplomaten in Genf. Er schreibt über Sie am 4. September 1940 an seinen Staatssekretär in Berlin: „François-Poncet, der sich gegenwärtig in Annecy aufhält, hat mir durch einen gemeinsamen Bekannten mitteilen lassen, daß ihn die französische Regierung zum Generaldelegierten des Französischen Roten Kreuzes machen wolle, um ihm auf dem Wege über Verhandlungen mit dem Deutschen Roten Kreuz wieder eine Möglichkeit des Kontaktes mit Deutschland zu geben, – denn er habe sich stets für ein Zusammengehen zwischen Deutschland und Frankreich eingesetzt. Aber Abetz hat Laval mitgeteilt, daß diese Ernennung deutscherseits nicht günstig aufgenommen werden könne; denn nachdem seine Berliner Berichte bekanntgeworden seien, gelte Poncet in Berlin und auf dem Obersalzberg als persona ingrata. Poncet ist durch diese deutsche Stellungnahme sehr befremdet und kann nur die Tatsache wiederholen, daß er sich stets für ein deutsch-französisches Zusammengehen eingesetzt hat... Er habe sich vergeblich bemüht, bei seiner Regierung Verständnis für das nationalsozialistische Deutschland zu erwecken... Dem Reichsmarschall hat er geschrieben, daß er, wie immer die Vergangenheit gewesen sei, gern seine bescheidenen Bemühungen in den Dienst einer deutsch-französischen Zusammenarbeit stellen wolle...“

Werden Sie diese Mitteilung zu dementieren wagen, wenn ich Sie an Ihr Gespräch mit Paul Marion erinnere, das ich von ihm kurz darauf erfuhr? Sie haben zu ihm ge-

sagt: „Machen Sie doch bitte den Deutschen verständlich, daß ich nur deshalb Berichte aus Berlin an den Quai d'Orsay geschickt habe, die dem Führer mißfallen können, weil ich eine gewisse französische Empfindlichkeit nicht frontal verletzen durfte. Ich habe diese Vorsichtsmaßnahme nur getroffen, um besser den Erfolg eines deutsch-französischen Einverständnisses sichern zu können.“

Ich gebe zu, daß ich zu Anfang dieses Briefes eine gewisse Irritation spürte. Jetzt, am Ende, empfinde ich nur noch Mitleid mit Ihnen. Sie sind in Dinge hineingeraten, wissen Sie, die zuviel für Sie waren. Krieg und Besetzung mit all ihren Belastungen, Risiken, tödlichen Gefahren, das war wirklich zuviel für einen linientreuen Beamten, der mit seiner Beförderung und seiner Zukunftssicherung beschäftigt war.

Außerdem haben Sie ja im Gegensatz zu meinem Vater immer mehr Wert auf eine literarisch wirksame Darstellung als auf eine wirkungsvolle diplomatische Aktion gelegt, so daß Sie vom Besuch meines Vaters in Berlin 1931 nur in Erinnerung behielten, daß er damals eine Portion Sauerkraut essen wollte! Das Drama, das sich damals abspielte, haben Sie jedoch vergessen, ebenso wie Ihnen die Vorgänge in der Psychologie der beiden Unterhändler (Laval und Brüning) nicht klar geworden sind.

Ich schließe meinen Brief mit einer einfachen Frage:

Mein Vater hat Verantwortung und Gefahr auf sich genommen, um seinem Lande zu dienen. Er hat sich unbeliebt gemacht, Leid und am Ende den Tod auf sich gezogen. Sie dagegen kosten am Ende einer Laufbahn ohne Gefahr, ohne Verantwortung, ohne wirkliche Einwirkung auf Menschen oder Ereignisse den Stolz aus, in illustrierter Gesellschaft Ihren Sitz einnehmen zu können, „als Beförderung zur höchsten Ehre“, wie Sie es so schön ausdrücken. Glauben Sie nicht, Herr Botschafter, daß Sie Ihrerseits das geschafft haben, was Sie von meinem Vater in Ihrer Akademiederrede behaupten, daß Sie sich aufs beste „arrangiert“ haben?

Mit vorzüglicher Hochachtung
Josée de Chambrun.“

Das größere Vaterland

Der Patriotismus ist die höchste Form des ethischen Empfindens

Wenn in einem Land ein hohes und inbrünstiges und vibrierendes Nationalgefühl lebt, wird dort ein kräftiges Staatsleben sein, eine gesunde Gesetzgebung und ein aktives Wirtschaftsleben.

Im Gegensatz dazu wird ein Volk, das nur aus Händlern besteht, kein politisches Leben besitzen und nicht den glühenden Sinn haben für eine ethische Entwicklung und wird deshalb nicht nur dazu verurteilt sein, auszuschneiden aus dem internationalen Wettbewerb, wie seiner Zeit aus den gleichen Gründen das händlerische Karthago gegenüber dem strengen und religiösen Rom unterliegen mußte, sondern auch ein stagnierendes Leben führen, schwächig und hinterlistig, in Klassenunterschieden aufgespalten. Das Fehlen des Gefühls für soziale Solidarität untergräbt ihm am Ende auch noch die Wirtschafts-Aktivität selbst. Analog damit sind Staaten, die einzig auf Macht gegründet sind, die sie in einer Epoche militärischer Eroberung ausüben, dazu verurteilt, elendigst zusammenzubrechen, – es sei denn, es gelänge ihnen, sich die Zustimmung der Beherrschten zu verschaffen. In diesem Falle kann sich ihre Macht als pädagogisches Mittel erweisen. –

Einzig und allein bestimmt darum das ethische Gefühl die Dauerhaftigkeit der Staaten, es verleiht auch dem Wirtschaftsleben Schwung und Feuer, also jene Empfindung, die in der zeitgenössischen Welt die geschichtliche Bezeichnung des Nationalgefühls übernommen hat.

Der Patriotismus ist die höchste und konkreteste Form des ethischen Empfindens, die eine gesellschaftliche Gruppe zusammenzuschließen vermag: er ist nicht exklusiv und unterdrückt daher nicht die Familienbande, die Freundschaft, die Liebe zum Geburtsort, die innige Verbundenheit mit der Provinz, mit dem Land. –

„Italien“, sagte im Jahre 1874 Francesco de Sanctis, „ist keine Abstraktion, es ist Heim, Familie, Gemeinde, Provinz; und wer sich diesen Interessen stark verbunden fühlt, der fühlt im stärkeren Maße Italien. Es ist kein Fehler des Italieners aus Piemont, ein guter Piemonteser zu sein, des Italieners aus Toskana, gut toskanisch zu sein, des Italieners aus Sizilien, ein guter Sizilianer zu sein. Ich sage auch: Wenn Ihr gute Italiener sein wollt, beginnt damit, gute Neapolitaner zu sein. Traurig der einsame Mensch ohne Bindungen mit einem Italien vor sich, einem abstrakten Italien, einem Italien der Akademie und der Schule. Je mehr meine Seele erfüllt ist, je mehr mich der Name meiner Familie, meines Geburtslandes, meiner Provinz, meines Neapel bewegt, um so mehr erhebt mich, um so mehr durchströmt mich Italien!“

Wenn auch der Patriotismus nicht ausschließend und unterdrückend gegenüber den natürlichsten Formen des ethischen Lebens ist, so ist andererseits das Nationalgefühl nicht generell und verschwimmend, es verliert sich nicht in Kosmopolitismus und in Philanthropie, die sich eignen zu leichten Spielereien mit Sentimentalität und Rhetorik, um oftmals Egoismus und Gefühlsdürre zu überdecken. Wer allzu innig den „Menschen“ – im Italienischen mit großgeschriebenen Anfangsbuchstaben! – liebt,

vergißt oft genug, die Nächsten zu lieben, mit denen er lebt, denn es ist ein bekanntes Wort: wer zuviel umarmt, umschließt nichts fest! Ich würde das edle kosmopolitische Empfinden eines Lessing, eines Kant verehren, aber ich bekenne, daß es mich kalt läßt: viel näher meiner Seele empfinde ich die Liebe eines Fichte für die Deutschen, eines Michelet für die Franzosen, eines Mazzini für die Italiener.

In der Sphäre der absoluten Verinnerlichung, in der der Mensch allein steht im Angesicht Gottes, mag er der unpersönlichen Stimme des Idealen gehorchen, – im Gemeinschaftsleben ist es notwendig, daß sich das absolute Ethos in einer konkreten Institution manifestiert, sich von einer Tradition nährt und sich auch in Äußerlichkeiten ausdrückt; in nationalen Denkmälern, den Altären der Stärke, die imstande sind, den Mut zu entflammen, und auch in Symbolen und Fahnen. Daher kann das nationale Empfinden ebenso wie das der Liebe und Zuneigung sich entscheiden für bestimmte menschliche Ideale in einer konkreten Form.

Die Richtigkeit einer solchen Definition ist bewiesen aus ihrem geschichtlichen Ursprung, wenn auch nicht im Patriotismus des alten Griechenland und des alten Rom, wo nur manchmal, zum Beispiel durch Plutarch und Livius, die nationale Erziehung einen wirksamen Auftrieb erfahren hat, so doch um so stärker im Zusammentreffen zwischen dem Kosmopolitismus des römischen Imperiums und den Idealen der „barbarischen“ Völker.

Rom, aus einer engen und milden Erfahrung hervorgegangen, hatte sich ausgebreitet, sei es durch Wirkung des eigenen Systems der Herrschaft, das es dazu führte, sich mit den besiegten Völkern zu verbinden und zu vereinen, sei es durch den naturrechtlichen Rationalismus, durch die Geschichtsphilosophie und später durch die christliche Botschaft, durch die eigene Auffassung des Imperiums, die soweit ging, daß sie jeden partikularen Inhalt verlor und das Imperium als Reich der Vernunft und des Gesetzes, der Freiheit und der Menschlichkeit darbot. Gerade diese kosmopolitische Großzügigkeit machte das Imperium schwach gegen die Welle der anstürmenden Germanen vom 3. Jahrhundert an, welche die Krise und die Zerteilung Roms in Ost und West hervorriefen und zuletzt das Verschwinden des Okzidents verursachten.

In der mühevollen Plackerei der mittelalterlichen Schwangerschaft tauchten die universalistischen Ideale Roms — kostbares Erbe der gesamten griechisch-lateinischen Menschheit — wieder empor mit der Kirche und dem Imperium, wurden aber nach und nach korrigiert durch den nationalen Partikularismus, der den wirksamen Beitrag des germanischen Elements zur Weltgeschichte darstellt, da die Westgoten und die Ostgoten, die Wandalen und die Langobarden keinen Hauch jener Freiheit gebracht hatten, die sie nach den Illusionen der Romantiker in den heimatlichen germanischen Wäldern hätten atmen sollen, während das Ideal der Freiheit schon vollständig im griechisch-römischen Humanismus erhalten war, der sich vermählt hatte mit dem christlichen Evangelium.

Sie haben statt dessen jenen Partikularismus, der den universalistischen Atem des lateinisch-christlichen Kosmopolitismus entscheidend bestimmt hat, sei es durch einen Prozeß der gegenseitigen Verneinung (*omnis determinatio est negatio*), sei es später durch das hundertjährige Erziehungswerk der absoluten Monarchie (alles feudalgermanischen Ursprungs) und damit die Geburt der modernen Nation gebracht.

Während des 19. Jahrhunderts und in besonderem Maße mit Hegels Weltgeschichte fühlte die Menschheit, daß sich der Weltgeist in konkreter Form in einzelnen National-Geistern eine Wirkungsstätte suchte, daß er lebt und gedeiht durch ihren gegenseitigen Wettbewerb und oft durch ihren Streit.

Das nationale Ideal stellt also nicht, wie es das 18. Jahrhundert überliefert hat und wie es in dem erhabenen Apostulat von Guiseppe Mazzini empfunden wurde, eine Verstümmelung der integralen menschlichen Idealität dar, sondern seine leibhaftige politische Inkarnation.

Deshalb ist das nationale Ideal unersetzlich und unübertrefflich, darum ist auch unersetzlich und unübertrefflich der Anspruch, in besonderen Formen den ethischen Schwung der Menschheit zu präzisieren – jenes Gefühl, für das der Mensch in der sozialen Gemeinschaft lebt und um derentwillen er bereit ist, sich für die Gemeinschaft zu opfern.

Unzulänglichkeit der Gegner

Um dieser seiner idealen Ewigkeit willen widersteht der nationale Patriotismus tapfer den Angriffen, die ihm entgegenbrachten vom demokratischen Kosmopolitismus, vom politisch-bürgerlichen Internationalismus, vom theokratischen Universalismus und vom kommunistischen Umsturz.

Die Demokraten, die sich für den cartesianischen Rationalismus und für die Aufklärungs-Ideologien begeistern, glauben die individuelle geschichtliche Wesensart der Nation und ihre nationalen Traditionen zurückschlagen zu können mit der geometrischen Platitude eines menschenfreundlichen, deistischen und freimaurerischen Kosmopolitismus, wie er einst ein Goldenes Zeitalter hatte in der Epoche von Leibniz, Voltaire, Lessing und Goethe, weil er damals gegen die Enge der Vorurteile einen günstigen Boden fand, der aber endgültig mit fortgerissen worden ist von der romantischen Kritik. Heute ist der demokratische Kosmopolitismus, der sich für die 14 Punkte Wilsons und für die Atlantik-Charta begeistert hat, dem die Illusionen von Toren und die Propaganda einiger Staaten noch Gemeinplätze anbieten, in die Dachkammer verwiesen in einer Welt, wo er dem gefährlichen Zusammenprall zweier Weltmächte beiwohnt.

Der bürgerlich-kapitalistische Internationalismus hat auch keine große Aktualität: er erhielt seine theoretische Auslegung durch die Theoretiker der Wirtschaft wie Adam Smith, er fand im 19. Jahrhundert glühende Apostel wie Cobden und Peel, und er schien im englisch-französischen Handelsvertrag in die Wirklichkeit übersetzt worden zu sein. Man sagte, daß das Kapital kein Vaterland habe, und man glaubte, daß die Industrielle Revolution, welche die technisch-wirtschaftlichen Bedingungen der Welt ausglich, die Grenzen aufgehoben habe, aber dieser wirtschaftlich-liberalistische Internationalismus hat sich als illusorisch enthüllt: Die Erfordernisse der industriellen Technik haben, im Gegensatz zu dem, was die Optimisten voraussagten, zu gesetzlosen Systemen geführt und zur Schließung der Märkte oder zu ihrer schrittweisen Auflösung in einen einzigen Markt.

Verschieden vom demokratischen Kosmopolitismus und vom liberalen Internationalismus ist der theokratische Universalismus der in den Tränen einiger Visionäre eine endgültig untergegangene Konzeption wieder aufleben lassen möchte. Während des Mittelalters bot sich die Kirche, als Erbin der hierarchischen, autoritären und disziplinarischen Ideale des Imperium Romanum dar als höchste Mittlerin zwischen Gott und den Menschen, als erhabenste Verwalterin der Autorität. Sie gebärdete sich also nicht allein als Verteilerin von Wohltaten, sondern als Quelle und Ursprung jeder irdischen Macht, die auch von Fürsten und Herrschern ausgeübt werden konnte, aber immer ausschließlich durch Belehnung seitens der Kirche und in ihrem Auftrag.

Die Sünde gegen die geschichtliche Entwicklung, die in der dem Inhalt nach, wenn auch nicht offen erklärten, priesterherrschaftlichen Ablehnung des nationalen Ideals liegt, ist durch den marxistischen Kommunismus in offener und verdammender Verwerfung ausgedrückt.

Und während es sich bei der Theokratie um die anachronistische Wiederherstellung des mittelalterlichen Prinzips des *unus pastor, unus ovile* handelt, das den vielfältigen Reichtum und die Mannigfaltigkeit der modernen Geschichte Europas verwirft, so handelt es sich bei den Kommunisten darum, die geschichtlichen Traditionen der Völker auszu-

löschen, indem man *tabula rasa* macht im Hinblick auf einen zukünftigen Sonnenstaat und eine Zukunftsinsel *Utopia*. Der Kommunismus ist logisch in der Ablehnung der nationalen Prinzipien, denn da er die geistige Auffassung des Lebens abweist, kann er auch das, was ihre höchste Manifestation ist, nur zurückweisen.

Die geographische Begrenzung ist zu eng

Aber wenn sich auch gegen die Unzulänglichkeit der demokratischen oder liberalen, theokratischen oder kommunistischen Versuche, es zu verdrängen, erwiesen hat, daß das nationale Ideal mehr denn je gültig ist, es würde dennoch eine mehr als unverzeihliche Blindheit sein, zu verkennen, daß es an einer inneren Krise leidet. Es handelt sich aber nicht um eine Krise der Abnutzung und des Alterns, ganz im Gegenteil um eine solche der Entwicklung und des Wachsens: das nationale Ideal glänzt mehr denn je hoch und strahlend vor den Augen der europäischen Völker, die ihm ihre besten Menschen in zwei ungeheuren Weltkriegen opferten, aber klarer denn je zeigt sich auch das Mißverhältnis zwischen den geographischen Grenzen der nationalen Gemeinschaft und den neuen technisch-politischen Bedingungen der Welt.

Die Umgestaltung der Kriegstechnik, die die Vorherrschaft der Maschine über den Menschen immer drückender macht und ungeheure industrielle Requisiten erfordert, gar nicht zu reden von gleichwertigen und übereinstimmenden Verteidigungssystemen, hat der alten Auffassung der nationalen Autonomie den letzten Schlag versetzt, indem sie den Nationen militärische Pakte und Basen von wenigstens kontinentaler Ausdehnung auferlegt.

Daher findet sich das nationale Ideal, das heute lebendiger ist denn je und sich nicht auflösen kann in die nichtssagende, verschwimmende Form eines Welt-Einheitssystems, wie es jenes eben kritisierte Schwarmbild der vier Fronten des Kosmopolitismus ist, gegenüber einer klaren geschichtlichen Aufgabe: sich nicht selbst zu verleugnen, vielmehr sich zu stärken, indem es sich aufschwingt zu einer Synthese verschiedener Nationalismen in einem geographischen Bereich, innerhalb dessen es möglich ist, ein gemeinsames Vaterland zu schaffen für Menschen, die umschlungen sind von gemeinsamen Traditionen, gemeinsamen Interessen und gemeinsamen Idealen.

In klaren Worten ausgedrückt soll der Nationalismus, wie wir ihn sehen, Europäischer Nationalismus werden, ein Nationalismus, der nicht die lebendigen Kräfte der einzelnen Nationen verleugnet, sondern sie in eine höhere Einheit erhebt.

Wie Piemontesen und Sizilianer, Süditaliener und Toskaner nicht Turin und Palermo, Neapel und Florenz verleugnen, sondern sie innerhalb der in Rom geweihten Einheit um so stärker lieben, so sollen Italiener und Deutsche, Franzosen und Spanier, Schweden und Belgier nicht auf ihre Charaktermerkmale und ihren nationalen Genius verzichten, sondern ihn erheben zu Höherem, dergestalt, daß die einzelnen Nationen eingeschmolzen werden wie die Metalle, die im feurigen Schmelztiegel der Statue Gestalt geben, ihre ursprüngliche Eigenart aber nicht aufgeben oder bevorrechtigt herausstellen.

Wandlung der Niederlande

„In Deutschland vollzieht sich alles in wechselndem Auf und Ab, in den Niederlanden durch gleitende Verschiebung.“
(Der Rheinländer Rudolf Mengelberg in „Holland als kulturelle Einheit“, Merlin-Verlag, Baden-Baden, 1928.)

Begegnung mit dem Weltgeschehen

Der Zweite Weltkrieg hat die immer schon an Kontrasten reichen Niederlande um einen neuen Kontrast bereichert: den heimlichen Gegensatz zwischen dem nach dem deutschen Zusammenbruch wiederhergestellten traditionellen *Nederland* und den Tendenzen eines zeitgeschichtlichen *Panta Rhei*, von dem niemand weiß, wohin es führen wird.

Die unsanfte Berührung mit dem Weltgeschehen hat nicht nur Indonesien, den wertvollen Rest des einmal weltumspannenden niederländischen Kolonialreiches, als Wohlstandsquelle für das Mutterland ausgeschaltet und dadurch das übevölkerte Küstenland (304 Personen pro qkm, Bundesrepublik 134 pro qkm) in einer bedrängten Lage zurückgelassen, sondern auch die Wurzeln einer längst zur Selbstverständlichkeit gewordenen Struktur des Landes selbst angegriffen.

Einerseits hat der Zweite Weltkrieg das nach Urteil des großen liberalen niederländischen Historikers Johan Huizinga durch vorwiegend dynastische Entwicklungen rein zufällig entstandene niederländische Staatsgefühl („*Nederlands Geestesmerk*“, Leiden, 1937) wenigstens zeitweilig durch heftig antideutsche Reaktionen nach Osten „abgerundet“, anderseits jedoch eben die Relativität des altherkömmlichen *Nederland* wenigstens den Einsichtigen im Lande aufgedeckt.

Im Sprachgebrauch des In- wie des Auslandes werden die Niederlande und „Holland“ oft gedankenlos identifiziert. Für eine tiefere Analyse gerade der Nachkriegstendenzen muß man jedoch daran festhalten, daß „die Niederlande“ (der niederländische Sprach- und Kulturraum also) bedeutend größer, dagegen das engere Holland bedeutend kleiner als das niederländische Staatsgebiet ist.

Holland verhält sich zu *Nederland* etwa wie Preußen zu Kleindeutschland, nämlich wie das am dichtesten besiedelte, längere Zeit staatstragende Kerngebiet zum größeren Ganzen. Etwa die Hälfte der niederländischen Staatsbevölkerung wohnt in Holland (in den beiden Küstenprovinzen „*Noord-Holland*“ und „*Zuid-Holland*“ also) — davon wohnt wieder nahezu die Hälfte in den drei Großstädten Amsterdam, Rotterdam und Den Haag.

Obwohl der Lebensstandard aller Niederländer vor dem Zweiten Weltkriege vom Kolonialbesitz günstig beeinflußt wurde, wohnten die größten Nutznießer des Kolonialreiches vornehmlich in den drei holländischen Großstädten. Der Krieg hat nicht nur die Weltstellung der Niederlande überhaupt erschüttert, sondern auch die Führerstellung des engeren Holland innerhalb des niederländischen Staatsgebietes.

Regionalismus

Die vorwiegend agrarischen Provinzen des friesisch-niedersächsischen Ostens und (in geringerem Maße) die fränkisch-katholischen Südprovinzen unterhalb der großen Flüsse sind dabei, ihr Selbstbewußtsein Holland gegenüber zu stärken. In Niederländisch-Friesland nimmt die sogenannte Friesische Bewegung schnell an Einfluß zu, im katholischen Süden ist ein wachsendes Eigenbewußtsein zu verzeichnen. Vor einigen Jahren wurde auf der Heimvolkshochschule Allardsoog in Bakkeveen auf einer „Regionalisten“-Tagung (Heimatabewegung) offen ausgesprochen, daß die unterschiedliche Stammesart nicht nur wichtiger sei als der nach französischem Vorbild geschaffene „Einheitsstaat“, sondern auch die Möglichkeiten für ein organisches Verhältnis zu Stammesgenossen außerhalb der Landesgrenzen in sich berge. In diesem Zusammenhang verdient es Erwähnung, daß im engeren Holland von den östlichen Niederlanden in gewissen Kreisen als von den „*Moffenprovincies*“ gesprochen wurde. (*Mof* ist das niederländische Gegenstück zu dem französischen Schimpfwort *boche*.)

Die zentrifugalen Tendenzen werden zwar von dem engeren Holländer eine gewisse geistige Umstellung zur Stammesart seiner sonstigen Landsleute verlangen und bei ihm vielleicht ein halb-unbewußtes Gefühl der Vereinsamung zurücklassen, – daß die kulturelle Autonomie-Bewegung der Randprovinzen jedoch staatssparend wirken wird, ist nicht anzunehmen. Schon früher sind in den Niederlanden wie in Belgien weit schärfere Gegensätze durch demokratische Emanzipation ausgeheilt: Die Flamen wußten sich den Wallonen gegenüber zu behaupten, die niederländischen Katholiken errangen im XX. Jahrhundert wieder ihre volle Gleichberechtigung den Protestanten gegenüber, und die Arbeiter sind materiell und geistig längst zu Bürgern geworden. Statt einer Koalition der christlichen Parteien regiert seit dem Kriege eine katholisch-sozialdemokratische Regierung. Schweren Herzens mußte sich die ausrangierte protestantisch-konservative Rechte kurz vor den letzten Parlamentswahlen zu einer Beteiligung an dieser Regierung entschließen.

Suche nach dem größeren Raum

Schlüssel zum Verstehen der niederländischen Hauptprobleme bleibt die Übervölkerung des Landes. Trotz Krieg und Besatzung, wachsender Auswanderung und einer einflußreichen Geburtenbeschränkungsbewegung nimmt die niederländische Bevölkerung stark zu. Im letzten Jahrzehnt hat sie sich um mehr als eine Million vermehrt. Die Rohstoffarmut des Landes sowie der scharfe Wettbewerb auf dem internationalen Markt, die Abschnürung vom Ostgeschäft sowie die wirtschaftliche Unreife potentieller Märkte im freien Asien machen die kräftig vorangetriebene Industrialisierung als Allheilmittel fragwürdig. Für eine *Austerity*-Politik nach englischem Muster sind weder der liberaldenkende Bürgerstand noch die durch neue Sozialmaßnahmen damit gleichgeschalteten Arbeiter zu haben. Die Dollarhilfe Amerikas wird als Selbstverständlichkeit oder als bittere Notwendigkeit hingenommen. Die breite Öffentlichkeit wird sich immer mehr darüber klar, daß keine

Regierungsmaßnahme die wirklichen, in der Weltpolitik liegenden Ursachen der Übervölkerung fortnehmen kann.

Nachdem man – besonders in den ersten Nachkriegsjahren – nur die Aggressionspolitik der zerschlagenen Dreierpaktmächte für den Untergang des Königreichs der Niederlande und seines Reichtums verantwortlich gemacht hatte, setzt sich immer mehr die Einsicht durch, daß alles von gewissen – wenn auch nicht immer gleich erkennbaren – weltgeschichtlichen Entwicklungen bewegt wird. So hat sich die Mehrheit der Bevölkerung längst damit abgefunden, daß Indonesien jetzt eine freie Republik bildet und daß sich das kleine Niederland früher oder später einem größeren Ganzen einfügen habe.

Verhallt sind die Stimmen aus den Jahren 1944–1946, die beträchtliche Teile Deutschlands (mit oder ohne Bevölkerung) forderten und diese Ansprüche sogar mit Hilfe von Polen und der Tschechoslowakei bei den Großmächten durchsetzen wollten. Trotz Regierungsdementis wurde sogar bereits über die Rückgabe der annektierten Gebietssplitter der Bundesrepublik verhandelt. Der Bürgermeister Amsterdams, Arnold d'Ailly, will seine Stadt (ehemals Stapelplatz indonesischer Waren und im Kriege Zentrum des Widerstandes) ganz auf das Rheinland ausrichten, wozu der neueröffnete Amsterdam-Rheinkanal beitragen soll. Das schwer heimgesuchte Rotterdam war die erste Stadt, die wieder deutsche Kaufleute zu sich lud und wäre an einer Hansa-artigen Arbeitsgemeinschaft aller Nordseehäfen interessiert. Der ehemalige niederländische Wirtschaftsminister Prof. Dr. Gelissen befürwortet sogar eine Zollunion zwischen den Beneluxstaaten und Westdeutschland. Seit dem Übergang der Paßstelle im Haag in die Hände der deutschen diplomatischen Vertretung wurden etwa 250 000 Sichtvermerke ausgestellt (bei einer Bevölkerung von zehn Millionen). Dieses Zusammenwachsen der beiden Länder wird bestimmt dauerhaftere Ergebnisse haben als die geschickte Ausnutzung der Konjunktur durch *Switch*¹-Geschäfte mit deutschen Schwerindustrielerzeugnissen, besonders, seitdem auch die Banken der Bundesrepublik zum *Bonus*²-System übergegangen sind. Der Niederländer, selbst ein leistungsfähiger Arbeiter (beim Wiederaufbau wurde Großes geleistet; die Niederlande und die Bundesrepublik liegen in punkto Wohnungsbau in West-Europa an der Spitze) blickt mit aufrichtiger Bewunderung auf „das deutsche Wunder“.

Den überstaatlichen Zusammenschlüssen steht der Durchschnittsniederländer im allgemeinen etwas reserviert gegenüber. Erstens spricht hier eine Eigenschaft dieser Küstenmenschen schlechthin: der gesunde, oft zum Partikularismus neigende Individualismus, zweitens bleiben auch den denkenden Niederländern die schwerwiegenden wirtschaftlichen und politischen Gegensätze innerhalb der bestehenden Paktsysteme natürlich nicht verborgen. Das gilt zunächst für „Benelux“, das zur Zeit wieder in einer schweren Krise steckt. Die belgische Kritik an diesem Wirtschaftsbündnis könnte man in dem englischen Sprichwort zusammenfassen:

*„In matters of commerce, the fault of the Dutch
Is giving too little and asking too much.“*

Die allgegenwärtige Europa-Propaganda hat es insoweit leichter, als der Niederländer immer westeuropäisch und nicht kontinentaleuropäisch dachte. London, Paris, das Rheinland waren ihm lebendige Begriffe, Berlin lag eigentlich schon zu weit. Von den deutsch-slawischen Verhältnissen in Mittel- und Osteuropa wußte er nichts, und nachdem die Presse die Massenaustreibungen jahrelang ignoriert hatte,

¹ Darunter versteht man deutschen Export in ein drittes Land (z. B. ein Land mit Dollarwährung) über eine niederländische Firma, wobei die Mittlerfirma dem ursprünglichen Exporteur einen zusätzlichen Gewinn zukommen läßt.

² An Firmen, denen Exporte gegen Dollar gelingen, wird eine Prämie (Bonus) ausbezahlt.

besteht in den Niederlanden von der Ostvertriebenenfrage, wenn überhaupt, nur eine sehr verschwommene Vorstellung. Nur sehr wenige sehen ein, daß die Sonderentwicklung Deutschlands seit Jahrzehnten (vielleicht sogar seit Jahrhunderten) dadurch bedingt ist, daß in diesem Lande der Mitte die europäischen Fragen am akutesten sind.

Unter den Befürwortern der westeuropäischen Verteidigungsgemeinschaft kreuzen sich viele Befürchtungen und Hoffnungen. Wird Westdeutschland der längere Arm der USA in Europa und, muß man sich damit abfinden, oder sollen sich die kleinen und eventuell die größeren Gegner Deutschlands (unter Umständen in einem Sonderpakt innerhalb der europäischen Union) zusammenschließen, damit Deutschland im Schach gehalten wird? Wird Amerika auch die Niederlande verteidigen, oder ist eine Sowjet-Besetzung unvermeidlich? Kann man durch die EVG den Russen Furcht vor einem Krieg einflößen, oder fordert man sie gerade heraus? Kann man mit Hilfe der USA die europäischen Bruderzwistigkeiten ein für allemal beseitigen, oder stärkt man nur den amerikanischen Einfluß auf dem alten Kontinent? Kann man vielleicht durch die westeuropäische Teillösung auf die Dauer indirekt an einem einmal wirklich geeinten und freien Europa mitarbeiten, oder verbietet dieses Fernziel gerade solche Lokalpakete?

Daß Deutschland bei allen diesen Fragen der Angelpunkt bleibt, ist klar. Keine Verteidigung (Rest-)Europas ohne die Deutschen, — so liest man täglich in der Presse. Aber auch die Andersdenkenden sind aktiv. Die Kommunisten versuchen, den deutschfeindlichen Resentiments aus dem letzten Krieg neues Leben einzuflößen und andererseits kulturelles und wirtschaftliches Interesse an der DDR zu fördern. Die Neutralisten erkennen, daß die Haltung der deutschen Bevölkerung zu den Angeboten aus Ost und West der ausschlaggebende Faktor bei der Verwirklichung ihrer Pläne ist. Einerseits haben die niederländischen Neutralisten zwar die in allen Kreisen und Parteien wachsende Beunruhigung über die sowjetisch-amerikanische Umklammerung Europas auf ihrer Seite sowie die ebenfalls überall vorhandene Beunruhigung über die diktatorische Verstraffung der Nachkriegsdemokratie, andererseits verkennen sie, daß die Mobilisierung der wenigen bewußten und vielen heimlichen Gegner der heutigen west-östlichen Fronten-Erstarrung mehr fordert als einige Manifeste besorgter Intellektueller. So verhallt auch diese DRITTE-WEG-Bewegung nach ihren Anfangserfolgen mit den Gastrednern Pfarrer Niemöller und Helene Wessel, weil ihr ein klares politisches Programm fehlt und sie sich keinen Widerhall in Jugendlichen- und Arbeiterkreisen zu verschaffen weiß. Auch diese Erscheinung (es wurden auch Redner zu westdeutschen Oppositionsgruppen entsandt) wird keinen Erdrutsch herbeiführen.

Konservative Veranlagung, Auflösung, Ansporn

Denn wie alle Völker des Nordens sind auch die Bewohner der Niederen Lande im Grunde konservativ veranlagt und jeder Revolution abhold. Die verschiedene Haltung der Flamen und Wallonen in der belgischen Königskrise zeigte wieder, wo in dieser Beziehung die Grenze läuft. Ein Witzbold bemerkte mal, es sei doch charakteristisch für die Niederlande, daß sich die geistigen Nachkommen der kalvinistischen Rebellen aus dem Freiheitskrieg gegen Spanien seit Jahrzehnten im politischen Leben offiziell „*Anti-Revolutionaire*“ nennen.

Die idealistischen, kämpferischen und abenteuerfreudigen Elemente des niederländischen Volkes fanden im letzten Weltkrieg entweder den Weg zur Widerstandsbewegung oder zur Deutschen Wehrmacht. Die große Mittelmasse des Volkes stand diesen beiden Extremen verständnislos gegenüber. Bemerkenswert ist, daß die Vertreter dieser beiden — einander einst fanatisch entgegengesetzten Richtungen —

beide gleich enttäuscht sind. Sie haben sich jedoch nicht, wie in Frankreich in der gaullistischen Sammelbewegung, politisch gefunden. Die EUROPA-Idee ist zu vage und niederländischer Nationalismus nicht zugkräftig genug. Es gibt in den Niederlanden – wenn wir den Vergleich mit Frankreichs Gaullisten weiterführen wollen, kein Gegenstück zu dem Gedanken des „*Gloire de la France*“.

Persönliche Freiheit, Wohlstand und traditionelle Eigenstaatlichkeit sind nicht dasselbe wie Nationalismus – und das ist einer der Gründe, weshalb der sogenannte niederländische Nationalsozialismus in den Niederlanden längst vor der deutschen Besatzung scheitern mußte.

Auch die (unbewußt) faschistoiden Tendenzen der sogenannten „Veteranen-Legion“ haben sich nicht in der Lage gezeigt, die konservative (das heißt betont-royalistische, kolonialistische, kapitalistische und vorwiegend protestantisch-christliche) Rechte neu zu beleben. Dieser erste politische Soldatenbund in der niederländischen Geschichte setzt sich aus enttäuschten Heimkehrern der aufgelösten niederländisch-indischen Kolonialarmee zusammen. Auf derselben Linie liegen die Sprecher der Republik der Südmolukken, deren aus Indonesien geflohene, oriantreue Bürger in niederländischen Lagern Asylrecht haben, da die vom Staat der Niederlande anerkannte Indonesische Republik mit den Überresten des Widerstandes auf der Insel Amboina sehr energisch Schluß macht. Auch der Premier der niederländischen Exilregierung in London, der Calvinist Prof. Gerbrandy, gehört zum selben Lager. Hier hofft man auf eine Rückeroberung Indonesiens, etwa unter Führung des Hauptmann Westerling, der mit westjavanischen Rebellen einen anfangs erfolgreichen Handstreich gegen die Republik Indonesien durchzuführen versuchte, von dem aber hartnäckig behauptet wird, daß er auf Süd-Celebes Kriegsverbrechen an Einheimischen verübt haben soll. Sogar die größten Heißsporne dieser Geistesrichtung wissen, daß ihre heimlichen Putsch- und *Reconquista*-Träume eben Träume sind. Als vor kurzem von zwei ehemaligen Westerling-Leuten auf einen Vertreter jener indonesischen Delegation, die (vergeblich) die Auslieferung Westerlings im Haag beantragte, ein Attentat verübt wurde, griff die niederländische Polizei rasch zu. Die Haager Regierung steht Rechts- wie Linksextremismen mißtrauisch gegenüber.

Bereits im Kriege waren die extreme Linke wie die extreme Rechte in der Widerstandsbewegung unter Umständen bereit, mit den Waffen gegeneinander vorzugehen. Die Katholiken und Sozialdemokraten fanden sich aber in der Mehrheitskoalition der Mitte zusammen, statt mit ihren Mit-Christen und Mit-Marxisten politisch zusammenzuarbeiten. Bevor das erste ordnungsgemäß gewählte Nachkriegs-parlament tagte, hatte sich unter der von London eingesetzten vorläufigen königlichen Militärregierung (*Militair Gezag*) die in der Widerstandsbewegung entstandene Begeisterung für den niederländischen Kommunismus wieder gelegt, waren die alten Parteien wieder auf den Plan getreten und war die Illusion einer anti-faschistisch-demokratischen Fortschrittsfront als Sammelbewegung zu Ende.

Krieg und Besatzung haben dazu beigetragen, daß Gewaltanwendung als normal betrachtet wird, wenn man wenigstens nicht selbst die leidtragende Partei ist. Viele Heimkehrer aus der indonesischen Kolonialarmee behaupten, man könne jetzt erst die Geiselschießungen durch die Deutschen einigermaßen verstehen. Für die Entnazifizierung (*Bijzondere Rechtspleging*) wurde die längst abgeschaffte Todesstrafe wiedereingeführt. In der Volksvertretung stimmte 1951 nur ein Abgeordneter gegen die offizielle Einführung der Konzentrationslager.

Der einst vorbildliche niederländische Rechtsstaat besteht nach der Meinung vieler nur noch auf dem Papier. Das politische Interesse der großen Masse ist geringer

denn je, was ein gesundes Funktionieren der Demokratie unmöglich macht. Gegen die wachsende Macht des Staates wenden sich nur diejenigen, die daran nicht teilhaben. Versuche, sozialwirtschaftliche Mitbestimmung zu erreichen, sind fehlgeschlagen. Auswanderung wird von staatswegen nicht mehr gehemmt, sondern gefördert. Qualitätskräfte aus Handel und Industrie verschwinden nach Übersee, wie ausländische Konsularbeamte versichern. Geistig-kulturell ist die Lage wie in allen westlichen Ländern. Für die Verteidigung Westeuropas besteht wenig Begeisterung, und wie die Franzosen möchten auch die Niederländer nicht für die Rückgewinnung der ostdeutschen Gebiete in den Krieg gehen. Man fürchtet die deutsche Dynamik und weiß wenig von der deutschen Problematik.

Nur die wachsende Erkenntnis, daß in Europa Deutschland einen entscheidenden Faktor bildet bei allen großen Zeitfragen, ist im Stande, eine Brücke über die geschichtlichen Verschiedenheiten zu schlagen. Denn nur das gemeinsame Erlebnis, die gemeinsame Auseinandersetzung mit denselben zwingenden Fragen läßt echte Gemeinschaft entstehen. Das Fehlen wahrhaft gemeinsamer Erlebnisse ist der Schlüssel zum Verstehen der niederländisch-deutschen Frage. Die Niederlande in ihrer heutigen Form wurden durch ihr Erlebnis des achtzigjährigen Freiheitskrieges geprägt, woran ihre östlichen Nachbarn keinen Teil hatten. Die noch deutschsprechenden Länder wurden durch ebenso einschneidende Erlebnisse zusammengeschweißt: durch die Kriege von 1870, 1914 und 1939. Zusammenerlebtes erst schafft Gemeinsamempfundenes, und was sind Nationen anders als geistige Gemeinschaften, als kollektive Ichs? Nicht nur die Politik der Sowjetunion und Amerikas, sondern auch die Haltung Frankreichs wird (ganz abgesehen von der wirtschaftlichen Entwicklung und von der Krise der Demokratie) die Niederlande und Deutschland enger zusammenrücken lassen. Das Gefühl, in dieser sich anbahnenden, immer engeren Gemeinschaft vom zahlenmäßig größeren Partner überflügelt zu werden, könnte für die anerkannt leistungsfähigen Niederländer durchaus den Ansporn bilden, sich zu jenen Taten aufzuschwingen, wozu sie der platonische Zusammenschluß mit Völkern und Staaten, zu denen sowieso gute Beziehungen bestanden, anscheinend nicht inspirieren kann.

Norwegen und die nordische Einheit

Die Grenzen werden unsichtbar

Die nordischen Einigungsbestrebungen der letzten Jahre haben auf vielen Gebieten Früchte getragen, die vorbildlich für europäische Zusammenarbeitsbestrebungen werden können, da sie bewußt über hemmende psychologische, nationale und überlieferte Gegensätze hinweg die praktischen und realen Wege aufzuzeigen suchen, die beschritten werden müssen, um das Ziel der „unsichtbaren Grenzen“ zu erreichen.

Unter den Errungenschaften der beiden letzten Jahre fallen zunächst ins Auge: die Aufhebung des Paßzwanges, die Freizügigkeit und die sozialen Koordinationen und Maßnahmen auf Gegenseitigkeit zwischen den skandinavischen Ländern. Was der ungehemmte Reiseverkehr zwischen den einzelnen Ländern wirtschaftlich und verständigungsmäßig schon jetzt nach kaum einem Jahre bedeutet hat, ist so beträchtlich, daß die Statistiken ins Hintertreffen geraten sind und vermutlich erst nach Jahresfrist annähernd die finanziellen und verkehrsmäßigen Erfolge aufzeigen können, ganz abgesehen von den psychologischen Wirkungen, die sich erst nach Jahrzehnten zeigen werden. Das gleiche gilt für das nahezu uneingeschränkte Recht der Staatsbürger des einen Landes auf Arbeit, Erwerb und Seßhaftigkeit im anderen Lande; und für diesen regen und wachsenden Personenaustausch ist die soziale Gleichstellung in der Invaliden- und Altersrentenfürsorge, gleiche Krankenkassenordnung, Versicherungsgleichstellung usw. eine allgemein begrüßte Folge der weitgediehenen Koordinierung geworden. An diese bereits durchgeführten Neuordnungen schließt sich das lange Programm der Gegenwart und der nächsten Jahre, das zweifellos Schritt um Schritt verwirklicht werden wird, wenigstens zwischen Dänemark und Schweden: erweiterter Lehreraustausch, gleichberechtigte Examen, Angleichung der Post-, Fernsprech- und Telegrammgebühren, Verkehrserleichterungen, gemeinsamer Führerschein, Zollangleichung oder -abschaffung, Währungsunion und vieles mehr.

Diese praktischen nordischen Bestrebungen erhielten einen kräftigen Impuls durch die erste Plenarversammlung des „Nordischen Rates“ in Kopenhagen Anfang Februar 1953, dessen *primus motor* der ehemalige dänische Ministerpräsident Hans Hedtoft ist, der eifrigste und erfolgreichste Aktivist in der großzügig angelegten und zeitgemäß gedachten Planung, auf dessen Konto die meisten bereits erreichten Erfolge gebucht werden. Ihm ist es gelungen, Schweden aus der anfänglichen Zurückhaltung herauszulocken und seinen sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Erlander zu einem der kräftigsten Mitarbeiter zu machen. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die norwegische Sozialdemokratie, – der ehemalige Ministerpräsident Gerhardsen, – sich gleichfalls den Bestrebungen angeschlossen hat.

Man fürchtet, die Zeche bezahlen zu müssen

Wer die Anbahnung der praktischen Annäherung Jahre hindurch verfolgt hat, dem konnte nicht verborgen bleiben, wie namentlich von norwegischer Seite immer wieder Unwille und Mißtrauen laut wurden. Ja, selbst bis in die Tage der diesjährigen Kopenhagener Plenarversammlung hinein, wo übrigens Norwegen mit einer starken Delegation unter Gerhardsen beteiligt war, kamen aus Norwegen bestimmte und ablehnende, zum mindesten kühle Kommentare, die die Desinter-

essiertheit der norwegischen Rechtsparteien und ihrer Presse, aber auch weiter liberaler Kreise deutlich machten.

Woran liegt nun der norwegische Unwille gegen eine Entwicklung, die naturgemäß, notwendig und auch für Norwegen nur vorteilhaft sein kann? Man hat sich die verschiedensten Gedanken gemacht, ist aber schließlich bei der Erklärung stehengeblieben, die kürzlich der dänische Schriftsteller und Volkshochschulmann Jørgen Bukdahl, ein ausgezeichneter und angesehener Kenner des norwegischen Volkes, seiner Geschichte und namentlich seiner Literatur, der dänischen Öffentlichkeit in einem Bericht in „Politiken“ unterbreitet hat.

Nationalismus bestimmt nicht die norwegische Haltung, denn Blätter wie „Dagbladet“ und „Verdens Gang“ sind in keiner Weise Organe, die man vulgärer nationalistischer Tendenzen bezichtigen kann. Natürlich spielen wirtschaftliche Erwägungen und Betrachtungen eine Rolle, daneben aber die historische Tradition und die Erfahrungen, die mehr oder weniger unbewußt die aktuelle Haltung beeinflussen.

Die Grundursache ist natürlich die Erinnerung an Norwegens Abhängigkeit erst von Dänemark und später von Schweden. Die Geschichte ist hier das stärkste Element und Menetekel. Norwegen hat noch nicht eine innere Stabilität gewonnen wie Dänemark und Schweden. Nach Erreichung der äußeren Freiheit wird immer noch für eine innere Befreiung von der 500jährigen Abhängigkeit von den Nachbarländern gekämpft. Norwegen (und auch Island) mußten ja damals die festliche Zeche, wie man den damaligen Skandinavismus bezeichnete, mitbezahlen, ohne Nutznießer zu sein. Dies gab dem norwegischen Selbstständigkeitsdrang, als er im 19. Jahrhundert erwachte, seinen schroffen und separatistischen Anstrich und ließ einen Dichter wie Wergeland mit seinen scharfen Angriffen auf dänisch-schwedische Romantik und Skandinavismus erstehen. Er wurde nicht müde, zu betonen, daß dieser romantisch inspirierte Skandinavismus, der übrigens seine Anhänger weitgehend in Studentenkreisen fand, Norwegen auf seinem Wege zur weltbürgerlichen Universalität hemme. Er fand eine starke Gefolgschaft, die den damaligen Kopenhagener Skandinavismus als „Punschprodukt“ und „Windbeutelei“ bezeichnete. Bukdahl meint, daß diese hundertjährige Einstellung noch heute vorhanden ist.

Die Erfahrungen zeigen, daß die verbündeten, d. h. dominierenden Nachbarländer sich nicht dazu bequemten, zu begreifen, was eigentlich in Norwegen vor sich ging. Das gilt insbesondere für Dänemark. Auch Norwegens Sprachenkampf, sein gewolltes Zurückstreben nach den bodenständigen Elementen seiner alten Mundart, liegt hier begründet. Bukdahl gibt Dänemark die volle Schuld. Solange man in Norwegen die dänische Schriftsprache benutzte, also die gemeinsame Kultur sich sozusagen „verzinst“, gab es keine Schwierigkeiten. Wohl war Norwegen 1814 politisch verlorengegangen, war jedoch immer noch eine Art Kulturprovinz. Die bedeutendsten Werke der norwegischen Literatur kamen bei Gyldendal in Kopenhagen heraus. Aber als der innere Befreiungskampf gegen die gemeinsame Kultur und ihre halbdänische Sprache gerichtet wurde, erlosch Dänemarks Interesse an Norwegen fast vollständig.

Alle diese Merkmale deuten darauf hin, daß man ebenso wie in dem alten auch in dem neuen Skandinavismus wesentlich ein dänisch-schwedisches Unternehmen sieht, und daß man fürchtet, wiederum die Zeche bezahlen zu müssen, ohne selbst Nutzen oder Freude daran zu haben. Mit Recht oder Unrecht – es handelt sich hier um eine psychologische Realität.

BRUNO BREHM

Slawen und Germanen

Verehrung für Rußland

Indem ich diesen Titel schreibe, fühle ich schon, wie ein Wort, das Wort *Germanen* nämlich, von jener Inflation abgewertet ist, von der die meisten jener Worte befallen sind, deren ideologischer Überbewertung eine noch immer nicht zum Stehen gekommene Abwertung gefolgt ist. Aber wir können uns beruhigen: auch den Slawen wird es nicht viel anders gehen. Was die Deutschen in ihrem Großgermanischen Reiche erringen wollten, das haben die Russen in ihrem großslawischen Staatenbund erreicht. Aber genau so wie dem erträumten Großgermanischen Reich gerade jene Germanen widerstrebten, für die es geschaffen werden sollte: die Niederländer, die Dänen, die Norweger, von Schweden und Angelsachsen nicht zu reden, so dürfen wir heute getrost annehmen, daß den Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren der auf russische Weise verwirklichte Panslawismus so verleidet sein wird, daß man ohne Hintergedanken und offen über diese vielleicht wichtigste europäische Frage sprechen kann.

Im Vormärz des neunzehnten Jahrhunderts schrieb der evangelische tschechische Geistliche Jan Kollar, der in Jena studiert hatte:

„Bei den andern Völkern Europas sind Kopf und Herz getrennt; der Slawe denkt und fühlt zugleich. Im Tempel der Slawen küßten sich diese beiden Genien der Menschheit, und aus ihrer Ehe wird für die ganze Zukunft ein neueres vollkommeneres Leben geboren, in welchem sich das Ideal der Menschheit in möglichster Vollkommenheit verwirklichen wird. Die Slawen sollen die Antike und das Mittelalter versöhnen, die beiden bisher getrennten Naturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen. Die Slawen haben sich gezählt und gefunden, daß sie in Europa die zahlreichsten sind; diese Berechnung hat sie von ihrer Kraft in Kenntnis gesetzt . . . Bei den Slawen ist erst der Morgen angebrochen, bei den Deutschen herrscht voller Tag, während die Engländer schon den Mittag feiern. Franzosen und Italiener schon dem Abend sich zuneigen und die Spanier vollends in nächtliches Dunkel versunken sind . . .“ Virgil, Catull, Plinius und Livius, glaubt Jan Kollar, seien Slawen gewesen, wenn sie auch in lateinischer Sprache geschrieben haben. Die Slawen müßten aus ihrer Absonderung heraus, sonst hätten jene Recht, die ihnen das Ordnungstalent absprächen und den Sklavenberuf der slawischen Stämme behaupteten.

Um die gleiche Zeit, in der diese Worte geschrieben sind, faßte den gleichen Gedanken Grillparzer in der Libussa in diese Verse:

Baut eure Stadt, denn sie wird blühn und grünen,
Wie eine Fahne einigen das Volk.
Und tüchtig wird das Volk sein, treu und bieder,
Geduldig harrend, bis die Zeit an ihm.
Denn alle Völker dieser weiten Erde,
Sie treten auf den Schauplatz nach und nach:
Die an dem Po und bei den Alpen wohnen,
Dann zu den Pyrenäen kehrt die Macht.
Die aus der Saine trinken und der Rhone,
Schauspieler stets, sie spielen drauf den Herrn.

Der Brite spannt das Netz von seiner Insel
 Und treibt die Fische in sein goldnes Garn.
 Ja selbst die Menschen jenseits eurer Berge,
 Das blaueaugte Volk voll roher Kraft,
 Das nur im Fortschritt kaum bewahrt die Stärke,
 Blind wenn es handelt, tatlos, wenn es denkt,
 Auch sie bestrahlt der Weltensonne Schimmer,
 Und Erbe aller Früheren glänzt ihr Stern.
 Dann kommt's an euch, an euch und eure Brüder,
 Der letzte Aufschwung ist's der matten Welt.
 Die lang gedient, sie werden endlich herrschen,
 Zwar breit und weit, allein nicht hoch, noch tief;
 Die Kraft, entfernt von ihrem ersten Ursprung,
 Wird schwächer, ist nur noch erborgte Kraft.
 Doch werdet herrschen ihr und euern Namen
 Als Siegel drücken auf der künftigen Zeit.
 Doch bis dahin ist's lang...

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts schrieb der Norweger Knut Hamsun, dessen frühe Werke stark von Dostojewski beeinflusst sind, in seiner ‚Kaukasischen Reise‘:

Ich bin... in vier Erdteilen gewesen... und ich habe allerhand gesehen, aber etwas, was dem Kreml in Moskau gleichkäme, habe ich nie gesehen. Ich habe schöne Städte gesehen, und ich finde Budapest und Prag schön; aber Moskau ist märchenhaft... Moskau hat vierhundertfünfzig Kirchen und Kapellen, und wenn die Glocken von allen Türmen läuten, zittert die Luft über der Millionenstadt. Von der Höhe des Kremls blickt man über ein Meer von Herrlichkeiten hinaus. Ich hätte nie geglaubt, daß es solch eine Stadt auf Erden gäbe: grüne, rote und goldene Kuppeln und Türme überall. Dieses Gold und dieses Blau verdunkeln alles, was ich je geträumt. Wir stehen am Alexanderdenkmal und schauen hinunter; hier ist nicht Zeit noch Stunde, ein Wort zu sagen, aber die Augen werden uns feucht...

Ich bin glücklich, dieses Lokal gefunden zu haben; ein Stückchen von mir entfernt sitzen ein paar alte Leute und plaudern und essen; ihre Gesichter sind nicht häßlich und verschrumpelt, wie es bei alten Leuten in der Regel zu sein pflegt, sondern im Gegenteil kräftig und offen, und ihr Haar ist noch immer voll. Slawen! denke ich und sehe sie an, das Volk der Zukunft nach den Germanen! Aus solch einem Volk kann eine Literatur wie die russische hervorquellen: grenzenlos, himmelstürmend, in acht heißen Quellströmen von acht Dichtergiganten. Wir ändern haben für lange Zeit genug zu tun, sie nur gewahr zu werden und uns ihnen zu nähern..."

Wir haben drei Stimmen gehört: eine tschechische, eine deutsche aus Österreich und eine norwegische, die den Slawen die Zukunft verheißen, und alle drei Stimmen sind doch nur ein mehr oder weniger deutliches Echo jener Worte, mit denen der Ostdeutsche Herder die Völker des Ostens begrüßt und gleichsam in die Geistesgeschichte des Westens eingeführt hat. In Wien kam das erste serbisch-deutsch-lateinische Wörterbuch heraus, die Hauptwerke aller deutschen Dichter der klassischen Zeit enthielten Übersetzungen aus dem Serbischen, die Deutschen dichteten ein Menschenalter später Polenlieder, und achtzig Jahre vor Hamsun schrieb Prinz Wilhelm von Preußen:

„Nun komme ich aus dem unvergleichlichen Moskau... Die vielen großen Palais neben den kleinen Häusern, die unzählige Menge von Türmen von allen möglichen Gestalten und Größen mit goldenen Kuppeln gewähren ein unbeschreibliches Ganze.“

Die Gefahr der russischen Universalmonarchie

Aber im April 1848 warnte der Führer der konservativen Alttschechen, der Historiker Palacky, vor der Gefahr einer russischen Universalmonarchie, „welche ich im Interesse der Humanität nicht weniger beklagen würde, wenn sie sich auch als eine vorzugsweise slawische ankündigen wollte. Die verschiedenen kleinen Völker an der zumeist bedrohten Südwestgrenze Rußlands sind keines für sich mächtig genug, dem übermächtigen Nachbar erfolgreich Widerstand zu leisten; das können sie nur dann, wenn ein einiges und festes Band sie alle miteinander vereinigt. Die wahre Lebensader dieses notwendigen Völkervereines aber ist die Donau; seine Zentralgewalt darf sich daher von diesem Strom nicht weit entfernen, wenn sie überhaupt wirksam sein und bleiben will. Wahrlich, existierte nicht der österreichische Kaiserstaat schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität sich beeilen, ihn zu schaffen...“ Und seine Absage an das deutsche Parlament in Frankfurt a. M. beschloß der tschechische Historiker mit den Worten: „daß das Verlangen, Österreich solle in Deutschland aufgehen, eine Zumutung des Selbstmordes sei, daß im Gegenteil die Forderung, Deutschland möge sich Österreich anschließen, d. h. der österreichischen Monarchie unter gewissen Bedingungen beitreten, einen ungleich besser begründeten Sinn hat“.

Noch einmal taucht der Traum des Fürsten Schwarzenberg von jenem Siebzigmillionenreich auf,

„um dessen Gunst England buhlt, vor dem Rußland und Frankreich erzittern, welches an dem Balkan seine Grenzen setzt, durch die freie Donau Amerika mit Asien verbündet und das Schicksal der Welt entscheidet...“.

Nur eine Gefahr — die europäische Kultur

Es ist anders gekommen. Österreich verlor Sechshundsechzig und wurde aus dem deutschen Bund gedrängt. Der ganze große so künstlich gebaute Damm gegen die Überflutungen des Ostens, die auch die Westslawen gefürchtet hatten, verfiel. Die deutschen Städte im Osten wurden tschechische, polnische und ungarische Städte, das deutsche Bürgertum, das sich im Osten zwischen den slawischen und ungarischen Adel und das östliche Bauerntum geschoben hatte, gab sich auf, ja es wurde in vielen Fällen zum Träger eines Chauvinismus, der seine deutsche Herkunft vergessen wollte. Im Jahre 1690 empfahl der Erzbischof Kollonich, dem Namen nach ein Kroat, die Ansiedlung von Deutschen in Ungarn, „damit das hungarische zu Revolutionen und Unruhen geneigte Geblüt mit dem teutschen temperieret werde“.

Dieser Ausspruch ist nicht nur die Erklärung dafür, warum der Adel der östlichen Völker die deutschen Bauern und die Könige die deutschen Bürger ins Land riefen, sondern auch dafür, weshalb fast alle Dynastien des Abendlandes deutschen Ursprungs waren. Dieses baumeisterliche Volk hatte man so für den Bau der Staaten benötigt wie die Holländer für den Bau von Deichen und Kanälen.

Als aber das Reich nicht mehr hinter den ausgesandten Siedlern stand, als nach der Entdeckung Amerikas Europa wie ein schiefstehender Bottich sein Übergewicht nicht mehr nach der östlichen, sondern nach der westlichen Grenze verlagerte, war der Druck hinter den deutschen Pflanzstädten im Osten zu gering, fiel eine Stadt nach der andern dem andern Volkstum anheim. Das ging so weit, daß ein madjarisierter Deutscher, der ungarische Literaturprofessor Toldy-Schedel, 1872 rufen

konnte: „Von Westen her droht nur eine Gefahr, vor der uns nichts schützen kann: das ist die europäische Kultur.“

Die Drohung des Termitenstaates

Wenn die Großen der Welt zu Teheran, Jalta und Potsdam aber die völkischen Fragen zwischen Deutschen und Slawen durch einen Bevölkerungstransfer – welch furchtbares, vor Blut und Haß triefendes Wort! – lösen wollten, übersahen sie dabei, daß hinter den nationalen Fragen längst etwas ganz anderes stand, weil sich Rußland des Nationalismus der Slawen nur bedient hatte, um sein Ziel, sich möglichst weit nach Westen vorzuschieben, zu erreichen.

Vor seinem Selbstmord schrieb Jan Masaryk, der Sohn des ersten Präsidenten der tschechoslowakischen Republik, am 9. März 1948 an Marschall Stalin einen Brief:

„Bereits in meiner frühesten Jugend lehrte mich mein Vater, daß eine unabhängige Tschechoslowakei niemals ohne Unterstützung Rußlands existieren könne. Diese Erkenntnis war in mir, ebenso wie bei der Mehrzahl der tschechischen Politiker, zutiefst verwurzelt. Wir glaubten immer daran, daß wir Tschechen zu keinem andern Volk als zu den Russen gegenüber dem vordringenden Germanismus Vertrauen haben dürften... Schon 1914 hatten sich tschechische Soldaten, die in der österreichischen Armee kämpfen mußten, in Massen den russischen Armeen übergeben. Dabei lebten wir unter den Österreichern fast in einem parlamentarischen Regime, während sich die russischen Truppen für einen autokratischen und despotischen Zaren schlagen mußten. Aber die Russen waren eben unsere älteren Brüder... Gewiß hätte ich meine Fehler öffentlich bekennen, meine Demission sensationell einreichen und den Kampf gegen Gottwald, dessen Regierung und dessen Politik aufnehmen können. Das wäre auch ein Kampf gegen Ihre Regierung geworden. Der Sohn Thomas Masaryks kann aber nie gegen eine russische Regierung kämpfen, er kann nie den Feinden Rußlands einen Vorwand in die Hand spielen, den diese gegen das Mutterland aller slawischen Völker ausspielen könnten. Ich bin nicht der einzige, der durch die Versprechungen Zorins irregeführt worden ist, ich bin auch nicht der einzige, der auf einen Kampf für die Freiheit verzichtet, weil dieser Kampf mit einem solchen gegen Sowjetrußland identisch wäre. Wir sind Tausende und Abertausende von Intellektuellen, ohne die Sie niemals Ihr Verteidigungswerk in Zentraleuropa aufstellen können, niemals das böhmische Viereck zu einer uneinnehmbaren Bastion gestalten werden, ohne daß Ihre sämtlichen Vorbereitungen eines Tages unwirksam sein könnten. Denn wenn einmal eine tödliche Gefahr über Ihr Land und über alle übrigen Slawen kommen würde, hätten Sie hier eine verhaßte Regierung, vom ganzen Land verabscheut, von der Elite verachtet, eine Regierung, die sich allein auf die Bajonette der Polizei und Gendarmerie stützen könnte.“

Der ältere, der große Bruder kümmert sich nicht um Träume, er will seinen Termitenstaat, und wer dem widersteht, unterliegt der Säuberung. Längst geht es nicht mehr um Völker oder um Nationen, die für diesen Überstaat Formen der Vergangenheit sind, deren er sich nur zur Erreichung seiner Ziele bedient.

Heute wissen es die nichtrussischen Slawen, daß es weit weniger war, was sie von den Deutschen und vom Abendland getrennt hat, als das, was sie von den Russen trennt. Und weil die Deutschen nun lernen müssen, Tatsachen und nicht Wunschträume zu sehen, so wird eine Verständigung mit den Slawen nicht mehr so schwer fallen, denn zu ihr muß es kommen, wenn von einem Europa die Rede sein soll, das kein slawisches oder germanisches, sondern eben ein europäisches Europa sein muß.

Ungarn zwischen Ost und West

Der madjarische Nationalismus denkt östlich

Die ungarische Historikerin Erzsébet Andics, die 1949 mit dem Kossuth-Preis ausgezeichnet wurde, bezeichnet als die wichtigste Aufgabe der ungarischen Geschichtsschreibung die Umwertung der bisherigen Werte der ungarischen Vergangenheit. Die Historiker hätten vor 1945 in feudalem Geiste gearbeitet und sogar den Bestrebungen bürgerlicher Staaten verständnislos gegenübergestanden¹. Wenn Frau Andics mit dieser Behauptung sagen will, daß die ungarischen Historiker fast bis zuletzt unter der Geschichte Ungarns die Geschichte des Adels verstanden haben, so können wir ihr nur recht geben. Aus anderen Äußerungen, besonders aus der Verherrlichung der Helden der nationalistischen Epoche im 19. und 20. Jahrhundert, eines Kossuth, Petöfi, Rákóczi und seiner Kurutzen, geht jedoch eindeutig hervor, daß auch die „volksdemokratische“ Geschichtsschreibung und Geschichtserziehung an den Idealen des nationalistischen Zeitalters festhält.

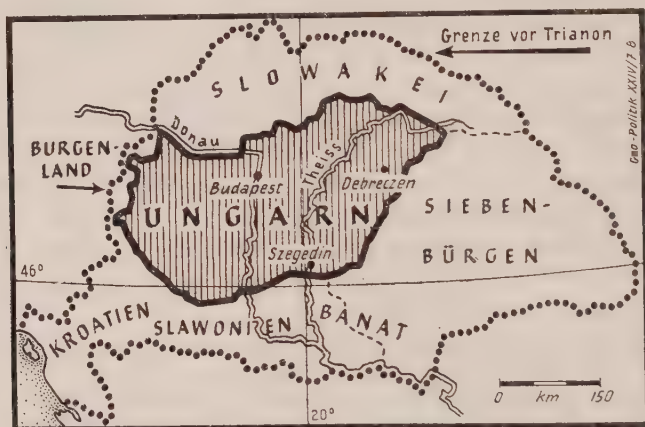
Der ungarischen nationalistischen Geschichtsschreibung stellen die beiden größten Historiker Ungarns, B. H o m a n und Gy. S z e k f ü in ihrer „Ungarischen Geschichte“, die in 5 dicken Bänden 1936 in 2. Auflage erschienen ist, kein gutes Zeugnis aus, indem sie wiederholt auf ihre Geschichtsfälschungen hinweisen. Sie sprechen offen aus, daß die sogenannte Achtundvierziger Unabhängigkeitspartei, d. h. der Anhang Kossuths, diese Geschichtsfälschung betrieben und gefordert hat: „Der wahre Charakter des Kampfes gegen den Türken ist im Bewußtsein der letzten madjarischen Generation verschwunden . . . Ausgerottet wurde er aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit durch jene politische Richtung, die im Zusammenhang mit der früheren 48er Auffassung bestrebt ist, den Türken auch in der Vergangenheit als Freund hinzustellen, und deren Nachkomme . . . mit breiter Geste vom Türken bis zum Japaner alles Östliche an unsere Brust drücken und nicht nur Ungarns Zukunft, sondern auch seine Vergangenheit aus der europäischen christlichen Gemeinschaft lösen will. Dieser politischen und gesellschaftlichen Propaganda gegenüber . . . zeigen die Historiker wenig Wachsamkeit, indem sie der Frage ausweichen und der unwissenschaftlichen Geschichtsauffassung der politischen Propaganda freien Lauf lassen . . . Sie hätten auf einmal an zwei Fronten kämpfen und gleich zwei unpopuläre Thesen vertreten müssen: die eine, daß der Türke, der neue Freund und Verwandte, mit seinen zweihundertjährigen Kriegen die gerade Entwicklungslinie des ungarischen Staates und der ungarischen Nation zugrunde gerichtet hat; die zweite, die noch viel unpopulärer war: daß uns in diesem Ringen lange, aber besonders im 16. Jahrhundert, die Habsburger Dynastie, die österreichisch-böhmischen Länder, das Deutsche Reich und das Papsttum geholfen haben . . . Diese Unpopularitäten sprachen unsere Historiker nicht aus, obwohl es in ihren kleineren Werken von akademischem Charakter genügend Spuren gibt, die beweisen, daß sie ihnen bekannt sind“ (Bd. III, S. 534).

Szekfü sagt in Bd. V. (S. 281) der „Ungarischen Geschichte“, es sei charakteristisch für den Nationalgeist des Madjarentums, dieses östlichen Volkes, daß seine Sehnsucht sich erst dann seiner asiatischen Urheimat zuzuwenden begann, als sich seine Nationalität kräftigte, d. h. also seit dem 19. Jahrhundert. D e r m a d j a r i s c h e

¹ In Hirlap vom 27. 3. 1949. (Budapest).

Nationalismus war also östlich eingestellt, seine Helden waren Vertreter des madjarischen Ostens, und somit ist es auch leicht zu verstehen, warum die ungarische Volksdemokratie keine Umwertung dieser Werte des madjarischen Nationalismus vornehmen muß.

Um so mehr dürfte es interessieren, wie sich das ungarische Schicksal gestaltet hat, seitdem das Madjarentum vor tausend Jahren in die abendländische Kulturgemeinschaft hineingeführt wurde, wobei es aber seine östlichen Eigenschaften nie ganz ver-



loren hat. Denn wie sich die Seele des einzelnen nach Wunsch oder durch äußere Einwirkungen in ihren letzten Tiefen nicht verändert, so wenig läßt sich die Seele eines ganzen Volkes im Grunde verändern. Kumanen, Tataren, Türken, Slawen und Deutsche, also Völker verschiedener Kulturkreise, haben in manchen Perioden die Haltung des Madjarentums entscheidend mitbestimmt.

Zwischen zwei Kulturkreisen

Europa gliederte sich im Mittelalter in drei Kulturkreise. Auf dem Gebiete des weströmischen Reiches entstand die abendländische Kulturgemeinschaft; das Erbe Ostroms übernahm die griechisch-balkanisch-slawische Kulturgemeinschaft, und eingekeilt zwischen den Russen und den Balkanslawen erstreckte sich der Kulturkreis der aus Asien vorgedrungenen hunnisch-türkischen Nomaden. Zur Zeit der Hunnen und Awaren reichte das Nomadengebiet bis an die Alpen und die Adria; gegen Ende des 8. Jahrhunderts zogen sich die Nomaden an den Don zurück, wobei die Grenzen des Abendlandes wieder an die mittlere Donau vorgeschoben werden konnten.

Transdanubien und der westliche Teil Kroatiens wurden durch Karl den Großen dem Frankenreich einverleibt und dem abendländischen Kulturkreis angeschlossen. Das ganze Gebiet östlich der Theiß samt Siebenbürgen stand unter der Herrschaft

des oströmischen Reiches. Seine Bewohner wurden schon früh zum Christentum mit slawischem Ritus bekehrt. Es ist überaus wichtig zu wissen, daß die Madjaren am Ende des 9. Jahrhunderts ein Gebiet besetzt haben, das zwar eine geographische Einheit bildet, aber verschiedenen Kulturkreisen angehört hat: im Osten hatte die griechisch-slawische Kultur feste Wurzeln geschlagen, im Westen dagegen hatte sich unter deutschem Einfluß die abendländische Kultur festgesetzt. Die Träger dieser Kulturen wurden von den landnehmenden Madjaren zwar unterworfen, aber nicht ausgerottet. Die Madjaren selbst sind aus der Verschmelzung finnisch-ungarischer und türkischer Stämme hervorgegangen. Sie schoben ihre eigenen Niederlassungen zwischen die vorgefundenen Siedlungen der älteren Bevölkerung des Karpathenraumes hinein, wodurch sie große Teile der Vorbevölkerung sprachlich assimilieren konnten. Sie selber aber, da sie ihre Nomadenkultur aufgeben mußten, nahmen die Kultur der unterworfenen Völker an; diese trug im Osten des Landes einen östlichen Charakter, im Westen aber war sie abendländisch gefärbt. Die tragische Zerrissenheit der madjarischen Seele, die dieses unglückliche Volk im Laufe seiner tausendjährigen Geschichte nicht mehr zur Ruhe kommen lassen sollte, hat also in diesem Umstand ihren tieferen Grund.

Nach schweren Niederlagen versöhnte sich der madjarische Fürst Geysa mit Kaiser Otto dem Großen, und gleich nachher (973) begann die große Bekehrungsaktion des Bischofs Pilgrim von Passau. Aber fast gleichzeitig streckte auch die griechisch-slawische Kirche ihre Fühler nach den Madjaren aus und begann die östlichen Landesteile kirchlich zu organisieren. Von entscheidender Bedeutung war die Verheiratung des Fürstensohnes Stephan mit der frommen Gisela von Bayern, mit der viele deutsche Ritter, Mönche, aber auch Bauern und Handwerker nach Ungarn zogen. Mit seinem „deutschen Heer“ zerschlug später Stephan der Heilige zuerst die widerpenstigen Heidenmadjaren, dann die mit Byzanz sympathisierenden Herren des Ostens, womit der griechisch-slawische Einfluß vorläufig eingedämmt war. Seinen Staat baute Stephan mit deutscher Hilfe nach dem Vorbild des bayrischen Herzogtums auf, die Hauptquelle zu seinen Gesetzen bildete die *Lex Baiuvariorum*, seine geistlichen Vorschriften schließen sich genau an bekannte Synodalbeschlüsse des fränkischen Reiches an.

Wenn sich die Madjaren ihr Volkstum bis zum heutigen Tag erhalten konnten, so ist das zweifellos dem Entschluß des Fürsten Geysa und seines Sohnes Stephan zu verdanken, die mit deutscher Hilfe einen westlichen Kurs einschlugen.

Heidnische Aufstände und hunnischer Geschichtsmythus

Mit diesem westlichen Kurs waren jedoch die Madjaren der Theißgegend und des östlichen Ungarn nicht zufrieden. Sie fügten sich zwar der harten Faust Stephans, erhoben sich aber fast 40 Jahre hindurch immer wieder in blutigen Aufständen gegen seine Nachfolger. Dabei ist zu beachten, daß die rechtmäßigen Könige, selbst wenn sie mit Hilfe des Ostens den Thron erlangt hatten, wie etwa Andreas I. (1046–60), immer einen westlichen Kurs einschlugen und sich auf die Hilfe des deutschen Kaisertums stützten und daß die in Ungarn bereits ansässigen Deutschen sich immer auf die Seite des rechtmäßigen Königs stellten. Es kam sogar vor, daß sie die einzigen Parteigänger des Königs im Kampfe gegen die mit

Madjaren verbündeten Polen, Kumanen und Petschenegen waren. In den Wirren war es der griechischen Kirche jedenfalls gelungen, weitere Klöster im Inneren des Landes einzurichten².

Das madjarische Heidentum des 11. Jahrhunderts ist längst versunken; geblieben ist bis heute der Gegensatz zwischen dem östlichen und dem westlichen Ungarn, der seine tiefsten Wurzeln in der kulturellen Verschiedenheit der von den landnehmenden Madjaren besetzten Gebiete hat. Bis ins 12. Jahrhundert hinein meldeten sich die Heiden als Gegenspieler des jeweiligen, nach westlichem Recht eingesetzten Königs. Als zur Zeit des Tatarensturmes König Béla IV. 100 000 heidnische Kumanen in der Theißgegend angesiedelt hatte, fielen die kaum christianisierten Madjaren dieses Gebietes wieder in das alte Heidentum zurück.

Schon im 12. Jahrhundert zeigte sich eine andere Eigenschaft der in Ostungarn wohnenden Madjaren, die auch eine Erbschaft aus der nordkaukasischen Urheimat zu sein scheint. Denn wie das kleine madjarische Volk in den weiten Steppen Südrußlands sich nur durch den Anschluß an übermächtige Nachbarvölker erhalten konnte, – wir finden es seit dem 6. Jahrhundert in den Reichen der Awaren, der Uturguren, Kuturguren, Türken, Unugundur-Bulgaren, Kasaren und Baskiren, – so waren die Ostmadjaren in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bereit, sich dem Kaiser Manuel von Ostrom zu ergeben und seine Kandidaten für den ungarischen Thron anzuerkennen. Nur der Westen des Landes hielt an dem rechtmäßigen König Stephan III. fest und vertrieb mit Österreichs Hilfe die Thronprätendenten Manuels. Übrigens hatte Heinrich der Löwe dem König Geysa II. im Kampf gegen Ostrom bereits vorher wertvolle Waffenhilfe geleistet, so daß dieser König „*ad retinendam coronam*“, d. h. zum Schutze der Krone, die Sachsen nach Siebenbürgen rief und an den gefährdeten Karpathenpässen ansiedeln ließ.

Nach der furchtbaren Verwüstung durch die Tataren in den Jahren 1241/1242 gelang es König Béla IV. in auffallend kurzer Zeit, das Land wieder aufzubauen. Durch Ansiedlung von Deutschen vermehrte er besonders die Zahl der freien Städte. Mit Recht wird er der zweite Begründer Ungarns genannt. Weniger bekannt ist, daß er mit seiner zweideutigen Haltung den östlichen Völkern gegenüber fast der Totengräber Ungarns wurde. Er rief die heidnischen Kumanen ins Land, verheiratete seinen Sohn Stephan V. mit der Tochter des Kumanenkönigs, und auf Betreiben wurde ihr Gemahl zum „jüngeren König“ Ostungarns gekrönt.

Als „jüngerer König“ führte Stephan erbitterte Kriege gegen seinen Vater. Béla IV. selbst befürchtete, „daß, wenn die Tataren zurückkehrten, die Seinigen der wilden Grausamkeit dieses Volkes nicht werden Widerstand leisten können oder wollen, sondern sich in das Joch beugen und auch ihn zwingen würden, wie es alle seine Nachbarn getan haben“. Im Jahre 1258 bot der Tatarenkhan dem Ungarnkönig ein Dauerbündnis gegen den Westen an. Trotz heftiger Proteste des Papstes spielte Béla IV. mit diesem Plan bis zum Tode des Khans.

König Ladislaus IV., der Kumane (1272–90) war samt vielen Theißmadjaren auch förmlich zum Heidentum übergetreten. Er überließ die

² E. Ivánka, Ungarn zwischen Byzanz und Rom. In: Blick nach Osten, Jg. 1949.

Regierung Ungarns den Kumanen und schloß mit den Tataren ein Dauerbündnis. Zwölf Jahre lang währte der Kampf zwischen dem heidnischen Osten und dem unter deutscher Führung stehenden Westen. Der Abfall Ostungarns vom Abendlande war unter diesem König fast vollständig geworden.

Die große Wendung nach dem Osten fand während der Regierungszeit des Apostaten Ladislaus IV. auch in der ungarischen Geschichtsschreibung ihren Niederschlag. Während die *Gesta Ungarorum* unter Ladislaus dem Heiligen noch den „heiligen König“ als nationales Ideal hinstellten, der unter französischem Einfluß stehende anonyme Notar des Königs Béla II. sich für den tapferen Recken der Landnahme begeisterte, erfüllte „der Magister Simon Kézai den heißen Herzenswunsch seines Herrn, des unbesiegbaren und mächtigen Königs von Ungarn“, nämlich Ladislaus des Vierten, und ergänzte die Geschichte der Madjaren mit der hunnischen und machte die Hunnen zu den Vorfahren der Madjaren. Damit wollte der König seine ostwärts gerichtete Politik seinem Volk schmackhaft machen. Zum Helden der Nation wurde bei diesem Chronisten an Stelle des Heiligen Königs der Hunnenkönig Attila. Seine Kenntnisse über die Hunnen entnahm Kézai den Werken der Historiker Jordanes, Paulus Diakonus, Gotfrid von Viterbo und Sigebert von Gembloux. Die Gestalt Attilas charakterisierte er nach den Daten seiner Quellen und ergänzte sie mit einigen Zügen seines Herrn.

Erst die streng christlichen Anjou (1307–82) kehrten wieder zu dem großen christlichen Helden des ungarischen Mittelalters, zu St. Ladislaus, zurück, und auch Kaiser und König Sigismund setzte diesen Ladislaus-Kult fort.

Der erste Anjou, Karl Robert, wurde mit Hilfe seiner südslawischen Parteigänger König von Ungarn. Er und auch sein Sohn, Ludwig der Große, wandten sich dem Balkan und Polen zu, und so kam es dann, daß während ihrer Regierungszeit viele Menschen aus balkanisch-slavischem Kulturkreis in Ungarn aufgenommen wurden. Nach dem Tode Ludwigs (1382) kämpften bereits zwei südslawische Parteien um die Macht, während sich die Madjaren als „Partei der furchtsamen Gerechten“ eine Zeitlang passiv verhielten. Als aber bei der Schlacht von Nikopolis (1396) das westliche Ritterheer den Türken unterlag, war die Zeit gekommen, wo der madjarische Osten geschlossen in das türkenfreundliche Lager des Südslawen Hrvatin hinüberwechselte. Sigismund konnte sich nur nach lang andauernden Kämpfen behaupten und der ungarischen Politik auf weitere Jahrzehnte eine türkenfeindliche Richtung geben.

Die aus dem Balkan vor dem Türken ständig nordwärts strömenden Elemente stärkten das östliche Madjarentum in seiner ablehnenden Haltung dem deutsch-europäischen Westen gegenüber, so daß mit dem Tode Sigismunds in der ungarischen Politik eine ausgesprochen slawische Richtung begann, die eindeutig von balkanischen Elementen geführt wurde.

Vorerst brach 1440 ein zweijähriger Bürgerkrieg zwischen Ost- und Westungarn aus. Wladislaus I. wurde von balkanischen Elementen auf den ungarischen Thron gesetzt, und auch Matthias Corvinus war ein Mann der Ostmadjaren. Er vergeudete seine Kraft in sinnlosen Kämpfen gegen seine westlichen Nachbarn, während der Türke immer wieder tief ins Innere Ungarns einbrach. Unter Matthias wurde die Machtstellung der Südslawen in Ungarn noch gestärkt, und nach seinem Tode setzten diese wieder einen Jagellonen, den polnischen Böhmenkönig Wladislaus II. (1490 — 1516) auf Ungarns Thron. „Mit dieser Wahl verließ Ungarn *de facto* den Westen und stellte sich eine Stufe abwärts steigend mit den slawischen Staaten zusammen, die ihr Leben schon seit Jahrhunderten in ständiger Unordnung dahinschleppten.“ (Ung. Gesch. II., S. 565.)

König Matthias Corvinus (1458–90) rechnete mit dem Kult des „heiligen“ Königs gründlich ab. Er ließ sich mit Attila, das madjarische Volk aber mit den Hunnen verbinden, d. h. er kehrte zu der Auffassung des Kumanenkönigs Ladislaus IV. zurück. In seinem Auftrag mußte der Italiener Bonfini die Geschichte der Hunnen schreiben, von seinem Hofchronisten ließ er sich Attila II. nennen, denn auch er strebte nach dem blutigen Ruhm und der unendlichen Macht Attilas, wie vorher der Kumanenkönig. Somit hat der madjarische Nationalismus unter Matthias eine entscheidende Wende durchgemacht, indem er auf die Konzeption des Apostaten zurückgriff, die hunnisch-madjarische Verwandtschaft propagierte und sich mit ganzer Kraft gegen den Westen wandte: zuerst nur gegen die Deutschen, später auch gegen die Italiener. Und dieser hunnische Patriotismus fand nach dem Tode dieses Königs allgemeine Verbreitung und konnte das ungarische Schicksal in entscheidendem Maße beeinflussen. Denn durch die Betonung der Verwandtschaft mit dem Hunnenvolke wurde das Bewußtsein der madjarischen Zugehörigkeit zu den Völkern des Abendlandes gestört. Wie im 17. Jahrhundert der große Kardinal Peter Pazman in der Türkenfreundschaft eine seelische Gefahr, eine heidnische Infektion für das Madjarentum erblickte, so bestand und besteht darin tatsächlich eine Gefahr für dieses Volk sowohl im 15. und 16. Jahrhundert, als ihm der Türke auf dem Genick saß, als auch im 19. und 20. Jahrhundert, als es dem Phantom der östlichen Bruderschaft nachlief und seine Brücken zum Westen abzureißen begann. Die Frage selbst, inwiefern eine Verwandtschaft zwischen Hunnen und Madjaren besteht, spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. (Die Madjaren sollen als unterworfenen Volk dem Hunnenreich angehört haben.)

Von größter Bedeutung für die Verbreitung und endgültige Festsetzung des getauften hunnischen Patriotismus wurde das Rechtsbuch Verböczis (*Tripartitum* 1517), das den Adeligen die weitgehendsten Privilegien zusicherte und somit bis 1848 das am meisten gelesene Buch wurde. Matthias hatte die hunnisch-skythische Verwandtschaft zum Kristallisationspunkt des madjarischen Nationalismus gemacht; auf dem Landtag von 1505 nannten sich die Adeligen bereits ein skythisches Volk, und Verböczy prahlte in seinem Werk mit der hunnischen Abstammung. Es ist sonderbar, daß dieser östliche Patriotismus auch von den Franziskanern und Dominikanern aufgegriffen wurde. Aber weder die Floskeln Verböczis, noch die begeisternden Reden der Mönche konnten den Adel aus seinem Unvermögen emporreißen, denn nur skythische Redensarten, leere Gesetzfabrikation, sowie der allgemeine Haß gegen die westlichen Völker waren die Ergebnisse der Landtage, wo allein der Adel bestimmen konnte.

Adelsherrschaft — Raizen, Türken und Kalviner

Mit der Regierungszeit der Jagellonen (1490–1526) beginnt in Ungarn die unbeschränkte Herrschaft des Adels, der nun jahrhundertlang bewußt polnische Verhältnisse in Ungarn einzuführen suchte. Der bedeutendste Mann in der Zeit vor Mohatsch (1526) war Johann Zapolya, ein Magnat süd-slawischer Herkunft, dem es gelang, den niederen und mittleren Adel seinen Privatinteressen gemäß am Gängelband zu führen, während sich der höhere Adel um den König scharte. Die Anhänger des Königs wurden „deutsche“ Partei genannt, weil ihre führenden Persönlichkeiten deutscher Abstammung waren und der „nationa-

len“ Partei des Zapolya feindlich gegenüber standen. Dem Türken trat bei Mohatsch nur die deutsche Partei entgegen, während die „nationale“ Partei bereits 1527 ins türkische Lager hinüberwechselte und an türkischer Seite gegen den Westen kämpfte. (Es ist interessant, daß auch Ladislaus dem Vierten nur die deutsche Partei Widerstand geleistet hatte und daß sich die westlichen Kräfte unter Sigismund auch um ein deutsches Grafengeschlecht scharten und die türkenfreundliche „nationale“ Partei Hrvatins bekämpften.) Zapolyas Königtum wurde durchweg von seinen raizischen Parteigängern und dem Türken gehalten.

Das ständische Chaos vor Mohatsch blieb im östlichen und mittleren Ungarn, soweit Zapolyas Herrschaft reichte, auch nach 1526 erhalten, denn Zapolyas Anhang war nicht fähig, irgendwelche staatlichen Aufgaben zu erfüllen.

Anders war es im westlichen und nördlichen Ungarn, das von den Habsburgern gehalten werden konnte. Nicht nur, daß die mit deutschen Geldern und nach den Plänen des Wiener Kriegrades aufgebaute und zum Teil von deutschen Truppen besetzte Verteidigungslinie dem verfolgten Madjarentum Schutz bot, wo es sich trotz ständiger Kriege erhalten konnte, sondern auch die chaotischen Zustände wurden von den Habsburgern beseitigt. Ferdinand I. gab dem Lande eine festgefügte Ordnung und öffnete dem europäischen Einfluß wieder Tür und Tor, wie es einst Stephan der Heilige getan hatte. Durch den Ungarischen Rat, die Statthalterei und die Ungarische Kammer gab er Ungarn eine Regierung, die in gewissen Fragen von der Gesamtregierung der Habsburgerländer zwar abhängig war, wie ja auch Ungarns Dasein überhaupt vom Deutschen Reich und den österreichischen Erbländern abhing. Bereits vor 1526 leistete das Reich dem Ungarlande beträchtliche Unterstützung, und die „beharrliche, mitleidige Hilfe“, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem bedrängten Lande gewährt wurde, ist das Vielfache dessen, was Ungarn zu seiner eigenen Verteidigung aufbrachte.

Johann Zapolya verschenkte große Güter in der Theißgegend seinen ergebenen raizischen Freunden und Verwandten. Nach der Besetzung Ofens durch den Türken im Jahre 1541 zog dann der ganze Anhang der Familie Zapolya unter türkischem Schutz nach Osten, wo Sultan Soliman für diese Gruppe den türkischen Vasallenstaat Siebenbürgen gegründet hatte. Die ganze raizische Sippschaft Zapolyas ist zum Calvinismus übergetreten, ohne daß sie dabei ihre Abneigung dem Westen, namentlich Deutschland gegenüber aufgegeben hätte, zumal doch der Deutsche der einzige Vertreter des Westens war. Ihren ersten Bischof wählten die Calvinisten unter dem Schutze des Raizen Petrovics, der — ein Vetter Zapolyas —, vom griechisch-orientalischen Glauben unmittelbar zum Calvinismus übergetreten war.

Zu den Trägern ostmadjarischer Tendenzen wurden in den späteren Jahrhunderten tatsächlich die Calvinisten, meistens die kalvinistischen Prediger selbst. In den türkischen Gebieten suchten sie von Anfang an den Schutz der Paschas in ihren Auseinandersetzungen mit den Unitariern, und in den Wirren nach Bocskays Aufstand (1605) waren die kalvinistischen Prediger die Führer des niederen Adels. Ihr Deutschenhaß wurde bloß von den raizisch-madjarischen Heiducken übertroffen, welche die Ausrottung aller Deutscher, der katholischen Pfarrer und Bischöfe forderten.

Im 20. Jahrhundert wurde der alte Gegensatz zwischen dem ungarischen Westen und dem Osten als Gegensatz zwischen Pannonhalma-Martinsberg und Debrecen empfunden, wo Pannonhalma als älteste Hochburg des Katholizismus, Debrecen aber als bedeutendste Stadt des Calvinismus galt. Bis zuletzt versuchte man vergebens eine „goldene Brücke“ zu schlagen zwischen diesen beiden Polen des ungarischen Lebens.

In Bocskay feiert der madjarische Nationalismus seinen ersten großen Helden, der dem Lande die politische und konfessionelle Freiheit gebracht haben soll. Viel wichtiger als das konfessionelle Moment dürfte das Bestreben des Adels gewesen sein, die Bauern in völlige Knechtschaft zu beugen, die bei den Königen immer wieder Unterstützung gefunden haben.

Gleich zu Beginn der Adels Herrschaft wurden die ersten Gesetze gegen die Bauern erlassen (1492), nach Niederwerfung des Bauernaufstandes durch Johann Zapolya wurden die Bauern schollenpflichtig (1514); die Freiheit der gemeinen Szekler wurde von dem jüngeren Zapolya zerschlagen (1562). Der Bocskay-Landtag stieß die Bauern 1608 in völlige Knechtschaft. Sie mußten, „so oft es notwendig war und befohlen wurde“, den Herren dienen. Die Bestrebungen der Habsburger auf den Landtagen von 1547, 1550 und 1556 zur Wiederherstellung der Freizügigkeit der Bauern wurden von den Komitaten, den Hochburgen des Adels, sabotiert. Die alte Freiheit der Szekler wurde 1600 durch den kaiserlichen General Basta wiederhergestellt.

Sowohl Bocskay als auch Franz Rákóczi II. (1704–1711) sind in Ostungarn von ostmadjarischen Ständen zu Fürsten erhoben worden; sie wurden ebenso wie Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi I. (1613–1648) von den Herren des Westens bekämpft. Diese Tatsache allein wäre schon ein genügender Beweis dafür, daß es sich bei den Aufständen der Freiheitshelden des madjarischen Nationalismus um die alten Bestrebungen des Ostens handelt.

Der Ost-West-Zwiespalt zeigte sich in den ersten christlichen Jahrhunderten zwischen Christentum und Heidentum oder zwischen östlichem und westlichem Christentum, später zwischen Madjaren mit europäisch-deutscher Orientierung und Madjaren unter balkanischer Führung, zuletzt aber zwischen Madjaren unter türkischer Herrschaft und Madjaren unter Habsburgs Führung.

Der Übergang von einer Entwicklungsstufe zur andern geschah nicht sprunghaft, sondern alle Phasen der Entwicklung hatten eine gemeinsame Note: die westlichen Madjaren lehnten sich immer an das benachbarte Deutschtum an, und die Ostmadjaren haßten nicht so sehr ihre westlichen Stammesbrüder als vielmehr deren Stützen, die Deutschen.

Alle „Freiheitskämpfer“ führten die Genealogie ihres Aufstandes auf Bocskay zurück. Dieser selbst kannte den Zusammenhang seiner Bestrebungen mit jenen Johann Zapolyas, als er Siebenbürgen bewußt unter türkischen Schutz stellte und auf die Macht stolz war, die ihm sein Bündnis mit dem „Erzfeind der Christenheit“ in die Hände gegeben hatte. Seine Macht war größer als die des „großen Königs Johann“, wie er den unfähigen Zapolya nannte.

Kaiserliche Reformen und adliger Nationalismus

Nach Vertreibung der Türken erhielt das in totalem Chaos versunkene Staatswesen Ungarns, größtenteils nach deutschem Vorbild, unter Kaiser Karl VI., Maria

Theresia und Joseph II. wieder ein europäisches Gesicht. Maria Theresia wollte den Städten Ostungarns den Begriff des Privatgrundbesitzes beibringen, indem sie wenigstens einen Teil der Gemarkungen in Gewanne einteilen und an Stelle der alten Feldgemeinschaft und der Feldgraswirtschaft die Dreifelderwirtschaft einführen ließ. Im Komitat Hajdu wurde die Feldgemeinschaft erst 1816 aufgelöst. (Es ist interessant, daß die ersten Großkolchosen 1950 gerade in den Städten Ostungarns entstanden sind.³)

Durch tausend sichtbare und unsichtbare Kanäle strömte abendländischer Geist und westliche Kultur im 18. Jahrhundert, meist durch Vermittlung Wiens und des ungarländischen Deutschtums, nach Ungarn. Die Ideen der Aufklärung wurden auf politischem Gebiet durch Kaiser Joseph II. der ungarischen Nation aufgezwungen, „die schreckliche feudale Herrschaft“ jedoch verhinderte eine Umgestaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung, denn auch in den bedeutendsten Vertretern der ungarischen Aufklärung kapitulierte der Aufklärer vor dem ständischen Gutsbesitzer. Joseph II. hob die Steuerfreiheit des Adels auf, setzte die persönliche Abhängigkeit der Hörigen außer Kraft, sicherte den Protestanten die freie Ausübung der Religion zu. Als er aber im Jahre 1784 an Stelle der lateinischen die deutsche Verwaltungssprache einführte, traf er auf erbitterten Widerstand des mittleren und niederen Adels. Jene Kräfte, welche die Kürzung ihrer adeligen Vorrechte und die neue Freiheit der Bauern widerwillig beobachteten, „erhielten durch dieses Gesetz ein nationales Piedestal, von welchem sie die Reformen mit weittönender Stimme bekämpfen konnten“⁴. Nur die gebildete Schicht des Adels stellte sich begeistert hinter den Monarchen. Die günstige Gelegenheit zum offenen Widerstand bot sich während des Türkenkrieges 1788, so daß der Kaiser gezwungen war, auf dem Sterbebett die meisten seiner Verordnungen zurückzuziehen.

Nach Josephs Tod kamen die Adligen auf dem Landtag 1790 zusammen. Zu den vielen neuen Gedanken, die der Kaiser Ungarn aufgezwungen hatte, kamen nun die neueren aus Frankreich hinzu.

Als Grundlage der Verhandlungen diente der Plan des Peter Balogh von Ocsa, in welchem die Ideen der Französischen Revolution mit erstaunlicher Klugheit der Verböcziischen Verfassung angepaßt wurden, ohne dabei die alten gesellschaftlichen Grundlagen auch nur im geringsten zu erweitern. Nach diesem Plan soll die alte Verfassung ein Vertrag zwischen König und Volk gewesen sein, — das ist der *Contrat Social* Rousseaus, — das „Volk“ aber ist nicht etwa die Bevölkerung des ganzen Landes, sondern bloß der *populus* Verböczi, der Adel. Der Komitatsadel spielte die Rolle des Dritten Standes. Der Vertrag soll ursprünglich unauflöslich gewesen sein, nur sei er durch Joseph II. verletzt worden, deshalb müsse ein neuer Vertrag geschlossen werden, in welchem dem König aber nur noch die bereits sehr eingeschränkten Rechte Ludwigs XVI. zugebilligt werden könnten. Die gesetzgeberische Gewalt solle einzig und allein dem Volke, d. h. dem Adel gehören. Über die Bauern sprach dieser Landtag nur so viel aus, sie seien von Natur aus dazu bestimmt, in ewigem Elend zu leben und Steuern zu zahlen; auch die Vorsehung wolle es so, daß einige als Könige, andere als Adelige und wieder andere als Knechte geboren würden. Die Zeit zwischen 1790 und 1848 brachte dann tatsächlich die drückendste Sklaverei im Leben der ungarländischen Bauern.

³ Ung. Gesch. Bd. IV. S. 475 ff. — Szabad Nép vom 25. 2. 1951.

⁴ Ung. Gesch. Bd. IV. S. 488 ff. und Bd. V. S. 37. Das Zitat in Bd. V. S. 48.

Der politischen Klugheit Leopolds II. (1790–92) war es zwar gelungen, das östliche Aufbrausen des Adels schnell wieder einzudämmen, doch blieb diese Bewegung für die weitere Zukunft des Landes nicht ohne Folgen. Die ungarische Sprache sollte nämlich im ganzen Lande verbreitet und die nichtmadjarischen Völker, also 71% der Gesamtbevölkerung, sollten „unbemerkt“ madjarisiert werden. Nach stets wiederholten und sich ständig steigenden Forderungen auf den Landtagen, die aber weit hinter dem eigenmächtigen Verfahren der Grundherren, der Bischöfe und der Komitate zurückblieben, wurde im Jahre 1844 in einer leidenschaftlichen Atmosphäre das Ungarische zur Staatssprache erhoben und die ungarische Unterrichtssprache auch in die Grundschule eingeführt.

Erst 1848, als die Nationalitäten, denen die Madjarisierungstendenzen durchaus nicht unbekannt geblieben waren, die schönen Ideen der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit auch auf sich angewendet wissen wollten, der Führer des madjarischen Nationalismus (Kossuth) aber mit dem übermütigen „Dann werden die Waffen entscheiden“ antwortete, kam es zum Freiheitskrieg der Nationalitäten gegen den aggressiv gewordenen madjarischen Nationalismus, der sich auch gegen das Herrscherhaus gewandt hatte. Dieser Krieg, hervorgerufen von dem „Volk des Ostens“, wie der größte Ungar, Graf Stephan Széchenyi, den Anhang Kossuths nannte, endete 1849 mit dem Zerfall Ungarns.

Dank dem Rechtsbuch von Verböczy konnte sich das skythische Bewußtsein und auch die optimistische Geschichtsauffassung dieses Schwätzers bei dem Adel verankern. Dieselbe östliche Geistigkeit meldete sich auch im 18. Jahrhundert wieder, im Nationalismus des Barock: die Jesuiten stellten 1715 in Ofen die Büste Attilas und seines Bruders Buda auf, räumten in ihren Schuldramen der hunnischen Geschichte einen breiten Raum ein, und sie waren es, die „den Gehalt der damals neuentdeckten Theorie der hunnisch-madjarischen Verwandtschaft aufgriffen“, dagegen fanden protestantische Themen und die Fürsten Siebenbürgens bei ihnen keine Aufnahme, ebenso wie die liberal-nationalistische Richtung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die katholischen und mittelalterlichen Momente bis zuletzt ausgeschlossen hatte. Um so größer war dann die Erbitterung, als der Jesuit Sajnovics 1770 die Verwandtschaft der ungarischen und der lappischen Sprache erkannte. Das eifrige Suchen nach Verwandten unter den pompösen Ostvölkern schien mit der Entdeckung der „Vettern mit dem Fischgeruch“ enden zu müssen. Es gab aber noch viele andere Wege, die ostwärts führten.

Wir können die Bemühungen der Schriftsteller des ausgehenden 18. Jahrhunderts und des großen Staatsmannes Széchenyi nicht ausführlicher behandeln, mit denen sie die Madjaren und das madjarische Selbstbewußtsein über den Weg der wahren Selbsterkenntnis an Europa anschließen wollten, zumal diese Bemühungen ohne greifbare Erfolge geblieben sind. Wichtiger ist die Tätigkeit des András Dugonics, — schon sein Name deutet seine südslawische Herkunft an —, dessen Roman *Etelka* (1788) etwa dreißig Jahre lang das beliebteste Buch des madjarischen Adels war. Er spricht darin dem vom Westen abgekehrten, selbstzufriedenen Nationalismus das Wort. Sogar einen eigenen madjarischen Gott hat er erfunden: nach dem germanischen Gott Haddur, Hödur wurde später *Hadúr*, zu deutsch „Herr der Heerscharen“, genannt.

Noch wichtiger als dieser Roman von Dugonics sind die „Bilder aus der ältesten Geschichte der madjarischen Nation“ (1825) von dem phantastischen Historiker István Horvát, der alle großen Völker des Ostens, besonders aber die Parther, Assyrer, Araber usw. mit den Madjaren identifizierte, vor jeweils 300–350 begeisterten Studenten der Pester Universität die Behauptungen Kézais über die hunnische Abstammung der Madjaren bekräftigte, die Verwandtschaft mit den armen Finnen widerlegte und die Madjaren mit den Hunnen und den unbesiegbaren Parthern verband. Mit grenzenlosem Optimismus brachte er seine Zuhörer in helle Begeisterung und ließ ihren Patriotismus hoch auflodern. In der Ausgestaltung des madjarischen Nationalismus kommt diesem madjarisierten Südslawen eine entscheidende Bedeutung zu. Sein Zeitgenosse Graf Széchenyi konnte mit seinen schweren Gedanken über christliches Ethos, christliche Ideale, Selbsterkenntnis, Selbsterziehung usw. neben dem unendlichen Optimismus Horváts nicht durchdringen.

Der Führer der Nation wurde in den 1840er Jahren der ebenfalls optimistische Ostmadjar Kossuth. Er war es, der die Loslösung Ungarns von der Habsburger Monarchie durchführen wollte, den ungarischen Thron dem Zaren anbot, – die ungarische Revolution hataußer der zeitlichen Nähe kaum irgendwelche Beziehungen zu den freiheitlichen Bewegungen Europas von 1848, – und Kossuth war es auch, der die „lächelnde Zukunft für alle“, die Donauföderation, eine Illusion Horváts, einen bereits von Sankt Stephan zerschlagenen Plan der Ostmadjaren, propagierte.

Nach Niederwerfung der madjarischen Revolution 1848/49 wurde Ungarn als Mitglied des einheitlichen österreichischen Kaiserreiches im Sinne des europäischen Liberalismus nach österreichischem, deutschem Vorbild noch einmal aufgebaut. Durch die Gleichheit aller vor dem Gesetz und durch die Ermöglichung des Schulbesuches für alle wurde das mittelalterliche Ständetum endgültig zu Grabe getragen. Ein Heer von Beamten und 16 österreichische Gendarmerieregimenter bekämpften das seit der Türkenzeit bestehende Räuberunwesen; durch Einführung der Thunschen Schulreform und Gründung zahlreicher Volksschulen konnte die allgemeine Bildung gehoben werden. Fast sämtliche neuzeitliche Verhältnisse auf dem Gebiete der Industrie und des Handels fußen auf den Anordnungen des Absolutismus 1849–67⁵.

Seit 1875 herrschen die Ostmadjaren

Der Ausgleich im Jahre 1867 regelte das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn, indem man die Außenpolitik, das Finanz- und Kriegswesen als gemeinsame Angelegenheiten erklärte, während alle anderen Gebiete des staatlichen Lebens den Madjaren überlassen wurden. Die österreichischen Beamten mußten das Land verlassen, der durch den Absolutismus geschaffene staatliche Rahmen samt den meisten Gesetzen blieb jedoch erhalten.

Der Ausgleich wurde von dem „Weisen der Nation“, F. Deák, zustandegebracht, doch mußte er 1875 dem Ostmadjaren Koloman Tisza weichen. Mit die-

⁵ Vgl. Halla-Dobrovics, Geschichte Ungarns, Budapest 1936, Bd. II. S. 161–187.

sem gelangte seit 1526 zum ersten Male wieder der madjarische Osten an die Regierung. Was vorher bloß von einzelnen nationalistischen Schriftstellern angestrebt worden war, wurde mit der Regierungsübernahme Tiszas eine Sache der staatlichen Erziehung: sie mußte die Herren des Ostens, die Fürsten Siebenbürgens, ihren Kampf gegen das Abendland und ihr Zusammengehen mit den Türken rechtfertigen.

Mit einer sonderbaren Umwertung und Umdichtung der Vergangenheit konnte dieses Ziel erreicht werden. Bereits 1878 hallten das Parlament und die Straßen in Budapest wider von den lauten Sympathiekundgebungen für den Türken, dem die Monarchie damals Bosnien abgenommen hatte. Die auf die Türkenfreundschaft aufgebauten turanischen Illusionen reichen in diese Zeit zurück und wirken auch heute noch fort. Mit der Machtergreifung Tiszas beginnt jene Zeit, über welche die Ungarische Geschichte von Homan-Szekfü schreibt, sie habe nicht nur die ungarische Zukunft, sondern auch die Vergangenheit von der europäischen christlichen Gemeinschaft losreißen wollen. Die eigentliche Kraftquelle des Landes, den Bauern, ließ das liberale Regime verkümmern, seine Wirtschaft, seinen Boden dahinsiechen. Es war eine Periode der Dekadenz, wie es der beste Kenner dieser Zeit, Szekfü, in seinem Werk „Drei Generationen, die Geschichte eines Verfalls“ nachgewiesen hat.

Bei der Madjarisierung allerdings blieb die Regierung konsequent. Auf dem Papier hatte sie auch einige Erfolge. Die Gegenrechnung präsentierten die Nationalitäten im Jahre 1918, als sie von Ungarn abfielen. Im Parlament wurden hauptsächlich nur staatsrechtliche Fragen behandelt, nämlich „die verfluchten gemeinsamen Angelegenheiten“; Obstruktion, blutige Raufereien, Radauszenen waren an der Tagesordnung, Schmähreden wie in den Wirtshäusern der Vororte, ein Revolverattentat auf den Ministerpräsidenten, wobei der Attentäter vom Gericht freigesprochen wurde: das waren die Endzuckungen des alten Ungarn. Der Schuß in Serajewo, der am 28. Juni 1914 den Thronfolger Franz Ferdinand ermordete, brachte eine Rettung aus der Sackgasse, zugleich aber auch den völligen Zerfall nicht nur Ungarns, sondern des gesamten südosteuropäischen Raumes.

Nach Trianon übernahmen die Ostmadjaren erneut die Führung (1920). Was den Fürsten Siebenbürgens nicht gelungen war, nämlich die Eroberung des westlichen Ungarn, das sollte den Vertretern des madjarischen Ostens nach dem Ersten Weltkrieg gelingen. Horthy, Bethlen, Teleki, Kállai waren Männer des Ostens, desgleichen auch ihre Parteigänger. Für die elementarsten Erfordernisse des Staates hatten sie ebenso wenig Sinn, wie die Regierungen vor dem Ersten Weltkrieg.

Obzwar das Madjarentum schon seit mehreren Generationen im Geiste des turanischen Nationalismus erzogen wurde, war die Zahl der von europäischem Verantwortungsbewußtsein beseelten Männer doch nicht gering. Der Geist Széchenyis und Deáks lebte besonders im Kreise der Zeitschrift *Budapesti Szemle* weiter. Wenn es in letzter Zeit auch keinen Pál Gyulai mehr gab, der den Kampf mit der verhetzten öffentlichen Meinung zu jeder Zeit aufzunehmen wagte, so hatten doch viele die Bedeutung der Nationalitätenfrage und des Bodenproblems erkannt, doch es fehlte ihnen die politische Macht, ihren Erkenntnissen gemäß zu handeln.

Die Nationalitätenpolitik des Kreml in Rumänien

Spekulative Scheinlösungen und Praktiken

Nach dem Ersten Weltkrieg befand sich das junge Großrumänien in der schwierigen Lage eines Nationalstaates mit vielfältigen und zahlenmäßig starken Nationalitätengruppen. In Siebenbürgen hatte es Madjaren, Deutsche und Juden übernommen, im Banat die deutschen „Schwabens“ und serbische Splitter, in der Bukowina Ukrainer, Russen, Juden und Deutsche, in Bessarabien Ukrainer, Russen, Juden und Schwarzmeerdeutsche, in der Dobrudscha Bulgaren, Tataren, Türken und Deutsche. Diese aus verschiedenen Staaten mit verschiedenen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Strukturen kommenden nichtrumänischen Volksteile an Bukarest zu binden, war ein fast unlösbares Problem.

Für den Nationalstaat gibt es grundsätzlich keine Nationalitäten mit dem Charakter organischer Volks- und Rechtspersönlichkeiten, sondern nur eine Staats- oder Mehrheitsnation und neben ihr „Minderheiten“, die psychologisch und auch rechtlich hinter der bevorrechtigten Staatsnation rangieren. Eine konstruktive Nationalitätenpolitik etwa im Sinne eines föderativen Nationalitätenstaates, in dem alle nationalen Gruppen gleichberechtigte Rechtspersönlichkeiten sind und in ihrer sprachlichen, kulturellen, sozialen und charakterlichen Eigenart geschützt und gefördert werden, wäre im Rahmen eines Nationalstaates streng genommen nicht möglich.

Der Nationalstaat ist anderen Gesetzen unterworfen; seine Politik gegenüber den „Minderheiten“ läuft beinahe notgedrungen darauf hinaus, die „Minderheiten“ aufzulösen. Schon die Unterscheidung: „Staatsnation“ und „Minderheiten“ schafft eine innere Frontstellung dieser beiden Kategorien gegeneinander. Die „Minderheiten“ fühlen sich an den Armentisch gesetzt, die „Staatsnation“ wiederum sieht in jedem Aufbegehren der „Minderheiten“ eine unloyale Handlung. Auch dann, wenn ursprünglich vielleicht von beiden Seiten Gutwilligkeit bestand, nehmen die Dinge zwangsläufig eine negative Entwicklung, weil sich der Begriff der „Minderheit“ psychologisch querlegt und weil der Nationalstaat eben ein mononationaler Staat ist.

Die Gutwilligkeit war nach 1918 zwar zum Teil vorhanden, aber sie wurde dann zwischen der fatalen Begriffsbestimmung von „Staatsnation“ und „Minderheiten“ zerrieben. Die Folgen sind bekannt. Als 1940 im Südosten die Grenzen „revidiert“ wurden, änderten sich nur die Vorzeichen, das vertrackte Problem blieb. Nun nahmen eben Teile der ehemaligen „Staatsnationen“ die bittere Rolle der „Minderheiten“ ein. Das Problem der in ein Mosaik von Nationalitäten eingebetteten Nationalstaaten befindet sich seit 1918 in einem *circulus vitiosus*, aus dem es nur den Ausweg einer allumfassenden Föderation oder die Reform der nationalstaatlichen Idee gäbe.

Solange die Erkenntnis, daß eine konstruktive Nationalitätenpolitik sich nicht auf das anderssprachige Individuum, sondern auf das Kollektiv als Rechtspersönlichkeit beziehen muß; daß dieses nationale Kollektiv die Freiheit haben will, sich zu organisieren; daß es nicht als „Minderheit“ betrachtet werden möchte, sondern als zur „Staatsnation“ gehörig; daß die Frage der Loyalität erst nach Beseitigung dieser unseligen Schranken und nach Erfüllung der völkischen Bedürfnisse gestellt werden kann — solange diese Erkenntnis nicht zur Grundlage der Nationalitätenpolitik gemacht wird, besteht wenig Hoffnung auf Befriedung.

Das Problem des südosteuropäischen Raumes sind nicht die Grenzen, denn wie immer sie gezogen werden — das Problem der Nationalitäten bleibt bestehen, es sei

denn, man entschlosse sich etwa zu einem radikalen Bevölkerungsaustausch. Aber auch dieser – soweit praktisch überhaupt durchführbar – brächte keine wirkliche Lösung, weil er das historische Gewebe von Räumen und Nationalitäten zerreißen müßte. Die Lösung bestünde eher darin, das staatliche und nationalpolitische Denken dieses völkerbunten Raumes auf neuartige Grundlagen zu stellen.

Formale Gleichberechtigung der Nationalitäten

Die Nötigung, zu neuen und konstruktiven Ideen zu finden, ist um so größer, als die Kommunisten inzwischen wirklich neue und im gewissen Sinn auch revolutionäre Wege eingeschlagen haben. Es sei gleich vorweggenommen: auch die kommunistischen Praktiken in der Nationalitätenfrage sind keine echten Lösungen, sondern nur spekulative Schachzüge. Immerhin ist ein Vorstoß erfolgt, der die Denkfornien der „Minderheiten“-Politik sprengt. Wenn man die heutige Situation der Nationalitätenfrage z. B. in Rumänien untersucht, muß man trotz aller negativen Feststellungen einen Fortschritt verzeichnen: im Verhältnis zwischen dem Staat und den Nationalitätengruppen hat eine zumindest psychologische Wandlung stattgefunden.

Zunächst einmal haben die Kommunisten den Begriff der „Minderheiten“ abgeschafft, womit sie ein unbestreitbares Fingerspitzengefühl für die zwischen den beiden Kriegen bemerkbar gewordenen Reformbedürfnisse bewiesen haben. Die einstigen „Minderheiten“ werden heute als „mitwohnende Nationalitäten“ bezeichnet. Diese Umbenennung wiegt schwerer, als man in rumänischen Emigrationskreisen vielleicht glaubt. Sie räumt eine *reservatio mentalis* beiseite, die früher die Beziehung zwischen Staat und „Minderheiten“ belastete.

Darüber hinaus haben die Kommunisten eine Reihe weiterer Maßnahmen getroffen, die das Nationalitätenproblem auf eine neue Ebene verlagert haben. Die Gesetzgebung erkennt ausdrücklich den nichtrumänischen Bevölkerungsteilen das Recht zu, sich zu eigenen Organisationen zusammenzuschließen, eigene Schulen, Universitäten, Theater, Zeitungen, Büchereien usw. zu besitzen und ihre Vertreter nach dem Verhältnissystem in die politischen und sozialen Gremien zu entsenden. Bei der Verteilung der Posten in Staat, Verwaltung, Armee und Exekutive usw. werden – zumindest theoretisch – keine nationalen Einschränkungen gemacht. Während früher die „Minderheiten“ von den Staatsämtern praktisch ausgeschlossen waren und nur sehr eingeeengte, vom Staat ständig „belagerte“ völkische Organisationen unterhalten durften; während sie ihre Schulen und kulturellen Institutionen unter schwersten finanziellen Opfern selbst erhalten und gegen den Staat verteidigen mußten, erklärt sich heute der kommunistische Staat zum Schirmherrn und Förderer auch der nichtrumänischen Schulen, Kulturinstitute, Zeitungen, Büchereien usw. Es hat sich also – rein formal gesehen – eine grundlegende Wandlung vollzogen.

Nun muß selbstverständlich der Einwand gemacht werden, daß diese staatliche Protektion und Förderung der „mitwohnenden Nationalitäten“ einem tödlichen Kusse gleicht, weil sie das historische und seelische Gewebe der Nationalitäten vernichtet. Nach dem sowjetischen Grundsatz: „National in der Form, sozialistisch im

Inhalt!“ – wurde die Form ihres eigenen Inhalts entleert und mit kommunistischer Ideologie gefüllt. Trotzdem bleibt als Neues übrig:

1. Der kommunistische Staat hat die Nationalitätenfrage *de jure* auf eine neue Basis gestellt.

2. Er hat durch die Beseitigung des „Minderheiten“-Status zwischen sich und der nichtrumänischen Bevölkerung neuartige Beziehungen geschaffen.

3. Er erkennt — zumindest in der Form — die Nationalitäten als eigene sprachliche und volkliche Teilstücke des Staates an und erklärt sich zu ihrem Schirmherr.

4. Er verzichtet — zumindest offiziell — auf eine Entnationalisierung.

Wenn eingewendet wird, die „mitwohnenden Nationalitäten“ seien der rumänischen Bevölkerung nur in negativer Hinsicht gleichgestellt, das heißt: Rumänen und Nichtrumänen seien unterschiedslos dem Terror der Kommunisten preisgegeben, dann ist dies durchaus richtig. Aber ist nicht gerade dieser unterschiedslose Terror das Neue? Früher wurde die Staatsnation gefördert, und die „Minderheiten“ fühlten sich unterdrückt – heute verteilt sich Förderung und Unterdrückung ohne Rücksicht auf die Volkszugehörigkeit. Die Maßstäbe haben sich verschoben und mit ihnen die Begriffe: der Rumäne ist nicht an sich privilegiert und der Madjar, Jude, Ukrainer usw. nicht an sich in seiner kollektiven und individuellen Entwicklung gehemmt. Man darf diese Verlagerung nicht unterschätzen, denn sie wird dann, wenn das kommunistische System einmal beseitigt werden sollte, ein Teil des schwierigen Erbes sein.

Kommunistischer Opportunismus in der Nationalitätenpolitik

Selbstverständlich hat die Förderung der nichtrumänischen Bevölkerungsteile ganz bestimmte taktische Gründe. Man muß wissen, daß die illegale Kommunistische Partei in Rumänien vor dem Kriege nicht mehr als 1000 Mitglieder besaß und daß diese Mitglieder sich zum überwiegenden Teil aus Nichtrumänen rekrutierten. Einige Namen aus der „alten Garde“ machen diese Tatsache deutlich:

Anna Pauker / Jüdin / Teohari Georgescu / *recte* Bură Tescovici, Jude / Vasile Luca / *recte* Luka Laszlo, Madjar / Emil Bodnăras / *recte* Bodnarenko, Ukrainer / Josef Chisineski / Jude / Alexander Moghioros / *recte* Magyaros, Madjar / G. Vasilichi / Russe. Der einzige Volksrumäne unter der kommunistischen Prominenz war und ist Gheorghiu-Dej. Ebenfalls Rumäne war Lucretiu Pătrăscanu, der 1944 in der Konspiration gegen Antonescu und beim Staatsstreich eine maßgebliche Rolle spielte, später Justizminister wurde und 1949 spurlos verschwand, nachdem man ihn des „Nationalismus“ bezichtigt hatte. Der später vom Ministerpräsidenten zum Präsidenten der Nationalversammlung degradierte Petre Groza ist ebenfalls Rumäne, aber madjarisch versippt.

Diese Namensliste zeigt, wie stark das „Minderheiten“-Element in der KP-Führung vertreten war und wie schwach das Rumänentum selbst auf den Marxismus reagierte. Nicht selten war der gegen den Nationalstaat aufgestaute Gefühlsdruck des „Minderheitlers“ für seinen Anschluß an die Kommunisten maßgebend, und ebenso häufig schrak der sozialrevolutionäre Rumäne davor zurück, sich mit „Minderheitlern“ zu verbünden. Rumänische kommunistische Kader sind auch heute noch nicht wirklich vorhanden; sie aufzubauen bemüht sich Gheorghiu-Dej nach Kräften. Die Vorherrschaft der „Minderheiten“ in der Kommunistischen Partei

führte nach dem 23. August 1944 dazu, daß die Sowjets sich bewußt auf die nicht-rumänischen Bevölkerungsteile stützten – mit Ausnahme der deutschen – um sie als revolutionären Hebel zu verwenden. So wurde der „Ungarische Demokratische Volksbund“ in Siebenbürgen zu einem wichtigen Stimmenfänger bei den 1946 abgehaltenen Wahlen.

Die „stalinistische Nationalitätenpolitik“, die Wyschinskij im März 1945 in Klausenburg anläßlich der administrativen Rückgliederung Nordsiebenbürgens den Nichtrumänen versprach, steht also funktionell mit der kommunistischen Revolution in Zusammenhang. Das rumänische Volk weiß das. Sein seelisches Verhältnis zu den „mitwohnenden Nationalitäten“ ist daher begreiflicherweise belastet. Der Gerechtigkeit zuliebe muß jedoch festgestellt werden, daß die Nationalitäten in Verkenntung der eigentlichen kommunistischen Ziele hofften, auf diese Weise sich der Zwangsjacke des diskriminierenden und ungerechten „Minderheiten“-Status zu entledigen. Es gab und gibt sehr starke Kreise unter ihnen, die an der Seite des nationalen Rumänentums dem Kommunismus zähen Widerstand leisten. Sie tun das in der Hoffnung, daß die Befreiung einmal kommen wird, und von dieser Befreiung versprechen sie sich allerdings auch hinsichtlich der Regelung der Nationalitätenfrage eine befreiende neue Lösung.

Die betonte Förderung der Nationalitäten ist für die Sowjets als Rückversicherung nur solange wichtig, als keine rumänischen kommunistischen Kader bestehen. Der Fall *Slansky* in der Tschechoslowakei, der fast unverblünte antisemitische Erklärungen im Gefolge hatte, liefert ein Beispiel dafür, daß die Sowjets die als Instrumente benützten „Minderheitler“ ohne weiteres fallen lassen, wenn dem nationalen Gefühlsdruck Ventile geöffnet werden müssen. So ist auch die Beseitigung von *Vasile Luca*, *Teohari Georgescu* und *Anna Pauker* einerseits und die betonte Herausstellung von *Gheorghiu-Dej* andererseits trotz aller Bezeichnungen, daß die Abgesetzten die Parteilinie verraten hätten, dem Wesen nach nichts anderes als ein taktisches Zugeständnis: es soll der Eindruck erweckt werden, als hätte sich das rumänische Element in der kommunistischen Führung durchgesetzt. Man muß die triumphierenden, von Treuegelöbnissen und Leistungsschwüren strotzenden Huldigungen an die Adresse „des geliebten Sohnes des rumänischen Volkes und Führers der rumänischen Kommunisten“ lesen – hier verzichtet ein gefährlich angelegter Nationalismus, den Moskau von sich weg kanalisieren mußte und dem die drei verhaßten, weil bisher stärksten „Minderheitler“ zum Opfer vorgeworfen wurden.

Daß die Sowjets auch in anderen Fällen die „rumänische Richtung“ zu begünstigen beginnen, beweist die Affäre der Volksräte im Szekler-Gebiet: der „Ungarische Volksbund“ hatte vorgeschlagen, die Szekler Volksräte mit 75% Madjaren und 25% Rumänen zu beschicken, denn die Madjaren hätten, so argumentierte die Volksbundleitung, die Kommunisten von Anfang an unterstützt, und ihr doktrinärer Vorsprung gegenüber den Rumänen biete, wenn man 75% Madjaren in die Volksräte sende, die sicherste Gewähr für eine streng kommunistische Linie. Aber zur allgemeinen Überraschung entschied sich die Parteileitung in Bukarest anders. Es wurden 75% Rumänen und nur 25% Madjaren in die Szekler Volksräte befohlen. Daraufhin sandte der Volksbund eine Delegation nach Budapest und rief die ungarische Kommunistische Partei um Schutz der ungarischen Interessen in Rumänien an. Das Ergebnis war, daß Moskau Repressalien gegen die „nationalistischen Abweichungen“ des „Ungarischen Volksbundes“ anordnete. Fast die ge-

samte Leitung des Bundes wurde verhaftet und in Jilava eingesperrt. Daneben griffen sich die Kommunisten noch eine Reihe von madjarischen Intellektuellen heraus, die mit der Politik nichts zu tun hatten, deren Beseitigung den Rumänen jedoch schon lange am Herzen lag. Der eigentliche Protektor der Ungarn, Vasile Luca, der als sowjetischer Oberst 1944 nach Rumänien gekommen war, verschwand dann in der Folgezeit ebenfalls in die Versenkung.

Die „mitwohnenden Nationalitäten“

Das Regime versäumt es nicht, in seiner Propaganda unablässig auf die Beteiligung der „mitwohnenden Nationalitäten“ am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben des Staates hinzuweisen. So beziffert die *Scântea*, das Organ der Partei, die Vertreter der Nationalitäten in den Volksräten mit 13 748, wovon 494 gleichzeitig Präsidenten von Exekutivkomitees sind. Es bestehen 8 Nationalitätenorganisationen, deren Führungsstäbe sich aus ausgesuchten und erprobten Kommunisten zusammensetzen.

Die madjarische Bevölkerung wird durch den „Ungarischen Demokratischen Volksbund“ vertreten. Sein Präsident ist Alexander Kacso, Vizepräsident Ladislaus Banyai, der im Unterrichtsministerium die Funktion eines Ministerialrates und im „Rumänischen Institut für kulturelle Verbindungen zum Ausland“ den Vizepräsidentenposten inne hat.

Das „Jüdische Demokratische Komitee“ hat den gleichzeitig als Generaldirektor der Bibliothek der Volksrepublik amtierenden Barbu Lăzăreanu zum Präsidenten und zum Sekretär Bercu Feldman, der dem Zentralrat der „Volksdemokratischen Front“ als Mitglied angehört.

Das 1948 geschaffene „Antifaschistische Deutsche Komitee“ wird vom Ministerialrat im Nationalitätenministerium Emmerich Stoffel präsiert. Sekretär ist Philipp Goldt. Interessant ist, daß eine Reihe von „Fachleuten“, d. h. von gedrillten Kommunisten, aus der deutschen Sowjetzone nach Rumänien berufen worden sind, um hier die deutsche Volksgruppe „auszurichten“. Die „Ausrichtung“ begann mit einer drastischen Säuberungsaktion, die den Vorsitzenden der Gewerkschaftssekktion, Koloman Müller, sowie den „Renommiersozialisten“ der Siebenbürger Sachsen, Georg Meyer, der bis dahin den Posten des Ersten Sekretärs des Komitees bekleidet hatte, beseitigte. Unter den aus der Sowjetzone gekommenen „Experten“ wird die aus Siebenbürgen stammende, aber schon lange in Deutschland lebende Käthe Korodi herausgestellt. Eine Ausbildung sollen die Mitglieder des „Antifaschistischen Deutschen Komitees“ und die „Amtswalter“ in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands erhalten.

Die Russen und Ukrainer sind im „Demokratischen Komitee der russischen und ukrainischen Bevölkerung“ organisiert. Präsident ist Eugen Nikolajew (gleichzeitig Mitglied des Generalrates der ARLUS), Sekretär Semjon Alexejenko. Ferner gibt es das „Armenische Demokratische Komitee“ mit 3 Sekretären, deren wichtigster, T. Grigorian, Protokollchef im Ministerium für Außenhandel ist, sowie das „Griechische Demokratische Komitee“, mit dem Generalsekretär Toma Gheorghiu. Die Serben besitzen in Temeschburg eine „Slawische Demokratische Kulturvereinigung“ und die Tataren und Türken in der Dobrudscha ein „Tatarisch-Türkisches Demokratisches Komitee“.

Alle diese Organisationen sind „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“.

Im kulturellen Leben, besonders im Schulwesen, unternimmt das Regime große Anstrengungen, die unbestreitbar einen Rückgang des Analphabetentums zur Folge haben. Selbstverständlich bedeutet das eine Erfassung der Jugend.

Nach offiziellen Meldungen gibt es:

1 582 ungarische Schulen	24 slowakische	4 griechische
355 deutsche	22 russische	4 polnische
94 ukrainische	17 türkische	3 jiddische und
58 tatarische (!)	8 kroatische	2 armenische Schulen.
48 serbische	7 bulgarische	

Eine eigensprachige Universität besitzen die Madjaren in der Klausenburger „Bolyai-Universität“ mit ihren 10 Fakultäten, ferner ein Medizinisch-Pharmazeutisches Institut in Targul Mures (Neumarkt) mit 5 Fakultäten, eine landwirtschaftliche Hochschule in Klausenburg und ein Theaterinstitut ebendort.

An nichtrumänischen Theatern gibt es: Je eine madjarische Bühne in Klausenburg, Targul Mures, Skt. Gheorghe und Grosswardein, eine madjarische Oper in Klausenburg, eine deutsche Bühne in Kronstadt (zwei weitere deutsche Bühnen sollen in Hermannstadt und Temeschburg im Entstehen sein), ferner ein jiddisches Theater in Bukarest.

Die Kommunisten legen Wert darauf, die Nationalitäten in ihren eigenen Sprachen anzusprechen. In deutscher Sprache erscheint die Zeitung *Neuer Weg*, ferner die literarischen Zeitschriften *Kultureller Wegweiser*, *Banater Schriittum* und *Neue Welt*. Das Niveau ist erbärmlich. Dasselbe gilt von den madjarischen Blättern *Romániai Magyar Szó*, *Igazság* und *Falvak Népe*, sowie von dem griechischen Blatt „Stimme der Hellenen“ / *Glasul Elenilor* / und der russischen „*Narodnaja Demokratitscheskaja Rumanija*“.

Die begriffliche Umschichtung: „mitwohnende Nationalitäten“ statt „Minderheiten“, das Kollektiv der nichtrumänischen Nationalität als – wenn man so sagen will – Mitaktionär des Staates, die grundsätzliche Anerkennung der Volkspersönlichkeiten, wenn auch nur in bolschewisierter Form – das alles ist, und man soll es nicht unterschätzen, ein großer Schritt von den Anschauungen à la Versailles weg.

Leider scheint man das im antikommunistischen Lager nicht voll erkannt zu haben. Es ist bisher kein Versuch zu beobachten, die einseitigen Formeln von einst über Bord zu werfen. Der destruktive Begriff der „Minderheiten“ zeigt ein zähes Leben. Die „Minderheiten“ sollen für den Befreiungskampf ihrer Heimatländer gewonnen werden – genügt es, ihnen „die staatsbürgerlichen Rechte ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit und der Konfession“ zu versprechen? Bleibt in dieser Zusage nicht gerade das brennendste Problem offen, nämlich die Schicksalsfrage: werden die anderssprachigen Nationalitäten im Rahmen des zukünftigen Nationalstaates die Gewähr haben, daß sie als Rechtspersönlichkeiten, als geschichtlich gewachsene und verwurzelte Organismen Anerkennung finden?

Die Fragen sind ernst. Von ihrer Beantwortung hängt für die Nationalitäten, aber auch für die Staaten selber enorm viel ab. Die Krise der letzten 35 Jahre nötigt zu gründlichen Überlegungen, denn es hieße ihre Ursachen verewigen, wollte man die Zukunft auf bankerotten Formeln aufbauen.

Das gilt nicht nur in der Frage der Nationalitäten. Wenn einmal die sowjetische Welle zurückrollt, wird sie einen völlig veränderten Grund freilegen. Die frühere soziale Pyramide ist zerwalzt, die Völker haben ein neues gesellschaftliches Bewußtsein erhalten, Formen sind zerbrochen, seelische Änderungen haben stattgefunden. Vieles von dem, was einmal war, wird sich nicht mehr zum Leben erwecken lassen. Man kann den Kommunismus beseitigen, nicht aber die Probleme, die er hinterläßt.

Der Ostwirtschaftsblock als Wirtschaftsunion

„Sozialismus“ als Idee des Blocks

Der Ostwirtschaftsblock wurde unter der Idee einer besonderen Wirtschaftsform ins Leben gerufen, die zwar noch keineswegs in allen seinen Gliedstaaten verwirklicht, aber in dem führenden Staat bereits zu einem festen System gemacht worden war. Dieses System, das sich als System des „Sozialismus“ bezeichnete und das in dem führenden Staat unterdessen soweit entwickelt war, daß seine Theoretiker davon sprachen, daß es sich im Übergang zum „Kommunismus“ befinde, wurde von vornherein für alle Mitgliedsstaaten als Ziel der sozialökonomischen Entwicklung verkündet, und zwar mit einem Nachdruck, der keinem der Glieder eine Wahl ließ. Sozialismus hieß „sozialistische Planwirtschaft“, eine bestimmte Form der zentralgeleiteten Wirtschaft.

Mag dieses System in der Sowjetunion seit seiner Begründung auch mancherlei Veränderungen unterworfen gewesen sein – und manche Darsteller, insbesondere der politischen Entwicklung, sind nicht müde geworden, vor allem die Unbeständigkeit der Entwicklungslinie zu zeigen –, so steht doch fest, daß eine Tatsache zur unwandelbaren Grundlage des Systems wurde, seitdem es überhaupt aus dem Stadium des Experimentierens herauskam: die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Dies wurde eine der Forderungen für alle Mitgliedstaaten des Blocks. Dem steht im Westen eine Reihe vielfältiger Wirtschaftsformen gegenüber, und bei der Gründung von Wirtschaftsunionen der Westlichen Welt fehlen derartig eindeutige Forderungen im Hinblick auf die Einheitlichkeit der Eigentumsformen.

Es hat stets, und zwar bereits seit der Zeit der ausländischen Interventionen unmittelbar nach dem Ersten Weltkriege, zur außenpolitischen Ideologie der Sowjetunion gehört, sich selbst als isoliert und von Feinden umgeben zu sehen, deren Angriff man eines Tages ausgesetzt sein würde. Nach der Spaltung der Welt in zwei große Gruppen hat die Sowjetunion die Staaten ihres europäischen Machtbereichs nachdrücklichst zur politischen Blockbildung gegen den „amerikanisch-imperialistischen Block“ aufgerufen. War Stalin der Vertreter der Theorie des Sozialismus in einem Lande gewesen und hatte er in dieser seiner Auffassung über die Trotzki-Gruppe gesiegt, so bot die veränderte Lage nach dem Zweiten Weltkriege eine neue Chance¹: die Schaffung der Volksdemokratien als Vorstoß in die kapitalistische Sphäre.

Nun werden in Europa noch andere Staaten „sozialistisch“. Dieser Vorstoß bedeutet von der Sowjetunion her gesehen viel mehr, als das quantitative Gewicht dieser Staaten in der Weltwirtschaft an sich ausmacht, er bedeutet einen qualitativen Wandel. So ist die Blockbildung zugleich das Ergebnis eines Sieges, der Beginn einer

¹ Siehe Diskussion über das Buch von Eugen Varga, Veränderungen in der kapitalistischen Wirtschaft im Gefolge des Zweiten Weltkrieges. 1. Beiheft zur Sowjetwissenschaft. Verlag Kultur und Fortschritt G.m.b.H. Berlin.

neuen historischen Phase für die Sowjetunion, die Überwindung des Sozialismus in einem Lande.

Für das Verhältnis in den außenpolitischen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den übrigen Staaten des Blocks gibt es wiederum eine besondere sowjetische Ideologie: Die materielle Hilfe und politisch-moralische Unterstützung durch die Sowjetunion sichert den Ländern der Volksdemokratien die technisch-wirtschaftliche Unabhängigkeit von den kapitalistischen Ländern. Während eine Zusammenarbeit unter kapitalistischen Ländern stets zur Ausbeutung der weniger entwickelten durch die stärkeren führe, sei hier von seiten der Sowjetunion die „brüderliche Hilfe“ gewährt².

Die Realität des gemeinsamen wirtschaftsgeschichtlichen Vorgangs: die Industrialisierung

Was das Gewicht Rußlands im Rahmen der großen Mächte so nachdrücklich verändert hat, ist die Tatsache der Industrialisierung. Ein Vorgang, der in Mittel- und Westeuropa und in den Vereinigten Staaten von Amerika bereits seit langem eingesetzt und mit dem Ersten Weltkrieg bereits einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, setzte sich in Rußland nach den ersten Ansätzen seit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 nach schneller Entwicklung insbesondere im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und in der Zeit bis zum Ersten Weltkriege erst nach der Behebung der Schäden von Krieg, Revolution und Bürgerkrieg mit Macht durch und erzielte bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges erhebliche Erfolge in der industriellen Produktion. Um die industrielle Reservearmee für die weitgesteckte industrielle Entwicklung zu schaffen, wurde die Kollektivierung der Landwirtschaft durchgeführt.

Die politisch-militärischen Erfolge des Zweiten Weltkrieges gaben der Sowjetunion zwar einerseits die Verfügung über die hochindustrialisierten Gebiete der Sowjetzone Deutschlands und der Tschechoslowakei, andererseits aber auch über die vorwiegend agrarischen Gebiete Polens, Ungarns, Rumäniens, Jugoslawiens, Bulgariens und Albaniens. Und wie die Revolution von 1917 in vielen nicht von Großrussen bewohnten, insbesondere mittelasiatischen Gebieten des Zarenreiches verkünden konnte: ihr werdet mit unserer Hilfe den Weg finden aus eurer wirtschaftlichen Rückständigkeit zu einer entwickelten nationalen Volkswirtschaft, so wurden nach dem Zweiten Weltkrieg die Bewohner der „agrarisch-rückständigen“ Gebiete Mittelost- und Südosteuropas angesprochen.

Die These der Entwicklung der „nationalen Volkswirtschaft“ ist für manche Schichten dort zweifellos eine ansprechende Parole gewesen. Hinzu kam noch eine Tatsache, die den Nationalismus dieser Völker aufrütteln mußte: die Anfänge der Industriewirtschaft in diesen Ländern, wie sie bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bestanden, waren zum großen Teil von ausländischem Kapital abhängig gewesen. Das sowjetische Beispiel hatte gezeigt, daß mit der Festigung der bolschewistischen Macht die Rolle des Auslandskapitals aufhörte. Das war ein Ziel, das die Industriali-

² М. Паромов, формы и методы экономического сотрудничества СССР и стран народной демократии, вопросы экономики 1950, 12 = М. Паромов, Formen u. Methoden der wirtschaftlichen Zusammenarbeit der UdSSR und der Länder der Volksdemokratien, Woprosy Ekonomiki, 1950, 12.

sierung besonders verlockend erscheinen lassen sollte. Selbst die Motorisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft konnte als lockendes Ziel für gewisse Gruppen erscheinen, nachdem die Bodenreform die an sich schon sehr breite Schicht der Kleinst- und Zwergbauern noch mehr erweitert und eine Unzahl lebensunfähiger Betriebe geschaffen hatte.

Gemeinsame Tendenz der Wirtschaftspolitik

Da die Sowjetunion hinter den wirklichen Industrieländern der Erde in ihrer relativen industriellen Erzeugung noch immer zurückgeblieben ist, steht die Forderung „Mehr Produzieren!“ für sie unausweichlich fest. Nun ist dies an sich kein besonderes Charakteristikum, sondern diese Forderung gilt seit der Technisierung der Produktion als ein Bestandteil aller in diese Entwicklung einbezogenen Wirtschaftssysteme. Es ist aber dabei die Frage zu stellen: Zu welchem Zweck und Ziel soll mehr produziert werden? Die Antwort darauf ergibt sich aus der bisher befolgten Linie der sowjetischen Wirtschaftspolitik: die Konsumgüterversorgung der breiten Massen der Bevölkerung hat hinter anderen Notwendigkeiten zurückzustehen, und zwar hinter der Produktion für die Rüstung gegen die aggressive kapitalistische Umwelt und hinter den Investitionen für die Grund- und Schwerindustrie.

Das bedeutet nicht, daß sich der Lebensstandard der breiten Masse in der Sowjetunion nicht auch zeitweise gebessert habe, aber es bedeutet, daß er niedrig gehalten werden muß, solange nicht vordringlichere Ziele erreicht werden. Der sowjetische Lebensstandard und das Übergewicht der Schwerindustrie sind für die Ostblockländer verbindlich. Die hochindustrialisierten Gebiete der Tschechoslowakei und der Sowjetzone Deutschlands waren gezwungen, ihren Lebensstandard zugunsten des in der Sowjetunion gültigen aufzugeben, wenn freilich auch noch keine absolute Angleichung eintrat.

Die machtpolitischen Voraussetzungen für den Ostwirtschaftsblock

Da neben der Sowjetunion im Ostblock nur Klein- und Mittelstaaten vereinigt sind, so ist schon allein unter diesem Gesichtspunkt das sowjetische Gewicht besonders schwer. Da die hochindustrialisierten Länder verhältnismäßig klein, die Masse der Blockstaaten aber noch vorwiegend agrarisch oder „Industrie-Agrarländer“ sind, so wiegt das industrielle Gewicht der Sowjetunion im gesamten Block noch schwerer. Das gilt in noch höherem Grade für die Schwer- und Rüstungsindustrie. Dazu kommt die Tatsache, daß die Sowjetunion die absolute militärische Herrschaft ausüben kann und ausübt, da die bewaffneten Kräfte der anderen Staaten sowohl zahlenmäßig als auch im Hinblick auf ihre Ausrüstung eine völlig unbedeutende Rolle spielen. Eine weitere Garantie ist die innenpolitische Einheitlichkeit aller vereinigten Länder, die in der Herrschaft der einen Partei zum Ausdruck kommt, sei es nun der Kommunistischen Partei oder einer „Arbeiterpartei“ anderen Namens. Dazu diktiert diese Partei von der Sowjetunion aus, in der dieses politische System mit einem hierarchischem Aufbau schon seit langem in Funktion ist, in allen anderen Ostblockländern die gemeinsame Linie der Innenpolitik: rücksichtslosen Klassenkampf.

Die grundsätzliche Einstellung zur arbeitsteiligen Weltwirtschaft und die Rohstoffabhängigkeit

Es lag von Anfang an in der theoretischen Linie der sowjetischen Wirtschaftspolitik, auf die Autarkie hinzusteuern. Diese Haltung war noch durch die außenpolitische Ausgangslage bestimmt. Bereits 1918, nach dem Frieden von Brest-Litowsk, fürchtete man, von deutschen Industriefertigwaren überschwemmt und so im Aufbau, d. h. vorerst sogar im Wiederaufbau, der eigenen Industrie gehindert zu werden. Die Leninsche These, daß es im Außenhandel zwischen fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten und industriell weniger entwickelten stets darauf hinauslaufe, daß diese unterdrückt würden, liegt ebenfalls dem sowjetischen Verhalten zugrunde. Aus dieser Lage heraus entstand das Außenhandelsmonopol. Zwar war man sich in der Folgezeit klar, daß man ausländische Einfuhren gerade auch zum Aufbau der eigenen Industrie brauche, man entwarf im Rahmen des ersten Fünfjahresplanes den zu erstrebenden Umfang des künftigen Außenhandels, aber dieser Plan scheiterte, da die erforderlichen agrarischen Ausfuhr Güter als Gegenleistung für die geplante Ausfuhr nicht zur Verfügung standen.

Stieg auch der Außenhandel im Rahmen des ersten Fünfjahresplanes, so ging er doch nach dem Maximaljahr 1931 zurück, wohl auch deswegen, weil die Preise der sowjetischen Massenausfuhr Güter infolge der Weltwirtschaftskrise gesunken waren. Die Einfuhr von Gebrauchsgütern, die 1913 30% der Einfuhr ausmachte, war im Jahre 1937 auf einen Satz von 10% zurückgegangen. Da aber der Umfang des Außenhandels im ganzen geschrumpft war, so machte die Einfuhr von Gebrauchsgütern nur etwa den fünfzehnten Teil des Umfangs von 1913 aus.

Den entscheidenden Einfuhrposten bildeten, entsprechend dem Programm der Industrialisierung, die Produktionsmittel. Die Möglichkeit, den Ausfuhrhandel entsprechend den Notwendigkeiten des „Sozialistischen Aufbaus“ steuern zu können, bestand auf der Einfuhrseite durchaus, bis zu einem gewissen Grade aber auch auf der Ausfuhrseite, wie insbesondere die Politik gegenüber Deutschland in der ersten Zeit nach Kriegsausbruch zeigt: diejenigen Mengen an Erdöl und Getreide, die man einem Partner auf jeden Fall zur Verfügung stellen wollte, wurden lieferbar.

Unter den Bedingungen der sowjetischen Niederlage im Zweiten Weltkriege wurden große Einfuhren erforderlich. Es waren aber keine Gegenleistungen von seiten der Sowjetunion nötig, da die Lieferanten vor allem an einer wirksamen Kriegsführung der Sowjets gegen den gemeinsamen Feind interessiert waren. Die Rohstoffaufschlüsse in der Sowjetunion waren unterdessen im Laufe der drei Fünfjahrespläne der Vorkriegszeit so weit gediehen, daß bei dem Verzicht auf ausländische Verbrauchsgüter Rohstoffeinfuhren nur noch in einigen wenigen Sparten unerlässlich waren.

Die verhältnismäßig enge Fühlung mit der Westlichen Welt infolge der gemeinsamen Kriegsführung vermittelte der sowjetischen Wirtschaftsführung eine Reihe von Erfahrungen industriell-technischer Art. Infolgedessen nahm die Unabhängigkeit gegenüber dem Ausland auch hinsichtlich hochqualifizierter industrieller Erzeugnisse zu. Der Zugriff auf die hochindustrialisierten Gebiete der Tschechoslowakei und der Sowjetzone Deutschlands, vor allem auf ihren Bestand an Fachpersonal, ferner die Ausnützung der Fähigkeiten der deutschen Kriegsgefangenen und deportierten Spezialisten, trug zu der gleichen Entwicklung bei. Der Zugriff auf die agrarischen europäischen Ostländer brachte manche Erleichterungen auf der Rohstoffseite.

Was muß der Ostwirtschaftsblock unter diesen Voraussetzungen aus der Westlichen Welt einführen? An Rohstoffen sind es in erster Linie natürlicher Kautschuk, Wolle, Baumwolle und Zinn. An hochqualifizierten industriellen Fertigwaren, vor allem aber an industrieller Ausrüstung ist es mancherlei, was jeweils in die Industrialisierungsprojekte hineinpaßt, um die beim Aufbau auftretenden Lücken zu füllen. Es dürfte kaum so sein, daß diese Waren nicht in einiger Zeit in der Sowjetunion selbst hergestellt werden könnten, aber der Bezug vom Ausland erleichtert und beschleunigt den industriellen Ausbau. Da außerdem die Sowjetunion normalerweise keine Bedenken trägt, alles, was sie aus anderen Ländern bezogen hat, ohne besondere Lizenzen nachzubauen, so spielt auch die Frage der Ersatzteile nicht die Rolle, die sonst bei einer derartigen Abhängigkeit zu befürchten wäre.

In den Rahmen des industriellen Ausbaus im Sinne der Freisetzung von weiteren Arbeitskräften gehört auch die Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen. Das Bemühen einzelner westlicher Staaten, so z. B. Großbritanniens, ihrer stark ausgebauten Maschinenindustrie die nötigen Absatzmärkte zu schaffen, sorgt dafür, daß die Sowjetunion bereitwillige Lieferanten findet. Die weitere Expansion Westeuropas führt dazu, daß Absatzmärkte im Osten gesucht werden, wenn andere Märkte in der Welt nicht im gleichen Maße aufnahmefähig sind oder wenn sie als Gegenleistung nicht diejenigen Waren liefern können, die in West- und Mitteleuropa gebraucht werden, oder wenn der Einkauf dieser Waren in anderen Gebieten für Europa zu teuer wird.

Was hat nun der Ostblock an Lieferungen für den Westen zu bieten? Dies sind einerseits eine Reihe von Massengütern wie Kohle, Getreide und Holz, andererseits auch hochqualifizierte Industriegüter, deren Absatz als Devisenbringer wünschenswert erscheint.

Die Außenhandelsquote der Sowjetunion war im Jahre 1937 auf den Kopf der Bevölkerung nicht höher als in rückständigen überseeischen Kolonialgebieten. Die Sowjetunion hat jetzt, insbesondere im Rahmen der laufenden langfristigen Industrialisierungspläne, Lieferungen aus dem Westen nötig, deshalb unterläßt sie zur Zeit nichts, um auf die Ausweitung des Ost-Westhandels als eine günstige Lösung für beide Partner hinzuweisen. Das Ziel bleibt dabei das gleiche wie bisher: den Außenhandelsbedarf der Schwerindustrie und den Rüstungsbedarf zwar vorwiegend mit eignen Mitteln, aber doch für gewisse Spitzenbedürfnisse in der Westlichen Welt zu decken, während die Konsumbedürfnisse der Bevölkerung aus der noch immer recht schwachen Inlandsproduktion befriedigt werden sollen.

Die Bedeutung der einzelnen Glieder

Der Ostblock ist zweifellos eine besonders große und umfassende Wirtschaftsgruppierung. Die hervorragende Stellung, die die Sowjetunion mit weitem Abstand vor allen anderen Gliedern des Blocks einnimmt, wird auch noch durch die Tatsache unterstrichen, daß die industrielle Leistung aller anderen Glieder des Blocks zusammengenommen wohl nur etwa auf ein Viertel der Leistung der Sowjetunion und damit etwa auf ein Fünftel des Ganzen geschätzt werden darf. Dieses Zahlenverhältnis wird sich in den nächsten Jahren zugunsten der Gebiete außerhalb der Sowjetunion ändern, die an Gewicht zunehmen, je weiter die langfristigen Pläne verwirklicht werden.

Neben der stark industrialisierten Sowjetunion, die allerdings noch immer über eine breite agrarische Grundlage verfügt, stehen die hochindustrialisierten Gebiete der Tschechoslowakei und der Sowjetzone Deutschlands, neben ihnen das sich bereits aus seiner oberschlesischen und deutschen Erbschaft immer stärker industri-

alisierende Polen, das Agrar-Industrieland Ungarn und die „agrarischem-rückständigen“ Gebiete. Die Sowjetunion braucht die landwirtschaftliche Leistung dieser Agrargebiete zunächst nicht für die Ernährung der sowjetischen Bevölkerung, da sie selbst über Überschüsse verfügt. Die langfristigen Pläne dieser Staaten sehen relativ geringe Mengen an Investitionsgeldern für die Landwirtschaft vor, der Hauptteil wird auf jeden Fall für die Motorisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft eingesetzt, für den Zweck also, der der Freisetzung von Arbeitskräften für die Industrie dienen soll. Deshalb stieg die landwirtschaftliche Produktion dieser Staaten auch nur sehr langsam, sie blieb 1950 noch hinter dem Stand zurück, den die gesamte europäische Landwirtschaft nach der Überwindung der Kriegsfolgen erreichte. Erhebliche Überschüsse aus der agrarischen Produktion sind in den nächsten Jahren aus den bisher agrarischen Gebieten des Ostblocks für die Westliche Welt nicht zu erwarten, da sich infolge des wachsenden Anteils der industriellen Bevölkerung auch ein höherer Inlandsverbrauch ergibt.

Die Sowjetzone Deutschlands, die zwar auch unter der These wirtschaftet, daß der höchstmögliche Ertrag aus eigener Scholle gewonnen werden soll, wird aus den agrarischen Gebieten des Ostblocks ernährt, so insbesondere aus Polen. Den eigenen Zuckerüberschuß, der zur Deckung der Zuckerlücke in Westdeutschland ausreichen würde, muß die Zone in die schwächer versorgten östlichen Gebiete des Blocks abgeben.

Die Tschechoslowakei, die sich in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg nicht selbst ernähren konnte, aber etwa von 1930 ab Selbstversorger wurde, ist heute trotz des Verlustes des karpathenukrainischen Zuschußgebietes und der Vertreibung der zuschußbedürftigen Sudetendeutschen auf umfangreiche sowjetische Getreidelieferungen angewiesen.

Die Sowjetunion kann aus den übrigen Ostblockländern einen Teil des eigenen Rohstoffbedarfes decken, das gilt in erster Linie für Erdöl und Erdölderivate, und zwar für Derivate des natürlichen Rohöls aus Rumänien und Ungarn sowie aus dem von ihr besetzten österreichischen Erdölgebiet und aus Albanien, ferner für künstliche Erdölzeugnisse der Kohleverflüssigungswerke der Sowjetzone Deutschlands. Es ist bekannt, daß der Kraftwagenbau der Sowjetunion in erster Linie Bau von Lastkraftwagen war und ist. Der Bau von Personenwagen ist bedeutungslos. Die anderen Ostblockländer, die nur eine schwache oder eine erst zu entwickelnde Kraftwagenproduktion haben, werden sie nach dem gleichen Muster aufbauen: so zeigt sich auch im einzelnen immer wieder dasselbe Bild: die gleiche Bewertung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die gleiche Zurückstellung aller Konsumwünsche in allen Ländern des Blocks führt dazu, daß der Verbrauch bestimmter Materialien so geregelt ist, daß Ausfuhrwünsche der Sowjetunion auf keinen Widerstand mehr stoßen können.

Durch die Einbeziehung Jugoslawiens in den Ostblock hoffte die Sowjetunion, die eigene Kupferversorgung etwa um ein Fünftel, und die Versorgung mit Zink etwa um einen ähnlichen Hundertsatz verbessern zu können. Als Jugoslawien ausfiel, mußten diese Anstrengungen vor allem in der Sowjetunion selbst gemacht werden.

Die großen Bauxitlager Ungarns, die früher in der Weise ausgenutzt wurden, daß das Bauxit nach Deutschland ausgeführt wurde, sind heute nur zum Teil genutzt. Nach den im Fünfjahresplan festgelegten Forderungen über den Ausbau der Kapazität der Tonerefabriken und der Aluminiumwerke hat es den Anschein, als plane die Sowjetunion die Ausnützung dieser Lager bis zu einem bestimmten Grade.

Die Produktion bestimmter hochqualifizierter Industriezweige der Sowjetzone Deutschlands wurde fast zur Gänze für sowjetische Bedürfnisse in Anspruch genommen. Dies gilt zum Teil auch für die gleiche Art der industriellen Produktion in anderen Staaten des Ostblocks.

Sollen die Ziele der langfristigen Pläne in den außersowjetischen Ostblockstaaten verwirklicht werden, so ist es freilich nicht möglich, diese Produktionsmittel weiter aus den Ländern herauszuziehen, dann ergibt sich die Notwendigkeit, diese Produktion den Ursprungsländern zu belassen, ja selbst unter Umständen noch mit eigenen Lieferungen zu dem industriellen Aufbau beizutragen, der der Sowjetunion eines Tages noch eine ganz andere industrielle Macht durch die Mobilisierung der industriellen Reservearmeen dieser Länder verleihen wird.

Der Ostblock kam unter einer ganz bestimmten außenpolitischen Situation zustande: ein Weltkriegssieger rückte in die Gebiete ein, die gegen ihn im Kriege gestanden hatten (die Sowjetzonen in Norddeutschland und in Österreich, Bulgarien, Ungarn, Rumänien) oder in Gebiete, die als Kriegführende keine Rolle gespielt hatten, wie die Tschechoslowakei, Polen und Albanien, die er aber aus einer ihnen ebenfalls nicht genehmen außenpolitischen Bindung „befreit“ hatte. Die Sowjetunion hat den Staatsvölkern der Tschechoslowakei und Polens in der Erfüllung ihre extremsten nationalistischen Wünsche erlaubt, indem sie ihnen die neuen Grenzen garantierte oder den Vollzug der Bevölkerungsverschiebung radikal und schlagartig durchzuführen gestattete. Die neuen Regierungen lebten von Gnaden der Sowjetunion.

Die neuen Gebiete waren dem Sieger also entweder ausgeliefert oder verpflichtet. Diese Tatsache kam sowohl in den Reparationsverpflichtungen wie in den Forderungen beim Abschluß der Handelsverträge zur Geltung, darüber hinaus in den besiegten Ländern zugleich noch in der Bildung von gemischten oder von Sowjetgesellschaften für die wesentlichsten Schlüsselindustrien. Damit war die Verfügung über große Teile der Industrien dieser Länder örtlichen sowjetischen Verfügungsberechtigten in die Hände gegeben. Wurde so das Auslandskapital aus dem Westen, insbesondere aus Deutschland, durch sowjetischen Einfluß abgelöst, so geht dieser eben viel weiter, da auch die Regierungen politisch entmachtet sind und die Gesellschaften zudem eine Sonderstellung im Rahmen der „nationalen Volkswirtschaften“ der einzelnen Gebiete einnehmen. Wenn es einen Vergleich mit dem Einfluß der Sowjetunion in den Gebieten des Blocks gibt, so dann nur den der deutschen Kriegswirtschaft in dem allerletzten Abschnitt des Krieges, jedoch bei einem viel weniger einschneidenden innenpolitischen Regime und bei viel geringeren Kontrollmöglichkeiten in allen Winkeln des Landes.

Die Formen des Außenhandels

Die Sowjetunion begann verhältnismäßig schnell nach Kriegsschluß, Handelsverträge mit den einzelnen Staaten abzuschließen, die ihr neben den Lieferungen aus den Reparationen weitere Lieferungen zusicherten. Dies gilt zum Beispiel für die Öllieferungen aus Rumänien. In den Rahmen der Planwirtschaft gehört die Festlegung auf lange Sicht, so wurden gewissermaßen parallel zu den langfristigen

Wirtschaftsplänen langfristige Handelsverträge mit den einzelnen Ländern abgeschlossen, häufig mit fünfjähriger Dauer. Die Verrechnung erfolgte in den ersten Jahren stets auf Dollar, während sich erst von 1951 an die Verrechnung auf Rubelbasis durchzusetzen begann. Die Verträge waren nicht nur auf den Warenaustausch, sondern auch auf die sonstige wirtschaftliche Zusammenarbeit gerichtet. Es scheint, daß man dabei bereits sehr weit geht, daß man versucht, die Konkurrenz, die in der freien Marktwirtschaft herrscht, auch in dem positiven Sinne auszuschalten, daß die Erfahrungen nicht nur unter den einzelnen Volkswirtschaften, sondern auch unter den einzelnen Werken von Land zu Land ausgetauscht wurden. Dabei ging man anscheinend zuerst davon aus, daß die Zusammenarbeit zunächst als zweiseitiger Austausch zu beginnen, in besonders günstigen Fällen zu intensivieren, und dann erst in eine mehrseitige Zusammenarbeit überzuleiten sei. Es wurden sozusagen mehrere Untergruppen im Rahmen des Ganzen geschaffen.

So war in den ersten Jahren nach dem Kriege der wirtschaftliche Aufschluß Albaniens im wesentlichen den Jugoslawen überlassen worden. Eine engere Zusammenarbeit besonders auf dem Gebiet der Aluminiumerzeugung war zwischen Ungarn und Jugoslawien angebahnt worden. Später wurde insbesondere die tschechisch-polnische Zusammenarbeit gefördert. Zur Zeit wird vor allem eine stärkere Intensivierung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit innerhalb des Dreiecks Polen, Tschechoslowakei, Sowjetzone Deutschlands angestrebt.

Im Rahmen dieser Zusammenarbeit wird sich auch eine Arbeitsteilung auf den verschiedenen Produktionsgebieten ergeben, wie sie bereits deutlich auf dem Gebiet des Maschinen-, Fahrzeug- und Industrieausrüstungsbaus in Erscheinung tritt. Gerade ein Ausgleich innerhalb der differenzierten und hochqualifizierten Produktion ist das Entscheidende, er kann nur durch eine dauernde enge Zusammenarbeit erzielt werden. Es ist das stets wieder verkündete Ziel der Sowjetunion, das aber auch in den Verlautbarungen der anderen Staaten immer wieder zum Ausdruck kommt, daß der Handel zwischen den Ostblockländern intensiviert werden müsse. Das hat dazu geführt, daß sich zur Zeit über die Hälfte des Außenhandels der Ostblockländer innerhalb des Ostblocks abspielt. Dabei bestehen zwar Unterschiede insofern, als einige Staaten noch stärkere Beziehungen zum Westen haben als andere, aber im ganzen gesehen bildet sich ein einheitliches Schema heraus. Außenhandel der Ostblockländer heißt zur Zeit in erster Linie: Außenhandel innerhalb des Ostblocks, und das soll es auch heißen. Welcher Wandel sich dabei für die Sowjetunion, in erster Linie aber für die übrigen Ostblockländer, vollzogen hat, geht daraus hervor, daß ein Außenhandel der Sowjetunion mit diesen Ländern vor dem Kriege so gut wie nicht bestand, wenn man vom Handel mit Deutschland absieht, als dessen einer Teil nun die Sowjetzone in Erscheinung tritt. Die feste Verknüpfung zwischen der Sowjetunion und den übrigen Ostblockländern im Außenhandel ist eigentlich nur mit den starken Außenhandelsverflechtungen zwischen Deutschland und den Südoststaaten im Rahmen der deutschen Kriegswirtschaft zu vergleichen.

Die Abstimmung der Fünfjahrespläne

Moskau läßt stets wieder die These von der „Entwicklung der nationalen Volkswirtschaften“ verlauten, und sowohl die sowjetische Wirtschaftsführung wie die

Führung der übrigen Ostblockländer betonen immer wieder, daß die Steigerung der industriellen Produktion, besonders aber der schwerindustriellen und in ihrem Rahmen in erster Linie wieder der Werkzeugmaschinen-Produktion die vordringlichste Aufgabe ist.

Die Erwägungen, die bei westeuropäischen Wirtschaftsunionen auftreten, daß eine Überproduktion eintreten könnte, fallen hier völlig weg, und sie können wegfallen, da die zur Verfügung stehenden industriellen Kapazitäten und die zur Verfügung stehenden Rohstoffe bis jetzt und auf lange Sicht auf jeden Fall geringer sind, als es der Bedarf erfordert. Die Kopfquote der industriellen Produktion ist noch immer, und zwar sicher noch auf längere Zeit, so niedrig, daß tatsächlich stets ein „Mangel“ besteht, wenn man die Menge der vorhandenen Produktion mit den gesetzten Zielen vergleicht.

Aus diesen Gründen kann eigentlich jede der einzelnen Volkswirtschaften auf dem industriellen Gebiet so viel wie nur irgend möglich produzieren und ihre industriellen Kapazitäten so weit wie nur möglich erweitern, da nicht zu erwarten ist, daß diese Kapazitäten ungenutzt bleiben werden. Diese Grundsätze gelten freilich nur für eine bestimmte Phase der Entwicklung und nur für die Industrie. Freilich müssen die Länder auch ihre landwirtschaftliche Erzeugung in Zukunft steigern, um die von Jahr zu Jahr anteilmäßig wachsende industrielle Bevölkerung zu verpflegen, aber darüber hinaus scheint kein wesentliches Interesse an einer Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion zu bestehen.

Die Tatsache jedoch, daß zunächst keine Gefahr einer Überproduktion eintritt, wenn die einzelnen Mitglieder des Ostwirtschaftsblocks sozusagen „drauflosproduzieren“, schließt nicht aus, daß eine Abstimmung unter den einzelnen nationalen Volkswirtschaftsplänen vorgenommen wird. Eine Abstimmung der einzelnen Volkswirtschaftspläne wurde auf jeden Fall in dem Sinne vorgenommen, daß die Planforderungen heraufgesetzt wurden. Typisch war dafür die Revision der Pläne in den Jahren 1950 und 1951, als zweifellos auf Weisung von zentraler Stelle – stets zu gleicher Zeit in mehreren Ländern – die Planziele „spontan“ nach oben revidiert worden waren.

Infolge der strengen Zurückhaltung bei allen Veröffentlichungen sind die Erfolge der Pläne keineswegs immer zu übersehen, besonders schwer vor allem auf dem Gebiet der Fertigwarenproduktion, jedoch läßt sich wohl im allgemeinen aus den Ergebnissen der Produktion von Grund- und Rohstoffen sagen, daß die gesetzten Ziele erreicht wurden.

Die Steuerung der Pläne von zentraler Stelle aus scheint also zumindest auf einigen Gebieten der Produktion wirksam zu sein, beschränkt sich jedoch keineswegs auf das Gebiet der Produktion allein. Auch eine gemeinsame Steuerung der Preis- und Lohnpolitik wird, bei unmittelbaren Eingriffen Moskaus, vorgenommen.

Typisch dafür war die Mission Eugen Vargas in Ungarn. (Nun hat Varga zweifellos eine gewisse Doppelstellung, da er aus Ungarn gebürtig ist und erst nach der mißglückten Räterevolution nach Moskau ging.) Varga stellte damals fest, daß in Ungarn die Löhne zu hoch seien und daß im Vergleich zum Umfang der Produktion zu viel ausgegeben werde. Um höhere Ergebnisse in der Zukunft zu erzielen, müßte mehr gespart und auf Grund der Ersparnisse mehr investiert werden.

Die gemeinsame Steuerung zeigt sich auch in der Art, wie man versucht, einen höheren Lebensstandard bei erhöhter Produktion zu erzielen. Es ist zur festen Praxis geworden, daß man in diesem Falle nicht die Löhne herauf, sondern bei gleicher Höhe der Nominallöhne die Preise herabsetzt.

Die Ostländer stehen seit langer Zeit unter Inflationsdruck, weil die Bedürfnisse der Bevölkerung, die sie gerade auf Grund der höheren Löhne in der Industrie – im Vergleich zur Landwirtschaft – befriedigen möchten, nicht befriedigt werden können. Auch die geringe landwirtschaftliche Produktion trägt zur Entstehung dieses inflationistischen Druckes bei. Bei der Beobachtung der wirtschafts- und sozialpolitischen Entwicklung in den einzelnen Ländern kann man ständig Parallelen feststellen, häufig sogar sind es inhaltliche und zeitliche Parallelen.

Dies zeigt sich zum Beispiel in der Regelung des Tempos der agrarischen Revolution, d. h. im Übergang zur landwirtschaftlichen Großflächenwirtschaft und in dem damit verbundenen Klassenkampf von oben. Das Tempo dieser Umwandlung ist gemäßigt, und zwar „auf Grund der Erfahrungen der Partei der Bolschewiki in der Sowjetunion“, und das Tempo wird in Hinsicht auf den Klassenkampf bestimmt, wie es gelingt, mit den einzelnen bäuerlichen Gruppen fertig zu werden. Es war zu der Zeit, als der Kampf gegen die „Kulaken“ mit allen Mitteln im Gange war, für die politische Führung von ausschlaggebender Bedeutung, die Spaltung im erfolgreichen Sinne weiterzuführen, d. h. keine Mittelbauern in die Arme der „Kulaken“ zu treiben. Überzeugung durch Propaganda und durch die materiellen Ergebnisse der staatlich geförderten Kollektivwirtschaften sollen die Kleinbauern und Mittelbauern zum „freiwilligen“ Eintritt in die Kollektivwirtschaften veranlassen. Um dies zu erreichen, besser gesagt, eines Tages zu erzwingen, wurden aber auch alle Mittel und Wege des Klassenkampfes von oben gegen die „Kulaken“ in einer überraschend einheitlichen Art und Weise für alle außersowjetischen Ostblockländer gemeinsam festgelegt.

Alle diese politisch-strukturellen Ziele gehören mit in die langfristigen Pläne hinein, sie werden zweifellos einheitlich gesteuert.

Diese einheitliche Steuerung auf den verschiedensten Gebieten der Wirtschaftspolitik beruht insbesondere auf der einheitlichen Auslese der obersten Spitzen der herrschenden Hierarchien, ihrer autokratischen Machtausübung und ihrer Schulung in der Moskauer Emigration. Ist wie nach jeder Revolution in einem diktatorisch-autokratischen System auch stets die innere, im Lande gebliebene Opposition an der Macht zu beteiligen, so tritt dann stets die Emigration in der politischen Führung entscheidend auf.

Moskau hat die kommunistische Emigration jahrelang geschult. In alle außersowjetischen Ostblockländer kehrten deshalb nach dem Kriege gut vorbereitete Gruppen zurück, und zwar nicht nur Gruppen revolutionärer Theoretiker, sondern Männer, die in einem großen Staatsapparat die Praxis miterlebt und erarbeitet hatten, die von Moskau auch für die übrige Welt gewünscht und gefordert wurde. Die straffe Disziplin und die bedingungslose Verantwortung, die ihnen während ihres Aufenthaltes in der Sowjetunion auferlegt waren, gelten für sie ebensosehr bei der Erfüllung ihrer von Moskau diktierten Aufgaben in ihrer alten Heimat. Ihr Bewußtsein reicht – bei allen „nationalen Volkswirtschaftsplänen“ – über die eigene nationale Volkswirtschaft hinaus. Die Verpflichtung lautet eigentlich auf das jetzt bestehende Sowjetsystem in den Grenzen des Ostblocks.

Die Gemeinsamkeit der Aktionen

Trotz der Abstimmung der einzelnen „nationalen Volkswirtschaftspläne“ geht die Angleichung der industriellen Produktion noch nicht gar zu weit. Es kann noch „drauflosproduziert“ werden, weil es noch an fast allem fehlt. Jedoch steigt der Grad der Koordinierung von Jahr zu Jahr.

Aber zunächst sind bei der Rückständigkeit der meisten Volkswirtschaften, die der Sowjetunion angegliedert sind, noch Binnenfragen zu erledigen, bevor ein Schritt weitergegangen werden kann. So besteht auch heute noch keine gemeinsame, zumindest einige Länder umspannende Energieversorgung, so weit sie nicht schon aus früheren Zeiten in schwacher Form bestand. So ist die Versorgung des ungarischen Staatsraumes mit billiger Wasserkraft aus den Karpathen noch nicht diskussionsreif. Ebenfalls haben die Gebiete mit normalspurigem Eisenbahnnetz noch nicht den Anschluß an das sowjetische Breitspurnetz vollziehen müssen. Dafür waren allerdings vielleicht außerwirtschaftliche Gründe maßgebend. Auch dabei zeigt sich, daß das sowjetische System auf dem Wege der Vereinheitlichung nur Schritt für Schritt und sehr realistisch im Rahmen des jeweils Erreichbaren vorgeht.

Es gibt eine Reihe von gemeinsamen Aktionen gegenüber der Westlichen Welt, die genau so wie die rein politischen sichtbar werden. Dazu gehört die gleichklingende Tonart, die von allen Ostblockländern in den internationalen Gremien zu hören ist. Dazu gehört die gleiche Reaktion auf alle vom Westen ausgehenden Maßnahmen in der Außenhandelspolitik. Dazu gehört zur Zeit das gemeinsame Eintreten für eine Erweiterung des Westosthandels. Die Außenwirtschaftspolitik vollzieht sich also als gemeinsame Aktion. Sind Unterschiede sichtbar, so sind sie ohne Zweifel dadurch bedingt, daß sich Moskau durch eine nach Ländern unterschiedliche Haltung gegenüber dem Westen bestimmte Vorteile für seine Gesamtpolitik verspricht.

Neben der Kominform als dem gemeinsamen politischen Instrument des Ostblocks besteht der „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ als gemeinsames wirtschaftliches Instrument. Abgesehen von dem Zeitpunkt seiner Gründung, Januar 1949, und seinen allgemeinen Aufgaben und Zielen ist über diese Behörde kaum etwas verlautet worden.

Zuerst war Albanien nicht Mitglied des Rates. Daß die Sowjetzone Deutschlands erst spät aufgenommen wurde, Juli 1950, ist selbstverständlich.

Was es eigentlich bedeutet, daß über diese Behörde und ihre Tätigkeit, so gut wie keine, und zwar auch nur wenige propagandistische Äußerungen an die Öffentlichkeit gelangten, ist schwer zu sagen.

Es kann unter Umständen sogar der Fall sein, daß dieser Behörde nur eine geringe Aufgabe zukommt. Es gibt innerhalb des einheitlichen Systems des Ostblocks eine derartige Menge von Verbindungen, Verflechtungen und Kanälen, daß die oberste Wirtschaftsführung in Moskau keineswegs darauf angewiesen ist, aus dieser Körperschaft das entscheidende Instrument für die Wirtschaftspolitik des Ostblocks zu machen.

Der Ostblock geht in der Gemeinsamkeit auf dem wirtschaftlichen Gebiet nicht nur über den Rahmen einer Zollunion, sondern selbst über den Rahmen einer Wirtschaftsunion hinaus. Er zeigt sich uns als ein Staatenbund, dem die dominierende Macht völlig einheitliche politische, wirtschaftliche und kulturelle Züge aufprägt.

Das Schicksal der Kalmücken

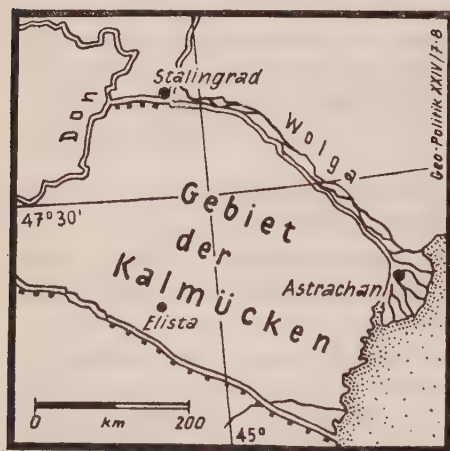
Zwischen Chinesen und Russen

Die Kalmücken sind mongolischer Herkunft, aber auf ihren Wanderungen vermischten sie sich mit Völkern anderen Ursprungs, besonders den Kirgisen (Kara-Kirgisen), einem Turkvolk. Sogar ihr Name *Kalmücken* ist türkisch.

Während der Herrschaft der Ming-Dynastie (1368 — 1644) setzten sich die Kalmücken im nordwestlichen Asien fest. Ihr Khan Esen nahm 1449/50 sogar den chinesischen Kaiser Jing-tsung gefangen. Im 16. Jahrhundert saßen sie zwischen Altai- und Tien-Schan-Gebirge, der Wüste Gobi und dem Balkasch-See. Sie sickerten nach Tibet, Westsibirien und in die Steppen ostwärts der Wolga von ihren zentralasiatischen Sitzen aus ein.

Die nach Westen gerichtete Wanderung führte zur Begegnung mit den Russen. Um 1630 überschritt der Torgut-Stamm unter Kho-orlok den Ural, und zwischen 1632 und 1638 ließen sich 50 000 *kibitkas* mit 200 000 bis 250 000 Menschen am Unterlauf der Wolga nieder. (*Kibitka* entspricht der mongolischen Jurte, ist ein

Zelt aus Filz auf Holzrahmen, das eine vier- bis fünfköpfige Familie beherbergt).



Die Dsungaren in Sinkiang versuchten am Ende des 17. Jahrhunderts Vormacht des Oirat-Bundes zu werden, wurden aber zwischen 1690 und 1696 durch den Mandschu-Kaiser geschlagen. Von ihnen hatten sich andere Stämme schon 1686 getrennt, die sich durch das Kirgisengebiet im südlichen Sibirien bis zur Wolga durchkämpften. Wer im Osten blieb, wurde dem Mandschu-Reich einverleibt. (1723 siegten die Chinesen auch über die nach Tibet eingedrungenen Mongolenstämme.) 1771 lud der Sohn des Himmels sogar die Stämme, die unter russischer Herrschaft lebten, zur Rückkehr in sein Reich ein.

Die Wolga-Kalmücken blieben bis zum Tode Peters des Großen mehr oder weniger unabhängig. Bald unterstützten sie die Russen gegen andere Stämme, bald wandten sie sich gegen den Zaren. Dann aber festigte sich die russische Macht, und 1770/71 wichen 30 000, nach anderen Quellen 50 000, *kibitkas* vor der Herrschaft der Zarin Katharina über die chinesische Grenze aus.

Der Winter von 1770 auf 1771 war ungewöhnlich milde, so daß die Wolga bis zum Abmarschtermin nicht zufror. Etwa 15 000 *kibitkas* oder 70 000 Menschen mußten deshalb auf dem westlichen Wolga-Ufer zurückbleiben. Für die Zarin mag der Auszug der Masse der Kalmücken militärisch viel bedeutet haben, denn gerade in jenen Jahren stand sie im Kriege mit den Türken (1768–72) und mußte sich mit dem Bauern- und Kosakenaufstand Pugatschews (1773–75) auseinandersetzen. Ein

starkes Kalmückenaufgebot hätte Verderben bringen können. Die zurückgebliebenen Reststämme aber konnte sich das Zarenreich eingliedern. Das gemeinsame Khanat wurde abgeschafft, und mehrere unabhängige Khans erfüllten von nun an durch gegenseitige Eifersucht die Wünsche der Russen, denen sie das *divide et impera* leicht machten.

Die Russische Revolution

Die Zaren legten nach und nach russische Dörfer in der Kalmückensteppe an, deren Bauern nicht zu eigen saßen, sondern Land von den Kalmücken pachteten und ihr Vieh durch kalmückische Hirten auf kalmückische Weiden treiben ließen. Über die Zahlung der Weiderechte und der Pacht kam es zu ständigen Reibereien. Schon im Februar 1917 brachen in Astrachan und auf dem Lande Unruhen aus.

Während die Bolschewiken die Unruhe schürten, wurden Adel und Priesterschaft der Kalmücken hellhörig. Die beiden Abgeordneten der letzten Zarenduma Fürst Tundutow und Fürst Tjumen verabredeten im Juni 1917, daß die Kalmücken in die von Astrachan aus befehligten Kosakenregimenter eintreten sollten. Klerus und Volk bestätigten auf feierlichen Zusammenkünften, die im Juli in Astrachan und Kalmyzkij Basar stattfanden, die Abmachungen mit den Kosaken, und das Kosakenheer nahm im September offiziell das kalmückische Angebot an. Am 23. Dezember 1917 bildete sich eine kalmückische Regierung, zu der auch die beiden Abgeordneten gehörten.

Die Kalmücken verloren kostbare Zeit, indem sie auf Verstärkungen von Kornilows Donkosaken warteten. Als die Kosaken am 12. Januar 1918 schließlich Astrachan gemeinsam mit einer kleinen Kalmückenabteilung angriffen, siegten die Bolschewiken. Sie verhinderten die kalmückische Mobilmachung und konnten am 25. Januar 1918 einen großen Teil der Kalmückensteppe an sich reißen, nachdem Tundutow und Tjumen mit nur 300 Mann zu den Donkosaken geflohen waren. Am 20. Februar 1918 bildeten sie in Kalmyzkij Basar eine vorläufige Regierung, in der ein Arzt, ein Lehrer und ein Beamter als kalmückische Vertreter saßen.

Die Masse der Kalmücken war allerdings nicht für die rote Sache gewonnen, sondern blieb den alten Führern treu, die sich Denikin angeschlossen hatten. Das „Kalmückische Exekutivkomitee“ in Astrachan machte die Männer in dem seiner Herrschaft unterstehenden *ulus* (Bezirk) mobil, um sie den weißen Truppen fernzuhalten (von 1918 bis 1923 zogen die Bolschewiken 18 000 kalmückische Reiter zur Kavallerie der Roten Armee ein).

Zahlreiche Kalmücken liefen zu den Weißen über, bei denen ihre angestammten Führer standen. Ihr Widerstand gegen den Bolschewismus verschärfte sich, als in der zweiten Hälfte des Jahres 1918 die russischen Ansiedler Besitz von großen Strecken des fruchtbaren Ackerlandes in der Kalmückensteppe ergriffen und auch kalmückisches Vieh an sich brachten. (Als Begründung gaben sie die „konterrevolutionäre“ Gesinnung der Kalmücken an.) Auch die weißen Truppen requirierten Vieh für sich, schon weil sie es nicht den Roten in die Hände fallen lassen wollten, so daß die Kalmücken in Not gerieten.

Am 22. Juni und am 2. Juli 1919 erließ Lenin als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare Aufrufe an die „kalmückischen Brüder“ und forderte sie zur Teilnahme am Kampf gegen Denikin auf. Am 24. Juli garantierte die Moskauer Re-

gierung den Kalmücken ihren Land- und Viehbesitz und machte sie mit der Deklaration über die Rechte der „Völker Rußlands“ bekannt. Im Winter 1919/20 eroberten die Roten die Kalmückensteppe. Partisanen und Versprengte wurden entweder zur Übergabe veranlaßt oder aufgerieben. Eine Generalamnestie im Jahre 1922 brachte einige Kalmücken und russische Siedler zurück in die Kalmückensteppe. Kleine Gruppen fanden den Weg in die Emigration nach Westeuropa.

Vom 1. bis 9. Juni 1920 tagte eine „All-Kalmückische Konferenz“. Auf Grund ihrer Beschlüsse erließ Moskau am 2. September 1920 eine Verordnung über die Gründung eines Autonomen Kalmückengebiets (*Oblastj*), die am 4. November von Kalinin, Lenin und Enukidse unterzeichnet wurde.

Die Autonome Kalmückenrepublik

Das Autonome Gebiet, das die Kalmückensiedlungen der früheren Gouvernements Astrachan und Stawropol zusammenfaßte, wurde am 27. Oktober 1935 zur Autonomen Sowjetrepublik (ASSR) Kalmykija erhoben, die rechtlich bis zum 27. Dezember 1943 bestand. Im Nordosten grenzte ihr Territorium an die untere Wolga, im Südosten ans Kaspische Meer, im Süden und Südwesten an die Autonome Sowjetrepublik Daghestan und die nordkaukasischen Gebiete, im Westen an den Bezirk Rostow, im Nordwesten an den Bezirk Stalingrad. Sie umfaßte 74 163 qkm.

Während früher Zarizyn (das spätere Stalingrad) und Astrachan die Verwaltungssitze für die Kalmückensteppe gewesen waren, wurde 1927 neben dem kleinen Dorf Elista eine neue Hauptstadt angelegt (1943 umgenannt zu *Stepnoi*). 1939 lebten 115 000 – 120 000 Kalmücken in Kalmykija, das insgesamt 220 700 Einwohner hatte, dazu noch 14 000 – 20 000 am Terek oder in anderen Teilen der Sowjetunion. Sie bildeten damals rund 35% der in der Sowjetunion lebenden Mongolen und machten etwa 58% der Bevölkerung in ihrem eigenen Gebiet aus. Die größte Zahl der Kalmücken lebte in China: 400 000. Alle Kalmückensämme zusammen stellten etwa 20% der rund 3 Millionen Mongolen dar, die es in der Sowjetunion, der Mongolischen Volksrepublik und China mit seinen Außenländern gab.

Während die Gesamteinwohnerzahl von Kalmykija zwischen 1924 und 1939 um 34,5% zunahm, wuchs die kalmückische Bevölkerung der Republik nur um 9%. Das Wachstum der Kalmücken in der Gesamtperiode von 1870 – 1939 ist sehr gering, — darin wirken sich die schweren Verluste der Bürgerkriegszeit aus. 1924 bildeten die Kalmücken 66% der Einwohnerschaft ihrer Republik, 1928 sogar 75%, danach sank ihr Anteil. Die anderen Volksgruppen waren 1924:

Russen	21%
Ukrainer	12%
Tataren	0,6%

Es zeigte sich also ein nachhaltiger Russifizierungsvorgang.

Vor 1917 galten nur 17% der Kalmücken als sesshaft, 1934 jedoch 72%. Nur 1,3% der Kalmücken (1700 Menschen) gehörten 1926 zur Stadtbevölkerung. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sie auch an der städtisch-industriellen Entwicklung bis zum Zweiten Weltkrieg nur in geringem Maße beteiligt waren. Von der Gesamtbevölkerung aller Volksgruppen in der Autonomen Republik lebten 1933 7% und 1939 16% in Städten.

Das Volkstum der Kalmücken

Die führenden kalmückischen Mundarten in der Autonomen Republik waren Derbet und Torgut. Auch die Kalmücken vom Don, dem Ural und dem Orenburger Gouvernement, die nach Kalmykija einwanderten, sprachen ähnlich wie diese beiden Mundarten. Als liturgische Sprache wurde das Tibetanische benutzt.

An die Stelle der traditionellen Kalmückenschrift trat nach der Revolution eine kyrillische Umschrift, die von der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion ausgearbeitet worden war. Sie wurde 1930 durch eine lateinische Umschrift ersetzt, an deren Stelle jedoch 1937 eine neue kyrillische Transskription trat.

In der Zarenzeit konnten nur Adel und Klerus lesen und schreiben. Nur 2,6% der Bevölkerung Kalmykijas waren 1924 lesefähig, 1940 aber hatte sich der Satz auf 91% gesteigert. Die wenigen Schulen der Zarenzeit benutzten Russisch als Unterrichtssprache. Die Sowjets dagegen bestimmten z. B. 1922/23 45,2% der Ausgaben im Staatshaushalt der Autonomen Republik für das Schulwesen. 1940 gab es 302 Schulen mit 1327 Lehrern und 44 000 Schülern. 300 kalmückische Studenten besuchten Hochschulen in der Russischen Föderativen Sowjetrepublik. Die Unterrichtssprache in den ersten vier Schuljahren war Kalmückisch. Das bedeutete jedoch nicht viel mehr als „Optik“, denn vom fünften Schuljahr an war Russisch die Unterrichtssprache, und einen Aufstieg gab es nur über die Sprache des in der Sowjetunion zahlreichsten Volkes.

Kalmykija wurde mit den üblichen Anstalten der sowjetischen Kulturpolitik (Volkskulturräusern, Kolchosbibliotheken usw.) ausgestattet. 1919 begann die erste kalmückische Zeitung als Schulungsorgan für das Erste Kalmückische Kavallerieregiment der Roten Armee (*Ulan-Khal'mag*), sie wurde 1939 eingestellt. Die russische Wochenzeitung *Krasnyj Kalmyk* wurde im Mai 1923 um eine kalmückische Seite erweitert. Aus diesen Anfängen entwickelte sich eine kalmückische Presse, die 1940 17 Zeitungen und mehrere zweisprachige kalmückisch-russische Zeitschriften umfaßte.

1926 wurde in Astrachan eine kalmückische Schauspielschule gegründet, aus der 1928 ein kalmückisches Nationaltheater hervorging. Gesang- und Tanzgruppen und ein Puppentheater gaben Vorstellungen in der Republik.

Der Sender Elista gab kalmückische Nachrichten und sendete Volksmusik.

Die Filme der 7 Kinos und der 21 mobilen Vorführungseinheiten allerdings waren russisch. 1939 hatten auch drei kalmückische Theater russische Truppen gebildet. Der Weg führte über die Volkskultur zum Russischen.

Die Heilkunde der *gelung*, der Lamas niederen Ranges mit Spezialkenntnissen in der traditionellen tibetanischen Medizin, wurde von den Sowjetbehörden mit Hilfe der modernen Medizin verdrängt. 1940 gab es 52 Krankenhäuser. Der Kampf gegen Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten wurde mit Energie geführt. (Die früher üblichen Mieder der Kalmückenfrauen wurden 1921 durch Gesetz verboten, man gab ihnen einen Teil der Schuld an der Verbreitung der Tuberkulose.)

Um 1575 nahmen die Kalmücken die tibetanische Form des Buddhismus, d. h. den reformierten Lamaismus der Sekte vom Gelben Hut des Tsong Ka-pa, an. Unter dem Druck der orthodoxen Zarenregierung ging die Zahl der Klöster von 200 zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf 60 um 1920 zurück. Es gab eine große Zahl von Mönchen, wenn sie auch nicht wie in Tibet 30% der Bevölkerung ausmachten, und 1924 2 480 Lamapriester.

Die Sowjets griffen die Macht des Klerus an, indem sie 75% der Priester als Grundbesitzer und 25% als Kulaken klassifizierten. Den führenden Lama veran-

laßten sie um 1926 zum Rücktritt. An seine Stelle trat Badma Badajew, der in Petersburg gelebt und 1916 ein Buch gegen die Heilpraktiken der *gelung* mit dem Titel *Tschikin-chudsar* („Dreck hinter den Ohren“) geschrieben hatte. Die wirtschaftliche Grundlage der Lamas wurde systematisch zerstört: ihre Steuervergünstigungen wurden aufgehoben, die Heilpraxis und der Unterricht an Jugendliche wurden untersagt. Die geistliche Leitung der Buddhisten wurde in sich gespalten und eine Richtung auf Kosten der anderen gefördert.

Die mohammedanischen „Sart-Kalmücken“, die sich bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts im Kirgisengebiet niedergelassen hatten, spielten mit ihren knappen 3000 Köpfen kaum eine Rolle.

Die „weißen Bergkalmücken“ vom Altai (1926 35 600) sind schamanische Viehzüchter. Ihr Autonomes Gebiet *Oirot* wurde 1948 in *Gorno-Altai* umgenannt. Sie haben kalmückischen Einschlag, sind aber im Kern ein Turkvolk.

Die drei Stämme Kalmykijas (Derbet, Torgut und Khoschut) gliederten sich jeweils in mehrere *ulus* unter je einem Khan. Das Khanat lag in der Hand erblicher Fürsten oder *noyons*. Die Untergliederungen der Khanate (*angui* oder *otok*, die in *aimaka* aufgegliedert waren, diese wiederum in *khotons*) wurden durch erbliche Adlige (*zaisang*) geleitet. Der *Khoton* oder *Aul* setzte sich aus mehreren *kibitkas* zusammen. Die Privilegien der Fürsten und Adligen (der Menschen mit „weißen Knochen“ im Unterschied zum Volk mit seinen „schwarzen Knochen“) wurden 1892 durch ein Manifest des Zaren abgeschafft.

In der Zarenzeit gab es im Gouvernement Astrachan eine Kalmückenverwaltung, an deren Spitze der Gouverneur und der Domänendirektor standen. In Stawropol betätigte sich ein „Nomadeninspektor“ gemeinsam mit dem Gouverneur. Die Regierung wollte den Einfluß von Adel und Klerus brechen und die Kalmücken zur Orthodoxie bekehren. Die Sowjets dagegen wollten die Unterschiede zu anderen Nationalitäten allmählich auslöschen. Sie mißbilligten die komplizierte Stammesorganisation und erkannten nur die beiden großen Stämme der Derbet und Torgut mit ihren *ulus* an. Es fiel ihnen sehr schwer, für die Partei verlässliche, modern erzogene Kalmücken als Beamte zu gewinnen.

Das volkstümliche Recht der Kalmücken ging auf ihr Rechtsbuch von 1640 zurück, nach dem unter dem Zaren die Stammesgerichte Recht sprachen. Die Sowjets schafften die volkstümlichen Gerichte ab und verhandelten in den staatlichen Gerichten nur auf Russisch. Eine wesentliche Neuerung der Sowjets stellte die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben dar.

Der Weg zur Kolchose

In der Steppenrepublik wurden 84% des Bodens (6,2 Millionen ha) als Weide genutzt und 2% als Heuwiesen. Der Bürgerkrieg führte durch die Viehverluste zu einer schweren Krise. Die Kalmücken zeichneten sich von jeher durch die Zucht von Remontepferden und von baktrischen Kamelen aus. An den Flüssen konnte man schmale Landstreifen bewässern und ackerbaulich nutzen (298 000 ha oder 4% der Fläche). Schon 1935 gehörten 87% des Ackerlandes Kolchosen. Die Adelsfamilien waren deportiert worden. Die für die Kalmücken wichtige Kaspi-Fischerei war völlig verstaatlicht.

Die Kalmücken antworteten auf die Kollektivierungspolitik zunächst mit Massenschlachtungen. Das half ihnen aber nichts. Die völlige Kollektivierung der Winterweiden auf der Schwarzerde des südlichen Kalmykija erzwang die Kapitulation. Der Jahreszeitenrhythmus der nomadischen Weidewirtschaft ließ sich nicht mehr einhalten.

Das Ende der selbstgenügsamen Hirtengesellschaft war besiegelt, als die Steppe durch den Straßenbau von den Endpunkten der Eisenbahn aus und durch die Errichtung eines Flugverkehrsnetzes in das Verkehrssystem der Sowjetunion einbezogen wurde.

Das Ende der Kalmücken

Als 1942 die deutschen Soldaten in der Kalmückensteppe erschienen, wurden sie in vielen Siedlungen als Befreier begrüßt. Nach der Stalingradkatastrophe gelangten 3 000 bis 4 000 Kalmücken einschließlich ihrer Frauen und Kinder als Ostarbeiter oder Fremdarbeiter nach Deutschland. Die Hilfswilligen, die vom August 1942 an bei deutschen Truppenteilen angenommen worden waren, wurden später in die Wlassow-Armee eingereiht. Aus ihrer Monatsschrift *Khal'mag* geht jedoch das tiefe Mißtrauen hervor, das sie auch dann noch gegen die Russen beseelte. Die 4 000 bis 4 500 Kalmücken, die 29 Reiterschwadronen in der Wlassow-Armee gebildet hatten, wurden, soweit sie nicht gefallen waren, von der Roten Armee gefangengenommen oder von den Westalliierten ausgeliefert. Sie wurden wahrscheinlich insgesamt liquidiert oder deportiert. Auch die rund 20 000 kalmückischen Ostarbeiter erhielten Zwangsarbeitsurteile von 15 bis zu 25 Jahren.

Die gesamte kalmückische Bevölkerung des früheren Kalmykija wurde nach Turkestan an die Grenze von Sinkiang ausgesiedelt und durch Russen oder Ukrainer ersetzt. Die Aussiedler erhielten keine nationalen Rechte. Das Gebiet Kalmykijas wurde an die Bezirke Astrachan und Stalingrad und den Gau (*Krai*) Stawropol aufgeteilt. Die Ortsnamen wurden durch russische Namen ersetzt. 1944 wurde auch der kleine kalmückische Kreis (*Rayon*) nordwestlich Simowniki aufgelöst. Das Genocidium war vollständig.

Die Zusammenarbeit mit den Deutschen wurde den Kalmücken als Grund für ihren Untergang genannt. Aber daß der Untergang kommen sollte, ließ sich ohnehin voraussagen. Die Maßnahmen seit 1944 vollendeten nur, was die Kollektivierung 1929/30 begonnen hatte. Sie sind Parallelerscheinungen zu den anderen Massendeportationen ganzer Volksgruppen nach Sibirien. Die traditionelle Gesellschaftsordnung der Kalmücken konnte sich in das Sowjetsystem nicht einordnen. Der Bürgerkrieg und der Zweite Weltkrieg zeigten die strategische Bedeutung des kalmückischen Siedlungsraumes. Die Sowjets wollten keine potentiellen Feinde am Weg von Baku nach Astrachan belassen.

Nach mündlichen Aussagen polnischer Flüchtlinge aus Lemberg wurden nach 1945 15 000 bis 20 000 Kalmücken in der Westukraine angesiedelt. Sie wurden in die Wohnungen der ausgewiesenen Polen eingewiesen und erhielten die Namen der früheren Wohnungsinhaber.

Die armenische Frage als Problem der Kriegführung

Das Gebiet an der sowjetisch-türkischen Grenze, das unter dem Sammelbegriff „Armenien“ zusammengefaßt wird, ist nach jahrzehntelanger Vergessenheit wieder in den Blickpunkt militärischer Erwägungen gerückt. Es kann unter bestimmten Voraussetzungen zum Kampfgebiet nicht nur für die Anliegerstaaten werden. Militärische Operationen in diesem Grenzgebiet werden daher auch mit der dort ansässigen Bevölkerung zu rechnen haben. Deren psychologische Einstellung kann aber weder einem möglichen Eindringling noch einem Verteidiger gleichgültig sein. Werden die etwaigen Eindringlinge als Befreier begrüßt oder als Feinde behindert, wenn nicht im Volkskrieg bekämpft werden?

Für die Stellung des Armeniertums im Falle einer bewaffneten Auseinandersetzung der Hemisphären ist die sowjetische Armenienpolitik entscheidend. Diese ist aber ihrerseits an bestimmte Gegebenheiten gebunden. Aus den konkreten regionalen Prämissen folgt die Behandlung Armeniens durch die Sowjetunion; aus dieser lassen sich psychologische Schlüsse für die Zukunft ziehen.

„Es existiert kein Winkelchen, das man Armenien nennen könnte“

Das unter dem Begriff Armenien zusammengefaßte Hochland im Osten Kleinasien gehört trotz verkehrsgeographisch ungünstiger Lage zu den charakteristischen Durchmarschstraßen der Kriegsgeschichte. Armenien war in der Mehrzahl der historischen Fälle Durchzugsland bei einer von russischer Seite ausgehenden Aggression.

Vor allem galt dies für die Pläne einer gewaltsamen Lösung der Meerengenfrage. Im Ersten Weltkriege sollte nach Preisgabe des Planes zur gewaltsamen Öffnung des Bosphorus (1915) die Entscheidung in Kleinasien fallen; die Erserum-Operation 1916 war ein Teil dieses Unternehmens, dem die Revolution von 1917 ein Ende setzte.

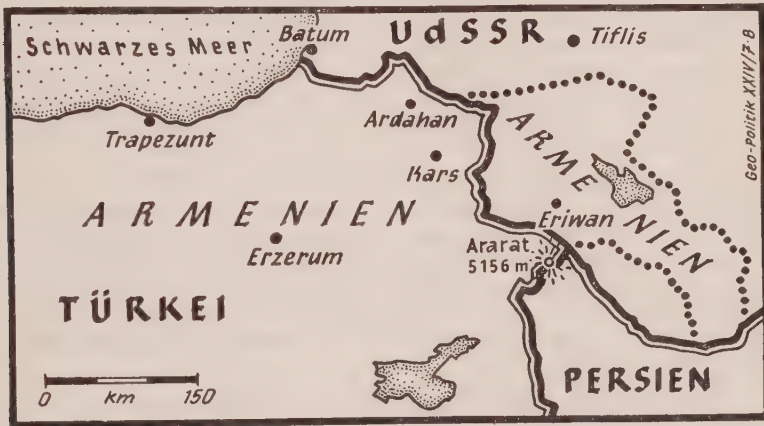
Zweitens stand es für die zaristische Orientpolitik fest, daß der Weg zur nationalen Zerstückelung der Türkei nicht nur über den balkanischen Panslawismus, sondern auch über die Ausgliederung des großarmenischen Gebietes aus dem anatolischen Kernreich der Türkei führen mußte.

In einer dritten Hinsicht hat Armenien in der letzten Phase des Ersten Weltkrieges strategische Bedeutung gewonnen: während des russisch-britischen Wettlaufes zu den oberen Tigris-Euphrat-Gebieten und zum Mossul-Öl (1916) ging der Vormarsch der russischen rechten Flanke durch das Südgebiet Großarmeniens.

Viertens diente der armenische Raum den russischen Streitkräften während ihres Vorstoßes nach Persien als Flankensicherung gegenüber der Türkei.

Eindeutiger zeichnet sich die Stellung des armenischen Gebietes im Falle einer gegen die kaukasische Südgrenze der UdSSR gerichteten Invasion der Anliegerstaaten oder mit diesen verbündeter Streitkräfte ab. Als Durchmarschstraße zum Baku-Öl ist die Rolle Armeniens in jedem Falle gegeben, gleichgültig, ob der Stoß durch Kleinasien, vom Irak her oder von Persien angesetzt wird.

Indessen beschränkt sich die Bedeutung Armeniens bei einer Invasion des Kaukasus von außen her nicht auf die stumme Rolle eines bloßen Durchmarschgebietes. Mindestens ebenso wichtig ist die Position Armeniens im politisch-nationalen Gefüge des Kaukasus. Wird das heute sowjetisch beherrschte Armenien aus dem kaukasischen Staatensystem herausgebrochen, so kann darin bei entsprechen-



dem Verhalten der Besatzungsmacht eine Möglichkeit zur weiteren Aufsplitterung der sowjetischen Klammer über die Völker im Kaukasus gefunden werden.

Armenien, Polen und das neue Israel haben in Vergangenheit und Gegenwart viele verwandte Züge. Aber wenn auch bei Polen und Israel der staatliche Begriff fehlen oder umstritten sein mochte, so ließen sich doch gewisse Kernländer (Polen) und Siedlungsgebiete (Israel) ermitteln. Für Armenien gilt nicht einmal das.

Das Wort des russischen Ministers Lobanow „die Armenier sind in unserem ganzen Lande oder richtiger über die ganze Welt verbreitet, aber es existiert kein Winkelchen, das man als Armenien bezeichnen könnte“, hat zwar nicht mehr seine frühere Bedeutung, seitdem (ab 1920) eine Armenische Sowjetrepublik besteht. Gemessen an den territorialen Ansprüchen der armenischen Nationalvertretungen auf den Friedenskonferenzen von 1919 ist aber diese Bundesrepublik mit ihren knapp 30 000 qkm (die weitest aus kleinste der 16 Bundesrepubliken der UdSSR) wirklich kaum mehr als ein „Winkelchen“, erheblich kleiner noch als selbst die beschränkte „nationale Heimstätte“, die den Armeniern seitens der westlichen Großmächte versprochen worden war.

Tatsächlich ist der Begriff „Armenien“ sehr verschiedener Auslegung fähig. (Ausgangspunkte, die lediglich historischen Wert haben wie das Großarmenische Reich bis zum 15. Jahrhundert, müssen außer Betracht bleiben.)

Eigene Staatlichkeit genießt das Armeniertum nur in der Sowjetunion. Von einer armenischen Autonomie innerhalb Persiens kann nicht die Rede sein. Die Ostgebiete der Türkei nehmen keine administrative Sonderstellung ein.

Das „Großarmenische Reich des 20. Jahrhunderts“ ist ein unerfüllter Wunsch des Armeniertums geblieben. Das mit Hilfe der Entente aus der russisch-türkischen Konkursmasse herauszugliedernde Neu-Armenien sollte ganz Russisch-Armenien, die 6 angren-

zenden türkischen *Vilajets* Kleinasiens und ganz Zilizien umfassen. Im Norden sollte Armenien durch einen Korridor zwischen dem türkischen Samsun und dem russischen Batum mittels des Hafens von Trapezunt Zugang zum Schwarzen Meer erhalten. Gegenüber Arabien sollte der neue Staat etwa durch eine Linie abgegrenzt werden, die durch die türkischen *Vilajets* Bitlis und Wan bis Diarbekir ging und von dort südlich bis Alexandrette am Mittelmeer. Ein anderer Plan verzichtete auf den Mittelmeerkorridor, verlangte dafür Grenzverbesserungen nach Süden (Linie Urfa — Mossul); vor der persischen Westgrenze machten die armenischen Gebietsforderungen in jedem Falle Halt.

Der Maßlosigkeit der Gebietsansprüche entsprach die Unklarheit über die Zusammensetzung der Bevölkerung des erträumten Großarmenien. In jedem Falle sollte das gesamte kleinasiatische Armeniertum dem neuen Staate zugehören, wobei das Vorhandensein großer Minderheiten (Türken, Syrer, Drusen, Kurden) in Kauf genommen wurde. Präzise Angaben über die Gesamt Einwohnerzahl — bei vorsichtiger Schätzung etwa 2½ Millionen — wurden vermieden.

Eine einheitliche Berechnung des armenischen Volksanteils im historischen Siedlungsraum ist nicht möglich. Ein Türkisch-Armenien existiert heute nach der Auffassung der offiziellen Türkei nicht. An der Behauptung, das armenische Bevölkerungselement sei durch die Deportationen der Jahre 1914/15, 1918, 1920 und 1922/23 liquidiert worden, wird auch heute noch festgehalten. Armenische Berechnungen geben die Gesamtzahl der in der Türkei lebenden Armenier auf etwa 100 000 an, wobei aber zugegeben wird, daß sich die Türkei-Armenier ganz überwiegend auf die Großstädte, vor allem Konstantinopel, konzentrieren.

Offener liegen die Zahlenverhältnisse bezüglich des Armeniertums in Persien. Die Gesamtzahl der Armenier beträgt hier etwa 70 000, wovon rund die Hälfte auf Aserbeidshan entfallen dürfte. Als armenisches Irredenta-Gebiet ist Persisch-Aserbeidshan bisher nicht in Erscheinung getreten.

Die größte Ballung weist das Armeniertum innerhalb der Sowjetunion auf. Die Gesamtzahl der Armenier in der UdSSR wird heute auf knapp 2½ Millionen geschätzt. Hiervon lebt allerdings nur etwa die Hälfte in der Armenischen Sowjetrepublik. Der verbleibende kleinere Teil siedelt überwiegend in Georgien (Armenieranteil unter 12%) und in Sowjetisch-Aserbeidshan (Armenieranteil etwa 12,5%); in Aserbeidshan besteht ein geschlossenes armenisches Siedlungsgebiet, nämlich das mit autonomen Rechten ausgestattete Berg-Karabach (*Nagorny Karabach*) mit 90% Armeniern von 155 000 Einwohnern. Weitere armenische Splitter weisen der Nordkaukasus, Südrußland (insbesondere die Krim) und die sowjetischen Großstädte auf. Je mehr die Armenier in der Diaspora leben, um so stärker ist ihre Verstärkung. In der Sowjetrepublik Armenien selbst stellen die Armenier rund 80% der Einwohner.

Das Auslandsarmeniertum zeigt in seiner Zerstreung und Ballung auffallende Parallelen mit dem Judentum. (Die folgenden Zahlen beruhen durchweg auf armenischen Angaben; daher ist ihnen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung am Platze.) Zu den größten armenischen Diasporagebieten gehören Syrien und der Libanon. Hier sollen zusammen an 150 000 Armenier wohnen, zum großen Teil erst nach 1900 und insbesondere nach 1918 eingewandert. Dieses Diasporagebiet ist das einzige, in dem die armenische Volksgruppe stärkeren Anteil an der Landbevölkerung hat. Die Eingewanderten werden in diesen Gebieten nur sehr langsam heimisch. Die hier wohnenden Armenier haben in der Nachkriegszeit das größte Kontingent der freiwilligen Rückwanderer gestellt.

Die bedeutsamste Gruppe der Auslandsarmenier, die auf rund 150 000 beziffert wird, befindet sich in den USA mit den Zentren Boston und New York. In Europa stellen die rund 70 000 Armenier die wichtigste Kolonie dar; in den Balkanstaaten (ohne die Türkei) sollen etwa 100 000 Armenier leben; zu erwähnen ist endlich auch die ägyptische Diaspora.

Die Gesamtzahl der Armenier in der Welt beträgt nach armenischen Vorkriegsschätzungen über 3 Millionen, nach neueren sowjetischen Berechnungen sogar an 3,9 Millionen,

von denen 2,5 Millionen in der Sowjetunion, der Rest in der Diaspora leben. Außer in Syrien-Libanon sind die Auslandsarmenier vollkommen verstädtert; sie bevorzugen, ähnlich den Juden, Handelsberufe oder handelsnahe Handwerke; die Bedeutung des armenischen Kapitalanteils im Levantehandel ist allgemein bekannt. Durchweg hängen die Auslandsarmenier fest an Volkstum und Religion. Für den Kultus werden große Summen aufgewendet. Eine Assimilierung mit den Gastvölkern findet sogar in den christlichen Ländern nur in geringem Maße statt. Auch der Amerika-Armenier betrachtet seinen Aufenthalt als vorübergehend, verfolgt die Entwicklung des armenischen Problems mit Aufmerksamkeit und ist für die Interessen seines Volkes auch finanziell zu erheblichen Opfern bereit.

Die Armenische Bundesrepublik der UdSSR ist in der Gegenwart das einzige Territorium, auf dem der Begriff „Armenien“ staatsrechtlich Wirklichkeit geworden ist. Nicht das zaristische Rußland, das trotz der Armenierfreundlichkeit seiner Außenpolitik in seinem Inneren kein besonderes armenisches Gebiet, sondern nur die uniformen Gouvernements Eriwan und Jelissawetpol kannte, hat eine Lösung des Armenierproblems in Angriff genommen, sondern das tat erst das sowjetische Rußland. Nicht die demokratischen und humanitären Mächte des Westens waren in der Lage, ihre den Armeniern gegebenen Versprechungen einzulösen, sondern es war der Bolschewismus.

In wirtschaftlicher Hinsicht nimmt Armenien unter den drei transkaukasischen Republiken den letzten Platz ein. Es verfügt weder wie Aserbeidshan über Ölquellen, noch wie Georgien über bedeutende Manganvorkommen. Seine Schätze bestehen im wesentlichen nur aus Kupfer, doch erreicht das Kupfervorkommen Armeniens nur etwa 9% der gesamten Kupferreserven der Union. Der Reichtum des Landes an Baustoffen kommt überwiegend nur lokalen Bedürfnissen zugute. Lediglich die chemische Industrie (synthetischer Kautschuk, Kunstdünger u. a.) geht in ihrer Bedeutung über die Bedürfnisse Armeniens hinaus. Die landwirtschaftlichen Möglichkeiten sind trotz bedeutender Erfolge auf dem Gebiet der künstlichen Bewässerung noch nicht voll ausgenützt. Dabei hängt die Vermehrung der Bevölkerung durch Repatriierungsmaßnahmen weitgehend von der Wasserwirtschaft ab. Selbst bei Abrechnung der reinen Gebirgsgegenden würde das Areal des Landes eine erheblich größere Bevölkerungsdichte als in der Gegenwart (43 Einwohner pro qkm) zulassen. Daher bleibt Armenien auch hinsichtlich der Hauptprodukte seiner Feld- und Plantagenwirtschaft hinter den beiden anderen transkaukasischen Republiken zurück. Das Verkehrsnetz ist ganz schwach entwickelt; die einzige Bahnlinie von Bedeutung, noch unter dem zaristischen System als strategische Linie errichtet, führt von Tiflis (*Tbilissi*) über den Kleinen Kaukasus nach Leninakan und von dort über die Grenzniederungen des Araxes-Gebietes nach Dshulfa. Die gegenseitige Abschließung der einzelnen Wirtschaftsräume Armeniens bildet ein zusätzliches Problem.

Zwischen Türken und Russen

Russisch-Armenien gehörte seit 1828 zum Reich. Das Interesse an dieser Grenzprovinz war nur militärisch. Das politisch-psychologische Moment wurde bewußt zurückgestellt, weil man befürchtete, durch eine Aufrollung der türkischen Armenierfrage auch das Armenierproblem im eigenen Inneren zu aktualisieren. Daher wurde seitens der zaristischen Regierung das türkische Armenierproblem auch nicht national, sondern humanitär gesehen; aus dem gleichen Grunde hat Rußland den Zerfall der Türkei, den es im Prinzip vorbereitete, in der Praxis immer wieder gehemmt. Eine Rußland genehme Lösung konnte nur in der völligen Angliederung Türkisch-Armeniens gefunden werden.

Daher begnügte sich Rußland auf dem Berliner Kongreß 1878 auch mit der Klausel des Artikels 61, der die im Vorfrieden von San Stefano vorgesehene Autonomie zu einem bloßen Versprechen allgemeiner Reformen durch die Pforte abschwächte. Aktiver wurde Rußland 1913, als es im Anschluß an den Ersten Balkankrieg die Ausgliederung einer autonomen armenischen Provinz aus Ost-Anatolien verlangte. Der russische Vorschlag drang jedoch nicht durch; das einzige, was Rußland im Vertrage vom 8. 2. 1914 erreichte, war die Zusage der Schaffung zweier armenischer Sektoren unter ausländischen Generalinspektoren; die Ausführung dieses Abkommens wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhindert.

Während dieses Krieges wurde das armenische Problem im russischen Sinne endgültig, dank der Revolution von 1917 allerdings nur in der Theorie, gelöst. Durch die Abmachung zwischen Sasonow und Paléologue vom 26. 4. 1916 wurde Türkisch-Armenien in seinem weitesten Sinne unter Rußland und Frankreich aufgeteilt. Von Selbständigkeit oder auch nur Autonomie war jetzt nicht mehr die Rede; jetzt sollte die Territorialfrage gelöst werden, ohne daß die unerwünschte Nationalfrage angeschnitten werden mußte. Rußland sollte die Gebiete von Trapezunt, Erserum, Wan und Bitlis sowie einen Teil Kurdistans erhalten.

Im Innern des Reiches wurde das Aufkommen eines amtlich zugegebenen armenischen Problems ebensowenig zugelassen wie das anderer Nationalitätenfragen. Damit ist indes nicht gesagt, daß die armenische Bevölkerung Rußlands unter der neunzigjährigen Herrschaft des Zarismus nur benachteiligt worden wäre.

Die patriarchalischen Agrarverhältnisse des Landes wurden allerdings nicht reformiert. Immerhin gewann die Produktion der armenischen Landwirtschaft Anschluß an den russischen Markt. Wichtiger war noch, daß das spekulative, händlerische und gewerbliche Element des Armeniertums jetzt ein größeres Betätigungsfeld fand. Armenische Handwerker und Kaufleute sickerten nach Südrußland und in die größeren Städte des Gesamtreiches ein. Ihre Anpassungsfähigkeit und Aufgeschlossenheit machte es den Armeniern möglich, einen unverhältnismäßig großen Anteil an Funktionären und Beamten zu stellen. Dem Armenier standen nicht die Schranken entgegen, die die wirtschaftliche und öffentliche Betätigung des Judentums so sehr erschwerten. Der Armenier war kein Inorodez (Fremdstämmiger), sondern vollberechtigter und freizügiger Untertan.

In kultureller Beziehung geschah für Armenien allerdings nichts. Schon seit Nikolai I. setzten Russifizierungsbestrebungen mit der Untersagung eigenen Schulwesens ein. Die armenische Sprache wurde in den Schulen nicht gelehrt. An der durch Alexander II. gewährten lokalen Selbstverwaltung nahm Armenien ebensowenig teil wie das übrige Transkaukasien. Als christliche (armenisch-gregorianische) Kirche wurde die autokephale armenische Kirche von den Angleichungsbestrebungen der orthodoxen Staatskirche nicht verschont.

Angesichts des warnenden Beispiels jenseits der Grenze reichten aber im Ergebnis weder Bürokratismus noch Russifizierung aus, um im Armeniertum eine ebenso geschlossene Feindschaft gegenüber dem Russischen Reich zu erzeugen wie in den übrigen transkaukasischen Gebieten. Im Gegensatz zu Georgien lagen die Tage der selbständigen armenischen Staatlichkeit zu fern, als daß sie aktuelle Wünsche hätten wecken können; im Gegensatz zum islamischen Aserbeidshan sah das Armeniertum in der Türkei einen Feind, vor dem man unter russischer Hoheit noch am besten geborgen war. Daher war das Armeniertum entschlossen, alles auf die russische Karte zu setzen. Während des Ersten Weltkrieges kämpften armenische Freiwilligenverbände gegen die Türken nicht nur im Rahmen der russischen Kaukasus-Armee, sondern auch in den britischen Expeditionstreitkräften.

Beim Zusammenbruch Rußlands 1917/18 bildeten die revolutionären Parteien Armeniens bereits eine geschlossene Organisation, die notfalls zur Übernahme der Staatsgewalt in der Lage war. Die führende revolutionäre Partei der

Daschnakzutiun („Daschnaken“) war national-menschewistisch eingestellt. Innerhalb eines demokratischen Rußland hätte sie sich mit Autonomie begnügt; gegenüber einer bolschewistischen Zentralregierung bestand sie trotz der türkischen Gefahr auf voller Selbständigkeit.

Der Bolschewismus vertrat auch in seiner transkaukasischen Politik, für die im wesentlichen schon damals Stalin als Volkskommissar für Nationalitätenfragen verantwortlich war, den Grundsatz der Verbindung des nationalen und des Klassenkampfelementes. Die Förderung des Freiheitsstrebens der nahöstlichen Völker galt als Vorbedingung zum Sturz des britisch-französischen Imperialismus in diesem Raume. Die Proklamation Stalins vom 3. 1. 1918 sagte sich „von der bisherigen imperialistischen Armenienpolitik“ los und erklärte, daß eine Lösung des gesamten Problems nur innerhalb des Programmes der Oktoberrevolution (Deklaration über die Rechte der Völker Rußlands vom 2. 12. 1917) erfolgen könne. Gleichzeitig erließ die Sowjetregierung ein Dekret betreffend Türkisch-Armenien, das die sofortige Räumung dieses Gebietes durch die (praktisch ohnehin bereits auseinandergelaufene) russische Okkupationsarmee anordnete und die sofortige Rückführung der geflüchteten armenischen Bevölkerung sowie die Errichtung einer nationalen armenischen Regierung auch für Türkisch-Armenien forderte. Damit war die gesamte armenische Frage erstmalig unter nationalem Vorzeichen aufgerollt.

Angesichts der militärischen Ohnmacht der in Transkaukasien stehenden sowjetischen Truppen hatte das jedoch nur propagandistische Bedeutung. Auch sah sich die Sowjetregierung, nunmehr in die Brester Verhandlungen verwickelt, sehr bald gezwungen, ihren großarmenischen Sowjetisierungsplan zurückzustellen. In Brest hatte die Türkei Forderungen nicht nur auf Rückgabe des während des Krieges verlorenen Gebietes, sondern auch auf Abtretung von Batum (georgisch) und Kars (armenisch) angemeldet, die prinzipiell die deutsche Unterstützung fanden. Um eine Atempause zu erkaufen, gab Rußland in Brest nach. Die geringen prosowjetischen Sympathien Armeniens wurden durch dieses Verhalten vollends zunichte gemacht.

Die provisorischen antisowjetischen Regierungen der jungen transkaukasischen Republiken Armenien, Georgien und Aserbeidshan taten ihr Möglichstes, um der doppelten Bedrohung durch Bolschewismus und Türkei zu entgehen. Ihre Zusammenarbeit wurde aber dadurch erschwert, daß Armenien zwangsläufig ententistisch gesinnt war, während Georgien vorbehaltlos deutschen Schutz annahm und in Aserbeidshan starke türkenfreundliche Strömungen bestanden. Am 4. 6. 1918 wurde zwischen Armenien und der Türkei der Friede von Batum geschlossen, durch den Armenien nicht nur allen großarmenischen Ansprüchen entsagen, sondern sich auch mit dem Verlust von Kars und Ardaghan abfinden mußte; außerdem kam das ganze Araxes-Tal und mit ihm die einzige armenische Bahnlinie an die Türkei. Damit waren die Vorbedingungen für den weiteren türkischen Vorstoß nach Aserbeidshan und Baku und die völlige Umklammerung Armeniens durch die Türkei gegeben. Im Berliner Zusatzvertrag zum Brester Frieden vom 27. 8. 1918 erklärte Deutschland gegenüber dem Kreml, daß es weitergehenden Gebietsansprüchen der Türkei seine Unterstützung versagen werde. Trotzdem wurde im Zuge des türkischen Vordringens auf Baku auch das restliche Armenien zu weiten Teilen besetzt.

Einen Umschwung brachte im Herbst 1918 der Zusammenbruch der Mittelmächte. Die sowjetische Armenienpolitik stand jetzt nicht mehr türkischen Gebietsansprüchen, sondern dem nationalen, antibolschewistischen durch die siegreich gebliebene Entente getragenen Armeniertum gegenüber. Der militärische Druck der Mittelmächte wich dem diplomatischen Druck der Entente, die nunmehr zur Einlösung der alten Versprechungen an das armenische Volk entschlossen schien.

Der noch 1917 für unmöglich gehaltene Fall, daß Rußland und die Türkei gleichzeitig ausgeschaltet werden könnten, war tatsächlich eingetreten, die Türkei lag am Boden, Rußland war durch die Bürgerkriege praktisch vom Kaukasus abgeschnitten. Die menschewistische armenische Regierung war von der Entente *de facto* anerkannt worden.

Ein Musterbeispiel sowjetischer Staatskunst

Wenn der Traum eines ententetreuen großarmenischen Staates gleichwohl bald zerrann, so lag das an den überspannten Gebietsforderungen, dem schnellen Wiedererstarken Rußlands und der Türkei und an der unentschlossenen Politik der Entente. Der türkische Nationalkongreß von Erserum (1919) verweigerte die Abtretung türkischen Bodens an den armenischen Staat und darüber hinaus die Rückgabe der 1918 annektierten Gebiete von Kars und Ardaghan; das ententistisch-nationale Armenien sah sich auf Russisch-Armenien in den Grenzen des Batumer Friedens beschränkt. Aber nicht nur das.

Zu gleicher Zeit erhob sich erneut eine Drohung für das Land von Norden her. Mit der Liquidation der Denikin-Truppen (1919/20) war die Bahn für ein erneutes Vordringen der Sowjets in den Kaukasus frei geworden. Allerdings setzte dies für die RSFSR erträgliche Beziehungen zur Türkei voraus, um diese als Brückenkopf der Entente in Richtung auf das Ölgebiet auszuschalten. Das erforderte aber die Zurückstellung der armenischen Frage. Andererseits hatte der Kreml damit zu rechnen, daß in Georgien und Armenien jedes territoriale Zugeständnis an die Türkei die anti-sowjetische Stimmung steigern und die geplante Sowjetisierung dieser Staaten wesentlich erschweren würde. Die Vereinigung und Erreichung dieser Ziele durch die sowjetische Politik bis 1945 kann als Musterbeispiel elastischer und auf lange Sicht berechneter Staatskunst betrachtet werden.

Im Vordergrund stand die Bereinigung des Verhältnisses zur Türkei. Der entsprechende Umschwung in der sowjetischen Armenienpolitik wurde eingeleitet durch den von der Komintern in Baku einberufenen „Kongreß der Arbeiter und Bauern Persiens, Armeniens und der Türkei“. Hier fiel die amtliche Erklärung, daß es für die RSFSR ein Problem „Türkisch-Armenien“ nicht mehr gebe: die armenische Bevölkerung der türkischen *Vilajets* habe aufgehört zu existieren; die türkisch-sowjetischen Beziehungen könnten künftig nicht mehr durch ein über die Grenzen hinausgehendes großarmenisches Problem belastet werden. Damit war dem 5 Tage vorher (1), am 10. 8. 1920, geschlossenen Friedensvertrag von Sèvres, der zur Verwirklichung eines ententistischen Großarmenien führen sollte, die reale Grundlage entzogen. Es mutet als grausame Ironie an, daß fast zur gleichen Zeit, in der Wilson auf Grund des Artikels 89 des Vertrages von Sèvres die genaue Grenzziehung zwischen der Türkei und dem armenischen Staate vornahm, Armenien als selbständiger Staat zu bestehen aufhörte. Das ententistische Restarmenien war nahezu gleichzeitig im September 1920 von sowjetischen und türkischen Truppen angegriffen worden.

Völlig unfähig, sich zu verteidigen, versuchte Armenien, sich wenigstens nach einer Richtung hin zu sichern: im türkisch-armenischen Frieden von Alexandropol vom 2. 12. 1920 wurden sämtliche türkischen Gebietsansprüche befriedigt. Das Opfer erwies sich indes als vergeblich. Wenige Tage später zogen sowjetrussische Truppen in der armenischen Hauptstadt Eriwan ein, und es wurde die „mit der RSFSR verbündete“ Armenische Sowjetrepublik proklamiert, die armenische Nationalregierung flüchtete nach Persien. Der Völkerbund fügte dem Drama das Satyrspiel an: am 16. 12. 1920 lehnte er das Aufnahmege such Armeniens ab.

Die Folgezeit steht im Zeichen zielsicherer Aktivität des Kreml auf der einen, theoretischer Humanitätsbestrebungen der Entente auf der anderen Seite. Die Westmächte vertraten jetzt weder der Türkei noch der RSFSR gegenüber die alte Forderung auf ein selbständiges Armenien; bei den Friedensverhandlungen von Lausanne (1923) wurde nur noch schüchtern von einer nationalen Heimstätte für das armenische Volk gesprochen; eine armenische Delegation wurde zu den Verhandlungen nicht mehr zugelassen. Aber auch der Heimstättengedanke drang nicht mehr durch; der Friede von Lausanne (24. 7. 1923) erwähnte das Armenierproblem mit keinem Wort mehr.

Unterdessen hatten die Türkei und Sowjetrußland zueinander gefunden; der türkisch-sowjetische (Moskauer) Vertrag vom 16. 3. 1921 zog die Folgerungen aus dem seit dem Kongreß von Baku angebahnten Einvernehmen. Die Grenzziehung zwischen Sowjetisch-Armenien und der Türkei bedeutete einen Kompromiß: die Türkei verzichtete auf Batum und erhielt dafür das Gebiet von Kars; damit verblieb die strategische Bahnlinie Alexandropol-Dschulfa auf sowjetischem Gebiet. Völkerrechtlich ist dieser Moskauer Vertrag ein nur aus der *de-facto*-Beherrschung des Kaukasus durch die RSFSR erklärbares Unikum: Armenien, um dessen Schicksal es ging und das formell als eine zwar sowjetische, von Rußland aber unabhängige Republik galt, war an ihm nicht beteiligt. Es war ein Vertrag zu Gunsten oder zu Lasten eines Dritten (Armeniens), der hier zwischen der Türkei und Rußland ausgehandelt wurde: Rußland verpflichtete sich, Armenien zur Annahme der Bedingungen „zu veranlassen“. Seinen juristischen Ausdruck fand dies im Verträge von Kars (21. 10. 1921), in dem Armenien, zum letzten Male als souveräner Staat auftretend, die Bedingungen des Moskauer Vertrages akzeptierte.

Jetzt gab es eine armenische Frage nur noch im sowjetischen Staatenbunde, dagegen nicht mehr in der Türkei. Daß die armenische Frage gegenüber der RSFSR in aller Schärfe, wenn auch unter neuen Vorzeichen, existierte, ist vom Bolschewismus keinen Augenblick lang verkannt worden. Das Sowjetsystem war Armenien gewaltsam aufoktroziert worden. Im Lande selbst hatte der Bolschewismus zunächst keine Anhängerschaft. Fast das Schlimmste aber war das, was selbst Moskau-treue armenische Kommunisten als den „Verrat an Armenien“ bezeichneten: der Verzicht auf den sowjetisch-großarmenischen Gedanken im Parteiprogramm und die Auslieferung armenischen Bodens an die Türkei. Der Gebietsverlust wurde zwar in der Tagespresse totgeschwiegen. Das ernst zu nehmende sowjetische Schrifttum wies jedoch immer wieder auf die Notwendigkeit hin, daß man den türkischen „Landraub“ als Faktum hinnehme, um die Türkei bei einer etwaigen Kraftprobe mit den Westmächten als Bundesgenossen halten zu können; daß darin keine endgültige Lösung des armenischen Problems liegen sollte, war zwischen den Zeilen herauszulesen.

Parallel damit geht die zielbewußte Arbeit des Kreml, Armenien als Teil Transkaukasiens einer neuen staatsrechtlichen Einheit einzugliedern. An sich machte Armenien hier den gleichen Prozeß durch – vom Mitglied eines Staatenbundes zum

Teilstaat eines Bundesstaates – wie auch die anderen Gliedrepubliken der nachmaligen UdSSR; indes läßt sich hier eine deutliche Bevorzugung armenischer Interessen verfolgen. An sich war Armenien der gleiche unsichere Kantonist wie die beiden anderen gewaltsam sowjetisierten Republiken Transkaukasiens, Georgien und Aserbeidshan. Auch hier wurde die Sowjetmacht als vorübergehende Erscheinung betrachtet, und der sowjetische „Grenzverrat“ tat sein übriges dazu, Armenien nach Westen blicken zu lassen. Der innere Anhang des Bolschewismus war auch hier schwach, und die kommunistische Parteiorganisation, aus russischen Emissären oder russifizierten Armeniern bestehend, wurde als landfremd empfunden.

Trotzdem war Sowjetarmenien diejenige der transkaukasischen Republiken, die sowjetischer Beeinflussung noch am ehesten zugänglich blieb. Vor die Alternative gestellt, zwischen türkischer Herrschaft und Sowjetsystem wählen zu müssen, hätte die Bevölkerung bedenkenlos die Sowjets vorgezogen: insofern war es gegenüber Aserbeidshan der sicherere Faktor. Im Vergleich zum reicheren und kultivierteren Georgien hatte das arme Armenien von der Einführung des Sowjetsystems vielleicht Einiges zu erwarten; zu verlieren hatte das durch den Krieg verwüstete Land ohnehin nicht viel.

Ähnlich lag die Situation außenpolitisch. Georgien und Aserbeidshan hatten auf die deutsche oder türkische Karte gesetzt und daher verloren; Armenien war mit der Entente gegangen und trotzdem preisgegeben worden; für die Sowjetpropaganda ergab sich daraus die ausgiebig genützte Möglichkeit, aus dieser Enttäuschung Kapital zu schlagen, nicht zuletzt in den Kreisen der armenischen Emigration.

Die juristische Angliederung Armeniens an die RSFSR begann mit dem Abschluß eines Abkommens (30. 9. 1921), das Finanzen und Wirtschaft Armeniens der Kontrolle der RSFSR unterstellte. Ein zweiter Schritt geschah durch den vom Kreml angeordneten Zusammenschluß der drei transkaukasischen Republiken zur sogenannten Transkaukasischen Föderation (22. 2. 1922), die der Sowjetunion bei ihrer Begründung (30. 12. 1922) als Gliedstaat beitrat.

Bei der Entstehung der Transkaukasischen Föderation (die bis 1936 existierte) dürfte der armenische Einfluß innerhalb der Parteiorganisation maßgebend gewesen sein. Aserbeidshan und Georgien standen dem Föderationsplan weniger interessiert gegenüber, da sie bei dieser engeren Gemeinschaft der gebende Teil sein mußten, zudem auch den Einfluß der über ihre engere Heimat hinausdrängenden aktiven armenischen Intelligenzschicht nicht gern sahen.

In den nächsten Jahren trat das staatsrechtliche Problem Armeniens neben der Flüchtlingsfrage in den Hintergrund. Auch hier zeigte sich eine bedeutende diplomatische Gewandtheit der Sowjetunion. Obgleich der Flüchtlingskomplex vom Völkerbunde, also einer von der UdSSR nicht anerkannten Organisation, betreut wurde, hat die sowjetische Außenpolitik wenigstens formell keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Im Gegenteil: schon 1922 hatte Tschitscherin in Genua die Bereitschaft bekanntgegeben, eine Viertelmillion armenischer Flüchtlinge in Transkaukasien anzusiedeln, sofern der Völkerbund die Mittel zur Verfügung stelle. Ebenso wurde die sogenannte Nansen-Expedition 1927 in entgegenkommender Weise unterstützt. Das Scheitern des Nansen-Projektes – Ansiedlung einiger Zehntausend armenischer Flüchtlinge nach vorangegangener Bewässerung von Ackerland in Sowjetisch-Armenien – ist jedenfalls mehr auf finanzielles Versagen des Völkerbundes als auf sowjetische Schwierigkeiten zurückzuführen. Es hat zweifellos starke prosowjetische

Sympathien insbesondere innerhalb des finanzkräftigen Auslandsarmeniertums geweckt.

Die Verfassungsreform vom 5. 12. 1936 brachte eine staatsrechtliche Änderung – Auflösung der Transkaukasischen Föderation und unmittelbare Mitgliedschaft der drei transkaukasischen Republiken im Verbands der UdSSR – die weniger auf eine Änderung des politischen Gleichgewichts als auf eine Vereinfachung des komplizierten mehrstufigen Verwaltungsapparates zurückzuführen war.

Daß im Zuge der Durchführung der *Fünfjahrespläne* für Armenien verhältnismäßig viel getan wurde, steht außer Zweifel. Allerdings gibt das Anwachsen der Planziffern für sich allein noch wenig Aufschluß. Auch der Fortschritt der Industrialisierung (1913 erbrachte die industrielle Produktion 22 % des Sozialproduktes, 1939 schon 78 %) erlaubt noch keine Folgerungen für die Frage, ob es der Sowjetunion dank ihrer Wirtschaftspolitik in Armenien gelungen ist, eine prosowjetische Einstellung des Großteils der Bevölkerung herbeizuführen. Immerhin ist darauf hinzuweisen, daß die armenische Bauernschaft den Schritt zur Kollektivierung weniger schmerzlich empfunden hat, als dies sonst der Fall war. Das System lebensunfähiger Zwergwirtschaften war vorher mit Rücksicht auf den Wassermangel und die Volksvermehrung in Armenien besonders verbreitet. Es kam hinzu, daß neues Siedlungsland durch rationelle Wasserwirtschaft erschlossen wurde. Endlich ist ein relativer Wohlstand der armenischen Kolchase durch die Förderung des Anbaues dringend benötigter und daher besser bezahlter Kulturen gefördert worden. Die sozial gehobenen privatwirtschaftlichen Schichten des Armeniertums wurden anfangs natürlich ungünstig betroffen. Indes erlaubte die Anpassungsfähigkeit des Armeniers, auch aus der veränderten Situation noch relativ Gutes herauszuholen; der Anteil der Armenier an den Funktionärstellen lag und liegt wesentlich über dem Durchschnitt.

Wichtiger ist noch die Sowjetisierung des Landes durch die *Kulturpolitik* des Kreml. Die großzügige Erweiterung des Schulsystems ist dem angeborenen Bildungsdrang und Lerneifer des armenischen Volkes mehr entgegengekommen und hat weniger Hindernisse zu überwinden gehabt als anderweitig. Die durch Schule, Presse und Organisationen vermittelte geistige Sowjetisierung hat daher den Armenier in höherem Maße in ihren Bann gezogen als die große Masse der Georgier oder Aserbeidshaner. In der gleichen Richtung wirkte die Propagierung des Grundsatzes absoluter Gleichheit der Nationalitäten und die strikte Abwehr nationaler Diskriminierung. Hier hat von allen Völkern des Kaukasus praktisch allein der Armenier Vorteil gezogen. Er sollte im Stammland nicht mehr als Paria, in der übrigen UdSSR nicht mehr als minderwertiger oder übergerissener Geschäftsmann gelten, sondern als vollberechtigter Bürger (was selbstverständlich nicht ausschloß, daß betont nationale Regungen als „übersteigerter kleinbürgerlicher armenischer Nationalismus“ bekämpft wurden). Das Gefühl einer gewissen Verbundenheit mit dem sowjetischen Staate war die gegebene Folge. Stärker als bei anderen Nationalitäten ist daher beim durchschnittlichen Armenier die Wandlung vom anfänglichen Widerstand über widerwillige Ergebung bis zu einem nur ungünstigstenfalls opportunistischen „Mitmachen“.

Überwiegend sowjetloyal

Die deutsche Invasion 1941 hat das armenische Gebiet nicht in Mitleidenschaft gezogen. Daher kam es nicht zu einer unmittelbaren Belastungsprobe. Trotzdem lassen sich aus einzelnen Symptomen Rückschlüsse auf die grundsätzliche Haltung der Armenier gegenüber einer Invasionsarmee ziehen, wenn auch nur auf Grund der Erfahrungen, die die deutsche Wehrmacht mit dem Diaspora-Armeniertum in Südrußland und auf der Krim gesammelt hatte.

Die Haltung der armenischen Bevölkerung war im allgemeinen abwartend und zurückhaltend. Ein Kollaborationsbedürfnis trat nur in Einzelfällen hervor und wurde überwiegend durch materielle Gründe geleitet; andererseits hielt sich aber das armenische Element auch von Sabotage- und Partisanentätigkeit fern. Nach dem allerdings nicht unbefangenen Urteil kollaborationsfreundlicher Volksgruppen mußte der armenische Volksteil auch unter der Besetzung als überwiegend sowjetloyal betrachtet werden.

Die Haltung der den deutschen Truppen entgegentretenden armenischen Soldaten ist für unsere Fragestellung deshalb besonders wichtig, weil in den armenischen oder armenisch durchsetzten sowjetischen Verbänden die Stammbevölkerung gegenüber der Diasporabevölkerung überwog; aber auch hier zeigte sich im großen und ganzen dasselbe Bild. Geschlossene armenische Truppenkörper bestanden zu Beginn des Krieges 1941 nicht. Erstmals 1942 traten in der sowjetischen Wehrmacht Verbände in Erscheinung, die in der Presse als „armenische Divisionen“ bezeichnet wurden. Da aber um diese Zeit die Bildung nationaler Kontingente noch nicht angeordnet war, kann es sich bei diesen Divisionen wohl nur um überwiegend aus Armeniern zusammengesetzte Verbände ohne amtlichen nationalen Charakter gehandelt haben. Nach deutscher Beurteilung unterschieden sich diese Verbände bezüglich Moral und Kampfkraft nicht wesentlich von anderen national stark durchmischten Sowjetformationen. Die in der sowjetischen Presse 1942/44 enthaltenen Berichte über eine besondere Standfestigkeit „armenischer Verbände“ dürfte als Propaganda zu gelten haben.

Wichtiger ist die durch Gefangenenerhebungen wiederholt bestätigte Tatsache, daß 1943/44 armenische Verbände in größerer Zahl an die türkische Grenze entsandt wurden. Auch die Sowjetunion verfolgte an sich das Prinzip, nationale Minderheiten nicht in ihrem Heimatgebiet zu verwenden. Wenn im Falle armenischer Verbände davon abgewichen wurde, so ist dies als Zeichen politischer Zuverlässigkeit der armenischen Kader zu bewerten.

In der deutschen Wehrmacht blieb im Gegensatz zu den anderen kaukasischen Völkerschaften die Zahl der sich zum Waffen- oder Hilfsdienst zur Verfügung stellenden Armenier gering. Geschlossene armenische Verbände von etwa Bataillonstärke sind im Osten nur in vereinzelten Fällen aufgestellt worden. Ihr militärischer Eindruck war schlecht, die Kampfkraft gering. Ausgesprochen gut war das armenische Element innerhalb des Nachrichtendienstes zu brauchen.

Nach dem Zweiten Weltkriege belebte die Aktivität, welche die Sowjetunion an ihren Grenzen entwickelte, auch das armenische Problem aufs Neue. Das formelle Ende des sowjetisch-türkischen Freundschaftsvertrages von 1921

schuf dafür die äußeren Voraussetzungen. Jetzt konnte die armenische Frage, seit einem Vierteljahrhundert sorgfältig auf Eis gelegt, erneut ins Spiel geworfen werden. In den sowjetisch-türkischen Notenwechseln über die Revision des Meerengenabkommens von Montreux ist die armenische Frage zwar nicht offiziell diskutiert worden; im Hintergrunde wird sie aber bereit gehalten. Die vorbereitenden Schritte wurden schon kurz nach Kriegsende weisungsgemäß von der sowjetischen Wissenschaft eingeleitet. Im Jahre 1946 veröffentlichten die georgische und die armenische Zweigstelle der Akademie der Wissenschaften der UdSSR aufsehenerregende Denkschriften, in denen die Rechte der Georgischen Sowjetrepublik an der Schwarzmeerküste südwestlich Batum und der Armenischen Republik an den 1921 abgetretenen Gebieten von Kars und Ardaghan nachgewiesen wurden, und zwar, entgegen der Stellungnahme des Kongresses von Baku (1920), jetzt auch in ethnographischer Hinsicht. Die Grenzrevisionsforderung ist damit programmatisch angekündigt. Sollte die Sowjetunion einmal die Grenzen einer vergrößerten Armenischen Bundesrepublik so ziehen können, wie dies 1919/20 vom nationalen Armeniertum verlangt wurde, dann wäre die Sowjetisierung Kleinasiens Tatsache geworden, der südliche Weg zu den Meerengen für die UdSSR praktisch erschlossen.

Einstweilen werden die auf lange Sicht berechneten territorialen Ansprüche durch aktuelle bevölkerungspolitische Maßnahmen vorbereitet. Mit dem Abschluß des Krieges begann die Sowjetunion eine umfangreiche *Repatriierungsaktion* nach Sowjetarmenien. Ihre Ziele waren in erster Linie die syrischen und zilizischen Armenier, in zweiter Linie das armenische Handwerker- und Arbeiterelement in den USA. In den erstgenannten Gebieten konnte die Propaganda einen erheblichen Erfolg verzeichnen. Nach amtlichen sowjetischen Berichten sind insgesamt an die 100 000 Armenier zurückgekehrt, darunter je 20 000 aus Syrien-Libanon und aus Persien, kleinere Gruppen aus den Balkanstaaten. In den USA scheint die Werbung keinen nennenswerten Erfolg gehabt zu haben; sie wurde aber auch dort in armenischen Kreisen aufmerksam verfolgt. Es ist sicher, daß die Sowjetunion mit einer tatsächlichen Rückkehr der Amerika-Armenier – deren Eingewöhnung in die Verhältnisse Sowjetarmeniens höchst unwahrscheinlich wäre – praktisch nicht rechnet, sie angesichts der unvermeidlichen Enttäuschung etwaiger Rückwanderer wohl auch nicht wünscht. Ebenso sicher ist aber, daß die Sowjetunion auf eine ausgesprochen prosovietische Einstellung der Armenier in Amerika Gewicht legt und daher ihre Werbung betreibt. Unter den Rückwanderern ist der hohe Anteil der Handwerker und Industriearbeiter auffallend. 40% der Heimkehrer wurden in den Städten Sowjetarmeniens angesetzt. Die übrigen 60% wurden auf Kolchosa und Staatsgüter verteilt. Über die bisherigen Auswirkungen der Aktion fehlen zuverlässige Nachrichten. Die in der Presse veröffentlichten überschwänglichen Dankadressen der Heimkehrer an die Sowjetregierung sind kein Beweis. Private Nachrichten, insbesondere über die Grenzen geschmuggelte spärliche, unzensierte Briefe an die in der Diaspora zurückgebliebenen Landsleute sprechen durchweg von Enttäuschung und Reue über den übereilten Rückwanderungsentschluß. Aber auch hier dürfte die Zeit, der Generationenwechsel und die sowjetische Propagandamaschine auf die Dauer Gewöhnung und Einschmelzung erzielen. Und endlich ist die mehr oder minder sowjetfreundliche Stimmung der Rückwanderer lange nicht so bedeutsam wie der An-

spruch, den sich die Sowjetunion durch die Aufnahme der Auslandsarmenier in dem kleinen Areal ihrer Heimstätte gesichert zu haben glaubt: die nach sowjetischen Angaben mit einem so überwältigenden Erfolge abgeschlossene Rückführung der Auslandsarmenier wird eines Tages die Grundlage für eine Rechnung bieten können, die auf Begründung eines großarmenischen Staates innerhalb der Sowjetunion lautet.

Das Armeniertum mag zum Sowjetgedanken stehen, wie es will – die Sowjetunion ist eine T a t s a c h e, sie ist g e g e n w ä r t i g, und sie hat den unbedingten Behauptungswillen. Die Westmächte mögen dem Armenier sympathischer sein – aber sie sind fern, ihre Interessen am Lande uneinheitlich und zeitbedingt.

Ein kleinasiatischer Krieg würde nach armenischer Erwartung die Türkei im Lager der Westmächte sehen. Das könnte den Einmarsch türkischer Truppen in armenisches Gebiet bedeuten. Allein diese Vorstellung muß die Idee eines „Befreiungskrieges“ in den Augen des armenischen Volkes zur grausigen Satire werden lassen. Wer das Grauen des Konzentrationslagers und Genocids kennt, zieht das geregelte Gefängnisssystem vor. In dieser Lage befindet sich das Armeniertum innerhalb seiner sowjetischen Heimstätte: es ist überwiegend sowjetloyal; nicht wegen des B o l s c h e w i s m u s, sondern wegen der a n d e r e n.

BERICHTE

Saargebiet	417	USA	420	Indonesien	423
Nordböhmen	419	Montenegro	420	China	425
Fransösisch-Somaliland	419	Albanien	420	Mexiko	426

Grenzaufhebung oder Grenzverschiebung?

Obwohl die langwierigen Durchführungsverhandlungen die ursprüngliche Begeisterung darüber, daß der Schumanplan wenigstens einen Schritt zur Aufhebung der Grenzen in Europa darstellen wollte, abgekühlt hatten, horchte Westdeutschland auf, als im Februar 1953 zum ersten Male unverzollte Kohlenzüge über die Westgrenzen der Bundesrepublik rollten. Frankreich hat jedoch im gleichen Zeitabschnitt, in dem es die Initiative zu dieser Lockerung der Grenzsperrgriff, neue Grenzen gezogen und die Ostgrenze seines Einflusses auf deutschem Volksboden weiter vorgeschoben.

Schon nach dem Ersten Weltkrieg hatte es aus 1912 qkm des Regierungsbezirks Trier sowie der damals bayerischen Pfalz ein vom Reich getrenntes „Saargebiet“ mit zunächst 673 000 Einwohnern geschaffen. Diese Abtrennung des Landes an der Saar war durch die Volksabstimmung von 1935 und den vorher erfolgten Rückkauf der Saargruben und -eisenbahnen durch das Reich aufgehoben worden. Am Ende des Zweiten Weltkrieges setzte Frankreich den 1919 geschaffenen Zustand wieder in Kraft. Wieder wurde ein „Saargebiet“ aus der natürlichen, wirtschaftlichen, geschichtlichen und volklichen Verbindung mit dem Rheinland und der Pfalz herausgelöst.

Schon 1920 schädigte die Schaffung einer Saargrenze auch die nicht abgetrennten Nachbarlandschaften schwer. Sie trennte die Industrien in Zweibrücken, Kaiserslautern und Pirmasens von ihrem Bezugs- und Absatzgebiet, nahm dem Kleinbauerntum der Landkreise Zweibrücken, Kusel, Birkenfeld, Merzig-Wadern und Saarburg den Absatzmarkt in den Bergwerks- und Industriesiedlungen an der Saar, sperrte den Fremdenverkehr von der Saar zum Hunsrück und die Pendelwanderung vom Hunsrück in die Gruben und Fabriken an der Saar. Das

Reich mußte eine neue Bahnlinie Trier-Hermeskeil-Türkismühle-Kusel bauen, um vor der verkehrstrennenden Saar-„Grenze“ auszuweichen. Besonders schwer wog, daß der Straßen- und Bahnknotenpunkt Homburg abgetrennt wurde.

Das am 5. September 1945 erneut geschaffene „Saargebiet“, (das zunächst noch ein Teil der Französischen Besatzungszone Deutschlands blieb, erst am 8. Dezember 1946 durch eine politische und am 7. Juni 1947 durch eine Währungsgrenze zwischen RM und Franken vom übrigen Reichsgebiet getrennt wurde), blieb nicht auf den 1920 bis 1935 abgetrennten Raum beschränkt, sondern erhielt durch Verfügungen der französischen Militärregierung darüber hinaus:

1. Am 18. 7. 1946 die durch 21 Gemeinden aus dem Landkreis Trier vergrößerten Kreise Merzig-Wadern mit 33 049 Einwohnern und einer Gemarkungsfläche von 30 074 ha sowie Saarburg mit 82 Gemeinden, 47 627 Einwohnern und einer Gemarkungsfläche von 52 299 ha. Zwar wurde am 8. 6. 1947 der nördliche Teil des Kreises Saarburg mit 62 Gemeinden, 37 191 Einwohnern und einer Gemarkungsfläche von 39 410 ha in den Regierungsbezirk Trier zurückgegliedert. Dagegen verblieben die 20 südlichen Gemeinden des Kreises Saarburg (Besch, Borg, Büschdorf, Eft-Hellendorf, Faha, Keßlingen, Münzingen, Nennig, Nohn, Oberleuken, Oberperl, Orschholz, Perl, Sendorf, Sinz, Tettingen-Butzdorf, Tünsdorf, Wehingen-Bethingen, Weiten und Wochern) mit 10 436 Einwohnern und einer Fläche von 12 899 ha beim Saargebiet.
2. Am 18. 7. 1946 17 Gemeinden mit 10 608 Einwohnern und einer Fläche von 11 786 ha und am 8. 6. 1947 acht Gemeinden mit 6 829 Einwohnern und einer Fläche von 6 611 ha.

3. Aus dem Kreise Kusel am 8. 6. 1947 die Gemeinden Bubach, Hoof, Marth, Niederkirchen, Osterbrücken und Saal mit 2 929 Einwohnern und einer Gemarkungsfläche von 2 508 ha, sowie am 30. 6. 1947 den Königlicher Hof aus der Gemarkung Selchenbach mit 184 ha Land und 20 Einwohnern.
4. Am 24. 4. 1949 die Gemeinde Kirrberg, Kreis Zweibrücken, mit 805 ha und 1 781 Einwohnern, sowie aus der Gemarkung Dunzweiler, Kreis Kusel, 19,3 ha Waldfläche zum Zwecke einer verkehrstechnisch erwünschten Grenzberichtigung.

Das Saargebiet erhielt dadurch einen Zuwachs von 34 v. H. seiner früheren Ausdehnung und eine Zunahme seiner Bevölkerung



um 8 v. H. Nach der Volkszählung von 1950 hatte es rund 936 000 Einwohner auf 2 559 qkm.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgten Abtrennungen sind wiederum ohne Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche, verkehrs-, verwaltungs- und versorgungsmäßige Verbundenheit der betroffenen Grenzgebiete vorgenommen worden. Wieder wurden zahlreiche Gemeinden von ihren Nachbarorten abgeschnitten, Eisenbahnlinien oder Straßen unterbrochen, neue Zollstellen und Sperren eingerichtet und damit absolute Hindernisse aufgebaut.

Die Herauslösung des Saargebietes nahm dem angrenzenden rheinland-pfälzischen Raum von Zweibrücken bis Saarburg den wirtschaftlichen Mittelpunkt, von dem vorher alle bis in die kleinsten Täler auslaufenden wirtschaftlichen und kommerziellen

Belebungen ausgegangen waren. Seither ist dieser Raum erneut verarmt, krisenempfindlich und teilweise Notstandsgebiet geworden. Pfälzische Industrieunternehmungen sind nunmehr gezwungen, das Sechsbis Siebenfache an Transportkosten für den Bezug ihrer Rohstoffe zu bezahlen. Anstatt früher 80 km Frachtdistanz müssen heute 350 km gefahren werden. Die Folge davon ist eine Erschwerung der Wettbewerbsfähigkeit und eine höhere Krisenanfälligkeit der grenznahen Industriebetriebe. Alle Bemühungen um eine Verdichtung der Industrie im Grenzraum, als Ausgleich für die verlorenen Verdienstmöglichkeiten im Saargebiet, sind von vornherein mit der Hypothek hoher Frachtkosten belastet.

Aus der großen Zahl der neuen Gebietsabtrennungen von Rheinland-Pfalz, die besondere Verkehrsschwierigkeiten verursachten, seien folgende aufgeführt:

1. Der Zugang zum Bahnhof Riechelscheid wurde durch Errichtung von Zollschranken östlich der Straßenkreuzung Waldmohr-Bechhofen – Bundesstraße 40 – unmöglich gemacht.
2. Die als Ersatz für die verlorengegangene Straße Waldmohr–Homburg–Zweibrücken zwischen den beiden Kriegen gebaute Straße Waldmohr–Eichelscheid–Bechhofen wurde unterbrochen.
3. In Hornbach, Kr. Zweibrücken, wurde die französische Zollgrenze an eine Wegegabelung in der Stadt gelegt.
4. In Herschweiler, Kreis Kusel, verläuft die Landesgrenze in Zickzacklinie durch das Dorf.
5. Die Grube Labach, Gemeinde Breitenbach, Kreis Kusel, ist nur über saarländisches Gebiet zu erreichen.
6. Die erst im Jahre 1932 fertiggestellte, direkte Eisenbahnverbindung zwischen der Pfalz und dem Regierungsbezirk Trier wurde zwischen Nonnweiler und Türkismühle unterbrochen, ebenso die parallel zur Eisenbahnstrecke verlaufende Bundesstraße 52.
7. Durch den Fortfall der Reichsstraße 41 Nohfelden–Wolfsweiler wurde die Gemeinde Gimweiler im Kreise Birkenfeld

von ihren Straßenverbindungen zum übrigen Kreisteil abgeschnitten. Auch der Friedhof der Gemeinde sowie die Kirche befinden sich nunmehr im Saargebiet. Der Transport des den Gimbleiler Einwohnern gehörenden Holzes aus der Gemarkung Ellweiler muß über Nohfelden ins Saargebiet geführt werden, wozu eine besondere Genehmigung der Zollbehörde erforderlich ist. Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich für die Gemeinde Ellweiler. Die Bauern des Dorfes Meckenbach müssen zu ihren nur 1–2 km entfernten Äckern einen Umweg von 10 km machen, um die vorgeschriebene Zollstation bei Eisen zu passieren.

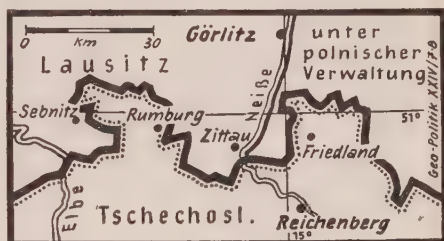
8. Die Landstraße II. O. 5 (Merzkirchen-Südlingen – Kreuzweiler – Schloß Thorn) verläuft in einem rund 200 m langen Abschnitt über saarländisches Gebiet.

Von den unmittelbaren Grenzgemeinden haben auch zahlreiche Bauern einen Teil ihrer land- und forstwirtschaftlichen Nutzfläche durch die Grenzziehung eingebüßt. Vielfach können diese Grundstücke bis heute nicht wieder von den Besitzern bebaut und abgeerntet werden. Teilweise ist der Privatbesitz jenseits der Grenze an Bauern im Saargebiet verpachtet oder unter staatliche Sequestur gestellt. Die neue Grenze hat sich in ihrem gesamten Verlauf als eine schwere Beeinträchtigung des täglichen Lebens, des Verkehrs und der Wirtschaft erwiesen. Ihre Beseitigung wird daher von beiden Seiten angestrebt. Gegenwärtig sind schon wieder 8200 Bergleute und Industriearbeiter aus den rheinland-pfälzischen Kreisen Zweibrücken, Kusel, Birkenfeld, Trier und Saarburg als Pendelarbeiter im Saargebiet tätig. Dieses ist wie früher auf ihre qualifizierte Mitarbeit angewiesen. Es wohnen 7650 Saarknappschafts- und Hüttenrentner in rheinland-pfälzischen Gemeinden. Die Zahl der im Laufe des letzten Jahres, trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten, abgegebenen 34 683 Jahresausweise an Grenzgänger des Landes Rheinland-Pfalz und 12 396 Ausweise an Bewohner des Saargebiets, kennzeichnet die dichte wirtschaftliche und familiäre Verflechtung innerhalb einer 10 km tiefen Zone beiderseits der neuen Grenze.

Ernst Diedrich

Der Rumburger Zipfel

Im Januar 1953 wurde von einem Austausch zwischen dem nordböhmischem Rumburger Zipfel, dem „Schluckenauer Ländchen“, und ungenannten Gebietsteilen der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (es wurde das Zittauer Becken erwähnt) ge-



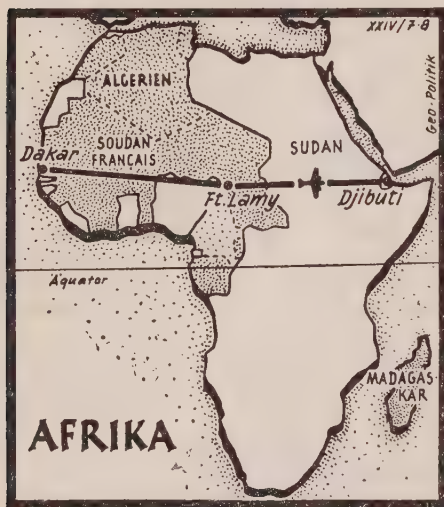
sprochen. Der Gebietsvorsprung Böhmens in die sächsische Oberlausitz war bis 1945 nur deutsch besiedelt, damals wurden seine Bewohner wie die Sudetendeutschen überhaupt ausgewiesen.

Frankreichs West-Oststraße quer durch Afrika

Frankreich träumte einmal von einem zusammenhängenden Kolonialreich zwischen Atlantik und Indischem Ozean. Es mußte diesen Traum begraben, als Kitcheners Soldaten den Hauptmann Marchand bei Fashoda zum Niederlegen der Trikolore zwangen. Der *Soudan français* ist ein Teilterritorium Französisch-Westafrikas geblieben, der „Sudan“ am Nil kam unter die erst in jüngster Zeit brüchig gewordene britische Herrschaft, und die Häfen der französischen Somaliküste (Obock und Dschibuti) blieben eingeeignet zwischen Italienisch-Ostafrika, Äthiopien und Britisch-Somaliland.

Der französische Luftfahrtminister inspierte 1953 die französischen Herrschaftsgebiete im Indischen Ozean: Madagaskar, die Komoren, Réunion. Er kam zu der Ansicht, daß eine Kette guter Flugplätze die west- und ostafrikanischen Länder der Französischen Union verbinden müsse. Falls das östliche Mittelmeer einmal den Durchflug nicht erlaube, müsse eine sichere Flugroute von

Frankreich über Dakar-Fort Lamy-Dschibuti nach Madagaskar und Indochina bestehen. In Dschibuti werden die Flugplätze schon für Düsenflugzeuge vergrößert. Diese französische Luftstraße quer durch Afrika



liegt außerhalb sowjetischer Eingriffsmöglichkeiten, außerhalb von Störungen, die aus den arabischen Ländern Nordafrikas kommen können, und sogar außerhalb der britischen Herrschaftszone. Wenn auch der äußerste Norden Nigeriens, das noch eine britische Kolonie ist, der vor der Unabhängigkeitserklärung stehende Sudan und Äthiopien überflogen werden müssen, so ist von dort aus doch keine Störung einer durchgehenden West-Ostverbindung unter französischen Vorzeichen zu erwarten.

*

Geopolitik und Unterwasser-Erdöl

Eine glückliche Fügung geographischer und geologischer Gegebenheiten hat eine der größten bekannten Erdölreserven auf dem kontinentalen Schelf der Küsten Südkaliforniens und des Golfs von Mexiko dem ohnehin führenden Erdölland der Welt geschenkt. Diese Erdölvorkommen haben den Vorzug absolut gesicherter Lage als Teil des Mutterlandes und zugleich in der Nähe wichtigster strategischer Positionen an den beiden für die Weltmacht entscheidenden

Ozeanen. Gesundes geopolitisches Denken und Planen – ebenso notwendig wie selten auf beiden Seiten des Atlantik – würde in einem Zeitalter, wo Öl die eine Grundbedingung der Weltmachtstellung ist, die Sicherung dieser Ölreserve gegen vorzeitige Ausbeutung empfehlen.

In diesem Zusammenhang muß die trotz des Widerstands einer weitblickenden Minderheit erfolgte Überlassung des Schelf-Öls an die Küstenstaaten Kalifornien, Texas und Louisiana durch die USA-Bundesregierung gesehen werden. Die rein juristische Frage, ob der Schelf den Staaten oder dem Bund gehört, verliert an Gewicht gegenüber der machtpolitischen Wirklichkeit. Das Ölland in den Händen der Staaten bedeutet natürlich bei der Verfilzung der lokalen Parteipolitik mit den mächtigen *Oil Companies* – Öl ist ein guter Treibstoff auch der politischen „Maschinen“ – die Gefahr vor schneller Ausnutzung und damit Verringerung der im Fall einer Krise, etwa bei vorübergehendem oder dauerndem Verlust des arabisch-irakisch-persischen Ölgebietes, verfügbaren Reserve.

Und das geschieht in demselben Augenblick, wo die Sicherung des vorderasiatischen Erdöls eines der Hauptanliegen amerikanischer Weltpolitik ist. Die Gefährdung des Schelf-Öls ist nur das letzte Kapitel der Vergeudung und Fehlausnutzung der Bodenschätze, die manche Perioden der amerikanischen Geschichte kennzeichnet, in denen auf kurzfristigen Gewinn bedachte und um die zukünftigen Folgen unbekümmerte Wirtschaftsinteressen ein günstiges politisches Klima fanden.

F. Wassermann

*

Der Skutari-See

Als sich im Sommer 1948 nach dem Bruch Jugoslawiens mit dem Kominform die jugoslawisch-albanischen Beziehungen verschlechterten, erfuhr die Öffentlichkeit auch der Kominformstaaten zum erstenmal von Projekten jugoslawischer Techniker zur Trockenlegung des Skutari-Beckens. Nach einem vorläufigen, 1948 geschlossenen Abkommen verpflichtete sich Jugoslawien, am Skutari-See – die albanisch-jugoslawische

Grenze verläuft durch die Mitte des Sees, jedoch so, daß die größere Hälfte in Jugoslawien verbleibt – alle notwendigen technischen Arbeiten vorzunehmen, während Albanien Arbeitskräfte und Hilfsmittel zur



Verfügung stellen sollte. Es handelte sich nicht nur um die Trockenlegung eines Teiles des Skutari-Sees, sondern um Bodenverbesserungen in der Umgebung des Sees sowie um die Regulierung der Flüsse Drim und Bojana, die Beseitigung der Sturzbäche Kiri und Djardi und die Trockenlegung oder Melioration der Sumpfgebiete zwischen der Bojana und dem Drim sowie östlich des Drim. Da alle diese Gebiete stark von Malaria verseucht sind, sollte außerdem ihre Sanierung vorgenommen werden.

Das Gelände des Sees bildete zu römischen Zeiten eine fruchtbare Ebene, die vom Flusse Morava durchflossen wurde. Der weitere Lauf der Morava folgte dem heutigen Flußbett der Bojana, die damals bei Leshi (Ljes) in die Adria mündete. Der Skutari-See entstand durch Senkung des Skutari-Feldes infolge tektonischer Vorgänge. Der Wasserspiegel des Sees stieg, und das Wasser bedeckte immer größere Flächen, und als dazu noch 1846 der Drim sein Flußbett veränderte und sich in die Bojana nahe an ihrem Austritt aus dem See ergoß, kam es zu gewaltigen Schotter-Anschwemmungen,

die schließlich den Seeausfluß teilweise verstopften und den Wasserspiegel des Sees noch weiter erhöhten. So hat heute das Durchschnittsniveau des Skutari-Sees 4,5 m über dem Meeresspiegel erreicht. Das Wasser hat fruchtbaren Boden überflutet und in der Umgebung ungesunde Sumpfgebiete geschaffen. Während der Hochwasserperioden steigt der Seespiegel auf 8,5–11,5 m und überflutet die gesamte Umgebung.

Andererseits ändern der Drim und der Bergfluß Kiri ständig ihr Flußbett, so daß es zu katastrophalen Überschwemmungen kommt. Dadurch werden Gebiete betroffen, die ehemals zwei Ernten im Jahre ermöglichten. In diesen Sumpfgebieten leben rund 70 000 Menschen, zum größten Teil Albaner, von denen 80% malarialkrank sind. In anderen Gegenden des Skutari-Bassins herrscht größte Trockenheit, die sich oft zu katastrophalen Ausmaßen steigern und die ganze Ernte verderben lassen kann, wie es 1946 und 1951 der Fall war.

Diese von Überschwemmungen und Trockenheit betroffene Landschaft hat 170 000 Einwohner, davon 50 000 auf jugoslawischer und 120 000 auf albanischer Seite. Für die Melioration des Skutari-Beckens hat es bisher zehn verschiedene Projekte gegeben, doch kein einziges davon wurde verwirklicht. Zwischen Jugoslawien und Albanien kam es bereits 1926 zu Verhandlungen, es wurde auch ein Abkommen abgeschlossen, doch blieben die Ergebnisse völlig aus. Ein ähnliches Schicksal hatten Besprechungen zwischen Jugoslawien und Italien.

Nach 1945 wurde eine gemischte Kommission zum Studium des Skutari-Problems von Jugoslawien und Albanien ernannt. Diese beendete ihre Vorarbeiten 1947, und beide Teile machten ihren Regierungen Empfehlungen. Nach jugoslawischen Plänen sollte für den Drim ein neues Flußbett bis zur Adria gegraben werden, die Bojana hätte reguliert und für Schiffe bis 3 m Tiefgang schiffbar gemacht werden sollen, auch die Sturzbäche Kiri und Djardi sollten eingedämmt werden, der Wasserspiegel des Sees wäre damit auf 1,5 m gesenkt worden; ein umfangreiches System von Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen im ganzen Gebiet wurde in Aussicht genommen, während am Unterlauf des Drim zur Verhinderung von weiteren Anschwemmungen ein

38 m hoher Staudamm bei Baudejs aufgeführt werden sollte. Auf diese Weise wären allein durch Entwässerung 44 272 ha besten Bodens gewonnen worden, wobei auf Jugoslawien 13 041 und auf Albanien 31 231 ha entfallen wären. Die Böden des neuen Gebietes hätten den Anbau von Baumwolle, Reis, Tabak, Südfrüchten, frühem Gemüse, Weizen und anderen Kulturen ermöglicht, außerdem die Grundlage für eine intensive Viehzucht und Fischerei geschaffen. Am Staudamm von Baudejs hätte ein Wasserkraftwerk mit einer Jahres-Stromerzeugung von 300 Millionen kWh erbaut werden sollen. Die Gesamtinvestitionen wurden in Höhe von 2,820 Millionen Dinar vorgesehen. Nach jugoslawischen Darstellungen wäre es zu einer vollkommenen Amortisierung schon in etwas über 5 Jahren gekommen.

Auch nach dem Bruch mit der Kominform versuchte Jugoslawien, Albanien zur Durchführung des Projektes zu bewegen, indem es auf verschiedene Vorteile hinwies: Albanien könnte in kürzester Zeit eine seiner ärmsten und unfruchtbarsten Provinzen in ihr Gegenteil verwandeln. Allerdings wäre das Projekt auch für Jugoslawien insofern von Vorteil gewesen, als dadurch ein bedeutender wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt in der jugoslawischen Volksrepublik Montenegro entstanden wäre. Aus diesem Grunde enthielt der jugoslawische Fünfjahresplan (dessen Ausführung allerdings schon 1950 illusorisch wurde) für die notwendigen Vorarbeiten und Bauvorhaben bestimmte Beträge, Fachleute, Maschinen und Material. Das Abkommen mit Albanien sah den Bau des neuen Drim-Kanals und des Staudammes am Drim auf albanischem Gebiet durch jugoslawisches technisches Personal und mechanisierte Hilfsmittel vor. Albanien sollte nur gegen landesübliche Entlohnung ungelernete Arbeitskräfte stellen.

Mit dem Kominform-Konflikt entstand aber schlagartig eine ausgesprochene Feindseligkeit auf beiden Seiten. Die albanische Regierung teilte in ihrer Note vom 22. Juli 1948 der jugoslawischen Regierung mit, daß „Arbeiten in diesem Umfange niemals in den Projekten vorgesehen gewesen seien, deshalb auch in dem albanischen Plan nicht berücksichtigt werden konnten“. Darauf antwortete die jugoslawische Regierung in ihrer Note vom 1. August 1948 mit der Fest-

stellung, daß die albanische Regierung von diesen Projekten sehr wohl in Kenntnis gesetzt worden sei. Es gebe für sie keine weiteren Schwierigkeiten, da sich die Mitarbeit Albaniens mit eigenen Mitteln nur auf sehr geringe Teile des Projektes zu beschränken hätte. Albanien sprach von jugoslawischem Wirtschaftsimperalismus, während Jugoslawien behauptete, daß „Menschen, die so handeln, niemals ernstlich an den Ausbau des Sozialismus in ihrem Lande und an die internationale Zusammenarbeit der sozialistischen Staaten mit dem Ziele einer Erhaltung der Selbständigkeit und des wirtschaftlichen Fortschritts“ geglaubt hätten. Später wurde hinzugefügt, daß die albanische Regierung aus „Abenteurern ohne jegliches Verantwortungsbewußtsein“ bestehe, die ihre „Verbrechen durch Phrasendreschen über Leninismus - Marxismus verbergen möchten“.

Beinahe gleichzeitig mit der Zuspitzung dieser Aussprache wurde von Jugoslawien ein neues Projekt zur Diskussion gestellt, wodurch die Arbeiten zur Trockenlegung des Skutari-Beckens mehr auf jugoslawischem Gebiet ausgeführt werden sollten. Die neuen Pläne waren zwar kostspieliger, hatten aber den Vorteil, daß sie ohne Zustimmung Albaniens zur Ausführung gelangen konnten. Der Grundgedanke des neuen Projekts besteht darin, daß durch den Bau eines Dammsystems der größte Teil des Skutari-Sees auf jugoslawischer Seite trockengelegt werden kann. Der Fluß Morava soll entweder durch einen neu anzulegenden Kanal über den unteren Teil des Zeta-Feldes geführt oder entlang dem südwestlichen Seeufer in den unteren Teil des Sees geleitet werden. Auf diese Weise würde zwar der Wasserspiegel im albanischen Teil noch weiter steigen, doch würde dadurch nach jugoslawischer Ansicht Albanien gezwungen werden, mit eigenen Mitteln die Arbeiten auszuführen, die es nicht gemeinsam mit Jugoslawien vornehmen wollte. Um aber die Lage in Albanien nicht noch mehr zu verschlechtern, arbeiten jugoslawische Techniker Projekte für einen Tunnelbau vom Skutari-See zum Meer aus, doch auch mit Hilfe dieser Maßnahmen könnten in Albanien nur rund 1500 ha trockengelegt werden.

Ernest Bauer

Die öffentliche Ordnung als Indonesiens „Vraagstuk“

Indonesiens Zeitungen berichten fast täglich von Überfällen – der Eroberung und Ausplünderung ganzer Mittelstädte oder der Beraubung einzelner Personen. In jedem Monat gibt es schreckliche Bilanzen: mehrere niedergebrannte Dörfer, Tausende von Obdachlosen, viele Ermordete, darunter zahlreiche isoliert lebende Ausländer.

Dabei sind die Indonesier als höflich und friedfertig bekannt. Die Niederländer haben in der Zeit ihrer Kolonialherrschaft zwar regelmäßig gegen sogenannte wilde Stämme kämpfen müssen, die noch nicht unterworfen und unberührt von europäischem Einfluß waren, aber gerade diese Stammesgebiete sind heute ganz ruhig, während Großbanden besonders schwer Gegenden wie das früher völlig friedliche Mitteljava heimsuchen. Das unzuverlässige Westjava freilich, an dessen Küste die Hauptstadt Djakarta liegt, war schon immer ein Zufluchtsort sozialer Elemente.

Am Beispiel Mitteljavas lassen sich die Gründe für die allgemeine Unsicherheit erkennen. Hier lag der Mittelpunkt der Erhebung, die von den Alliierten gegen die Japaner durch Propaganda und Waffenabwürfe genährt wurde. Hier förderten auch die Japaner besonders stark ihre indonesischen Freunde, als sie auf ihre Weise mit dem Unabhängigkeitsgedanken für ihre „Großostasiatische Wohlstandssphäre“ warben. Diese einander entgegenwirkenden äußeren Einflüsse störten die jahrhundertealte Ordnung der Landschaft. Die Menschen bekamen Feuerwaffen in die Hand, deren Besitz bis dahin verboten gewesen war. Menschenleben, die nie sehr viel gegolten hatten und in unerhörter Fruchtbarkeit rasch ersetzt wurden, galten noch weniger.

Die nationale Revolution, die besonders von Djokjakarta ihren Ausgang nahm, steigerte das Selbstbewußtsein der Jugend, die große militärische Erfolge gegen die wieder ins Land dringenden Kolonialherren erzielte. Später wurde aus der Freiwilligenarmee eine Berufstruppe, – die nicht in der Lage war, ihren Beruf zu finden. Sachverständige Führung fehlte fast ganz, und eine rechte Ausbildung hatte das Heer nie erhalten,

Eine besondere Gruppe bildeten die Soldaten, die aus der Königlich Niederländisch-Ostindischen Armee hervorgegangen waren, vor allem die Zöglinge des Kadettenkorps in Bandung oder Breda. Sie wurden mißtrauisch beobachtet von einer zweiten Gruppe, die stolz darauf war, nur in den Reihen der Guerilleros für die nationale Freiheit gekämpft zu haben, und Bevorzugung forderte. Die Soldaten aus den verschiedenen Landschaften oder Volkstümern vertrugen sich nicht miteinander, insbesondere gab es Spannungen zwischen den von Natur aus kriegerischen Stämmen und den politisch führenden und zahlenmäßig überlegenen Javanen.

Man hatte von der staatlichen Unabhängigkeit einen wirtschaftlichen Aufschwung und ein angenehmes Leben erwartet. Als man stattdessen auch weiterhin arbeiten mußte, als die Teuerung stieg und die Gehälter nur noch unregelmäßig gezahlt wurden, setzte zuerst die Armee ihre Enttäuschung in Aktion um. Sie wußte aus Erfahrung, was man mit Waffengewalt erreichen konnte, und bei ihr hatten sich die tatkräftigsten Persönlichkeiten gesammelt. Das hastig zusammengemauerte Staatsgebäude bröckelte zuerst in der Armee ab. Gerade die konservativen Teile des Heeres zerschlugen durch eine Art Staatsstreich die Macht des Parlaments, von dessen Herrschaft sie enttäuscht waren und das seinerseits jede starke Truppe als Gegner angesehen hatte.

Die Abgeordneten aber verstanden es, Teile des Heeres für sich, – sie sagten für die Verfassung – zu gewinnen: Zuerst die Division von Ostjava, die *Brawidjaja*, bald darauf die von jeher aufsässige Division von Makassar im südlichen Sulawesi (Celebes) unter ihrem Oberstleutnant Warouw und schließlich die 7. Division aus Südsumatra. Die jüngeren Berufsoffiziere konnten nur zähneknirschend feststellen, daß damit die Einheit der Armee gesprengt war. Sie hatten seit langem ein Durchgreifen gegen Meuterer und Räuber verlangt, jetzt mußten sie mit ansehen, wie das Parlament die militärische Befehlsgewalt an aufständische Truppenführer übertrug.

Der Hintergrund dieser Auseinandersetzungen erklärt die Unruhe im Lande. Das Bataillon 426 z. B. mag vor einem Jahr in die Wälder gegangen sein, weil seine Offiziere ehrgeizig waren, weil man ihm den

Sold schuldete, weil es sich gegen Disziplinierungsmaßnahmen durch Teile der alten Armee auflehnen wollte oder weil es der Reiz des Banditenlebens lockte.

Es gibt auch Fälle, in denen „reaktionäre“ Elemente hinter den Meutern standen. In einer Mittelstadt z. B. riefen plündernde Soldaten den fassungslosen Bürgern höhnisch zu: „Hier habt Ihr Eure *Merdeka* (Eure Freiheit), jetzt seid Ihr wenigstens Euer Hab und Gut los!“ An einer Mauer in Djakarta las ich als Abwandlung des nationalen Bannerspruchs: „Einmal Freiheit, immer Brot (Reis)!“ die Spottzeile: „Einmal Freiheit, immer Hungersnot!“

150 bis 200, allerhöchstens 700, Räuber überfallen eine Stadt von 50 000 Einwohnern mit 200 Polizisten und einer Garnison von 2 000 Mann. Polizei und Truppe lassen alles untätig geschehen und sagen später, sie hätten keinen Befehl gehabt! Bei einem anderen Überfall feuert das Militär laut seiner eigenen Meldung 100 000 Schuß, der Gegner aber verliert weder einen Toten noch einen Verletzten, sondern nur eine Schreibmaschine! Ein höherer Verwaltungsbeamter des gefährdeten Distrikts, der schon dreimal seinen gesamten Besitz durch die Räuber verloren hat, ist jedoch recht optimistisch, weil mehrere Monate lang nichts passiert ist. Er stellt eine günstige Prognose für die Wahlen, weil die Bevölkerung im Herzen doch gottesfürchtig sei!

Ein Pflanzler der gleichen Gegend allerdings, dessen Fabrikanlagen schon dreimal — 1945, 1947 und 1951 — niedergebrannt worden sind, ist weniger optimistisch. Er hat Frau und Kinder fortgeschickt und lebt im Fabrikgebäude, von wo er Funkverbindung mit der nächsten Polizeistation halten kann. Auf seinen Hilferuf allerdings pflegt die Polizei erst einzutreffen, wenn sie sicher ist, daß die Räuber abgerückt sind.

Oft hat sich die Sitte eingebürgert, daß die Polizei ihr Kommen durch Schüsse anzeigt, damit die Räuber einen ehrenvollen Abgang gewinnen und die Polizei sich unangenehme Begegnungen spart. Die östliche Auffassung ist nun einmal, daß man die Gegensätze nicht hart aufeinanderprallen lassen, sondern lieber einen Kompromiß suchen solle. Auch große Pflanzungen haben sich diese Auffassung zu eigen gemacht. Wenn es ihre noch vorhandenen Betriebsmittel er-

lauben, erkaufen sie Schonung, obwohl sie damit eine Bestrafung wegen Unterstützung der Räuber riskieren. Die Kautschukpflanzungen allerdings können das angesichts des Preissturzes ihrer Produkte schon nicht mehr tun. Wie lange es die anderen Pflanzungen durchhalten, muß offenbleiben, denn die Teuerung aller Konsumgüter (außer dem vom Staat gestützten Reis) führt zu immer höheren Lohnforderungen.

Zwar spricht man auch in Indonesien davon, daß Bürgerkrieg herrsche. Aber eine weniger geduldige und gutmütige Bevölkerung hätte der Unsicherheit schon längst durch revolutionäre Aktion ein Ende bereitet. Die Zucker-, Kaffee-, Tee- und Kautschukfabriken liegen still, soweit sie nicht niedergebrannt sind. Wenn ihr Anlieferungsgelände nicht völlig wüst liegt, wird es von wilden Siedlern zur Lebensmittelgewinnung benutzt. Das allgemeine Rechtsgefühl ist so erschüttert, daß man nicht nur das Privateigentum ausländischer und einheimischer Besitzer plündert, sondern auch das indonesische Staatseigentum. Die Staatsförster sehen zu, wie die armen Bergbewohner Brennholz und Holzkohle auf langen und mühseligen Wegen zum Verkauf in die Städte schaffen, obwohl die Bevölkerung die drohenden Folgen der Waldverwüstung sehr wohl kennt. Schon schwemmt die Erosion Stauseen zu, so daß die Bewässerung und die Energieversorgung gefährdet werden. Die Behörden wagen nicht mehr wie früher (meist alle zehn Jahre), die in den Talsperren angelandete Erde abzubaggern, weil auf ihr die Reisfelder der hungernden Bevölkerung weit in die Gewässer hineingewachsen sind.

Wenn die Produktion sinkt, verringern sich die Staatseinnahmen aus den Exportzöllen, die bis jetzt die wichtigsten Einkünfte des Staates darstellten. Dann muß der Staat die Maßnahmen zur Förderung der Wirtschaft und zur Hebung des Wohlstands weiter einschränken. Das würde noch schwerere innenpolitische Folgen haben, so daß sich damit der Kreis des Problems schließt. Das Problem der öffentlichen Ordnung ist die zentrale Frage, die in Indonesien offen ist, — man nennt sie hier niederländisch „*Vraagstuk*“.

Wohl wird wie in anderen Ländern nach dem „starken Mann“ gerufen. Dem indone-

sischen Charakter liegt es aber nicht, Stärke zu zeigen, auch nicht, wenn sie wirklich vorhanden ist. Die Regierungskrise im Juni und Juli 1953 zeigt, daß sich mit den Kräften des Landes noch kein Ausweg öffnet. Andere Nationen, vor allem die großen Nationen Ostasiens, sehen eine gewaltige Aufgabe auf sich zukommen.

Asien und der Buddhismus

Im Verlauf der Gleichschaltung aller Formen des gesellschaftlichen Lebens in der Chinesischen Volksrepublik hat eine am 3. Juni 1953 abgeschlossene fünftägige Tagung im Peking buddhistischen Tempel Kuangchisze die Regierung der vollen Unterstützung der buddhistischen und lamaistischen Organisationen versichert und eine zentrale Buddhistische Vereinigung Chinas geschaffen, in der Buddhisten und Lamaisten zusammenarbeiten wollen, um – wie es in einer Entschließung heißt – „das Vaterland und den Weltfrieden zu stützen, mit der Regierung zusammen das Prinzip religiöser Freiheit zu verwirklichen und die besten Traditionen des Buddhismus weiterzuführen“. Ähnliche Gründungen für die Christen beider Konfessionen und die Mohammedaner sind vorausgegangen.

An der Tagung beteiligten sich 121 Vertreter des Buddhismus und Lamaismus: Chinesen, Tibeter, Mongolen, Uighuren, Thai und andere aus allen Teilen der Chinesischen Volksrepublik. Zum Präsidenten der neuen Vereinigung wurde ein Chinese mit dem geistlichen Namen Yüan Ying gewählt, der Abt eines Tempels in Schanghai ist und der, heute ein Mann in den Siebzigern, sich schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert um die Organisation der chinesischen Buddhisten bemüht hat. 1927 gründete er eine Buddhistische Vereinigung von Kiangsu und Tschekiang und 1929 eine „Allchinesische Buddhistische Vereinigung“, die vor zehn Jahren bereits 435 kleinere Gruppen umfaßte. Von den sieben Vizepräsidenten sind aber nur zwei Chinesen – ein Geistlicher und ein Laie – und unter den vier Ehrenpräsidenten befindet sich neben zwei Tibetern, dem Dalai Lama und dem Pantschen Erdeni Lama, und einem Mongolen nur ein Chinese, der als Vertreter des

Zen-Buddhismus in China sehr bekannte Abt Hsü Yün. Die Präponderanz des lamaistischen Elements, die auch auf der Tagung durch die Anwesenheit verschiedener Lebender Buddhas und sonstiger hoher Würdenträger aus den Klöstern Drepong, Galdan, Sera in Tibet, Kumbum und Lhabrang in Tsingtau sowie dem immer hochpolitischen Pailingmiao zutage trat, ist wohl begründet.

Der Buddhismus, um den Beginn unserer Zeitrechnung aus Indien eingeführt, hat zwar für viele Jahrhunderte eine große Rolle in China gespielt und die geistige Entwicklung spürbar beeinflusst. Aber seiner Blüte zwischen dem sechsten und zwölften Jahrhundert, in welcher Zeit China das Zentrum der buddhistischen Welt und Ausgangspunkt der buddhistischen Mission nach Korea und Japan war, folgte ein schneller und in der Mandschuzeit sehr gründlicher Verfall. Die mit der Revolution von 1911 beginnende neue Ära des Buddhismus in China konnte kaum noch an eine lebendige Tradition anknüpfen. Der Klerus war degeneriert und entbehrte nicht nur jeder gründlichen Kenntnis des Lehrgebäudes (er war unfähig, Sanskrit- und Palitexte zu verstehen), sondern ihm fehlte auch jede Organisation außer der Bindung an einige wenige Hauptklöster, in denen allein Novizen die Priesterweihe empfangen konnten. Die Tempel waren zum Teil verfallen und wurden, bis auf wenige beliebte Pilgerstätten, vom Volk nur selten besucht. Der nahezu einzige Kontakt mit der Laienschaft bestand darin, daß die wohlhabenderen Kreise die Mitwirkung buddhistischer Priester – neben Taoisten und, im Norden, Lamas – bei Begräbnissen gerne sahen und diese auch als Exorzisten und in ähnlicher Eigenschaft in Anspruch nahmen. Als Beruf war das buddhistische Priestertum tief verachtet und zog nur wenige aus den höheren Schichten an.

Die Renaissance des chinesischen Buddhismus ist wohl als Reaktion auf die christliche Mission und deren Benutzung zu politischen Zwecken zu deuten. Es dürfte kein Zufall sein, daß sie sich zur Zeit des Taipingaufstandes damit vorbereitete, daß ein Laie Yang Jen-shan 1865 in Nanking einen Verlag zur Verbreitung buddhistischer Schriften gründete, der offenbar eine entsprechende Organisation evangelischer Mis-

sionare als Vorbild hatte. Gleicherweise ist später dem Roten Kreuz eine buddhistische Rote Swastika-Organisation und ist noch später dem Verein Christlicher Junger Männer ein Verein Buddhistischer Junger Männer gegenübergestellt worden. Der politische Faktor bei dieser Entwicklung kommt wohl auch darin zum Ausdruck, daß unmittelbar nach der Gründung der Republik der erste Versuch gemacht wurde, eine Allgemeine Vereinigung der Buddhisten Chinas zustande zu bringen, deren erste Aufgabe es war, staatlichen Schutz für buddhistische Kultstätten zu erhalten, die durch den ikonoklastischen Eifer der Revolutionäre und an vielen Stellen von Missionsschülern bedroht waren.

Die buddhistische Bewegung gewann Impetus durch einige wenige damals lebende buddhistische Geistliche von hohem Niveau wie die Äbte Ti Hsien und Tai Hsü und durch das erwachende religiöse Interesse bei manchen Personen der gebildeten Schichten und auch der Beamtenschaft. Man suchte wieder Zugang zu den Quellen, und die Sanskritvorlesungen des Professors an der Peking-Universität Alexander Baron Stael-Holstein in den zwanziger und dreißiger Jahren fanden Zuspruch. Das Interesse ausländischer Buddhisten – neben Japanern und Engländern Amerikaner und der problematische Trebitsch-Lincoln, der in China zum Abt Chao Kung wurde und ein Dutzend Schüler mitbrachte – half weiter, und mancher junge Chinese ging nun auch zum Studium des Buddhismus nach Tibet, Nepal, Burma und Ceylon oder auf die Hochschulen Japans und des Westens.

Vor allem aber bemühte man sich um die Bildung von Gemeinden. Gemeinden besaßen bis dahin in China nur die Bekenntnisreligionen der Christen und Mohammedaner. Die große Masse des chinesischen Volkes war und ist religiös nicht gebunden und neigt zum Synkretismus. Der Einzelne besucht eine Kultstätte – gleichviel welcher Art, einschließlich christlicher Kirchen – oder einen Baum, einen Stein, ein Tier, jeweils nach dem, was er über die Wirksamkeit eines solchen Besuches gerade gehört hat, und antwortet auf die Frage, welcher Lehre er folge, mit dem Wort: der „großen Lehre“, chinesisch *ta-chiao*! Dabei ist das Gefühl von der Abhängigkeit des Menschen von

einer höheren Gewalt ganz allgemein und diese wird im Volksmund oft als *lao-tien-yeh* „der alte Himmelsvater“ personifiziert. Diesem Indifferentismus gegenüber haben sich die Buddhisten in China in letzter Zeit bemüht, ihre Tempel attraktiv zu machen, für das Laienpublikum bestimmte Dienste mit Predigten eingeführt, während bisher nur Messen der Priester unter sich gehalten wurden, und vielerorts ihren Tempeln Schulen angliedert. Die Bildung von Gemeinden ist damit vorbereitet und wird durch karitative Tätigkeit gefördert. Ein Prozent der Bevölkerung mag bisher damit erfaßt sein.

Alle diese Dinge sind aber für die lamaistische Kirche alte Tradition. Dazu besitzt diese eine streng gegliederte Hierarchie und Kirchenfürsten eines Formates, das durchaus dem katholischen Kirchenfürsten vergleichbar ist, und nicht selten sind diese starke politische Persönlichkeiten. Wenn nun in der neu gegründeten Chinesischen Buddhistischen Vereinigung die allein von Tibetern und Mongolen getragene, gut organisierte lamaistische Kirche mit dem erst im Aufbau befindlichen Buddhismus der Chinesen zusammengefaßt wird, dürften sich Spannungen ergeben, deren Auswirkungen sich zunächst nicht abschätzen lassen. Spannungen theologischer Natur – trotz Zugehörigkeit beider Arten des Buddhismus zur nördlichen (Mahayana-)Schule – wie personeller Art, aber auch politischer Spannungen.

Herbert Mueller

*

Mexikos Bevölkerungsdruck

Von Zeit zu Zeit taucht im nordamerikanischen Kongreß und in der Presse der USA das Problem der *wetbacks* auf, der mexikanischen Wanderarbeiter, die illegal, durch den Rio Grande schwimmend, in die USA einwandern.

Dahinter steht eine doppelte Tatsache: auch Lateinamerika beginnt in einzelnen seiner Länder an Übervölkerung zu kranken, und das Indianertum beginnt eine demographische Rache am weißen Mann. Die Schicht, die in Mexiko heute einen erstaunlichen Kinderreichtum aufweist, ist gerade die ganz oder überwiegend indianische Bevölkerungsgruppe,

Mexiko hatte

1895	12,6	Millionen	Einwohner
1900	13,6	"	"
1910	15,2	"	"
1921	14,3	"	"
1930	16,5	"	"
1940	19,6	"	"
1950	25,7	"	"

Mit anderen Worten: Die Bevölkerung Mexikos nahm von 1850 bis 1900 alle 10 Jahre um je eine Million zu, von 1940 bis 1950 aber alle 1,6 Jahre.

Abgesehen von den Verlusten in der Zeit von 1910 bis 1921 (Typhus- und Influenza-Epidemien, Revolutionen mit Massenwanderung in die USA) hat die Bevölkerung Mexikos sich immer rascher vermehrt; ein so guter Sachkenner wie Don Alberto Escalona Ramos (in *Dinamica Social*, Nr. 32, 1953) rechnet damit, daß sie 1960 etwa 34 Millionen, 1970 gar 43 Millionen und 1990 etwa 70 Millionen betragen wird. Gewiß könnte man diese Vermehrung fast für normal halten, denn die Bevölkerung der Welt hat sich ja auch von etwa 1,6 Milliarden Menschen im Jahre 1900 auf 2,4 Milliarden Menschen trotz zweier Weltkriege und blutiger Revolutionen vermehrt, so daß es heute mit jedem Tag bereits 60 000 Menschen mehr auf der Erde gibt.

Aber die Vermehrung von 13,6 auf 25,7 Millionen ist im Verhältnis noch viel größer; nach der Statistik der UNO steht Mexiko an der Spitze der Bevölkerungsvermehrung aller Länder mit jährlich 27,3 auf 1000 Einwohner, es folgen Portoriko mit 22 auf 1000, Chile mit 17 auf 1000 (die USA haben nur eine Bevölkerungszunahme von 14,5 auf 1000).

Ganz Lateinamerika vermehrt seine Bevölkerung in schnellem Tempo, so daß seine Gesamtbewohnerzahl mit 160 Millionen jetzt schon die 150 Millionen der USA übertrifft. Innerhalb Lateinamerikas wird die Bevölkerungszunahme Mexikos zwar von derjenigen Argentiniens (von 5 Millionen 1900 auf 15 Millionen 1950) übertroffen, aber die argentinische Bevölkerungszunahme beruht ganz wesentlich auf Einwanderung von Spaniern, Italienern, Mitteleuropäern und Orientalen, während die Bevölkerungszunahme Mexikos fast restlos auf Geburtenüberschuß zurückgeht.

Um 1930 war es so, daß von den 200 Millionen ha Mexikos nur 4 % intensiv bewirtschaftet waren, weitere 4 % anbaufähig und etwa 5 % mehr oder minder mühsam für die Landwirtschaft aufschließbar. Inzwischen hat sich die Bevölkerung um 50 % vermehrt, aber der Ackerboden hat nicht annähernd im gleichen Maße vermehrt werden können. Während durchschnittlich zur Ernährung eines Menschen ein Hektar Ackerlandes notwendig ist, stand schon 1930, als die Bevölkerung nur 16,5 Millionen betrug, nur knapp 0,5 Hektar für den Einwohner zur Verfügung. Schon damals führte Mexiko Getreide aus Argentinien, Afrika und den USA ein – meist das billigste, das zu haben war.

Mexiko dachte an Industrialisierung, wozu es mit seinen Mineralschätzen und seiner alten handwerklichen Tradition der Indianer eine gewisse Voraussetzung mitbrachte. Aber ungeachtet erfreulicher Erfolge ringt die junge Industrie mit allen Kinderkrankheiten, dazu den eingewurzelten Leiden von ganz Lateinamerika: Bürokratismus, Trödelei und politischer Abhängigkeit der Behörden, Apathie und zum Teil bösem Willen der seit Jahrzehnten aufgeputschten indianischen Arbeiterschaft, Bummelerei, mangelnder Exaktheit, Schlendrian und Anspruchslosigkeit, die erst eine lange Erziehungsarbeit überwinden müßte.

„Mexiko wird seine Industrie auf den Absatz im Innern beschränken müssen; das aber stößt sich an der geringen Kaufkraft der Mehrheit seines Volkes – sowohl der Eingeborenen wie der Mestizen, den Mängeln des Eisenbahnsystems, der geringen Leistung der Fabrikbelegschaften, den ungeeigneten Produktionsmethoden in der Landwirtschaft, dem üblen Gewerkschaftswesen, das die fähigen Arbeiter zugunsten der Bonzen benachteiligt, die den Tarif und die Ausschlussklausel nur zur Erhöhung ihrer Macht verwenden.“ (Ramos a. a. O.) So ist die Zeit abzusehen, wo das große Land eine zu große Bevölkerung etwa vom Typ chinesischer Kulis beherbergen wird – eine Bevölkerung, die außerdem Trotzismus mit der Feindschaft des Indio gegen den Weißen harmonisch zu verbinden versteht.

Fr. Podewils

NATIONEN MIT SENDUNGSBEWUSSTSEIN

Frankreich

Wäre ich nicht persönlich ersucht worden, Eptings Buch zu rezensieren, so hätte ich lieber geschwiegen. Dr. Epting weiß, daß es weder aus Feindseligkeit noch aus Borniertheit geschehen wäre. Die Beziehungen, die ich als Mensch zu ihm unterhielt, sind immer gut, ja freundschaftlich gewesen, und ich hatte in gewissen Zeiten, die für ihn und für mich nichts weniger als gefahrlos waren, manchmal Gelegenheit, seinem Charakter und seinem Verantwortungsbewußtsein die gebührende Anerkennung zu zollen, jedesmal nämlich, wenn er im Sinne jenes französischen Humanismus der schönen Menschlichkeit handelte, den er jetzt mit distanzierender Ironie zu betrachten scheint.

Kurz, ich halte sein Buch für unangebracht. Darin ist alles zugleich richtig und alles falsch, *in summa* mehr falsch als richtig.

Daß Dr. Epting viele Gründe hat, seinem Unwillen Luft zu machen, ist ja selbstverständlich, aber es gehört nicht zur Sache. Das Ressentiment läßt sich aus jedem Kapitel herausfühlen, insofern als richtige Angaben in ein wenigstens zweideutiges Licht gestellt werden. Mit diesem Buch gibt uns der Verfasser ein Gegenstück zu jenen Büchern über und gegen den „Pangermanismus“, die er zu rügen nie verfehlte. Darauf kommen wir weiter unten zurück.

Zuerst sei jedoch bemerkt, daß er sich wahrscheinlich dieser einseitigen parteiischen Einstellung nicht bewußt ist, denn man kann nicht sagen, das Buch sei in einem polemischen Ton geschrieben worden. Dr. Epting bemüht sich, sein Thema mit sachlicher Gründlichkeit zu behandeln. Seine Belesenheit ist erstaunlich, und man dürfte ihm in dieser Hinsicht nur vorhalten, daß er oft wenig bekannte oder ganz verschollene Namen heranzieht. Damit sei aber nicht gesagt, daß seine These des „französischen Sendungsanspruchs“ an sich falsch sei: falsch, nach unserer Ansicht, ist die Interpretation, die sich daraus ergibt.

Mit Dankbarkeit und Genugtuung lesen wir, was der Verfasser gegen die These vom

„statischen Wesen“ der Franzosen schreibt, indem er mit einem seichten Gemeinplatz aufräumen will. Dabei müßte darauf hingewiesen werden, daß solche Schablonen nur zeitbedingt eine vorübergehende Gültigkeit haben: in allem, was E. M. Arndt über die Franzosen geschrieben hat, findet sich alles, was die Franzosen hundert Jahre später gegen Deutschland vorgebracht haben...!

Von dem guten Willen des Verfassers und von seinem Streben nach Objektivität zeugt auch der Hinweis auf ein Sendungsbewußtsein bei allen Völkern, auch beim deutschen Volke, obgleich diese Bemerkung sehr an Wert verliert, indem behauptet wird, daß „auch die Hottentotten sich für Menschen schlechthin“ hielten...

Den Schlußworten können wir durchaus zustimmen, da der Verfasser, nachdem er in der modernen Welt eine Art „Islamisierung“ der nationalstaatlichen Politik festgestellt hat, seiner Hoffnung Ausdruck gibt, „aus dieser Transzendierung“ möge sich „zu einer neuen Oikumene“ der Rückweg finden lassen...

Man sieht also, daß man ihm unrecht täte, wenn man in seinem Buch nur eine Streitschrift sehen wollte, ein franzosenfeindliches Pamphlet. Aber...!

Wenn dieses Buch irgendeinen greifbaren Sinn hat, so ist es dieser: die Franzosen betrachten sich „wie die Juden oder der Islam“ als das auserwählte Volk *par excellence*, und „der hervorragendste Zug ihres Charakters“ ist „die Neigung, das Bedürfnis, die Wut, auf andere Einfluß zu nehmen“. Dies wird schon in der Einleitung behauptet. Sie stellt die These auf, die auf zweihundert Seiten dokumentiert und bewiesen werden soll.

Dies ist zunächst einmal viel zu einseitig. Kennt Dr. Epting das Buch meines Kollegen J. M. Carré über *Le mirage allemand*? Darin wird dargelegt, wie die Franzosen im Gegenteil, das ganze Neunzehnte Jahrhundert hindurch, sich von einem Deutschlandbild stark angezogen fühlten, es manchmal als mustergültig und bewundernswürdig be-

trachteten... und sich nachher bitter enttäuscht fanden, ohne es jedoch als ein Trugbild, ein unwirkliches Wunschbild, eine leere Luftspiegelung ansehen zu wollen... Deutsche Denker und Dichter sind bei uns stets gewürdigt und geliebt worden, überall nämlich, wo sie als Träger eines Menschentums auftraten, das wir gar nicht als spezifisch französisch, sondern als allgemeinmenschlich auffaßten.

Der hier beschriebene „Sendungsanspruch“ kann nicht anders verstanden werden denn als expansiv, und das ist eben der springende Punkt. Expansiv war zwar die Ideologie der Französischen Revolution in ihren Anfängen. Aber damals, bis die napoleonischen Kriege Frankreich ein ganz anderes Gesicht gaben, wurde die „französische Sendung“ von allen (bis auf wenige Ausnahmen) hervorragenden Geistern Deutschlands willkommen geheißen: Klopstock, Herder, Kant, Hölderlin, Fichte u. a. m. sahen darin eine für die ganze Menschheit epochemachende Tat. Triftige Zitate ließen sich anführen, in zahlloser Menge und aus allerlei Werken. Selbst der berühmte (und bei uns berüchtigte) spätere Verfasser der Reden an die deutsche Nation bewarb sich um eine Professur in Mainz und betrachtete Frankreich als sein „richtiges Vaterland“...

Der Einfluß dieser „Sendung“ blieb groß, solange Frankreich uninteressant schien und war, ein Beweis, daß die Franzosen dem Ausland nicht wie Hottentotten vorkamen, die sich törichterweise für die einzig wahren Menschen ausgeben.

Nachher, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, blieb bei uns ein Sendungsbewußtsein zwar wach, es hatte aber einen rein ideellen Charakter, und es konnte nicht mehr von Expansion die Rede sein, vielmehr von Aufrechterhaltung und Verteidigung. Expansiv in einem gewissen Sinne war diese Ideologie noch in der „*politique des nationalités*“, von der Dr. Epting kein Wort sagt und die für Frankreich so verhängnisvolle Folgen hatte, indem sie das Nationalgefühl anderer Völker begünstigte oder hervorrief.

Daß unser Menschheitsbegriff durchaus nicht französisch gefärbt ist, beweist auch der Umstand, daß drei Viertel der Welt sich zu Frankreich bekennen und ihm jedes-

mal Hilfe leisten wollen, wenn es in seiner Existenz bedroht ist und nahe vor dem Untergang steht.

Aus all diesen Gründen halte ich das Buch Dr. Eptings für schief angelegt, nicht falsch in dem, was es zitiert, sondern durch die Endabsicht, die offensichtlich darauf hinzielt, Frankreich in demselben Lichte erscheinen zu lassen, in dem bei uns das „ewige Deutschland“ als das Land unbekehrbarer Pangermanisten geschildert wurde.

Tu quoque! wird Dr. Epting meinen. Die Franzosen seien samt und sonders das gleiche Gelichter... Ich erlaube mir, ihn doch auf ein Buch, das ich nach dem Zweiten Weltkrieg über *Le sentiment national en Allemagne (1750-1815)* veröffentlichte, aufmerksam zu machen. Darin habe ich versucht, sehr heikle Punkte richtig zu stellen, und ich glaube nicht, daß es in Deutschland ähnliche Bedenken erregte, wie diejenigen, welche hier eben zum Ausdruck gebracht wurden. Ich weiß sogar vom Gegenteil.

In Frankreich hat Dr. Epting manche bittere Erfahrungen gemacht und sah sich in seinem wohlmeinenden Willen enttäuscht. Er muß aber bedenken, daß Kriegskonjunkturen und das politische Regime, das wir zu tragen hatten, vieles wenn nicht ganz rechtfertigen, doch erklären können. Die Bestimmung des Gelehrten ist es, alles Persönliche zurückzudrängen, um das herauszuarbeiten, was allgemeingültig ist. Auf Verfechtung, Erhaltung, Verteidigung jener allgemeingültigen Kulturgüter hat Frankreich stets hingearbeitet, im Bewußtsein einer Sendung, die es nie als ein ausschließliches Sonderrecht für sich selbst in Anspruch nahm, und in welcher es, von vielen anderen Ausländern aus der ganzen Welt zu schweigen, auch viele Deutsche und zwar hervorragende Deutsche, sich zur Seite fand.

Maurice Boucher

*

Der Auseinandersetzung von Professor Maurice Boucher mit meinem Buch über das „Französische Sendungsbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert“ möchte ich kurz folgendes hinzufügen:

1. Ich selbst habe dem Verlag Professor Boucher als möglichen Besprecher meiner Arbeit vorgeschlagen, da ich ihn in fast zwanzig Jahren persönlicher Bekanntschaft

als einen offenen, klaren und unbestechlichen Partner im deutsch-französischen Gespräch kennen und verehren gelernt habe. Es war immer meine Meinung, daß ein Gespräch mit Franzosen nur Sinn hat, wenn die historischen und geistespolitischen Gegensätze nicht verschmiert, sondern scharf herausgearbeitet werden, damit sie am konkreten Einzelfall ausgeglichen und, wenn möglich, überwunden werden können. Ich bin auch hier in der Erwartung, von Maurice Boucher eine klare Stellungnahme zu erhalten, nicht enttäuscht worden. Boucher lehnt mein Buch ab. Da es sich bei meiner Arbeit nicht um eine Liebeserklärung an die Adresse Frankreichs, sondern um eine kritische Auseinandersetzung mit dessen Nationalgefühl handelt, habe ich diese Reaktion von vornherein erwartet.

2. Maurice Boucher täuscht sich allerdings, wenn er Ansatz und Durchführung meiner Arbeit auf persönliche Ressentiments zurückführt. Die Arbeit wurde, wie ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, im Vorwort ausdrücklich festgestellt habe, abgeschlossen, bevor ich meinen Gang durch die französischen Gefängnisse antrat. Wie ich zu diesem Erlebnis stehe, kann man aus meinen eben erschienenen Pariser Aufzeichnungen der Jahre 1947/49 „Aus dem Cherchemidi“ (Verlag der Bonner Universitätsbuchdruckerei Gebr. Scheur) ersehen. Ich glaube, Frankreich gegenüber keine Ressentiments zu haben, wenn ich auch immer wieder hartnäckig auf den ungeheuren Schaden hinweise, den eine kleine Gruppe französischer Professoren und Politiker der deutsch-französischen Sache und Europa zufügen. Wenn ich Frankreich gegenüber „sentiments“ habe, so sind es die Gefühle tiefer Traurigkeit, daß sich dieses einst so große Land nicht dazu überwinden kann, unschuldige und um sein Wohl verdiente deutsche Männer nun endlich aus seinen Kerkern zu entlassen, und daß es noch immer an seiner Spitze Politiker duldet, deren Hände sichtbar mit Blut befleckt sind.

3. Das Gefühl einer besonderen Sendung ist selbstverständlich nur ein Aspekt des Nationalbewußtseins, wenn im politischen Sinne vielleicht auch der wichtigste. Kein einziger Satz in meiner Arbeit erlaubt den Schluß, daß ich die Geistestradi- tion Frankreichs als Ganzes aus dem Sendungsbewußt-

sein deuten möchte, wie umgekehrt französische Autoren den „Pangermanismus“ in den Mittelpunkt der ganzen deutschen geistigen Entwicklung gerückt haben. Ich habe versucht, das Problem des Sendungsbewußtseins, wie ich glaube, sorgfältig herauszupräparieren, ohne zu übersehen, daß es selbst im engeren Bereich des „Nationalbewußtseins“ noch andere Linien gibt, und ohne überhaupt die wissenschaftliche und literarische Leistung Frankreichs als solche in die Nähe des Problems zu rücken. Die geistige Schöpfung Frankreichs gerät erst da in den Strudel des „Sendungsbewußtseins“, wo seine eigenen Sprecher sie in der inneren und äußeren Auseinandersetzung aus politischen Gründen in eine politische Rechnung einsetzen. Das „Sendungsbewußtsein“ ver- trägt sich durchaus mit dem *mirage allemand*, wie heute sogar mit dem *mirage russe*. Es wird durch die innere Krise, in der sich Frankreich seit zwanzig Jahren befindet, vielleicht gedämpft, aber nicht überwunden, wie es durch andere Krisen und andere „*mirages*“ nicht überwunden worden ist.

4. Auf die Frage, ob dieses „Sendungsbewußtsein“ expansiv ist oder nicht, wird von deutscher und französischer Seite stets eine andere Antwort gegeben werden. Maurice Boucher übersieht, daß deutscher Boden seit 1789 über 47 Jahre lang von französischen Militärs besetzt gehalten worden ist, daß die Deutschen also mit dem französischen Nationalismus ihre eigenen Erfahrungen gemacht haben. Von den Schwarzwälder Kinderkreuzzügen des unvergeßlichen Pierre König bis zu den Goethereden des noch beamteten *Chief-reeducators* und *Hochnormaliens* haben wir — in der neuen Phase französischer Besetzung — Veranlassung, anzunehmen, daß eine „Sendung“ an uns erfüllt werden soll.

5. Wenn ich das Problem des geistig und religiös begründeten Nationalbewußtseins gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, im Rahmen meiner Möglichkeiten, durch diese Arbeit zu unterstreichen versuche, so geschieht es, weil sich zur Zeit in Deutschland zwei Parteien bilden, die ich für gleich verhängnisvoll halte: die Partei derer, die glauben, wir könnten und müßten die geistigen und politischen Traditionen des Volkes, des Staates, der Nation als Vorurteile und des-

halb als unnötigen Ballast über Bord werfen, um schwerelos und mit glücklichen Winden im Hafen Europas zu landen; und die Partei derer, die auf Grund der Erfahrungen der Besatzungsjahre versuchen, den starren und engen Nationalismus jakobinischer Prägung wieder aufzurichten und sich hinter seinen Mauern gegen den nötigen Zusammenschluß der europäischen Völker – hier aber nun wirklich aus Ressentiment – zu wehren. Diesen beiden Tendenzen gegenüber gilt es, eine Haltung zu finden, die den Gegebenheiten des nationalen Bodens, des Volks, der staatlichen Geschichte, der geistigen Tradition Rechnung trägt, aber gleichzeitig die jakobinische Erstarrung löst. Und hier erhält die Beschäftigung mit dem Sendungsanspruch der verschiedenen Völker den Sinn einer Standortsbestimmung und eines Aktionsprogramms. Nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft her erhält meine Arbeit, wie ich glaube, als Diskussionsbeitrag ihre bescheidene Rechtfertigung. An der Beantwortung der Frage, wie die verschiedenen Völker ihre Stellung und ihre Aufgabe in der Welt begreifen, wird sich die Art und der Grad ihrer Zusammenarbeit entscheiden.

6. In dem Schlußkapitel meiner Arbeit habe ich darauf hingewiesen, daß wohl die meisten Völker ein starkes Bewußtsein ihrer besonderen Berufung entwickelt haben. Soweit ich sehe, ist dieses Gefühl der Berufung besonders lebendig unter den ehemals christlichen Völkern. Ich hatte mir überlegt, ob ich meiner Arbeit eine geschichts-theologische Studie vor- oder nachstellen sollte. Ich habe es unterlassen, einmal, weil ich für die Behandlung der theologischen Fragen nicht genügend vorgebildet bin, und dann, weil in den großartigen geschichtstheologischen Arbeiten von Löwith, Cullmann und Butterfield vieles bereits gesagt ist, was im Zusammenhang des Sendungsbewußtseins hätte herausgehoben werden müssen. Der letzte Ursprung des so außerordentlich starken Gefühls der Berufung als Volk bei Franzosen, Deutschen, Engländern und Russen dürfte wohl darin zu finden sein, daß sich ihre Angehörigen nicht nur als „ecclesia“, als „Gemeinde“, sondern auch als irdisches Volk, als historische Einheit, als Teil des Gottesvolkes fühlen, auf das die Verheißung der Schriftstelle Matth. 21, 43,

mit der ich mich für das französische Sendungsbewußtsein auf Seite 172 auseinandersetze, übergegangen ist. Der christliche Ursprung des Berufungsanspruchs der abendländischen Völker läßt sich überall mit Händen greifen.

Dieser ursprünglich von einer demütigen Verpflichtung gegenüber Gott und der Geschichte erfüllte Anspruch ist im Zuge der Säkularisation denaturiert und vergiftet worden. Im Jakobinismus hat er bei allen Völkern luziferische Züge angenommen. Aber gerade diesen luziferisch gewordenen Anspruch können die Völker nicht abschütteln. Er hängt ihnen wie Kletten an. Die Bemühungen der ersten Partei, von der ich oben sprach, werden sinnlos sein, und die zweite wird wieder einmal rettungslos gewinnen, wenn die ehemals christlichen Völker nicht „umkehren“, wie das jüdische Volk unter dem Anruf seiner Propheten viele Male „umgekehrt“ ist, wenn es seiner Bestimmung entgegen den Weg der Säkularisation gegangen war. Ich habe meine Arbeit absichtlich nicht bis zu diesem Punkt hingeführt, aber dieser Gedanke muß meiner Auffassung nach hinter jeder Beschäftigung mit der Frage des Sendungsanspruchs stehen. Die ungeheure, lähmende Unfruchtbarkeit aller heutigen innen- und außenpolitischen Diskussionen über Nation, Europa, Zusammenschluß, Integration beweist, daß auf dem verbrannten Boden, der von dem giftigen Feuer des jakobinischen Nationalismus und seines denaturierten Sendungsanspruchs verheert worden ist, nichts Lebendiges erwachsen kann. Vielleicht hat Maurice Boucher die gähnende Leere dieses heute in der Wurzel verfälschten Anspruchs, die aus den Zitaten meines Buches herauszuspüren sein mag, als Ironie empfunden. Es geht hier aber wahrhaftig nicht um Ironie, sondern um die entscheidende Frage der inneren Wandlung unserer Völker und damit der wirklichen Neugestaltung der Beziehungen in unserer abendländischen Völkerfamilie.

Karl Epting

Karl Epting: *Das französische Sendungsbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert.* Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, 1952. 238 S.

Amerika

F. D. Roosevelt gehörte zweifellos zu den bedeutendsten Männern, die die machtvolle Stellung des amerikanischen Präsidenten so ausgefüllt haben, daß man auf sie das Wort des Thukydides anwenden kann: „Es war dem Namen nach Demokratie, in Wirklichkeit Staatsleitung in den Händen des führenden Mannes“. Seine Energie in der Überwindung der amerikanischen Wirtschaftskrise und in der Führung eines siegreichen Krieges zusammen mit seinem vorzeitigen Tod im Augenblick des Triumphs haben sein Bild mit einer Gloriole umgeben, die nüchterner Betrachtung nicht standhält. Erfreulicherweise sind seitdem außer dem Wort des Altmeisters der amerikanischen Historiker, Charles Beard, in Amerika selbst gewichtige Stimmen laut geworden, die Roosevelts Versagen gerade gegenüber den letzten staatsmännischen und geopolitischen Aufgaben ins Licht stellen.

Das letzte und gründlichste Werk in dieser Richtung ist das neue Buch Prof. Tansills, der an der allen Geopolitikern wohlbekannten *Georgetown University* in Washington lehrt. Wie so viele der besten Werke auf politisch-historischem Gebiet ist es *cum ira et studio* geschrieben, aber durch sehr eingehende Benutzung auch bisher kaum bekannter Dokumente aus den dem Verfasser zugänglichen Staatsarchiven in Washington wissenschaftlich einwandfrei fundiert. In Tagen der unklaren Verquickung von Moral und Politik, wo die Kriegsschuldfrage über dem Haupt des Besiegten hängt, ist diese amerikanische Behandlung der Vorgeschichte des amerikanischen Konflikts mit Deutschland, Italien und Japan besonders aufschlußreich. Ohne die Verantwortung des Hitlerregimes und gewisser japanischer Kreise abzuschwächen, weist Tansill nach, wie viele der Maßnahmen des Präsidenten und der engstirnig pro-chinesischen und anti-japanischen Staatssekretäre Stimson und Hull allen etwaigen Möglichkeiten, Amerika dem Krieg fernzuhalten, den Weg verbauten. Das Ganze ist gesehen von dem verhängnisvollen Ergebnis dieser Politik aus, die es zuwege gebracht hat, China und Rußland trotz ihres geopolitischen Interessenkonflikts zugleich als Feinde zu haben – an die Meisterstücke des wilhelminischen und hit-

lerischen Deutschlands erinnernd, die unter sich verfeindeten Russen und Angelsachsen gleichzeitig auf sich zu ziehen.

Der Verfasser behandelt in vielen Einzelheiten und in der großen Linie die europäische und die ostasiatische Außenpolitik der Vereinigten Staaten in dem Jahrzehnt vor Kriegsausbruch. Man wird ihm zugeben müssen, daß die Politik gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland oft mehr von gefühlsmäßiger Abneigung als staatsmännischem Blick in die Zukunft diktiert wurde. Aber man wird daran zweifeln dürfen, ob Hitlers zeitweiliges, von Opportunitätsgründen bestimmtes Einlenken als Grundlage einer wirklichen Verständigung oder auch nur eines Kompromisses hätte begrüßt werden sollen. Dagegen bringt das Buch den überzeugenden Nachweis, daß eine weniger von überalterten Doktrinen belastete Haltung gegenüber Mussolini – für deren Scheitern nach Tansills Ansicht Eden die Hauptschuld zufällt – die realpolitischen Interessen Italiens aus der Zusammenarbeit mit Hitler hätte lösen können. In der den Krieg auslösenden Krise des Jahres 1939 sieht der Verfasser eine Fehlentscheidung in dem polnischen Entschluß, sich auf die Westmächte zu verlassen, statt dem deutschen Druck als dem geringeren Übel nachzugeben. Er hat einen scharfen Blick für die Mißgriffe von Roosevelts – wie schon von Wilsons – Amateurpolitik; am bezeichnenden Beispiel der Quarantänerede vom Oktober 1937 sieht er die Jagd des massendemokratischen Politikern nach der Schlagzeile – die später in dem *Unconditional Surrender* von Casablanca die verhängnisvollste Krönung finden sollte.

Manche Leser werden die Betitelung Roosevelts als „*Master of Mendacity*“ unangebracht finden – die alte von Machiavelli formulierte Tatsache vom Wort als einem Werkzeug der Politik entzieht sich leichtem Moralisieren –, und einige der erörterten Dokumente zur europäischen Außenpolitik der Vereinigten Staaten lassen eine die Haltung des Präsidenten rechtfertigende Deutung zu.

Einheitlichere Zustimmung wird Tansills Behandlung der Politik gegenüber Japan finden. Ein geopolitisches Urteil hätte eine vorurteilsfreie Regierung in Washington davon überzeugen sollen, daß die japanische

Stellung in der Mandschurei und Nordchina ein Bollwerk zugleich gegen chinesische wie gegen russische Expansion im nordpazifischen Raum, im amerikanischen Interesse lag (wie die Verlustlisten von Korea inzwischen schmerzlich zum Bewußtsein gebracht haben). Aber die unter dem starken Einfluß der Missionare und anderer pro-chinesischer Interessengruppen stehende amerikanische Staatsleitung ließ sich von den Erben der Kuomintang, vor allem Tschiang Kai-schek (trotz dessen Beziehungen zu den Sowjets, wie Tansill darlegt), für den im letzten Ende nur Moskau dienenden Kampf gegen Japan einspannen. Dabei wurden, wie die zahlreichen Dokumente des Buchs von neuem beweisen, die sehr einflußreichen und bis zuletzt den wilden Aktivisten die Waage haltenden amerikafreundlichen Kreise in Japan trotz immer wieder erneuter Annäherungsversuche vor den Kopf gestoßen. Eingehende Erörterung findet der vergebliche Versuch des dem Kaiser nahestehenden Fürsten Konoje, in einer persönlichen Besprechung mit Roosevelt alle Spannungen zwischen den beiden Ländern zu bereinigen – obwohl es demselben Roosevelt später möglich war, zweimal zu dem Herrn von Moskau zu reisen. Das Ergebnis war Pearl Harbor – *Remember Pearl Harbor*, wie das zur Festlegung der japanischen Kriegsschuld geprägte amerikanische Schlagwort hieß. Auch wer die Anschauung des Verfassers, daß Roosevelt die Japaner bewußt zum Angriff auf Pearl Harbor und so in einen *casus belli* manövriert habe, nicht restlos annimmt, wird durch das Buch überzeugt, daß Washington jedenfalls nichts getan hat, um den Konflikt mit Japan zu vermeiden. Alle offiziellen Verlautbarungen über die unmittelbare Vorgeschichte des 7. Dezember 1941 sind bis zum heutigen Tage verwirrt und mit Widersprüchen belastet.

Die merkliche Tendenz gegen die von den Schutzheiligen der amerikanischen Liberalen, Wilson und Roosevelt, vertretene Politik beeinträchtigt die Darlegungen Prof. Tansills kaum. Für diejenigen, die noch an einen „Kreuzzug in Europa“ – wie einer der Hauptakteure in dieser Tragödie seinen Bericht nannte – oder ähnliche Illusionen gegenüber dem Krieg gegen Japan glauben, dürfte das Buch ein wirksames Gegengift

gegen die moderne Siegerkrankheit pharisäischer Selbstgerechtigkeit darstellen.

Felix Wassermann

*

Die Studie Lubells, die zehnjährige Vorarbeiten verwertet, versucht den inneren Gesetzmäßigkeiten nachzuspüren, die dem Rooseveltischen *New Deal* und dem Trumanschen *Fair Deal* zugrunde lagen, ihre Kontinuität verbürgten und inzwischen in einer ‚stillen Revolution‘ ihren dialektischen Gegenspieler heranwachsen ließen. –

Mit FDR wurden, erklärt Lubell, die USA aus einer Nation mit traditioneller republikanischer Mehrheit in ein Land verwandelt, das eine normale demokratische Mehrheit besaß. Die Konsolidierung der Regierung Roosevelt (nur durch die Persönlichkeit ihres Repräsentanten widerspruchsvolle Interessen im innerparteilichen Kräftespiel immer wieder überbrückend!) war nicht nur möglich, sondern historisch fast unabwendbar als Folge zweier Fakten: Die abklingende Depression, in der öffentlichen Meinung überwiegend republikanischen Fehlern zur Last gelegt, verlangte damals nach neuen Methoden; die Maßnahmen des *New Deal* kamen dem entgegen, sobald FDR das Staatssteuer in die Hand bekam. Der zweite, wichtigere, hier zum ersten Male an Hand umfangreichen Materials analysierte, Faktor war der, daß die mit jedem Jahrgang neue Wählerschichten stellenden nachwachsenden jungen Generationen der großstädtischen Einwanderer in steigendem Maße das Gefühl bekamen, daß die Demokraten sich ihrer sehr viel aktiver annahmen als die Republikaner: „Der wirklich revolutionäre Antrieb hinter dem *New Deal* lag in dieser Verbindung der Depression mit dem Heranwachsen einer neuen Generation, der es in der Übervölkerung unserer Städte und unter dem Mißbrauch durch den Industrialismus schlecht ging. Roosevelt hat diese Revolte der Großstadt nicht eingeleitet. Wohl aber machte er die heraufstrebenden städtischen Massen der in ihrer Zahl liegenden Macht bewußt. Er reichte ihnen anerkennend die Hand durch Hilfe und gesetzlichen Schutz.... Ihrerseits lieferten die großstädtischen Massen die Stimmen, die Roosevelt immer wieder wählten und damit

der republikanischen Mehrheit im Lande ein Ende machen!“ –

Was in diesem Zusammenhang besonders interessant ist, – und auch hier gibt Lubell überzeugende Belege – ist die Tatsache, daß die „kleinen Leute“, die ihre Stimmen dem ‚sozialen Reformer‘ gaben, das keineswegs mit der Absicht taten, damit bestehende Sozialverhältnisse in Frage stellen oder ändern zu wollen, sondern in der Hoffnung, Zugang zu ihnen zu finden, gleichberechtigter Teil zu werden: die nach einigen Jahren des *New Deal* einsetzende Abwanderung von Neueinwanderern aus den Elendsvierteln in gutbürgerliche Wohngegenden, verbunden mit erhöhtem Einkommen, sich besserndem sozialem Status der Nachbarschaft, besseren Schulverhältnissen für die Kinder hat diese Schichten lange Zeit kaum in ihrer Loyalität zu den Demokraten irre gemacht. – Roosevelt gab ihnen, was sie ersehnten: soziale Sicherheit. Jetzt waren sie an der Erhaltung dieser Sicherheit interessiert, also auch daran, daß die politische Partei an der Macht blieb, die sie herbeigeführt hatte und zu garantieren versprach. Soweit Einwanderergruppen gleicher nationaler Herkunft, überhaupt als „Einheiten“ wählten, folgten sie ihren in die allamerikanischen Mittelklasse einmündenden Führungselementen, die der in der steigenden Zahl der Wahlfähigen liegenden latenten Kraft der Massen Richtung und Ehrgeiz gaben: „Der Schlüssel zum politischen Fortschritt einer jeden Minderheit in diesem Land scheint gerade darin zu liegen, daß es ihr gelingt, einen eigenen Mittelstand zu entwickeln. Die Zahl allein ist nicht ausreichend für politische Machtausübung: – man denke an die bis heute erfolglos gebliebenen Amerikaner mexikanischer Herkunft im Südwesten. Um erfolgreich zu sein, muß die Zahl durch wirtschaftlichen, bildungsmäßigen und sozialen Fortschritt unterstützt werden!“ –

Die Roosevelt-Truman-Aera hat nicht nur bestimmte ethnische Gruppen, die sich von den Republikanern vernachlässigt fühlten, vor allem in den Städten, zu einer gewissen parteipolitischen Stetigkeit geführt, sondern auch z. B. dadurch, daß in steigendem Maße Hemmungen beiseite geräumt wurden, die es vorher schwierig gemacht hatten, Katholiken und Juden in wichtige Verwaltungsämter zu bringen, religiös-kulturelle Ele-

mente der nicht „germanischen“ Bevölkerungsteile in die soziale und politische Realität stärker eingeschmolzen, als das vorher der Fall gewesen war.

Wichtig, wenn auch wohl gelegentlich überpointiert, sind vor allem auch die Hinweise darauf, daß mehr als einmal (u. a. in der berühmten Gegenüberstellung ‚Isolationismus gegen Interventionismus‘ in der jeweils ersten Phase der beiden Weltkriege) die Tatsache der ‚nationalen‘ Herkunft bei der Stimmabgabe sich zugunsten oder ungunsten der einen oder andern Partei ausgewirkt hat. Das gilt vor allem für „antibritische, prodeutsche“ im Ersten Weltkrieg, aber auch – vor allem gegen Hitlers Besetzung von kleinen europäischen Ländern gerichtete – „antideutsche“ Gefühlsreaktionen in bestimmten Teilen des Landes während des Zweiten Weltkrieges. Im Jahre 1920 haben Gegenden, in denen Amerikaner deutscher, schwedischer, norwegischer und irischer Herkunft wohnten, in geringerem Maße auch italienischer, sich noch nachträglich als eine Art ‚Abrechnung‘ mit der ‚Kriegspartei‘ von früheren Bindungen zur Demokratischen Partei gelöst. Später lag das Gleiche der Schwenkung der (zumeist deutsch-skandinavischen) Farmer des Mittelwestens zu den Republikanern zugrunde: man wollte keinen Krieg mit Deutschland, und so stimmte man gegen Roosevelt. 1948, nach FDR's Tod, kehrten große Teile dieser Bezirke zur Demokratischen Partei zurück. Lubell behauptet nachdrücklich, daß Trumans Sieg dem wieder gewandelten deutsch-amerikanischen ‚Vote‘ zu danken ist!

Die Darstellungen über die psychologischen Verschiedenheiten, die differierenden ökonomischen Hintergründe und die Verflechtungen zwischen ‚rechtem‘ und ‚linkem‘ Isolationismus, gehören zu den faszinierendsten Kapiteln des Buches, nicht zuletzt auch insofern, als daraus deutlich wird, daß ihnen heute, den neuen weltpolitischen Gegebenheiten entsprechend, nicht viel mehr als rückwärtsgewandte Anti-Roosevelt-Bitterkeit als Grundlage bleibt. Eine konsequente isolationistische Außenpolitik wird in Amerika kaum noch befürwortet. –

Es muß hier eingeschaltet werden, daß der Verfasser sowohl die erwähnten ‚Gruppenreaktionen‘ der großstädtischen Einwanderermassen wie auch die der älteren Ein-

wanderer, Farmer, (die einem dem gemeinsamen sozialen Interesse, die andern einem gemeinsamen gefühlsmäßigen Protest gegen eine Bedrohung der alten Heimat folgend) keineswegs als von *Pressure Groups* organisiert schildert, sondern, gar nicht einmal immer rationalisiert, aus der persönlichen Tradition der Einzelnen, deren Entscheidungen sich summierend formieren, wie Eisen, das sich unter dem Einfluß eines Magneten zu einem koordinierten und koordinierenden Gebilde zusammenschweißen läßt.

Die Formulierung, mit der Lubell Trumans Bedeutung zu umreißen versucht, ist wohl doch ein wenig zu einfach: „Alle seine wichtigeren politischen Handlungen reduzieren sich auf eins: Zeit gewinnen für die Zukunft. Weit davon entfernt, Entscheidungen zu treffen, hat er jede mögliche Auseinandersetzung aufzuschieben versucht, um einen bestehenden Zustand der Unentschiedenheit aufrechtzuerhalten, anstatt ihn aufzulösen. Das Geheimnis, was Truman wohl beabsichtigte, kann sehr einfach erklärt werden: alle seine Fähigkeiten und Energien – und er war einer unserer am angestrengtesten arbeitenden Präsidenten! – sind darauf ausgerichtet gewesen: still zu stehen! – Man muß Trumans Ehrlichkeit keineswegs in Frage stellen, wenn man feststellt, daß er am glücklichsten ist, sobald er eine dramatische Geste der Aktivität gemacht hat, in der sicheren Überzeugung, daß ihr nichts praktisch folgen wird.“ – Der historischen Wahrheit kommt denn wohl doch näher die schlichte Formulierung von General Marshall: „Es ist nicht die Kühnheit seiner Entscheidungen, die weiterleben wird, sondern ihre Redlichkeit.“ –

Lubell, der, im Gegensatz zu den *„Pollsters“*, sich nicht mit den recht fraglichen Rundfragen begnügt, um seine Analysen zu unterbauen, sondern vor allem mit Recht auf die detaillierten Wahlergebnisse in bestimmten Staaten, Distrikten, Städten, Stadtteilen (auf ihre soziale und nationale Eigenheiten untersucht) sich bezieht, stellt konkret formulierte Thesen zur Diskussion, soweit es sich um die Geschichte der letzten Jahrzehnte handelt. –

Und obwohl man hier und dort kritische Zwischenfragen stellen kann (es gibt bei jeder These bekanntlich die „Ausnahmen, die

die Regel bestätigen“, Tatsachen, die niemand, der einer Theorie folgt, die sich auf eine „Mehrzahl“ stützt, gern diskutiert), macht Lubell bisher unbeachtete Zusammenhänge in der amerikanischen Politik der letzten 20 Jahre, mit Einschluß der sie vorbereitenden Periode in der Tat deutlicher, uns verständlicher.

Und Tatsachen sind für ihn dabei nicht nur die ökonomischen, sozialen, nationalen und anderen „Ismen“, sondern auch bestimmte Unwägbarkeiten von politischen „trends“, die bislang in der Betrachtung fast überall völlig vernachlässigt worden sind. Er hat 10 Jahre lang in der Tat „dem Volk aufs Maul geschaut“.

Lubells Analyse, von der der Buchkritiker der *„New York Times“*, Orville Prescott, meint, daß „kein Buch mehr Diskussionen in diesem Jahr hervorrufen wird“, ist, soweit es sich dabei um die Auswertung vorliegenden Materials handelt, ohne Zweifel eine außergewöhnliche Arbeit. Hier wird amerikanische Geschichte der letzten 20 Jahre in einer Art dem Leser nahegebracht, die ihm, abseits jeder konventionellen Terminologie, ohne pseudowissenschaftliche Langeweile, ein lebendiges Bild davon vermittelt, wie eine junge Nation ihre entscheidenden Probleme realitätszugewandt, gemäß ihren Notwendigkeiten und Möglichkeiten, in einer im ganzen befriedigenden Art zu lösen verstanden hat. –

Weshalb das Buch als Titel die „Zukunft“ der amerikanischen Politik ankündigt, wird nicht ganz klar. „Grundlagen“ wäre besser gewesen! – Vor der Eisenhower-Wahl geschrieben und, so weit das bei ausgesprochen eigenwilligen Deutungen möglich ist, im Sinn der Parteipolitik unparteiisch, ist Lubells Buch in Voraussagen sehr zurückhaltend. Der Verfasser hielt einen republikanischen Sieg für durchaus möglich: die bekannte Formulierung „Es muß anders werden“ schien nach 20 Jahren Einparteienpolitik und in Verbindung mit dem Vorwurf der Fahrlässigkeit gegenüber Erscheinungen der Korruption, die man der Regierung Truman zu machen nicht müde wurde, für die diesmal neu an die Wahlurne tretenden Neuwähler genügend Anziehungskraft zu besitzen, um sie gegen die Loyalitäten und Bindungen der älteren Jahrgänge zu immunisieren: so fielen denn auch einige der als

„sicher“ für die Demokraten geltenden großen Städte dem General zu. – Lubell ist keineswegs sicher, daß die Republikaner die Probleme, die ihren Vorgängern etwas über den Kopf gewachsen zu sein schienen, lösen können; außerdem hält er die Gefahr einer Depression nicht für ausgeschlossen. – Ohne den Hintergrund exakter Tatsachen, die allen vorhergegangenen Analysen zugrunde liegen, wird er in den Schlußseiten unsicher, allgemein – unbestimmt und nimmt seine Zuflucht zu Sätzen wie „Kluge und mutige Führung kann vielleicht den inneren Ausgleich finden, der unsere Regierung aus dem Stillstand erlöst und uns die Entscheidungsfähigkeit zurückgibt.“ –

Einen Abschnitt vorher findet sich die andere Feststellung „Aber die Mühlen der politischen Neuausrichtung in den Vereinigten Staaten haben immer langsam gearbeitet!“ –

Karl O. Paetel

Charles Callan Tansill, *Back Door to War. The Roosevelt Foreign Policy 1933 bis 1941*. Chicago. Henry Regnery Co. 1952. 690 Seiten.

Samuel Lubell „*The Future of American Politics*“, Harper & Brothers, New York, 285 p.

Rußland

Der Verfasser hat es unternommen, die vielleicht komplizierteste und widerspruchsvollste politische Idee in historisch-systematischer Vollständigkeit auf engem Raum darzustellen. Die deutsche politische Öffentlichkeit hat dem Panslawismus niemals die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, von den Deutschen der Donaumonarchie abgesehen, aus deren Reihen auch die einzige zusammenhängende deutsche Abhandlung zu dem Thema stammte. (Fischel, *Der Panslawismus*, 1917.)

So blieb uns auch die panslawistische Komponente der sowjetischen Kriegspolitik weithin verborgen, mittels der tieferliegende Bewußtseinschichten der slawischen Völker im deutschen Herrschaftsbereich auch dort angesprochen wurden, wo antibolschewistische Gesinnung ein Zusammengehen mit den Sowjets anfänglich ausgeschlossen hatte. Gedeonoff gibt eine auf gründlichem Wissen beruhende, zulässig vereinfachte Darstellung des ideengeschichtlich und praktisch-politisch

sehr verwickelten Entwicklungsganges des allslawischen Gedankens. Er vermittelt damit zumindest ein Gefühl für die tatsächliche Wirksamkeit dieser oft so unreal erscheinenden Konzeption, mit der sich keine andere „Pan“-Idee, am allerwenigsten im germanischen Bereich, jemals hat messen können.

Aber offenbar hat gerade ihre Realisierung unter sowjetrussischer Führung die Irrealität vollends offenbart. Der Abfall Titos, der slowakisch-tschechische Gegensatz, die Desillusionierung der Slawen Amerikas, die Russenfeindschaft der Polen und eine Reihe weiterer Friktionen im Verhältnis der Slawenvölker untereinander sind durch die verwirklichte russische Hegemonie völlig offenbar geworden. Der bolschewistische Versuch, durch übergeordnete Ideen – Materialismus, proletarische Solidarität und auch Orthodoxie – diese dialektischen Widersprüche zu überlagern, ist einer der spannendsten ideenpolitischen Prozesse der Gegenwart.

Fachliche Auseinandersetzungen mit einzelnen Thesen des Verfassers können hier keinen Platz finden. Zur ersten Orientierung über das Phänomen als solches kann die Schrift durchaus empfohlen werden.

Hans Raupach

Gedeonoff, A.: *Panslawismus eine Weltgefahr?* 1950. Münster (Westf.). Libertas Verlag.

Auslandskundliche Hilfsmittel

Die Verlagswerke von Bonn und Paris vom Mai 1952. 1. Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Drei Mächten mit den Zusatzverträgen und Korrespondenzen. 2. Vertrag über die Gründung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft mit Anlagen, mit einführenden Beiträgen von Johann Adolf Graf Kielmansegg, Wilhelm Cornides und Hermann Volle. Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Band 10. Verlag für Geschichte und Politik, Frankfurt am Main. 356 Seiten.

Zur Geschichte der Krimtataren:

Djafer Seidamet (Cafer Seydahmet), *La Crimée*, Lausanne 1921. Die kurze Darstellung bietet eine ausgezeichnete Übersicht über das Gesamtproblem bis 1921,

von Mende, *Der nationale Kampf der Rußlandtürken*, Berlin 1936. Während das Werk eine klassische Darstellung der Probleme der Kasan-Tataren bietet, die auch heute noch nicht überholt ist, beschäftigt es sich mit den Krim-Tataren verhältnismäßig kurz. Außerdem standen von Mende viele Quellen, die inzwischen zugänglich geworden sind, damals noch nicht zur Verfügung. Spuler, *Die Mongolenzeit*, Berlin 1948. Mit unserem Thema beschäftigt sich nur das Kapitel DIE KRIM, S. 67 bis 71 in gedrängter, aber sehr übersichtlicher Form, zu welchem eine ausgezeichnete Ergänzung der Spulersche Aufsatz „Die Krim unter russischer Herrschaft“ bietet, der ebenfalls 1948 in „Blick in die Wissenschaft“, Heft 8, S. 357 ff., erschien.

Österreich und die Welt

Das Eigentümliche dieses umfangreichen Werkes ist, daß von dem deutschen Kleinstaat Österreich aus eine historische Betrachtung der Großmächte und der Weltpolitik von 1789 bis 1945 konzipiert worden ist. Als ein „Handbuch für Außen- und Kolonialpolitik“ ist das Werk gedacht. Auch von den Tiroler Bergen her muß der Historiker heute den Gang der Geschichte global sehen.

Österreich – als es noch europäische Großmacht war – war dasjenige Staatswesen, das in keiner Weise einen Anteil an der großen europäischen Ausbreitungspolitik vom 16. bis 20. Jahrhundert gehabt hat; denn seine Eroberungen vor den Toren, donauabwärts, standen in einem ganz anderen Zusammenhang. Als nach den napoleonischen Kriegen eine Atempause in der überseeischen Ausdehnung Europas eintrat, hat das Österreich Metternichs noch einmal eine führende Rolle im alten Erdteil innegehabt. Der moderne Imperialismus und Nationalismus hat es dann in die Vernichtung hineingerissen.

Man wird im Angesicht eines so großen Gegenstandes nach dem Standort fragen, von dem aus der Verfasser in die Weiten der historischen Landschaften hinausblickt. Er selbst sagt im Vorwort, daß ein

„durchaus konzilianter österreichischer Patriotismus“ in dem Werke zum Ausdruck komme. Gewiß: wir wissen, standpunktlose Geschichtsschreibung gibt es nicht, denn auch die Standpunktlosigkeit ist ein quasi-Standpunkt, und es ist gut, wissenschaftlich sauber und ehrlich, wenn man den Standort selbst deutlich macht, von dem aus man die Welt betrachtet.

Aber welches Österreich hat der Verfasser im Sinn? – Nicht das Österreich Karls V. oder Eugens oder Metternichs und des Fürsten Schwarzenberg, erfüllt von dem Willen zu seiner Größe und zur Wahrung seines Rechts, sondern – mit Verlaub zu sagen – die Verlegenheits-Lösung Kleinösterreich von 1919 und 1945. Aus dem Fenster des klein gewordenen und isolierten Österreich blickt er auf die großen Mächte und das Getriebe der Weltpolitik und muß den Kopf schütteln über so viel Unerfreuliches in der großen Welt da draußen. Beginnt doch Kramer seine Weltgeschichte mit dem Worte: „Leider!“ Leider war die Zeit von 1789 – 1945 nicht eine Zeit friedlicher Evolution, sondern gewaltsamer Revolutionen! Leider ist so vieles geschehen, was wir uns gerne anders gewünscht hätten!

Über seine Urteile im einzelnen ließe sich an manchen Stellen streiten, zumal in den innerdeutschen und gesamtdeutschen Angelegenheiten; dafür ist hier nicht der Raum. Anmerken möchte ich nur, daß, wie ich meine, die Ausdrücke 2. und 3. Reich, die aus der Propaganda entnommen sind, nicht in die Geschichtsschreibung aufgenommen werden sollten, denn sie sind nicht der Wirklichkeit adäquat. Im übrigen muß man den großen Fleiß, die Fülle der Kenntnisse anerkennen, auch die angestrebte Mäßigung im Urteil über diejenigen, die nicht die Sympathie des Verfassers haben. Ein besonnener, etwa rationalistischer Zug geht durch das Ganze.

G. A. Rein

Hans Kramer: *Die Großmächte und die Weltpolitik 1789 bis 1945. Mit 53 Bildern.* Tyrolia Verlag Innsbruck/Wien/München, 1952. 864 Seiten.

PHRASEN ODER GEOPOLITIK?

Ist Geopolitik „Neo-Nazismus“?

Sehr geehrte Herren!

Offenbar ist Ihnen entgangen, daß die Geopolitik ausführlich in dem Literaturbericht von Dr. A. R. L. Gurland für die amerikanische Library of Congress (Political Science in Western Germany 1950-1952) dargestellt wird (S. 37-38). Ihre Leser sollten sich selbst ein Urteil darüber bilden, ob der tatsächliche Inhalt Ihrer Zeitschrift mit Herrn Gurlands Deutung übereinstimmt. Ich gebe daher die wesentlichen Punkte seines Urteils in Übersetzung:

„Wer für ein „unabhängiges“ und „starkes“ Deutschland eintreten wollte, verstärkte die Front der „Neutralisten“ und vertrat die Ansicht, daß ein wahrhaft unabhängiges Deutschland nur Waffen und Munition zu erhalten und von den verderblichen westlichen Einflüssen befreit zu werden brauche, um den Kommunismus aus Europa vertreiben und die abendländische Kultur retten zu können. Zu den Vertretern dieser Haltung, die deutlich an Hitlers Gedanken von der Verteidigung der europäischen Kultur durch die deutsche Aufrüstung erinnert, gehört ... eine Gruppe von Publizisten und Gelehrten, die sich um die „Zeitschrift für Geopolitik“ gesammelt hat. Die angeblich neutralistische Haltung dieser Gruppe hat mit Neutralismus wenig zu tun. Ihre Sprecher vertreten die Ansicht, daß in Rußland kein revolutionärer Umschwung zu erwarten sei, daß nach dem bevorstehenden Scheitern der Bemühungen, durch Nachgiebigkeit etwas zu erreichen, der Gefahr einer sowjetischen Ausdehnung nur mit der Waffe begegnet werden könne (man deutet die Möglichkeit eines Präventivkriegs an) und daß es Deutschlands geschichtliche Mission sei, eine totale Offensive vorzubereiten.“

Diese Art von Überlegungen, die Fachgelehrte und ernsthafte Zeitschriften beschäftigt, wird durch eine noch immer vorhandene Neigung zur „Geopolitik“ gefördert. Zwar ist Geopolitik nicht mehr wie in den Tagen des Dritten Reiches eine

Modesache. Der Ausdruck wird manchmal für die übliche Politische Geographie ohne aggressive Tendenz gebraucht.“ ... (Hier folgt ein Lob des nachgelassenen Buches von Albrecht Haushofer und des Werkes: „Erde und Weltwirtschaft“ von Rudolf Lütgens) ...

„Aber abgesehen von diesen Arbeiten echter Wissenschaftlichkeit zeigen die geopolitischen Veröffentlichungen starke Spuren einer politischen Ideologie.“ ... (Es folgt die Ablehnung der Werke von Koßmann, Ferdinand Fried und Heinrich Schmitthenner und, – nur wegen der als Gegenstand gewählten Weltgegenden, – von Stadtmüllers „Geschichte Südosteuropas“ und von Aufsätzen Lommels und Wilhelmys in der Zeitschrift „Saeculum“) ...

„Aufmerksam von der Fachwelt verfolgt und von politischen Kennern unbestritten, bietet die Geopolitik eine ideologische Grundlage für die wieder auftauchenden nationalistischen Bestrebungen, die man allgemein als Zeichen des „Neo-Nazismus“ betrachtet. Das Geschrei der offenen Neo-Nazis (Beispiel Remer!) braucht man nicht zu ernst zu nehmen. Wo sich aber die nationalistischen Propaganda in das Gewand einer wissenschaftlichen Analyse von militärischen und politischen Strömungen hüllt, da sollten die Vertreter der Politischen Wissenschaft auf den Plan treten. In der erwähnten „Zeitschrift für Geopolitik“ finden sich häufig pseudowissenschaftliche Proklamationen. (Die Zeitschrift wurde beim Zusammenbruch des Nazismus eingestellt, nahm aber 1951 ihr Erscheinen wieder auf.) Ausländische Kollaborateure der Nazis werden in ihr geehrt, während heftige Kritik an den Regierungen ausländischer Demokratien geübt wird. Eine antisemitische Tendenz macht sich z. B. dadurch bemerkbar, daß die Freundschaft zu Deutschlands alten Verbündeten, den Arabern, betont wird. Da man aber nach außen hin als wissenschaftlich erscheinen will, beachtet man die nötigen Vorsichtsmaßnahmen.“

Irmgard Erhorn

Geopolitik – das ideologische Werkzeug der amerikanischen Imperialisten

Sehr geehrte Herren!

Ich darf Sie auf folgende Stellen aufmerksam machen, die im November 1952 in der Moskauer Zeitschrift „Kommunist“ im Rahmen eines Aufsatzes von J. Semjonow unter der obigen Überschrift erschienen sind:

„Auf der Suche nach Kanonenfutter für ihre Kriegsabenteuer richten die amerikanischen Geopolitiker ihre Blicke auf Westdeutschland und Japan. Noch auf dem Höhepunkt der kriegesischen Auseinandersetzungen während des Zweiten Weltkrieges äußerte Speakman zynisch, man müsse die Kriegsmacht Deutschland schonen, damit sie später dem amerikanischen Imperialismus als Gegengewicht zur Sowjetunion dienen könne. Heute spricht . . . noch offener und freimütiger als sein Vorgänger die Forderung aus, daß die Feinde von gestern, Westdeutschland und Japan, gegen die ehemaligen Bundesgenossen der Vereinigten Staaten ausgespielt werden. Unter dem Schutze der amerikanischen Besatzungsmacht lebt in Westdeutschland die faschistische Propaganda der Geopolitik von neuem auf. Seit kurzem erscheint in Westdeutschland wieder die „Zeitschrift für Geopolitik“, die seinerzeit von General Haushofer, dem Anführer der hitlerischen Geopolitiker, herausgegeben wurde. Auch andere Publikationen machen für diese Pseudowissenschaft Reklame. Das „Werk“ von Albrecht Haushofer, dem Sohn des Generals Haushofer, „Allgemeine Geographie und Geopolitik“, das im faschistischen Deutschland nicht erscheinen konnte, wird jetzt in Heidelberg (Westdeutschland) herausgegeben, unter dem Schutze der Monopolisten des Ruhrgebiets und ihrer amerikanischen Freunde. Je mehr die herrschenden amerikanischen Kreise dem wiedererstandenen deutschen Militarismus die Rolle ihres Hauptverbündeten in Europa zuteilen, desto unverschämter werden die westdeutschen Geopolitiker von Tag zu Tag. Deutschland müsse die herrschende Macht in der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ bilden, so schreien die hitlerischen Epigonen. „Deutschland“ so schreibt Craemer in der Zeitschrift für Geopolitik, „ist die

Brust des Westens, die vor allem das Herz Europas in sich schließt . . . Der Rhein stellt die Aorta dar, die Hauptarterie Europas“.

In dem amerikanisch-englischen geopolitischen Sammelwerk *The Changing Face of Asia* wird von neuem die abgedroschene japanische Idee von dem „Großasiatischen Wirtschaftsraum“ vertreten, mit der die amerikanischen Geopolitiker die von den Vereinigten Staaten abhängigen Japaner als Angriffstruppe für die amerikanischen Imperialisten in Asien gewinnen wollen.

Wie die Verkünder der verderblichen Lehre vom Kosmopolitismus so bezeichnen auch die amerikanischen Geopolitiker die nationale Souveränität als einen leeren, nichtssagenden Begriff und versuchen, die Völker dazu zu bewegen, ihre Unabhängigkeit aufzugeben.

Schon während des Zweiten Weltkrieges schlug Speakman vor, beim Neuaufbau der Welt nach dem Kriege das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung abzuschaffen und an seine Stelle die Zusammenfassung von Staaten in große Blocks zu setzen. Er behauptet, daß die meisten Staaten – unter ihnen auch Frankreich und Italien – infolge ihrer Schwäche ein Vakuum darstellten, in das nach den geopolitischen Gesetzen unverzüglich Kräfte nachströmen müßten, und fordert die Aufhebung ihrer Unabhängigkeit: „Was immer auch ihre historische Bedeutung für Wissenschaft und Zivilisation gewesen sein mag“, so schreibt er über die unabhängigen Staaten Europas, „heute stellen sie nichts weiter als eine Unbequemlichkeit für die Politik dar.“

Den iberamerikanischen Staaten gegenüber machen die amerikanischen Geopolitiker das „ewige Recht“ der Vereinigten Staaten auf Herrschaft geltend, das sich aus „der geographischen und geopolitischen Lage“ und dem „Unterschied im Kräftepotential Nord- und Südamerikas“ ergibt. Sie betonen die geographische, kulturelle und politische „Gemeinschaft“ der Vereinigten Staaten und Lateinamerikas und setzen die „Idee des Kontinentalismus“ allen patriotischen Bestrebungen der südamerikanischen Völker nach nationaler Souveränität entgegen.

Die amerikanisch-faschistischen Geopolitiker unterstützen die aggressive Außenpolitik der Vereinigten Staaten und behaupten, sie läge im Interesse des amerikanischen Volkes. Doch schon der Koreakrieg, der die Amerikaner hunderttausend Verwundete und Tote gekostet hat, beweist die Lügenhaftigkeit dieser Behauptung. Die Angriffspolitik der imperialistischen Kreise der Vereinigten Staaten, die nach der Weltherrschaft streben, wird dem amerikanischen Volk neues unabsehbares Elend bringen.

Für den Kampf um die Erhaltung des Friedens ist daher die Bekämpfung der faschistischen Geopolitik, die zum Kriege hetzt, eine unbedingte Notwendigkeit, und die amerikanisch-faschistischen Geopolitiker, die in die Fußstapfen der Anhänger Hitlers treten, werden die gleiche vernichtende Niederlage erleben wie ihre ideologischen und politischen Vorläufer."

Walter Hildebrandt

Wahre anstatt „legitime“ Geopolitik

Sehr geehrte Herren!

Die von Ihnen neuerlich veröffentlichten grundsätzlichen Untersuchungen zur Geopolitik blieben unbefriedigend, weil sie nicht bis zu den wahren Quellen geopolitischen Wissens vordringen. Dies gelang insbesondere dann nicht, wenn z. B. Walsh oder Greenwood statt der wahren Hintergründe des Wissens apodiktische Kernthesen einer vermeintlich einzig richtigen, „legitimen“ Geopolitik herausfinden.

Auf der Suche nach den Ursprüngen geopolitischen Handelns werden wir in zwei Richtungen verwiesen. Die eine weist unmittelbar zurück zum Menschen als dem Handelnden. Die Struktur von geopolitischen Phänomenen hängt demnach zusammen mit der Sozialstruktur des Menschen als homo politicus. Die andere Richtung weist hin auf den geographischen Raum, in dem das Handeln vollzogen wird. Es kommt also darauf an, den Begriff des Politischen und den Begriff der räumlich-erdhaften Gegebenheit auf die zugrunde liegenden Sachverhalte zu untersuchen.

Ähnlich ist Greenwood vorgegangen. („Der Geist der Geopolitik“ in Heft 10/1952

Ihrer Zeitschrift.) Die raumhafte Gegebenheit sieht Greenwood in eine Anzahl geographischer Faktoren aufgegliedert. Da sie jedesmal, wenn geopolitisch gehandelt wird, mitwirken und inhaltlich mit Hilfe physiographischer, soziographischer oder topographischer Verfahren festlegbar sind, bezeichnet sie Greenwood irreführend als Konstanten. Von diesen geographischen Konstanten will Greenwood ausdrücklich die ethischen Faktoren der Politik isoliert wissen, um diese dann schließlich doch zusammen mit den geographischen Faktoren ein geopolitisches Handeln konstruieren zu lassen.

Die Trennungen und Vereinfachungen erscheinen uns hier so willkürlich, daß wir das ganze System überprüfen müssen. Sehen wir in der Geographie eine naturwissenschaftliche Disziplin, die es ausschließlich mit der materiellen Gegebenheit des Erdraumes zu tun hat, dann bleibt unerfindlich, weshalb Greenwood blut- und geisterfüllte Kräfte wie Wirtschaft und Verkehr sowie den gesamten Bereich der soziologischen Tatsachen zu den geographischen Faktoren rechnet. Nehmen wir Geographie als das, was sie wirklich ist, nämlich als die universale Wissenschaft vom Erdraum und den in ihm sich raumhaft abzeichnenden Kräften, so darf man nicht wie Greenwood von einigen dieser Kräfte absehen und beliebig andere über das Maß der realen Wirksamkeit hervorheben.

Die geographischen Faktoren umfassen nicht nur physiographische, topographische und soziographische Tatsachen. Sie enthalten ebenso ästhetische, sittliche, geistige Elemente. Eine konkrete geographische Raumgegebenheit wäre nicht so, wie sie ist, wenn sie nicht der Mensch kraft sinnlicher, sittlicher, geistseelischer Antriebe mitgestaltet hätte. Das geographische Antlitz der Erde erhält seine Formen nicht, ohne daß der Mensch sein Lebensgefühl ausbreitet und seinen religiösen, philosophischen, künstlerischen Überzeugungen Ausdruck verleiht. So erst können wir die geographische Struktur der englischen Parklandschaft, die Versandung vorderasiatischer Kulturbereiche, das zweckrationale Kanalsystem der Niederlande verstehen. Am Beispiel Sibiriens er-

leben wir in der Gegenwart, wie ein einstmals menschenleerer Raum sein Antlitz wandelt, da menschlicher Geist bis in die Eisregionen der Tundren hinauf Industrien ansiedelt, Gemüse anbaut, Schächte erbohrt. Wir dürfen nicht von den psychographischen und historiographischen Faktoren absehen, wenn die Raumsituation als Ganzes in ihrer Wirkung auf politisches Handeln abgegrenzt werden soll.

Man wird einwenden, daß dann auch das politische Verhalten des Menschen den Raum durchdrungen hat und die konkrete geographische Situation mitbestimmt. In der Tat hat Politik jeweils die geographische Lage mitgestaltet, sei es, daß die Politik aktiv an der Formung der Landschaft beteiligt ist, wie wir es am Beispiel des modernen Sibirien erleben, sei es, daß ein Landstrich von der Politik „verschont“ geblieben ist und daher von der Politik als unwegsam, ungeeignet für Ansiedlung, Lagerung, Kriegführung bezeichnet wird. Kämen nicht aus der Tiefe des Raumes bereits politisch geformte Denk- und Wirkmöglichkeiten, so würde der Mensch wie ein neugeborenes Kind an die Politik herantreten. Der geographische Raum ist nicht politisch indifferent.

Die Raumsituation, die Physik und Geologie ermitteln, gewinnt ein deutliches Bild erst nach Entfaltung des Menschen im Raume. Der Mensch als landnehmendes, raumordnendes Wesen ist an der geographischen Raumgliederung beteiligt. Geographische Begriffe wie Stadt, Dorf, Naturschutzgebiet, Park, Hafen, Brücke, Festung, Kanal haben nur Sinn unter der Voraussetzung, daß Menschen im Raume vorhanden sind.

Der Mensch eignet sich Raum an und richtet sich darin ein, nicht ohne seine emotionalen und rationalen Kräfte geltend zu machen. Klima, Landschaft, Bodenverhältnisse, Wasserverhältnisse sind materielle Bedingungen, über die sich der Mensch nicht hinwegsetzen kann. Aber er hat die Chance, sich den Umständen anzupassen, durch Meliorationen, Bewässerung, Technik, durch Rodung, Landgewinnung, Trockenlegung, Aufforstung auch der Erde seinen Willen aufzunötigen. Das Dasein auf der Erde wird so zu einem Ineinander von Mensch und Natur, zu einer

Ganzheit aus materiell-sinnlich-naturhaften und geist-seelisch-sittlichen Elementen, die sich räumhaft abzeichnen. Geht die Wissenschaft an diese Ganzheit heran, so ist sie Geographie. Denn deren Gegenstand ist, wie Jaspers sagt, das „Daseinsmedium der Räumlichkeit“, worin ein Prinzip gefunden wird, die menschliche Existenz und ihr Handeln in universalen Bezug zu bringen.

Räumlich beziehbar, d. h. ortbar, werden in der Geographie nicht nur die physische Vorhandenheit des Einzelnen und sein Verhältnis zu den Anderen, sondern auch die emotionalen und rationalen Betätigungen von Menschen, so etwa Kulturarbeit in Form von Städtegründung, Dombau, Straßenanlage oder Wirtschaftsstreben in Gestalt eines Kombinati, eines Kohlen-schachtes, eines Stausees, oder die Welt der Gefühle in der topographischen Form von Treffpunkten, Pavillons, Vergnügungspalästen, Lustgärten. Daher betreiben wir Wirtschafts- und Sozialgeographie ebenso wie Verkehrs- oder Sprachgeographie, politische wie Bevölkerungsgeographie. Die Liste der geographischen Einzeldisziplinen ließe sich beliebig vermehren. Jede Wesensentfaltung des Menschen ist räumlich beziehbar.

Ist der Mensch von Hause aus ein sittlich, sozial, rechtlich, ästhetisch und kulturschöpferisch bestimmtes Wesen, so wohnen Sitte, Recht, Kultur usw. nicht nur im geographischen Raum, sondern auch im politischen Handeln. Es kommt aber durch die Politik etwas wesentlich Neues zu den geographischen Faktoren hinzu.

Man hat von der Politik gesagt, ihr wesentliches Merkmal sei, daß sie Handeln im Auftrage und zum Zwecke des Staates bedeute. Jedoch ist es irrig, bei Politik ausschließlich von staatlichem Handeln zu sprechen. Schon die Parteien beweisen, daß sich Politik auch unterhalb des Staatsniveaus machen läßt. Wer wollte darüber hinaus die Politik der Katholischen Kirche, der Unternehmer, der Gewerkschaften, der Hochfinanz, der Steuerzahler, der Freimaurer und vieler anderer Verbände, Organisationen, Gruppen nicht als solche bezeichnen? Das besondere Merkmal der Politik ist nicht die staatliche Grundlage, sondern die Verbindlichkeit einer Grup-

penexistenz für das Handeln und umgekehrt die Verbindlichkeit des politischen Handelns für die Gruppenexistenz.

Ist es Ziel der Politik, die Existenz einer Gemeinschaft gegenüber anderen Gemeinschaften zu erhalten, zu sichern, zu verteidigen oder durchzusetzen, so hat sie das nicht nur in bezug auf die materiellen Chancen ihrer sozialen Träger zu tun. Politik sichert ebenso die seelisch-geistige Existenz einer Gemeinschaft, deren kulturelle, rechtliche, sittliche, soziale Ansprüche in der Welt.

Die Einheit eines geopolitischen Handelns beruht in der Verknüpfung der aus der Tiefe des Raumes heraufziehenden Antriebe mit der existentiellen Bedeutung der politischen Verhaltensweise selbst. Ihre Erforschung kann nicht unberührt bleiben von dem, was ihrem Gegenstand das eigentümliche Gepräge gibt. Je echter und näher geopolitische Forschung ihrem Gegenstand kommt, um so mehr wird sie von dessen Wesen betroffen. Man darf sagen, der Grad ihrer Betroffenheit kennzeichnet den Grad der Annäherung an das Wesen ihres Gegenstandes und damit an den eigentlichen Wert ihrer wissenschaftlichen Aussage.

Das entscheidende existentielle Gewicht des politischen Handelns wird nur vollauf gegenständlich, wenn die Forschung ihrerseits in ein Verhältnis dazu tritt, d. h. sich existentiell entscheidet. Wie es nicht gelingen kann, die geographischen Faktoren ihrer Gesamtheit nach ins Blickfeld zu bekommen, wenn man sich einige unter ihnen auswählt und die anderen ignoriert, so kommt man nicht ans Ziel einer wahren Geopolitik, wenn man sich davor drückt, die existentielle Verbindlichkeit des Politischen aufzunehmen, was nur gelingen kann, wenn man selbstentscheidend in die Auseinandersetzung der faktischen Geopolitik eingreift. Das wahre geopolitische Wissen vermittelt politische Kenntnisse in geographischen Universalaspekten und kann das nur mit jener existentiellen Schärfe in der Aussage, die das echte sachliche Interesse des Forschers widerspiegelt, seine innere Beteiligung an seinem wissenschaftlichen Tun und den Einsatz seiner eigenen Existenz für das Notwendige seiner politischen Erkenntnis.

Liegt hierin eine Gefahr, daß die geopolitische Wissenschaft nur standpunkt-haft bedingte Urteile fällt und in die Tendenz einer konkreten Gruppenpolitik abgleitet? Gerade das wäre eine falsche Folgerung. Man geht bei ihr von der Meinung aus, ein existentielles Interesse sei gleichbedeutend mit einer egoistischen Machenschaft. Indessen bleibt es Aufgabe der geopolitischen Wissenschaft, nichts anderes als die Wahrheit geopolitischer Sachverhalte zu finden. Die geschichtliche Form, in der sie dieses ihr Ziel erreichen kann, bleibt an die Geschichtlichkeit ihrer eigenen Existenz geknüpft.

Eine Gemeinschaft lebt nicht nur aus der Körpersumme ihrer Glieder. Die Wert-rangordnungen, die einer Gemeinschaft ihren besonderen Charakter aufprägen, stufen sich ab von obersten, höchsten Seins- bis hinab zu niedrigsten Sachwerten. Wir finden bei einer Glaubensgemeinschaft (z. B. dem Katholizismus) ebenso rein geistige Bezüge (Dogma, Lehre) wie Einrichtungen materieller Art (Gebäude). Die Existenz einer Gemeinschaft hat ihre unterste Basis in der sinnlich greifbaren Gestalt der Menschenkörper und Werkzeuge. Sie hat ihren Sinn in den letzten geistigen Hintergründen ihrer sozialen Realität. Für diese als die Hauptsache kämpft die Politik in erster Linie; für die materiell-physische Existenz erst in letzter, nämlich dann, wenn die feindlichen Mächte gewaltsam durch alle geistigen Bereiche durchgebrochen sind und der Kampf ums nackte Dasein entbrennt. Politisches Geschehen und die Einwirkung und Bedeutung der geographischen Kräfte darin zu untersuchen, kann nur Erfolg haben, wenn die Forschung ihrerseits von letzten Sinnentscheidungen ausgeht. Erst dann hat sie einen Maßstab, an dem sie das Tun der anderen adäquat messen kann.

Insofern es sich um politische Sinnbezüge handelt, muß die Forschung in den Kategorien politischer Sinnbezüge denken und begreifen. Wehrt man sich gegen die Konsequenzen, so rennt man gegen die zerspaltene wirkliche Welt des Politischen an. Man möchte vielleicht die existentiell verschiedenen Situationen der Gemeinschaften und Gruppen ganz aufheben zu-

gunsten einer einheitlichen Weltgemeinschaft, neben der es dann allerdings keine Politik mehr gäbe. Man kann im Dienste einer Weltbeglückungslehre auf geophysikalisch-geologischer Grundlage operieren. Dann hat man aber weder die geographische Realität erfaßt noch etwas Wesentliches und Wirkfähiges für die gegenwärtige Weltpolitik herausgeholt. Man bekommt dann das Zerrbild einer Geopolitik, der die Vorstellung von einer vermeintlich einzig richtigen, einer „legitimen“ Politik zugrunde liegt.

Eine solche Geopolitik liefert der praktischen Politik falsche Voraussetzungen und vermittelt eine falsche Einsicht in das gegnerische Handeln. Indem sie sich selbst den Heiligenschein der Selbstgerechtigkeit aufsetzt, führt sie in den Fanatismus des Kreuzzuggedankens, macht sie blind für die grenzenlosen Möglichkeiten der Weltpolitik und der historischen Entwicklung, macht sie intolerant und kriegslüstern.

Unerachtet der Versuche, eine einzig richtige und „legitime“ Geopolitik durchzusetzen, variieren die geopolitischen Auffassungen über dieselben Probleme bis zum Widerspruch. Denken wir an die raumpolitischen Studien über Aufgangsmöglichkeiten einer eventuellen östlichen Aggression und Invasion in Westeuropa, an die raumstrategischen Untersuchungen über die sowjetische Militärpolitik seit der Wehrkreisumgruppierung, an die geopolitischen Konzeptionen, wie sie den Alliierten bei ihren Manövern zugrunde lagen! Mit anderen Menschen gemeinsam in eine bestimmte geographische Situation hineingebannt zu sein, heißt: in einem gemeinsamen landschaftlichen, seelischen, kulturellen Klima leben, denken und handeln. Aus dieser sozialen Raumgemeinschaft bauen verschiedene Gemeinschaften verschiedenartige geopolitische Konzeptionen auf.

Die raumhafte Gegebenheit, von der aus die Amerikaner ihre geopolitischen Erkenntnisse entwickeln, umschließt eine aus Westeuropa kommende Bevölkerung. Die Raumgestaltung des amerikanischen Festlandes ist großenteils von den Nachfahren germanisch-romanischer Einwanderer vorgenommen worden. Der mitge-

brachte Geist mußte den Pionier- und Gründeraufgaben dienstbar werden. Die geographische Raumsituation hat sich seit der Landnahme anders entwickelt als die von religiösen und sozialen Spannungen erzitternde und seelisch zerrissene Welt des slawisch-mongolischen Kontinentalreiches Rußland. Aus der Tiefe der beiden heterogenen Räume ziehen notwendig heterogene geopolitische Vorstellungswelten herauf. An deren Übereinstimmung oder an die Unausweichlichkeit ihrer gewaltsamen Kollision wird alternativ gerade von jenen geglaubt, die die Lehre von der einzig richtigen Geopolitik vertreten.

Daß die notwendigen Unterschiede geopolitischer Erkenntnis und Handlungsweise selber mit der verschiedenen räumlichen, geographischen Ausgangsstellung in einem bestimmten Zusammenhang stehen, ist eine Vermutung, um deren Bestätigung die Geopolitik ringen wird, so lange sie besteht, ja, aus deren Substanz sie existiert.

Rolf Hinder

Wechselwirkung von Natur und Geschichte

Sehr geehrte Herren!

Der erste Aufsatz Ihres Aprilheftes spricht von der Wechselwirkung zwischen Natur und Geschichte. Tatsächlich wird die durch zwei Weltkriege und die Drohung eines dritten gequälte Menschheit zusätzlich beunruhigt durch die Häufung schwerer Katastrophen in Natur und Technik. Sie lösen sich in fast ununterbrochener Folge ab, verbreiten Unsicherheit und Sorge und lassen wohl bei ängstlichen Gemütern die resignierte Meinung aufkommen, daß sie Vorboten oder schon Begleiterscheinungen des ohnehin unentrinnbaren Weltuntergangs sind.

Alle Unglücksfälle der Technik haben ihre nachweisbaren materiellen Ursachen oder sind auf menschliche Unzulänglichkeiten zurückzuführen. Und da die technischen Mittel heute in ständig wachsendem Maße auf allen Gebieten des täglichen Lebens eingesetzt werden, wäre es ein Wunder, wenn nicht auch die zugehörigen, unvermeidlichen Unglücksfälle

in ähnlicher Kurve anstiegen. Wahrscheinlich ist das aber nicht einmal im gleichen Verhältnis der Fall.

Ebenso gibt es für jedes Naturereignis eine natürliche, d. h. physikalische Erklärung, wenn sie auch mangels voller Kenntnis seiner Ursprünge und Gegebenheiten nicht immer leicht, zuweilen auch gar nicht gefunden werden kann. Jedes Geschehnis, gleich welchen Charakters, ist durch eine Kette logischer Zusammenhänge bedingt, die in diesem Gliede sichtbar werden. Vergessen wir auch nicht, daß es zu allen Zeiten verheerende Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdbeben und andere Großkatastrophen gegeben hat, die uns bisher nur deswegen nicht sonderlich berührten, weil sie entweder nur (!) unsere Vorfahren betroffen haben oder sich „hinten weit in der Türkei“ und noch entfernteren Ländern abgespielt haben oder abspielen. Also auch die Tatsache, daß sie uns nähergekommen zu sein scheinen, ist kein Grund zur Panik. Aber ist das wirklich alles?

Im allgemeinen verdeckte Ursachen für Ereignisse dieser Art können nur außerplanetarischer Herkunft sein und sind vermutlich in dem zu suchen, was man im weiten Sinne unter „kosmischen Strahlen“ versteht. Obwohl sich ihre Erforschung erst in den Anfängen befindet, gibt es genügend Beweise dafür, daß sie das physikalische Geschehen auf und in unserer Erde, ebenso aber auch die Menschen selbst in ihrem Sinnen und Trachten in einem früher nicht erkannten Maße beeinflussen. Denken wir z. B. an die eigenartige Wirkung von Wasseradern und ähnliche Erscheinungen, an die Klima- und Wetterabhängigkeit der Menschen, dabei als besonders typisch an den Einfluß der Schirokkos, Mistrals, Föhne und ähnliche Winde, die die dafür Empfänglichen „verstören“ und teilweise zu Handlungen reizen, auf die sie sonst nie gekommen wären, eine Tatsache, die die Rechtsprechung seit langem berücksichtigt. Diese Phänomene sind durch meteorologische Faktoren wie Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt nicht ausreichend zu erklären. Noch deutlicher weisen die durch die Jahres- und Tageszeiten bedingten biologischen und geistigen, besser seelischen Ef-

ekte auf Einwirkungen, die außerhalb der Erdatmosphäre ihren Ursprung haben müssen. Aus ähnlicher Richtung kommen die oft wunderbaren, über Länder und Meere reichenden Gedankenverbindungen einander nahestehender Menschen und die Charakter- und Schicksalsdeutungen der Astrologen, die heute nicht mehr in Bausch und Bogen von der Wissenschaft abgelehnt werden, soweit es sich dabei nicht um die Erzeugnisse geschäftstüchtiger Scharlatane handelt.

All dies gehört in die Kategorie jener berühmten „Dinge zwischen Himmel und Erde“, die deswegen nicht weniger wahr sind, weil sie heute bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zitiert werden. Wenn wir diese Gedankengänge zu Ende gehen, landen wir im Kosmos. Wir gewinnen einen Standort, der es uns ermöglicht, diese Dinge in einem anderen Licht zu sehen. Was bisher einwandfrei als Ursache erschien, wird in vielen Fällen zur Wirkung einer fremden Kausalität. Vielleicht möchte es dann geschehen, daß die neue Anschauungsweise uns bei konsequentem Zurückverfolgen des uns zugeordneten Ariadnefadens und bei einer gleichzeitigen Durchforschung der Menschheitsgeschichte zu der Einsicht führen wird, daß unsere Welt nicht notwendigerweise zum Untergang bestimmt ist, sondern sich in einer von außen gesteuerten Zeitenwende befindet, an deren Gestaltung wir trotzdem nicht unbeteiligt sind. Da wir nämlich zugeben müssen, daß wir für die jetzige geistige Situation zu einem guten Teil mitverantwortlich sind, werden wir auch mit Hand anlegen müssen, sie zu überwinden. Schachfiguren zwar in diesem gewaltigen Spiel, sind wir Mitwirkenden doch imstande, uns zu Wirwirkenden zu qualifizieren, wenn wir die uns darin zugeordneten Funktionen erkennen und ausüben.

Hans Mirow

Zur Geopolitik Südwestdeutschlands

Sehr geehrte Herren!

Am südwestdeutschen Beispiel läßt sich nicht nur die Wechselwirkung, die der Einleitungsaufsatz Ihres April-Heftes anführt, sondern das häufig vorkommende Gegen-

einander von Natur, Geschichte und gegenwärtiger Politik zeigen.

Der Natur „der Dinge“, d. h. der Natur des Landes, seiner Besiedlung und Wirtschaft nach sollte die Verwaltungsgliederung im Südwesten des deutschen Sprachgebiets verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten machen. Zwischen Lech und Vogesen, auf dem Boden der Alemannen, des späteren Herzogtums Schwaben, gehören die Menschen nach Herkunft, Charakter, Sitte und Mundart, aber auch nach ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen „eigentlich“ zusammen. Von den Rheinquellen stromabwärts wird beiderseits des Hochrheins, des Bodensees und im Einzugsgebiet des Oberrheins bis zur Sauer und Murg die altschwäbische oder „alemannische“ Abart des Schwäbischen gesprochen, die sich von der Neuhochdeutschen Lautverschiebung zwischen 1400 und 1600, besonders der Diphthongierung der *i*, *u* und *ü*, ausgeschlossen hat (daher *Hus* statt *Haus*, *Is* statt *Eis*, *Chindli* statt *Kindlein*, *Lüt* statt *Leute*). Der „natürliche“ Mittelpunkt für den Süden dieser rheinschwäbischen Landschaften ist Basel, für das anschließende Oberrheingebiet bis zur schräg über den Rhein laufenden Mundartgrenze Straßburg.

Das zweite „natürliche“ Dreiecksgebiet „Oberschwaben“ mit Augsburg und dem zentraler gelegenen Ulm wird nach Nordwesten durch den Jura (vom Randen bis zum Rieskessel), nach Osten durch die Lechplatte, im Süden durch das Allgäu und den Bodensee begrenzt.

Für den dritten Teil Schwabens, das durch Jura und Schwarzwald begrenzte Neckarschwaben, ist Stuttgart der natürliche Brennpunkt.

Ohne Zweifel bestehen, durch die Gebirge bedingt, Verkehrsschwierigkeiten zwischen den drei Teilgebieten, so daß die natürlichen Mittelpunkte gleich gewichtig geblieben sind und nicht eine einzelne Stadt zur unbestrittenen Hauptstadt des Ganzen erhoben haben.

Die Geschichte aber hat ohne Rücksicht auf den Zusammenhang von Stamm und Landschaft Grenzen gezogen: die Schweiz durch die Barriere einer Staats- und Wirtschaftsgrenze aus dem Ganzen herausgelöst, das Elsaß vom rechten Rheinufer ge-

trennt, die ehemals habsburgischen oder Konstanzer Landesteile am Bodensee nicht bei Oberschwaben belassen, sondern zum rheinschwäbischen Baden geschlagen, im Interesse der napoleonischen Rheinbundpolitik das Schwaben des „Augsburger Viertels“ an Bayern gegeben und Ulm von seinem unmittelbaren Vorland (dem „bayrischen“ Neu-Ulm) geschieden, das oberschwäbische Vorarlberg an Wien gebunden und in ihm noch einmal Liechtenstein ausgegliedert, in Hohenzollern ein Sonderbewußtsein erhalten und schließlich die von Napoleon als Bundesgenossen erkorenen „Staaten“ Baden und Württemberg durch fränkische, an Tauber und Main sogar ostfränkische, Landschaften aus dem Erbe der Pfalz und des Bistums Speyer sowie anderer Reichsstände „künstlich“ erweitert.

Die „Reichsreform“ durch eine neue Verwaltungsgliederung konnte sich in der Weimarer Republik nicht gegen das keineswegs von der Natur, sondern von der Geschichte geschaffene „Staatsbewußtsein“ in Bayern, Württemberg und Baden durchsetzen. Nationalsozialistische Ansätze zu einer neuen Landschaftseinteilung (SA-Gruppe „Kurpfalz“, Gau „Schwaben“ in Augsburg, die Einsetzung des badischen Gauleiters in Straßburg) gingen in der Katastrophe von 1945 unter.

So wie das „historische“ Bild Südwestdeutschlands weder natürlich noch historisch ist, sondern durch den napoleonischen Eroberer geschaffen und später durch Dynastien und Beamte im Bewußtsein verfestigt wurde, — so wurde auch 1945 wieder durch Eingriffe der Eroberer „positives Staatsrecht“ geschaffen. Die Amerikaner „schufen“ das Land Württemberg-Baden, die Franzosen riefen Südwürttemberg-Hohenzollern und Südbaden ins Leben. In Südbaden bewirkte der Zusammenklang nur kurzzeitig begriffener angeblicher Interessen Frankreichs, einer kurzichtigen Konfessionspolitik und des nachnapoleonischen „Staatsbewußtseins“ eine Verhärterung des Willens zur Fortdauer alter Naturwidrigkeiten. In dem fast ohne Heimatvertriebenen kleinen Landesteil hoffte man anachronistisch auf die Möglichkeit einer Rheinbundexistenz. Man machte sich den schweizerischen und elsässischen

Kampfruf gegen die „Schwowe“ zu eigen und bezog ihn von Baden aus nur auf die Württemberger, während die andere Rheinseite auch die Badener selbst wie alle „Altdeutschen“ (die aus dem Bismarckreich außerhalb des Elsaß und Lothringens Stammenden) so titulierte.

Daß die beteiligten französischen Kreise und ihre badischen Freunde die Bildung des Landes Baden-Württemberg, das außer dem bayerischen Regierungsbezirk Schwaben (Augsburg) alle zur Bundesrepublik gehörenden schwäbischen Landschaften zusammenfaßt und trotz seiner pfalzfränkischen und mainfränkischen Bestandteile eigentlich „Schwaben“ heißen sollte, nicht verhindern konnten, ist außerhalb Südwestdeutschlands vollzogenen Ereignissen zu verdanken. Die sowjetische Bedrohung und die Führung des „Westens“ durch die USA machen eine Neuauflage der französischen Rheinbundpolitik sinnlos. Die Freigabe ihres rechtsrheinischen Faustpfandes Kehl im Frühjahr 1953 kann als Zeichen dafür dienen, daß man vielleicht diese Sinnlosigkeit einsieht. Im Zeichen der Montanunion wird die Absolutheit der Staatsgrenzen problematisch. Straßburg ist nicht mehr Objekt deutsch-französischen Streites, sondern Sitz europäischer Organe. Die Gruppe der Schwaben, die im südlichen Teil des dynastischen Gebildes Baden ein Sonderdasein führen wollte, wird auch lernen, daß heute nicht mehr ein ohnehin nur hundert Jahre altes Staatsbewußtsein, sondern größere geopolitische Kräfte auch die Verwaltungseinteilung kleinerer Räume bestimmen. Der „natürliche“ Raum Schwaben, der durch „künstliche“ Grenzen zerrissen wurde, kann sich vielleicht im Rahmen einer größeren Einheit ohne Schmerzen wieder zusammenfinden.

Adolf Scharpff

„Banater im Elsaß“

Sehr geehrte Herren!

Ihr Bericht „Banater im Elsaß“ (3, 1953) hat unter den in Österreich lebenden Donauschwaben Befremden ausgelöst. Zur Vermeidung einer nachträglichen Geschichtsklitterung muß daher folgendes festgestellt werden:

Das scheinbar aussichtslose Flüchtlingselend der heimatvertriebenen Donauschwaben Österreichs während der ersten Nachkriegsjahre veranlaßte die namhaften Banater Dr. Buding und Dr. Reiter 1947/48 zu einer „Elsaß-Aktion“, um Landsleuten, deren Ahnen aus dem Elsaß stammten, die geschlossene Ansiedlung unter Zubilligung einer Kulturautonomie in ihrer Urheimat zu ermöglichen. In die monatelangen Verhandlungen mit dem französischen Besatzungselement in Innsbruck und mit dem Außenministerium in Paris schaltete sich sehr bald Johann (später Jean) Lamesfeld ein; dessen Vorgehen bei dieser geplanten Hilfsaktion bestimmte dann Dr. Buding und Dr. Reiter sehr bald, sich zurückzuziehen. Die französische Regierung erwies sich als sehr entgegenkommend, obwohl die Bukarester französische Botschaft den elsässischen Banatern in Charleville, Soldor, Sank Hubert usw. als „Pangermanen“ nicht gerade ein günstiges Zeugnis ausstellte. So liegt z. B. auch ein freundliches Handschreiben des damaligen französischen Außenministers Schuman vor, das er in deutscher Sprache an seinen Landsmann Lamesfeld richtete.

Der entscheidende Vorwurf richtet sich gegen Lamesfeld deshalb, weil er schließlich gegenüber den französischen Stellen die entscheidende Forderung seiner Landsleute — gemeinsame Ansiedlung — fallen ließ und 10000 Banater als „Arbeitskräfte“ vermittelte, die zum größeren Teil nicht ins Elsaß, sondern in andere Gebiete Frankreichs auswanderten. Die unzureichende organisatorische Vorbereitung der Aktion und völlig ungewohnte Verhältnisse führten dazu, daß ungefähr 3000 Banater Schwaben „bei Nacht und Nebel“ aus Frankreich in die französische Zone Württembergs „rückwanderten“, wo sie stillschweigend eingegliedert wurden, weil diese Zone damals gerade Heimatvertriebene aus anderen Besatzungszonen Westdeutschlands aufzunehmen hatte. Die genaue Anzahl der „Rückwanderer“ aus dem Elsaß läßt sich heute nicht mehr feststellen. —

Seit 1949 haben sich die in Frankreich verbliebenen Banater Schwaben mit ihrer bekannten, zähen Tüchtigkeit Auskommen und Anerkennung verschafft. Es ist zu be-

grüßen, daß für einen Bruchteil unter ihnen in La Roque sur Pernes und in Crion le Brave kulturelle Zentren entstanden sind. Das hohe Lob verantwortlicher Donauschwaben in Österreich für den Bekämpfungskampf ihrer Landsleute in Frankreich schloß aber und schließt eine Identifizierung der donauschwäbischen Landsmannschaft mit der Person und Aktion Jean Lamesfeld nach wie vor aus.

H. A. Wien

Zum Gedächtnis an General Helmuth von Pannwitz, den Obersten Feldataman der Kosaken

General Helmuth von Pannwitz war der Schöpfer des Kosakenkavalleriekorps, eines in seiner Art einmaligen und erfolgreichen Reiterverbandes. Viele seiner Wesenszüge ließen in ihm einen deutschen Lawrence erkennen. Er wurde zur tragenden Gestalt des kosakischen Freiheitskampfes im Zweiten Weltkrieg, dessen hohes und uneigennütziges Ziel in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs sein tragisches Ende fand.

Geboren am 14. Oktober 1898 zu Botzanowitz O. S., wuchs er auf dem unmittelbar an der damaligen deutsch-russischen Grenze gelegenen väterlichen Gut auf. Nach mehreren Jahren im Kadettenkorps trat er bei Kriegsausbruch 1914 als Fahnenjunker in das 1. Ulanenregiment in Militsch ein. Mit 17 Jahren zum Leutnant befördert, erhielt Pannwitz im gleichen Jahr als einer der ersten seines Regiments das Eiserne Kreuz I. Kl. Nach Beendigung des Ersten Weltkrieges kämpfte er im Freikorps für seine Heimat.

Nach einjährigem Aufenthalt in Ungarn ging von Pannwitz nach Polen, das ihm während einer fast zehnjährigen Tätigkeit als Landwirt in Kongreßpolen zur zweiten Heimat wurde, bis er 1934 nach Deutschland zurückkehrte. Reaktiviert beim Reiterregiment 7 in Breslau, brachte er eine mehrjährige Schwadronschefzeit beim Reiterregiment 2 in Ostpreußen, um nach dem Anschluß Österreichs als Abteilungskommandeur beim Kavallerieregiment 11 in Stockerau bei Wien Verwendung zu finden. Als Kommandeur einer Aufklärungsabteilung rück-

te er in den Zweiten Weltkrieg. Für seine Erfolge im Rußlandfeldzug als Führer von Vorausabteilungen und Kampfgruppen wurde der damalige Oberst von Pannwitz im Dezember 1942 mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Seine langjährigen Erfahrungen im Umgang mit den Menschen des Ostens gaben ihm eine innere Verbundenheit zu den in der Sowjetunion lebenden Völkern. Das Gesunde und Urwüchsige – im Gegensatz zu manchen dekadenten Erscheinungen des Westens –, die viel stärkere innere Verbundenheit der Bevölkerung zur Scholle – im Gegensatz zur Industrialisierung des Westens –, ja, selbst das Mystische der russisch-orthodoxen Kirche band ihn, der Protestant war, an den Osten.

Er war im Äußeren ein slawischer Typ. Eine seltene Begabung für die slawischen Sprachen, gepaart mit der inneren Haltung eines Edelmannes und Patrioten von lauterstem Charakter und reinstem Idealismus, mit einem großen und gütigen Herzen und dem Elan eines preußischen Reiteroffiziers, prädestinierten ihn zum Führer slawischer Menschen.

Zutiefst empfand er, dem das freie Leben über alles ging, das Streben der Kosaken, ihrer jahrhundertalten Tradition entsprechend, als freie Menschen auf ihrer Scholle nach eigenen Gesetzen und Sitten leben zu können. So entstand durch die persönlich gewonnenen Eindrücke im Don-, Kuban- und Terekgebiet im Laufe des Jahres 1942 sein Plan einer Zusammenfassung aller Kosaken, um dem Kosakentum durch Zusammenschluß die notwendige Stärke für seinen Kampf gegen den Bolschewismus zu geben. Indem er das Anliegen der Kosaken zu seinem eigenen machte, überwand er alle Hindernisse, die eine konsequent verfolgte Ostpolitik jedem konstruktiven Gedanken in den Weg legte. In den ersten Apriltagen des Jahres 1943 konnte mit der Aufstellung der 1. Kosakenkavalleriedivision in Mielau (Mlaw) in Südostpreußen begonnen werden.

In klarer Erkenntnis, daß die tragende Idee des kosakischen Freiheitskampfes nur die Wiederherstellung ihrer unter dem russischen Zarat bestandenen Sonderrechte und Pflichten sein konnte, erhielt

dieses politische Ziel durch General von Pannwitz eine Vorrangstellung, ohne daß hierbei die militärischen Notwendigkeiten geschmälert wurden, ja, es war der Schlüssel, um zum militärischen Erfolg zu gelangen. Mit aller Energie widmete sich der General dem inneren Aufbau seines Verbandes. Die beim Rückzug der deutschen Truppen aus dem Kaukasus- und Dongebiet mitgetreckten Kosaken, gefangene Kosaken aus der Roten Armee, die sich freiwillig meldeten, und kleine, bereits auf deutscher Seite kämpfende Kosakeneinheiten bildeten das Reservoir für die Kosakendivision. Im Eingehen auf die volksmäßigen Eigenarten der Kosaken knüpfte General von Pannwitz, unterstützt durch die alten Atamane, an die kosakische Tradition an. Von Regimentsabzeichen über Hosenstreifen, Pelzmützen und Baschliks der Sibirischen, Kuban-, Terek- und Donkosaken, von der Dschigitowka (Reiterspiel) bis zur eigenen Kosakenzeitung, vom Gottesdienst durch die orthodoxen Priester bis zum täglichen Abendgebet durch einen alten Atamanen wurde der Tradition Rechnung getragen. Darüber hinaus wurde eine völlige Gleichstellung der Kosaken mit der deutschen Truppe erreicht, die im Einsatz durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes ihren sichtbaren Ausdruck fand. Die Kosakenfamilien, alte invalide Kosaken und Hunderte von Jungkosaken fanden in Anlehnung an das Kosakenersatzregiment vorübergehend in dem völlig abgeschieden gelegenen Nebenlager Mochowo eine neue Heimat, die ihnen ein rein kosakisch geführtes Leben ermöglichte.

Ab September 1943 gelangte die 1. Kosakenkavalleriedivision im kroatischen Raum zum Einsatz gegen die ständig zunehmenden Partisanenverbände Titos. In kurzer Zeit setzten sich die Kosaken gegenüber den Partisanen durch. Im Herbst 1944 begann durch Neuzuführung von Kosakenabteilungen die Umstellung der 1. Kosakendivision auf das Kosakenkavalleriekorps. Das Korps wurde zur „Feuerwehr“ von Nordkroatien! Starke Verbände der jugoslawischen Befreiungsarmee sowie

eine sowjetische Division, die bei Virovitica einen Brückenkopf bildete, wurden von Terek-, Kuban- und Donkosaken zer schlagen. Trotz des sich abzeichnenden deutschen Zusammenbruchs kämpften die Kosaken mit unerhörtem Mut in treuer Kameradschaft mit den wenigen deutschen Soldaten des Rahmenpersonals. Unbeirrt standen sie zu ihrem Obersten Feldataman General von Pannwitz. Todesmutig warfen sie sich dem überlegenen Feind entgegen. Singend wehrten Donkosaken gegnerische Angriffe ab. Kubankosaken ritten in nächstlicher Attacke gegnerische Batteriestellungen nieder. Sibirische Kosaken packten den Gegner im Rücken. Es war ein verzweifelltes Ringen in den letzten Stunden des Krieges, in denen Höhepunkt und Untergang des Werkes des Generals von Pannwitz sich begegneten.

Nach der Kapitulation scharten sich die Kosaken ein letztes Mal um ihren Obersten Feldataman. Noch einmal bekundeten sie ihre Treue zu ihm, der entschlossen war, ihr Schicksal zu teilen.

Auf Grund der Abmachungen von Jalta erfolgte durch die Engländer die Auslieferung des Kosakenkavalleriekorps an die Sowjetunion. Unmenschlichkeit und politische Verblendung führten dazu, daß eine antibolschewistische, festgefügte und bewährte Truppe, die um die Freiheit ihres Volkstums vom bolschewistischen Joch gekämpft und geblutet hatte, ihren bolschewistischen Henkern ausgeliefert wurde. Das Moskauer Militärtribunal verurteilte General von Pannwitz am 16. Januar 1947 „wegen Führung weißrussischer Verbände“ zum Tode durch den Strang.

Über alle Zeiten hinweg leuchtet gleich einem Fanal der Freiheitskampf der Kosaken im Zweiten Weltkrieg. Als Schöpfer des Kosakenkavalleriekorps und als tragende Gestalt dieses Kampfes ging der deutsche Reitergeneral und Oberste Feldataman aller Kosakenheere Helmuth von Pannwitz in die Geschichte des Kosakentums als einer ihrer großen und treuesten Söhne ein.

Joachim v. Schultz

Achtung vor der Vielfalt — nicht Beherrschung oder Teilung der Welt

Weltreiche gehören nicht mehr in die Gegenwart

Man hat sich daran gewöhnt, die Welt als zweigeteilt zu betrachten und von einer westlichen und einer östlichen Welthälfte zu reden. Der Einfachheit halber spricht man laut oder nur in Gedanken von zwei großen Machtkomplexen, die sich feindlich gegenüberstehen im letzten Entscheidungskampf über die Weltherrschaft.

Die Auffassung hat manches für sich, aber die kürzlichen Ereignisse in der von den Sowjets geführten Welthälfte erregen manchen Zweifel an der Solidität und Dauerhaftigkeit des östlichen Weltsystems. Noch immer ist der Schleier nicht gelüftet, aber manche Vorkommnisse waren zu geräuschvoll, als daß sie der übrigen Welt hätten unbekannt bleiben können. Es ist nicht so, daß das machtvolle Gefüge der Stalinperiode in Stücke zerfallen wird, aber die Risse in dem imposanten Bau sind bemerkenswert. Die überscharfe und überschnelle Russifizierung der den Sowjets erreichbaren Welt scheint die Hauptursache des Aufruhrs gegen die Knute in den Händen der Jünger Lenins zu sein. Wie wenig hat sich Rußland wirklich verändert! Das Nationalgefühl und Nationalbewußtsein hat auch heute wieder der neuen Weltreligion, die das alte Weltsystem der Stände und Klassen aufheben wollte, ein „bis hierher und nicht weiter“ zugerufen.

Es war kaum anders in Napoleons Zeit, als die geplante Einigung Europas unter der Leitung des republikanischen Frankreich zu Fall kam, oder in unserer Zeit, im Zweiten Weltkrieg, als Großbritanniens Vormundschaft über Europa und große Teile Asiens ein vorläufiges Ende fand. Wahrscheinlich wird England genug Mittel und Wege finden, die Gebietsverluste in Indien und Burma anderswo gutzumachen. Es wird auch jetzt schon Mittel genug kennen, um solche Verluste zu verschmerzen.

Fraglich ist bloß, ob die zukünftige Meinung der übrigen Welt die Sachlage ebenso auffaßt. Staatsgebilde von der Größe der alten Weltreiche gehören vielleicht eher in das neunzehnte Jahrhundert als in das zwanzigste, und der kommunistische Großstaat ist vielleicht bloß die Nachgeburt der alten russischen Weltmonarchie. — Nachgeburt hier im wirklichen, physikalischen Sinn.

Es gibt keinen „Block der Angelsachsen“

Noch ist die Stärke der Westlichen Welt, solange sie einig ist, gewichtig, zumal sie wenigstens zum guten Teil in der Verteidigungsbereitschaft beruht und für diesen Zweck geschaffen wurde.

Aber die beiden englischsprechenden Nationen, die Hauptglieder der Westallianz, haben außer der Sprache und der gemeinsamen kulturellen Tradition nicht ganz soviel gemein im Bereich politischer und ideologischer Interessen, wie man gewöhn-

lich annimmt. Das hauptsächlichste Gemeininteresse werden wohl die Mineralöle des Nahen Ostens sein.

Der Persische Golf, das Rote Meer und der Bosphorus mit den Dardanellen werden auf lange hinaus die Streitpunkte sein, um die es sich handeln wird, nicht nur in dem größeren Konflikt zwischen Osten und Westen, sondern auch in Konflikten kleineren Maßstabes zwischen den westlichen Nationen untereinander. Im Mittelmeer wird Amerika, solange England Gibraltar besitzt, immer nur Gast sein, willkommen oder uneingeladen. Die Machtstellung Amerikas im Stillen Ozean wird immer in einer Art Wechselbeziehung stehen zu den Verhältnissen im Nahen Osten.

Es wäre wohl richtiger, von den Interessenzonen der großen Mächte zu sprechen als von einer Welt, wie man es noch vor zehn Jahren hören konnte, oder auch von zwei Welten. Das Bild würde an Klarheit gewinnen ohne sentimentale Vereinfachungen.

Es ist ebenso möglich, die politische und wirtschaftliche Kraft Großbritanniens zu unterschätzen, wie man diese Nation irrtümlich mit dem Maßstab vergangener Zeiten messen kann. Für manche Beobachter wird England immer noch mit dem Strahlenkranz des viktorianischen Zeitalters geschmückt. Althergebrachte Ideen und Meinungen sind stark genug, auf das Auffassungsvermögen des Zuschauers einzuwirken und dem Bild Schattierungen zu geben, die nicht immer mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Das Zeitalter Churchills ist vorüber oder beinahe vorüber, und die Zeremonien des Krönungsfestes erregen bei denkenden Menschen ähnliche Gefühle, wie sie ein prachtvolles Abendrot hervorbringt. Das London von heute ist kaum mehr im vollsten Sinne die Hauptstadt einer Weltmacht, in deren Bereich die Sonne nicht untergeht, sondern der Mittelpunkt eines beschränkteren England, es ist mehr europäisch als früher.

Beschränkung auf das Mögliche

Kein Staatsmann hat je etwas Dauerndes geschaffen, der Vorsehung spielen wollte und sich berufen fühlte, Abmachungen zu treffen für die gesamte Menschheit. Die Größe Englands beruhte auf den Grundsätzen und den Taten von Männern, die sich nicht einbildeten, weltgeschichtliche Entscheidungen zu treffen, sondern sich begnügten, zeitgeschichtlich zu wirken. Vieles von dem Planen für das Wohlergehen aller verlor seine Kraft, seine Bedeutung und seinen Wert durch die Unendlichkeit und Verschiedenheit geographischer und ökonomischer Verhältnisse.

Das zähe Aushalten und Anhalten an dem Gegebenen und Möglichen, die kluge Benützung jedes günstigen Umstandes, die furchtlose, treue Pflichterfüllung, der selbstlose Dienst für ihr Volk und seine Interessen haben nie in der ganzen Geschichte der Menschheit ihr Ziel und ihren Zweck verfehlt. Andere mochten sich groß dünken und jeweilig über große Machtmittel verfügen, der Kleinere hat schließlich immer das Feld behalten, wenn er entschlossen war. Was war Wilhelm von Oranien, der große Schweiger, gegen den damaligen Beherrscher der Welt, oder wenigstens zweier Erdteile, Philipp den Zweiten? Männer, die Großes schaffen wollen, werden auch in unserer Zeit wieder wandeln müssen auf dem Boden von Sachlichkeit, Nüchternheit und bewußter Kraft und Tüchtigkeit. Auf solchen Eigenschaften beruht die Hoffnung Europas und der Welt.

Landschaft und Geschichte zwischen Oder und Memel

Es ist offensichtlich, daß in gebirgigen Räumen die Oberflächenformen dem Ausgleich von machtpolitischen, wirtschafts- und bevölkerungspolitischen Spannungen bestimmte Wege vorschreiben, etwa das Oberrheintal, das Donautal, die Burgundische Pforte, die Mährische Pforte, die Quertäler der Alpen, das Thüringer Becken.

Im Tiefland sind besonders geschichtsbetonte Räume breite versumpfte Flußtäler, Seenplatten, große Wald- und Sumpfstrecken, die manche Gebiete schwer durchgängig, ja stellenweise und zeitweise geradezu unpassierbar machen, und zwar um so mehr, je weiter zurück wir unsern Blick aus der Gegenwart auf frühere Zeiten richten. Aber auch heute noch, trotz aller technischen Hilfsmittel, wirken sich natürliche Schranken und Durchlässe aus, nur meist aus den früheren engbegrenzten in großräumige Verhältnisse übersetzt. Das jüngste Beispiel für die geschichtliche Wirksamkeit natürlicher Gegebenheiten bietet der Verlauf der sowjetischen Offensiven gegen Ostdeutschland 1944/45.

Keilspitzen von Brest bis Küstrin und Frankfurt

Am auffallendsten ist in dem größeren Raum, zu dem Ostdeutschland gehört, zunächst das Heraustreten der gewaltigen Sperrzone der Pripjetsümpfe. Sie stößt in der Form eines mächtigen Keiles westlich des mittleren Dnjeper mit der Spitze nach Westen bis zur Festung Brest vor. Vom Westen kommende Wellen werden durch diesen Wellenbrecher spätestens hier geteilt und laufen zwangsweise an der nördlichen Flanke des Keils über Minsk und Smolensk nach Moskau, oder entlang der südlichen Flanke in die Steppen der Ukraine und zum Schwarzen Meer. Diese Aufspaltung wird durch den Verlauf der Bahnlinien unterstrichen.

Die Keilform wiederholt sich westwärts in immer neuen Parallelen. Die nächste Keilspitze wird gebildet durch den Zusammenfluß von Weichsel und Bug/Narew. Hier liegt die Festung Warschau. Die Weichsel und der in seinem ganzen Lauf versumpfte Narew sind an den Übergangsstellen dicht mit Festungen gespickt. Die große Bedeutung Warschaus wird noch klarer, wenn man dann weiter feststellt, daß die schmale Sperrlinie des Narew sich in einer breiten Sperrzone aus Sümpfen, Urwäldern und Seengebieten nach Nordosten bis zur oberen Düna fortsetzt. Diese Sperrzone läuft parallel zur Nordflanke der Pripjetsümpfe und schließt so als ihre Gegenmauer einen langen Korridor ein. Dieser Korridor verläuft im großen und ganzen auf der trockenen Wasserscheide und weist keine größeren Hindernisse auf.

Das ist der Weg nach Moskau und umgekehrt der Weg von Moskau ins Herz Mitteleuropas.

Auch der Weg von der Ukraine nach Mitteleuropa geht durch einen, wenn auch viel breiteren, Korridor, dessen südliche Begrenzung durch die Karpathenmauer ge-

bildet wird. Beide Wege treffen sich in Warschau. Hier treffen sich dementsprechend auch wiederum die aus Norden und Süden kommenden Bahnlinien.

Wer das Weichsel-Narew-Dreieck oder seine nordöstliche Fortsetzung erreicht hat, kann den nächsten Sprung nach Westen machen. Er wird ermöglicht und erleichtert durch eine bei Wilna breit sich öffnende, westlich Kowno dann sich verengende Lücke. Sie bildet eine Bresche in der um Ostpreußen liegenden Schutzmauer, die den Weg geradenwegs nach Königsberg freigibt.



Dieser Weg von Ostpreußen nach Moskau ist seit jeher benutzt worden. Der Schwedenkönig Karl XII. zog auf ihm im Nordischen Krieg ins Innere Rußlands. Ihn marschieren 1757 russische Heere im Siebenjährigen Krieg auf dem Vormarsch nach Berlin, 1807 auf dem Rückzug vor Napoleon; Napoleons Große Armee zog auf ihm 1812 nach Moskau und zurück, verfolgt von den Russen. 1914 brach hier Rennenkampf Njemenarmee nach Ostpreußen ein; 1941 schlugen deutsche Armeen hier die Kesselschlachten von Minsk, Smolensk und Wjasma, und im Sommer 1944 rollten auf ihm russische Panzer nach dem Zusammenbruch der deutschen Front ostwärts Minsk erstmals bis auf ostpreußischen Boden.

Von der Weichsel-Narew-Linie aus brach dann Mitte Januar 1945 die letzte Katastrophe über Ostdeutschland herein. In neun Tagen erreichten die Spitzen der Panzerarmeen Rokossowskijs vom Brückenkopf Pultusk aus die Stadt Elbing. Sie benützten dabei das andere Einfallstornach Ostpreußen, den alten Weg von Warschau über Mlawka—Soldau—Deutsch-Eylau.

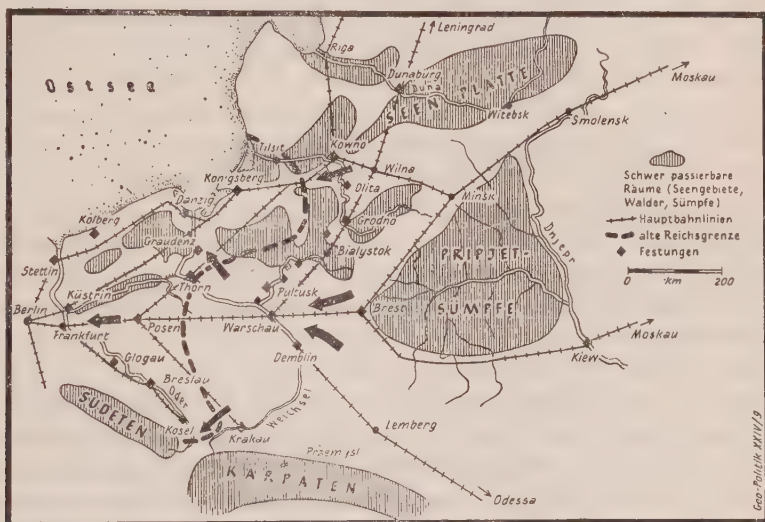
1410 zog hier das vereinigte polnisch-litauisch-russische Heer gegen das Ordensheer Ulrichs von Jungingen heran wie 1914 die Narew-Armee Samsonows gegen Hindenburg, die beiden Schlachten von Tannenberg schlagend.

Einem Angreifer von der Weichsel-Narew-Linie aus stellen sich keine natürlichen Hindernisse mehr entgegen bis zur Oder, Netze und unteren Weichsel.

Ungehindert brandete die russische Flut innerhalb von 14 Tagen über die Flächen des Warthegaus bis Frankfurt—Küstrin.

Dort liegt wiederum die Spitze eines Keils. Seine Flanken werden gebildet im Süden durch die Oder mit der dahinter aufsteigenden Mauer der Sudeten und im Norden durch das Netzebruch und die untere Weichsel mit dem Pommerschen Seennücken und der Tucheler Heide als zweiter Linie dahinter.

Schon einmal, 1759, waren russische Heere diesen Weg gekommen und bei Kunersdorf östlich Frankfurt auf den Gegner gestoßen. In zwei Teile gespalten durch den Keil auf Elbing, hielten sich hinter diesen Schutzzonen 1945 die restlichen Gebiete von



Ost- und Westpreußen und Hinterpommern, bis schließlich nach erneuter Aufspaltung durch den Paß von Neustettin hindurch auf Kolberg die nunmehrigen drei Stücke dem fast allseitigen Druck einzeln erlagen. Nur besonders geschützte Reste auf Hela und im Danziger Werder konnten sich halten bis zum Kriegsende.

Parallele Durchzugstraßen zwischen Seen und Wäldern

Die von Osten über Wilna—Kowno nach Königsberg führende, leicht durchgängige Zone setzt sich westwärts parallel zur Küste fort bis Stettin, nur unterbrochen durch das Tal der Weichsel. Sie wird zwischen Preußisch Holland und Danzig von der Küste weg nach Süden gedrückt durch das teilweise sogar unter dem Meeresspiegel gelegene Weichselniederungsgebiet. Früher völlig unpassierbar und nur von Süden her zugänglich, ist die Niederung auch heute noch leicht zu sperren, wie das ja auch 1945 durch Sprengung der Deiche geschah.

Zwischen dem Drausensee und dem Sperrgebiet der Oberländerseen wird die Durchgangszone zu einem schmalen Paß zusammengedrückt. Früher wurde diese Enge noch durch die Sorge-Niederung — die *Sirgune* der Ordenszeit — verriegelt, mit der Christburg als Wächterin. Die alte Bernsteinstraße vom Samland nach Schlesien überschritt die dortigen Moore auf zwei Knüppeldämmen. Diese Stelle ist der Eingangstorn nach Ostpreußen von Westen her.

Die Weichsel wurde bei M e w e überschritten, wo auf den beiderseitigen Weichselhöhen eine dichte Kette von Burgwällen die alte Bedeutung dieser Stelle beweist. Westlich D a n z i g setzt sich die Straße zwischen Ostsee und Pommerschem Land- und Seerücken zur Oder fort. Sie wird immer wieder durch seewärts fließende, kleinere Flüsse unterbrochen, an deren Übergangsplätzen frühzeitig Städte entstanden. Diese alte Straße überschreitet dann die Oder am Südrande des Stettiner Haffs bei S t e t t i n .

Parallel zu dieser durchgängigen Küstenzone läuft auf der südlichen Seite des Seerückens, der mit seinen zahlreichen Seen und Wäldern eine Sperrzone bildet, unmittelbar neben dem Seegebiet eine zweite alte Straße von der Oder zur Weichsel. An ihr liegt Konitz, wo 1454 das aus Deutschland der belagerten Marienburg zu Hilfe eilende Heer die Polen entscheidend schlug. Sie durchquert wie die nördliche Straße eine verhältnismäßig leicht durchgängige Zone, die ebenfalls durch (hier nach Süden fließende) Flüsse in einzelne Stücke zerlegt wird.

Ihre südliche Flanke ist das Warthe- und Netzebruch, durchbrochen nur von einzelnen Übergängen, die seit jeher in den Kämpfen zwischen Polen und Pommern eine wichtige Rolle spielten. Unter den ältesten und bedeutendsten Durchlässen sind zu nennen Driesen, das den Weg über Stargard nach Stettin deckte, und Nakel am Wege von Polen nach der alten Salzstadt Kolberg. Diese Straße führt durch den P a ß v o n N e u s t e t t i n .

Die große Straße erreichte, südlich um den Kern der Tucheler Heide herum-biegend, die Weichsel bei N e u e n b u r g , das ein polnischer Geschichtsschreiber einmal den „Schlüssel zum Ordensland“ nannte. Das Rechteck zwischen Ostsee und Netze einerseits, Oder und Weichsel andererseits nahm ehemals das alte Herzogtum Pommern ein, bevor es von Polen in langen Kämpfen nach Norden auf die Seensperrzone zurückgedrängt wurde.

Ein dritter Straßenzug von West nach Ost und umgekehrt überschritt die Oder bei Frankfurt und läuft südlich der Netze über Posen und Gnesen zur Weichsel zwischen Bromberg und Thorn. Er überschreitet den Strom bei Schulitz oder später bei Thorn und erreichte das fruchtbare Kulmerland, eine Außenbastion Altpreußens zwischen Weichsel, Drewenz und Ossaniederung, die, ein Zankapfel zwischen den Prussen (später in „Preußen“ verdeutscht) und den Polen, hernach der Ausgangspunkt der Eroberung Altpreußens durch den Ritterorden wurde.

Vom Kulmerland kommt man nordwärts über die Ossasperre (Graudenz und Rheden) nach der Kernlandschaft des Ordensstaates, P o m e s a n i e n , und erreicht dort die bereits genannte Straße ins Innere Ostpreußens.

Ostwärts gelangt man über Strasburg in das Land Löbau, ebenfalls ein altes Streitobjekt zwischen Polen und Prussen. Dieses Land, das bezeichnenderweise nicht zur Provinz Ostpreußen, sondern noch zu Westpreußen gehörte, hat noch drei weitere Tore: eins über Deutsch-Eylau nach Riesenburg—Marienburg und weiter nach Elbing und Danzig, das zweite über Soldau nach Pultusk und Warschau, und das dritte über Allenstein ins Innere Ostpreußens. Es ist somit das wichtigste Durchgangsland zwischen Warschau einerseits und Königsberg und Danzig andererseits.

Östlich der Löbau beginnt die große Sperrzone um Ostpreußen aus Seen, Sümpfen und Waldungen, die bis zur Bresche ostwärts G u m b i n n e n nur sehr schwer zu überwinden ist. Einzig von L o m s c h a über L y c k und G o l d a p findet sich offeneres Gelände und damit eine gewisse Zugangsmöglichkeit.

Von Norden ist Ostpreußen nur durch die enge Pforte von T i l s i t — R a g n i t zu betreten.

Pommern—Westpreußen—Ostpreußen ist von Natur ebenso D u r c h g a n g s - l a n d von Westen nach Osten wie von Süden nach Norden und umgekehrt. Seine Geschichte offenbart immer wieder im großen wie in Einzelzügen den Einfluß der landschaftlichen Gegebenheiten. Sie verläuft im wechselvollen Ringen von Nord gegen Süd, West gegen Ost.

Die Nord-Süd-Bewegung und ihre Gegentendenz

Zuerst wurden die längenparallel gerichteten Leitlinien wirksam, wenn man die Vorgeschichte außer Betracht läßt. Nachdem die von Norden gekommenen Goten in ihrem Großteil bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. das Ostseegebiet weichselaufwärts verlassen hatten und zum Schwarzen Meer gelangt waren, finden wir als ihre Nachfolger seit etwa 600, vielfach unter germanischen Führergeschlechtern, westslawische Stämme an der Ostsee. Sie bildeten dort später die ersten Staaten, oft wohl unter Anstoß und Führung durch dänische und schwedische Wikinger, die im 9. Jahrhundert Handelsniederlassungen bei Memel, Königsberg, Elbing und Stettin besaßen, also im Mündungsgebiet aller wichtigen Flüsse. Ihr Einfluß reichte weit landeinwärts.

Das Rechteck zwischen Oder, Netze, Weichsel und Ostsee füllte der Staat der Pommern aus. Südlich der Netze lag Polen, das im Westen etwa bis Frankfurt reichte und zunächst in seinem westlichen Teil fast genau das Oder-Netze-Dreieck einnahm, mit der Hauptstadt Gnesen. Östlich der Weichsel siedelten bis zur Südgrenze Ostpreußens ohne staatlichen Zusammenhalt prussische Stämme.

Von der Gründung Polens als Königreich im Jahre 1025 an stand das Oder- und Weichselmündungsgebiet in der Abwehr gegen das polnische Streben zum Meer. Polens Angriffe zielten immer wieder besonders durch die breite Lücke des Weichseltals, zwischen Tucheler Heide und Seenrücken westlich und zwischen dem oberländischen und masurischen Seengebiet östlich des Stromes auf Elbing und Danzig, daneben auch über Neustettin und Stargard auf Kolberg und Stettin.

Zeiten der Abriegelung Polens vom Meer durch Gegenstöße vom Norden oder Vorstöße längs der Küste vom Westen — Heinrich der Löwe, die Dänen, der Ordensstaat, die Hanse, die Brandenburger Markgrafen und Kurfürsten, Schweden, das Königreich Preußen, Großdeutschland — wechselten ab mit polnischem Durchbruch: vorübergehende Eroberung Pommerns von der Oder bis Danzig durch Boleslaw Chrobry (992 — 1025), Eroberung Stettins 1122 und Pommerns durch Boleslaw Schiefmund, Missionierung Pommerns in polnischem Auftrag und von Gnesen aus 1124, Erwerb Westpreußens und des Ermlandes 1466 — 1772, Besitz des polnischen „Korridors“ 1919 — 1939, Erwerb ganz Westpreußens, Hinterpommerns und teilweise Ostpreußens 1945.

Vorstoß vom Osten zur Oder

Die schlimmste aller in der Anlage des Raumes vorgebildeten Möglichkeiten trat 1945 ein: es wurde in seiner Gesamtheit vom Osten überrannt. Wie stark die naturgebildete räumliche Anlage auch im einzelnen sich selbst heutzutage noch als wirksam erweist, zeigt die Planung und der Verlauf der sowjetischen Angriffsoperationen, die mit dem Durchbruch aus dem Brückenkopf von Baranow heraus am 12. 1. 1945 begannen und mit den Angriffen aus den weiteren Brückenköpfen von Pulawy, Warka, Pultusk und der Ausgangsstellung gegenüber Ebenrode (Stallupönen) am 14. 1. verbreitert wurden.

Ob Oder und Netze gleich im ersten Angriffsschwing überschritten werden würden, hing hauptsächlich vom deutschen Widerstand ab, denn beide Flüsse waren damals zugefroren. Im Süden erreichten die russischen Spitzen schon nach 14 Tagen die Oder und überschritten sie an zwei Stellen. Sie standen schon am 30. 1. bei Frankfurt und Küstrin; ihr rechter Flügel konnte jenseits der Netze vor dem Pommerschen Seennücken zum Stehen gebracht werden. Dort hielt sich die Front auf der Linie Schwedt—Konitz etwa drei Wochen und schützte Pommern und mit ihm von Westen Danzig. Schlesien östlich der Oder — mit Ausnahme Oberschlesiens — und der ganze Warthegau waren mit einem Schlage verloren.

Die Katastrophe für Ostpreußen kam fast ebenso schnell. Die Panzer der 2. Weißrussischen Front stießen über Soldau—Deutsch-Eylau auf Elbing und erreichten diese Stadt schon am 23. 1. Von dort wandten sie sich sofort nach Osten, um der gleichzeitig auf Königsberg durchgebrochenen 3. Weißrussischen Front die Hand zu reichen und damit die 4. Armee einzukesseln. Dies Manöver gelang nicht ganz. Die 4. Armee, die anfangs nicht angegriffen worden war, versuchte auf eigene Verantwortung nach Westen durchzubrechen, hatte auch bei Preußisch-Holland bereits den Anschluß gewonnen, als sie nach Norden abgedreht wurde, um sich mit der 3. Panzerarmee um Königsberg zu vereinigen. Sie wurde aber von ihr durch einen russischen Durchbruch südlich Königsberg am 30. 1. getrennt und war nun auf drei Seiten umschlossen. Mit dem Rücken ans Haff gelehnt und mehr und mehr zusammengepreßt, setzten ihre Reste am 29. 3. von Balga nach Pillau und der Nehrung über. Königsberg wurde am 31. 1. eingeschlossen und fiel nach vorübergehender Verbindung mit Pillau am 9. 4.

Gegen das weiter zurückliegende Danzig und Pommern dagegen konnten die Sowjets längere Zeit nur langsam Raum gewinnen. Die Front wich schrittweise, gestützt durch die Sperrgürtel des Weichseldeltas, der unteren Weichsel und der Tucheler Heide samt dem Pommerschen Seennücken. Die alten Ordensfesten Marienburg und Graudenz waren vorspringende Bastionen; Graudenz kämpfte, obwohl seit dem 18. 2. eingeschlossen, noch bis zum 6. 3., Marienburg bis zum 9. 3.

Dann kam die Stunde auch für Danzig und Pommern, und zwar folgerichtig von Westen her. Dort brach Schukow Ende Februar durch die Senke von Neustettin zur Ostsee durch, schwenkte nach Osten und Westen und stürmte gegen Danzig und Stettin. Um noch einmal einen Verteidigungsring um Danzig aufbauen zu können, mußte die noch in der Tucheler Heide stehende Südfront mit dem Drehpunkt Dirschau etwa in die Linie Karthaus—Neustadt zurückgenommen werden. Damit war etwa ab 10. 3. Danzig eng umklammert. Der noch verteidigte Raum wurde am 22. 3. durch einen russischen Durchbruch auf Zoppot gespalten. Der östliche Teil, Danzig, fiel am 27., vom westlichen Teil ging Gotenhafen am 28. und als letzte Bastion die allseitig geschützte Oxhöfter Kämpfe am 1. 4. verloren. Hela und die durch die überflutete Niederung gedeckte Nehrung mußten am 8. 5. kapitulieren. Das am 7. 3. eingeschlossene Kolberg fiel am 17. 3. Der gesamte Raum östlich der Oder war verloren.

Das Rad der Geschichte im Land östlich der Oder wurde um tausend Jahre zurückgedreht.

Die deutschen Bistümer im Schicksal von Raum und Zeit

Das Siedlungsgebiet des deutschen Volkes gliedert sich in seinem geschichtlichen Aufbau in drei große Einheiten: den römisch getränkten Westen, Süden und Südosten, die germanische Mitte und das ursprünglich germanische, nach der Völkerwanderung slawische und dann im Laufe der Jahrhunderte wieder zurückgewonnene germanisierte Gebiet östlich der Elbe-Saale-Linie¹. Diese drei großen Geschichtslandschaften waren und sind bis heute die Bühne, auf der sich das deutsche politische, kulturelle und kirchliche Leben abspielt und von den Gegebenheiten des Raumes und der Zeit geformt wird.

Beginn der Bistumsgründungen in der Germania Romana

Das Christentum fand seinen Eingang in Mitteleuropa zuerst in den Provinzstädten und Vororten der *Germania Romana*, wie Hermann Aubin das einst römische Deutschland nennt. Die Gründungszeiten der west- und süddeutschen Bistümer beweisen das: Köln im 2., Trier im 3., Mainz, Basel-Augst und Lorch/Enns im 4. Jahrhundert. Alle lagen westlich oder südlich der römischen Rhein-Limes-Donaugrenze. Ihr Diözesangefüge ist der spätrömischen Provinzeinteilung weitgehend angeglichen, und die Bischofssitze sind fast immer mit den Verwaltungsmittelpunkten identisch, so in Köln, dem Vorort der *Germania inferior*, in Trier, der Kaiserresidenz des 4. Jahrhunderts und des Vorortes der *Belgica*, in Mainz, dem Hauptsitz der *Germania superior*, in Lorch, dem Vorort von *Noricum ripense*, um nur die wichtigsten zu nennen.

In der Diözesaneinteilung² der auf römischem Kolonialboden entstandenen Kirche des deutschen Sprachgebietes „schien bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Provinzialeinteilung der Römerzeit hindurch“ (Aubin). Niemals ist hier die halbttausendjährige römische Tradition ganz abgerissen dank der Tatsache, daß sich die dieser Tradition eng verbundene Katholische Kirche als das tragende Element des deutschen Mittelalters erwies. Die Begegnungsvermittlung zwischen griechisch-römischer Antike und Germanentum ist zuerst und vor allem das Verdienst der rheinischen und donauländischen Bistümer und des dortigen, der keltisch-germanisch-römischen Mischbevölkerung entstammenden Klerus.

Die spätantik-römische Ordnung erhielt sich im Aufbau der kirchlichen Organisation auch nach der fränkisch-alemannisch-bajuwarischen Landnahme trotz manchen Hagelschläges der Völkerwanderungszeit. Durch das Verschmelzen der im Lande verbliebenen römischen Provinzialbevölkerung mit der neuen germanischen Herrenschicht wurde christlich-antikes Kulturerbe weitergegeben, zu Nutz und Frommen der Germanenvölker, die für 1000 Jahre die römische Saat ernten, neu befruchten

¹ Hermann Aubin in: Rhein. Viertelj. Bl. Jg. 17 H. 3/4 (1952) S. 305–331.

² Diözese: Der territoriale Jurisdiktionsbezirk eines Bischofs. Als Bezeichnung der spätrömischen Reicheinteilung entlehnt und seit dem 4. Jhd. im Gebrauch. Diözese früher auf die Stadt beschränkt, *parochia* genannt.

und umformen sollten, um sie selber dem slawischen Osten später weiterzugeben. Es kommt nicht von ungefähr, daß die Erneuerung des Reiches (*renovatio imperii*) durch Karl den Großen, den König der Franken, erfolgte, jenes ursprünglich am Rhein seßhaften Germanenstammes!

Die ersten Bistümer in der Germania Germanicissima.

Vier Jahre nach seiner Kaiserkrönung in Rom entstanden im Jahre 804, sogleich nach der endgültigen Niederwerfung der Sachsen, zum ersten Male jenseits des römischen Provinzialgebietes Bistümer im rechtsrheinischen Germanien: Münster, Osnabrück und Bremen, um 815 Hildesheim und Halberstadt. Von ihnen, insbesondere vom Erzbistum Bremen, ging die Christianisierung des germanischen Nordens aus, und wir machen uns einen Begriff von der Kühnheit dieser Missionare, wenn wir wissen, daß im hohen Mittelalter der Bremer kirchlichen Jurisdiktionsgewalt die Nordländer bis einschließlich Island und Grönland unterworfen waren.

Im Laufe des für die Christianisierung des germanischen Nordens so wichtigen 9. Jahrhunderts bildeten sich, vielleicht durch die Reichsteilung nach dem Tode Ludwig des Frommen beschleunigt, die Grenzen zwischen französischem und deutschem Volkstum heraus. Ein Jahr vor dem Verduner Vertrag, 842, wird zum ersten Male ein Vertrag zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in althochdeutscher und altfranzösischer Sprache fixiert (Straßburger Eide), wenn auch nationale Unterschiede zu Verdun noch nicht berücksichtigt wurden. Zum ersten Male im Jahre 919 wurde das Ostfrankenreich als *regnum Teutonicorum*, als Deutsches Reich, bezeichnet, das seit 925 dauernd das lotharingische germanisch-romanische Zwischenreich miteinschloß.

Naturgemäß reichten die Grenzen der rheinischen und der alpenländischen Bistümer, die fünf und mehr Jahrhunderte früher entstanden waren, über die damals noch nicht festen deutschen Sprachgrenzen hinaus. Noch tausend Jahre lang sollte sich im Westen die Treue zur übernationalen Kirche stärker als nationale Gefühle erweisen, wie das Beispiel der Trierer Kirche zeigt, deren französische Diözesanen bis zur Auflösung des Erzbistums im Jahre 1801 sich zu ihr bekannten.

Christianisierung der „Germania Slavica“

Hatte sich das Hauptinteresse der karolingischen Kirche auf eine Christianisierung des germanischen Nordens gerichtet, so unternahmen es die sächsischen Kaiser, allen voran Otto I. nicht nur die Ostgrenzen des Reiches durch Marken gegen Ungarn und Slawen militärisch zu sichern, sondern sie schufen bis zum Jahre 1000 einen Gürtel von Bistümern, welche die Christianisierung der Slawen und Ungarn unter dem Schutz des weltlichen Schwertes machtvoll und mit Erfolg betrieben: 968 wurde das Erzbistum Magdeburg errichtet, 973 Prag, 1000 Gnesen, 1001 Gran. Damit hatte die deutsche Reichskirche unter den Sachsenkaisern das Tor zum Osten weit aufgestoßen.

Gewiß haben manche Historiker die Errichtung eigener Bistümer im Slawen- und Ungarnland bemängelt. Die Ottonen haben es getan im Bewußtsein der Universalität der Kirche. Deutsche Könige, Bischöfe, Äbte und Mönche haben damals das christlich-antike Erbe weitergereicht, das ihre Vorfahren einst selber empfangen.

Damit waren die Grenzen der mitteleuropäischen Kirchenprovinzen bis zur Reformation gegeben, mit der Ausnahme von Ostpreußen und dem Baltikum, die im 13. Jahrhundert durch den Deutschen Orden und den Schwertbrüderorden christianisiert (Bistümer Kulm und Heilsberg) und germanisiert wurden. Die Ordensritter gewannen den Nordosten für das Reich und das deutsche Volk, aber ihr kühner



Staat blieb volksmäßig eine Insel, getrennt vom geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet durch den vom polnischen Erzbistum Gnesen christianisierten polnisch gebliebenen „Korridor“ in den „Pomerellen“. Dieser Grenzraum, vielfach offen und fluktuierend, war keine Binnengrenze wie im Westen des Reiches, sondern eine Außengrenze. „Hier endete zugleich das Abendland, seine Kirche und Gesittung“³.

An der Gestalt der acht deutschen Kirchenprovinzen des Mittelalters: Mainz, Trier, Köln, Bremen-Hamburg, Magdeburg, Salzburg, Prag und Aquileja, fällt uns die ungeheure Nordsüdausdehnung der Mainzer Diözese auf: Von südlich Meran bis dicht südlich Hamburg erstreckte sie sich über 800 km Luftlinie und wies eine durch-

³ Hermann Aubin, Von Raum u. Grenzen des deutschen Volkes. Studien zur deutschen Volksgeschichte. Breslau 1938, S. 111.

schnittliche West-Ostausdehnung von 280 km auf, von Idar-Oberstein/Nahe (aus schließlich) bis kurz vor Eger reichend.

Wir begreifen beim Anblick der Karte auch das politische Gewicht der Stimmen der drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, auch dann, wenn wir wissen, daß das weltliche Herrschaftsgebiet dieser Fürsten nur einen geringen Teil der Kirchenprovinzen umfaßte. Aber wo sind im Mittelalter die Grenzen zwischen Temporalen und Spiritualien deutlich gezogen, und bietet nicht die zwischen ihnen liegende „gemischte Sphäre“ einen weiten Spielraum für die Aktivität großer Herrschergestalten — eines Bruns oder Rainald von Köln, eines Baldwin von Trier, eines Peter Aspert von Mainz — um nur einige zu nennen?

Ihnen waren auch die drei geistlichen Erzmänter anvertraut — dem Mainzer das Reichskanzleramt für Deutschland (seit 965), dem Kölner das für Italien (seit 1031) und dem Trierer das für Burgund und Arelat (seit Anfang des 14. Jahrhunderts).

Aus päpstlichen Privilegien des 10. Jahrhunderts leiteten die Mainzer Erzbischöfe des Mittelalters den Ehrenvorrang eines Primas von Deutschland ab. Aber die Trierer Metropolen machten ihnen diesen Vorrang auf Grund eines mehrmals von Päpsten bestätigten, erst im 19. Jahrhundert als unecht erkannten Privilegs von Papst Silvester I. aus dem 4. Jahrhundert, das ihnen das Primat über Gallien und Germanien verlieh, streitig.

Sehr viel später, im Jahre 1529, erhielt der Erzbischof von Salzburg Matthäus Lang denselben Titel verliehen, der allerdings erst 1750 allgemein anerkannt wurde, einen Titel, den übrigens im Mittelalter auch die Magdeburger Metropolen beanspruchten. Erst im Jahre 1854 wurde durch Papst Pius IX. dem Fürsterzbischof von Salzburg das Recht zuerkannt, als einziger diesen Titel zu führen, nachdem Mainz und Trier die Metropolitangewalt verloren und Magdeburg in der Reformation protestantisch geworden war, und er führt ihn noch heute.

Die Bistumsgrenzen.

Mit dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends war die Bildung der Kirchenprovinzen im deutschen Siedlungsgebiet und, wenn man von kleineren Veränderungen absieht, auch der Diözesen innerhalb dieser Provinzen abgeschlossen und sollte es 500 Jahre bis zum großen Umbruch der Reformation bleiben.

Die Anlehnung der Kölner Erzdiözese an die römische Provinz *Germania inferior*, die der Trierer an die *Belgica prima* und die von Mainz an die *Germania superior* wurde bereits erwähnt. Aber die Mainzer Erzdiözese erweiterte ihre Metropolitangewalt von dieser Basis im Zuge der Sachsenmission gewaltig nach Norden bis an die Elbemündung, also weit über den *Limes Romanus* hinaus. Sie erstreckte sich über die Grenzen der Stammesherzogtümer der Schwaben, Franken, Thüringer und Sachsen hinweg, und wer annehmen wollte, daß die ihr unterstellten Diözesen sich etwa mit den Grenzen dieser Stammesherzogtümer deckten, wird durch einen Blick in einen historischen Atlas schnell eines besseren belehrt.

Noch weniger fielen die Diözesen mit den im Verlaufe des späten Mittelalters so zahlreich entstandenen Landesfürstentümern zusammen. Eher stimmen sie dagegen in den Kolonisationsgebieten, östlich der Elbe-Saale-Linie oder den slawischen und magyarischen Ländern, zu deren Staatswerdung aus zahlreichen Gauschaften sie selber wesentlich beigetragen hatten, mit den Landesgrenzen überein.

Dieses Nichtübereinstimmen im west-nord- und süddeutschen Raum dürfte wohl wesentlich damit zusammenhängen, daß die Festlegung der Metropolitan- und Diözesangrenzen

in Zeiten fiel, da die Fürstentümer noch keine Territorialstaaten, sondern im Sinne des mittelalterlichen Lehenswesens Personenverbandsstaaten waren, bei denen nicht das Territorium, sondern die Person des Lehensträgers im Vordergrund stand. Ähnlich wie bei den weltlichen Fürstentümern war ja auch die Struktur der Kirchenprovinzen und Diözesen mit ihren ebenfalls persönlich durch die Investitur übertragenen geistlichen Gewalten von Jurisdiktion und Seelsorge, die dem weltlichen Heerschild vergleichbar in der Stufenordnung von Erzbischof - Bischof - Archidiakonen - Dekanen und Pastoren bestand.

Das Gewinnen der nord- und ostdeutschen sowie mehrerer mittel- und süddeutscher Fürsten für die Ideen der Reformation brachte eine tiefgreifende, auch durch die Gegenreformation nur in einigen wenigen Fällen wieder rückgängig gemachte Veränderung in der deutschen Diözesaneinteilung. Das im Augsburger Religionsfrieden 1555 den Reichsständen, d. i. den Landesfürsten, beiderlei Bekenntnisses verbriefte Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen (*Cuius regio, eius religio*), oder sie zum Verlassen ihres Territoriums zu zwingen, zerschlug die mittel-, nord- und ostdeutschen Bistümer, die sich über Länder von nun protestantischen oder kalvinistischen Fürsten erstreckten, vollständig.

Angleichung der Bistums- an die Staatsgrenzen im 19. Jahrhundert.

Rund 250 Jahre blieb dann die Ausdehnung der katholisch gebliebenen Diözesen in ihrem Bestand unverändert.

Erst die im Gefolge der Französischen Revolution auftretenden großen geistigen und territorialen Umwälzungen, die sich vor allem auf das linksrheinische Gebiet erstreckten, schufen eine bedeutende Änderung: Die uralten Erzbistümer Köln und Trier wurden zerschlagen und auch die geschmeidige, napoleonfreundliche Politik des Mainzer Erzbischofs von Dalberg schlug schließlich fehl. Köln verschwand überhaupt, Trier und Mainz wurden wesentlich verkleinert zu Bistümern degradiert, ein Bistum Aachen neu errichtet, und alle drei im französischen Konkordat von 1801 dem Erzbistum Mecheln unterstellt. Zum ersten Male wurden in diesen Gebieten die Grenzen der kirchlichen Verwaltung und Seelsorge den staatlichen angeglichen.

Diese Neuerung wurde auch nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Politik und der darauf folgenden Zeit der Restauration beibehalten. Die Grenzen der Bistümer sowie ihrer Unterabteilungen, der Dekanate, wurden in den päpstlichen Zirkumskriptionsbulln für Preußen, das seit 1815 die Rheinlande besaß, für Württemberg, Baden, Hohenzollern und Hessen im Jahre 1821 und für Hannover 1824 im wesentlichen in Übereinstimmung mit den Staatsgrenzen gebracht. Neu errichtet wurden damals in Preußen die Kirchenprovinzen Köln und Gnesen-Posen sowie die exemten Bistümer Breslau (hier blieb das Übergreifen auf österreichisches Gebiet bei Friedeburg und Freiwalldau weiter bestehen) und Ermland; in Bayern die Kirchenprovinzen München und Bamberg, für den Oberrhein das Erzbistum Freiburg sowie das Bistum Limburg, ferner die exemten Bistümer Hildesheim und Osnabrück.

Bei dieser Neuordnung der deutschen Diözesen trug man zum ersten Male auch der katholischen Diaspora in protestantischen Gebieten Rechnung und errichtete apostolische Vikariate für Sachsen, Anhalt und die norddeutschen Missionen sowie eine apostolische Prälatur für Schleswig-Holstein.

Der Tendenz nach Übereinstimmung von Staats- und Bistumsgrenzen kam die römische Kurie durch Errichtung je eines Generalvikariats in Glatz für den preußischen Anteil des Erzbistums Prag und in Katscher für den am Erzbistum Olmütz entgegen. Es war 1938 vorgesehen, diese beiden Gebiete an das Erzbistum Breslau zu geben und dafür die Erzdiözesen Prag und Olmütz durch die seit 1919 zur Tschechoslowakei gehörigen Breslauer Anteile von Friedeberg und Freiwaldau zu entschädigen. Es ist bis 1945 nicht dazu gekommen⁴. Ein Jahr später wurde die weit über hundert Jahre bestehende Übereinstimmung von staatlichen und kirchlichen Verwaltungsgrenzen bei der von den Besatzungsmächten vorgenommenen vorläufigen Neugliederung der Länder in Nord- und Westdeutschland durchbrochen.

Bistumsgrenzen und Volkstum.

Die Katholische Kirche ist nicht nur überzeitliches *corpus Christi mysticum*, sondern als Gemeinschaft der Gläubigen auch in der Zeit stehend und deren geistigen und politischen Strömungen ausgesetzt. Es ist deshalb begreiflich, daß der von Herder und der Romantik her inspirierte Gedanke des Volkstums, das sich keineswegs mit den Grenzen des Staates decken muß, sowohl im Grenz- und Auslandsdeutschtum als auch unter den völkischen Minderheiten innerhalb der deutschsprachigen Staaten beim katholischen Pfarrklerus und der Laienschaft zahlreiche Anhängerschaft fand. Der italienische, slowenische und polnische Pfarrklerus ging seinen deutschen Amtsbrüdern bei den Nationalitätenkämpfen in den nichtdeutschen Gebieten der Habsburger Monarchie und des Deutschen Reiches voraus.

Nach dem Jahre 1918, als durch die Abtretungen in den Friedensverträgen zu Versailles und St. Germain zahlreiche Deutsche trotz des versprochenen Rechtes, ihre Staatszugehörigkeit selbst zu bestimmen (Südtirol, Oberschlesien), unter fremde Obrigkeit kamen, war in diesen fast rein katholischen Gebieten der deutsche Pfarrklerus die wichtigste Stütze im Kampf um die Erhaltung des Volkstums.

Mit der Übereinstimmung von staatlichen und kirchlichen Grenzen seit dem 19. Jahrhundert mußte für die Römische Kurie die Frage auftauchen, ob die kirchlichen Grenzen bei Änderung der staatlichen als Folge eines Krieges dem Vorbild der politischen Grenzen folgen sollten. Diese Frage ergab sich vor allem nach 1918 und nach 1945. Der Vatikan, der gewohnt ist, in langen Zeiträumen zu denken, überstürzte seine Entscheidungen nicht.

Auch nach 1945 ist kein selbständiges Nordtiroler Bistum geschaffen worden. Nordtirol, das an sich zum Bistum Brixen gehört, bildet seit 1919 eine Apostolische Administratur unmittelbar unter dem Heiligen Stuhl.

Das Kärntner Bistum Gurk gab 13 Pfarreien des Miestales und einen Teil des Dekanates Unterdrauburg 1923 an das Bistum Lavant, wobei der slowenische Bischof jedoch nur als Apostolischer Administrator tätig ist. Zwei Pfarreien im Seetal, deren Gebiet 1919 ebenfalls an Jugoslawien fiel, kamen unter die Administratur des Bistumes Laibach. Das Dekanat Tarvis aus der Diözese Gurk, dessen Gebiet 1919 an Italien fiel (Kanaltal), ist dem Erzbistum Udine zugewiesen worden.

⁴ vgl. Johannes Kaps, Handbuch f. d. kath. Schlesien. München 1951.

Die 1919 abgetretene Untersteiermark gehörte zum größten Teil schon seit 1859 zum Bistum Lavant (Sitz Marburg a. d. Drau). Das steirische Bistum Seckau gab die drei Pfarreien, die aus seinem Gebiet 1919 jugoslawisch wurden, unter die Administratur des Bischofs Lavant.

Das Burgenland, das bis zu dem 1922 erfolgten Übergang von Ungarn an Österreich zum ungarischen Bistum Raab gehört hatte, erhielt 1922 eine Apostolische Administratur im Rahmen des Erzbistums Wien.

Das Vorgehen der Kurie war also in sich folgerichtig: Politische Grenzveränderungen wurden durch Errichtung Apostolischer Administraturen als Realität anerkannt. (Nur die Administratur Innsbruck-Feldkirch wurde neu errichtet, sonst wurden die Gemeinden der abgetretenen Gebiete unter die Administratur des Bischofs der jeweils benachbarten Diöcese gestellt). Eine formale Trennung vom alten Bistum im Sinne des Kirchenrechts fand jedoch nicht statt.

Eine weit schwierigere Situation aber brachte unsere Gegenwart, als vor der anrückenden Roten Armee Millionen Ostdeutscher ihre alte Heimat verließen und weitere Millionen Ostdeutscher auf Grund der Potsdamer Beschlüsse aus den preussischen Ostprovinzen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien ausgetrieben wurden, darunter fast 6 Millionen Katholiken⁵. „Seit den Tagen der Reformation hat es in Deutschland keine Bevölkerungsverschiebungen gegeben, die mit denen zwischen 1940 und 1946 auch nur in etwa vergleichbar sind“⁶.

Von den deutschen Diözesen weisen nur die von Aachen, Speyer und Trier gegenüber dem Vorkriegsstand geringe Abnahmen auf, die durch die starken Kriegszerstörungen, die Evakuierungen und durch die Zuzugsschwierigkeiten für Vertriebene in die Französische Zone begründet sind.

Dagegen hat sich der katholische Anteil in allen anderen deutschen geistlichen Jurisdiktionsbezirken bedeutend vermehrt, am meisten in der Erzdiözese Paderborn (662 634), in den Bistümern Fulda (457 473) und Osnabrück (428 352). Es folgen die Diözesen Augsburg (389 699), Meißen (381 800), Hildesheim (364 243), Rottenburg (317 805), München-Freising (267 457), Regensburg (263 594) und Münster (219 094), um nur die größten Zunahmen zu nennen.

Es ist klar, daß sich durch diese gewaltigen Verschiebungen der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung in fast allen Gegenden wesentlich verändert hat. Früher rein katholische Gebiete sind heute stark mit Protestanten durchsetzt, und früher rein protestantische weisen nun einen bedeutenden katholischen Bevölkerungsanteil auf. Damit ist die bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts recht klare Scheidung von katholischen und evangelischen Gebieten, die ein Ergebnis des im Augsburger Religionsfrieden von 1555 aufgestellten Grundsatzes „*Cuius regio eius religio*“ darstellte, entscheidend durchbrochen worden.

Durch die Umreißung der Oder-Neiße-Linie zu Potsdam (1945) verlor das seit dem Jahre 1000 bestehende Erzbistum Breslau den allergrößten Teil seines Gebietes, um so mehr, als nach dem Tode des letzten Oberhirten, Kardinals Bertram, im Jahre 1945 auf Veranlassung des polnischen Kardinals Hlond in dem von Polen besetzten

⁵ Kirchliches Handbuch XXII 1944—51, hrsg. von Dr. Franz Groner. Köln 1951, S. 207.

⁶ ebda., S. 248/49.

Teil drei Apostolische Administraturen in Breslau, Oppeln und Landsberg/Warthe errichtet wurden und seit dieser Zeit die Jurisdiktion des deutschen Kapitelvikars Ferdinand Piontek dort ruht und nur mehr das sowjetisch besetzte Gebiet des Erzbistums Breslau umfaßt.

Für das Bistum Ermland/Ostpreußen hat 1945 Bischof Maximilian Kaller auf die Ausübung seiner Jurisdiktion für den unter polnischer Verwaltung befindlichen Südteil seines Bistums verzichtet, sie aber für den sowjetisch besetzten nördlichen Teil beibehalten. Nach dem Tode dieses Bischofs wählte der einzige die Vertreibung und Besetzung überlebende Domkapitular des Bistums den heutigen Kapitularvikar Kather.

Auch das Bistum Berlin verlor etwa die Hälfte seiner Diözese⁷.

Im Westen Deutschlands versuchte Frankreich nach der Ausgliederung des Saargebietes, das kirchlich zu Trier und Speyer gehörte, in Rom ein eigenes Saarbistum durchzusetzen. Allerdings blieb ihm der Erfolg versagt, wenn auch vom Vatikan ein Apostolischer Visitator ernannt wurde.

Die diözesanen Bande zur Saar, in den Bistümern Berlin, Fulda und Osnabrück zu den Gemeinden jenseits des Eisernen Vorhanges, sind die unzerrissenen Verbindungen von der Bundesrepublik zu den deutschen Katholiken jenseits dieser Grenzen.

Die deutschen Bistümer haben mitgebaut an jener einzigartigen Synthese von Christentum, Antike und Germanentum, durch die das Abendland im Heiligen Römischen Reich geformt wurde, und ihr Schicksal wird auch heute das Deutschlands, ja Europas sein.

⁷ Zu dem Schicksal der ostdeutschen Bistümer vgl. den Aufsatz von Gotthold Rhode, *Bistumsgrenzen ostwärts Oder-Neiße* in: *Zschr. f. Geopolitik* Mai 1951 S. 300—308.

Industrialisierung Südamerikas

Warenmangel und Devisenmangel und Weltwirtschaftskrise:

Erster Weltkrieg

Der Beginn der Industrialisierung Südamerikas während des Ersten Weltkrieges war ein Notbehelf. Der Erdteil war von seinen industriellen Lieferländern durch die Blockade und die Kriegsereignisse abgeschnitten. Es fehlten fast alle Gebrauchsartikel des täglichen Lebens, während auf Grund der Kriegskonjunktur Geld überreichlich vorhanden war. Da ließ sich auch mit unzulänglichen Mitteln eine Erzeugung meist minderwertiger Waren zu guten Verkaufspreisen aufziehen. Erst als sich nach Beendigung der Kriegshandlungen der ausländische Wettbewerb wieder geltend machte, brach die Krise offen aus.

Der Staat konnte nicht dulden, daß die ersten Anfänge einer jungen Industrie sofort zerschlagen wurden. Er führte Schutzzölle ein, und aus dem Notbehelf wurde ein wirtschaftlicher Strukturwandel. Dabei waren größere Belastungen der Verbraucher nicht zu vermeiden. Die nationalen Erzeugnisse waren teurer und meist schlechter als die eingeführten. Eine Devisenersparnis war nicht festzustellen, da nun anstelle der Verbrauchsgüter Maschinen und industrielle Rohstoffe zum Aufbau und zur Inganghaltung der Industrie eingeführt werden mußten. Gelegt wurden jedoch die Grundlagen für eine neue Wirtschaft.

Träger der jungen Industrie waren zunächst Ausländer. Sie stellten vor 1914 rund 90 v. H. des Handels, und nicht nur des Außenhandels, sondern auch des Groß- und Einzelhandels. Die Italiener beherrschten den Vertrieb von Kolonialwaren, die Spanier den von Textilien, die Syrer den Verkauf von Bändern und Kurzwaren, die Deutschen teilten sich mit den Franzosen die Apotheken und Drogerien, die Engländer beschränkten sich im allgemeinen auf den Groß- und Außenhandel. Der Pelzwarenhandel lag fast ganz in den Händen polnischer Juden. Nur Einheimische waren so gut wie nirgends zu sehen.

Das Erbe des kolonialen Südamerika, der Großgrundbesitz, hatte eine recht schmale Schicht der Besitzenden entstehen lassen, die fast ausschließlich in der Landwirtschaft, im Bergbau und an den Börsen tätig war und auch kaum die technischen Voraussetzungen für Handel und Gewerbe mitbrachte. Aus der breiten Schicht der besitzlosen Landarbeiter konnte ein Mittelstand nicht über die Betätigung im Handel aufsteigen. Die Einheimischen waren den Einwanderern bildungsmäßig und auch willensmäßig nicht gewachsen. Im freien Wettbewerb unterlagen sie sehr bald dem Italiener, dem Spanier und dem Syrer.

Die Industrie erwuchs während des Ersten Weltkrieges aus dem Handel und nicht aus dem Handwerk. Die Vertreter europäischer und nordamerikanischer Werke, die keine Waren mehr geliefert bekamen, setzten sich mit einzelnen Handwerkern, meist Einwanderern, zusammen, gaben das Kapital, schafften Werkzeuge herbei, stellten die Richtlinien auf und übernahmen den Vertrieb. Als nach Kriegsende die Verbindung mit ihren Heimatländern wieder offen stand, erwarben sie Maschinen, ließen sich Techniker kommen und stützten sich auf die Hilfe der Industrie des

Auslandes. Die Südamerikaner selbst wären dazu außerstande gewesen. Dafür stellten sie die breiten Scharen der Arbeiter. Es fehlte ihnen zunächst die Vorbildung, aber langsam paßten sie sich dem Arbeitsprozeß an.

In diese Entwicklung brach die Weltwirtschaftskrise hinein. Zunächst sank die Kaufkraft mit den zusammenbrechenden Ausfuhrpreisen. Das Ausland verschleuderte seine Güter, und der einheimischen Industrie drohte der allgemeine Niedergang. Aber dann hörte mit dem Devisenmangel die Einfuhr fast ganz auf, die verschiedenen Republiken werteten ihre Währungen ab und gaben Papiergeld aus, so daß die Preise scharf anstiegen, und bereits 1932 zeigte sich eine allgemeine Belebung der Industrie. Sie wurde durch den Staat gefördert, in dem die Devisenzuteilung nunmehr nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgte. Während die Einfuhr von Fertigwaren auf einen Mindestsatz gedrosselt wurde, erhielt die Industrie für Anschaffung von Maschinen oder Rohstoffen besondere Vergünstigungen.

Eine technische Umgestaltung war die Folge. Aus den meist nur notdürftig ausgestatteten Mittelbetrieben erwachsen wirkliche Fabriken, die sich aus Europa die besten Anlagen, gut ausgebildete Fachkräfte und Ingenieure verschrieben und die auch die Söhne der Gründer zu einem gründlichen Studium nach Europa oder Nordamerika entsandten. Der Staat errichtete technische Mittel- und Hochschulen, um einheimische Kräfte heranzubilden, die die Leitung der Werke übernehmen könnten, ohne ihre Kenntnisse ausschließlich im Auslande erwerben zu müssen. Dazu kam die soziale Gesetzgebung, die darauf bestand, daß ein ansehnlicher Anteil der Angestellten und Arbeiter aus Einheimischen bestand.

Drosselung des Außenhandels 1939/1946 — Ausweitung des Geldumlaufs

Dieser Umwandlungsprozeß war noch nicht abgeschlossen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Wieder wurde die Zufuhr von Industriegütern aus dem Auslande unterbrochen. Wieder stand Kapital in großem Umfange zur Verfügung. Aber diesmal waren die Möglichkeiten sehr viel umfassender. Kurz vor Kriegsausbruch und vor allem in den ersten Jahren vor Kriegseintritt der Vereinigten Staaten war die Einfuhr von technischem Gerät, von hochwertigen Halbfertigwaren und industriellen Rohstoffen sehr gesteigert worden. Kapitalflucht, gesteigerte Eindeckung mit Rücksicht auf die drohende politische Gefahr, die Emigranten, die sich ein neues Leben aufbauen wollten und ihr Vermögen in Form von Gütern mitbrachten, alles wirkte zusammen, um genügend Läger anzuhäufen, die die Versorgung praktisch bis Kriegsende sicherstellten. So hat etwa in Argentinien und Chile die Firma Siemens die Nachfrage nach ihren Erzeugnissen bis 1945 ziemlich reibungslos decken können.

Gleichzeitig stiegen Umsatz und Preise weit schneller als die Gestehungskosten. Es galt nicht nur, einen im Zeichen der Hochkonjunktur stehenden Binnenmarkt zu befriedigen. Auch das Ausland kaufte in Südamerika industrielle Fertigwaren, da es sie nicht mehr aus den industriellen Gebieten Europas oder Nordamerikas erhalten konnte.

Im Jahre 1942 bestellten die Vereinigten Staaten Drehbänke in Argentinien, die dort hergestellt wurden. Allerdings verbot die argentinische Regierung im folgenden Jahre die Ausfuhr, um diese wichtigen Maschinen für die heimische Industrie zurückzuhalten.

Die Südafrikanische Union bestellte in Argentinien und Brasilien Textilien, für die sie überhöhte Preise zahlen mußte. Die Fabriken konnten teilweise ihre eigenen Erzeugnisse bei den Einzelhändlern zum Einzelhändlerpreis zurückkaufen und dann immer noch mit Gewinn weiterverkaufen. Die Bayer-Werke in Buenos Aires vermochten ihre Ausfuhr 1943 auf 20 Millionen Pesos zu steigern, vorwiegend in andere südamerikanische Länder. Die Hälfte des argentinischen Ausfuhrüberschusses von über einer Milliarde Pesos während der einzelnen Kriegsjahre entfiel auf die Ausfuhr industrieller Fertigwaren.

So brachte der Krieg nicht nur eine technische Ausstattung, sondern auch eine finanzielle Sicherheit der südamerikanischen Industrie. Sie war gesund, als der Krieg aufhörte.

Aber dieser Aufstieg hatte sich unter besonderen volkswirtschaftlichen Bedingungen vollzogen. Äußerlich mochte auch da das Bild sehr günstig erscheinen. In den Jahren zwischen 1939 und 1946, also bis sich wieder einigermaßen normale Verhältnisse einstellten, erzielten die iberoamerikanischen Republiken, eingerechnet Mittelamerika und Mexiko, einen Ausfuhrüberschuß, der sich im Anwachsen der Gold- und Devisenvorräte um 7 Milliarden Dollar ausdrückte. Dieser geradezu sagenhafte Schatz, der in den Stahlkammern der Notenbanken ruhte oder ihnen in New York zur freien Verfügung stand, umnebelte vielfach den Blick für die tatsächliche Lage. Es schien so, als könnten die Südamerikaner sich nunmehr den Ausbau ihres Staates, ihrer Wirtschaft und die Hebung des Lebensstandards ihrer Bevölkerung ohne Sorgen leisten. Das war ein Irrtum.

Diese 7 Milliarden Dollar waren das Ergebnis nicht so sehr einer Ausfuhrsteigerung, als vielmehr einer künstlichen, kriegsbedingten Einfuhrdrosselung. Diese Summe gehörte nicht den Staaten oder den Zentralbanken, sondern den Exporteuren, den Erzeugern von Lebensmitteln und dem Bergbau, da diese meist nur Preise erhalten hatten, die knapp ihre Gestehungskosten deckten, ganz im Gegensatz zu den Industriellen, die gute Geschäfte hatten tätigen können.

Das lag an der Einkaufspolitik der Alliierten. Sie richteten ein großes Einkaufsmonopol ein, in dessen Dienststellen fast durchwegs Nordamerikaner federführend waren, bis auf den Fleischeinkauf, dessen Leitung die Engländer inne hatten. Dann setzten sie willkürlich die Preise fest, und da es keinen Wettbewerber auf den Weltmärkten für Rohstoffe gab, konnten diese Festpreise auch durchgesetzt werden.

So kauften die Alliierten, um ein Beispiel herauszugreifen, Kupfer für 11 Dollarcent das englische Pfund (*lb*), den Preis des Jahres 1938, während im Jahre 1937 noch 18 cents erzielt werden konnten. Die Regierung in Washington bewilligte denjenigen Kupferminen in den Vereinigten Staaten, die höhere Selbstkosten hatten und bei diesem Preise hätten stillgelegt werden müssen, einen Sonderpreis von 17 cents je *lb*, aber den Südamerikanern bewilligte sie erst nach Widerstreben den Unterschied der erhöhten Frachtsätze.

Ganz schwierig war die Frage zu lösen, wie die Deviseneingänge im Inlande verwertet werden könnten. Die Gegenwerte wurden in der Landwirtschaft und im Bergbau dringend benötigt, um die Erzeugung in Gang zu halten. Es war unmöglich, diese Beträge als Kredit im Ausland stehen zu lassen. So wurden die Deviseneingänge den Zentralbanken angeboten, und diese mußten sie gegen einheimische Zahlungsmittel aufnehmen. Das bedeutete, daß für 7 Milliarden Dollar Papiergeld und damit zusätzliche Kaufkraft in einen Markt hineingepumpt wurde, ohne daß die Gütererzeugung entsprechend zu steigern war.

Hinzu kamen noch die großen Vorräte derjenigen Landesprodukte, die für die Ausfuhr bestimmt waren, jedoch während der Kriegszeit nicht ausgeführt werden konnten, weil die Kriegführenden sie nicht benötigten oder keinen Schiffsraum für den Abtransport zur Verfügung stellen wollten. Dazu gehörten die Weizenernten Argentiniens, die Wolle in Uruguay, die Baumwolle in Brasilien und Peru, der Kaffee in Brasilien und Kolumbien. Die nicht ausgeführten Überschüsse wurden vom Staat auf Lager genommen und den Erzeugern bevorschußt. Wieder wurde Papiergeld ausgegeben, gewiß gegen sehr gute Sicherheit, aber der neuentstandenen Kaufkraft boten sich als Betätigungsfeld nur Industrie, städtischer Haus- und Grundbesitz.

In den ersten Kriegsjahren waren auch hierin die Preise gedrückt. Die allgemeine Unsicherheit über die Dauer und den Ausgang des Krieges ließ einen allgemeinen Aufschwung nicht zu. Aber dann kamen zu den wirtschaftlichen Bedingungen noch politische. Die deutschen Firmen wurden stillgelegt und die Inhaber ausdrücklich gezwungen, ihr Vermögen in Grundbesitz anzulegen. Damit erschien es den Nordamerikanern politisch ungefährlich zu sein. Sie ahnten wohl kaum, welchen Explosionsstoff sie in die an sich schon gefährdete südamerikanische Wirtschaft einführten. Als die Grundstückspreise erst einmal zu steigen angefangen hatten, gab es kein Halten mehr. Die Öffentlichkeit sah hier das sicherste Mittel, sich gegen die immer deutlicher abzeichnende Inflation zu schützen, und sie stürzte sich Ende des Krieges und erst recht nach Kriegsende Hals über Kopf in die „Sachwerte“.

Das Trugbild löst sich auf

Bis 1946 nahmen in allen iberoamerikanischen Republiken die Devisenbestände und der Zahlungsmittelumlauf gleichmäßig zu. Dann brach bei den Devisen die Entwicklung jäh ab. Binnen eines Jahres waren die überschüssigen Devisenvorräte, dieser einzigartige Schatz des Midyas, erschöpft. Die Einfuhr wurde bis zum äußersten Grade der nordamerikanischen Leistungsfähigkeit gesteigert.

Es zeigte sich nämlich, daß den sieben Milliarden Auslandsguthaben ein Verschleiß des gesamten Produktions- und Verkehrsapparates gegenüberstand, der dringend der Abhilfe bedurfte. Sechs Jahre war Raubbau getrieben worden. Die Eisenbahnen, die Kraftwagen und Omnibusse, die Elektrizitätswerke, die Fabriken und selbst die Privathäuser waren bis zum letzten heruntergewirtschaftet. Alle Anschaffungen und Überholungen waren immer wieder zurückgestellt worden, bis der Krieg vorüber sei und ausländische Lieferungen zu erwarten wären. Der Anhäufung von Devisen stand also ein fast ebenso großer Nachholbedarf in der Einfuhr gegenüber.

Dazu kam eine starke Zurückziehung der großen Kapitalien, die während des Krieges nach Südamerika geflüchtet waren und die nun zum Wiederaufbau der Friedenswirtschaft in Nordamerika und Europa dringend benötigt wurden. Rechnet man dazu die während des Krieges in Südamerika belassenen Gewinne und Dividenden der ausländischen Kapitalanlagen, für die es während der Kampfhandlungen und der reichlich fließenden Staatskredite für die Rüstungswirtschaft in der Heimat keine Anlagemöglichkeiten gab, so wird man den Betrag dieses „heißen“ Geldes auf 2 bis 3 Milliarden Dollar beziffern dürfen. Zieht man diese Summe von den 7 Milliarden Devisenanreicherung ab, so verändert sich das optisch überwältigende Bild der Reichtumszunahme noch mehr.

Die Südamerikaner hatten sich jedoch blenden lassen. Sie glaubten, auf Grund der scheinbar überwältigenden Reserven in der Lage zu sein, die ausländischen Kapitalbeteiligungen in ihren Ländern zurückkaufen und außerdem sehr großzügige Aufbaupläne verwirklichen zu können.

So hofften die Argentinier, die einst vor der großen Krise der Dreißiger Jahre auf einen Wert von 250 Millionen Pfund Sterling (5 Milliarden Mark) geschätzten Eisenbahnen den verarmten Engländern für ein Butterbrot abkaufen zu können. Brasilien baute eine neue Schwerindustrie in Vola Redonda auf. Chile errichtete ein Stahlwerk, erweiterte die Stromerzeugung durch Stauwerke in den Anden, Uruguay baute Elektrizitätswerke. Dabei wurden die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge nur unvollkommen durchschaut.

Die Republiken hatten trotz der scheinbar günstigen Konjunkturlage während des Krieges fast nirgends Überschüsse erzielt. Der Geldmarkt war außerordentlich flüssig, aber das lag daran, daß die Regierungen für die nicht verkauften Güter Kredite gaben und die Banken die ihnen angebotenen Devisen bar auszahlten. Echte Ersparnisse waren nicht erzielt, sondern es war nur Raubbau an der wirtschaftlichen Substanz zugunsten eines nutzlosen Exportüberschusses getrieben worden. Diese Lage wäre sofort sichtbar geworden, wenn Gold und Devisen frei gehandelt worden wären wie während des Ersten Weltkrieges. Dann hätte das übermäßige Angebot, dem keine Einfuhrmöglichkeit gegenüberstand, zu einem scharfen Absinken des Dollarkurses geführt. Das verhinderten jedoch die Vereinigten Staaten. Wäre der Dollar abgewertet worden, so hätten die Preise in Dollar steigen müssen, und damit wäre die mühsam aufrechterhaltene Preisstabilität auf den Weltmärkten zuungunsten der alliierten Einkäufe ins Wanken gekommen. Als die Zentralbank in Chile 1943 in einem Bericht eine vorsichtige Andeutung machte, angesichts des übermäßigen Angebots in Dollar sollte dieser dem „freien Markt“ überlassen bleiben, führte das sofort zu einer scharfen Rüge seitens der amerikanischen Botschaft. Ein solches Vorgehen widerspräche der gemeinsamen Verteidigung der Westlichen Hemisphäre!

Als sich im Jahre 1947 die drei Faktoren voll auswirken konnten: Steigerung der Einfuhr und damit ungünstige Handelsbilanz, Zurückziehung der „heißen“ Fluchtgelder und Aufkauf fremder Kapitalbeteiligungen in Südamerika, da schmolzen die Reserven dahin wie nichts. In einem einzigen Jahre waren die 7 Milliarden Dollar aufgezehrt! Das Trugbild der fast uferlosen Reichtumszunahme hatte sich aufgelöst. Es blieb zwar die Befreiung vom ausländischen Kapitaleinfluß, aber damit waren nur neue vordringliche Aufgaben gegeben.

Mit dem Ankauf der britischen Eisenbahnen in Argentinien war der Fall noch längst nicht erledigt. Zwanzig Jahre war Raubbau getrieben worden. Die Anlagen waren nicht erneuert, dringende Anschaffungen waren zurückgestellt. Die Anpassung an die neuen Verkehrsbedingungen erforderte große Summen und dazu sehr hohe Einfuhren hochwertiger Verkehrsmittel und Einrichtungen.

Zunächst konnte es so aussehen, als sei die Handelsbilanz auch 1947 ausgeglichen. Einem Einfuhrüberschuß gegenüber den Vereinigten Staaten von 3 Milliarden Dollar stand in den iberoamerikanischen Republiken ein Ausfuhrüberschuß von ebenfalls 3 Milliarden Dollar im Verkehr mit Europa gegenüber. Solange die nordamerikanische Milliardenanleihe an England ausreichte, war die Umwechslung der Pfundgut-

haben in Dollar noch möglich. Als diese Anleihe erschöpft war, als England die Umwechslung von Pfund in Dollar einstellte, war das vorbei. Südamerika hatte große, kaum verwendbare Guthaben in Europa und litt unter einem empfindlichen Dollarmangel. Europa konnte nicht liefern, es wollte nur kaufen, um seine hungernde Bevölkerung zu ernähren und seine zerstörte Industrie wieder aufzubauen. Dazu fehlten ihm aber bald die Devisen.

Als die Gold- und Devisenvorräte in Südamerika während des Jahres 1947 dahinschmolzen, verschwand auch der Anlaß und die Grundlage für die außerordentliche Ausweitung des Zahlungsmittelumschlufs während der Kriegszeit. Theoretisch hätten die Zentralbanken ihren Goldbestand gegen ihre eigenen Zahlungsmittel ausgeben und dann ihre eigenen Wertzeichen vernichten können. Binnen kurzer Zeit hätte der Zahlungsmittelumschlag sich entsprechend, also um den Gegenwert von 7 Milliarden Dollar, vermindern können. Aber was wäre die Folge gewesen? Eine Deflation größten Ausmaßes im Augenblick der Umstellung, der großzügigen Planung, des Rückgriffs des Staates auf den Kapitalmarkt, um neue Industrien aufzubauen.

Freie Bahn der Inflation!

Kein südamerikanischer Staat ist den Weg der Deflation gegangen. Ganz im Gegenteil vermehrten sie den Zahlungsmittelumschlag unbeirrt weiter, obwohl nun die Deckung in Devisen und Gold scharf absank. Die Regierungen gaben Papiergeld aus, um ihre verschiedenen Pläne durchzuführen. Die Inflation, die bis Kriegsende noch in der verhältnismäßig harmlosen Phase der Ausweitung der Zahlungsmittel verharret hatte, brachte nunmehr in den Preisen und in der Steigerung der Löhne freie Bahn. Als die Vereinigten Staaten 1946 die Preiskontrollen lockerten oder ganz aufhoben, sprangen die Weltmarktpreise binnen weniger Wochen auf das Doppelte. Es mochte so aussehen, als sei damit die goldene Zeit für Südamerika angebrochen. Der einzige vom Weltkrieg nicht berührte Erdteil mit seinen noch erweiterten Produktionsmöglichkeiten wurde von der hungernden und darbenden Welt umworben. Er konnte seine Erzeugnisse ohne Schwierigkeiten und zu hervorragenden Preisen absetzen. Aber das genügte noch nicht. Der Ehrgeiz ging weiter.

Es sollten durch staatliche Lenkung Gewinne erzielt werden, die nun gestatteten, den wirtschaftlichen und soziologischen Umbau auf allen Gebieten durchzuführen. Nicht nur sollte dabei die vorhandene Industrie ausgebaut, sondern eine neue Schwerindustrie geschaffen werden. Die verschiedenen Regierungen waren schon nicht mehr Herr ihrer Entschlüsse. Sie waren Sklaven einer Entwicklung geworden, die sich aus den Bedingungen der Kriegszeit ergeben hatte. Eine neue Welt war entstanden und bestand auf ihrem Recht.

Neue Abhängigkeit.

Im Gegensatz zur europäischen Industrie war die südamerikanische auf Grund der besonderen Bedingungen ihres Entstehens während des Ersten Weltkrieges fast ausschließlich auf die Herstellung von Verbrauchsgütern eingestellt.

Der Graf Matarazzo in São Paulo, wohl der erfolgreichste Industrielle Südamerikas, hatte den Grundsatz aufgestellt, nur das zu erzeugen, was der Ernährung oder der Bekleidung der Menschen diene. Erst sein Sohn ist von diesem Grundsatz abgewichen. Noch bei Ausgang des Zweiten Weltkrieges entfielen von der südamerikanischen Industrie, der Zahl der Arbeiter wie dem Umsatze nach, über 33, vielleicht 40 v. H. auf die Nahrungsmittelindustrie. Fast ein weiteres Drittel entfiel auf die Textilindustrie. Ein Zehntel kam auf die Verarbeitung von Leder und Holz, insbesondere die Möbelindustrie. Noch nicht ein Zehntel, in vielen Republiken wesentlich weniger, entfiel auf die Verarbeitung von Eisen und Metallen jeglicher Art, wobei wiederum der überwiegende Teil in der Herstellung von Hausgerät wie Blechwaren oder in der Zusammensetzung aus dem Auslande gelieferter Einzelteile, besonders in der Kraftwagenindustrie, der Geldschrankindustrie oder selbst der Rundfunkindustrie bestand.

Daher war die südamerikanische Industrie standortmäßig nicht auf die Rohstoffe, sondern den Absatz hin orientiert. Es gab kein „Ruhrgebiet“, das auf der Kohle geruht hätte, sondern die Fabriken suchten sich, wenn möglich, am Sitze des Verbrauchs, das waren die großen Städte, anzusiedeln. In der Stadt fand der Industrielle die Arbeitskräfte, besonders auch die vorgebildeten Einwanderer, dort saßen seine Abnehmer, dort umgaben ihn auch die günstigsten Lebensbedingungen, so konnte er dort und nur dort seine Kinder in gute Schulen schicken. Dort saßen auch die amtlichen Stellen, mit denen er sich in wachsendem Maße herumzuschlagen hatte. So ist es verständlich, daß die Industrie überwiegend in die Hauptstädte drängte.

Dadurch erweiterte sie wiederum den Absatzmarkt in diesen Städten und zog damit erst recht die Arbeitskräfte und neuentstandene Betriebe dorthin. Mit ungeheurer Geschwindigkeit vollzog sich der Prozeß der Verstädterung. Im Jahre 1950 wohnten von den 16 Millionen Einwohnern Argentiniens fast 5 Millionen in Buenos Aires und dem dazu gehörigen Wohnraumgebiet. Von den fünfeinhalb Millionen Chilenen lebten anderthalb Millionen in Santiago und den umliegenden Orten. Von den 2,4 Millionen Einwohnern Uruguays wohnten weit über 800 000 oder über ein Drittel in Montevideo. Wenn in den anderen Republiken dieses Zahlenverhältnis nicht ganz so ausgeprägt ist, so liegt das daran, daß die Industrie erst im Entstehen begriffen ist oder, wie in Brasilien, daß weite Teile noch nicht von ihr erfaßt wurden.

Dabei ist die Zahl der Stadtbewohner noch nicht einmal so entscheidend wie die rasche Zunahme. São Paulo zählte um die Jahrhundertwende etwa 240 000 Einwohner. Ihre Zahl erreichte am Ende des Ersten Weltkrieges die halbe Million, verdoppelte sich dann bis 1934 und stand bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auf eineinviertel Millionen. In den nächsten zehn Jahren nahm die Einwohnerzahl noch einmal um eine weitere Million zu. Caracas, die Hauptstadt Venezuelas, hatte um die Jahrhundertwende nicht viel mehr als 100 000 Einwohner. In den nächsten 30 Jahren verdoppelte sich diese Zahl, sie erreichte 1941 fast 360 000 und hat sich in den folgenden zehn Jahren weiter verdoppelt.

Eine völlige Umwälzung des äußeren Stadtbildes und des Lebensstils der Bevölkerung war die Folge dieses schwindelnden Aufschwungs. An die Stelle der ein- und höchstens zweistöckigen Lehmbauten sind moderne Wolkenkratzer von zehn, fünfzehn, zwanzig und mehr Stockwerken getreten. Die Innenstadt wird angefüllt von Bürohäusern. Die Wohnviertel müssen weit nach draußen verlegt werden, in die Villenvororte für die Wohlhabenden, an die Randgebiete für die Armen, die dort in notdürftigen Elendshütten hausen, die sie jederzeit räumen müssen, sobald das Baufieber auch diese Gegend erfaßt. Diese Umlagerung bedingt, daß täglich Hun-

derttausende, in Buenos Aires vielleicht Millionen einen weiten Weg, sei es zu ihrer Arbeitsstätte, sei es zum Einkaufszentrum oder zu den Vergnügungsvierteln, zurückzulegen haben. Daraus allein ergibt sich ein Verkehrsproblem, das kaum zu bewältigen ist. Die engen Straßen fassen die Verkehrsmittel nicht, und dabei müssen die Wagen erst aus dem Auslande eingeführt werden.

Die Häuser haben sich weit in die Umgebung vorgeschoben. Das verlangt Kanalisation, Gas, elektrischen Strom, Trinkwasser. Für ein Viertel der Gesamtbevölkerung — rechnet man die anderen Städte außer der Hauptstadt dazu — mußten also binnen zehn Jahren neue Wohn- und Lebensbedingungen aus dem Boden gestampft werden. Es konnte noch während des Zweiten Weltkrieges geschehen, daß eine deutsche Familie in Buenos Aires ein Dienstmädchen in Lohn nahm, das bis dahin in seinem Leben noch keine Türschwelle überschritten hatte. Sie war auf dem flachen Lande aufgewachsen, wo die einfache Hütte auf dem Erdboden stand. Der Stadtbewohner jedoch kam ohne Benutzung des Kraftwagens oder der Straßenbahn, ohne Kanalisation, ohne Trinkwasser, ja nur in wenigen Fällen ohne Strom aus.

Wenn die Industrialisierung vielleicht ursprünglich vom Gedanken der Unabhängigkeit vom Auslande beherrscht war, so stellte sich nunmehr heraus, daß die Abhängigkeit eher gewachsen war. Der Indianer in seiner Hütte auf dem Lande konnte mit dem auskommen, was er selbst erzeugte. Selbst seine Kleidung konnte er selbst weben und nähen. In der Stadt mußte alles eingeführt werden. Nicht einmal die Häuser konnten benutzt werden, wenn nicht Fahrstühle, Heizungsanlagen, Licht und Gasgeräte eingeführt wurden. In den modernen Zementhäusern mit ihren kleinen, sehr teuren Zimmern, konnte sich die Großfamilie nicht halten. Es gab keine Möglichkeit mehr, zu den Eltern oder zu den Geschwistern zu ziehen, wenn einmal schlechte Zeiten kamen. Die Möbel, der Eisschrank und vor allem das Auto waren auf Raten gekauft. Sobald das Einkommen sank oder gar aufhörte, war das ein kaum zu verwindender Schlag. Das färbte auf die Menschen ab.

Das Hasten nach dem Gelde wurde vorherrschend, der nordamerikanische Lebenszuschnitt, der bisher unbekannt war, den der stolze Spanier verachtet hatte, nahm überhand. Die Abhängigkeit vom Einkommen und damit von der Anstellung, sei es in der Privatwirtschaft, sei es im öffentlichen Leben, wurde zum Schicksal. Die Folgen auf die Politik blieben nicht aus.

Politik wird ein gutes Geschäft

Der Staat beherrschte mittels der Währung und der staatlichen Kreditquellen, die alle aus dem unergründlichen Brunnen der Notenpresse strömten, die Wirtschaft. Dazu richtete er zahllose Dienststellen ein, die Ein- und Ausfuhr regelten, die Höchstpreise vorschrieben, die neue Bauprojekte begannen, neue Industriezweige förderten oder ihnen willkürlich eine öffentliche Unterstützung verweigerten. Politik wurde ein Geschäft und nicht nur für die wenigen Nutznießer seiner Schwäche wie früher einmal, sondern für das fast unabsehbare Beamtenheer, das die neugeschaffenen Stellen, darunter viele sehr gut bezahlte, füllte. In diese Posten drängten die politischen Parteien, und sie konnten ihren Anhängern große Vorteile bieten.

Aus den kleinen Klüngeln ehrgeiziger Großgrundbesitzer, die sich in ihren Klubs trafen, und große oder kleine Politik machten, wurden die Massenparteien.

Die städtischen Massen verlangten ihren Anteil an der öffentlichen Gewalt. Das waren nicht mehr die besitzlosen und abhängigen Landarbeiter von einst, die nicht lesen und schreiben konnten, die treu ihren Gutsherrn oder denjenigen wählten, den dieser ihnen aufgab. Sie lernten in den Fabriken oder in den Amtsstuben die modernen Ideen kennen, sie standen Schulter an Schulter mit den Einwanderern aus Europa, die ihnen ihre politischen und sozialen Gedanken mitteilten. Sie wurden fest organisiert in den Gewerkschaften und standen unter dem Einfluß der kommunistischen Propaganda, die alles tat, um Südamerika für sich zu gewinnen. Es war offensichtlich, daß ohne diese Massen in Südamerika kaum, gegen sie bestimmt nicht regiert werden konnte.

Nachdem Getulio Vargas in Brasilien 1945 gestürzt worden war, gründete er die „Sozialdemokratische Partei“. Gewiß darf der Name nicht täuschen, aber er ist bezeichnend. In Argentinien wurde der gestürzte Kriegsminister Perón durch einen gewaltigen Aufmarsch der Industriearbeiter, der „Hemdlosen“, nach fünf Tagen Haft wieder befreit. Seitdem baute er seine Macht auf ihnen und den Gewerkschaften auf. In Chile gaben die Kommunisten bei den Präsidentenwahlen des Jahres 1947 ebenso wie fünf Jahre vorher den Ausschlag für den neuen Mann, Gonzalez Videla. Wenn in Bolivien die nationalrevolutionäre Partei Paz Estenssoro sich erst später und in Peru die APRA¹ bis heute nicht durchzusetzen vermochten, so lag das nicht am Wahlergebnis, sondern an der Waffengewalt, die ihnen entgegengesetzt wurde.

Die Arbeiter standen mitten im sozialen Umbildungsprozeß. Sie waren seine Träger, aber sie konnten nur zu leicht auch seine Opfer werden. Die Inflation hatte noch während des Zweiten Weltkrieges begonnen, ohne daß die Löhne wesentlich gestiegen wären. Dann setzten die Arbeiter mit Hilfe ihrer Gewerkschaften und dank der politischen Unterstützung der von ihnen gewählten Regierungen eine Lohnerhöhung durch, die weit über den einfachen Teuerungsausgleich hinausschoß. Das Ergebnis waren weitere Preissteigerungen und damit neue, unwahrscheinliche Gewinne für die Spekulanten, verbunden mit der fast völligen Ausplünderung der Sparer. Aber die Sparer stellten in Südamerika keinen politischen Faktor dar, mit dem zu rechnen gewesen wäre.

So trafen zwei Bedingungen zusammen, um die Bodenpreise ganz besonders in die Höhe zu treiben, große ungedeckte Papiergeldausgaben, die nach Sachwerten suchten, in denen sie sich in Sicherheit bringen konnten, und die unwahrscheinliche Zusammenballung der Menschenmassen in den Hauptstädten. Wenn Sombart einmal die Entstehung des modernen Kapitalismus auf die Zusammenballung größerer Menschenmassen im mittelalterlichen Florenz und auf die darauf zurückgehende Steigerung der Bodenrente zurückgeführt hat, so mußte das Anwachsen der Großstädte in Südamerika verbunden mit der uferlosen Papiergeldausgabe noch sehr viel weitergehende Auswirkungen nach sich ziehen. Auf der einen Seite entstanden die mit Spekulationsgewinnen aufgebauten Villenviertel mit allem erdenklichen Luxus und den teuersten amerikanischen Kraftwagen. Auf der anderen Seite verelendeten die entwurzelten Massen. Eine Umgestaltung des gesamten Lebenszuschnittes war die Folge.

¹ Acción Popular Revolucionaria Americana

Eine neue gesellschaftliche Schicht setzte sich zusammen aus den Nutznießern der Inflation. Das waren einmal die Grundbesitzer, die einen Teil ihres Grund und Bodens mit großen Gewinnen hatten abstoßen können. Dazu kamen die Spekulanten, die, sei es an den Börsen, sei es in Grundstücken, sei es in Rohstoffen, mit dem Steigen der Preise gerechnet hatten. Ein neuer und vielleicht entscheidender Kreis setzte sich aus den Politikern zusammen.

Je mehr der Staat sich in die Wirtschaft einmischte, desto mehr wurde Politik ein gutes Geschäft. Da waren einmal die sehr fetten Pfründen der amtlichen und halbamtlichen Stellen zu vergeben. Es gab fast in allen Staaten öffentliche Bankinstitute zur Förderung der Industrie, der Landwirtschaft, des Bergbaus, des Hausbaus, der Ausfuhr und anderer Dinge. Es gab die öffentlichen Versorgungsbetriebe für Strom, Gas und Wasser. Dazu kamen die mit staatlichen Krediten errichteten Industriewerke. Das war noch nicht alles. Da die gesamte Wirtschaft von amtlichen Genehmigungen und Stempelbewilligungen abhängig war, suchten viele Betriebe, meistens diejenigen, die am besten verdienten, sich irgend einen einflußreichen Politiker zu sichern, der ihnen die Wege zum staatlichen Wohlwollen ebnete.

Dabei wollen wir einmal ganz von den ungesetzlichen Möglichkeiten der Bereicherung absehen. Es war eine große Versuchung für einen durch Parteieinfluß in einen entscheidenden Posten gelangten Politiker, für eine Gunst, die Millionen wert war, sich eine Gegengabe „schenken“ zu lassen. Es hat genügend Skandalprozesse fast in allen Ländern gegeben. Die Schuld lag weniger bei den Betroffenen als bei einem System, das der Willkür derartige Möglichkeiten eröffnete.

Der Einfluß des Staates nahm jedoch nach der ersten Krise um das Jahr 1948 herum nicht ab, sondern zwangsläufig weiter zu. Das Geld wurde zu einer Gefahr. Durfte es sich frei bewegen und in Kaufkraft umsetzen, so drohten die Preise wegzulaufen und große Kapitalien ins Ausland zu flüchten, um sich der dauernden Entwertung zu entziehen. Die Erzeuger von Ausfuhrsgütern, vor allem die Landwirtschaft, verlangten eine Besserstellung bei der Abrechnung ihrer Devisenablieferungen, da sie angesichts der steigenden Löhne und Soziallasten nicht mehr wettbewerbsfähig waren. Darüber entschied wiederum eine staatliche Stelle. Noch wichtiger aber war, daß sich die einseitige Ausrichtung der Industrie auf Verbrauchsgüter als sehr gefährlich auswirkte, indem die Einfuhrabhängigkeit an Grundstoffen wuchs.

Die Kernprobleme: Schwerindustrie und Landwirtschaft

Es galt, eine Grundstoffindustrie, vor allem eine Schwerindustrie, zu errichten. Dazu fehlten aber die natürlichen Voraussetzungen. Es mangelte vor allem an geeigneten und ausreichenden Kohlevorkommen.

Argentinien verfügt über so gut wie keinerlei nennenswerte Kohlenschätze. Die brasilianische Kohle ist gering an Umfang und schlecht an Brennkraft, sie eignet sich nur wenig zur Verkokung, also zur Verwendung in der Industrie. Sie ist fast ausschließlich im Süden gelegen, im Staate Rio Grande do Sul zur Hauptsache, daneben noch in geringerem Umfange im benachbarten Santa Catarina. Chile besitzt größere, aber immer noch unzureichende Kohlenlager südlich des Biobioflusses, vor allem bei Lota und auch ganz im Süden auf dem Feuerland. Aber die Güte läßt zu wünschen übrig. In den anderen südamerikanischen Ländern liegen die Bedingungen vielleicht noch ungünstiger.

Dagegen verfügt Südamerika über große Eisenvorkommen, teilweise hervorragender Güte. Allerdings ist die Lage nicht immer günstig.

Chile konnte bis zum Jahre 1941 große Ausfuhren von Eisenerz durchführen, weil seine Vorkommen verkehrsgünstig für die Ausfuhr gelagert sind, aber im Norden läßt sich keine verarbeitende Industrie mitten in der Salpeterwüste aufbauen, weil es an Kohle und sogar an Wasser fehlt. Brasilien schätzt, daß vielleicht ein Viertel aller Eisenerzvorkommen der Erde innerhalb seiner Grenzen liegen, aber nur in einer Entfernung von rund 1000 Kilometer von der Küste in einem fast menschenleeren Raume des Staates Minas Geraes. Soll eine Schwerindustrie geschaffen werden, so muß der Staat eingreifen, er muß die Kredite zur Verfügung stellen und lange Jahre hindurch den zu erwartenden Fehlbetrag aus den Steuereinnahmen decken.

Argentinien hatte bereits während des Krieges begonnen, Hochöfen und Walzwerke zu errichten, allerdings war und bleibt es dabei auf die Einfuhr von Kohlen wie von Eisenerzen angewiesen. Es hat allerdings den Vorteil, unmittelbar am La Plata-Strom, also den Hochseeschiffen zugänglich, Werke errichten zu können, die wiederum in unmittelbarer Nähe zur Hauptstadt und damit zum bedeutendsten Verbraucherkreis liegen. Was an Frachtkosten für die herbeizuschaffenden Rohstoffe verlorengeht, kann zum Teil beim Versand der Eisen- und Stahlmengen wieder eingespart werden.

Brasilien hat im Inlande, bei Volta Redonda im Paraibatal, an der Grenze der Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes, ein Stahlwerk errichtet, das im Jahre 1952 bereits eine Erzeugung von 465 000 Tonnen Stahlblöcken und 345 000 Tonnen Walzwerkprodukten erreichen konnte. Insgesamt ist eine Stahlproduktion von jährlich 1 Million Tonnen geplant. Die chilenischen Absichten gehen nicht so weit. In Huachipato, hart nördlich des Hafens von Concepción, soll eine Stahlerzeugung von 300 000 Tonnen langsam auf eine halbe Million gesteigert werden. Die Pläne zur Errichtung einer Schwerindustrie in anderen südamerikanischen Ländern, in Venezuela, Peru und Kolumbien, stehen vorläufig noch in Vorbereitung.

So mag zunächst das Bild recht günstig erscheinen, wenn man nur die erzeugten Mengen des Jahres 1952 mit denen etwa des Jahres 1945 vergleichen wollte. Leider sieht die kaufmännische Rechnung nicht so erfreulich aus.

Die Stahlpreise werden sowohl in Brasilien wie in Chile Selbstkosten haben, die durchschnittlich 20 v. H. über den Preisen des eingeführten Stahls liegen. Das ergibt sich zuerst aus den Verkehrsbedingungen. Nach Volta Redonda muß das Eisenerz aus Itabira im Inneren des Staates Minas Geraes aus einer Entfernung von über 600 km geschafft werden, dazu noch durch eine sonst verkehrsarme gebirgige Landschaft ohne genügende Rückfracht für die Leerwagen. Die Kohle hingegen muß aus Südbrasilien auf dem Seewege nach Espirito Santo oder Rio de Janeiro gefahren, dort umgeladen und dann 200 Kilometer bergauf nach Volta Redonda gebracht werden.

In Chile liegt die Kohle zwar verkehrsgünstig, sie ist jedoch so wenig zur Verkokung geeignet, daß mindestens ein Drittel des Kohlebedarfs von Huachipato aus dem Auslande eingeführt werden muß.

Derartige Belastungen lassen sich nur vom Staat ertragen, sie würden ein Privatunternehmen zugrunde richten. Gewiß wird eine gewisse Unabhängigkeit vom Auslande für Krisenzeiten gesichert, aber nur auf Kosten großer Kapitalaufwendungen beim Aufbau und später bei einem laufenden Bedarf an Maschinen, Ersatzteilen und Rohstoffen. Die Kapitalien waren nur durch eine starke Unterstützung der nordamerikanischen Ex- und Importbank aufzubringen.

Durch die Errichtung der Schwerindustrie erhält die Industrialisierung Südamerikas ein neues Gesicht. Sie löst sich nicht nur von der Herstellung von Gebrauchs-

gütern und damit von ihrem Drang, in die Hauptstädte als die großen Verbraucherzentren zu ziehen, sondern sie wird vom Staate und über den Staat auch von Nordamerika abhängig. Der Staatskapitalismus erhält einen starken Auftrieb, und damit verstärkt sich die soziale Umstellung, die in den Massenparteien ehrgeizigen Politikern den Weg zu sehr einträglichen Stellungen in den neuzugründenden Werken der Schwerindustrie öffnet.

Wer bezahlte diese Umstellung? Wir haben bereits gesehen, daß zunächst das Sparkapital fast völlig aufgezehrt und geopfert wurde. Eine Zeitlang hat die Landwirtschaft großen Nutzen aus der Inflation gezogen. Die Preise zogen an, die Hypotheken und sonstigen Schulden wurden entwertet, die Löhne folgten nur zögernd. Dann aber mußte der Rückschlag eintreten. Die landwirtschaftlichen Preise konnten nicht folgen, als Löhne, Industriegüterpreise und überhaupt alle Importwaren mächtig stiegen. In Argentinien übernahm der Staat die Ernten zu künstlich gedrückten Preisen, um sie dann mit großem Gewinn im Auslande abzusetzen. Zwischen 1946 und 1948 fand ein so starker finanzieller Aderlaß der Landwirtschaft in fast allen südamerikanischen Ländern statt, daß die Erzeugung mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht mehr Schritt hielt. Schwere Mißernten von 1949 bis 1951/52 haben dann die Ernährung selbst eines so reichen Überschußgebietes wie Argentinien, bis dahin einer der Kornkammern der Erde, gefährdet. Es mußte Weizen aus Europa eingeführt werden. „Schlangen“ vor den Bäckereien, fleischlose Tage und hohe Preise waren die Folge. Zugleich wurden die Deviseneingänge so gedrückt, daß die Fortsetzung der Industrialisierung mit dem Bedarf der Einfuhr von Maschinen und technischen Rohstoffen unmöglich wurde.

Es ist jedoch unmöglich, mitten auf dem Wege stehen zu bleiben. Die Zusammenballung der Menschenmassen in den Millionenstädten läßt sich nicht rückgängig machen. Dazu haben diese Menschen ein neues großstädtisches Leben kennengelernt und lassen sich nicht wieder aus dem nächtlichen Lichtermeer in das Dunkel der kleinen Landstadt oder des einsamen Gutshofes zurückschicken. Die angefangenen Bauten haben soviel Kapital verschlungen, daß nur noch die Lösung bleibt, die angefangenen Werke zu Ende zu führen. Dazu ist notwendig, daß die Landwirtschaft wieder gesundet. Das kann nur durch scharfe Senkung der Kosten geschehen, und das verlangt in erster Linie Abbau aller staatlichen Belastungen.

Sodann muß der Landwirtschaft ein Absatzgebiet eröffnet werden, wohin sie ihren Überschuß zu Weltmarktpreisen verkaufen kann. Im Jahre 1949 bereits zeichnete sich eine Preiskrise der Ausfuhr ab, es kam jedoch der Koreakrieg, der alle Besorgnisse als übertrieben darzutun schien. Aber 1952 wird der Weltmarkt durch sinkende Preise von fast allen Lebensmitteln und Rohstoffen gekennzeichnet. Der Kampf um den Markt und damit das Werben um den Kunden beginnt wieder.

Südamerika braucht einen zweiseitigen Warenverkehr, um seine Industrialisierung fortzusetzen, also die Ausfuhr landwirtschaftlicher Güter ebenso wie die Einfuhr von Produktionsmitteln. Die Hoffnung, wie nach dem Ersten Weltkrieg große ausländische Kredite zu erhalten, hat sich nicht erfüllt. Es gibt aber nur ein größeres Land, das zur gleichen Zeit die gewünschten Industriegüter liefern kann und bereit ist, landwirtschaftliche und bergbauliche Überschüsse aufzunehmen. Das ist Deutschland.

Gewerkschaften und Staat in Lateinamerika

Südamerika hat keine echten Stände

Jene spanischen Offiziere und Soldaten, die nach der Eroberung Südamerikas mit riesigem Landbesitz ausgestattet wurden als *encomenderos*, *estancieros*, *hacendados* oder *gamonales* — alle diese Bezeichnungen decken, wenn auch mit Nuancen, den Begriff des großen spanischen Grundbesitzers in Südamerika —, kamen nur zum Teil aus dem damals noch mächtig blühenden Adel.

Viele waren einfachster Herkunft. Pizarro, der Eroberer des Inka-Reiches, war ein Schweinehirt aus Estremadura. Was später an echter Aristokratie herüberkam, als Vizekönige, Generalkapitäne, *Oidores* der *Audiencias*, der großen Zivil- und Verwaltungsgerichtshöfe, blieb zumeist nicht, sondern kehrte reich geworden nach Spanien zurück. Die „Landaristokratie“ Südamerikas war so eine recht uneinheitliche Gruppe; gewiß besaß sie etwas wie eine Art „Spätféudalismus“, die großen Grundbesitzer Argentinien etwa konnten der Treue „ihrer“ *Gauchos* sicher sein, und Stolz auf Wappen und alten Namen (die sich oft in den Adelsmatrikeln des Mutterlandes nicht fanden, sondern selbst verliehen waren!) kamen vor — aber tief ging das alles nicht, sonst hätten nicht die Unabhängigkeitsrevolutionen fast in allen Ländern Wappen und Adelstitel glatt abschaffen können. Auch Züge wie der, daß etwa der junge Juan Manuel de Rosas, der spätere große „Diktator“ Argentinien, in seiner Jugend als Gehilfe in einem primitiven Kolonialwarenladen des nächsten Städtchens der väterlichen Besitztung arbeitete und das als Geldverdienst noch sehr schön fand, sind „kolonial“, für eine alte Aristokratie völlig unvorstellbar — man male sich das gleiche Bild nur für die gleiche Zeit (1810) in Mecklenburg oder in Ungarn aus!

So wie Südamerika keine wurzelechte Aristokratie hat, so hatte es auch nur in Ansätzen ein Bürgertum. Gewiß gab es in den alten Städten — weniger in Buenos Aires, als in Salta, Tucumán, Cuzco, Bogotá — eine kleine Stadtaristokratie, aber schon darunter wollte das anfänglich aufblühende Zunftleben nicht gedeihen und verglomm im 18. Jahrhundert völlig.

Es entstanden dann im 19. und 20. Jahrhundert sehr reiche Familien — das sind diejenigen, gegen die der argentinische Peronismus heute das Kampfwort *Oligarcas* schleudert — aber die Wurzel ihres Reichtums liegt wirklich kaum in der Tradition des „ehrbaren Kaufmannes“, sondern Bodenspekulation, Handelskniffe, nicht selten die Verbindung mit der einstigen britischen Welthandelsmacht oft zum Schaden des eigenen Landes haben den Grund zum Reichtum solcher Familien gelegt, die in ihren großen, baumumrauschten Villen der Hauptstädte sich heute oft wer weiß wie vornehm vorkommen, aber in Wirklichkeit zum Teil „Proleten“ geblieben sind — protzig, raffig, gerissen, geldstolz und innerlich kaum besser als nordamerikanische Schuhwichsekönige und andere Neureiche, wie sie ein argentinischer Senator höhnisch nannte „die Scheckbuch-anbetende Klasse“.

Unter diesem Oberbau von ländlicher, nur zum Teil aristokratischer Grundherrenschicht und wenigen patrizischen, vielen reich gewordenen „plebejischen“ Familien, stand, seitdem die Städte wuchsen, eine armselige, zum Teil mit Indianerblut vermischte, durch Einwanderung armer Nordspanier (*Gallegos*) und Südtaliener sich

ergänzende, in *Alpargatas* (Strohschuhen) und Lumpen einhergehende, ungeformte proletarische Masse, maßlos ausgebeutet und, „weil sie ja kein Geld hatte“, maßlos mißachtet.

Der ärmste *Gaucha* draußen auf dem *Camp* war immer noch *caballero* und wurde von seinem Herren auch so angesehen und behandelt gemäß den patriarchalischen Treueformen des Spätfeudalismus. Der *obrero* der werdenden Großstadt aber wurde nur ausgebeutet, ihn umwob keine *Gaucha*-Romantik, und die Advokaten und Handelsherren der „Unitaristen“ in den großen Bürgerkriegen von 1820 bis 1852 in Argentinien, die so begeistert von Menschenrechten und Menschenwürde reden konnten, haben dieses gedrückte Menschentum mit einer Bedenkenlosigkeit in ihren Regimentern für ihre Ziele „verheizt“, die noch weit die Härte der großen *Gauchoführer*, der Ramirez, Facundo Quiroga und selbst Don Juan Manuel de Rosas gegenüber ihren „Leuten“ hinter sich ließ.

Sozialismus und Syndikalismus der Einwanderer

Erst als eine neue Einwanderung das Land füllte, der große Reformpräsident Domingo Faustino Sarmiento Argentinien für europäische Einwanderer weit öffnete, als arme, aber tüchtige Handwerker und Facharbeiter kamen, für die „Arbeiter“ bereits ein Standesbegriff, nicht die Bezeichnung für einen Elenden, der kein Geld hatte, war — entstanden gleichzeitig Arbeiterhilfskassen (*Mutualidades*), bei denen noch letzte Erinnerungen an die Gesellenbruderschaften (*Hermandades*) der verschwundenen spanischen Zünfte mitgespielt haben, und wuchs eine Gewerkschaftsbewegung.

Diese frühesten Gewerkschaftler waren, mindestens in Argentinien, aber auch in Chile, deutsche Sozialdemokraten — sie gründeten 1877 die Arbeiterassoziation „*La Fraternidad*“ als Hilfsverein, am 1. Januar 1882 den *Club Vorwärts*, die Mutter aller argentinischen Gewerkschaften, 1888 den *Circulo Socialista Internacional* und 1889 das *Comité Internacional Obrero*, das zusammen mit dem *Club Vorwärts* die Beschlüsse des Pariser Arbeiterkongresses von 1889 dem argentinischen Parlament vorlegte. 1890 entstand daraus die erste argentinische Zentralgewerkschaft (*Federación Obrera de la Republica Argentina*), aus der nun wieder Arbeitergewerkschaften — noch nicht nach den verschiedenen Branchen geteilt — in den Provinzen hervorgingen.

1898 bestanden in Buenos Aires 47 Gewerkschaften — so stark war die gewerkschaftliche Organisation und der Anteil der Neueinwanderer, daß die völlig großbürgerliche Regierung darauf mit der *Ley de residencia* von 1902 antwortete, dem argentinischen Sozialistengesetz, das vor allem die Ausweisung von „Agitatoren“ vorsah —, dennoch wurde schon 1904 der erste sozialistische Deputierte Alfredo Palacios gewählt.

Geistig völlig ein Abklatsch der deutschen Sozialdemokratie, getragen vom gleichen Glauben an die Wunderkraft der „Organisation“, hatte die junge Gewerkschaftsbewegung Argentinien damals ihre „deutsche Epoche“. Das gleiche galt für Chile — 1853 riefen die Buchdrucker von Santiago die erste gegenseitige Hilfskasse ins Leben, 1858 entstand der Verband der Handwerker in Santiago, rasch schossen revolutionäre Arbeiterzeitungen (*La tromba* (Posaune), *La campaña* (Die Glocke), *La agitación*) aus dem Boden — 1907 hatte Chile bereits den ersten schweren Streik in Antofagasta. Die Arbeiterbewegung Chiles, das mit den sehr begabten, aber auch gewalttätigen Araukaner-Indianern ein viel stärkeres eingeborenes Element besitzt und in dessen spanischer Bevölkerung die willensstarken Basken zahlreich sind, war von Anbeginn stark revolutionär. Die anderen

südamerikanischen Länder hatten noch kaum Industrie damals. Um 1900 war die „deutsche“ Periode der argentinischen Gewerkschaftsbewegung auch schon im Verklängen — die meisten der alten Sozialdemokraten waren tot, andere hatten es von bescheidenen Handwerkern zu Inhabern eigener Fabriken gebracht — an ihre Stelle traten einheimische Kräfte, die Advokaten Justo und Nicolás Repetto, Juan Antonio Solari, Alfredo Palacios, Pérez Leiros. Immerhin stellte die Gewerkschaftsbewegung bis zum Ersten Weltkrieg ein Spiegelbild Europas, zumeist Deutschlands und Italiens, dar.

Der erste Weltkrieg brachte dann in Argentinien die erste Welle der Industrialisierung und hatte die gleichen Wirkungen auch in Brasilien und Chile. Gewerkschaften schossen jetzt aus dem Boden. Dazu erschien nach dem Ersten Weltkrieg auf einmal der kommunistische Einfluß, wieder getragen von Einwanderern.

1922 entstand so die *Unión Sindical Argentina* (Argentinischer Gewerkschaftsverband), die es schließlich auf 397 angeschlossene Gewerkschaften brachte mit der Zeitung *Bandera proletaria* (Proletarierfahne), entstand aus den älteren Gewerkschaften die *Confederación Obrera Argentina* (1923) und schließlich die *Federación Obrera Regional Argentina* mit der Zeitung *Protesta* — viel mehr anarcho-syndikalistisch als marxistisch getönt.

Im Unterschied zu Europa entwickelten sich nach 1920 in Südamerika neben den marxistisch-kommunistischen Bestrebungen in den Gewerkschaften fast ebenso starke syndikalistische und anarchistische Richtungen, die zeitweilig ganze Gewerkschaften beherrschten. Die tiefe Abneigung des Lateiners gegen die Übermacht des Staates, der Sinn für den übersehbaren Rahmen des Betriebes gegenüber der anonymen „Diktatur des Proletariats“, die Neigung zur „direkten Aktion“ gegenüber der allein seligmachenden „Organisation“ drückte sich darin aus.

In Brasilien entstanden kurz vor dem Ersten Weltkrieg die ersten Gewerkschaften (*União Protetora dos Condutores de Vehiculos a Mão e Clases Annexas* und *União dos Operarios Ferradores in Rio de Janeiro* 1909), dann Eisenbahnergewerkschaften — aber erst 1922 trat Carlos Prestes, der noch heute einflußreiche kommunistische Führer (ein früherer Generalstabsoffizier) auf, und überall stand der marxistischen Linie eine anarcho-syndikalistische gegenüber.

Nie siegte Marx völlig in der südamerikanischen Arbeiterschaft — immer standen, auch als Folge des französischen Kultureinflusses, Proudhon, Blanqui, ja Sorel ihm gegenüber; man übernahm gern jede Kritik am Kapitalismus vom Witzwort des alten französischen Sozialisten Jules Guesde über den „freien Fuchs im freien Hühnerstall“ bis zu Marx — aber man ließ sich nicht unbesehen in die Arme des Marxismus treiben, so sehr auch die östlichen Agitatoren sich darum bemühten.

Die „patriotische Arbeiterschaft“ im Staatsapparat

Das Ergebnis war eine ungeheure gewerkschaftliche Zersplitterung und der Wunsch nach einer gewerkschaftlichen Zusammenfassung. Je größer aber die Macht der Gewerkschaften geworden war, um so mehr mußten sie als „Machtballungen“ für Politiker verlockend sein. Keine Klassen- oder Standesvorurteile konnten, wie in Europa, einen südamerikanischen Politiker hindern, sich im Kampf um die Macht der Gewerkschaften zu bedienen, wie man sich bisher des Heeres oder der Polizei bedient hatte. (Der Gedanke des Generals v. Schleicher, Armee und Gewerkschaften zum politischen Blitzstrahl gegen die eigenen Gegner zu koppeln, ist in südamerikanischen Politikerköpfen mit viel geringerem Aufwand von gefühlsgeladenen Schlag-

worten wie „preußischer Sozialismus“ und dergleichen schon sehr viel früher gedacht worden!)

Damit begann die letzte Phase des südamerikanischen Gewerkschaftswesens. Die Gewerkschaften wurden vereinheitlicht — das Musterbeispiel dafür ist die argentinische *Confederación General de Trabajo*. Gewerkschaften, die sich nicht eingliedern lassen wollten, wurden auf kaltem Wege lahmgelegt oder aufgelöst. Dann wurden — in Mexico, in der korporativen Verfassung Brasiliens, niedergelegt im „Codex der Arbeit“ von 1943, in Argentinien unter dem Peronismus — die Gewerkschaften, nachdem ihre Führung im Sinne des Staates umgebaut und untragbare Gewerkschaftsführer abgesetzt worden waren, fest in den Staat eingebaut. Sie wurden — bei theoretischer Aufrechterhaltung der Organisationsfreiheit — Teile des staatlichen Machtapparates, der dafür sorgte, daß die Gewerkschaftsführung mit den richtigen und zuverlässigen Leuten besetzt war, andererseits das Füllhorn seiner sozialen Hilfen auf die Gewerkschaften ergoß, die nun — unter dem Wutgeheul der *Oigarcas* — in weitestem Umfang die soziale Lage der Arbeiter bessern konnten.

In der Gesetzgebung spiegelte sich diese Entwicklung wider. In Argentinien haben die Gewerkschaften geradezu unvorstellbar günstige soziale Verhältnisse für ihre Angehörigen unter dem Peronismus herausholen können, andererseits sind alle Führungsstellen mit zuverlässigen Peronisten besetzt worden, die Gewerkschaften dürfen nur Ziele „konkreter Werke der Berufssolidarität“ verfolgen und müssen „jede Doktrin oder Ideologie aufgeben, die den fundamentalen Prinzipien der Nation und der von der Verfassung festgelegten sozialen Ordnung widerspricht“, dürfen keine Subventionen von politischen Parteien annehmen, müssen ausschließlich von wirklichen Arbeitern geführt sein... Erfüllen Gewerkschaften diese Bedingungen nicht oder versuchen sie etwa in die alten klassenkämpferischen Bahnen einzulenken, so können sie von „Interventionen“ betroffen werden, d. h. der Staat setzt ihre Führung ab und ernennt von sich aus eine neue Gewerkschaftsführung.

In Bolivien wurde schon 1936 die allgemeine Gewerkschaftspflicht eingeführt — wer im Produktionsprozeß stand, mußte sich einer Gewerkschaft anschließen — andererseits überwacht der Staat die Tätigkeit der Gewerkschaften sehr stark. In der Osterrevolution von 1952, als das *Movimiento Nacional Revolucionario* des jetzigen Präsidenten Dr. Paz Estenssoro die Macht erkämpfte, gelang das mit einer Kombination Gewerkschaft—Gendarmerie gegen das Heer, das bei der Regierung des Generals Hugo Ballivian stand. In anderen Ländern sind bei ähnlichen Anlässen Kombinationen Gewerkschaft—Heer gegen Polizei oder ähnliche Bündnisse vorgekommen.

Nirgends aber ist die Gewerkschaft mehr eine Körperschaft, die von außen dem Staat gegenübertritt — sie ist zu einer fast staatlichen Einrichtung geworden. Und nirgends würde es geduldet werden, daß sie sich etwa als Waffe einer Oppositionspartei oder als heimliche Türöffnergruppe einer fremden Macht betätigt. Täte sie es, so würde ihre Führung sofort ersetzt werden.

Es hat sich dabei herausgestellt, daß der Arbeiter, wenn nur die sozialen Leistungen nicht geringer werden und soziale Fortschritte gemacht werden, diese Entwicklung gern sieht. Er reißt sich nicht darum, Tagesverdienste zu verlieren, nur weil eine politisch ehrgeizige Gewerkschaftsführung ihn in Streiks hineinführt. Langsam beginnt er sich — diese Entwicklung ist in Argentinien gut spürbar — gerade über diese eng mit dem Staat verbundenen Gewerkschaften als Mitträger des Staates zu fühlen, bekommt er eine Art arbeitertümliches Standesbewußtsein und einen Staatsgedanken, der für ihn höher steht als der alte Klassengedanke.

Allmacht Klima — Wandlung der Witterung

Rückgang der Gletscher

Weit mehr, als der moderne Großstadtbewohner es wahrhaben möchte, greift das Wetter in alle menschlichen Verhältnisse ein. Auch in einer Weltstadt merkt man spätestens beim Knappwerden des Wassers, wie stark man von den Naturgewalten abhängig ist. Wasserknappheit gefährdete in Süddeutschland verschiedentlich die Versorgung mit elektrischem Strom.

Denn die großen natürlichen Wasserreservoirs der Gletscher haben in den letzten Jahrzehnten erheblich an Kapazität eingebüßt. Was bei dem größten Gletschervorstoß seit der letzten Eiszeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Eis verdeckt worden war, wird jetzt weitgehend wieder freigelegt. Überängstliche Gemüter sahen schon die gesamte Gletscherpracht dahinschmelzen wie nach Beendigung des großen Fimbulwinters.

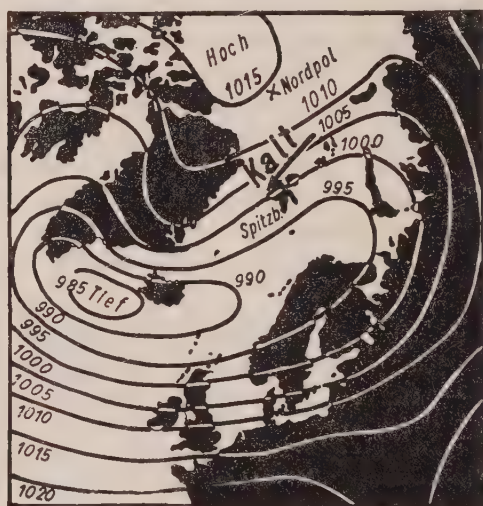
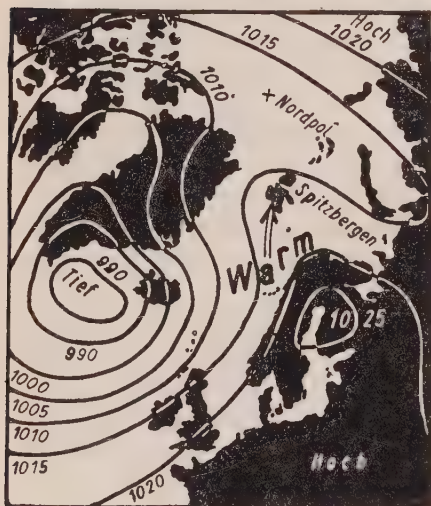
Die jetzigen Gletscher dürfen nämlich nicht als Reste der Eiszeit aufgefaßt werden. In der nacheiszeitlichen Wärmezeit verschwand der Firn von den Alpen völlig. Erst nach dem Klimasturz an der Grenze von Bronze- und Eisenzeit setzte eine neue Vergletscherung ein. In Norwegen brachten schon die „grünen Jahre“ 1740, 1741, 1742, in denen das Getreide nicht reifte, den größten nacheiszeitlichen Gletschervorstoß. Diese Jahre sind nebenbei bemerkt die Gegenstücke zu den von uns erlebten drei harten Kriegswintern; auch um 1840 traten sehr strenge Winter auf, so daß man von einer 100jährigen Periode solcher Ereignisse spricht.

Nicht nur in den Alpen, in der ganzen Welt sind die Gletscher geschrumpft. Der Muir-Gletscher in Alaska hat sich um rund 35 Meilen verkürzt. Auch an der Inlandeisbedeckung von Antarktika wurde ein auffälliger Rückgang festgestellt. In Norwegen ist das Abschmelzen der Gletscher so weit gegangen, daß es dort nicht mehr genug natürliches Eis zum Konservieren der Fische gibt. Denn die von den Bergen kommenden Eisströme reichen vielfach nicht mehr bis zu den Fjorden hinab. So kam es, daß Norwegen im Jahre 1948 für die Lieferung von Heringen an Deutschland erst mit deutschem Kunsteis versorgt zu werden verlangte. Früher füllten die deutschen Fischdampfer ihre Eisräume im Heimathafen zunächst mit Kohle, die auf der Fahrt nach Norwegen verbraucht wurde. Dort wurden die leer gewordenen Räume dann mit Natureis gefüllt, das wesentlich billiger war als das in Deutschland allein in Frage kommende Kunsteis. Auch auf Spitzbergen und am Äquator ist die gleiche Tendenz zu beobachten ebenso wie beim Packeis des nördlichen und südlichen Polarmeeres.

Veränderung der Schiffahrtsmöglichkeiten

Als nach dem Erstarken Spaniens und Portugals der Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung zu den Ursprungsländern von Tee, Seide, Farben, Gewürzen versperrt war, suchten die seefahrenden Völker des nördlichen Europa, vor allem Holland und England einen anderen Seeweg nach Indien und China. Dafür gab es theoretisch

zwei Möglichkeiten, nämlich entweder längs der sibirischen Küste oder längs der kanadischen Eismeerküste zur Beringstraße, die Nordöstliche und die Nordwestliche Durchfahrt aus dem Atlantik in den Pazifik. 184 Expeditionen wurden im Laufe der Jahrhunderte zu diesem Zweck in die Polargebiete geschickt. Sie kehrten unverrichteter Dinge oder überhaupt nicht zurück. Das Bestreben, den Seeweg nach Ostasien zu finden, war jahrhundertlang der Motor der Polarforschung. Aber erst als die ursprüngliche praktische Bedeutung längst hinfällig geworden war, wurde das Ziel erreicht.



Mittlere Luftdruckverteilung

Februar 1951

Dezember 1951

Abweichung der Monatsmitteltemperatur Spitzbergen

vom Normalwert 1901-1930

+7,1°

-2,5°

Die Nordwestliche Durchfahrt wurde 1903 bis 1906 von Amundsen bezwungen. Sie ist aber nur in manchen Jahren, und auch dann nur von einem Schiff mit geringem Tiefgang, zu bewältigen. Die Nordöstliche Durchfahrt wurde bereits 1878/79 durch Nordenskiöld auf der „Vega“ geschafft, schien aber wegen der äußerst schwierigen Eisverhältnisse für einen regelmäßigen Verkehr nicht in Frage zu kommen. In geringem Abstand von der nordsibirischen Küste gibt es eine Zone, in der das Eis gelockert ist, so daß zeitweise sogar befahrbare Spalten auftreten. Das kommt dadurch, daß zwei Meeresströmungen aneinander vorbei laufen: über dem sibirischen Schelf zieht eine von Westen nach Osten gerichtete Meeresströmung, während über dem tieferen Wasser ein Strom von Osten nach Westen setzt. An der Grenze der beiden Ströme wird das Eis zerrieben. Diese von den russischen Forschern *Polynya* genannte Spaltenzone zieht sich nördlich von Spitzbergen, Franz-Josephs-Land, Nowaja Semlja, den Neusibirischen Inseln und der Wrangel-Insel hin.

Während des russisch-japanischen Krieges wurde die Aufmerksamkeit der Russen infolge der Schwierigkeiten beim Materialtransport zum Bau der sibirischen Bahn erneut mit Nachdruck auf die Frage des nordsibirischen Seeweges gelenkt. In den Jahren 1910

bis 1915 war daher eine Expedition tätig zur Aufklärung der in jenen Meeresteilen herrschenden Verhältnisse. Bei dieser Gelegenheit wurde die Nordöstliche Durchfahrt 1914/15 zum zweiten Male bewältigt, diesmal aber in der Richtung von Ost nach West. Der Verkehr von Europa nach Westsibirien, zum Ob und Jenissei, nahm von 1920 an immer mehr zu.

Wesentlich ungünstiger liegen die Verhältnisse auf der östlichen Hälfte des nordsibirischen Seeweges. Denn dieser Teil ist in keiner Weise gegen das Eis des Polarmeeres geschützt. Inzwischen haben sich jedoch auch dort erhebliche Verbesserungen eingestellt, so daß jetzt der ganze Weg in einer Navigationsperiode zu bewältigen ist. Eine große Schwierigkeit bestand hierbei früher in dem Umstand, daß der Betriebsstoff vom Ausgangshafen mitgenommen werden mußte. Wegen der großen zu bewältigenden Widerstände beträgt seine Menge das Drei- bis Vierfache des Verbrauchs im offenen Meer. Schiffs- und Kraftaufwand stehen mithin zu den transportierten Warenmengen in einem äußerst ungünstigen Verhältnis. Und doch war diese Seeverbindung für die Sowjetunion gerade während des Krieges von allergrößter Bedeutung, weil sie einfach nicht zu stören war und die von Amerika kommenden Transporte dem Zugriff der deutschen Streitkräfte im Nordatlantik und im Nordmeer entzog. Die Nöte mit den Betriebsstoffschwierigkeiten hatten sich bereits in den dreißiger Jahren wesentlich verringert, nachdem Kohle und Erdöl an verschiedenen Stellen Sibiriens gefunden worden waren und seitdem an mehreren Küstenpunkten übernommen werden können.

Jetzt wird dieser Seeweg regelmäßig befahren. Allerdings ist dazu immer noch der Einsatz modernster Eisbrecher, des Flugzeugerkundungsdienstes und der Wetterberatung erforderlich. Denn die Eisverhältnisse können selbst heute erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Bei einem Rückschlag im Sommer 1937 wurden 45 Schiffe vom Eis eingeschlossen, nur zwei Frachter konnten damals den ganzen Weg ohne Zwischenfälle befahren. Für die Bewältigung der Nordöstlichen Durchfahrt stehen nur zweieinhalb bis drei Monate im Jahr zur Verfügung, hauptsächlich August und September. Wegen der Gefahr von Packeiseinbrüchen aus dem Norden ist ständig die Begleitung von Eisbrechern erforderlich. Auf drei bis fünf Frachtdampfer kommt ein Eisbrecher. So geht die Fahrt durch das Eis sehr langsam vorwärts. Diese Route benutzte übrigens auch der deutsche Hilfskreuzer „Komet“, um 1941 unbemerkt in den Pazifik zu gelangen. Damals stand ihm noch die Hilfe russischer Eisbrecher zur Verfügung, so daß er nur 14 Tage an reiner Fahrzeit für einen Weg von 2200 Seemeilen benötigte, von denen 720 Seemeilen reine Eisfahrt waren.

Die Schifffahrtssaison auf Spitzbergen hat sich von 74 Tagen im Jahre 1917 auf 203 Tage im Jahre 1938 verlängert. Wie die Verhältnisse jetzt dort liegen, ist leider nicht bekannt, doch ist mit einem nachhaltigen Rückgang sicher nicht zu rechnen.

Zunahme der Lufttemperatur

Die unmittelbare Ursache all dieser Erscheinungen ist eine Zunahme der Lufttemperatur. Zuerst wurde sie im Bereich des Nordmeeres festgestellt, denn hier ist sie am augenfälligsten, vor allem im Winter. Die Sommertemperaturen erhöhen sich nicht im gleichen Maße, weil zu viel Wärme zum Schmelzen des Eises verbraucht wird. Am nachdrücklichsten ist die Erwärmung auf Spitzbergen und in Grönland. Dort trat sie plötzlich ein (*Abh. 1*). Sie kam dadurch zustande, daß sich der Schwerpunkt des tiefen Luftdrucks über den nördlichen gemäßigten Breiten polwärts verlagerte. Damit wurde der Weg für milde Luftmassen aus südlichen Breiten nach jenen Inseln frei. Bis dahin herrschten nordöstliche Winde vor, die Kaltluft

aus dem inneren Polargebiet heranschafften (vgl. Abb. 2). Gleichzeitig aber sank das Luftdruckniveau in einem Gebiet vom nördlichen Kanada über Grönland/Island bis weit über Spitzbergen hinaus. Im Bereich der sogenannten Roßbreiten-maxima, zu denen auch das Azorenhoch gehört, dagegen stieg das Luftdruckniveau. Die Folge der so vergrößerten Luftdruckunterschiede war eine Zunahme der Strömungsgeschwindigkeit der Luft.

Dieser Umstand förderte den Transport warmen Wassers ins Nordmeer. Die Zunahme der Temperatur setzte bereits um 1850 ein, nachdem die Gletscher ihren letzten und weitestreichenden Vorstoß gemacht hatten. Die Entwicklung begann in den gemäßigten Breiten, aber heute weiß man, daß die gesamte Erde davon betroffen ist. Lysgaard kam in einer großen zusammenfassenden Arbeit über dieses Thema im Jahre 1949 zu dem Ergebnis, daß die Durchschnittstemperatur der Erde um $0,33^{\circ}$ gestiegen ist (Januar $0,62^{\circ}$, Juli $0,29^{\circ}$). Nur kleine unbedeutende Areale in Asien und Australien haben eine geringfügige Temperaturerniedrigung erfahren.

Im mittleren Europa ist infolge der verstärkten Luftzirkulation um den tiefen Druck über den höheren Breiten herum eine zunehmend maritime Komponente im Klima festzustellen. Dadurch ist die Jahresschwankung der Temperatur geringer geworden; die Sommer sind im allgemeinen kühler, die Winter wärmer als früher. An Hand der Berliner Temperaturreihe hat K. Knoch das besonders schön nachweisen können. Von den seit 1767 aufgetretenen 27 strengsten Wintern gehören 21 der Zeit bis 1859 an. Zwischen 1860 und 1939 waren nur die Winter 1870/71 und 1928/29 sehr streng. Die Kriegswinter und der Winter 1946/47 könnten zu der Ansicht verleiten, daß sich eine abermalige Umkehrung der Verhältnisse angebahnt habe. Der Witterungscharakter der letzten Jahre läßt eine derartige Entwicklung jedoch nicht erkennen. Das verdeutlichen auch die Kurven der Häufigkeit von Tagen mit Schneedecke: die seit 1910 bestehende Tendenz zur Abnahme wurde zwischen 1940 und 1947 offensichtlich nur vorübergehend unterbrochen.

In den Mittelwerten der Temperatur läßt sich für Deutschland ebenfalls eine merkliche Steigerung erkennen. Im Zeitraum 1931–1950 liegen die Monatsmittel bis zu einem Grad höher als in den vorhergehenden 50 Jahren. Dem entspricht die Zunahme der von Schneefall freien Zeit des Jahres im Bereich der Bundesrepublik. In Nordwestdeutschland ist sie bis zu zwei Monaten länger geworden.

Für die Änderungen im Bereich des Nordmeeres gibt die Intensivierung der Zirkulation eine gute Erklärung, doch sie versagt für die Erde als Ganzes. Im Gegenteil, die Reihenfolge der Kausalität muß umgekehrt werden: die Zunahme der Temperatur kann sehr wohl die Ursache verstärkter Zirkulation sein, da in der Atmosphäre ständig Wärme in kinetische Energie verwandelt wird. Rein theoretisch gibt es drei Möglichkeiten für das Zustandekommen der Erwärmung: 1. kann mehr Wärme aus dem Erdinnern kommen, 2. kann weniger Wärme in den Weltraum abgegeben werden, 3. kann mehr Wärme von der Sonne zugestrahlt werden. Für keine dieser drei Möglichkeiten gibt es aber ausreichende Beweise. Für die Beurteilung der Lage und der weiteren Entwicklungsmöglichkeiten wäre es sehr wesentlich, wenn man sich darüber klar werden könnte. Offensichtlich handelt es sich um ein periodisches Phänomen. Bereits vor einem Jahrtausend hat es nämlich etwas ähnliches gegeben.

Präedenzfall Grönland

Zur Zeit der Entdeckungsfahrten Eriks des Roten in den Jahren 984 bis 987 waren die Eisverhältnisse um Island und Grönland wesentlich günstiger als in der Neuzeit. Nicht ein einziges Mal wird in den Berichten über diese Unternehmungen über Eis im Meer gesprochen. Nicht einmal eine Andeutung von der Existenz einer Eisgrenze vor der ostgrönländischen Küste ist zu finden. Erik der Rote muß sogar die Sunde nördlich von Kap Farvel benutzt haben, die heute von Eis erfüllt sind, so daß man den Eindruck einer zusammenhängenden Landmasse hat. Aus den Segelanweisungen geht aber klar hervor, daß die Route durch die heute vereisten Sunde ging. Diese Route mußte im 13. Jahrhundert verlegt werden, weil so viel Eis aus dem Eismeer hervorgedrungen war, daß niemand ohne Lebensgefahr den alten Weg segeln konnte. Im Jahre 1261 wird auch zum ersten Male von Eisblockaden um Island gesprochen. Die Eisverhältnisse wurden dann immer schwieriger für die Schifffahrt, und von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab hörte jede offizielle Verbindung mit Grönland auf.

Zur Vernachlässigung Grönlands trug allerdings auch in sehr erheblichem Maße die damalige politische Situation bei. Im Jahre 1261 war das bis dahin als Freistaat anzusehende Grönland unter die Oberherrschaft Norwegens gekommen. Norwegen aber geriet im nächsten Jahrhundert in dänische Abhängigkeit. Doch in Kopenhagen hatte man damals größere Sorgen als Grönland. Hinzu kam die unglückselige Verordnung, daß aller Handel mit Grönland Staatsmonopol sein mußte. Im 14. Jahrhundert vergingen oft viele Jahre, ja Jahrzehnte, ohne daß die „Knarre“, das für die Grönlandfahrt eingesetzte Schiff,kehrte. Trotzdem umfaßte die Normannenkolonie in Grönland zeitweise ein paar tausend Seelen, die in rund 100 Ortschaften wohnten. Es gab 250 Meierhöfe. Das Land war in 16 Kirchspiele eingeteilt.

Zum letzten Male kam Kunde von Grönland, als 1406 ein norwegisches Schiff auf einer Islandfahrt unfreiwillig nach Grönland getrieben wurde. Die Annahme, daß die Grönlandnormannen bald danach untergegangen seien, hat sich als irrig erwiesen. An Hand von Ausgrabungen in Herjolfsnes wurde nachgewiesen, daß sie noch lange existiert haben, doch traten körperliche Degeneration und pygmäenhafte Verkümmierung ein; Männer hatten eine durchschnittliche Größe von 1,62 m. Frauen von 1,40 m bis 1,45 m. Die Lebensdauer sank erheblich, erwies sich doch, daß die Hälfte aller Bestatteten noch nicht 30 Jahre alt geworden war. Noch aus dem Jahre 1540 gibt es in einem Hamburger Archiv eine Segelanweisung für Grönlandfahrer, die beweist, daß die Verbindung nie ganz abgerissen ist. Das geht auch aus der Tatsache hervor, daß die Grönlandnormannen getreulich die Kleidermoden Europas mitmachten.

Aus den Bodenuntersuchungen zog man den Schluß, daß eine große Raupenplage den Untergang der Kolonie verschuldet habe. Das ist aber sicherlich nur ein letzter Stoß gewesen, der dem morschen Gebäude versetzt wurde. Die eigentliche Ursache für den Untergang der Grönlandnormannen dürfte in der erheblichen und plötzlich einsetzenden Klimaverschlechterung zu suchen sein, von der im 13. und 14. Jahrhundert auch andere Gebiete in erheblichem Maße in Mitleidenschaft gezogen wurden. Man bringt mit ihr den Rückgang der skandinavischen Völker im 14. Jahrhundert in Zusammenhang ebenso wie den Niedergang der isländischen Kultur nach ihrer Blüte im 11. bis 13. Jahrhundert.

Wandlungen der Niederschlagsverhältnisse

Auf Klimaänderungen hat man auch die großen Völkerbewegungen zurückführen wollen, die sich in Abständen von etwa acht Jahrhunderten wiederholten. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß zunehmende Trockenheit und Dürre ganze Völker in Bewegung setzen können. Daher ist der auf der ganzen Erde gleichzeitig mit der Temperaturerhöhung zu verzeichnenden Minderung der Regen- und Schneefälle Beachtung zu schenken. Lysgaard hat folgendes festgestellt: positive Än-

derungen ergeben sich für die Arktis und die nördliche Gemäßigte Zone, für Mexiko, das La Plata-Gebiet, Südindien und Südostasien (das Monsungebiet); negative Änderungen weisen auf der größte Teil der USA, Südamerika, Afrika, Malaya und Australien.

Umwälzungen in der Fischerei

Eine Erwärmung des Meerwassers ergab sich einerseits aus der erhöhten Lufttemperatur, andererseits aber vor allem aus der Beschleunigung der warmen Meeresströmungen. Denn die Windgeschwindigkeit ist, wie man heute weiß, für die Verlagerung der ozeanischen Wassermassen von ausschlaggebender Bedeutung. Für die Deutsche Bucht ergab sich daraus, daß der Übergang vom kontinental beeinflussten zum maritim beeinflussten Klima schärfer geworden ist.

Für die Fischerei brachten die Temperaturänderungen erhebliche Umwälzungen mit sich. Es fing damit an, daß 1923 und 1924 erstmals Kabeljau bei Spitzbergen gefangen wurde, während um die Jahrhundertwende Fischversuche dort noch negativ verlaufen waren. 1925 ging schon Schellfisch in die Netze. Vom Jahre 1934 ab lohnte sich das regelmäßige Fischen auf den Bänken westlich Spitzbergens. Bei der Bäreninsel verlief die Entwicklung ähnlich.

Schellfisch und Kabeljau haben sich also vor dem wärmeren Wasser in nördlichere Gefilde zurückgezogen. Dafür sind Bewohner südlicher Meeresteile im Vorrückten gegen Norden begriffen: Sardinen und Sardellen werden bereits in der südlichen Nordsee gefangen, der Thunfisch wird im Skagerrak und bei Island angetroffen.

Der bei Island beheimatete Hering dagegen hält sich jetzt in erheblicher Entfernung von dieser Insel auf, weil es ihm dort zu warm geworden ist. Dadurch geriet die gesamte Volkswirtschaft Islands vor zwei Jahren ins Wanken. Denn die fischverarbeitende Industrie war ganz darauf eingestellt, daß der Hering sozusagen vor ihrer Haustür gefangen wurde. In bestem Zustand gelangte der Fang in die Konservenbüchsen. Darauf beruhte die in den USA, dem Hauptabsatzgebiet, so geschätzte Qualität dieser Ware. Seitdem aber die Heringe das ihrem Lebensgefühl entsprechend temperierte Wasser westlich Islands vorzogen, war der Anmarschweg der gefüllten Fischdampfer wesentlich größer geworden. Die Zeitspanne zwischen Fang und Verarbeitung hatte sich so ausgedehnt, daß die Qualität der isländischen Fischkonserven rasch sank. Infolgedessen nahmen die USA nichts mehr ab. Erst nachdem man sich durch Kühlanlagen auf die neue Lage eingestellt hat, ist das Geschäft wieder in Gang gekommen.

Eine weitere wichtige Verlagerung hat gleichfalls begonnen: Der Kabeljau laicht nicht mehr unter der Nordküste von Island, sondern im kühlen Wasser des Ostgrönlandstromes! Dementsprechend hat sich sein Fanggebiet dorthin verlagert, was weiterhin dazu geführt hat, daß sich an der ostgrönländischen Küste eine beachtliche Fischindustrie zu entwickeln beginnt. So werden auch die bisher von allem Auf und Ab des Weltmarktes unabhängigen Eskimos in das Getriebe der Weltwirtschaft einbezogen, zumal ihre bisherige Lebensgrundlage schwindet: die Robben ziehen sich nach Norden zurück, ebenfalls weil es ihnen zu warm wird.

Die Tiere und Pflanzen des Landes

Auch die Landfauna ist in Bewegung geraten. In erster Linie konnten natürlich die fliegenden Tiere ihre Wohngebiete ausdehnen. Die früher dort unbekannten *S t e c h m ü c k e n* gibt es auf Spitzbergen seit 1918.

Vogelarten, die früher von Skandinavien aus in jedem Winter gen Süden zogen, überwintern dort jetzt regelmäßig. Auch in Deutschland erleben wir immer häufiger Überwinterungsversuche von Zugvögeln. Zahlreiche Vogelarten haben ihr Brutgebiet weit nach Norden ausgedehnt. Dieses Bestreben, die günstig gewordenen Räume auszufüllen, ist seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu beobachten. Die Tiere merkten also die Erwärmung bereits, als die Menschen noch garnicht an die Möglichkeit dachten, daß sich das Klima umgestalten könne. Hier sind zu nennen Girlitz, Hausrotschwanz, Gebirgsbachstelze, Sommergoldhähnchen, Schwarzkehlchen, kleiner Gimpel, Schwarzspecht. Verschiedene Arten haben bereits vor 150 Jahren begonnen, sich auszubreiten. Offensichtlich liegt das daran, daß die Märztemperatur schon seit 1800, die Apriltemperatur sogar bereits seit 1760 im Steigen begriffen ist.

Ob das Vordringen der Türkentaube ebenfalls mit der Erwärmung zusammenhängt, erscheint mindestens in seinen Anfängen zweifelhaft. Dieser Vogel wurde schon im Mittelalter in der 968 — 977 entstandenen Arzneimittellehre des Persers Abu Mansur Murwaffak erwähnt. Seine Existenz auf europäischem Boden wurde erst 1837 durch Frivad-szky aus Philippopel gemeldet. Seitdem mag die Türkentaube der Erwärmung gefolgt sein wie andere Vogelarten. Im Jahre 1939 erreichte sie Budapest, 1943 Wien, 1947 Augsburg, 1950 Soest.

Bei den *S ä u g e t i e r e n* ist ein Vorrücken der Nordgrenze des Rehes in Finnland und Schweden sowie des *Iltisses* in Finnland nachgewiesen worden. In Österreich hat sich das *Erdziegel* seit 1931 im Waldviertel bis Gmünd ausgebreitet.

Im *P f l a n z e n w u c h s* werden in erster Linie aus Norwegen merklliche Besserungen gemeldet. Dort grenzen Möglichkeit und Unmöglichkeit des Gedeihens scharf aneinander. Für die Steigerung der Ernteerträge von Kulturpflanzen sind allerdings auch die verbesserten Anbaumethoden maßgebend, wie die Einführung von Pflanzensorten mit kürzeren Vegetationsperioden. Die Frostschäden sind jedoch ganz entschieden geringer geworden, selbst bei solchen Arten, die eine längere Wachstums-spanne benötigen. Wild wachsende und gepflanzte Bäume geben regelmäßig reife Früchte, wo dies früher selten war. Außerdem zeigt sich an den Waldbeständen eine bessere natürliche Erneuerung, die auch zu einem merklichen Ansteigen der Baumgrenze geführt hat. Besonders beim Birkenwald ist das der Fall.

Früher stand es fest, daß die *p o l a r e B a u m g r e n z e* nach Süden zurückwich. Seit den zwanziger Jahren mußte man sich aber zur gegenteiligen Auffassung bekehren. In erster Linie hat die Verlängerung der Wachstumsperiode nach dem Herbst hin dazu geführt, daß Kiefern- und Birkenregion sich erheblich ausgedehnt haben. Die Fichte dagegen ist an diesem Vordringen nicht beteiligt. Für sie hat sich nämlich keine Verbesserung der Wachstumsbedingungen ergeben, denn die Erhöhung der Wintertemperatur, um die es sich in erster Linie handelt, ist ihr durchaus nicht zuträglich.

Beim Fortbestehen der Erwärmungstendenz läßt sich auch wieder ein *W e i n - b a u* in Norddeutschland denken. Er reichte im Mittelalter, als es im Bereich des

Nordmeeres wärmer als später, auch noch als heute schon wieder, war, bis nach Kurland und bis nach Hitzacker an der Elbe unmittelbar oberhalb Hamburgs, wo nach Merian „ein ziemlicher Wein wuchs“. Lüneburg, Bremen, Osnabrück kennzeichnen den weiteren Verlauf der damaligen Nordgrenze des Weinbaues.

Glanz und Blüte des frühmittelalterlichen deutschen Kaiserreiches waren durch die günstigen Witterungsbedingungen wesentlich mitbedingt. Menschliche Besiedlung, Tier- und Pflanzenwelt bezeugen gleichfalls die Mildheit des Klimas jener Zeit. In den Alpen lag die Waldgrenze wesentlich höher als heute; auch der Getreidebau stieg zu jener Zeit weiter in die Hochtäler hinauf. Der Gang Heinrichs IV. über die Westalpen nach Cannossa im Dezember 1076 mit Weib und Kind war nur unter Schneeverhältnissen möglich, die günstiger als heute lagen. Im Hochharz entstanden zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert viele verstreute Wohnstätten, da auch hier das Klima wirtlicher geworden war. Auf den Geesthöhen dagegen bildeten sich Wüstungen. Denn diese Landschaft hatte unter der größeren Trockenheit zu leiden. Am Niedergang des Weinbaues läßt sich die Verschlechterung des Klimas im 16. Jahrhundert deutlich ermessen. Über diese ungünstige Zeit scheinen wir jetzt aber wieder hinweg zu sein.

Die Zeit günstigsten Klimas ist Mitteleuropa gleichwohl offensichtlich noch fern. In der Temperatur beginnt zwar schon die Steigerung, doch haben die Niederschlagsmengen zunächst ebenfalls zugenommen. Niemand vermag zu sagen, wie lange diese Tendenz anhalten wird, ist man sich ja noch nicht einmal sicher, ob die Aussicht für eine Wiederholung der frühmittelalterlichen Verhältnisse wirklich besteht.

Reaktion der Erdachse

Die Veränderung der klimatischen Verhältnisse hat schließlich noch eine überraschende Folge gehabt: Die Erdachse hat den Rhythmus ihrer Pendelungen um eine Normallage verändert.

Die Rotationsachse unseres Planeten vollführt neben der großen Präzessionsbewegung mit einer Dauer von rund 26 000 Jahren, durch die sich die Lage des Polarsternes erheblich ändert, noch Schwingungen aus, die Perioden von einem Jahr und von etwa 14 Monaten. Die Ausschläge sind so gering, daß sie nur durch intensive astronomische Beobachtungen zu erfassen sind. Alle Kulturnationen beteiligen sich an diesem Breitendienst, der für die Ortsbestimmung von großer Bedeutung ist. Die Periode von einem Jahr hängt offensichtlich zusammen mit den jahreszeitlichen Veränderungen, die Verlagerungen von Luft- und Wassermassen von einer Halbkugel auf die andere bedingen. Für die zweite Periode hat man bisher noch keine auslösende Kraft ausfindig machen können. Es wird vermutet, daß Einflüsse, die von den jahreszeitlichen Massenverschiebungen herrühren, diese Schwingung von 14 Monaten Dauer immer wieder anstoßen.

Diese Schwingung, die nach ihrem Entdecker die Chandlersche genannt wird, zeigt, beginnend mit dem Jahre 1918, eine außerordentlich schnelle Veränderung ihrer Dauer. Im Zeitraum 1890 bis 1917 betrug sie 433,5 Tage, im Zeitraum 1918 bis 1938 dagegen 412,5 Tage. Das bedeutet also eine Verkürzung um 20 Tage. Da der Beginn der Änderung mit dem Einsetzen der starken Erwärmung der Arktis, das heißt mit der diese auslösenden Zunahme der atmosphärischen Zirkulation, zusammenfällt, liegt der Schluß nahe, daß die damit verbundenen Massenverlagerungen eben auch die Bewegungen der Erdachse beeinflussen.

So greifen die meteorologischen Veränderungen in alle Lebensgebiete ein. Man kann wohl von einer Allmacht des Klimas sprechen.

BERICHTE

Schleswig	489	Dänemark	492	Sowjetunion	494
Ostpreußen	489	Commonwealth	492	Nepal	494
Frankreich	490	Kanada	494	Südsee	495
				Argentinien	495

Programm Nord

1953 entschloß sich die Bundesregierung und die schleswig-holsteinische Landesregierung zur Durchführung eines „Programms Nord“, das seit langem vordringliche Arbeiten im Landesteil Schleswig unmittelbar südlich der Teilungsgrenze von 1920 verwirklichen soll. Maßnahmen zur Landeskultur sollen die landwirtschaftlichen Erträge soweit heben, daß Schleswig nicht mehr im bisherigen Ausmaß hinter Holstein zurücksteht. Der Bund, das Land und die beteiligten Landkreise gründen gemeinsam eine „Schleswig-Holsteinische Landgewinnungs- und Erschließungs-GmbH.“, die ohne

chen wollte. Der Landesteil Schleswig legt besonders Wert auf diese konkrete Hilfe des Bundes in einem Jahr, in dem das neue Bundeswahlgesetz keine Rücksicht auf seine Wünsche nahm, als es der sogenannten dänischen Minderheit (die zum größten Teil aus Deutschen mit neuerdings „dänischer“ Gesinnung besteht) Sondervorteile einräumte.

Die Zerschneidung Ostpreußens

Das Amt für Landeskunde in Remagen hat mit Hilfe polnischer Quellen den genauen Verlauf der Ostpreußen zerschneidenden Demarkationslinie zwischen dem von der Sowjetunion verwalteten (der Russischen Föderativrepublik, mit der es keine Landgrenze hat, unterstellten) „Gebiet Kaliningrad“, also dem nördlichen Ostpreußen mit Königsberg (ohne das an die Litauische Sowjetrepublik gegebene Memelgebiet) einerseits und dem polnisch verwalteten südlichen Teil der Provinz („Wojewodschaft Allenstein“) andererseits feststellen können.

Auf der Frischen Nehrung liegt die Grenze zwischen den Ortschaften Narmeln und Neukrug; von hier erreicht sie die Westküste Ostpreußens unmittelbar nördlich der Försterei Wachbude. Weiter verläuft die Grenze so, daß entlang ihres Verlaufs vom Westen nach Osten folgende auf der Topographischen Übersichtskarte des Deutschen Reiches 1:200 000 eingetragenen Orte noch unter polnischer Verwaltung stehen:

1. Kreis Heiligenbeil: Gerlachschorf, Grunau, Einigkeit, Birkenau, Waltersdorf, Eisenberg, Kahlwalde, Lauterbach, Pellen, Vorwerk, Mühlenhof, Montitten.
2. Kreis Pr.-Eylau: Gallingen, Gut Soden, Schwadtken, Schwewecken, Grünhöfchen, Warscheiten, Mollwitten, Walschken, Poschloschen.
3. Kreis Bartenstein: Hirschwalde, Perkau, Trosienen, Rettau, Kl.-Poninken, Klingenberg, Amalienberg.

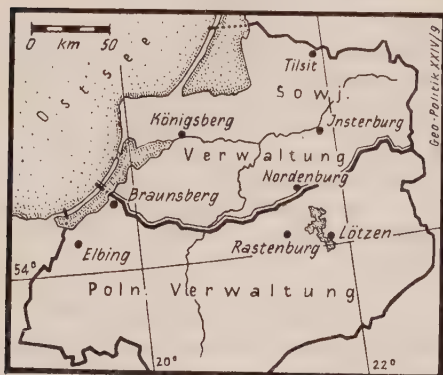


bürokratische Komplikationen die benötigten Mittel aufbringen und verteilen soll.

Geplant ist die Trinkwasserversorgung der nordfriesischen Marsch aus der Geest, eine Flurbereinigung für 63% der Gebietsfläche, die Anlage von Windschutzpflanzungen, die Ödlandkultivierung und die Aufzucht. Im Juli 1953 begann im Rahmen des Programms der Deichbau südlich des Hindenburgdamms, der vom nordfriesischen Festland nach Sylt führt.

Eine Durchführung des Programms würde dem südlich der Staatsgrenze liegenden Teil Schleswigs denselben Entwicklungsstand bringen, den Dänemark in dem 1920 abgetretenen Nordschleswig geschaffen hat, weil es nationalpolitisch zuverlässige Siedler in Grenznähe ansetzen und Eindruck auf die Bevölkerung südlich der neuen Grenze ma-

4. Kreis Gerdauen: Lindenau, Meleden, Bratkin, Arnsdorf, Kanoten, Korklack, Dogen, Assaunen, Schiffus, Birkenfeld, Ottoshof, Aarau, Raude, Reuschenfeld.



5. Kreis Darkehmen (Angerapp): Waldkerme, Wehrwalde, Angerapp, Kl.-Sobrost, Ramberg, Medunen, Blinkersee, Roßkamp, Almental, Oberhofen.
6. Kreis Goldap: Birkendorf, Kräuterwiese, Schäferberg, Spechtsboden, Heidensee, Mittel-Holzek, Wehrkirchen, Langenfließ, Praßlau, Sertek.

Die Stadt Nordenburg, über deren verwaltungsmäßige Zugehörigkeit bisher Zweifel bestanden, steht unter sowjetischer Verwaltung.

Der Grenzverlauf zwischen dem sowjetischen und dem polnischen Verwaltungsgebiet ist also nicht so gradlinig, wie bisher allgemein angenommen wurde.

Im Kreis Rastenburg spielt die Demarkationslinie dort keine Rolle, wo das frühere Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ gemeinsam von Truppen der Sowjetunion und Polens bewacht wird. Die Demarkationslinie ist insgesamt ungefähr 250 km lang.

Auslandsfranzosen

Von jeher haben sich die Auslandsfranzosen in Verbänden zusammengeschlossen, die in loser Beziehung zu einigen amtlichen Stellen in Frankreich standen. 1948 wurde jedoch beim Außenministerium der „Rat der Auslandsfranzosen“ ins Leben gerufen. Als sachbearbeitende Stelle wurde ein Referat

der Unterabteilung für Kanzleiwesen und Rechtsangelegenheiten bestimmt.

Der Rat setzt sich zusammen aus:

- von Amts wegen den Senatoren des *Conseil de la République*, soweit sie sich mit der Vertretung der außerhalb Frankreichs lebenden Franzosen befassen, dem Präsidenten und Leiter der Union der Auslandsfranzosen, dem Präsidenten des Verbandes der im Ausland tätigen französischen Lehrkräfte, dem Präsidenten der Union der französischen Handelskammern im Ausland, dem Präsidenten des Verbandes der im Ausland lebenden ehemaligen Kriegsteilnehmer,
- bis zu fünf Personen, die über besondere Kenntnisse der allgemeinen Interessen Frankreichs verfügen und vom Außenminister für die Dauer von vier Jahren ernannt werden,
- bis zu 45 Personen, die von Wahlauschüssen bei den diplomatischen Vertretungen auf 4 Jahre gewählt werden, und zwar nach folgendem Schlüssel:

2 Vertreter der Franzosen in Argentinien			
1	„	„	„ Brasilien
1	„	„	„ China
1	„	„	„ Griechenland
2	„	„	„ Italien
1	„	„	„ Kanada
1	„	„	„ Luxemburg
1	„	„	„ Mexiko
1	„	„	„ Monaco
1	„	„	„ Portugal
1	„	„	„ Saargebiet
2	„	„	„ Schweiz
2	„	„	„ Spanien
1	„	„	„ Tanger (internationale Zone)
2	„	„	„ Vereinigte Staaten von Amerika, dazu gemeinsam

je 1 Vertr. für Ägypten, Sudan, Abessinien, Saudi-Arabien			
mit Sitz in Kairo			
„ 3	„	„	Belgien und die Niederlande
„ „ „ Brüssel			
„ 1	„	„	Belgisch-Kongo, Liberia, britische, spanische u. portugiesische Kolonien Westafrikas
„ „ „ Leopoldville			
„ 2	„	„	Großbritannien u. Irland
„ „ „ London			

je 1	Vertr. für	Britisch und Niederländisch Guayana, Trinidad, Kolumbien u. Ekuador	mit Sitz in	Caracas
„ 1	„	Indien, Pakistan u. Afghanistan	„	„
„ 1	„	Kuba u. Westindien	„	Neu-Delhi
„ 1	„	Libanon, Syrien, Jordanien und den Irak	„	Havanna
„ 1	„	Malaya und den Südost-Pazifik	„	Damaskus
„ 1	„	Paraguay u. Uruguay	„	Djakarta
„ 1	„	Peru, Bolivien, Chile	„	Montevideo
„ 1	„	Philippinen, Australien u. Neuseeland	„	Santiago de Chile
„ 1	„	Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland und Island	„	Canberra
„ 1	„	Südafrikanische Union, Angola, Mosambik, britische Kolonien Ostafrikas	„	Stockholm
„ 1	„	Türkei u. Iran	„	Pretoria
„ 1	„	Mittelamerika (Guatemala, Honduras, San Salvador, Nikaragua, Kostarika, Panama)	„	Ankara
			„	Guatemala

Den Vorsitz im Rat führt der Außenminister.

Der Rat tagt einmal jährlich im Außenministerium. Er ist ein beratendes Organ, das die Probleme, die dem Außenminister durch die Verbände der Auslandsfranzosen vorgelegt werden, prüft und entsprechende Schritte zur Abstellung von Mängeln unternimmt. Es handelt sich hierbei um folgende Fragenkomplexe: Kriegsschäden, Soziale Sicherheit, Rundfunk, Kulturelle Aktivität im Ausland, Repatriierung, Dienstpflicht usw. Die Dienstpflichtfrage interessiert die in den USA lebenden französischen Staatsangehörigen besonders lebhaft, da sie dort, soweit sie das 26. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, zum Wehrmehrsdienst eingezogen werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie be-

reits in Frankreich ihrer Dienstpflicht genügt und unabhängig davon, ob sie um den Erwerb der amerikanischen Staatsangehörigkeit nachgesucht haben oder nicht.

Um die Repatriierung ausgewiesener Franzosen – aus Osteuropa, China und neuerdings Ägypten –, deren Zahl 1952 rund 300 betrug, bemüht sich das *Comité d'entraide aux repatriés*.

Das Organ der Auslandsfranzosen ist die *Voix de France*, eine monatlich erscheinende Zeitschrift, die die *Union des Français de l'étranger* und die *Fédération des anciens Combattants* herausgeben.

Die außerhalb Frankreichs und der französischen Union lebenden Franzosen werden auf 600 000 geschätzt. Davon sind rund 250 000 in den Konsulatsmatrikeln eingetragen. Sie verteilen sich etwa wie folgt:

Innerhalb Europas:

Belgien	64 900	Monako	11 400
Schweiz	31 200	Spanien	10 900
Großbritannien u. Irland	13 800	Saarland	8 100
Italien			6 200
Deutschland (Bundesrepubl.)	12 800		

Außerhalb Europas:

USA	16 000	Argentinien	6 300
Ägypten	11 500	Kanada	6 000
Brasilien	8 500	Tanger	4 400
Chile	7 800	Libanon	3 600

Seit 1914 ist die Stärke der französischen Auslandskolonien etwa um ein Drittel zurückgegangen, wodurch auch der kulturelle Einfluß Frankreichs im Ausland, der in der Errichtung französischer Schulen, in der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften in französischer Sprache, in der Bildung von Vereinigungen, Wohlfahrtsorganisationen, Krankenhäusern und dergleichen mehr zum Ausdruck kommt, entsprechend zurückgegangen ist.

Ludwig Dischler

Die Stimme Frankreichs

Die Meraner Zeitung „Der Standpunkt“ (16. 1. 1953) hat den ehemaligen Führer der (mit dem Reich zusammenarbeitenden) Französischen Miliz über die Vorgeschichte

des Falles Oradour befragt und dabei erfahren, daß die in Oradour eingesetzte Kompanie schon tagelang durch Partisanen bekämpft worden sei und daß sie beim Einrücken in Oradour selbst sechs gräßlich verstümmelte deutsche Soldaten als Opfer der Partisanen auf den Straßen vorgefunden habe. Diese von einem Franzosen gegebene Erklärung (nicht Entschuldigung) fehlt ebenso in allen Berichten wie eine Mitteilung über das kriegsgerichtliche Eingreifen auf deutscher Seite oder über die Proteste von Marschall Pétain, Pierre Laval und Botschafter Abetz.

Der in denselben Wochen in Metz abgehaltene Prozeß gegen deutsche Medizinprofessoren von der Universität Straßburg veranlaßte den dort verteidigenden französischen Anwalt Paul Eber zu einem Interview mit der *Résistance*-Zeitung *Honneur et Patrie*, in dem er die Durchführung der Verhandlung unter dem Terror des Straßener Mobs als ungesetzlich bezeichnete:

„Gott sei Dank: die Menge, die in Metz geheult hat, und die Menge, die sonstwo heult, ist nicht Frankreich. Das Frankreich, das unsere Väter geliebt haben, das Frankreich, das wir lieben, das ewige Frankreich, das tatsächlich die Fackel der Welt ist, hat zuweilen während kurzer Augenblicke seiner Geschichte dem Antrieb der Massen Folge gegeben, es hat aber immer am Ende die Massen wieder beherrscht. Die Elite des französischen Volkes, das wahre Volk, das nicht zu den Demonstrationen geht und das in den Gerichtssälen keine Todesschreie ausstößt, hat über alle diese Fragen bereits eine Meinung, die nicht von Haß und Rachedurst inspiriert ist, sondern durch den gesunden, alten französischen Menschenverstand. Er wird die Oberhand bekommen, ich bin dessen gewiß, und unsere Regierung wird in vollem Maße dessen, was möglich ist, das Unheil wiedergutmachen, das bereits angestiftet wurde und das noch geschehen wird, weil das Gesetz und unsere staatlichen Einrichtungen die blinde Gewalt derer nicht beherrschen konnten, die nicht würdig sind, im Namen Frankreichs zu sprechen.“

Dänemark und die NATO

Im Zuge der amerikanischen Waffenlieferungen an das dänische Heer sind eine

Reihe von *Centurion*-Panzern in Dänemark eingetroffen. Ein Journalist befragte den Kommandeur der Panzertruppen, Generalmajor Christian Friis, wann die 49-Tonner im Manöver zu sehen seien.

Hier die Antwort des Generals: „Niemals, das ist sicher, wenn Sie an die üblichen Manöver im Frühjahr und Herbst denken. Sie würden allzuviel von unseren guten Feldern verwüsten, und sie würden die Straßen schlimm mitnehmen. Und sie können ja auch nicht auf allen Straßen fahren. Mit einem guten Fahrer passiert vielleicht nichts bei einem normalen Marsch auf einer festen Straße. Aber bei einer plötzlichen Drehung wird die Straße aufgepflügt, und so etwas wird ja nicht gern gesehen, auch nicht vom Militär.“

Quelle: *Berlingske Tidende*, 24. 7. 1953.

Königin über ein Viertel der Erde

Als Königin Elisabeth im Februar 1952 aus Kenia zurückgerufen wurde, um den Thron ihres verstorbenen Vaters zu besteigen, nahm sie den überlieferten Titel „von Gottes Gnaden Königin von Großbritannien, Irland und den britischen Dominien in Übersee, Verteidigerin des Glaubens“ an.

Im Dezember 1952 aber kam eine Konferenz der Ministerpräsidenten aus den selbständigen Gliedstaaten des *Commonwealth* zu dem Entschluß, daß jeder Mitgliedstaat der „*Commonwealth*“ genannten Allianz von sich aus den Titel der Monarchin, dessen überlieferte Form offenbar den Verhältnissen nicht mehr entsprach, festlegen sollte. Als die Königin im Juni 1953 gekrönt wurde, lautete ihr Titel anders, je nachdem in welchem Land des großen Allianzsystems, zu dem noch immer ein Viertel der Menschheit und ein Viertel der Erde gehören, man ihr huldigte.

Das volkreichste Land des *Commonwealth*, die Indische Union, entsandte ihren Ministerpräsidenten Nehru zur Krönung. Das bedeutete jedoch nur ein Zeichen der Höflichkeit, – außerdem ein Wahrnehmen der Gelegenheit zu Verhandlungen mit den versammelten Staatsmännern. Die Indische Union ist eine unabhängige Republik mit einem eigenen Staatspräsidenten. Für sie bedeutet die Person der Königin nur ein

menschliches Symbol der Allianz, der die Union vorläufig weiter anzugehören gedankt.

Für die anderen Gliedstaaten ist die Königin Staatsoberhaupt, auch wenn sie sich in den einzelnen Hauptstädten durch ihre Generalgouverneure vertreten lassen muß. In der Südafrikanischen Union, in Pakistan und in Ceylon enthält der Titel nicht mehr die Worte „Verteidiger(in) des Glaubens“, die seinerzeit König Heinrich VIII. von einem Renaissance-Papst als Anerkennung für seine Schrift gegen Martin Luther verliehen wurden. Der Ursprung ist heute vergessen, und die Worte bedeuten die Einheit von Staat und Christentum. Aber die reformierte Kirche der südafrikanischen Buren hat nichts mit der englischen Staatskirche gemein, und das buddhistische Ceylon hat ebenso wie das muslimische Pakistan die Worte gestrichen.

In Pakistans Hauptstadt Karachi wurde Elisabeth als „Königin des Vereinigten Königreichs und ihrer anderen Königreiche und Länder“ ausgerufen, jedoch nicht ausdrücklich als Königin von Pakistan bezeichnet. In Colombo dagegen ist sie nur Königin von Ceylon und in Kapstadt oder Pretoria Königin von Südafrika, ohne daß vom Vereinigten Königreich in Europa die Rede ist.

In Ottawa ist Elisabeth Königin von Kanada, in Canberra Königin von Australien, in Wellington Königin von Neuseeland, in allen drei Hauptstädten jedoch zugleich Kö-

nigin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland.

In den 7 Ländern, die Elisabeth als Staatsoberhaupt anerkannt haben, führt sie den Titel „Oberhaupt des Commonwealth“, der auch dem republikanischen Indien die Mitgliedschaft in dem weltweiten Staatenbund gestattet.

In Schottland beschwerte sich der heimat-treue Teil der Bevölkerung, daß die Königin sich Elisabeth „die Zweite“ nenne, obwohl es bis dahin keine erste Elisabeth auf dem Thron von Edinburgh gegeben habe, – die Union der beiden Königreiche sei erst bei dem Tod der ersten Königin Elisabeth von England durch König Jakob aus dem Hause Stuart hergestellt und erst 1707 zur Realunion verdichtet worden. Radikale Schotten zerstörten Briefkästen mit dem Namenszug der Königin, um die Aufmerksamkeit auf ihre Beschwerde zu lenken, und die schottischen Nationalisten reichten eine Klage ein.

In der Irischen Republik, die 1949 in aller Form aus dem Commonwealth austrat, vermied man eine Beteiligung an den Krönungsfeierlichkeiten, weil man die britische Herrschaft in den sechs Grafschaften Nordostirlands als Fortdauer einer unrechtmäßigen Besetzung auffaßt. Das 1948 aus dem Commonwealth ausgeschiedene Burma allderdings entsandte als befreundete auswärtige Macht seinen Minister nach London.



Der englische Titel lautet in London, Cardiff und Belfast, – auch in Edinburgh:

Elizabeth the Second, by the Grace of God of the United Kingdom of Great Britain and Northern Ireland and of her other Realms and Territories Queen, Head of the Commonwealth, Defender of the Faith.

Kanada und Pakistans Nordwestgrenze

Kanada hat 3,4 Millionen Dollar aus dem Betrag, den es im Haushaltsjahr 1952/53 für den Colombo-Plan vorgesehen hat, für den Bau des Warsak-Staudamms bewilligt, der am Kabul-Fluß 200 000 kw Strom erzeugen und 30 000 ha Land in den Stammesgebieten der Mohmands und Afridis bewässern soll.

Sowjetarmenien, Sowjetgeorgien und die Türkei

Am 30. Mai 1953 erklärte Außenminister Molotow dem türkischen Botschafter in Moskau feierlich, daß die Regierungen der Armenischen und der Georgischen Sowjetrepubliken ihre territorialen Ansprüche gegenüber der Türkei aufgaben. Diese Ansprüche hätten ebenso wie sowjetische Wünsche in bezug auf die Einfahrt ins Schwarze Meer durch die türkischen Meerengen eine Belastung für die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Türkei dargestellt, nachdem sie von Moskau zum Gesprächsthema beim Ablauf des sowjetisch-türkischen Freundschaftsvertrages von 1925 gemacht worden seien.

Die Erklärung Molotows wurde am 19. Juli veröffentlicht, nachdem der Botschafter die amtliche Antwort seiner Regierung gegeben hatte, daß die Türkei mit Befriedigung die Erklärung zur Kenntnis nehme, die Meerengenfrage jedoch durch das Abkommen von Montreux als geregelt betrachte.

Frankreich im Libanon

Seit die Franzosen 1946 unter dem Druck ihrer Verbündeten dem Drängen ihrer arabischen Mandatsgebiete in Syrien und dem Libanon auf Unabhängigkeit nachgaben,

haben sie doch noch immer beträchtliche kulturelle (z. B. über die christlichen Maroniten) und wirtschaftliche Positionen behalten. Nachdem der Libanon im Herbst 1952 die scheinbar allmächtige Führung durch eine kleine Notabelngruppe abgeschüttelt und einen „Sozialisten“ zum Staatspräsidenten bestellt hat, wurde auch hier der französische Einfluß sorgfältig auf seine Zuträglichkeit geprüft. Im März 1953 kündigte die libanesische Regierung die Einsetzung staatlicher Treuhänder im Elektrizitätswerk Beirut an, das einem französisch-belgischen Unternehmen gehört, weil seine Stromlieferungen nicht ausreichten. Zunächst sei eine Enteignung nicht geplant, man wolle nur feststellen, ob die Angaben der Gesellschaft richtig seien, wonach sie durch die staatlich festgesetzten Stromtarife mit einem Defizit arbeiten müsse. Auch der liberalste und dem Westen besonders nahestehende arabische Staat zeigt auf diese Weise, daß er die Interessen seiner Bevölkerung nicht mehr ausländischen Wünschen unterordnen will.

Nepal

Die Regierung der Indischen Union willigte im Juli 1953 ein, daß Nepal Truppen aus der Hauptstadt Katmandhu in die Westprovinzen des Königreichs über indisches Staatsgebiet bringen dürfe. Indien hat selbst das stärkste Interesse daran, daß die Unruhe in dem Himalaja-Staat, der es von den chinesischen Positionen in Tibet trennt, aufhört. Seitdem der Konflikt zwischen dem nepalesischen König und der Hausmeierfamilie Rana im Jahre 1950 offen ausbrach, ist das Land unruhig geblieben. Der Versuch des Jahres 1951, eine Koalition zwischen den Ranas und der vom Indischen Kongreß beeinflussten Politikergruppe zu bilden, scheiterte. Die darauf gebildete Kongreßregierung, die zudem durch einen Konflikt zwischen den beiden führenden Politikern, den Brüdern Koirala, geschwächt war, konnte sich gegen die sozial bedingte und von Kommunisten geschürte Unruhe der Bevölkerung nicht halten. Im August 1952 übernahm der König selbst die Regierung. Ende 1952 kündigte er die Einsetzung einer Sonderkommission zur Vorbereitung einer Bodenreform an. Für 1954 sagte er allgemeine Wahlen zu, im April 1953 setzte er wieder eine Regierung aus Kongreßpolitikern ein.

Nepal steht ebenso wie Indien vor der Frage, ob es der westlich erzogenen und im westlichen Sinne humanitär gesinnten Intellektuellenschicht gelingt, im Rahmen eines nationalen Sozialstaates die Reformforderungen der überwiegend ländlichen Bevölkerung aufzufangen, bevor sich die Massen von ihr abwenden und den gleichen Weg gehen, den die chinesischen Bauern gewählt haben.

Südseekonferenz

Ende April 1953 tagte in Nouméa, der Hauptstadt der französischen Kolonie Neukaledonien, eine Konferenz der für die Südsee-Inseln verantwortlichen Kolonialmächte, bei der auch die Bevölkerung der Inseln selbst durch einzelne Sprecher vertreten war. Ein tonganischer Fürst berichtete, daß die Bemühungen der Königin Salote, die Einwohner Tongas zur Geburtenplanung zu erziehen, fehlgeschlagen seien. Ein möglicher Ausweg aus der Übervölkerung sei die Umsiedlung innerhalb der einzelnen Inselgruppen mit dem Ziel eines Bevölkerungsausgleichs zwischen dünner und dichter besiedelten Zonen. Ein zweiter Weg sei die Herabsetzung der Ackernahrung, die jetzt einen jungen Tonganer bei Erreichung des 16. Lebensjahres zugebilligt werde (rund 4 ha), – das sei jedoch nur bei einer neuen Landwirtschaftstechnik möglich.

Sprecher der Polynesier aus dem amerikanischen Kolonialgebiet Ostsamoa wandten sich gegen Geburtenbeschränkung. Die Samoaner seien stolz auf ihr Volk und wünschten seine Vermehrung. Ebenso lehnten sie die Abwanderung der jungen Männer ab. Man müsse die Tragfähigkeit der Inseln steigern. Auch Delegierte aus der ehemals deutschen Inselkolonie Nauru, die wegen ihrer Phosphatlager heute gemeinsam von Großbritannien, Australien und Neuseeland verwaltet wird, lehnten Geburtenbeschränkung ab. Im Gegensatz zu den Samoanern verlangten sie jedoch eine Umsiedlung auf ertragsreichere Inseln.

Abgeordnete aus der kleinen britischen Kolonie der Gilbert- und Ellice-Inseln traten dagegen für Geburtenkontrolle ein. Eine Steigerung der Tragfähigkeit sei kaum vorzustellen. Man könne höchstens von

einem Abbau der überlieferten Agrarverfassung eine Verbesserung des Ackerbaus erwarten.

Das melanesisch besiedelte Neuguinea jedoch wies auf seine Untervölkerung hin. Es sei bereit, Siedler aus den polynesischen Inselkolonien, besonders aus Nauru, aufzunehmen.

Argentinien und die Sowjetunion

Seitdem Argentinien 1946 die seit 1917 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion wieder aufgenommen hat, haben öfter Handelsvertragsgespräche mit der Sowjetunion stattgefunden. Als die argentinischen Delegierten zur Moskauer Wirtschaftskonferenz 1952 über die Möglichkeiten einer Handelsausweitung mit der Sowjetunion berichteten, lud der sowjetische Botschafter in Buenos Aires den argentinischen Außenminister zu einem Essen. Am 7. Februar 1953 empfing Stalin den argentinischen Botschafter Bravo in Moskau und besprach mit ihm den argentinisch-sowjetischen Handel. Ende März hatte Botschafter Bravo ein ausführliches Gespräch mit Außenminister Molotow.

Am 5. August 1953 wurde in Buenos Aires ein Handelsabkommen zwischen Argentinien und der Sowjetunion abgeschlossen, das einen Warenaustausch im Wert von je 75 Millionen Dollar vorsieht. Darüber hinaus gewährt die Sowjetunion Argentinien einen Warenkredit in Höhe von 30 Millionen Dollar bei der Lieferung von Industrieausrüstungen. Sie will liefern für

18 Mill. Dollar	Verkehrsmittel,
20 „ „	Ausrüstungen für den Bergbau u. die Erdölförderung,
25 „ „	Rohstoffe, Fertigwaren und Halbzeug. –

Die wichtigste sowjetische Lieferung besteht aus 500 000 t Erdöl und 300 000 t Kohle.

Argentinien liefert 20 000 t Wolle, 18 000 t Häute und Felle, 13 000 t Hammelfleisch, dazu Tannin, Leinöl, Fette, Käse, Speiseöl und Textilien.

SCHRIFTTUM

STADTFORSCHUNG — RAUMFORSCHUNG — LANDESPLANUNG

Ländliche Notstandsbezirke

Mehr als zehn Millionen Vertriebene aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße und Zugewanderte aus der sowjetischen Besatzungszone stehen heute in der Bundesrepublik den 39 Millionen Einwohnern der Vorkriegszeit gegenüber. Sie sind gezwungen, überwiegend auf dem flachen Land und in den kleineren Städten zu leben. In den überfüllten ländlichen Gebieten liegen die Schwerpunkte der Arbeitslosigkeit anders als während der 30er Jahre, wo sich die Arbeitslosigkeit auf die Städte konzentrierte. Die Tragfähigkeit der ländlichen Bezirke ist beschränkt; sie kann auch durch landwirtschaftliche Intensivierung nicht wesentlich gesteigert werden. Die Landwirtschaft selbst beschäftigt heute weniger Arbeitskräfte als in der Vorkriegszeit. Der Versuch, die zusätzliche Bevölkerung in den Arbeitsprozeß einzugliedern, erfordert in erster Linie eine Ausweitung der Beschäftigungsmöglichkeiten in der gewerblichen Wirtschaft, die bisher vorwiegend auf die Großstädte konzentriert ist.

Dementsprechend hat in den letzten Jahren eine sehr starke, freie oder durch die Flüchtlingsumsiedlung gelenkte Wanderung von den ländlichen Gebieten in die aufstrebenden industriellen Schwerpunkte der Bundesrepublik eingesetzt, die zwar noch durch den Wohnungsmangel gehemmt wird, aber doch die zu erwartende künftige bevölkerungspolitische Entwicklungstendenz klar erkennen läßt. Wir müssen mit einer „Verstädterung“ rechnen, die in ihrem Tempo selbst die Zeiten des schnellsten industriellen Aufschwungs im vergangenen Jahrhundert beträchtlich übertreffen wird. Die Bevölkerungszahl in den Großstädten des Bundesgebietes, die bis 1946 infolge der Evakuierungen und Kriegszerstörungen auf 10,2 Millionen gesunken war, lag Anfang des Jahres 1952 wieder bei 13,6 Millionen, obwohl die Kriegsschäden bei weitem noch nicht beseitigt werden konnten. Die Entwicklung wird in dieser Richtung weiter-

gehen; ihre Rückwirkungen auf die Umschichtung des Volkskörpers in sozialpolitischer Beziehung lassen sich heute noch nicht übersehen. Jedenfalls wird sich aber der Gegensatz zwischen den aufblühenden Schwerpunktgebieten der Bundesrepublik einerseits und den Bereichen wirtschaftlicher Stagnation und sozialer Erosion andererseits im Zuge dieser zu einem gewissen Teil zwangsläufigen Entwicklung verstärken; man vergleiche damit die *Distressed Areas* in Großbritannien oder das Verhältnis der Hauptstadt Paris zu den Abwanderungsgebieten des *désert français*. In der unter dem Gesichtspunkt des ganzen gesehenen richtigen Zuordnung von Stadt und Land läge eine der Hauptaufgaben einer Bundesstelle für Raumordnung, deren Schaffung sich als immer dringlicher erweist.

In den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch wurde häufig die Meinung vertreten, daß die durch die Folgen des Luftkrieges entstandene Bevölkerungsverteilung auf Stadt und Land als endgültig anzusehen sei. Das führte dazu, daß man teilweise daran dachte, die zerstörten Zentren der Großstädte überhaupt nicht wieder aufbauen zu wollen, sondern glaubte, mit einer Erweiterung der Vorstädte zugleich eine Auflockerung der städtischen Ballungen erreichen zu können. Diese optimistischen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Der Traditionalismus, das Beharrungsvermögen, die Auswirkung der Bodenpreise und des in den städtischen Zentren bereits investierten Kapitals waren stärker als alle Auflockerungswünsche der Städtebauer.

Bei dieser Lage ist es erfreulich, daß unter der Führung der Akademie für Raumforschung und Landesplanung verschiedene Zweige der Wissenschaft zu den drängenden Problemen der Raumforschung und der Landesplanung mit besonderer Berücksichtigung der durch die fortschreitende Verstädterung aufgeworfenen Fragen ihren Beitrag zu leisten versuchen.

Großstadtwanderung

E. Pfeil befaßt sich in einer sehr breit angelegten und nicht nur die deutschen Verhältnisse berücksichtigenden Arbeit mit den „Fragestellungen, Verfahrensweisen, Ergebnisse einer Wissenschaft, die dem Neubau von Stadt und Land von Nutzen sein könnte“. Sie geht aus von der Entwicklung der Großstadtforschung, die fast immer Zweckforschung gewesen ist, sich anfangs aber nur auf Teilgebiete richtete: die Volksgesundheit, den Verkehr, die Wohnungsfrage, die Bevölkerungsverhältnisse usw.

Erst vom Beginn des 20. Jahrhunderts ab wandte sich die Forschung dem Gesamtphänomen Großstadt zu, und besonders nach der Erschütterung der Abendländischen Welt durch den Ersten Weltkrieg wurde sie im Anschluß an Spenglers „Untergang des Abendlandes“ intensiviert; in den USA bildete sich eine Stadtsoziologie (Park, Burgess, Sorokin, Zimmermann) heraus; während bei Sombart die Großstädte als Schöpfungen des Hochkapitalismus erscheinen, sucht Mumford soziologische, wirtschaftliche und architektonische Gesichtspunkte für die Städteplanung nutzbar zu machen. Damit seien nur einige Schrittmacher der soziologischen Großstadtforschung genannt, deren Leistung die Verfasserin im einzelnen würdigt.

Am Anfang dieses Jahrhunderts erscheint erstmalig die Gestalt des Städtebauers (Camillo Sitte, Schumacher, Bernoulli); der Gedanke der Landesplanung, der sinnvollen Gestaltung nicht nur des städtischen Bereiches, sondern auch der sie umgebenden Region, taucht auf, wobei es kennzeichnend ist, daß die ersten Planungsgesetze aus den Wohnungsgesetzen heraus erwachsen sind (England, Holland). An die Stelle der isolierten Stadtplanung tritt in England das *Town and Country Planning*, in den USA das *City and Regional Planning*, auch in Deutschland tritt zum Städtebau und zur Stadtplanung die Landesplanung und Raumordnung. —

Der Hauptteil der Pfeilschen Arbeit ist den Gegenwartsproblemen der Großstadt gewidmet, wobei begreiflicherweise keine fertigen Lösungen geboten werden, sondern vielmehr, vorwiegend kritisch referierend, die ganze Breite und Tiefe der Problematik

aufgerissen wird von der Frage, ob wir uns zur Großstadt bekennen oder sie verneinen sollen, von dem funktionalen Begriff der Großstadt über das für ihre Größe, für die Form ihres Wachstums und ihre Stellung im sozialen Raum Typische bis zur Untersuchung der Motive, Formen, Wege und Auslesewirkungen der Großstadtwanderung, von der Untersuchung der großstädtischen Umwelt und der soziologischen Struktur der Großstadtbevölkerung bis zur geistigen Ausstrahlung des großstädtischen Menschen.

Das Verdienstvolle der Arbeit liegt zweifellos in der Gesamtschau und in dem Bestreben, dem Planer ein „Hilfsmittel an die Hand zu geben bei seinem Bemühen, im einzelnen das Ganze zu berücksichtigen“. Zugleich aber werden dabei die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit zwischen der Wissenschaft und der planerischen Praxis deutlich: die Wissenschaft muß, wenn sie Raumforschung betreibt, den Raumgesetzen in all ihrer Vielfältigkeit und ursächlichen Verknüpfung nachspüren. Wenn es ihr aber nicht gelingt, die Entwicklungstendenzen in so einfachen und klaren Leitlinien zu zeigen, daß sich unmittelbare Folgerungen für die Tagesarbeit des Planers und die von ihm zu treffenden verwaltungsmäßigen Entscheidungen daraus ableiten lassen, läuft sie Gefahr, ihre Ergebnisse nicht in dem gebührenden Maße berücksichtigt zu sehen.

Aus der Überfülle der Gedanken und Probleme seien hier nur einige herausgegriffen: Zu welcher Form soll sich die moderne Großstadt entwickeln? Schon Tessenow sprach vom „konstruktiven Abbau der Großstädte“. Aus der Erfahrung englischer Stadtplanung erwuchs der Gedanke der Trabantenstadt; die Weiterentwicklung führt zu dem Planetensystem und einer Landschaft von Städten; Reichow kommt demgegenüber aus dem Verästelungsprinzip heraus zum Radikalkombinat; entscheidend wird immer die Mittelpunktbildung und die Gliederung des Stadtkörpers sein, für welche der Gedanke der „Nachbarschaft“ (etwa von der Größenordnung eines Grundschulbezirkes = 5 000 Einwohner in England) grundlegend sein kann. Eine Größenbeschränkung wachsender Städte durch Verbote und Zugangsbeschränkungen oder durch die Genehmigungspflicht für neue Industrien ist wenig aussichtsreich. —

Führt die Verstädterung, wie Historiker und Biologen meinen, zwangsläufig zum Kulturverfall und Untergang? Historische Analogieschlüsse sind nicht zwingend, Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte haben nicht den Charakter von Naturgesetzen. „Die Großstadterfahrung der Monsunländer zeigt, daß es sehr wohl möglich ist, daß Völker Jahrtausende in großen Städten leben, ohne zugrunde zu gehen“ (Haushofer). Ob im Geburtenrückgang der Großstadt eine „metaphysische Wendung“ (Spengler) oder ein Phasenwechsel zwischen hochkapitalistischer Bevölkerungsvermehrung und spät-kapitalistischer Stagnation (Heberle, Haufe) zu sehen ist, läßt sich mit wissenschaftlichen Mitteln nicht entscheiden. –

Die Großstadt ist in ihrem Menschenmaterial, nach Lebensart und Leistungsfähigkeit abhängig von dem Charakter des Zugbereiches, aus dem sie sich durch Wanderungen ergäut; wie wird etwa Berlin sich demnach ändern durch den Wegfall der Ostprovinzen, oder welche Wandlungen sind in der großstädtischen Struktur Westdeutschlands infolge der Überlagerung durch den Flüchtlingsstrom zu erwarten?

Als Motive für den Zug zur Großstadt wirken nicht allein wirtschaftliche, sondern auch psychologische Gründe; bei der Planung sollte man beachten, daß es eine Landflucht, sobald die Abwanderung zur Tradition geworden ist, auch in den Gebieten gibt, in denen ländliche Ausbaumöglichkeiten noch vorhanden sind oder sich durch Intensivierung schaffen lassen; man erinnere sich des Verlassens der Höfe durch den Hof-erben in manchen französischen Landschaften; in Württemberg werden der nächsten Generation Tausende von kleinbäuerlichen Betrieben auslaufen, damit entfällt künftig eine Bevölkerungsgruppe, die Generationen lang beste Handwerker und Facharbeiter an die Städte abgab.

Konstruktive und funktionale Planung

J. H. S c h u l t z e untersucht das Verhältnis von Stadtforschung und Stadtplanung in einer historisch-empirischen weltweiten Analyse, die sich nach bewährter geographischer Methode auf dem Stadtgrundriß aufbaut. Die ausgewählten Kulturstufen und Kulturgebiete reichen von den Altkulturen in Ostasien, Ostindien, Mittel- und Südamerika über die Altkulturen des

Mittelmeerkreises und des Orients, die Städtegründungen des deutschen Mittelalters im Altreich und im deutschen Osten bis zur Renaissance und zum Barock und von den spanischen, britischen und holländischen Kolonialstädten bis zur Stufe der Maschinenkultur in USA und anderen Überseeländern mit ihren städtebaulichen Aufgaben in den Masseneinwanderungsgebieten, dem Überschieben auf die ostasiatische Altkultur und dem Eindringen in die Tropen und landschaftlich ganz andere Neuländer. Sie mündet schließlich ein in die Problematik des Städtebaues in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. In bezug auf die Absichten, die dem Städtebau zugrunde liegen, werden die Möglichkeiten des intuitiven Bauens, des schematischen Planens und des konstruktiven Planens unterschieden.

Bei dem intuitiven Bauen wird auf die zukünftige Gesamtentwicklung der Stadt keine Rücksicht genommen.

Das schematische Planen vollzieht sich ohne Anpassung an die konkreten Besonderheiten des Einzelfalles vorwiegend in einer kultisch gebundenen Form – wie z. B. im alten Ostasien (Kifu in Schantung, Peking, Kyoto, Hindukultur Südindiens, Kambodscha, Sumatra und Java) und bei den Altkulturen in Ägypten, Etrurien und Mesopotamien – oder in der Form des durch die technische Routine bestimmten Bauens wie bei den Kolonialstädten alten Stils – z. B. der „Papierstädte“ in Südontario oder Batavia.

Bei dem konstruktiven Planen lassen sich die Formen des konstruktiv-architektonischen Planens mit vorwiegender Betonung ästhetischer Gesichtspunkte, des zweckhaften Planens, bei dem einzelne Überlegungen über den Verkehr, die Lagerung der Industrie usw. überbetont werden, und schließlich des konstruktiv-funktionalen Planens unterscheiden, dem möglichst vielseitige wissenschaftliche Erkenntnisse über die Gesamtfunktion der Stadt zugrunde liegen.

Dieses konstruktiv-funktionale Planen sollte für den modernen Städtebauer die selbstverständliche Planungsform sein, und man fragt sich wohl zunächst, warum es zu dieser Feststellung einer so weit gespannten Analyse bedarf.

Aber es hat sich keineswegs ein kontinuierlicher Aufstieg von der Form des intuitiven oder des schematischen Bauens zu der

Form des konstruktiv-funktionalen Planens vollzogen.

Individuelle Planung auf der Grundlage möglichst vielseitiger wissenschaftlicher Erkenntnisse tritt auch durchaus nicht erst seit dem 19. Jahrhundert, sondern schon wesentlich früher in verschiedenen Kulturgebieten auf: in den großen Oasen der Chimukultur an der Westküste Südamerikas, in Cuzco, der alten Hauptstadt des Inkareiches, teilweise in den Provinzstädten des römischen Kaiserreiches oder bei der Ostkolonisation des deutschen Mittelalters.

Das funktionale Denken mit seiner Erforschung der Lebensgrundlagen der Städte, das sich im 19. und 20. Jahrhundert allmählich durchgesetzt hat. Und auch heute noch wird das keineswegs von allen Städtebauern erstrebt, vielmehr stehen rein architektonische Gesichtspunkte häufig noch im Vordergrund, und in vielen Fällen wird lediglich Flick- und Restaurationsarbeit geleistet. Jedenfalls haben wir keinen Grund zu der Feststellung, wir hätten es doch so herrlich weit gebracht.

Bemerkenswert ist, daß die fortschrittlicheren Planungsformen häufig zur einfachen Routine absinken und damit erstarren, wie in der griechischen Antike, in der deutschen Ostkolonisation, im Barock; man erinnere sich auch der Fehler in der älteren Kolonialkultur (Alt-Batavia, Alt-Rio usw.) und ihrer Folgen.

Jeder Planer wird die Forderung nach einer möglichst umfassenden funktionalen Forschung bejahen. Dabei darf das Ziel nicht das Zusammentragen von beziehungslosem Einzelmaterial aus den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft sein, der Geographie, der Wirtschaftswissenschaft und Soziologie, der Verkehrswissenschaft, den technischen Wissenschaften; die Untersuchung darf nicht in Einzelanalysen versickern, sondern muß zu einer Synthese vordringen.

Auch die von Schultze erhobene Forderung, daß die Wissenschaft darüber hinaus zur Prognose fortschreiten müsse, die vielfach als nicht zum wissenschaftlichen Aufgabenbereich gehörig abgelehnt wird, wird jeder Planer begrüßen. Notwendig wäre danach nicht eine neue Wissenschaft, sondern eine neue Methode der Stadtforschung parallel zur Methode der Raumforschung.

Allerdings hier melden sich zugleich die Zweifel: die Raumforschung, die eine Integration der Wissenschaften zur Vorbereitung

der großräumigen Landesplanung sein sollte, hat für die Praxis der Landesplanung bislang keineswegs den Erwartungen entsprochen. Aber eine Integration bei der Stadtforschung ist wegen des kleineren Forschungsprojektes leichter, und man kann daher hoffen, daß sie eine günstigere Entwicklung nehmen wird. Ob es freilich richtig ist, daß der Forscher außerhalb der Planung steht, wenn auch in Verbindung mit ihr, wie Schultze es vorschlägt, muß zweifelhaft erscheinen; die bisherigen Erfahrungen mit der Raumforschung sprechen nicht unbedingt dafür. —

Die Grenzen der Raumforschung

„Raumforschung ist sehr weitgehend Gesellschaftsforschung, Soziologie.“ Das ist der Leitgedanke eines „Raum und Gesellschaft“ betitelten Bandes der Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, in dem die Referate einer gemeinsamen Tagung ihrer Forschungsausschüsse „Raum und Gesellschaft“ und „Großstadtprobleme“ zusammengefaßt sind. Er ist einerseits einer Untersuchung der methodischen Elemente einer sozialen Raumforschung gewidmet, worunter Beiträge zum soziologischen und anthropologischen Bevölkerungsbild sowie zur sozialen Volksforschung und Landeskunde verstanden werden; er bringt zum anderen Beispiele aus der angewandten sozialen Raumforschung, wobei wieder die Großstadtfrage eine Rolle spielt, außerdem aber die Vertriebenen- und Flüchtlingsbevölkerung und das Begabungspotential der Bevölkerung zur Diskussion stehen. Der Rahmen, in den die 24 Einzelreferate eingepaßt werden, ist außerordentlich weit; die Themen reichen von der „generativen Form spezifischer Bevölkerungen“ über die „Typen des sozialen Verhaltens und ihrer Standarde“ bis zur „Verschwägerung (Konubium) als soziologischem Maßstab für die Einwurzelung der heimatvertriebenen Bevölkerungsgruppen“ oder der Untersuchung der „Ergebnisse der politischen Wahlen als Quelle der politischen Soziologie“.

Der Landesplaner steht zunächst etwas überrascht vor der Überzahl der Fragestellungen und Erkenntnisse, die aus dem Füllhorn der soziologischen Wissenschaft vor ihm ausgeschüttet werden, und er fragt sich

zweifelnd, wie er nun wohl die einzelnen, recht unterschiedlichen Bausteine für die ihm gestellte Aufgabe, Entwicklungsprogramme und Entwicklungspläne für größere oder kleinere Gebiete aufzustellen, nutzbar machen könne. Er wird aus dem klaren Beitrag über die „Lehren der griechisch-türkischen Umsiedlung 1922/23“ (J. H. Schultze) seine Folgerungen ziehen können, aber er fragt sich andererseits auch mit leichtem Kopfschütteln, ob die „Promiskuität und Geschlechtskrankheiten“ zu den vordringlichen Themen einer angewandten sozialen Raumforschung gehören und ob mit dem in dem Beitrag „Papillarmuster als anthropologische und stammeskundliche Leitzeichen“ geforderten „Einbau der anthropologischen Daktylographie in die Raumforschung“ der praktischen Landesplanung, etwa bei der Ansetzung neuer industrieller Betriebe, wirklich ein Dienst erwiesen würde.

Sicherlich ist es methodisch richtig, bei der Festlegung des Aufgabenbereiches einer soziologischen Raumforschung zunächst den Umkreis recht weit zu ziehen und erst später in diesem Rahmen die Schwerpunkte zu ermitteln, auf die sich die Forschung vordringlich erstrecken müßte. Es besteht dabei leicht die Gefahr, die Bedeutung eines Themas für die landesplanerische Praxis zu überschätzen, wenn es allein aus dem Blickwinkel eines spezialisierten Wissenschaftlers betrachtet wird; daher dürfte es zweckmäßig sein, Raumforschungsprogramme, soweit die Fragestellungen nicht unmittelbar von der Landesplanung an die Wissenschaft herangetragen werden oder in ihrem eigenen Zuständigkeitsbereich beantwortet werden müssen, zwischen Praxis und Wissenschaft in enger Zusammenarbeit aufeinander abzustimmen, um den wissenschaftlichen Erkenntnissen einen möglichst großen Nutzeffekt bei ihrer Anwendung in der Planung zu gewährleisten.

Werner Witt

Elisabeth Pfeil, *Großstadtforschung*. Veröff. der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Abhandlungen, Band 19. Walter Dorn-Verlag, Bremen-Horn, 1951, 272 Seiten.

J. H. Schultze, *Stadtforschung und Stadtplanung*. Veröff. der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Abhandlungen, Band 23. Walter Dorn-Verlag,

Bremen-Horn, 1952, 186 Seiten. 20 Abb. u. Diagr.

„Raum und Gesellschaft.“ *Referate und Ergebnisse der gemeinsamen Tagung der Forschungsausschüsse „Raum und Gesellschaft“ (Leiter: K. V. Müller) und „Großstadtprobleme“ (Leiter: E. Pfeil) der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Forschungs- und Sitzungsberichte, Band I 1950, 1. Lieferung.* Walter Dorn-Verlag, Bremen-Horn, 1952, 186 Seiten.

Ende der Etappe in Korea

Marguerite Higgins war für eine große amerikanische Zeitung Kriegsberichterstatlerin in Korea, als 1950 der Krieg ausbrach. Sie charakterisiert sich bei zweifellos erstaunlicher Energie vor allem dadurch, daß sie vom Krieg mehr zu verstehen meint als mancher wohlverdiente amerikanische Offizier.

Der Rezensent versteht nur zu gut, warum General Walker diese Frau nach Hause transportieren wollte.

Daß sie durch ihre vorwitzigen Berichte dem Gegner Tips gab, entschuldigte sie.

Im Schlußkapitel ist zu lesen: „Politisch gesprochen, beginnt die Zeit für uns zu arbeiten. Die Kommunisten beginnen in Asien bereits ihren Ruf zu verlieren.“ Hier begeht M. Higgins denselben Fehler, den sie eingangs der amerikanischen Wehrmacht vorwirft: daß diese die Dinge zu leicht genommen habe. Auf S. 241 gibt sie ihr besonderes Rezept für die Weiterführung des Krieges bekannt: „Das, was Amerika in großen Massen erzeugen müßte, wäre der Mut.“

Nur an wenigen Stellen gewährt das Buch gute Einblicke in das Wesen des koreanischen Feldzuges. Diese Stellen allein aber würden nicht rechtfertigen, so ausführlich von M. Higgins zu sprechen, wenn ihr nicht vom Übersee-Press-Club einmal ein Preis verliehen worden wäre. Mit dem Krieg ist auch die Etappenkonjunktur in Korea zu Ende.

M. Schwind

Marguerite Higgins: *Kriegsschauplatz Korea (War in Korea)*. Verlag der Parma-Edition, Frankfurt a. M. 1951. 247 S.

FREIE AUSSPRACHE

EIN GRÖßERES VATERLAND?

Europa und die islamische Welt

Sehr geehrte Herren!

Beim Lesen der Zuschrift „Mitteleuropäische Reichsunion“ in Ihrem Aprilheft 1953 schien es mir, daß der darin erkennbare sehr gute Wille eines weiteren und lebensfähigeren Rahmens bedarf, als ihn ein Mitteleuropäisches Reich bieten kann. Eine nur mitteleuropäische Lösung, die noch die Aufgabe des wilhelminischen Zeitalters sein könnte, wäre angesichts der heute das Leben bestimmenden Raumkolosse nicht mehr von Dauer und könnte auch durch „lapidare Gesetzgebung“ kaum geschützt werden. Es müßte also von vornherein mindestens eine gesamteuropäische Lösung, etwa ein „Europäisches Reich“, gesucht werden.

Allerdings wäre heute sogar ein gesamteuropäisches Gebilde in Gefahr, eine Art romantischer Igelstellung darzustellen, die ökonomisch und strategisch-politisch schwer gehalten werden könnte, weil sie zu raumarm und leicht umgehbar wäre. In seiner Selbstbiographie *Crusade for Pan-Europe* hat Coudenhove-Kalergi darauf hingewiesen, daß Pan-Europa nicht hinter einer westlichen oder lateinisch-germanischen Maginotlinie verschwinden und sich auf eine kleine Halbinsel des eurasiatischen Festlandes zurückziehen darf, um sich dann panasiatischen und panislamischen Kolossen gegenüberzuzeigen, die es schließlich in irgendeiner Form dem Untergang überantworten würden. Daher müßte Europa, oder eine „Europäische Reichsunion“, von vornherein zumindest vorderasiatische und nordafrikanische Gebiete einzuschließen und zu integrieren suchen, selbstverständlich auf der Grundlage voller Gleichberechtigung. Das Mittelmeer als Mare Nostrum wäre die Mindestforderung. Zumal die Gefahr besteht, daß der Islam bei seiner jetzigen Neigung zur Anbahnung permanenter panislamischer Igelstellungen auf der Grundlage seines theokratischen Scharia-Rechts beharrt, obgleich die Aufrechter-

haltung dieser romantischen Reservate weder im westlichen noch in seinem eigenen Interesse ist.

Ein Zerfall von in jeder Hinsicht zusammengehörenden Gebieten in eine „Festung Europa“ und eine „Festung Islam“ wäre bei der heutigen Bedrohung aller Beteiligten eine Tragödie und läge nur im Interesse der asiatischen Kolosse und des Kalten, oder weniger kalten, Krieges, dem er anziehendes Panzer-Gelände zur Verfügung stellen könnte: „Atomisierung“ in jedem Sinne des Wortes wäre das Schicksal aller Beteiligten. Mir will scheinen, daß nur eine volle Zusammenarbeit zwischen Europa und dem Vordenen Orient, möglichst einschließlich Indiens, lebensfähige föderative Gebilde ergeben kann, die den russischen und chinesischen Giganten der Gegenwart und Zukunft, die sich zu einem unerhört gefährlichen eurasischen Reich zusammenschließen können, mit Erfolg gegenüber und an die Seite gestellt werden könnten. Eine Vorsichtsmaßnahme dieser Art soll keineswegs zu einem prinzipiellen oder dauernden Gegensatz zum Chinesentum oder Asiatentum führen; sie kann aber die erforderliche Achtung für Europa – und den Nahen Osten – erhalten oder wiederherstellen.

Die russischen Weltpläne sorgen schon allein dafür, daß die Entstehung eines Orient-Europa, oder zumindest eines Pan-Europa, dringendste Forderung bleibt. Aber auch die „Da-Tung“-Instinkte der Chinesen nötigen auf die Dauer dazu, denn dieser urchinesische Begriff (etwa „Große Gleichheit“) schließt riesige, zumindest panasiatische, Expansionen ein und wird in diesem Sinne auch von Mao erwähnt. „Da-Tung“ wird daher auch etwaige chinesische Afrika-Bestrebungen decken, zumal die Chinesen sich genau entsinnen, daß ihre Ming-Dynastie einst Schiffe nach Afrika entsandte.

Bei einem Zusammenschluß dieser Art wäre der kulturelle Faktor von großer Wichtigkeit, weil er nicht nur das tech-

nische Funktionieren, sondern auch die Herzlichkeit und Dauer des Zusammenarbeitens bestimmt. Der oft vorgeschlagene „Bilingualismus“ kommt kaum in Frage, weil er sich ausschließlich auf Englisch und Französisch, also auf eine extrem-westliche Mentalität, bezieht und daher nur einem Teil der eurasischen und afrikanischen Geistigkeit gerecht werden kann. Daher müßten Deutsch, eine slawische Sprache und Arabisch oder Türkisch sicherlich mitberücksichtigt werden. Obgleich die in den russischen und chinesischen Räumen mögliche kulturelle Einheitlichkeit und monolithnostj im Westen nicht erreichbar und wünschbar ist, wird sich doch eine zu große Buntscheckigkeit einigermaßen vermeiden lassen.

„Nox ruit, Aeneas“ setzte Toynbee seinem Magnum Opus voran. Inzwischen scheint er in seinem Buch *The World and the West* anzudeuten, daß die Nacht schon über uns hereingebrochen ist. Er traut also wohl Europa nicht mehr zu, daß es eine würdige und bleibende Großraumlösung für sich und die Anrainer findet, oder daß es fähig ist, sich voll mit dem Dar-al-Islam, wozu in einem gewissen Sinne ja auch Israel gehört, zu verständigen und zu verbinden. In vielen wird aber der Glaube lebendig bleiben, daß ein „gigantisches Versöhnungswerk“ (K. M. Weiss) noch versucht werden kann und sogar den Segen des Himmels – oder Allahs – haben wird.

John H. Paasche

Die Völker der Sowjetunion

Sehr geehrte Herren!

Die inzwischen verstorbene Frau Johanna Kraner überschreibt ihre Zusage (April 1952) richtig mit „Die Sowjetunion und ihre Völker“. Dagegen ist die Formulierung im Text: „Völker Rußlands“ irreführend.

Außer den Russen selbst betrachtet sich keins der im Staatsverband der Sowjetunion lebenden Völker als Bewohner Rußlands oder als Teil des russischen Volkes. Die nichtrussischen Völker Eurasiens sind seit Jahrzehnten Objekte der Russifizierungs- und Bolschewisierungspolitik des Kreml. Deswegen werden nach einem Zerbrechen der Kreml-Zentralge-

walt zentrifugale Kräfte frei werden, ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Erfordernisse. Bestenfalls kann an einen losen Staatenbund gedacht werden, der völlige Gleichberechtigung der einzelnen Staaten und das Aufhören der Hegemonialstellung Rußlands als Voraussetzung haben müßte. Zu einem „Bund der Völker Rußlands“ dürfte es wohl kaum kommen.

Die Verfasserin spricht von vier großen Gebieten als Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Diese Einteilung trägt den ethnographischen und politischen Gegebenheiten nicht ganz Rechnung. Vor allem wird übersehen, daß die staatliche und administrative Gliederung der Sowjetunion nach ethnographischen Gegebenheiten vollzogen worden ist. Die UdSSR besteht aus 16 Unions-Republiken, darüber hinaus existieren noch 16 autonome Republiken (ASSR), 9 Autonome Gebiete (AG) und 10 Nationale Kreise. Die Grenzen dieser administrativen Gebilde fallen mit den Volkstumsgrenzen zusammen. Die einzelnen Völker haben in der Sowjetunion natürlich nur formal Souveränität, Autonomie, kulturelle Selbstverwaltung und dergleichen, faktisch geschieht nichts, was der Kreml nicht will oder nicht weiß.

Nach dem Sturz der heutigen Macht-haber im Kreml wäre es daher weniger wichtig, neue Staatsgebilde zu schaffen, als vielmehr die formal bereits bestehenden Staaten (Unions- und Autonome Republiken) von der Zentralmacht zu befreien. Dabei darf nicht übersehen werden, daß nach dem Zweiten Weltkrieg die Wolgadeutschen, Kalmücken, Tschetschenen, Inguschen, Balcharen, Karatschaier, Kosaken und Krimtürken größtenteils aus ihren Siedlungsgebieten deportiert und über sibirische und mittelasiatische Arbeitslager verstreut wurden. Die Autonomen Republiken dieser Völker existieren nicht mehr, und die Völker selbst werden in der amtlichen Sowjetstatistik nicht mehr geführt. Ihre Überlebenden hätten nach der Befreiung ein Anrecht auf eine eigene Heimstatt.

Es ist ferner anzunehmen, daß die Karelischer Anschluß an Finnland und die Moldauer Anschluß an Rumänien suchen würden. Die Befreiung vom bolschewistischen Joch würde eine Fülle von Proble-

men zur Folge haben. Grenzziehungen, wirtschaftliche und strategische Interessen, nationale Minderheitenprobleme und kulturelle Ansprüche – das wären die Schwierigkeiten, mit denen man die neu-gewonnene Freiheit würde bezahlen müssen.

Der Pessimismus der Verfasserin, die meint, daß derartige Prognosen sinnlos seien, ist nicht ganz berechtigt. Wohl wissen wir nicht, wann und wie die Macht des Kreml zerbricht, doch ist der nationale Freiheitswille der bolschewistisch unterjochten Völker in der Sowjetunion immerhin die Voraussetzung für den Tag der Befreiung, den auch die antibolschewistischen Nationalkomitees dieser Völker im westlichen Exil mit aller Kraft vorzubereiten helfen.

Gunnar Buxell

Vielvölkerheere

Sehr geehrte Herren!

Der Bericht des Generals von Heygen-dorff in Ihrem Aprilheft und die italienischen Beiträge zu Ihrer Zeitschrift veranlassen mich zu einer Mitteilung aus der Praxis. Stellen Sie sich eine Kaserne vor, an ihrem Eingang eine mysteriöse Tafel: Mixed Service Depot. Den wißbegierigen Spaziergängern wird geantwortet:

„Ach ja, da sind Ausländer untergebracht und Engländer und auch ein paar von den deutschen HIWIS –. Sie wissen schon, was ich meine – die sich den Engländern verkauft haben.“

Die richtige Antwort müßte aber lauten: „Dort ist ein Ausbildungslager der Engländer, in dem freiwillige Angehörige verschiedener Nationalitäten für den Wachdienst (Watchman Service = W.S.) innerhalb des Bereichs der britischen Rheinarmee geschult werden.“

Und die „Schüler“ sind tatsächlich: Durch den Krieg heimat- und brotlos gewordene Männer der M. S. O.: Polen, Jugoslawen, Letten, Esten, Litauer und eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Deutschen, die aus den Reihen der seit 1945 bestehenden Deutschen Dienstgruppen G. S. O. (DDO) stammen. (Über die moralische Seite der DDO ist seitens der Bundesregierung klar genug positiv geurteilt worden.)

Dieses Lager, kaum beachtet, (wie auch die ähnlichen Organisationen anderer Schutzmächte) bildet unter und mit dem kleinen britischen Stab, je einem (deutschen) G. S. O. (WS)-Stab, einem (Ausländer) M. S. O. (WS)-Stab und den jeweiligen „Schülern“ auf ausdrückliche Anordnung der britischen Leitung hin eine Familie (von zunächst mehr oder weniger mißtrauischen Familienmitgliedern). Sie lernen jedoch bald, einander zu trauen und zusammenzuarbeiten, zu „kooperieren“.

Unvoreingenommen, – kann man diese Organisation eine Zelle unserer großen europäischen Familie nennen (mit all ihren Vorzügen, aber auch ihren Fehlern). Wenn man davon absieht, daß im vorliegenden Falle wohl mehr die Notlage jedes Einzelnen den Zusammenschluß bewirkt, könnten wir diese Familie, da der Dienstbetrieb in mancher Hinsicht wenigstens äußerlich mit dem soldatischen verwandt ist, auch als einen Probefall der Europa-Armee bezeichnen.

Die Mentalität der Männer und führenden Persönlichkeiten anderer Nationen zu erkennen, sie nutzbringend einzuschalten in den gemeinsamen Arbeitsplan bei gleichzeitig einwandfreier Menschenbehandlung, mußte die vornehmste Sorge des Unternehmers, der britischen Rheinarmee, sein.

Sie erkannte, wenn auch unter (noch nicht ganz abgeklungenen) Schmerzen, insbesondere als 1951 sich deutsche Männer, voll guten Willens, am Aufbau zu helfen, gleichgültig in welcher Form, zu dieser Organisation fanden und manch harte Nuß zu knacken war, daß Kolonialmethoden niemals geeignet sind, Mitarbeiter zu gewinnen!

Die später erfolgende, allerdings noch nicht konsequent durchgeführte, umsichtige Auswahl der leitenden Offiziere und der führenden Personen der Nationalitäten bewies Anpassungsfähigkeit und eine positive Auswertung gemachter Erfahrungen. Daß der Kommandeur wie auch ein Teil der übrigen britischen Vorgesetzten nicht nur Deutsch, sondern auch die eine oder andere Ostsprache teilweise beherrschten und in der Menschenführung versuchten, ihr Bestes zu tun, wurde ein Grund für die verhältnismäßig reibungs-

lose Zusammenarbeit und das Erwachen des Vertrauens zur Führung.

Die auch hier wieder gemachte Erfahrung, daß Führer, insbesondere in gemischten Verbänden eine Auslese sein müssen, ist nicht neu. „Selbstherrlichkeit“ müßte der Vergangenheit angehören, dergleichen „Radfahrertum“, „Vetternwirtschaft“ und „mehr scheinen wollen, als sein“.

Ausübenlassen individueller religiöser Handlungen, gemeinsames Feiern der nationalen Feiertage (der britischen, der der Osnationen und der deutschen Gedenktage der Gefangenen, Gefallenen, usw.), Zulassung eigener Pfarrer und Ärzte taten ein übriges, um eine, wenn auch lokkere Gemeinschaft zu erwecken und zu erhalten.

Daß es trotz dieser Zugeständnisse nicht einfach ist, die Gefühlswelt aller Beteiligten auf einen Nenner zu bringen, beweisen immer wieder unerwartete Vorkommnisse. —

Denn eine völlige Gleichberechtigung, die in einer Europa-Armee Grundbedingung ist, kann der Eigenart dieses Lagers entsprechend wohl nicht vollkommen durchgeführt werden.

Wenn auch die „Befehlssprache“ die des Brotgebers ist und sein muß, (natürlich beherrschen G. S. O. (WS)-Stab und M. S. O. (WS)-Stab diese auch) so wird trotzdem mit gutem psychologischen und praktischen Erfolg die eigene Sprache jeder Nationalität weitgehend gewahrt und im internen Dienst verwendet.

Notwendigenfalls stellen Dolmetscher die Verbindung her. Es darf aber nicht zur sogenannten „Dolmetscherführung“ kommen, was sich mitunter auch hier ergab, denn dadurch wird der Verständigung der Herzen mancher Stein in den Weg gelegt.

Daß eine einheitliche „supranationale Befehlsgebung“, Gliederung, Erziehung und Ausbildung sich durchführen läßt, beweist der Dienstbetrieb hier und in den Standorten. Die unter Führung eigener Chefs stehenden kleineren Wacheinheiten verschiedener Nationalität im Bereich der britischen Rheinarmee büßen kaum etwas von ihrer Eigentümlichkeit ein und bieten doch ein geschlossenes Bild und Werkzeug in der Hand der Führung.

Allen gemeinsam ist die Orientierung nach dem Westen, weil fast alle diese Menschen den Osten aus erster Hand kennen und der Engländer sich hat belehren lassen, wie die von ihm durchgeführten politischen Befragungen oder „Säuberungen“ klar erkennen lassen.

Die Erfahrung zeigt auch, daß die Unterschiede der Nationen und die Erinnerungen an geschichtliche Fehler — jedenfalls beim kleinen Mann — schwinden, wenn im Unterricht, in Gesprächen, Diskussionen, Vorträgen, Erfahrungsberichten aus dem Krieg gegen den Osten die große Schicksalsfrage „Westen — Osten“ an den Tag tritt.

Es zeigt sich jedoch auch, daß unter den führenden Männern Themen wie Oder-Neiße-Linie, Saarfrage, Kriegsverurteilte o. ä. „delikate“ Dinge nur sehr sachlich oder gar nicht berührt werden dürfen. Das Zustandekommen und die Einheit der Europa-Armee wird von der Klärung dieser Fragen weitgehend abhängig sein.

Aber man darf diesen Fragen niemals ausweichen, und der Führende muß den Westen vorbehaltlos bejahen, — sei es auch auf Kosten mancher durch die Zeit überholter nationaler Forderungen.

Eng damit zusammen wird eine einwandfreie Einstellung zur demokratischen Staatsform gefordert und vorgelebt, wenn das auch im Hinblick auf die Eigenart dieses Lagers nicht immer ganz einfach ist.

Der Ausbildungschef der deutschen Abteilung z. B., seit 1924 Soldat, mit vielen Wassern gewaschen, weiß aus eigener Erfahrung in alter und neuer Zeit, was falsch und richtig ist.

Mit Argusaugen wacht er über den „Instructors“ und, um dieselben Erfolge durch Wahrung der Menschenwürde in Verbindung mit einer zweckvollen Ausbildung zu erzielen, nehmen auch die Ausbilder der anderen Nationalitäten freudig sein Beispiel auf. Der Engländer läßt, um moderne Gesichtspunkte mit bewährten alten aus dem Erfahrungsschatz anderer Nationen zu verbinden, soweit es die Erfordernisse des Ganzen zulassen, freie Hand. Die Erfahrung zeigt: so geht es und sogar besser als mit Engherzigkeit. Auf eine gewisse Härte wird nicht verzichtet. Disziplin muß sein. Das wird auch von den Schülern anerkannt.

Dieser kleine Ausschnitt aus dem Leben dieses Depots mag zum Nachdenken anregen und aufzeigen, wie eine gemischte Organisation erzo-gen, geführt und gebildet werden kann, so daß sie, wenn im vorliegenden Fall auch noch etwas zwangsläufig, in einer Richtung denkt und arbeitet.

Es sollte nicht schwerfallen, bei geeigneter Auswahl der Führer, bei richtiger Erziehung, Ausbildung und Menschenbehandlung und nicht zuletzt durch Schaffung der politischen und menschlichen Vorbedingungen eine Europa-Armee zu schaffen und die Völker in der Europäischen Familie von ihrem Sinn, ihrer Notwendigkeit und ihrer Arbeitsfähigkeit zu überzeugen.

Miles europaeus

Zum Auswandern muß man fähig sein

Sehr geehrte Herren!

Zur Auswanderungsdiskussion in Ihrem letzten Heft glaube ich, daß wir überhaupt nicht mit einer wirklich erheblichen Auswanderung aus Deutschland werden rechnen dürfen. Es ist ja auch nach 1919 zu keiner erheblichen Auswanderung gekommen.

Wir sehen das Auswanderungsproblem viel zu sehr unter den Gesichtspunkten der Auswanderung nach Amerika in der Zeit von 1870 bis 1890. In den 1880er Jahren gingen alljährlich 250 000 deutsche Menschen nach den USA – übrigens aus einem wirtschaftlich aufsteigenden Deutschland. Diese Auswanderer wußten, daß das Greenhorn in den USA selbstverständlich zunächst die schwerste, schmutzigste und schlechtest bezahlte Arbeit zu tun habe. Dazu waren sie bereit. Sie fürchteten sich auch nicht vor der Landarbeit, denn die große Masse unter ihnen bestand aus erblosen Bauernsöhnen, Landarbeitern und Bauernknechten. Sie wußten aber auch, daß hinter der schweren Arbeit die Chance stand, in absehbarer Zeit ein wohlhabender und sozial geachteter Farmer zu werden. Diese Chance verkörperte sich im Bundes-Landfonds, der jedem Einwanderer das Recht auf 160 acres (64 ha) unkultivierten, aber kulturfähigen Landes garantierte, wenn er sich verpflichtete, USA-Bürger zu werden und

fünf Jahre lang das Land zu bebauen und zu bewohnen. Bald nach 1890 war der Landfonds erschöpft, die Chance hörte auf, und mit ihr hatte die deutsche Auswanderung als Massenerscheinung auch ihr Ende erreicht.

Heute haben wir den Typus des wetterharten und unermüdlichen Bauernsohnes und Landarbeiters als Auswanderungslustigen kaum noch. Das Land ist inzwischen so weit ausgeblutet, daß die Landmaschine aushelfen muß. Schon um 1900 prägte Friedrich Naumann den Satz, der Durchschnittsdeutsche der Vergangenheit sei der Bauer gewesen, der Durchschnittsdeutsche der Zukunft werde der Industriearbeiter sein. Der moderne Auswanderer geht nicht aufs Land. Übrigens gibt es nirgends mehr die Chance – wie damals im USA-Mittelwesten – ohne mitgebrachtes Eigenkapital nur mit zwei starken Fäusten es bis zum selbständigen Farmer zu bringen. Heute muß überall erst einmal viel Kapital investiert, Entwässerung oder Bewässerung, Seuchenbekämpfung usw. finanziert werden, bevor der Siedler anfangen kann.

Ich sprach vor kurzem einen Mann, der als Kriegsgefangener in Frankreich gewesen und dann als freier Arbeiter in Frankreich geblieben war. Jetzt wollte er nicht wieder nach Frankreich zurück. Ich fragte: Warum nicht, da es ihm doch offenbar ganz gut in Frankreich gefallen habe? Er antwortete auf gut plattdeutsch: „Ick wull de Franzosen nich immer blot ehren Schiet nakleien!“ d. h. er wollte den Franzosen nicht für alle Zeit die Dreckarbeit machen. Eine andere Chance sah er nicht. Man könne, sagte er, in Frankreich ja doch bloß Landarbeiter oder Bergarbeiter werden, und dazu brauche er nicht aus Deutschland fortzugehen.

Da der hochqualifizierte Facharbeiter es nicht nötig hat, auszuwandern, so müßte die Masse der Auswanderer von den Gruppen der ungelerten oder angelernten Industriearbeiter und der durchschnittlichen Angestellten gestellt werden. Aber wo findet dieser Auswanderertyp seine Chance? Ein Einsender weist mit Recht in Ihrem Augustheft 1952 auf unausgeschöpfte gewerbliche und industrielle Möglichkeiten Frankreichs hin. Er fügt aber hinzu: „Allerdings stört eine

größere Einwanderung die Gemütlichkeit des Lebens, denn sie ist nur möglich, wenn der Arbeitseifer gesteigert wird und das Arbeitsethos einen neuen Inhalt bekommt." Darauf ließe sich vom französischen Standpunkt mit Recht antworten: „Aber warum denn das alles? Was gewinnt denn das französische Volk dabei, wenn es die Behaglichkeit seiner Lebensführung und die Gemächlichkeit seines Arbeitstempos opfert und sich unter die Hetzpeitsche des irrsinnigen deutschen Arbeitstempos begeben würde? Sind nicht die Deutschen in aller Welt deshalb so unbeliebt, weil sie allen Leuten dieses verrückte Arbeitstempo aufzwingen wollen? Vielleicht können sie ja nicht leben, ohne unablässig zu schuften – aber wir, wir möchten Kulturmenschen bleiben!“

Über solche Volksstimmungen kann sich ein totalitärer Staat hinwegsetzen – eine demokratische Regierung kann das nicht. Man erinnere sich des entschlossenen und erfolgreichen Widerstandes der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter der USA und Australiens gegen die Einwanderung allzu billiger und allzu williger Arbeitskräfte. Kann man wirklich im Ernst verlangen, daß die französischen Arbeiter bereit sein sollen, fremden Einwanderern die besser bezahlten Arbeitsstellen zu überlassen? Und auf der anderen Seite: Ist es so leicht, selbst für einen Arbeitslosen, in ein fernes und unbekanntes Land mit recht unbestimmten Chancen zu gehen und auf die gewiß kärgliche, aber immerhin sichere Arbeitslosenunterstützung zu verzichten? Und sollten wir nun die europäische Agrarunion bekommen und die dafür verantwortliche Hohe Behörde käme zu der Überzeugung, daß die Klima- und Bodenverhältnisse der Schweiz dort die Landwirtschaft zu wenig lohnend machen, daß daher die schweizerische Landwirtschaft stillzulegen und den Schweizer Bauern anheimzustellen sei, als Landarbeiter in die ganz anders von Klima und Boden begünstigte französische Landwirtschaft einzutreten – ob die Schweizer Bauern wohl mit beiden Händen zugreifen und gen Westen ziehen würden?

Eine westdeutsche Zeitung veröffentlichte unter dem 30. Mai 1953 eine Mitteilung des Schweizer Bauernverbandes über

seinen Versuch, Sowjetzonenflüchtlinge als Landarbeitskräfte für die Schweiz zu gewinnen. Der Verband ließ mehrere tausend Merkblätter über den landwirtschaftlichen Einsatz in der Schweiz durch die deutschen Landesarbeitsämter in den Flüchtlingslagern verteilen. Nach Mitteilung des Bauernverbandes gelten für deutsche Arbeitskräfte die gleichen sozialen Bestimmungen und Lohnverhältnisse wie für Schweizer Arbeitskräfte. Die Schweiz gilt als Vorbild einer freien und sozialen Demokratie mit anständigen Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Gemeldet hat sich auf dieses Angebot unter dem Heer der Flüchtlinge aus der Sowjetzone, die alles zurückgelassen haben und vor dem Nichts stehen, unter denen sich Tausende von Bauern befinden, – niemand! Nicht einer! Wenn das am grünen Holze geschieht.....!

Glaubt man da noch wirklich, daß man mit einer Auswandererschar von großstädtischen Arbeitslosen und Büroangestellten über 40 Jahre tropischen Urwald roden kann? Man kann doch nicht einfach Menschenmaterial nach Südamerika verfrachten.

Johann Ulrich Foikers

Arbeiterwandern

Sehr geehrte Herren!

Die arbeitende Bevölkerung der Welt verlangt nach Verständigung und Frieden. Auf ihrem Rücken werden Kriege und alle Spannungen zwischen den Nationen ausgetragen. Aber das Wissen um Leben und Sorgen in anderen Ländern erschöpft sich im Anhören von Radiosendungen und dem Lesen von Zeitungen, eventuell einigen Büchern. – Was weiß der Zimmermann in Frankreich von dem Zimmermann in Schweden, was weiß der Stahlarbeiter in Deutschland von seinem Berufskameraden in den USA., und was weiß eine italienische Näherin von Freude und Leid ihrer australischen Schwestern?

Im Mittelalter zogen die jungen Handwerksburschen arbeitend von Land zu Land, um ihr Können zu verbessern, Erfahrungen zu sammeln und die Welt kennen zu lernen. Die Lust zum Wandern schlummert auch heute in den jungen Menschen. Und die Entfernungen sind

dank menschlichem Erfindergeist und schaffenden Händen in aller Welt kein Hindernis mehr. Eine Reise, die früher Monate dauerte, wird heute in drei Tagen zurückgelegt, wobei obendrein jeglicher Komfort für Bequemlichkeit sorgt. Aber die arbeitende Bevölkerung hat keinen Anteil daran, denn Reisen ist teuer, und das Leben in anderen Ländern ohne richtige Einwanderung nach Erledigung endloser, ermüdender Formalitäten nicht möglich. Arbeitsplätze sind in vielen Ländern knapp, und überall gibt es Gesetze, die Ausländern Arbeit und Brot verwehren. Reisen und das Erlebnis anderer Länder mit anderen Lebensbedingungen und Sitten ist ein Geschenk, das allein den Reichen vorbehalten ist.

Dank dem Verständnis einiger ein-sichtsvoller Menschen gibt es heute eine ganze Anzahl von Austauschprogrammen für Studenten. Die Vereinigten Staaten haben außerdem in dankenswerter Weise eine Reihe von Reiseprogrammen für verschiedene Bevölkerungsgruppen, vor allem der europäischen Länder, durchgeführt. Und es läuft jetzt sogar erstmalig ein von MSA (Mutual Security Agency) in Washington finanziertes und durchgeführtes Arbeitsprogramm für zweitausend junge europäische Arbeiter, das aber als einseitige Aktion und einmalig für Europäer in Amerika gedacht ist. Alsdann ist in Frankfurt a. M. in Deutschland der „Internationale Rat für Jugendselfsthilfe“ entstanden, der von Menschen geleitet wird, die in ihrer eigenen Jugend, um 1925, der Wanderlust folgend, nach den Vereinigten Staaten gingen, um dort ein Jahr zu arbeiten. Auf Grund ihrer damaligen guten Erfahrungen organisieren sie heute eine Reihe von Austauschprogrammen für junge Menschen.

Leider aber gibt es noch keine Organisation oder Stiftung, die besonders der arbeitenden Jugend die Welt erschließt, obwohl dies bei ausreichendem Interesse z. B. der Gewerkschaft – mit verhältnismäßig geringen Mitteln möglich wäre. Um dies zu beweisen, wird im Nachstehenden ein Vorschlag zum Aufbau einer derartigen Organisation gemacht. Die Gedanken sind entstanden bei der Teilnahme an dem vorerwähnten MSA-Programm, aus dem auch einzelne Organisationspunkte

übernommen sind. – Was die Verwirklichung eines solchen Planes für die Jugend bedeuten würde, und welch großer Beitrag damit für eine bessere Verständigung der Völker geleistet würde, bedarf sicher keiner näheren Erläuterung.

1. Der junge Arbeiter erwirbt die Mitgliedschaft des Verbandes etwa zwei Jahre vor Antritt seines Arbeitsjahres im Ausland – also zwischen seinem 16. und 20. Lebensjahr – indem er sich für das Land einträgt, in dem er einmal arbeiten will. Er (oder seine Eltern) zahlt einen regelmäßigen Monatsbeitrag, der für ihn als eine Art Sparkassenguthaben zur Deckung seiner späteren Reiseunkosten geführt wird.

Die so wichtigen Sprachkenntnisse wird er sich anzueignen bemüht sein. Sprachkurse, durchgeführt von den Gewerkschaften, werden ihm dabei helfen und Begegnungen mit anderen Teilnehmern sein Interesse wachhalten. Mitunter wird er bei Zusammenkünften durchreisende Arbeiter-Wanderer aus anderen Ländern treffen, die ihr Arbeitsjahr in seinem Land gerade absolvieren. Vielleicht wird er ihnen seine Stadt zeigen, ihnen ein Nachtquartier anbieten, einen Arbeitsplatz vermitteln oder sonst irgendwie helfen können. Er (und vielleicht auch seine Familie) wird dadurch dauernd im Sinne einer internationalen Verständigung arbeiten und sich der Wichtigkeit der Aufgabe mehr und mehr bewußt werden.

2. Es ist Sache des Verbandes, die Reise der Teilnehmer nach Überprüfung der Sprachkenntnisse zu organisieren. Durch Gruppentransporte und besondere Abmachungen mit Schiffahrtsgesellschaften, Eisenbahnen und Handelsunternehmen sind große Reiseverbilligungen zu erreichen.

Ständige Verhandlungen mit der Industrie, den Unternehmerverbänden, den Arbeitsämtern und selbstverständlich vor allem mit den Gewerkschaften des Besucherlandes müssen schon im voraus Arbeitsplätze besorgen. Das Bewußtsein, daß es sich dabei um einen Austausch von Arbeitsplätzen handelt, einen Austausch, der mit der Zeit vielleicht teilweise zwischen mehreren Fabriken direkt durchgeführt werden

könnte, sichert den Teilnehmern auch in Zeiten der Arbeitslosigkeit oder sonstiger Krisen Arbeitsplatz und Wohlwollen der Arbeitskameraden im fremden Land.

Ferner ist der Anschluß an die Jugendherbergsverbände, der Kontakt zur YMCA¹ und der YWCA² und in Amerika zu den einzelnen Universitäten wichtig. Die Teilnehmer müssen in dem Verwirrenden der ersten vier bis sechs Wochen im fremden Land eine billige Unterkunft zur Verfügung haben, in der sie in Gruppen wohnen und Erfahrungen austauschen können, bis sie Arbeit haben und mit regelmäßigem Verdienst in ein normales Leben eintreten. Auch sind später billige Quartiere für Urlaubsfahrten der Teilnehmer erwünscht, denn sie wollen natürlich auch die Schönheiten des Gastlandes kennen lernen. Der sehr erstrebenswerte Kontakt zu den jungen Verbands-Mitgliedern des Besucherlandes wird hier nicht immer ausreichend sein.

Und schließlich ist bei einjährigem Aufenthalt in einem fremden Land eine Unfall- und Krankenversicherung notwendig, die vielleicht sogar – so ungewöhnlich es zunächst klingen mag – auch im Austausch möglich ist.

3. Die Gewerkschaften werden sicher überall zur Hilfe bereit sein. Selbstverständlich ist dabei wohl die Beratung in beruflichen Dingen. Wesentlich wäre aber auch die Vorbereitung der Mitglieder auf ihre große Reise in der vorerwähnten Form. Äußerst wichtig – und sicher eine besonders glückliche Aufgabe für die Gewerkschaften – ist alsdann die Unterrichtung der neu ankommenden Arbeiter-Wanderer (unter Umständen in Tageskursen innerhalb der ersten vier Wochen) in:

Sitten und Gebräuchen des Gastlandes, Gesetzen, Arbeitsbedingungen, Geldwesen, Verkehr und Wirtschaft.

Da Ausländer sehr kritisch sind, und Jugend insbesondere, außerdem das Bildungsniveau der Teilnehmer immer sehr unterschiedlich sein wird, erscheinen für einen derartigen Unterricht

anpassungsfähige oder erziehungsgeübte Menschen am geeignetsten (ganz sicher Frauen z. B. oder Lehrer).

Da es sich bei der ganzen Idee um zwar junge, immerhin aber doch erwachsene Menschen handelt, die ihren Lebensunterhalt durch schwere Arbeit im fremden Land selbst verdienen müssen, sollten alle beteiligten Kreise den Teilnehmern möglichst weitgehende Freiheit einräumen, das heißt, ihnen Selbständigkeit bei Arbeits- und Wohnungssuche, bei der Wahl des Aufenthaltsortes und der Gestaltung ihrer Freizeit lassen.

Ruth Lüdemann

Die wahre Friedensoffensive

Sehr geehrte Herren!

Der Einleitungsaufsatz Ihres Doppelheftes Mai/Juni warnt vor Selbsttäuschungen in bezug auf „Friedensoffensiven“ der Sowjetunion. Er gab vorausschauend einen Kommentar zu den Ereignissen in Ostberlin, wo kurz auf ein Einlenken scharfe Schüsse folgten.

Friede kann erst dann sein, wenn nicht nur Staaten ohne „heißen“ Krieg nebeneinander leben, sondern wenn der einzelne Mensch in Frieden sein privates und öffentliches Leben führen kann. In diesem Sinne war Roosevelts Formulierung von der „Freiheit von Furcht“ sehr richtig.

Die Masse der modernen Menschen bringt den größten und anstrengendsten Teil ihres Tages bei der Arbeit, und am Arbeitsplatz entscheidet sich zuerst, ob wirklicher Friede herrscht. Der „Kalte Krieg“ kann wenig Eindruck auf ein Land machen, das im sozialen Frieden lebt. Jede soziale Unruhe stellt einen Gefahrenpunkt dar. An den Arbeitsplätzen, das hat gerade die Berliner Arbeiterschaft gezeigt, fallen Entscheidungen im Kalten Krieg.

Deshalb ist für Sie ein Hinweis auf die Ergebnisse einer Aussprache wichtig, die von der Auslandswissenschaftlichen Gesellschaft am 16., 17. Mai in Hamburg veranstaltet wurde. Beteiligt waren Persönlichkeiten aus der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft und aus den Gewerkschaften, dazu Männer ohne ausdrückliche Bindung.

¹ Young Men's Christian Association

² Young Women's Christian Association

Die ersten Berichte gaben ein Bild von der Auseinandersetzung zwischen der Arbeiterschaft und den kommunistischen Funktionären an der geographischen Grenze der sowjetischen Militärmacht, in Finnland, Berlin und Böhmen. Danach ist zu fragen, welche Ansatzpunkte innerhalb der Arbeiterbewegung sich den Kommunisten bieten, in den Gewerkschaften, den Genossenschaften oder den sozialistischen Parteien. Weiter ist zu fragen, ob zur psychologischen Sicherung der durch die Militärmacht der Sowjetunion bedrohten Arbeiterschaft unbedingt die Notwendigkeit besteht, sie durch die Garantie eines höheren Lebensstandards für den Westen immer von neuem zu „kaufen“ oder sie in einem Zustand des ständigen persönlichen Schreckens vor dem Osten zu halten. Drittens ergab sich die Frage nach den Kräften und Möglichkeiten eines spontanen Widerstandes, insbesondere nach der Bedeutung nationaler Motive für den Widerstandswillen.

Das zweite Thema handelte von den Versuchen militärischer Siegergruppen im Westen, durch Eingriffe in die Sozialordnung und das soziale Denken der Besiegten eine innere Immunität gegen kommunistische Versuche zu schaffen. Es wurde durch Berichte aus Japan, Westdeutschland und Spanien illustriert. Dabei zeigte sich, daß zwischen Siegern und Besiegten nur dann eine gemeinsame Arbeit an der „sozialen Front“ möglich ist, wenn sie sich nicht in Anschauung und Begriff von Grund auf fremd sind, wenn nicht versucht wird, andernorts bewährte Rezepte bei ungeeigneten Patienten anzuwenden. Da die Sieger um diese Gefahr zu wissen pflegen, weichen sie in eine noch gefährlichere Position aus: in die Restauration früherer Zustände, Personen und Ideen, die aus der Geschichte des besiegten Landes hervorgeholt werden. Wenn Immunität besteht, dann ist sie nicht wegen, sondern trotz dieser Politik erreicht worden.

Das dritte Thema setzte die Möglichkeit einer freien Entscheidung ohne militärischen Druck voraus. Zur Entscheidung gestellt war die Frage, ob das Schwergewicht auf „sozialer Betriebspolitik“ oder auf einer festen Ordnung zwischen kollektiven Interessenvertretungen liegen soll.

Vertreter der französischen Force Ouvrière schilderten den Weg ihres Landes über Großorganisationen, ein westdeutscher Referent deutete die Verpflichtung der Unternehmer im eigenen Betrieb an, ein Amerikaner sah von seinen Erfahrungen aus keine Notwendigkeit zur Entscheidung, sondern die Möglichkeit zur gleichzeitigen Begehung beider Wege. Offen blieb die Frage, ob nicht die Versuche zum Aufbau einer echten Beziehung zwischen den zu einem Betriebe gehörenden Menschen zu sehr durch von außen kommende Organisationen gestört werden. Offen blieb umgekehrt, ob Inseln des Betriebsfriedens an die Stelle einer Gesamtlebensordnung treten können. Wenn man die zweite Frage verneint, kann aber noch nicht gesagt werden, ob auch eine in sich gesplattene Großorganisation eine Friedensfunktion erfüllen kann, – und der französische Bericht zeigte die innere Spaltung in den Gewerkschaften –, es kann ebenfalls nicht gesagt werden, ob die Gesamtlebensordnung nicht den Gefahren der tagespolitischen Veränderungen zu sehr ausgesetzt ist. Was bedeutet z. B. die Montanunion für die soziale Ordnung in ihren Partnerstaaten?

Daß die Hamburger Tagung Fragen nicht beantwortete, sondern stellte, wurde von ihren Teilnehmern dankbar begrüßt. Die Leser dieser Zeitschrift sind sich sicher auch der räumlichen Tiefe der aufgeworfenen Probleme bewußt.

Jost Höpker

Verlagswechsel der Zeitschrift für Geopolitik

Mit dem Heft 7/8 des Jahrgangs 1953 hat die Zeitschrift für Geopolitik den Verlag gewechselt. Obwohl alle Beteiligten bemüht waren, den Sprung auf ein anderes Pferd im gestreckten Galopp so erfolgreich wie möglich zu vollziehen, sind doch bei der eiligen Herstellung der ersten Nummer im neuen Verlag einige Irrtümer unterlaufen.

Der Norwegen-Aufsatz (S. 363–64) ist dem Korrespondenzblatt der Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig in Flensburg entnommen. Er stammt aus der Feder des Kopenhagener Mitarbeiters dieser Korrespondenz.

Die Notiz über die Krimtataren auf S. 437 stammt nicht von Rudolf Loewenthal, sondern von Heinz-Joachim Graf.

Herr Oberst a. D. Joachim von Schultz, Sennickerode über Göttingen-Land, war nicht Adjutant des Generals von Pannwitz, sondern Kommandeur der 2. Kosaken-Kavallerie-Division.

Der Aufsatz von Dr. H. Klocke über den Ostwirtschaftsblock bleibt in seinen Thesen trotz der von den Umständen erzwungenen Wandlungen in der neuesten Zeit gültig. Der Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion durch eine zu rasche Kollektivierung, die Unerfüllbarkeit industrieller Pläne oder die Notwendigkeit, den Inflationsdruck durch Währungsschnitte abzufangen – die Wirtschaftspolitik im Stile von Lenins NEP, die seit Juni/Juli 1953 auch in der Sowjetzone Deutschlands einsetzt –, lassen die langfristigen Ziele unberührt. Angaben über den Anteil des Handels der kommunistischen Staaten untereinander an ihrem Gesamtaußenhandel für das Jahr 1952 schwanken zwischen 66 und 75%.

Schriftleitung und Verlag.

Hendrik de Man zum Gedächtnis

Als vor einigen Jahren wieder Werke von Hendrik de Man auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, vor allem seine große kulturkritische Studie „Kulturverfall und Vermassung“ und als der Verfasser im deutschen Rundfunk und in einigen großen deutschen Städten sprach, da schrieben die deutschen Zeitungen von dem „Soziologie- oder Philosophieprofessor“, der in der Schweiz lebt. Und als Hendrik de Man 68jährig am 20. 6. 1953 einem tragischen Unglücksfall zum Opfer fiel, berichteten nur wenige deutsche Blätter flüchtig über dieses Ereignis. Daß man nicht mehr von diesem Mann zu sagen wußte, war es der Ausdruck unserer Zeit, in der Ereignisse und Menschen schnell vergessen werden, weil ein Ereignis das andere jagt und die moderne Nachrichtentechnik, über die de Man in seinem erwähnten Buch so grundlegende Aussagen zu machen wußte, das Geschehen von gestern vor der Fülle der Geschehnisse von heute und morgen vergessen läßt? Oder

war es das bewußte Verschweigen seiner Vergangenheit, weil dieser Mann, aus seiner Heimat verbannt, in der Schweiz lebte?

Hendrik de Man war nicht nur der Soziologie- und der Philosophieprofessor. Er war mehr, er war Parteiführer, Politiker, Staatsmann, Hochschullehrer gewesen und er war, und das zählt vielleicht am meisten, der geistige Führer einer ganzen Generation. Symbolhaft lebte er das Schicksal vieler dieser Generation, die durch die zwei Kriege gegangen ist, die die Umwälzungen im politischen und geistigen Raum Westeuropas nicht nur dumpf miterlebte, sondern immer wieder in vollem Bewußtsein in sich aufnahm und in neuen Erkenntnissen umzuwerten und für die Gestaltung unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens fruchtbar zu machen wußte.

Hendrik de Man war 1885 in Antwerpen geboren. Der übernationale Geist dieser großen flämischen Handelszentrale war immer in ihm lebendig, war äußerlich darin sichtbar, daß er französisch, deutsch, englisch und flämisch gleich geläufig sprach und schrieb. Er war Flame von Geburt und in seiner Jugend wie fast alle flämischen Intellektuellen seiner Generation Verteidiger und Kämpfer für die Rechte des flämischen Volkes. Früh schon fand der junge Student den Weg zum Sozialismus und Marxismus. Eine seiner ersten auch heute noch lesenswerten Schriften sucht die Wurzeln des flämischen Freiheitskampfes vom Wirtschaftlichen und Sozialen her zu begreifen. Die sozialistische Ausrichtung läßt ihn die flämische Frage in den Hintergrund schieben. Der Politiker erkennt später die politische Notwendigkeit der Erhaltung eines belgischen Staates als Bindeglied im westeuropäischen Raum. Der junge de Man findet den Weg nach Deutschland, dem klassischen Land des Sozialismus. Er studiert in Jena und Leipzig. Er wird radikaler Marxist und Mitarbeiter an dem Hauptorgan der radikalen deutschen Marxisten, an der „Leipziger Volkszeitung“. Es ist die große Zeit dieses Blattes, an dem Paul Lensch als Chefredakteur, Walter Mehring als politischer Redakteur zeichnen und Christian Morgenstern den Kulturteil redigiert und das in die Reihe seiner Mitarbeiter Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und

Paul Radek zählt. Später geht de Man nach Belgien zurück, wird enger Mitarbeiter des großen belgischen Sozialisten Vandervelde. Den ersten Weltkrieg erlebt er als Offizier in der belgischen Armee, 1917 begleitet er Vandervelde, der von der belgischen Regierung in offizieller Mission nach Rußland entsandt wird. Das Kriegserlebnis und mehr noch das russische Experiment erschüttern seinen marxistischen Glauben. Professor an der Akademie der Arbeit und der Universität in Frankfurt a. M. gibt er 1926 sein großes Werk „Zur Psychologie des Sozialismus“ heraus. Es ist die erste große Kritik des marxistischen Sozialismus, von einem Mann geschrieben, der als überzeugter Marxist begann und der auch nach seiner Überwindung des Marxismus Sozialist bleibt. Er spricht das aus, was viele junge Sozialisten in der Zeit zwischen den beiden Kriegen dachten. So wird sein Werk ein Fanal. Für weite Kreise der Jungsozialisten wird er der anerkannte Führer. Rückschauend müssen alle, die mit ihm gegangen sind, bekennen, daß er es war, der das erstarrte Gedankengut des marxistischen Sozialismus aufbrach, zur Besinnung aufrief und neue Wege wies. „Es war die Abkehr von aller Utopie, die Wendung zur Gegenwart.“ „Der Sozialismus bedeutet Gegenwartsglück lebendiger Gegenwartsmenschen oder er bedeutet gar nichts. Die Erfassung dieses Gedankens ist der letzte Schritt auf der Bahn gewesen, die mich von dem Marxismus abbrachte.“ Unheimlich aktuell wirken diese 1925 geschriebenen Sätze. Der ganze moderne nicht marxistische Sozialismus ist ohne de Mans Einfluß kaum denkbar.

Das Jahr 1933 setzte seinem Wirken in Deutschland ein Ende. Seine Bücher wurden verbrannt, er selbst ging nach Belgien zurück, schuf dort ein wissenschaftliches Institut der belgischen sozialistischen Partei und war bald deren Präsident. Auch hier wies er mit seinem „Plan der Arbeit“ neue Wege. In der Regierung van Zeeland übernahm er das Finanzministerium, scheiterte aber an der Macht des Finanzkapitals, das in Belgien von jeher außerordentlich stark war.

Der Sozialismus, den de Man in dieser Zeit vertritt, ist nicht ein Sozialismus, der vom Klassenkampf ausgeht, von dem un-

versöhnlichen Gegensatz der Klassen, sondern ist ein humanitärer freiheitlicher Sozialismus. Als der zweite Weltkrieg ausbricht, sieht Hendrik de Man die Gefahr, daß in diesem Krieg die ganze westliche Kultur zugrunde geht. So sieht er nur noch eine Aufgabe, sein Land aus dieser furchtbaren Katastrophe herauszuhalten, nachdem seine groß angelegten und vom König unterstützten Versuche, den Frieden in Europa zu wahren, mißglückt sind. Als Hitler aber die belgische Neutralität nicht achtet, steht er als Offizier an der Seite seines Königs im Kampf gegen die Deutschen. Als Kriegsgefangener nach der Kapitulation der belgischen Armee erhält er auf Grund einer Intervention des deutschen Botschafters in Paris, Otto Abetz, die Freiheit. Er sucht in Belgien einen modus vivendi mit dem Sieger zu finden, versucht dabei vor allem, die Gewerkschaften zu erhalten. Man hat ihm seine Haltung in dieser Zeit ebenso wie die vor der Kapitulation später übel ausgelegt, hat ihn deshalb nach dem Krieg in Belgien wegen „Kollaboration“ zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Aber Hendrik de Man war kein Kollaborateur aus Opportunismus. Er wollte vor der Katastrophe seinem Land den Frieden erhalten. Er täuschte sich hier an der Einschätzung der realen Möglichkeiten. Und er täuschte sich zum zweiten Male, als er glaubte, auch in dem von einer diktatorischen Macht besetzten Gebiet Lebensmöglichkeiten für eine freiheitliche Bewegung zu sehen. (Er mußte es später bitter erfahren, daß in der Politik Irrtümer oft schwer bezahlt werden müssen.) Vielleicht aber bestimmte seine Haltung noch etwas anderes. Er sah in den schicksalhaften Tagen des Jahres 1940 eine Welt versinken. Wurde nicht doch trotz aller Wirrnis, allem Bösen, was sich offenbarte, eine neue Welt geboren, würde nicht doch ein neues Europa entstehen? Aus Gesprächen, die der Verfasser dieser Zeilen mit Hendrik de Man im Jahre 1940 geführt hat, weiß er, wie sehr ihn diese Frage beschäftigte, so wie sie auch Marcel Déat in Paris beschäftigte, mit dem Hendrik de Man soviel verband und der so wenig wie dieser ein Kollaborateur aus Opportunismus war. Früher als Déat erkannte er allerdings, daß der Weg über den Nationalsozialismus nicht zu diesem Eu-

ropa führen würde. Ein Gespräch mit dem „Führer“ der deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, gab ihm wohl die letzte Gewißheit. Mit dem Humor, der ihm eigen war, erzählte er seinen Freunden von diesem Gespräch, bei dem Herr Ley ihn mit dem Wiener Nationalökonom und Soziologen Othmar Spann verwechselte. — So zog sich de Man Ende 1941 aus aller politischen Tätigkeit zurück. Die letzten Kriegsjahre verlebte er in einer Hütte im Haute Savoie. Nur zuweilen kam er nach Paris, um dort in der bibliothèque nationale Material für seine Studien über Jacques Coeur, den ersten großen Finanzmann der westeuropäischen Geschichte, zu sammeln. Daneben schrieb er die Gedanken nieder, die ihm in der Einsamkeit seiner Berge kamen und die noch während des Krieges unter dem Titel „Cahiers de mes montagnes“ erschienen. Ein anderes Buch über den Frieden wurde von der deutschen Zensur verboten.

Am Ende des Krieges gelang es ihm, in die Schweiz zu entkommen. Dort fand er Asyl, wobei ihm alte Schweizer sozialistische Freunde halfen. Trotz aller Schwierigkeiten materieller Art war er ungebrochen. Er schlug sich anfangs völlig mittellos mit Übersetzungsarbeiten durch. Daneben vollendete er sein Buch über Jacques Coeur und schließlich sein Werk über „Kulturverfall und Vermassung“, eine der besten und schonungslosesten Analysen unserer Situation. Bei allem aber fand er, der ein begeisterter Angler war, auch noch die Zeit, um zwei geistvolle Bücher über das Angeln zu schreiben. Die letzten Jahre führten ihn zu Vorträgen nach Deutschland*.

Mitten aus diesem Schaffen hat ihn, den Achtundsechzigjährigen, der wie ein Fünfzigjähriger wirkte, ein böses Geschick herausgerissen. Ein Leben ging zu Ende, das in vielem symptomatisch für unsere Zeit war. Man hat gesagt, er habe als Sozialist begonnen, als Konservativer geendet. Uns scheint, daß es, um Hendrik de Man zu begreifen, zu billig und zu einfach ist, ihn mit diesen Begriffen zu messen. Ihm kam es immer darauf an, zum Wesentlichen

durchzustoßen. Sein Sozialismus hatte zum Ziel, Gerechtigkeit, Ordnung und Sinn in die gesellschaftlich-staatlichen Beziehungen zu bringen. „Das Höchste, das der wissenschaftliche Sozialismus sein kann, ist soziales Wissen im Dienste des sozialen Gewissens.“ Seine Studien über den Prozeß der Vermassung in unserem technischen Zeitalter ließen ihn immer stärker die Forderung aussprechen, daß es darauf ankomme, die individuelle Freiheit zu verteidigen und zu wahren. Er hat dabei niemals aufgehört, sich für die Rechte der Arbeiterschaft einzusetzen — die deutschen Versuche, eine neue Betriebsverfassung zu schaffen, verfolgte er mit wachem Interesse —, aber er sah nicht mehr wie in seiner Jugend als Marxist mit einer neuen utopischen gesellschaftlichen Ordnung die Freiheit erstehen, sondern er hatte erkannt, daß sie hier und jetzt verteidigt werden muß, daß die äußere Ordnung der Dinge nichts bedeutet ohne die innere Wandlung, ohne die stete Bereitschaft, den neuen Raum auch mit Leben zu erfüllen und die Freiheit zu verteidigen. In diesem Sinne war er ein Konservativer, der wie August Winnig und manch anderer Sozialist erkannt hatte, daß es im Gefüge unserer gesellschaftlichen Ordnung im letzten auf einige wenige große Dinge ankommt, und er war ein Revolutionär, weil er immer wieder in der Wirnis unserer Zeit den Durchbruch zu diesem letzten Wesentlichen erstrebte. Aufrecht und tapfer, unbekümmert um alle Anfeindungen ging er seinen Weg. Er lebte und handelte nach den Worten Tyl Ulenspiegels in de Costers großem Roman, die er als Motto über das letzte Kapitel seiner noch im Krieg erschienenen Selbstbiographie setzte:

„Marchons dit-il à Lamme. Heureux ceux qui tiendront droit le coeur, haute l'épée dans les jours noirs qui vont venir —“

Franz Grosse

* Soeben erscheint im C. W. Leske Verlag Darmstadt der Niederschlag eines seiner letzten Vorträge „Die französischen Gewerkschaften“ in der Sammelchrift „Die Gewerkschaften — Lebensordnung oder Zweckapparat“.

Das Recht der nichtabendländischen Völker auf nationale Eigenständigkeit

Änderung der Weltmeinung

Zu Anfang dieses Jahrhunderts galt es im Abendland als selbstverständlich, daß die christlichen „weißen“ Staaten der Erde berechtigt seien, jedes nichtweiße oder nichtchristliche Volk in koloniale Abhängigkeit zu bringen. Unterworfen wurden auch die christlichen, aber farbigen Filipinos und die „weißen“, aber nichtchristlichen Berber Nordafrikas. Die Grenzen der kolonialen Ausbreitung lagen lediglich dort, wo entweder, wie im Falle Siams, die Kolonialmächte einander die Beute nicht gönnten, oder, wie im Falle Japans, die „farbige“ Nation sich als zu mächtig erwies.

Noch 1912 errichtete Frankreich die Schutzherrschaft über Marokko und gliederte sich Italien das neueroberte Libyen an. Zwei Jahre später wurde Ägypten zum britischen Protektorat. Die letzte große Welle kolonialer Expansion bedeutete die Schaffung der Mandate im Jahre 1920: im Falle der ehemaligen deutschen Besitzungen stellte sie zwar bloß einen Besitzerwechsel dar, im Nahen Osten jedoch gerieten weite Gebiete arabischer Zunge erstmals unter abendländische Herrschaft.

Es dauerte 16 Jahre, bis abermals eine nichtabendländische Nation durch einen Kolonialfeldzug unterworfen und ihr Land vom Sieger annektiert wurde. Aber seltsam, während die Weltmeinung noch 1912 die Angliederung Libyens an Italien ohne Widerspruch hingenommen hatte, war sie gereizt, ja erbittert, als das gleiche Italien sich 1935/36 Abessinien unterwarf. Man kann für diese Gereiztheit allerlei sekundäre Gründe anführen: etwa, daß es sich bei Abessinien um ein Land mit christlicher Oberschicht handelte, und daß die demokratischen Staaten eifersüchtig waren auf die Erfolge eines totalitären Wettbewerbers. Aber den Kern der Sache treffen wir damit nicht. Denn in Wahrheit war es doch so, daß sich um 1912 ein demokratischer Staat noch unbedenklich Eroberungsfeldzüge in Übersee leisten konnte, die ihm in den 30er Jahren moralisch mehr gekostet hätten, als sie ihm territorial und wirtschaftlich einbringen konnten. Es konnte eben damals nur noch ein totalitärer Staat wagen, gegen die neue Stromrichtung zu schwimmen, die der Zeitgeist befohlen hatte.

Denn um nichts anderes, um nichts Geringeres handelte es sich als um einen Umbruch, um eine echte Mutation im allgemeinen Völkerempfinden. Bis zum Ersten Weltkrieg faßten die abendländischen Völker das Wort von *the white man's burden* durchaus noch so auf, daß es in ihrem Belieben liege, wie lange sie diese Last trügen und daß sie überdies zum Ausgleich für das Tragen der Bürde, welche die Verwaltung und Erziehung überseeischer Völker darstelle, zu erheblichen wirtschaftlichen Dauergewinnen aus diesen Ländern berechtigt seien. Das war auf einmal anders geworden. Das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker konnte unmöglich bloß auf Europa angewendet werden. In der Rechtsform des Mandats für die neu vergebenen Kolonialgebiete wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Besitzermächte nur als Treuhänder für die ihnen anvertrauten Völkernschaften wirken sollten, nicht mehr aus unumschränkter eigener Machtvollkommenheit heraus.

Und die Angelsachsen begannen, Ernst zu machen mit diesem Gedanken des Selbstbestimmungsrechtes. Schon 1922 gab England das Protektorat über Ägypten auf. Zehn Jahre später wurde das Mandatsgebiet Irak in einen selbständigen Staat verwandelt. Und 1935 erhielten die Philippinen, die sich schon seit Jahrzehnten einer beträchtlichen inneren Selbstverwaltung erfreuten, den Status eines *Commonwealth*, einer assoziierten Republik unter einem eigenen Präsidenten, deren Gesetze zwar vorerst noch dem Einspruchsrecht des amerikanischen Kongresses unterworfen waren, der aber dafür für das Jahr 1946 die volle Unabhängigkeit versprochen wurde.

Diese angelsächsische Politik darf natürlich nicht blind idealisiert werden. Selbstverständlich gibt es auch noch andere Formen der Völkerbeherrschung als die unmittelbare staatsrechtliche Unterwerfung, und selbstverständlich versuchten sowohl Großbritannien wie die Vereinigten Staaten, sich über die Gebiete, die sie staatsrechtlich frei gaben, so vielen wirtschaftlichen und militärischen Einfluß zu sichern wie nur irgend möglich. Aber deshalb darf doch nicht übersehen oder geleugnet werden, daß die formaljuristische Unabhängigkeit für alle die neuen Nationen doch sehr viel mehr bedeutete als bloß eine Formalität – beispielsweise die unumschränkte kulturelle Selbstbestimmung und auch eine erhöhte Möglichkeit, sich gegen eine indirekte wirtschaftliche oder militärische Bevormundung oder Kontrolle zu wehren.

Mit und seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gaben die bisherigen Kolonialmächte noch sehr viel mehr Völkernschaften frei: so Großbritannien freiwillig Burma, Indien, Israel, Jordanien, Pakistan und Ceylon, die Niederlande nur halb freiwillig (unter Zwang hinsichtlich des Tempos) Indonesien, Italien unfreiwillig Abessinien und Libyen, Frankreich ebenso unfreiwillig Libanon und Syrien. Zugleich erhielten zahlreiche andere Kolonialgebiete einen hohen Grad von Selbstregierung, so in Südostasien Vietnam, Laos und Kambodscha, so in Amerika die westindischen Besitzungen der Niederlande und Großbritanniens, so in Afrika die Goldküste.

Hochkulturen — schriftlose Völker — Assimilierte

Aber wenn wir von Indochina, Westindien und der Goldküste reden, so sprechen wir von Kolonialvölkern, die drei gänzlich verschiedenen Menschheitsgruppen angehören. In Indochina ebenso wie den meisten anderen, seit 1922 unabhängig gewordenen Gebieten leben Angehörige alter *Hochkulturen*. All diese Völker sind seit langem im Besitz einer eigenen Schriftsprache und eines eigenen Schrifttums. Sie sind, wenn auch verschieden stark, geprägt von einer der großen Weltreligionen, dem Islam, dem Buddhismus, dem Hinduismus, oder, wie auf den Philippinen oder in Teilen Indochinas, dem Christentum. Alle diese Völker sind unassimilierbar, die Kolonialmächte haben und hatten keine Aussicht, sie zur Aufgabe ihrer alten Umgangssprache und zur Annahme einer abendländischen Sprache zu bewegen.

Die Neger der Goldküste aber gehören mit den übrigen Negern Afrikas und mit den Melanesiern zu einer zweiten Gruppe von Kolonialvölkern, die nicht vom Geist einer Hochkultur geprägt oder auch nur angetüncht waren und deren zivilisatorische Entwicklung im großen und ganzen – bei vielen fließenden Übergängen im einzelnen – wesentlich geringer als die der Hochkulturvölker war. Sie traten dem

Europäer mehr oder weniger schrift- und schrifttumslos entgegen und zeigen vielfach eine große Bereitwilligkeit, ihre angestammten Sprachen zugunsten europäischer Sprachen aufzugeben.

Die Neger Westindiens endlich gehören einer dritten Gruppe von farbigen Völkern an: den assimilierten. Sie zerfallen in zwei Hauptabteilungen: die assimilierten Neger beider Amerika, und die Mischlingsvölker der *Kleurlinge* („Farbigen“) in Südafrika sowie der Neuhawaiier in der Südsee. Gemeinsam ist diesen Völkerschaften, daß sie sich in Sprache, Zivilisation und (mit einigen Ausnahmen) auch religiös den Herrenvölkern angeglichen haben.

Überschauen wir die Gesamtheit der farbigen Völker unter dem Gesichtspunkt dieser Dreigliederung, so erkennen wir, daß Frankreich die einzige Nation ist, die heute noch in großem Umfang Hochkulturvölker in ihrem Staatsverband zu halten versucht: in Tunesien, Marokko, Algerien, auf Madagaskar (das einen Grenzfall der Hochkulturexistenz bildet) und in Indochina, dessen drei Assoziierte Staaten sich zwar allmählich einer immer stärkeren Selbstregierung erfreuen, aber das für die Souveränität entscheidende Merkmal des Rechts zum Austritt aus der *Union Française* noch nicht besitzen.

Anspruch der Hochkulturvölker auf Unabhängigkeit

Nur aus diesem Zusammenhang heraus ist es zu verstehen, daß sich ein immer größerer Teil der Weltöffentlichkeit gegen die französische Kolonialpolitik wendet. Es gibt heute ein neues internationales Gewohnheitsrecht, ein ungeschriebenes Völkerrecht, welches besagt, daß Hochkulturvölker einen Anspruch auf volle Unabhängigkeit haben. Man kann als Mitteleuropäer gegen dieses Völkerrecht Bedenken haben, man mag den Eindruck haben, daß weder Burma noch Indonesien glücklicher oder wohlhabender oder gefestigter sind, seit sie aus dem Kolonialverband ausgeschieden sind, man kann vermuten, daß in Marokko oder selbst Tunesien ähnliche Rückschläge eintreten würden. Aber die Existenz einer *communis opinio* der überseeischen Nationen in diesem einen Punkte müssen wir zur Kenntnis nehmen, und wir haben gerade in Deutschland keinerlei Anlaß, die Anwendung dieses neuen völkerrechtlichen Grundsatzes zu kritisieren – außer natürlich bei Ländern, in denen es neben den altheimischen Völkerschaften auch, wie in Algerien, größere bodenständig gewordene Volksgruppen europäischen Ursprungs gibt.

In den letzten Jahren ist Indien zu dem Anwalt der noch unfreien Hochkulturvölker geworden, und das mit um so größerer Überzeugungskraft, als es weder mit den Indochinesen noch mit den Madagassen oder den Nordafrikanern durch Glaubensbande verknüpft und insoweit ganz unparteiisch ist. Aber Indien fordert die Unabhängigkeit nicht für die Neger des französischen Senegambien, des portugiesischen Mosambik oder – trotz oder gerade wegen der Mau-Mau-Bewegung – des britischen Kenia. Offensichtlich macht die Weltmeinung, instinktiv oder bewußt, einen Unterschied zwischen den (oft genug freilich nur recht oberflächlich geprägten, mehr überformten als durchgeformten) Völkern der Hochkulturkreise und den Negern und Melanesiern.

Ein gewagtes Experiment

Bei Papuas und Negern stellt eben die rasche Gewährung einer so vollständigen Selbstverwaltung, wie wir sie heute an der Goldküste erleben, ein gewagtes Experiment dar. Handelte England dort, wenn auch aus rühmlicher Absicht heraus, vor-eilig? Wenn man angesichts der französischen Kolonialpolitik fragen muß, ob sie nicht im Zeichen des ZU SPÄT steht, so ruft man andererseits der britischen Kolonialpolitik an der Goldküste ein fragendes ZU FRÜH? entgegen. Wäre nicht ein gestufteres Vorgehen angemessener? Das Fragezeichen soll hier eine echte Frage ausdrücken und nicht etwa eine Antwort vorwegnehmen.

Bei den assimilierten Völkern negerischen Ursprungs in Westindien und den Guayanas würde der unbefangene Beobachter zwar ebenfalls die Gewährung der vollen Unabhängigkeit, die im übrigen dort auch nirgendwo ernstlich erwogen wird, für äußerst bedenklich halten, es dagegen gut vertretbar finden, wenn man ihnen ein Höchstmaß an Selbstverwaltung zubilligt; eben dies ist zur Zeit die Politik der dortigen Kolonialmächte.

Wenn wir nicht von einer abstrakten Gleichheitsforderung ausgehen, sondern von einer unbefangenen Betrachtung der kulturellen, zivilisatorischen und politischen Reife der heutigen Kolonialvölker, kommen wir zu einer dreigliedrigen Formel, wonach in der gegenwärtigen Weltsituation grundsätzlich als berechtigt gelten darf:

- die volle Unabhängigkeit für die Hochkulturvölker,
- die sofortige volle Selbstverwaltung für die assimilierten Völkern negerischen oder gemischten Ursprungs,
- die schrittweise auszudehnende Selbstverwaltung für die Neger Afrikas und die Melanesier der Südsee.

Man muß hoffen, daß die freien Völker in Übersee durch ihren grundsätzlichen Antikolonialismus nicht dazu verleitet werden, Forderungen, die bei der entwickeltsten Kolonialvölker-Gruppe wohl berechtigt sind, mechanisch auf Neger und Melanesier anzuwenden. Wollte man z. B. in Südafrika den Gleichheitsgedanken mechanisch befolgen, so daß dort die Bantu zur Herrschaft kämen, so würde es nicht nur mit den Weißen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit den Indern von Südafrika zu Ende sein. Das werdende neue Völkerrecht im Bereich der Rassenpolitik muß ein organisch gestuftes Recht sein.

Das Kolonialbewußtsein der Franzosen

Ferry und Clemenceau

Als sich Frankreich nach dem Frankfurter Frieden von der Kriegsentschädigung und der Last der Besetzung befreit und durch die Annahme der republikanischen Verfassung im Innern konsolidiert hatte, begann es, seine Kräfte von neuem zu sammeln und an der Wiederherstellung seines Ansehens als Großmacht zu arbeiten. Im Gegensatz zur rechten Opposition, die auf die Vogesen starrte und die Regierung zu einer starken kontinentalen Politik drängen wollte, und im Gegensatz zur radikalen Linken, die in kolonialer Expansion eine Gefährdung ihrer sozialen und humanitären Ziele sah, stimmte die Regierungsmehrheit der Politik Ferrys zu, der den Verlust an Gebiet und Geltung durch überseeischen Ländergewinn ausgleichen wollte.

Territoriale Ausdehnung erschien den französischen Politikern von damals als unmittelbarer *M a c h t z u w a c h s*. Der französische Imperialismus der achtziger Jahre beharrte auf dem militärischen Standpunkt der napoleonischen Ideologie und sah seine Aufgabe in der räumlichen Weitung der staatlichen Machtsphäre. Als Ferry wegen des militärischen Vorgehens in Tonking interpelliert wurde, verteidigte er seine Politik mit den Worten: „Ist dieses afrikanische Reich, das uns soviel Blut gekostet und in den Ruhmeskranz unseres Heeres neue Lorbeeren gefügt hat, jetzt nicht unsere Kraft und unsere Ehre, Trost und Zukunft unseres Vaterlandes? . . . Es ist ein patriotisches Unternehmen. Uns muß jedes Fleckchen französischen Koloniallandes heilig sein!“¹

Ferry fand Unterstützung bei Forschungsreisenden, Kolonialoffizieren und Verwaltungsbeamten. Die Nation stand abseits. Sie konnte wohl für die Männer Sympathien aufbringen, die auf gefährlichen Expeditionen ihr Leben wagten und zum Ruhm des Vaterlandes in unbekannte Gebiete vorstießen.

Aber weder drängte ein Bevölkerungsüberschuß über die Grenzen Frankreichs, noch war die französische Wirtschaft in ihrer Selbstgenügsamkeit genötigt, neue Absatzgebiete zu suchen. Die Beschränkung auf Europa schien der Nation vernünftiger als weltweite militärische Aktionen, die gefährliche Konflikte heraufreiben konnten. Dieses dauernde Mißtrauen veranlaßte die Regierung Ferry, ihre Kolonialpolitik abschnittsweise durchzubringen, die Schwierigkeiten zu vertuschen und die Nation vor vollendete Tatsachen zu stellen.

Als das Vorgehen in Indochina zu Verwicklungen mit China führte, kam es 1885 zu einer stürmischen Auseinandersetzung, in der die Regierungsmehrheit zerbrach. Clemenceau, der Führer der radikalen Opposition nannte Ferry einen Hochverräter. Es lohnt sich, einige Sätze aus seiner damaligen Parlamentsrede anzuführen, weil diese Töne heute wieder aufklingen: „Bevor man sich in derartige Abenteuer einläßt, muß man die Vorgänge in Europa beachten. Wir wissen doch alle, daß wir an

¹ Documents parlementaires, Chambre des Députés, 31. 10. 83

der Grenze unserer militärischen Leistungsfähigkeit angelangt sind, wenn wir nicht unsere Mobilmachung und damit unsere Sicherheit gefährden wollen. . . Ein Volk mit einer Vergangenheit wie das französische tut gut daran, seine Kräfte eher zu erhalten, um seine unmittelbaren Interessen zu schützen, statt sich in der Verteidigung fernliegender und anfechtbarer Interessen zu erschöpfen². Ferry mußte zurücktreten und konnte kaum vor der erregten Menge geschützt werden.

Trotzdem gingen die folgenden Regierungen auf dem einmal beschrittenen Wege und mit denselben Methoden weiter. (Das Parlament kehrte sich nach dieser Aufwallung wieder seinem eigentlichen Interesse, der Innenpolitik, zu.) In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden 10 Millionen qkm militärisch erobert, die Frankreich den zweiten Platz unter den Kolonialmächten einbrachten. Da ein Macht- und damit ein Prestigezuwachs erreicht war, wurden die Kolonien schließlich akzeptiert.

Man kann aber nicht behaupten, das Überseereich sei durch den Willen des französischen Volkes geschaffen. Der Historiker Seignobos stellt fest: „Die Gründer des französischen Kolonialreiches waren sich bewußt, daß die öffentliche Meinung ihren Unternehmungen gleichgültig oder feindlich gegenüberstand³“. Und André Siegfried bestätigt: „Das Volk ist der Kolonialpolitik feindlich; man kann sie ihm nur aufdrängen, wenn es davon nichts merkt. . . Das französische Kolonialreich ist das Werk einer überzeugten und begeisterten Elite, aber es ist keine nationale Tat, insofern die Überzeugung der Massen nichts dazu beigetragen hat. Im Grunde bleibt das Volk beharrlich bei seiner Ansicht, man sollte keine „große Politik“ machen. Tonking, Madagaskar, Syrien? Einfälle von Leuten, die uns regieren und die entweder ihren Ehrgeiz befriedigen wollen oder sich von nationaler Größe eine Vorstellung machen, die den Massen völlig gleichgültig ist⁴“.

Die Menschenrechte

Das Kolonialreich war eine Tatsache, aber Frankreich mußte erst Erfahrungen sammeln, ehe es mit diesem Zuwachs etwas anfangen konnte, ehe dieses Territorium anfang, Gestalt zu gewinnen. Bis zur Jahrhundertwende nahm das Mutterland zu ihm ungefähr die Stellung ein wie England zu seinen Kolonien im Jahre 1660: es verleibte sie sich als einzelne Eroberungen ein, ohne sie zu einem Ganzen zu verbinden.

Allerdings sah der Franzose die Berührung des europäischen mit dem farbigen Menschen in einem anderen Lichte als der Engländer. Die französischen Aufklärer hatten die natürliche Gleichheit aller Menschen und die Gleichwertigkeit aller Rassen verkündet. Paul Bert ließ 1882 als Gouverneur von Indochina die Erklärung der Menschenrechte an die Mauern von Hanoi anschlagen.

Man darf allerdings nicht glauben, daß diese Denkweise zu einer hemmungslosen Rasenvermischung geführt hat. Wohl hatte sich im alten Kolonialreich der Antillen eine Schicht von Mulatten gebildet, und Napoleon III. wollte mit Hilfe einer „Rassenfusion“ das arabische Element in Afrika löschen⁵. Aber in der Praxis sondern sich heute die

² a. a. O. 30. 3. 1885.

³ in: Lavissee, *Histoire de France contemporaine*, III, S. 388.

⁴ André Siegfried, *Tableau des partis en France*, 1930, S. 104.

⁵ Semjonow, *Glanz und Elend der französischen Kolonien*, 1942.

Europäer ab. Im Mutterland bleiben die Ehen zwischen Französinnen und gesetzlich oder ungesetzlich eingewanderten Nordafrikanern verhältnismäßig selten, sie finden nur in den untersten Schichten statt und sind häufig kinderlos. Guernier⁶ gibt an, daß während des Zweiten Weltkrieges im Gebiet von Paris 20 000 Mischlinge geboren wurden. 9 000 Algerier hätten Französinnen geheiratet, 15 000 lebten in freier Ehe. Die Verbindungen mit Marokkanern, die zu 50% Berber sind, betrügen das Doppelte. Die wertvolleren Teile des französischen Volkes aber schützen sich gegen das Eindringen des farbigen Elementes durch seine gesellschaftliche Absonderung. Selbst die eingebürgerten Farbigen, die an der französischen Kultur teilnehmen, sind von der Gesellschaft ausgeschlossen. „Das Vorurteil ist auch bei uns stärker als die Gesetze, eine Schranke der Befangenheit bleibt bestehen“⁷.

Zwar wurde der Farbige Félix Eboué General und Generalgouverneur von Äquatorial-Afrika. Aber gerade in den Kolonien wird die Trennung besonders scharf durchgeführt. „Freie Ehen zwischen eingeborenen Frauen und Franzosen sind selten“, sagt der Globetrotter Paul Morand⁸. Der ehemalige Generalgouverneur von Algerien Violette klagte in seinem Buch *„L'Algérie vivra-t-elle?“* über den Rassenhochmut: „Es gibt in Wirklichkeit Leute, die nicht zugeben wollen, daß der Muselman einen gleichen menschlichen Wert wie der Christ habe. Auch wenn der Eingeborene ein hohes geistiges Niveau erreicht, bleibt an ihm das Wort haften, das ich so oft in Algerien gehört habe, er bleibt ein *Arabi*. Wenn er gebildet ist, wird er damit ein Feind; in jedem Falle bleibt er ein *Arabi*“⁹. Auch Guernier bestätigt, daß die beiden Gesellschaftskreise nicht zusammengewachsen sind. „Die Europäer werden von der verächtlichen Haltung der Araber zurückgestoßen, haben sich auf sich selbst zurückgezogen und ihr Leben demgemäß eingerichtet“¹⁰.

Die Gleichheitstheorie der Revolution hat sich stärker auf politischem und kulturellem Gebiet ausgewirkt. In der Auffassung der Franzosen nimmt die führende Rasse die unterworfenen zuerst in Vormundschaft, die später zur Gemeinschaft führt. Die aristokratische Führung soll – die Geschichte in den europäischen Ländern wiederholend – in eine Demokratie, in eine staatsbürgerliche Gleichheit münden. Bonaparte, der in Kairo einen „gemischten Diwan“ einrichtete, blieb darin ein Schüler Jean-Jacques Rousseaus.

Assimilation und Assoziation

Die Berührung der beiden Kulturen in den Kolonien nahm die Form der *Assimilierung* an: geistige und politische Durchdringung und Verschmelzung der fremden Volksteile durch Erziehung, Bildung und Einwelschung. Die zahlreichen Schulen und Hochschulen in den Kolonien sind das sichtbarste Zeichen dieser Versuche, das fremde Element durch Angleichung aufzusaugen, Napoleons III. Plan auf der geistigen Ebene durchzuführen und „ein Volk von hundert Millionen“ zu schaffen. Maunier führt in seinem Buch immer wieder das Beispiel des römischen Imperiums und des Inkareiches an, in denen die Unterworfenen den Eroberern angeglichen wurden. Auch A. Bernard¹¹ ist der Meinung, daß Frankreich das Werk Roms, die organische Einverleibung der Provinzen in das Imperium, in Roms Geiste

⁶ La Berbérie, 1951, II, S. 227.

⁷ René Maunier. *Sociologie coloniale*, I, 1932, S. 192.

⁸ De Paris à Tombouctou, 1928, S. 67.

⁹ 1931, S. 423.

¹⁰ a. a. O., S. 125.

¹¹ in: *L'Afrique du Nord pendant la guerre*, 1926.

übernommen hat. Frankreich wolle aus seinen Afrikanern, gleichgültig welcher Rasse, ein Volk machen; die gemeinsame Sprache werde allmählich die Einheit des Willens herbeiführen.

Die Franzosen haben den Fehler, den sie mit dem Versuch der vollständigen Assimilierung gemacht haben, längst eingesehen, ohne ihn praktisch ganz aufzugeben. Der Geführte wurde aus seiner natürlichen geistigen Umwelt, seinem gesellschaftlichen Verband herausgerissen, ohne in dem fremden Lebenskreis heimisch zu werden. Der handwerkliche und der bäuerliche Beruf wurden als minderwertig aufgegeben, die Landflucht setzte ein, die Entwurzelten wurden unruhige Elemente und gefährliche Agitatoren. Die *assimilation* wurde durch das Schlagwort *association* ersetzt.

Die rationale Anschauung von Menschen an sich wich der soziologischen Erkenntnis, daß jedes Volk eine seelische Grundhaltung besitzt und daß die bestehenden Unterschiede nicht ohne Gefahr für beide Teile verwischt werden können. Der Marshall Lyautey empfahl sie mit den Worten: „Anstatt die alte Ordnung aufzugeben, sollte man sie benutzen, um mit dem Mandarin und nicht gegen ihn zu regieren. Keine Tradition darf gestört, keine Gewohnheit geändert werden; man muß sich immer sagen, daß es in jeder Gesellschaft eine zum Führen geborene Schicht gibt, ohne die man nichts erreicht, und eine zu führende Schicht; die führende muß mit unseren Interessen verbunden werden“¹².

Aus den letzten Worten ist schon zu entnehmen, daß die Assoziationspolitik nicht etwa Gleichheit oder Gleichberechtigung anstrebt. Die Entwicklung soll die Eingeborenen nicht von Frankreich entfernen, sondern sie ihm näherbringen. Die *association* meint also ungleiche Partner. So sagt der ehemalige Gouverneur Théodore Steeg: „Kein Nebeneinander, sondern Überordnung der französischen über die islamische Kultur, die *association* schließt die Zurückdrängung des einheimischen Grundbesitzes zum Vorteil der französischen Siedlung nicht aus“¹³.

Diese methodische Diskussion beschränkte sich aber auf einen kleinen Kreis, sie ging nicht in die Breite. Im Bewußtsein der Nation spielte das Kolonialreich bis zum Ersten Weltkrieg eine sehr geringe Rolle. So konnte Lyautey unbehelligt dreizehn Jahre lang Marokko als unumschränkter Herrscher regieren. Vom Mutterland, dessen demokratisch-parlamentarisches System er verachtete, nahm er keine Einmischung an; seine summarische Rechnungsführung erregte bei dem sonst so empfindlichen Parlament kaum Anstoß. Aber als er 1917, zum Kriegsminister ernannt, seine autoritären Ansichten in der Heimat, vor den Abgeordneten vortrug, zwang ihn die Empörung des Parlaments zum sofortigen Rücktritt.

Antikolonialismus, Kolonialromantik, Neumerkantilismus

Immerhin ist zwischen 1885 und dem Ersten Weltkrieg ein Wandel zu spüren. Die amtliche Kolonialpolitik wurde von den Radikalen, ihren schärfsten Gegnern, um 1885 unter Führung von Caillaux und Daladier unterstützt und gefördert. Grundsätzliche Ablehnung wurde nur noch von den ideologischen Gegnern der be-

¹² Cortot, *La France d'au-delà des mers*, 1936, S. 137.

¹³ *La Paix française en Afrique du Nord*, 1926, S. 52.

stehenden gesellschaftlichen Ordnung, d. h. von der äußersten Linken, geübt. Ein Sozialist hat das Wort *colonialisme* geprägt¹⁴, das man vielleicht mit „koloniales Ausbeutungssystem“ übersetzen könnte. Er meinte, die koloniale Expansion vervielfache nur die Reibungs- und Konfliktmöglichkeiten.

Schärfer war A. Martinot¹⁵ aus dem kommunistischen Lager. Er beschuldigte Frankreich des Imperialismus in Marokko und sprach von der „proletarischen Revolution“ in Indochina. Aus dem bürgerlichen Lager kam nur Kritik an bestimmten Regierungshandlungen der Kolonialpolitik, an Mißständen der Verwaltung, an individuellen Übergriffen. So griff der Reporter Albert Londres¹⁶ die Gleichgültigkeit der Pariser Behörden gegenüber den zu lösenden Problemen an, tadelte den Mangel an Methode, an Ideen und an Geld. So beschuldigte André Gide¹⁷ Beamte der französischen Kolonialregierung und Vertreter der Kautschukgesellschaften, die Eingeborenen schlecht behandelt und ihre Arbeitskraft ausgebeutet zu haben; er stellte fest, daß die Produkte der konzessionierten Gesellschaften weniger Steuern und Löhne einbrachten als die nichtkonzessionierten Güter des gleichen Rohstoffwertes. Paul Monet¹⁸ brachte erschütternde Einzelheiten über die Verschickung von indochinesischen Arbeitern nach den französischen Inseln des Stillen Ozeans oder nach Äquatorial-Afrika. Wenn Andrée Viollis¹⁹ noch leidenschaftlichere Anklagen erhob, so tat sie das als empfindende Frau und als selbständige Persönlichkeit; das Vorwort zu ihrem Buch aber schrieb André Malraux, der damals Kommunist war.

Keiner von den bürgerlichen Kritikern stellte die französische Herrschaft im Überseereich in Frage. Andererseits mehrte sich die Zahl derer, die das Imperium nicht nur hinnahmen, sondern es bejahten. Ein Teil der Intellektuellen war für die Kolonien gewonnen. Ein Beispiel war der bekannte Romanschriftsteller und Nobelpreisträger Martin du Gard mit seinem Buch: *Pour l'Empire*. Die glorreiche Epoche der kolonialen Eroberungen lebte weiter in den Kolonialromanen eines Farrère, in den heroischen Legenden, wie sie von Zeitungen und Zeitschriften (*Temps, Illustration*) regelmäßig gebracht wurden, in den romantisch verklärten Lebensbildern der afrikanischen Wegbereiter²⁰ und den Nachrufen auf die Baumeister des Imperiums, unter denen Lyautey zu einer mythischen Größe angewachsen ist. Die Ausweitung der Verwaltung in den Kolonien brachte immer mehr Franzosen, wenn auch meistens nur für kurze Zeit, mit ihnen in Berührung. 275 000 farbige Soldaten kämpften im Ersten Weltkrieg im Rahmen des französischen Heeres und waren ein anschaulicher Beweis für den militärischen Nutzen, den die Kolonien dem Mutterland leisten konnten.

Der Wandel drückte sich ferner in dem Wechsel der Namengebung aus: aus den Kolonien und Protektoraten wird das *Empire*, dann das Übersee-Frankreich (*France d'outre-mer*). Aber ein wirkliches Reichsbewußtsein bildete sich trotz des Namens nicht aus. Das lag nicht nur an der gleichbleibenden Gleichgültigkeit der Massen. Es gelang nicht, die mannigfaltigen Teile zu einem politisch und wirtschaftlich einheitlichen Ganzen zu ordnen. Der traditionelle Zentralismus der Franzosen hinderte sie, sich in einen so weltweiten Organismus hineinzudenken, sie betrachteten alles von ihrem Zentrum und von dem Nutzen dieses Zentrums aus.

¹⁴ Paul Louis, *Le Colonialisme*, 1905.

¹⁵ *Les délires de l'impérialisme*, 1925.

¹⁶ *Terre d'ébène*, 1929.

¹⁷ *Voyage au Congo*, 1927.

¹⁸ *Les Jauniens*, 1930.

¹⁹ *Indochine SOS*, 1936.

²⁰ z. B. H. Roy, *La vie héroïque et romantique du Dr Charles Cuny, explorateur*, 1930.

Das galt auch vom wirtschaftlichen Denken. Der französische Kapitalmarkt hat immer nur sehr wenig Neigung gezeigt, größere Werte in den französischen Kolonien zu investieren. Wie die französische Industrie nach Ausnutzung von Monopollstellen strebt, sieht die französische Wirtschaft in den Kolonien nur ein Mittel, ihre eigene Stellung zu stärken.

Am 3. 12. 1937 schrieb der *Temps*: „Die Franzosen haben eine Neigung, Industrie und Handel der Kolonien nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Beziehungen mit dem Mutterland zu betrachten. Sie meinen, die Kolonien sind nur da, um dem Mutterland bestimmte Lebensmittel billig zu liefern und seinen Produkten einen Absatzmarkt zu bieten. Das ist eine traditionelle Auffassung, die an die Zeit des *pacte colonial* erinnert.“

Guernier²¹ erklärt, bis jetzt sei Nordafrika als ein eingezäuntes Gelände angesehen worden, von dem nur das Fenster geöffnet sei, das nach Frankreich führe. Jean Rous²² urteilt: „Die großen Finanzgesellschaften und alle, die ihre Einkünfte und wirtschaftliche Existenz einer bevorrechteten Stellung bei der Ausnutzung der Kolonien verdanken, räumen den Überseeproblemen den Dringlichkeitsrang ein, aber ihre Lösungsvorschläge wollen den einträglichen *status quo* aufrechterhalten, allenfalls unter Anpassung an neue Formen. Dagegen bleibt die große Mehrheit der im politischen Leben stehenden demokratischen Politiker gleichgültig und kommt nur in Bewegung, wenn sie durch irgend einen menschlich interessanten Fall von Rassendiffamierung oder eine kostspielige Katastrophe innerlich gereizt wird.“

Daß die Organisation des Imperiums das Verschmelzen der Kolonien mit dem Mutterland nicht vor den beiden Weltkriegen erreicht hat, belastet Frankreich als Kolonialmacht. Inzwischen ist in den niederländischen und britischen Besitzungen ein erheblicher Strukturwandel eingetreten, überall erhebt sich der Ruf nach Autonomie und Souveränität. In der Präambel zur Verfassung von 1946 wird die ideelle und materielle Einheit des Kolonialreichs mit dem Mutterland verkündet und die Verpflichtung Frankreichs anerkannt, die Überseevölker zur Selbstverwaltung und Führung ihrer eigenen Angelegenheiten zu bringen. Wenn wir aber dazu den Artikel 62 der Verfassung heranziehen, so erkennen wir, daß trotzdem an der politischen Lenkung durch Frankreich nichts geändert werden soll.

Indochina und Nordafrika

In der Praxis haben die Franzosen in einem Fall größere Zugeständnisse machen müssen. In den indochinesischen Staaten kann die weitere Mitgliedschaft zur Union nur durch Zuerkennung größerer Selbständigkeit, des Rechts auf eigene Regierung, eigenes Parlament, eigenes Heer und diplomatische Vertretung erreicht werden. Indochina nimmt freilich im Bewußtsein der Franzosen eine besondere Stellung ein, wozu die dortigen Kämpfe beigetragen haben.

1951 hat das französische Meinungs-Institut eine Umfrage veranstaltet, bei der auch Indochina eine Rolle spielte²³. Nur ein kleiner Bruchteil der Befragten sieht in den Kämpfen noch eine rein französische Angelegenheit, den meisten ist bewußt, daß es sich hier um eine Frage von internationalem Ausmaß handelt, um eine Episode in der Befreiung der asiatischen Völker oder in der Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Bei der Frage nach der künftigen Haltung gehen die Befürworter der

²¹ a. a. O., S. 119.

²² in: NEF, Nr. 75/76 (1951), S. 168.

²³ Sondages, 1951, Nr. 1.

Fortsetzung des Krieges von 42% 1947 auf 21% 1949 zurück, um nach Einsetzen der amerikanischen Hilfe auf 30% zu steigen, während gleichzeitig 42, 54 und 42% für Aufgabe oder Verhandlungen sind. 20 — 25% enthalten sich der Stimme.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß für die kommunistischen Wähler, auf die 25% der bei den Parlamentswahlen abgegebenen Stimmen entfallen, die Entscheidung selbstverständlich ist. Aber auch die Mehrheit der sozialistischen und ein Teil der bürgerlichen und vor allem die fluktuierenden Wähler lehnen die Fortführung ab. Ein Soziologe von Rang und Ansehen, Maurice Duverger, tritt leidenschaftlich für Beendigung der Kämpfe ein²⁴ und nimmt Argumente wieder auf, die Clemenceau seiner Zeit in die Diskussion geworfen hatte.

Tatsächlich kämpfen die Franzosen nicht, um das Land zu behalten, sondern um ihre Machtposition dort aufzugeben, sobald die Sicherheit der indochinesischen Staaten erreicht ist. Das Interesse an Indochina ist bereits gesunken. Die französische Indochina-Bank hat sich schon nach anderen Investitionszielen umgesehen.

Dagegen kann man behaupten, daß sich der Gedanke der Herrschaft in Nordafrika, der auch in der Kolonialliteratur den Vorrang hat, im nationalen Bewußtsein der Franzosen festgesetzt hat. Das hat auch der sonst so kritische Emanuel Berl festgestellt: „Immer mehr gewöhnt sich Frankreich daran, sein nordafrikanisches Imperium als einen Teil seines Staatsgebiets anzusehen²⁵“. In Nordafrika haben die Franzosen ein eigenes koloniales Ethos entwickelt, hier sind ihre stärksten wirtschaftlichen Interessen, hier haben sie ihre sichtbarsten äußeren Erfolge, diesem Land haben sie ihren Stempel aufgedrückt.

Deshalb kränkt es sie so, daß sich die USA dank ihrer militärischen Stellung in Marokko und den Versprechungen, die Roosevelt dem Sultan gemacht hat, in das französisch-marokkanische Verhältnis einmischen; deshalb widersetzt sich Frankreich so energisch den Anträgen asiatischer und arabischer Staaten, die Vorgänge in Tunesien vor die UNO zu bringen.

Nicht, daß alle Franzosen über die Haltung gegenüber Tunesien einig wären; die Debatte in der Nationalversammlung im Juni 1952 z. B. hat eine vollkommene Verwirrung gezeigt. Aber mit Ausnahme der Kommunisten denkt niemand daran, durch Gewährung der Autonomie einen Stein aus dem Gebäude des nordafrikanischen Imperiums herausbrechen zu lassen.

²⁴ Défendre Hanoï ou défendre Paris, in: NEF, a. a. O.

²⁵ Discours aux Français, 1935, S. 138.

Die amerikanische Ostasienpolitik

Die amerikanische Politik in der Frage des „Kolonialismus“ ist zwangsläufig nicht ganz eindeutig. Unserer eigenen wichtigsten „Kolonie“, den Philippinen, haben wir 1946 aus Gründen des Eigennutzes und zugleich des Idealismus die Selbständigkeit gewährt. (In der Zeit ihrer kolonialen Abhängigkeit als Territorium der USA hatten die Inseln ihre Produkte zollfrei in die USA einführen und auf dem amerikanischen Markt mit manchen amerikanischen Produkten in Konkurrenz treten können.)

Die in Südostasien verbliebenen Kolonialmächte sind unsere Alliierten, und wir brauchen ihre Mitarbeit bei der Verteidigung Westeuropas. Diese unausweichliche Tatsache bildet ein starkes Gegengewicht zu unserer echten Sympathie für die Freiheitsbestrebungen der südostasiatischen Völker. Die westliche Kolonialpolitik in Südostasien ist nicht immer vom Übel gewesen, es steht aber fest, daß ihre Tage gezählt sind. Zugleich besteht die Gefahr, daß der viel schlimmere Kolonialismus oder Imperialismus der Sowjetunion ihre Nachfolge antritt.

China

Das wichtigste Ereignis für die amerikanische Ostasienpolitik seit dem Zweiten Weltkrieg ist unzweifelhaft die Eroberung Chinas durch die Kommunisten, — man nennt es oft den „Verlust“ Chinas. Die leidenschaftliche Stellungnahme der amerikanischen Öffentlichkeit oder wenigstens eines bestimmten Kreises amerikanischer Politiker und Journalisten in dieser Frage geht von der viel zu primitiv formulierten Ansicht aus, daß die USA den „Verlust“ Chinas hätten verhindern können, wenn sie sich nur richtig verhalten hätten. In Wirklichkeit jedoch ist es höchst zweifelhaft, ob die USA oder auch die Sowjetunion die chinesischen Nachkriegsereignisse überhaupt in einer entscheidenden Weise beeinflussen konnten.

Vor dem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Kongresses zum Fall MacArthur sagte Außenminister Acheson, die USA hätten im Zeitpunkt der japanischen Kapitulation drei Alternativen in China besessen:

Die erste kam nicht in Frage. Sie hätte ein völliges Desinteressement an China bedeutet, was schon deshalb unmöglich war, weil noch drei Millionen Japaner in China standen, die in der allgemeinen Verwirrung der Nachkriegsjahre noch eine entscheidende Rolle hätten spielen können. Amerika hatte ja schließlich im Pazifik vor allem deshalb Krieg geführt, weil es die Herrschaft Japans in China oder Südostasien verhindern wollte.

Die zweite Alternative hätte in einer ausreichenden Unterstützung Tschiang Kai-scheks zur Herstellung der Autorität der Nationalregierung in ganz China und der Mandschurei bestanden. Die Kosten für eine derartige Politik sind schon auf 50 Milliarden Dollar geschätzt worden, außerdem hätten amerikanische Truppen eingreifen müssen. Diese Politik hätte wahrscheinlich zum Krieg mit den chinesischen Kommunisten, vielleicht mit der Sowjetunion geführt. Diese Alternative wäre nie von der öffentlichen Meinung in Amerika angenommen worden.

Tatsächlich wurde eine dritte Alternative gewählt: die Japaner wurden evakuiert, die Nationalregierung erhielt in beschränktem Ausmaß militärische und wirtschaftliche Hilfe,

wurde aber zugleich aufgefordert, ihre Einparteindiktatur aufzugeben und eine Koalition mit den Kommunisten und den kleineren Parteien zu bilden. Ebenso wie General MacArthur hielt auch General Wedemeyer diese Politik am ehesten für die Vermeidung eines chinesischen Bürgerkriegs geeignet. Doch es war ihm klar, daß eine aufrichtige Zusammenarbeit zwischen der Nationalregierung und den Kommunisten kaum zu erhoffen war. Deshalb waren die Erfolgsaussichten nur gering.

Eine vierte Alternative läßt sich zwar denken, praktisch aber war ihre Wahl ausgeschlossen. Sie hätte aus der Anerkennung und Unterstützung der chinesischen Kommunisten bestanden, wobei man vielleicht hätte hoffen können, sie auf diese Weise von Moskau zu lösen. Ein paar Amerikaner, keineswegs nur Kommunisten, traten für eine solche Politik ein. Sowohl ein Teil unserer Alliierten als auch die öffentliche Meinung in Amerika hätte sie niemals zugelassen, und die späteren Ereignisse haben gezeigt, daß sie ohne Erfolg geblieben wäre.

Es wurde also die dritte Alternative gewählt, und ihre erste Phase begann, als Präsident Truman Ende 1945 den General Marshall mit dem Auftrag nach China sandte, eine Koalition zwischen der Nationalregierung und den Kommunisten zustande zu bringen. Mit dem Scheitern dieses Auftrags endete die erste Phase, General Marshall kehrte Ende 1946 nach Amerika zurück, und im Mai 1947 hoben die USA das Waffenlieferungsverbot an Nationalchina auf, das sie im August 1946 in Kraft gesetzt hatten.

In den USA ist der Versuch zur Herstellung einer Koalitionsregierung in China heftig angegriffen und gelegentlich für den Sturz der Nationalregierung verantwortlich gemacht worden. Er hat jedoch gerade nicht zu einem Erfolg geführt, und wie soll ein gescheiterter Versuch allein schon entscheidende Wirkungen gehabt haben? Wenn weiter behauptet wird, die amerikanische Politik habe das Selbstvertrauen der Nationalregierung zerstört, so fehlen dafür nicht nur die Beweise, sondern die Nationalregierung schien im Gegenteil höchst siegesicher zu sein und mit amerikanischer Unterstützung ohne Rücksicht auf die von ihr selbst betriebene Politik fest zu rechnen.

In der zweiten Phase, die von 1947 bis zur Niederlage der Nationalregierung im Jahre 1949 dauerte, gaben die Amerikaner der Kuomintang begrenzte wirtschaftliche und militärische Hilfe. Die amerikanische Militärmission stand für eine strategische Beratungstätigkeit zur Verfügung, jedoch kam es nicht wie in Griechenland zur Entsendung amerikanischer Offiziere zu den Kampfeinheiten. Es läßt sich nicht feststellen, wieviel brauchbares Kriegsmaterial aus den USA wirklich zu den Nationaltruppen gelangte, jedoch ist klar, daß viele tatsächlich angekommene Lieferungen an die Kommunisten verkauft oder preisgegeben wurden. Ebenso wurde ein großer Teil der zivilen Hilfeleistungen vergeudet. Die amerikanischen Freunde der Nationalregierung beschwerten sich darüber, daß die amerikanische Regierung nicht mehr Hilfe lieh, aber die Nationalregierung war ja schon nicht mehr fähig, Auslandshilfe zweckmäßig zu verwenden.

Die dritte Phase von Ende 1949 bis zur Mitte des Jahres 1950 hat Außenminister Acheson mit dem treffenden Satz (für den er scharf angegriffen wurde) gekennzeichnet: wir wollten „warten, bis der Staub sich gesetzt hatte“. Mit anderen Worten, die USA fanden sich, so wenig es ihnen gefiel, mit dem Ergebnis des chinesischen Bürgerkrieges ab und wollten die weitere Entwicklung erst einmal beobachten. Das *State Department* rechnete mit dem baldigen Fall Formosas und begann die Vorbereitungen zur diplomatischen Anerkennung des kommunistischen Regimes in China, die beabsichtigt war, sobald sie die amerikanische öffentliche Meinung geduldet hätte.

Die vierte Phase begann mit dem Ausbruch des Koreakrieges und dem darauf folgenden chinesischen Eingreifen in Korea. Die USA vermieden Angriffe auf chinesisches Staatsgebiet, begannen aber mit der Steigerung ihrer militärischen und wirtschaftlichen Hilfe für Formosa, Indochina und die Philippinen, weil sie damit eine weitere kommunistische Expansion verhindern wollten. Das Siebente Flottengeschwader der USA „neutralisierte“ Formosa.

Auch die amerikanischen Maßnahmen in dieser vierten Phase wurden durch die amerikanische Rechtsopposition als zu schwächlich (durch die Links-Opposition übrigens als maßlos in ihrer Feindseligkeit gegen die Kommunisten) angegriffen, aber eine energischere Politik hätte ohne Zweifel das ernste Risiko eines totalen und im Ergebnis sinnlosen Krieges gegen China nach sich gezogen.

Es läßt sich darüber streiten, ob man die fünfte Phase von der Aufnahme der Waffenstillstandsverhandlungen in Panmunjon im Sommer 1951 an rechnen soll oder vom Amtsantritt Präsident Eisenhowers. Sie ist durch die Bemühungen erfüllt, zu einem Ende zu kommen, aber dabei keine grundsätzlich wichtigen Positionen aufzugeben. Sie ist durch das Versprechen des Präsidenten zur Heimführung der Soldaten, durch die Auswirkungen von Stalins Tod und durch die amerikanischen Auseinandersetzungen mit dem südkoreanischen Präsidenten gekennzeichnet. Die Neutralisierung Formosas wurde aufgehoben. Dem Regime in Peking gegenüber änderte sich die amerikanische Haltung nicht.

Ob mit dem Abschluß des Waffenstillstandes und dem Austausch der Gefangenen eine neue, sechste Phase begonnen hat, läßt sich noch nicht überblicken.

Japan

Bis 1948 war die amerikanische Japanpolitik vom Gedanken der Bestrafung beherrscht. Die japanischen Streitkräfte wurden demobilisiert, die Kriegsverbrecher wurden vor Gericht gestellt, die großen Konzerne wurden teilweise zerschlagen, der Außenhandel wurde scharf beschränkt, und über der japanischen Wirtschaft hing die Drohung der Reparationsforderungen. Japan mußte eine demokratische Verfassung einführen, dadurch wollten die USA die Rückkehr eines autoritären Militarismus verhindern. Im übrigen ließ man Japan „im eigenen Saft schmoren“.

Um 1948, als die amerikanischen Gegenmaßnahmen gegen die Drohung des Weltkommunismus in großem Stil einsetzten, begann eine neue Phase. Jetzt sah man in den Japanern mögliche Alliierte gegen den Kommunismus, wenn nicht im militärischen, dann doch im ideologischen und wirtschaftlichen Sinne. Außerdem faßte man Japan als unentbehrliches Element für den wirtschaftlichen Wiederaufbau ganz Ostasiens auf. Man wollte die Gesundheit Japans schon deshalb unterstützen, weil die amerikanischen Steuerzahler jährlich 250 Millionen Dollar für Japan hatten aufbringen müssen. Das Ergebnis der neuen Politik war der Friedensvertrag von 1951, der Japan völkerrechtlich seine Unabhängigkeit zurückgab. Die USA-Truppen und Stützpunkte befinden sich seitdem in Japan auf Grund eines Vertrags zur gegenseitigen Hilfeleistung.

Noch läßt sich kein endgültiges Urteil über die amerikanische Besetzung Japans abgeben. Sie war in mancher Hinsicht ein Fehlschlag, in anderer ein glänzender

Erfolg. Wir wissen aber noch nicht, ob Japan politisch stabil und wirtschaftlich wohlhabend wird, — das allein wird der letzte Maßstab für den Wert der Besatzungspolitik sein.

Korea

Daß die amerikanische Besatzungspolitik in Südkorea sehr viel weniger erfolgreich war als in Japan, liegt vor allem an der Teilung des Landes in zwei Besatzungszonen durch den 38. Breitengrad. Aber diese Teilung hätte sich nur vermeiden lassen, wenn man den Sowjets die Besetzung des ganzen Landes gestattet hätte.

Die amerikanischen Besatzungsbehörden mußten zuerst die letzten Spuren der japanischen Herrschaft in Korea beseitigen, das gelang ihnen einigermaßen. Die zweite Aufgabe war die Schaffung einer vorläufigen koreanischen Regierung auf demokratischer Grundlage. Sie gelang im wesentlichen deshalb nicht, weil die Sowjetunion darauf bestand, daß nur Kommunisten oder Kommunistenfreunde an der Regierungsbildung beteiligt werden dürften. Im Herbst 1947 brachten die USA das koreanische Problem vor die UNO. Die UNO-Mission, die im Frühjahr 1949 daraufhin nach Korea entsandt wurde, konnte die sowjetische Besatzungszone nicht betreten. In Südkorea ließ sie Wahlen durchführen, als deren Ergebnis das Regime Syngman Rhee zustande kam. Dieses Regime, über dessen Schattenseiten gar keine Zweifel bestehen können, ist also eine Schöpfung der UNO, es ist weder der UNO noch dem koreanischen Volk von den USA aufgedrängt worden.

In Nordkorea hatten die Sowjets inzwischen einen Satellitenstaat nach osteuropäischem Muster geschaffen. Ende 1948 hatte sich die Lage dort so stabilisiert, daß die Sowjetunion ihre Truppen zurückziehen konnte. Die nordkoreanischen Machthaber gaben bekannt, daß sie keineswegs alle Unternehmungen, sondern nur die früher japanischen verstaatlicht hätten. Diese Behauptung war absurd, denn alle wertvollen Betriebe hatten den Japanern gehört. Ebenso unwahrhaftig war die Behauptung, in Nordkorea sei eine demokratische Bodenreform durchgeführt worden, denn die Bauern erhielten nicht die freie Verfügungsgewalt über das ihnen vom Staat gegebene Land.

Der koreanische Krieg

Am 25. Juni 1950 begann ein ungleicher Krieg. Die nordkoreanische Volksarmee besaß die besten Sowjetwaffen des Zweiten Weltkriegs, die Armee der (südkoreanischen) Republik Korea hatte von den USA nur leichte Waffen erhalten, unter anderem aus dem Grunde, weil ein Angriff auf den Norden verhindert werden sollte. Die Behauptung der kommunistischen Propaganda, daß Südkorea auf Veranlassung der USA angefallen habe, ist nicht wahr. Später von den UNO-Truppen gefundene nordkoreanische Angriffsbefehle unmittelbar vor der Invasion nach Südkorea sind im UNO-Dokument S/2112 (Amtliche Protokolle des Sicherheitsrats VI, 1. April — 30. Juni 1951, S. 88 — 94) veröffentlicht worden.

Der Vorwurf gegen die USA, sie hätten deutlicher sagen sollen, daß sie bei einem Angriff auf Südkorea selbst eingreifen würden, ist wohl gerechtfertigt. Der ame-

rikanische Entschluß zur Abwehr des nordkoreanischen Angriffs und die Gewinnung der meisten nichtkommunistischen UNO-Staaten für den amerikanischen Standpunkt ist trotzdem neben der Schaffung des Atlantikpaktsystems einer der großen Triumphe des Gedankens der kollektiven Sicherheit.

General MacArthur hat richtig gesagt, daß der Krieg sein Wesen völlig veränderte, als Ende des Jahres 1950 die Chinesen eingriffen. Vor allem stand damit die Frage zur Entscheidung, ob die UNO-Streitkräfte China selbst zur Luft angreifen sollten. General MacArthur war dafür, ebenso für eine Seeblockade Chinas und für den Einsatz von Formosatruppen in China, unter Umständen auch in Korea. Daraufhin wurde er abberufen, und seine Vorschläge wurden auch nach dem amerikanischen Regierungswechsel nicht durchgeführt. (Niemand hat übrigens je den Einsatz amerikanischer Land-Truppen gegen das chinesische Mutterland befürwortet.)

Es gelang, aus der Achten Armee der USA und dem Heer der Republik Korea schlagkräftige Kampfeinheiten zu machen. Nach wie vor war es jedoch kaum wahrscheinlich, daß die Südkoreaner sich allein verteidigen konnten.

Es ist wohl nicht richtig gewesen, daß die USA ihre Bundesgenossen nicht stärker an den langwierigen Waffenstillstandsverhandlungen beteiligt haben. Aber der amerikanische Standpunkt in der Gefangenfrage, der in erster Linie den Abschluß verzögerte, läßt sich schlüssig begründen:

„Die langsame Entfaltung der amerikanischen Nachkriegspolitik weckte Hoffnungen bei allen Menschen, die von einer schließlichen Befreiung träumten. Sie bot ein leider oft zu dürftiges Asyl für Freiheitskämpfer, die fliehen mußten. Und die Weigerung, Flüchtlinge oder Gefangene zwangsweise in ihre Heimat zurückzutransportieren, brachte fast unbewußt ein Element in die Auseinandersetzungen, durch das die Truppen der Sowjetunion und ihrer Verbündeten unter Umständen nicht mehr zuverlässig sind. Nach meiner Auffassung bedeutet der Entschluß, die chinesischen und nordkoreanischen Gefangenen nicht zwangsweise auszuliefern, einen Wendepunkt in dem großen Konflikt zwischen Knechtschaft und Freiheit.“¹

Wie läßt sich Sicherheit gewinnen?

Wenn man von der Überzeugung ausgeht, daß die USA und die anderen an den Fragen Ostasiens interessierten Nationen vor allem eine wirksame Sicherung gegen neue kommunistische Aggressionen brauchen, dann scheint die erste Notwendigkeit ein pazifischer Sicherheitsvertrag nach dem Muster des Atlantikpakts zu sein. Die gegenwärtigen Abkommen zwischen den USA einerseits, Japan, den Philippinen und Australien-Neuseeland andererseits sind unzureichend.

Doch erheben sich große Schwierigkeiten für die Schaffung eines wirksamen Sicherheitssystems. Die Westmächte, die Interessen in Ostasien haben, sind durch die europäischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Von den asiatischen Staaten sind einige wie die Philippinen, Siam, die Assoziierten Staaten Indochinas und die chinesische Nationalregierung kommunistenfeindlich und deshalb zur Zusammenarbeit mit den USA bereit. Die Außenpolitik anderer Staaten, vor allem die Indiens, Burmas und Indonesiens, bemüht sich um eine neutrale Linie. Es wird

¹ Bertram D. Wolfe: Operation Rewrite: The Agony of Soviet Historians, in Foreign Affairs, Bd. 31, Nr. 1, Okt. 1952, S. 51/52.

mühselig sein, diese Nationen davon zu überzeugen, daß ihre wahren Interessen auf unserer Seite liegen und nicht in der Illusion von einer Neutralität, die der kommunistische Block sicher weder bewundern noch achten wird, — daß nicht der westliche, sondern der Sowjetimperialismus die große Gefahr der Gegenwart darstellt.

Die militärische Sicherung ist zwar die Voraussetzung für alles, aber mehr Dinge als sie sind nötig. Der politische und wirtschaftliche Fortschritt muß in erster Linie das Werk der ostasiatischen Nationen selbst sein, doch Hilfe von außen kann eine wichtige Rolle spielen. Technischer Beistand der USA ist dann und nur dann von Erfolg, wenn er nur gerade das noch fehlende Element zu einem Schritt nach vorn bringt. Das klassische Beispiel dafür ist die Arbeit des amerikanischen Landwirts Horace Holmes, dem es ohne zu hohe Kosten gelang, innerhalb weniger Erntejahre die Erträge eines großen Bezirks in Nordindien ungefähr zu verdoppeln.

Dagegen scheint es mir nicht in Frage zu kommen, daß die USA die moralische oder weltanschauliche Führung der Welt, mindestens der nicht-kommunistischen Welt, übernehmen, obwohl der Ruf danach in den USA selbst die große Mode ist. Staaten, besonders die Staaten der Gegenwart, können kaum eine Führungsrolle dieser Art ausfüllen. Auch wenn dieser Einwand nicht zu Recht bestünde, so ist doch damit zu rechnen, daß ein großer Teil der Welt, in dem man eine übertriebene Vorstellung von dem Materialismus hat, der angeblich das amerikanische Leben beherrscht, eine amerikanische Führung ablehnt. Drittens steht fest, daß weder Amerika noch ein anderer Staat (gewiß nicht die Sowjetunion) eine Botschaft vertritt, deren Verkündung der Welt helfen würde. (Ich persönlich glaube, daß nur das Christentum diese Botschaft und damit die Möglichkeit zur sittlichen Führung besitzt.)

Die USA müssen sich auf die bescheidenere, aber immer noch höchst wichtige Aufgabe beschränken, anderen Staaten dabei zu helfen, daß sie sich selbst entscheiden können, mit anderen Worten, daß sie ihre Freiheit behalten.

Hier mag die Bitte nach größerem Verständnis für die schwierige Lage der USA als Weltmacht angebracht sein. Unsere Stellung ist uns gegen unseren Wunsch durch Kräfte, über die wir keinen Einfluß hatten, aufgedrängt worden. Des kommunistischen Geredes vom amerikanischen „Imperialismus“ werden wir recht überdrüssig, denn wir haben keine territorialen Wünsche. Wenn jemand anderer Ansicht ist, dann soll er doch einmal nach Amerika kommen (falls ihn unsere Einwanderungsbehörden reinlassen!) und sich mit einfachen Amerikanern unterhalten. Er wird zu seiner Überraschung und vielleicht zu seinem Verdruß feststellen, daß sich die meisten Amerikaner kaum für das Ausland interessieren, geschweige denn „Imperialisten“ sind. Ebensowenig wird er viele Spuren der *Wall Street*-Herrschaft entdecken, die nach der These des Kreml in Amerika bestehen soll. Mehr Grund als zu einer Besorgnis vor amerikanischem „Imperialismus“ hat die Welt zur Furcht vor amerikanischer Gleichgültigkeit. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat Amerika staatliche und private Gelder in einem noch nie dagewesenen Ausmaß (ob man die absoluten oder relativen Summen ansieht) für Hilfeleistungen an andere Nationen ausgegeben. Als Gegenleistung für unsere Opfer haben wir unserer Ansicht nach ein Recht, wenn auch nicht auf Dankbarkeit, so doch wenigstens auf Nachsicht.

*Der Zusammenschluß der Völker Chinas**Der Stolz der Nordchinesen*

Noch geben uns Prähistorie und Paläanthropologie nur dürftigste Auskunft über die ältesten Bewohner der Jangtseniederungen. Sicher ist nur, daß mindestens das Oberjangtsegebiet bereits im Paläolithikum besiedelt war. Auch versteht es sich, daß die stromnahen Landschaften und insbesondere die Seitentäler während langer Zeiten des Postglazials nur Sümpfe darstellten, Reste einstiger Wasserflächen, die von den unermeßlichen tibetischen Gletschern und Firnfeldern gespeist wurden. Eben diese weiten und sumpfigen Flächen waren auch die Heimat des Wildreises, der alsbald ein hervorragendes Nahrungsmittel für die Menschen wurde und bis heute blieb.

Aber schon mit dem Dämmern der chinesischen Geschichte — einer Geschichte der nordchinesischen Oberhäuptlinge von Hsia am zentralen Hoanghoknie — fand auch der Süden Erwähnung. Der Überlieferung nach ist das bekanntlich die Zeit von 2205—1766, doch dürften diese Zahlen um rund ein bis zwei Jahrhunderte zu hoch liegen. Als Quelle dienen in erster Linie die Bambusannalen. Aus ihnen geht hervor, daß das alte Nordchinesentum von seinem südlichen Nachbarn zunächst die Landschaften des zentralen Jangtsebeckens kennenlernte. Das war das Land Djing — in der Gegend des heutigen Hupch.

Zwischen Hsia und Djing fand anscheinend ein reger Verkehr statt, wie es den äußerst nützlichen Produkten entsprach, die der Süden zu bieten hatte: Elfenbein, Edelholz und Schildpatt, Felle, Federn und Perlen, Gold, Silber, Kupfer und geschätzte Medikamente. Mit dem wirtschaftlichen Austausch war ein starker kultureller Verkehr verbunden, bei dem vielfach auch der Süden der gebende Teil war — bei Bronzeuß, Reisbau, vielleicht der Bauform¹).

Aber das geistige Übergewicht lag beim Norden — in Bronzeformen und Ziermustern, Schrift, Dichtkunst, Astronomie und Zeremoniell. Wie sich die vorwiegenden Rassentypen nahegestanden haben, so dürften auch Sprache und Kulturstand, wenigstens bei den Oberschichten der Talvölker, wenig verschieden gewesen sein. Hier wie da handelte es sich auch in politischer Hinsicht um Bünde von Fürsten und Oberhäuptlingen, die erst langsam zu großen politischen Gebilden zusammenwuchsen. Vorbild dürften dabei im ganzen sinischen Raum Hsia und später Schang mit ihren Vasallenstaaten und ihrem Feudalsystem gewesen sein.

Unterschiede zwischen Norden und Süden waren trotzdem in Typus, Haltung und Kultur zweifellos vorhanden und wurden vom Norden her mit großer Schärfe gesehen. Man faßte dort sogar alle Völker des Südens noch immer unter dem Namen von *Manbarbaren* zusammen, als es längst schon offenkundig gewesen sein mußte, daß die zivilisierten Bewohner der Tallandschaft in jeder Hinsicht etwas an-

¹ Bishop, C. W.: The rise of civilization in China with reference to its geographical aspects. Geogr. Rev., 617—631, 1932.

deres darstellten als die primitiven, vermutlich monkmmerischen Waldstämme der Übergangszone²).

So bildete sich bereits damals jener schrankenlose Überlegenheitskomplex heraus, der das Chinesentum, zunächst nur ein nordwestliches Chinesentum, durch alle Zeiten kennzeichnen sollte. Ihm war der Norden ein Land wüster und wilder Gesellen, der blutdürstigen und zerstörungswütigen Hunnen, waren die Waldbewohner namenlose Halbtiere, die man verjagte, und war der Süden ein unbequemes Staatenkonglomerat von durchweg gering geschätzten „Man-Barbaren“. Noch heute klingen mit dem Worte *Man* Vorstellungen wie unfein, roh, fremd oder gar aufässig und zänkisch an. Die Wortbedeutung war etwa diejenige von „streitsüchtiges Ungeziefer“, der Wortlaut aber wohl hier wie auch sonst sehr oft nur der Versuch einer phonetischen Wiedergabe eines Eigennamens. *Mon*, *Muong*, *Möng* tritt bei vielen Südbarbaren als Volks- oder Eigenname auf, und da *Mon* mit chinesischen Zeichen nicht wiedergegeben werden kann, war *Man* das Nächstliegende.

Das Gewicht des Südens

Noch aber reichte zur Hsia-Zeit das politische Einflußgebiet dieser *Man*völker an den Küstenlandschaften bis hinauf nach Schantung, wo die Yü-I („Bergbarbaren“) lebten, und zog sich über die Huai-I in die Jangtseniederungen hinein. Hier wurden, nachdem auch die Huai-I mehr oder minder aufgesogen worden waren, neben dem zentralen Djing zwei weitere große Landschaften näher bekannt, das waren Liang im Westen und Yang im Osten. Zur frühen Schang-Zeit (1766—1401) bestand bereits ein enger und geregelter Verkehr zwischen Norden und Süden, der auch zu kriegerischen Auseinandersetzungen und sogar zu Eingriffen des Südens in die Politik des Nordens Anlaß bot.

Andererseits wurden militärische Expeditionen gegen den zentralen Süden auch schon zur späteren Hsia-Zeit bis an den Jangtse vorgetragen, und die konfuzianische Tradition glaubt sogar bereits an eine Einbeziehung des zentralen Jangtsegebiets in das Hsia-Reich. Aber das ist wohl selbst unter der Annahme, daß dafür natürlich nur eine lose Vasallenschaft in Frage gekommen wäre, recht unwahrscheinlich und nur aus dem Bemühen der konfuzianischen Geschichtsschreibung, z. B. des Schu-djing, zu verstehen, ein ausgedehntes Weltreich an den Beginn der chinesischen Geschichte zu setzen, während dort in Wahrheit nur ein kleines Hsia stand. So geht es auch aus den älteren, wesentlich vorkonfuzianischen Bambusannalen hervor.

Die berühmte, sogenannte Reichsbeschreibung des Yü-gung fällt daher auch keineswegs, wie die Konfuzianer es wollen, in das 22. vorchristliche Jahrhundert, dürfte aber wirklich schon im 12. Jahrhundert entstanden sein. Sie ist auch weniger eine Beschreibung von Provinzen als von mehr oder minder nahe verbundenen Vasallenstaaten, wie schon aus dem Titel des entsprechenden Kapitels im Schu-djing hervorging. Es wird als der „Tribut“

² Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 506 S. Leiden 1942.

ds.: Lokalkulturen im Alten China. I. Die Lokalkulturen des Nordens und Westens. 447 S. Leiden 1942. d'Hervy de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit, pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Bde. Paris 1876—1883.

Plath: Die fremden barbarischen Stämme im alten China. Sb. kgl. bayer. Akad. Wissensch. München, phil.-hist. Cl. I, 450—528, 1874.

Maspéro, H.: Les origines de la civilisation chinoise. Ann. Géogr. XXXV, 135—154, 1926.

des Yü bezeichnet. Dieser Tribut der Vasallenstaaten, der praktische Gewinn, war auch tatsächlich die Hauptsache für die nordchinesische Zentrale, die Form der politischen Bindung, die so häufig wechselte, nur ein Mittel zum Zweck. Und als Tribut galt schon jede höfliche Geschenksendung, wie denn noch im 18. Jahrhundert aus eben diesem Grunde halb Europa zu den „tributpflichtigen“ Vasallenstaaten gerechnet wird. Wir mögen den Süden der beginnenden Dschou-Zeit also als mehr oder auch meist minder tributpflichtige Konföderativstaaten ansehen, aber nicht mehr.

Es versteht sich bei dem regen Verkehr und nach den langen Listen der köstlichen Produkte des Südens ohne weiteres, daß man sich dort eines beträchtlichen Reichtums erfreute. Die nordchinesische Annalistik gibt dies auch mehrfach in mißvergnügter Weise zu. Mußten doch daraus, also aus der zunehmenden staatlichen Konsolidierung, auch in wachsendem Maß Gefahren für die nordchinesische Suprematie erwachsen.

Das wurde besonders seit dem Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends deutlich, wo in der Landschaft Djing mit den Bärenfürsten von Tschu eine Zentralmacht emporwuchs³). Tatsächlich stand dieses Tschu später mehr als einmal unmittelbar davor, die alleinige Herrschaft über ganz China an sich zu reißen.

Demgegenüber gewann der Osten des Jangtsets als immer nur vorübergehende Bedeutung. Dort entstand allmählich der Staat von Wu, der nur selten in die Geschichte des Reiches eingriff.

Im Westen des Jangtsets und demnach im heutigen Szetschuan kamen aber die beiden Staaten Schu und Ba auf, von denen insbesondere Ba alsbald die geistige Führung des Südens übernahm. Hier fühlte man sich in der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends dem Norden ebenso in kultureller Hinsicht ebenbürtig wie in Tschu am Zentraljangtse in militärischer Hinsicht. Der Süden hatte im großen und ganzen den Norden eingeholt.

Einigung mit aller Härte

Aber das war ein trügerischer Erfolg. Er rechnete nicht mit der außerordentlichen Masse des Nordens, die der Süden nicht wettmachen konnte. Unaufhörlich strömten vom Norden her die Zuwanderer in den Süden, Flüchtlingswellen nach Hunneneinbrüchen siedelten an den Südwäldern, als die Nordwälder bis zur Grenze der damaligen Mittel ausgerodet worden waren, chinesische Handwerker wurden von den Südfürsten an ihre Städte oder ihre Höfe gezogen, und vor allem war die Intelligenz von nordchinesischem Wesen und nordchinesischer Bildung und Wissenschaft völlig durchtränkt. Auf die Dauer war also der von hoher Kultur getragenen Masse des Nordens nicht zu widerstehen. Die biodynamischen Gesetze mußten sich auch hier erfüllen.

So bedeutete es schließlich nur eine vorübergehende Episode, wenn Tschu im Jahre 679 v. Chr. zur Präsidialmacht von China wurde. Damals war die Macht des nördlichen Priesterkaisertums der Dschou schon brüchig geworden, es mußte die weltliche Macht im wachsenden Maß an den jeweils stärksten „Vasallenstaat“ abgeben. Das war angesichts der weitgehenden Zersplitterung der Nordstaaten ausgerechnet das Südfürstentum von Tschu. China war gar kein nordchinesisch bestimmtes Reich mehr, sondern ein Reich der *Man*, die man in Nordchina als die *Manbarbaren* bezeichnete.

³ Tschepé, P. A.: *Histoire du Royaume de Tch'ou. Variétés Sinologiques XXII*, 402 pp. Schanghai 1903.

Dann aber kam im Norden ein anfangs nur sehr kleiner Staat im Nordwesten auf, also wie üblich nahe der kampfumtobten Hunnengrenze und unter, wie wieder üblich, halbhunnischen Herrschern. Das war Tsin in Schensi, nicht zu verwechseln mit Tsin in Schansi. Es fraß die kleineren Nordstaaten auf, bildete eine eigene Konföderation, griff über den Tjin-ling-Schan nach Schu und Ba vor und unterwarf sich Schu im Jahre 316 vollständig. Damit stand es im Rücken von Tschu, seinem größten Rivalen. Eine Zeit der Schwäche geschickt ausnutzend, gelang es ihm schließlich i. J. 223, auch dieses zu Fall zu bringen. Damit war China wiederum unter einem Nordfürstentum geeint. Tjin Schi-Huang-di (221—209) führte diese Einigung mit aller Härte durch, verbrannte die alte Literatur, löste das Vasallentum auf, schuf eine übermächtige Zentralgewalt und damit — genauer: durch die kulturpolitische Staatsidee — tatsächlich erst das eigentliche China, das eben nach dieser Dynastie auch *Tsina* = China heißt⁴).

Der Kampf war entschieden. Der Ausgang war früher oder später unvermeidlich gewesen. Gegen den biodynamischen Druck des Nordens konnte sich der kleinere Süden auf die Dauer nicht halten. Aber sein Eigenleben bestand noch auf lange Zeit hin. Noch im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bezeichnete der chinesische Gouverneur Ma-go-bo-lo, d. h. Marco Polo aus Venedig⁵), die von ihm bereisten Länder im Süden als die Länder der *Man*, und er bewunderte ihren Reichtum an Kultur, Städten und Volk.

Die Tai als Gegenspieler der Chinesen

Es ist aber mißlich genug, daß wir in den chinesischen Quellen meist nur von *Man*barbaren hören, wo es doch offensichtlich ist, daß sehr verschiedene Völker und Stämme mit diesem Namen zusammengefaßt werden. Was für uns vor allem wesentlich ist, wäre eine genaue Kenntnis der Sprachen dieses Südens der *Man*. Denn die Sprache bindet das Volkstum und ist damit auch in der Lage, uns Anhaltspunkte über den Volkskörper und seine tragenden Rassenelemente zu geben.

Wir können dazu nur auf Umwegen gelangen. Denn was uns die chinesische Annalistik überliefert, ist meist nur negativer Art. Wir wissen z. B., daß bei Verhandlungen noch im Jahre 546 v. Chr. die Diplomaten der beiden großen rivalisierenden Mächte Tsin und Tschu einen Dolmetscher brauchten, um sich überhaupt zu verständigen. Zur gleichen Zeit und noch viel später wird in der historischen Literatur des Nordens die Sprache der *Man* verspottet, da sie „wie Vogelzwitzchern“ klänge. Daher hängt auch heute noch dem Zeichen der *Man* etwas von der Bedeutung „wie Tiere sprechen“ an. Über die Art der Sprache läßt uns aber die Annalistik völlig im Stich. Sie ist etwas anderes als das eigene und gilt deshalb ohne weiteres als minderwertig.

⁴ Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Bde. Paris 1895—1905.

Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. 3 Bde. Berlin 1930—1937.

Grousset, R.: Histoire de l'Extrême-Orient. 2 Vols. Paris 1929.

Herrmann, A.: Historical and Commercial Atlas of China. 112 S. Cambridge 1935.

Hirth, F.: The Ancient History of China to the End of the Chou Dynasty. 383 S. New York 1908.

Latourette, K. S.: The Chinese. Their History and Culture. 2 Bde. London 1934.

Li, Chi: The Formation of the Chinese People. An anthropological inquiry. 283 S. Cambridge 1928.

⁵ Charignon, A. J. H.: Le livre de Marco Polo. 3 Bde. Pékin 1924—1928.

Yule, H. (Herausg. H. Cordier): Cathay and the Way Thither. 4 Bde. London 1913—1916.

Die Verwaltungspraxis aber, der nüchterne Nutzen und die Notwendigkeit der Tribut-erhebung, hat dazu geführt, daß uns eine größere Reihe von Worten aus dem Süden erhalten geblieben sind.

Allerdings hat deren Deutung auch ihre Schwierigkeiten. Die Chinesen waren niemals große Philologen. Das hat zwei Gründe. Einmal war die Beschäftigung mit den Sprachen von Barbaren an sich eine unwürdige Beschäftigung. Sodann ist die chinesische Schrift, da sie nur eine beschränkte Anzahl von Tonhöhlensilben wiedergeben kann, für die Fixierung fremder Laute gänzlich ungeeignet. Meist werden diese bis an die Grenze der Unkenntlichkeit verstümmelt und können nur durch den vorsichtigen Vergleich bekannter Lautwerte auf ihren ursprünglichen Inhalt zurückgeführt werden. Zudem übernahmen die Barbaren dann aber auch selbst gewöhnlich die chinesische Schrift und damit zahlreiche chinesische Ideen, sprachen die Zeichen aber in den Lauten der eigenen Sprache aus. So war fast immer eine Verständigung durch die Schrift allein möglich, wie das ja auch heute noch bei den Provinzdialekten der Fall ist. Und schließlich hat sich die abendländische Forschung mit den nichtchinesischen Schriften im sinischen Kreis, also etwa denjenigen der Miao, der Alt-Tai von Ba und anderen Lokalformen nur sehr wenig beschäftigt. Das gilt ja in gewissem Grade sogar auch für Tibet, dessen enorme historische Schätze jedenfalls noch völlig ungehoben sind⁶). So blieb also auch die Sprache der Man von Tschu bei den althinesischen wie den modernen europäischen Gelehrten fast unbeachtet.

Immerhin hat sich genügend erhalten, um ein allgemeines Bild von dieser Sprache von Tschu zu gewinnen. Es sind Personennamen und Titel, auch Bezeichnungen von Bergen und Flüssen vorhanden. Es sind auch drei große und unschätzbare Wortlisten, deren Ursprung wohl noch bis in die Dschou-Zeit zurückreicht, überliefert worden, gewissermaßen Repetitorien für Dolmetscher und Steuerbeamte, und schließlich hat sich die Sprache der alten Jangtsebewohner zwar nicht in Tschu, das in der unmittelbaren biodynamischen Stoßrichtung vom Norden lag, wohl aber in dem geschützteren, westlichen Szetschuan noch lange gehalten. Das war die Sprache des kulturstarken Ba. Seine Träger haben immer wieder Aufstände gegen die chinesische Herrschaft gemacht und sind tatsächlich erst im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung politisch völlig ausgeschaltet worden. Hier haben wir also einerseits den unmittelbaren Zusammenhang und den Zusammenklang mit den alten Wortlisten und Namen. Wir haben aber auch andererseits den Zusammenhang mit den nächsten Sprachverwandten in Jünnan und Hinterindien.

Der Ring ist geschlossen. Es liegt hier eine meist sogar enge Sprachverwandtschaft vor. Und danach ist vollkommen eindeutig: die Sprache der Manbarbaren des Jangtsets als war das Tai.

Als erster hat sich Terrien de Lacouperie⁷) mit diesen recht umfangreichen Wortlisten beschäftigt. Ihre letzte und gewiß sehr späte Redaktion fanden sie gegen Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Danach kann die Sprache des alten Tschou also auch nur eine Taisprache gewesen sein. Manches davon kehrt wörtlich im heutigen Schan und Siamesischen wieder⁸).

⁶ Bell, Ch.: Tibet, Past and Present. 326 S. Oxford 1924.

Schäfer, E.: Geheimnis Tibet. Erster Bericht der Deutschen Tibetexpedition Ernst Schäfer 1938/39. 184 S. München 1943.

⁷ Terrien de Lacouperie: The cradle of the Shan race. In Colquhoun, A. R.: Amongst the Shans XX, LV. London 1885.

ds.: The Languages of China before the Chinese. Researches on the languages spoken by the Pre-Chinese races of China proper previously to the Chinese occupation. 148 S. London 1887.

⁸ Arousseau, L.: La première conquête chinoise des pays Annamites. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIII, 137—264, 1923.

Cochrane, W. W.: The Northern Shans, p. 1—30 in: Milne, L.: Shans at Home. 289 S. London 1910.

ds.: The Shans. 227 S. Rangoon 1915.

Grierson, G. A.: Linguistic Survey of India. Vol. II. Mon-Khmer and Siamese-Chinese Families (including Khassi and Tai). 233 S. Calcutta 1904.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. 595 S., 14 Kt. Heidelberg 1926.

Es wäre sicher irrig, in diesem Zusammenhang auch an die Miao zu denken. Denn einmal sind die Miao nur Einwanderer in den Berggebieten des Südens, und sodann und vor allem können sie als viehzüchtende Bergnomaden niemals in den feuchtheißen Reisbautälern von Tschu gegessen haben, wie einmal angenommen wurde. Die Ähnlichkeit so vieler Worte und die Ähnlichkeit der Stellungsgesetze zwischen Tai und Tschu kann mithin nur auf eine enge Sprachverwandtschaft gedeutet werden, wie sie dann ja auch ihrerseits ihre unmittelbare Bestätigung in dem Zusammenhang zwischen Bai und Siamesisch findet. Die Bai-I bezeichnen sich auch heute noch als Tai.



Unser Fazit ist also das Folgende. Das alte Jangtsegebiet von Szetschuan über Hupeh bis Anhui und Kiangsu und sogar vielleicht bis hinauf an die Berge von Schantung lag im zweiten vorchristlichen Jahrtausend in den Händen einer Tai sprechenden Bevölkerung. Das sind die Ur-Tai, die echten und ursprünglichen Tai, die Schöpfer und ersten Träger der Sprache. Sie haben mit Nordchina um ihr Volkstum gerungen, haben aber allmählich dessen Kultur übernommen und sind damit in die kulturpolitische Machtsphäre des Nordens eingegliedert worden. Als sie die gleiche Kulturstärke wie der nördliche Rivale erreicht hatten, gelang es ihnen sogar, in dem gemeinsamen Kulturraum für Jahrhunderte zur Vormacht im chinesischen Staatenbund aufzurücken. Damals war also China gar kein eigentliches, kein nördliches China, sondern ein Land der Tai.

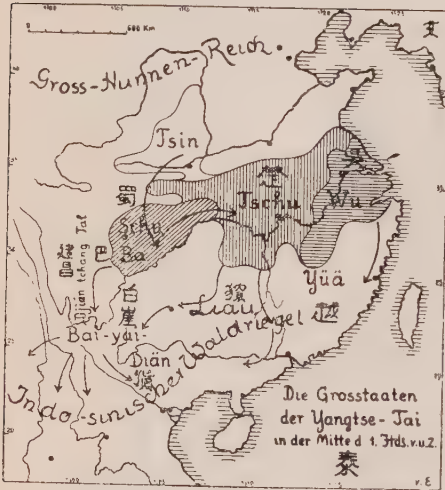
Übernahme und Vermischung in der Übergangszone

Dann folgte die Auflösung. Wie die beiden hauptsächlichen tragenden Varietäten, der nordsinide und der mittelsinide Typus, nahe verwandt sind, so auch die beiden Sprachzweige, das Tai und das Chinesische. Kulturelle Übernahmen haben

v. Eickstedt, E. Frhr.: Das Orgelproblem der ostasiatischen Völkerdynamik: Rolle und Rasse der Bai-I und Thai. Studien z. Auslandskunde 1944.

v. Erkes, E.: Die Sprache des alten Ch'u. T'oung Pao XXVII, 1—11, 1930.

besonders in der Oberschicht auch zu einer sprachlichen Zersetzung geführt, wie andererseits der Druck von Norden zu einer weitgehenden Vermischung der verwandten Regionaltypen führte. Sie ging ebenso durch ein blutsmäßiges Eindringen der nördlichen Elemente in den höheren Schichten wie durch Unterwanderung in der breiten Masse vor sich. Zur Zeit des gewaltigen Wüterichs und Organisators Tjin Schi-Huang-di sind Norden und Süden kulturell und blutsmäßig weitgehend angeglichen, und die sich für viele Jahrhunderte noch haltende Bezeichnung *Man* hat nur noch die Bedeutung einer historischen oder lokalpatriotischen Reminiszenz. Der biodynamische Druck aus Norden hatte endgültig gesiegt. Die große nördliche



Die Jangtse-Tai zur Zeit ihrer Machtfülle im ersten vorchristlichen Jahrtausend. Das territorial weitausgedehnte Tschu wird zur Präsidialmacht Chinas, bis es durch Tsin über Schu und Ba erobert wird (Pfeile) und damit ein vom Norden geleitetes Gesamtchina (Tsina) entsteht. Dieses beginnt als bald seinen siegreichen Kampf um die Vormacht in der Ostwelt mit dem Groß-Hunnenreich. Im Süden vertiefen sich die Abstromwege, insbesondere der Tai gegen Jünnan (Bai-yai-guo) im Westen und Yüa im Osten (Pfeile).

Alluvialkammer vom Hoangho hatte die kleinere am Jangtse in sich einbezogen. Sie waren zu einem neuen China verschmolzen.

Damit war auch die alte Sprache des Südens zugrunde gegangen. Im ganzen großen Jangtsegebiet erklingt heute nirgendwo mehr das alte Tai. Nur kümmerliche Reste halten sich noch hie und da im randlichen Szetschuan⁹⁾.

Sie bilden den Bindestrich, verknüpfen das Einst mit dem Heute. Denn schon im benachbarten Jünnan und seinen Grenzgebieten ist das Tai unter verschiedenen Namen weitverbreitet, und abermals weiter im Süden lebt es heute kulturstark und lebensfrisch im zentralen Hinterindien. Der große Verdrängungsprozeß am Jangtse des ersten vorchristlichen Jahrtausends besitzt also offenbar eine beträchtliche dynamische Bedeutung für Hinterindien, ja am Jangtse liegt geradezu der Schlüssel für das Verständnis der völkerdynamischen Abläufe in Südostasien.

Zwischen den beiden Gegenpolen dehnt sich aber noch die Übergangszone des südlichen China. Von etwa Bangkok am Untermekong bis nach Hankau oder Tschungking am Jangtsekiang sind es mehr als 2000 Kilometer in der Luftlinie.

⁹⁾ Graham, D. C.: Historic notes on the P'o Jên (Beh Ren). The last group of the Pre-Chinese Thai people to remain in Szechwan. J. West China Border Res. Soc. VIII, 82—87, 1936.

ds.: A preliminary report of the Handow excavation. J. West China Border Res. Soc. VI, 114—131, 1934.

Torrance, T.: Notes on the cave tombs and ancient burial mounds of western Szechwan. J. West China Border Res. Soc. IV, 88—105, 1930/31.

ds.: Notes on the West China aboriginal tribes. J. West China Border Res. Soc. V, 10—24, 1932.

Rote Mongolen in der Chinesischen Volksrepublik

Der Herr der Inneren Mongolei

Unter der Oberherrschaft Mao Tse-tungs ist der mächtigste Mann in der von den Chinesen beherrschten Inneren Mongolei ein Tumet-Mongole aus der alten, kampferwühlten Grenzprovinz Suiyuan.

Auf Chinesisch heißt er Yun Tse, wobei das *Yun* wahrscheinlich ein Sippen-Name ist, der sich von einem alten Stammesnamen in den chinesischen Chroniken: *Yung Schih-pu*, ableiten läßt. Die Schriftzeichen bedeuten „Stamm der kühnen Bogenschützen“, aber in Wirklichkeit ist der chinesische Name wahrscheinlich eine phonetische Nachschrift des Stammesnamens und nicht die Übersetzung seines Wortsinnes.

Der mongolische Name des Machthabers, *Ulan Hu*, nimmt unter den „Revolutionsnamen“ eine eigenartige Stellung ein. Sein mongolischer Sinn bedeutet „Roter Sohn“, man könnte das mit poetischem Schwung als „Roter Knappe“ wiedergeben. Die chinesische Umschrift aber liest sich nicht *Ulan Hu*, sondern *Ulan-fu*, für die Schluß-Silbe wird das Zeichen benutzt, mit dem im allgemeinen die russische Namensendung -ow wiedergegeben wird. Wenn man diese Gewohnheit in Erinnerung hat, kann man den Namen auch als *Ulanow* lesen, was nur eine besondere Lesart für *Uljanow*, den Familiennamen Lenins, darstellt!

Daß *Ulan-fu* tatsächlich ein „Revolutionsname“ ist, den sein Träger nicht als Kind erhalten hat, läßt sich auch daraus schließen, daß Yun Tse ihn anscheinend vor 1940 nicht benutzt hat.

Wie viele unter den westlichen Tumets ist Yun Tse ein Mongole, der kein Mongolisch sprechen kann. Diese interessante Tatsache hat wahrscheinlich in zweifachem Sinne eine gewisse Bedeutung.

Einerseits muß es offenbar für die chinesischen Kommunisten schwierig sein, mit Hilfe eines Mongolen, der die Sprache seines eigenen Volkes nicht kennt, den mongolischen Nationalismus zu bändigen. Zwar gibt es unter den seßhaften mongolischen Bauern viele, die ebenso gut Chinesisch wie Mongolisch sprechen, — sogar viele, die nur schlecht oder gar nicht Mongolisch können. Aber unter den nomadischen Mongolen, deren politisches Denken weniger kompliziert ist, dient die Sprache als Maßstab des Nationalempfindens und hat damit gefühlsmäßig eine große Bedeutung. Wenn jemand Mongolisch spricht, nimmt man ihn als Mongolen an und behandelt ihn als Mongolen. Wenn er aber Chinesisch spricht, vermutet man einen Chinesen in ihm und schließt ihn aus.

Andererseits haben die westlichen Tumets eine vormarxistische revolutionäre Überlieferung, die wahrscheinlich eine große Zahl ihrer Stammesgenossen zu gutem Rohstoff für die kommunistische Umprägung des Denkens macht.

Vor sechzig Jahren herrschte große Unruhe in der Inneren Mongolei. In manchen Bezirken brachten die Chinesen die Mongolen nach dem Grundsatz um, daß „ein Mongole nur etwas taugt, wenn er tot ist“. In anderen Bezirken erhoben sich die Mongolen, um die chinesischen Ansiedler auszutreiben.

Nur im Tumet-Bezirk verbündeten sich Chinesen und Mongolen. Die Mongolen wandten sich gegen die Beamten (die Tumet-Mongolen kannten keine erblichen Fürsten) und die armen chinesischen Bauern gegen ihre Grundherren.

Man möchte gern wissen, ob Yun Tse aus einer Familie stammt, in der das Andenken an diese Zeit wachgeblieben war (wie es z. B. bekannt ist, daß in dem Dorf, wo Sun Yat-sen seine Kindheit verbrachte, die Erinnerung an den Bauernaufstand während der Taiping-Zeit wachgeblieben war).

Sicher wissen wir, daß die Bezirke der westlichen Tumets bis in die Gegenwart hinein einen Herd des „politischen“ Räuberwesens dargestellt haben, — eine Räubergattung stammte aus den privaten Söldnertruppen der großen Grundherren, die in befestigten Stützpunkten des Grenzbezirks ihren Sitz haben, eine andere setzt sich aus Ausgestoßenen zusammen (dazu gehören manchmal auch Bauern), die sich der Ausplünderung der reichen Leute widmen.

Aus diesem Grenzbezirk mit seiner chronischen Gewalttätigkeit soll Yun Tse nach Peking in die mongolisch-tibetanische Schule gegangen sein, die von der Kuomintang für die Ausbildung von Dolmetschern und unteren Beamten eingerichtet worden war.

Obwohl in dieser Schule die Partei-Ansichten der Kuomintang gelehrt wurden, bildete sich doch eine Brutstätte des mongolischen Nationalismus, weil viele junge Mongolen sich heftig gegen die offenkundige Tatsache wehrten, daß sie als Helfer für die Chinesen bei der Kolonisierung ihrer mongolischen Heimat ausgebildet werden sollten. Außerdem lagen Ernennungen und Beförderungen in der Hand einer kleinen Clique von Kharchin-Mongolen, die alle anderen Stämme ausschlossen. Und infolgedessen suchten die jungen Männer unter den Angehörigen dieser anderen Stämme, zu denen auch die westlichen Tumets gehörten, nach neuen Formen der Führung.

Vor etwa 20 Jahren, entweder während des Besuchs dieser Schule oder nach ihrer Absolvierung, schloß sich Yun Tse den Kommunisten an. Sein Aufstieg war nicht sonderlich schnell. Heute ist er Sekretär für die Sektion Innere Mongolei der chinesischen Kommunisten, Vorsitzender der Regionalverwaltung für die Innere Mongolei sowie Vorsitzender ihres Wirtschafts- und Finanzausschusses, Oberbefehlshaber und Politischer Kommissar für den Militärbezirk Innere Mongolei, dazu Gouverneur der Provinz Suiyuan. Doch erst 1945 wurde er in das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas berufen, und zwar nur als stellvertretendes Mitglied.

Abwartende Mongolenpolitik der Kommunisten

Das Jahr 1945, das Jahr der japanischen Niederlage, stellte also einen Wendepunkt in seiner Laufbahn dar. Daß er nur zum stellvertretenden Mitglied des Zentralkomitees gemacht wurde, mag an der Unklarheit gelegen haben, die sich damals noch über die Zukunft der chinesischen Kommunisten legte. Es ließ sich keineswegs fest voraussagen, daß die Sowjetunion eine starke Asienpolitik treiben wollte.

Es gab viele Anzeichen dafür, daß sie eine Periode verhältnismäßig reibungsloser „Ko-Existenz“ neben der kapitalistischen Welt, besonders den USA, erwartete,

Wenn der Kreml die Parole ausgegeben hätte, daß die chinesischen Kommunisten mit Tschiang Kai-shek und den Amerikanern zusammenarbeiten sollten, dann hätten die Sowjets ihre Tätigkeit auf die Äußere Mongolei beschränkt. Die Innere Mongolei mit ihren (hoch geschätzt) 2 Millionen Mongolen und der zwei- oder dreifachen Zahl chinesischer Ansiedler hätte in der Masse der 450 Millionen Chinas nur geringes Gewicht besessen.

Andererseits müssen die chinesischen Kommunisten schon damals im stillen mit der Möglichkeit eines totalen Bürgerkriegs gegen Tschiang Kai-shek gerechnet haben, bei dem es um die endgültige Herrschaft über China gehen mußte. Dieser Bürgerkrieg hat dann auch tatsächlich stattgefunden und ist zugunsten der Kommunisten ausgegangen.

Eine dritte Möglichkeit ist maßgebend für die kommunistische Politik geworden: Sowohl der Kreml als auch Peking wünschen heute, daß die Äußere und die Innere Mongolei nicht länger eine Isolierzone zwischen China und Rußland bilden, sondern lieber die Pfeiler einer sie verbindenden Brücke.

Kurz gesagt boten sich 1945 folgende Möglichkeiten:

1. Wenn die Kommunisten sich in China hätten zurückhalten müssen und die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den USA gut geblieben wären, dann hätte es der Generallinie entsprochen, die Mongolenfrage nicht zu einem Problem werden zu lassen.

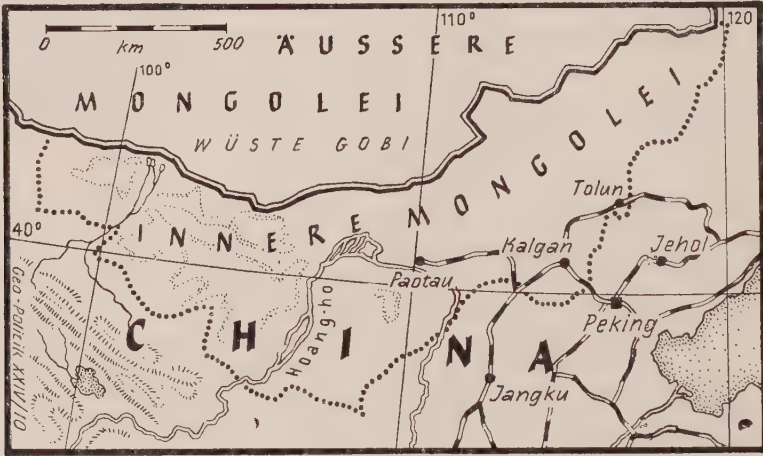
2. Solange der Endkampf zwischen den Kommunisten und Tschiang noch bevorstand, paßte es in das kommunistische Konzept, die Mongolen zur Überzeugung zu bringen, daß sie mit den nordchinesischen Kommunisten zusammenarbeiten könnten, und sie damit von einer Unterstützung Tschiangs abzuhalten. Damit verbot es sich von selbst, Auseinandersetzungen zwischen der erblichen Fürsten und der lamaistischen Geistlichkeit einerseits und den mongolischen „Massen“ andererseits zu provozieren.

3. Wenn aber einmal die Kommunisten überall zur Herrschaft gelangt waren, dann bildeten die beiden mongolischen Länder zum erstenmal nicht mehr eine Pufferzone zwischen den Russen und antirussischen Mächten (Japan oder China), sondern sie lagen zwischen eng miteinander verbündeten und in der politischen Gesinnung übereinstimmenden Staaten.

Nationaler und sozialer Kampf

Nachdem die dritte Möglichkeit zur gegenwärtigen Wirklichkeit geworden ist, steht es den chinesischen Kommunisten als Marxisten frei, die Probleme der Inneren Mongolei unter dem doppelten Gesichtspunkt des Nationalismus und des Klassenkampfes zu sehen. Dafür ist Yun Tse mit seiner zwanzigjährigen Zugehörigkeit zur Partei und mit Ansichten, die mindestens ebenso chinesisch wie mongolisch sind, der richtige Mann. 1951 sagte er in einer Rede, die mongolischen Nationalisten seien „oft sehr unklar in ihrem Klassenbewußtsein“, denn infolge der früheren chinesischen Unterdrückungspolitik erstrebten sie ein gesamtmongolisches Nationalgefühl — diskreterweise sagte er nicht, daß dieser Nationalismus sich gegen die Chinesen aller Richtungen wende. Er wandte dabei die These der Sowjetunion an, wonach ein „starrer“ Nationalismus das Zeichen eines „bourgeois Kosmopolitismus“ ist, während ein „fortschrittlicher“ Patriotismus auf die Solidarität mit parallelen Klassen in anderen Nationen gestützt werden muß.

Aber Yun Tse kennt auch die chinesische Geschichte. In derselben Ansprache tadelte er die kommunistischen Funktionäre aus China in der Mongolei, die „dazu neigen, die Mongolen gering zu achten und ihnen nicht zu vertrauen“, die ihren Aufenthalt im Lande nur als vorübergehend betrachten und sich deshalb weder um ein Verständnis des mongolischen Lebens noch um die Erlernung der mongolischen Sprache bemühen. Tatsächlich ist es wohl wahr, daß die Chinesen ein tolerantes Volk sind, aber ihre Toleranz hat stets zur Einseitigkeit geneigt: Wer immer sich zum Chinesentum bekennen will, den nehmen sie auf, — wenn aber jemand seine Eigenart behalten will, betrachten sie ihn als hoffnungslosen „Barbaren“.



Die Unduldsamkeit gegen Volksgruppen, die nicht im Chinesentum aufgehen wollen, kann noch immer für die chinesischen Kommunisten, — so wie sie es früher für die Kuomintang war, — das größte Hindernis für den Erfolg ihrer Politik in der Mongolei, in Sinkiang und in Tibet werden.

HERBERT MUELLER

Dairen und Port Arthur vor, auf und nach der Jalta-Konferenz

Am 11. Februar 1945 erhielt Stalin in Jalta von Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt die bindende Zusage, daß die Rechte, die das zaristische Rußland in der Mandschurei durch den Pekingener Vertrag vom 27. März 1898 von China erworben und durch den Vertrag von Portsmouth vom 5. September 1905 an Japan verloren hatte, nach dem Kriege dem sowjetischen Rußland wiedergegeben werden sollten. Das entsprang nicht der Eingebung eines Momentes, noch weniger war es das Ergebnis einer Überrumpelung oder gar einer Erpressung seiner Alliierten durch Stalin.

Schon im August 1942 hatte Stalin gegenüber Averell Harriman in Moskau geäußert, daß die Sowjetunion sich am Krieg gegen Japan beteiligen werde, sobald es die militärische Lage erlaube. Japan sei der historische Feind Rußlands, und seine Niederlage liege in Rußlands Interesse¹). Am 30. Oktober 1943 wiederholte Stalin diese Erklärung gegenüber Cordell Hull, der in seinen Memoiren mit großer Überraschung feststellt, daß das „völlig unaufgefordert“, „mit allem Nachdruck“, „in offenen Worten“ geschehen und keine Forderung damit verknüpft gewesen sei²). Roosevelt aber hatte mit russischen Forderungen gerechnet und schon im September 1943 Sumner Welles gegenüber die Hoffnung ausgesprochen, sie würden sich auf legitime Handelserleichterungen in der Mandschurei beschränken, unter dem Hinzufügen, daß er selber daran denke, für Dairen den Charakter als Freihafen vorzuschlagen³).

Zwischen den Alliierten wurden territoriale Kompensationen für den Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan zum erstenmal auf der Teheraner Konferenz (28. November bis 1. Dezember 1943) zur Sprache gebracht — und nicht von Stalin. Es war Churchill, der Stalin frug, welche territorialen Forderungen er stelle. Stalin wich aus und antwortete, davon könne man später sprechen. Roosevelt erwähnte die von ihm schon im September erwogene Möglichkeit, den Russen Zugang zum Hafen von Dairen zu geben, und als Stalin meinte, das werde die schärfste Gegnerschaft Chinas finden, beruhigte ihn Roosevelt mit dem Bemerkten, daß er wenige Tage zuvor in Kairo mit Tschiang Kai-schek schon darüber gesprochen habe und des chinesischen Einverständnisses sicher sei, wenn Dairen zu einem Freihafen unter internationaler Kontrolle werde⁴).

Die innere Wahrscheinlichkeit, daß diese Darstellung eines chinesischen Diplomaten, der Tschiang Kai-schek noch in Formosa die Treue hielt, richtig ist, wird

¹ John R. Deane: *The Strange Alliance*, New York 1946, S. 226. General Deane war von 1941 bis 1945 amerikanischer Verbindungsoffizier in Moskau und in engster Fühlung mit Stalin.

² Cordell Hull in der *New York Times* vom 24. Februar 1948.

³ Sumner Welles: *Seven Decisions That Shaped History*, New York 1950/51, S. 153.

⁴ Aitchén K. Wu.: *China and the Soviet Union*, London 1950, passim, speziell S. 293—297. Verfasser stützt sich außer auf chinesische Quellen im wesentlichen auf Robert E. Sherwood: *The White House Papers of Harry L. Hopkins*, New York 1949.

erhärtert durch die Tatsache, daß Stalin noch am 2. September 1945 in seiner Ansprache anlässlich der bedingungslosen Kapitulation Japans zwar die Rückkehr Süd-Sachalins und der Kurilen an Rußland verkündete, Dairen, Port Arthur und die mandschurischen Eisenbahnen aber mit keinem Wort erwähnte⁵).

Zugesichert worden war der Sowjetunion allerdings damals bereits mehr: Anerkennung der Mongolischen Volksrepublik, Wiederherstellung der Rußland durch Japan 1904 geraubten Rechte auf Sachalin, in Dairen und Port Arthur, die Vereinigung der Hauptbahnen der Mandschurei in einer gemischten russisch-chinesischen Gesellschaft und der Besitz der Kurilen. So stand es in dem am 11. Februar 1945 in Jalta unterzeichneten Abkommen, das erst nach dem ersten Jahrestag seiner Unterzeichnung veröffentlicht wurde, vom *State Department* in Washington am 24. Februar 1945⁶).

Stalin hatte die Teilnahme der Sowjetunion am Pazifischen Krieg ohne Forderung nach einer Gegenleistung im August 1942 in Aussicht gestellt und dieses Versprechen im Januar und im Oktober 1943 wiederholt und war auch auf der Teheraner Konferenz einer Erörterung etwaiger Gegenleistungen ausgewichen. Noch am 2. Februar 1944 hatte er in einer Konferenz mit Harriman und General Deane über die Einräumung von Luftkriegsbasen in Sibirien die schließliche Teilnahme der Sowjetunion am Pazifischen Krieg als selbstverständlich vorausgesetzt. Im September 1944 trafen sich die Stabschefs der Vereinigten Staaten und Englands in Quebec zur Besprechung der Lage im Pazifik, und anschließend suchten Harriman und Sir Archibald Clark-Kerr Stalin auf, um ihn über das Ergebnis zu informieren. Stalin, damals von größtem Mißtrauen erfüllt, daß seine Alliierten eine rein angelsächsische Weltordnung anstrebten, äußerte sein Erstaunen, daß man in Quebec die russische Kriegsteilnahme gar nicht in die Rechnung eingestellt habe. Er versicherte nochmals, daß sich an der Haltung der Sowjetunion nichts geändert habe, fügte aber hinzu, daß, falls die Vereinigten Staaten und England glaubten, Japan ohne russische Hilfe auf die Knie zwingen zu können, ihm das auch recht sei⁷).

Zu dieser Zeit waren verschiedene der Berater Roosevelts allerdings dieser Ansicht und glaubten, daß Japans Niederlage bereits sicher sei. Admiral Leahy, z. B., vertrat die Auffassung, daß eine See- und Luftblockade ausreichen werde, um die Kapitulation Japans zu erzwingen. General Marshall aber war der entgegengesetzten Meinung und war überzeugt, daß ein Kampf um Insel für Insel nötig werden würde⁸). Der amerikanische Generalstabschef zog sogar die Möglichkeit in Erwägung, daß selbst nach dem Verlust des Inselreiches die japanische Armee auf dem Festlande den Widerstand fortsetzen könnte und Amerika dort eine Million Landtruppen werde einsetzen müssen⁹). Roosevelt schloß sich der Ansicht von Marshall an. Als darauf am 15. Oktober 1944 von britischer Seite Churchill, Eden und Lord Alanbrooke und von amerikanischer Harriman und Deane Stalin aufsuchten, um ihm davon Mitteilung zu machen, daß man auf den Eintritt der Sowjetunion in den Pazifischen Krieg den größten Wert lege, versprach Stalin die Kriegserklärung an Japan drei Monate nach der Niederlage Deutschlands, nun aber nicht mehr ohne

⁵ J. Stalin: Über den großen vaterländischen Krieg der Sowjetunion (Moskau 1946), S. 232.

⁶ Freda Uley (Drama China, München 1951, S. 11) irrt sich, wenn sie schreibt, daß das Jalta-Abkommen erst 1949 in dem Buch von Stettinius „Roosevelt and the Russians“, wie sie sagt, „enthüllt“ worden sei.

⁷ John R. Deane a. a. O., S. 240.

⁸ Sumner Welles a. a. O., S. 156.

⁹ Aitchin K. Wu a. a. O., S. 298.

Bedingung, sondern „vorausgesetzt, daß die politische Seite von Rußlands Kriegsteilnahme geklärt wird“¹⁰).

Das geschah dann in Jalta in einer privaten Unterredung zwischen Stalin und Roosevelt mit der gleichen Bereitwilligkeit seitens des amerikanischen Präsidenten, die er schon in Teheran dokumentiert hatte, als Stalin noch keine Bedingungen an den Eintritt in den Krieg gegen Japan geknüpft hatte. Wieder übernahm es Roosevelt, Chinas Einverständnis zu erreichen. Nachdem die Überführung von 25 sowjetischen Divisionen nach Sibirien vollendet sei, sollte ein Vertrauensmann des amerikanischen Präsidenten über Moskau nach Tschungking gehen, um Tschiang Kai-schek zu informieren. Stalin aber war sich des Erfolges einer solchen Mission nicht sicher und verlangte, daß dem Jalta-Abkommen ein Satz eingefügt werde, wonach „diese Ansprüche der Sowjetunion nach der Niederlage Japans unweigerlich (*unquestionably*) erfüllt würden“. Damit war die Haltung Chinas an sich belanglos geworden.

Sowjetisch-chinesischer Vertrag 1945

Stalin war aber offenbar bemüht, die Reaktion der Chinesischen Nationalregierung, die er von Anfang an vorausgesehen hatte, abzuschwächen. Als Harry Hopkins Ende Mai 1945 in Moskau war, erklärte er ihm, er erstrebe keinerlei Änderung der Souveränität Chinas in der Mandschurei oder in irgendeinem anderen Teil des Landes und würde es begrüßen, wenn China bei der Übernahme der Zivilverwaltung in der Mandschurei mitwirken würde. Als am 14. Juni der Nachfolger Roosevelts in der Präsidentschaft, Truman, in Washington dem Schwager Tschiang Kai-scheks, T. V. Sung, und als am nächsten Tage der amerikanische Botschafter Hurley in Tschungking dem Generalissimus persönlich von dem Jalta-Abkommen Kenntnis gab, stellte sich in jedem Falle die chinesische Seite als offenbar bereits informiert heraus¹¹). Sie hatte ihre Information — mit großer Wahrscheinlichkeit nebst einer beruhigenden Interpretation — aus Moskau erhalten. Schon in der ersten Juliwoche begannen ohne weitere Schwierigkeiten Verhandlungen über den Abschluß eines Freundschafts- und Bündnisvertrages zwischen der Sowjetunion und der Chinesischen Nationalregierung, und am 14. August 1945 wurde dieser Vertrag in Moskau unterzeichnet. Zehn Tage später wurde er in Nanking durch einstimmigen Beschluß des Gesetzgebenden *Yüan* ratifiziert, nachdem am Vortage Tschiang Kai-schek in einer stark beachteten Rede die ihm zugrunde liegenden Prinzipien gepriesen, der Äußeren Mongolei Unabhängigkeit und Tibet Autonomie und den um Unabhängigkeit ringenden Völkern in Burma, Thailand und Indochina Unterstützung „im Sinne der Atlantik-Charta und der *San-min-chu-i* Dr. Sun Yat-sens“ (sic!) versprochen hatte¹²).

Zugleich mit dem Vertrag vom 14. August 1945 wurden in Sonderabkommen folgende Bestimmungen getroffen:

1. Vereinigung der alten russischen Ostchinesischen Eisenbahn mit den Hauptlinien der Mandschurischen Eisenbahnen unter gemeinsamer sowjetisch-chinesischer Verwaltung, Benutzbarkeit der Bahnen für sowjetische militärische Zwecke auf die Dauer des Krieges

¹⁰ John R. Deane a. a. O., S. 247.

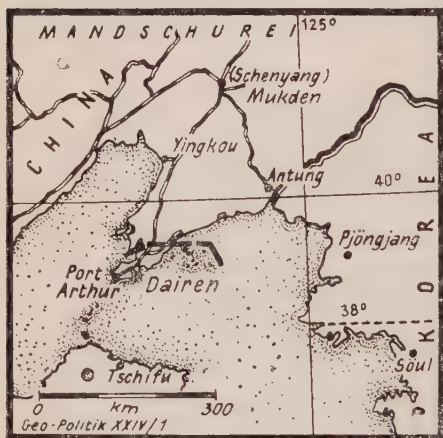
¹¹ United States Relations With China (Department of State Publication 3573, Washington 1949), S. 116.

¹² Aitchen K. Wu a. a. O., S. 290.

mit Japan und Rückführung der Bahnen in chinesisches Eigentum ohne Entschädigung nach dreißig Jahren;

2. in Dairen Einrichtung einer rein chinesischen Zivilverwaltung, Schaffung eines Freihafens unter Berücksichtigung der besonderen Interessen der UdSSR, Hafenverwaltung mit einem sowjetischen Ersten und einem chinesischen Zweiten Hafenmeister und eine auf die Zeit des Krieges mit Japan beschränkte militärische Verwendung des Hafens durch die UdSSR;

3. in Port Arthur Errichtung einer beiden Partnern zur Verfügung stehenden Marinebasis innerhalb eines Militärbezirks, von dem die Stadt Dairen ausgeschlossen bleibt, Verwaltung dieses Militärbezirks (dem alten Kuantung-Pachtgebiet etwa entsprechend) durch eine gemischte Militärkommission mit einem russischen ersten und einem chinesischen zweiten Vorsitzenden, während die Zivilverwaltung rein chinesisch ist bei russischem Einspruchsrecht zur Besetzung der leitenden Posten.



Nach dreißig Jahren sollten Dairen und Port Arthur von den Bindungen dieser Abkommen befreit sein und die in Port Arthur von den Sowjets geschaffenen Einrichtungen ohne Entschädigung in chinesisches Eigentum übergehen. (Japans Rechte wären erst 1997 erloschen, und diese Rechte waren erheblich größer als die nun der Sowjetunion gewährten.)

„... mangels Kooperation“

Der Ausgang des Pazifischen Krieges, in den die Sowjetunion programmgemäß genau drei Monate nach der Ka-

pitulation der deutschen Wehrmacht in Europa eintrat, schuf an sich die Voraussetzungen zur Realisierung der ihr in diesem Abkommen nun auch von der chinesischen Nationalregierung zugestandenen Rechte. Die Fortdauer des Kriegszustandes mit Japan und innerpolitische Schwierigkeiten der chinesischen Nationalregierung ließen die Sache aber in der Schwebe. Die sowjetische Besetzung des Militärbezirks von Port Arthur und Dairen dauerte infolgedessen auch an, nachdem die russischen Truppen am 3. Mai 1946 die Räumung der Mandschurei vollendet hatten.

Zu wiederholten Malen war die chinesische Vertragsseite aufgefordert worden, sich den Abmachungen vom 14. August 1945 entsprechend an der Zivilverwaltung zu beteiligen: im Dezember 1945 und Januar 1946 durch die lokalen Behörden, im Dezember 1946 und am 7. März 1947 in offiziellen Noten der Regierung der UdSSR.

Erst auf die letzte Note hin definierte die chinesische Zentralregierung ihren Standpunkt dahin, daß die Anwesenheit von der Nationalregierung feindlichen Truppen in der Nachbarschaft von Dairen und Port Arthur es nötig machen werde, nicht nur Beamte, sondern auch Polizei und Militär dorthin zu entsenden.

Eine Untersuchungskommission besuchte Anfang Juni 1947 an Bord eines chinesischen Kanonenbootes Port Arthur und Dairen, ohne daß — wie die chinesische Nationalregierung erklärte: mangels russischer Kooperation — ein Erfolg erzielt

wurde. Die Russen beharrten auf dem Standpunkt des formalen Rechtes: ihnen sei die Verteidigung des Militärbezirks in Kriegszeiten einschließlich Dairens anvertraut, und der Krieg mit Japan ende erst mit einem Friedensvertrag. Denselben Standpunkt vertrat die Sowjetunion gegenüber den Vereinigten Staaten. Dairen und Port Arthur behielten den Status, den ihnen die Kriegsverhältnisse gegeben hatten.

Neue Abmachungen mit Mao Tse-tung

Erst nach der Bildung der Chinesischen Volksrepublik im Oktober 1949 trat darin eine Änderung ein. Sie wurde in einer Abmachung niedergelegt, die zusammen mit dem Freundschafts-, Bündnis- und Beistands-Vertrag vom 14. Februar 1950 unterzeichnet wurde. Es wurde bestimmt:

1. entschädigungsloser Verzicht der UdSSR auf alle Verwaltungs- und Eigentumsrechte an den mandschurischen Eisenbahnen und Rückgabe an China bei Friedensschluß mit Japan, spätestens aber zu Ende 1952;

2. Zurückziehung der russischen Truppen der Marinebasis Port Arthur bei Friedensschluß mit Japan, spätestens aber Ende 1952, unter Entschädigung der UdSSR für sachliche Ausgaben seit 1945, bis dahin Unterstellung des Militärbezirks unter eine chinesisch-sowjetische Militärkommission, während die Zivilverwaltung ausschließlich in chinesischen Händen liegen soll. Für den Fall militärischer Verwicklungen als Folge der Aggression Japans oder einer ihm verbündeten Macht kann auf chinesischen Vorschlag die Marinebasis für gemeinschaftliche Operationen benutzt werden;

3. rein chinesische Verwaltung, Übertragung allen zur Zeit unter sowjetischer Verwaltung stehenden Eigentums in Dairen auf die Regierung der Chinesischen Volksrepublik bis Ende 1950 und Aufschub der mit dem Hafen zusammenhängenden Fragen bis zum Friedensschluß mit Japan.

Der erste Punkt ist schon im Herbst 1952, wie ein Kommuniqué vom 16. September aus Moskau meldete, in Ausführung gewesen und dann vor dem gesetzten Termin erledigt worden. Die Gebiete von Port Arthur und Dairen, die in Punkt 2 und 3 behandelt waren, sind seit dem Abschluß des Abkommens als Sonderbezirk *Lü-Ta* mit drei Stadt- und drei Kreisverwaltungen ein Teil des Nordostgebietes der Chinesischen Volksrepublik. Wie in dem Kommuniqué weiter angegeben wurde, hat die Chinesische Volksrepublik die UdSSR ersucht, ihre Truppen in dem Militärbezirk von Port Arthur auch über den 31. Dezember 1952 hinaus zu belassen, bis Friedensverträge zwischen der Chinesischen Volksrepublik und Japan sowie zwischen der Sowjetunion und Japan abgeschlossen sind. Das Ersuchen wird begründet damit, daß Japan unter Ablehnung eines allgemeinen Friedensvertrages einen Separatfrieden mit den Vereinigten Staaten und andern Mächten geschlossen habe und zunächst offenbar nicht wünsche, Friedensverträge mit der Chinesischen Volksrepublik und der Sowjetunion zu schließen. Das habe Bedingungen geschaffen, die der Bewahrung des Friedens abträglich seien und das Wiederaufleben japanischer Aggression begünstigten. Die Sowjetunion ist dem chinesischen Ersuchen nachgekommen.

Der Status des als Freihafen vorgesehenen Dairen bleibt weiter unverändert.

Bauer und Sozialismus in China

Nach der offiziellen Peking Definition ist China heute „ein demokratischer Staat, geführt von der arbeitenden Klasse und gegründet auf das Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern“. Erinnert man sich der entscheidenden revolutionären Rolle des armen, verschuldeten chinesischen Kleinbauerntums und der Tatsache, daß zur Zeit auf etwa 25 chinesische Bauern nur ein Industriearbeiter entfällt, so müßte man zu dem Schluß kommen, daß der Bauer nach seiner politischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung unweigerlich der stärkere Partner dieser Koalition ist. Außerhalb der Grenzen Chinas noch kaum beachtet, hat jedoch eine Entwicklung eingesetzt, die zu einem entgegengesetzten Ergebnis führt und den Beginn der Entmachtung des Bauerntums und eine aufschlußreiche Schwerpunktverlagerung in der innerchinesischen Entwicklung darstellen dürfte.

Eine neue Epoche des geplanten Aufbaus

Etwa zur gleichen Zeit, als aus Peking der Abschluß der Bodenreform gemeldet wurde, traten die Gewerkschaften, die in den Jahren nach dem Sieg über die Kuomintang im Hintergrund gestanden hatten, zum ersten All-Chinesischen Gewerkschaftskongreß zusammen. Und was dort im kaiserlichen Palast in Peking in den Reden der Gewerkschaftsführer und Regierungsvertreter zum Ausdruck kam, war nicht mehr und nicht weniger als ein deutlicher Führungsanspruch der vom Generalsekretariat der Gewerkschaften auf vier Millionen bezifferten Industriearbeiterschicht. Vierzehn Tage später wurden landauf, landab die komplizierten Bestimmungen für die bevorstehenden Wahlen zum „Gesamtchinesischen Volkskongreß“ verkündet. Dabei stellte es sich heraus, daß in dem zukünftigen „Volkskongreß“ ein Abgeordneter auf je 100 000 Wähler der Industriestädte, aber nur auf 800 000 Wähler auf dem Lande entfallen wird.

Peking hat damit die Konsequenzen aus der Einsicht gezogen, daß die nach der Bodenreform bestehenden rund 90 Millionen Bauernwirtschaften auf der Grundlage des Privateigentums an Grund und Boden keine geeignete Garantie für eine weitere sozialistische Entwicklung sind. In dieser Lage treffen sich Rüstungswünsche und reale wirtschaftliche Notwendigkeiten mit politisch-soziologischen Zielsetzungen zur Forderung nach Schaffung einer chinesischen Schwerindustrie und eines breiten Industrieproletariats als Instrument der kommunistischen Entwicklung. „China tritt jetzt in eine neue Epoche, in die Epoche des geplanten Aufbaus und der nationalen Industrialisierung ein“, verkündete der Kongreß der Gewerkschaften, und in einer Botschaft an Mao Tse-tung feierte er die „Industrialisierung, das Ideal, von dem das chinesische Volk seit hundert Jahren geträumt hat.“

Zur Verwirklichung dieses „Ideals“ werden alle volkswirtschaftlichen Reserven Chinas mobilisiert, und diese Reserven liegen immer noch in erster Linie in der ungeheuren Arbeits- und Produktionskraft der 400 Millionen Bauern. Sie bauten einst

die Große Mauer; sie bauten – nicht zuletzt mit ihrem hohen Steueraufkommen – auch das Mammutwerk des 20. Jahrhunderts auf: Die chinesische Schwerindustrie, vor allem das „Ruhrgebiet“ Chinas in der Mandschurei. Die Verteilung der Kapitalinvestitionen im Rahmen des ersten chinesischen Fünfjahresplanes zeigt eine völlige Vernachlässigung der Landwirtschaft. Chia To-fu, der stellvertretende Leiter des Wirtschafts- und Finanzausschusses der Peking Regierung, suchte sie zu rechtfertigen: „Die grundlegende Aufgabe unseres ersten Fünfjahresplanes ist die Konzentration aller Kräfte auf den Aufbau der Schwerindustrie, wodurch die Grundlagen der Industrialisierung gelegt werden und das ständige Anwachsen des sozialistischen Sektors unserer Volkswirtschaft gesichert wird.“

Bodenreform schafft neue Kleinbauern

Mao Tse-tung wurde zwar auf den Schultern der chinesischen Kleinbauern zum Siege getragen; auf den gleichen Schultern einen Staatssozialismus marxistisch-stalinistischer Prägung zu errichten, ist jedoch eine schwierigere Aufgabe. Die Bodenreform ist in ganz China mit Ausnahme weniger, von nationalen Minderheiten besiedelter Grenzdistrikte abgeschlossen. 47 Millionen ha Land sind enteignet und an arme Bauern und besitzlose Landarbeiter verteilt worden. Nach den offiziellen Angaben hat jeder chinesische Bauer heute einen Landbesitz zwischen einem halben und drei ha. In der Verkündung der weiteren agrarpolitischen Ziele war die Regierung bisher außerordentlich zurückhaltend, und Mao Tse-tung hat wiederholt betont, daß eine totale Zwangskollektivierung noch nicht geplant sei. Im Gegenteil: Nach der Erschütterung des Eigentumsbegriffes durch Revolution und Enteignungsbewegung gab sich die Regierung Mühe, den kleinen Bauern, die profitiert hatten, erst einmal Vertrauen auf die neue Ordnung zu geben. Das Privateigentum an Grund und Boden ist gesetzlich verankert worden. Die alten Grundbücher, Schuldbriefe und Pachtverträge wurden in feierlichen Zeremonien öffentlich verbrannt.

Das vorläufige Ergebnis der gewaltigen chinesischen Bodenreformbewegung, die tausendjährige Verhältnisse in drei Jahren umstieß, ist die Zahl von über 90 Millionen Kleinbauernwirtschaften auf der Grundlage des Privateigentums an Grund und Boden, praktisch eine Atomisierung des Landbesitzes. (Man würde besser sagen: Eine Vervollständigung der Atomisierung, denn in weiten Teilen des Landes war schon früher die Zwergbauernwirtschaft vorherrschend.) Das ist zweifellos noch eine sehr ungeeignete Grundlage zur Verwirklichung eines Staatssozialismus sowjetischer Prägung.

Drei Formen gegenseitiger Arbeitshilfe wurden geschaffen, die den Millionen ostasiatischer Kleinbauern, auch außerhalb Chinas, allerdings vorläufig noch wenig von den letzten Zielen kommunistischer Agrarpolitik verraten. Erstens werden Gruppen für gegenseitige Arbeitshilfe saisonweise gebildet und nur lose organisiert, zweitens ständige Gruppen für gegenseitige Arbeitshilfe und drittens Genossenschaften, in denen aber Grund und Boden immer noch Privateigentum des einzelnen Bauern bleibt. Etwa 40% der chinesischen Bauern sind in diesen drei Gruppen organisiert. Diese Zahl hat sich bezeichnenderweise seit einem dreiviertel Jahr auch in der kommunistischen Statistik nicht geändert. „Höhere“ Formen der Kollektivwirtschaft existieren noch nicht, wenn man von den 52 Staatswirtschaften absieht, die es Ende 1952 in China gab.

Das Stadium des nationalen Befreiungskampfes

Mao Tse-tung hat im Widerspruch zu Lenin darauf bestanden, daß die zurückgebliebenen Länder des Ostens nicht sofort den Sprung zum Sozialismus tun können, und er hat eine Konzeption des besonderen „neudemokratischen“ Stadiums der chinesischen Entwicklung geschaffen. Die sowjetische Theorie hat dieser Tatsache schließlich auch Rechnung getragen und die Volksdemokratien Asiens als Länder bezeichnet, die sich im Stadium des „nationalen Befreiungskampfes zur Abschaffung des Feudalismus auf dem Wege der bürgerlich-demokratischen Revolution befinden und in nächster Zeit nicht mit dem Aufbau des Sozialismus beginnen werden.“ Den chinesischen Kommunisten ist es jedenfalls bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg gelungen, bei westlichen Beobachtern den Eindruck liberaler Bodenreformer zu erwecken, und das *State Department* der USA sprach 1946 in seinen Memoranda noch von den „sogenannten chinesischen Kommunisten.“

Je mehr sich in letzter Zeit der Schwerpunkt von der Losung „Bodenreform“ zur Losung „Industrialisierung“ verlagerte, desto offener wird „die Umwandlung Chinas in ein „sozialistisches Land“ propagiert. Den Bauern kommt dabei vorläufig eine sekundäre Rolle zu. Der revolutionäre Elan der Landbevölkerung war bald abgeebbt. In vielen Gegenden kamen keine spontanen Aktionen der Kleinbauern zur Enteignung der Grundherren und zur Neuverteilung des Besitzes zustande, so daß, wie chinesische Blätter beklagten, „die Genossen aus der Stadt“ die Führung übernehmen mußten. Noch Anfang Juni 1953 meldete ein *Prawda*-Korrespondent aus der Provinz Kwantung, daß die Reaktion diese Provinz mit Hilfe von Gewehren, Maschinengewehren, Geschützen und Kuomintangleuten in ein Widerstandszentrum umgewandelt habe und daß ihre Tätigkeit „durch die Trägheit der Landbevölkerung“ unterstützt werde.

Nach dem Abschluß der Enteignungsbewegung und der Neuverteilung des Landes ist allerdings eine gewisse Konsolidierung der Verhältnisse eingetreten, nachdem zunächst die Produktion gewachsen war. Wie lange dem chinesischen Bauern aber seine noch relativ unabhängige Stellung erhalten bleibt, ist eine andere Frage. Denn die Unterwerfung unter den Plan im kommunistischen System birgt einen Totalitätsanspruch in sich und fordert mit zwingender Notwendigkeit die kollektive Erfassung immer größerer Bereiche der Gesellschaft.

Landnot — das Agrarproblem Fidschis

Fidschi, die britische Kronkolonie in der Südsee, war vor hundert Jahren noch ein Gebiet hochentwickelten und berüchtigten Kannibalismus'. Heute steht die Regierung dieser Inselgruppe vor Problemen, die — wenn auch aus ganz anderen Ursachen — mitteleuropäischen Nöten und Sorgen der Gegenwart sehr gleichen: einem ständig steigenden Bevölkerungsdruck stehen nur beschränkte Möglichkeiten für eine Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche gegenüber.

Die Kronkolonie umfaßt 322 Inseln von zusammen 18 000 qkm Fläche. Jedoch konzentriert sich das wirtschaftliche Leben nahezu ausschließlich auf vier Hauptinseln: Viti Levu, Vanua Levu, Taveuni und Kadavu. Viti Levu, rund 10 000 qkm (= 57% der Gesamtfläche der Kronkolonie) groß, beherbergt allein 69% der Gesamtbevölkerung, bei stark schwankender Bevölkerungsdichte übrigens: von 4 E/qkm im bergigen Innern der Insel steigt sie auf 5 000 E/qkm im flachen und fruchtbaren Küstengebiet an. Immer handelt es sich um agrarische Dichtezahlen; denn die Landwirtschaft bildet den Hauptwirtschaftszweig Fidschis.

Dem Kenner offenbaren solche agrarische Dichtezahlen sowohl die Bedeutung der landwirtschaftlichen Erzeugung für die Eigenversorgung wie für den Export, aber auch die Krisenempfindlichkeit des kleinen Landwirts — bedingt durch Schwankungen auf dem Weltmarkt — und seinen ständigen Landhunger. Er will durch größere Anbauflächen zu vielseitiger Erzeugung und damit zu einer besseren Krisenfestigkeit gelangen.

Die indische Einwanderung

In Fidschi ist mit diesen allgemeinen Problemen jedoch noch ein besonderes, zusätzlich erschwerendes Moment verknüpft: der von Jahr zu Jahr ansteigende Anteil der Inder an der Gesamtbevölkerung der Kronkolonie. Indische Landarbeiter wurden anfänglich von den europäisch geleiteten Plantagen nach Fidschi geholt, bis 1916 durch Gesetz diese Arbeiteranwerbungen eingeschränkt und ab 1918 gänzlich untersagt wurden.

Statt nach Beendigung ihrer Kontraktzeit nach Indien zurückzukehren, verblieben die indischen Kulis in Fidschi, ließen Verwandte und Frauen nachkommen, pachteten Land von den Dorfgemeinschaften der Eingeborenen oder von den Plantagenbesitzern und nehmen heute als rührige Kleinlandwirte im Wirtschaftsleben Fidschis einen beachtlichen Rang ein. Ihre Zahl hat sich — ohne daß eine Zuwanderung erfolgt wäre — zwischen 1921 und 1946 verdoppelt, und beim gegenwärtigen Geburtenüberschuß von 42% wird sie sich bis 1967 abermals verdoppeln.

Das ist eine Entwicklung, die von der Regierung mit Sorge beobachtet wird und umfangreiche und einschneidende landesplanerische Maßnahmen und Gesetze notwendig werden läßt; denn den ursprünglichen und von der Krone geschützten Landbesitzern, den eingeborenen Fidschianern, mangeln alle Voraussetzungen, um sich in diesem zähen Ringen um den Boden gegen die fremde Volksgruppe behaupten zu können.

Bevölkerungsentwicklung 1881 — 1949

	1881	1901	1921	1946	1949
Fidschianer	114 748	94 397	84 475	117 488	126 650
Inder	588	17 105	60 634	120 063	133 941
Europäer und Sonstige	12 150	8 622	12 157	22 087	24 364
Zusammen	127 486	120 124	157 266	259 638	284 955

Anteil der Bevölkerungsgruppen in Vomhundert

	1881	1901	1921	1946	1949
Fidschianer	90,01	78,58	53,71	45,25	44,44
Inder	0,46	14,23	38,56	46,24	47,00
Europäer und Sonstige	9,53	7,19	7,73	8,51	8,56
	100 %	100 %	100 %	100 %	100 %

Landmangel und Landreserve

Dieser allgemeinen Bevölkerungszunahme, in ihrer Dynamik verstärkt durch den besonderen Bevölkerungsdruck der indischen Volksgruppe, steht schon jetzt ein Mangel an landwirtschaftlicher Nutzfläche gegenüber, dessen Überwindung nur bei sorgfältiger Planung und unter Aufwendung erheblicher Mittel möglich ist, und selbst dann noch nur beschränkt.

Gegenwärtige und künftige Bodenbenutzung

	Gegenwärtig		Geplant	
Landw. Nutzfläche	ha	v.H.	ha	v.H.
Allgem. Ackerland	29 000	1,6	60 000	3,3
Zuckerrohr-Anbaufläche	64 000	3,5	80 000	4,4
Kokosnuß-Anbaufläche	48 000	2,7	80 000	4,4
Weidefläche	61 000	3,4	120 000	6,7
	202 000	11,2	340 000	18,8
Forsten				
Nutzwälder	21 000	1,1	400 000	22,1
Schutzwälder	12 000	0,7	400 000	22,1
Entwaldete und als Nutzwald aufzuforstende Fläche	—	—	400 000	22,1
Entwaldete und als Schutzwald aufzuforstende Fläche	—	—	264 000	14,7
	33 000	1,8	1 464 000	81,0
Ungenutztes Land				
Bewaldete Flächen	690 000	38,2	—	—
Entwaldete Flächen	880 000	48,7	—	—
	1 570 000	86,9	—	—
Siedlungsflächen, Wege usw.	1 700	0,1	2,700	0,2
Insgesamt	1 806 700	100,0	1 806 700	100,0

Die geplante Vermehrung der landwirtschaftlichen Nutzfläche von 202 000 ha (11,2%) auf 340 000 ha (18,8%) stellt die Maximalmöglichkeit dar. Sie ist nur möglich durch Einbeziehung von bisher ungenutzten Wald- und Grasflächen im Innern der Hauptinseln, — ein kostspieliges und zeitraubendes Unternehmen, für das von der Regierung eine Frist von zwanzig Jahren vorgesehen ist. In diesen zwanzig Jahren wird sich aus vielfachen Gründen eine einschneidende Veränderung in der Struktur des Wirtschaftslebens der Kronkolonie vollziehen müssen: ein Abzug der jetzt in der Landwirtschaft Beschäftigten hin zur Forstwirtschaft.

Nicht nur, daß erstmalig in der Geschichte Fidschis eine geordnete Forstwirtschaft vorgesehen und die Waldfläche von bisher nur 1,8% der Gesamtfläche auf 81,0% vergrößert werden soll, die 1940 erlassene *Native Land Trust Ordinance* dürfte außerdem die Abwanderung von der Land- in die Forstwirtschaft begünstigen. Dieses Gesetz sieht vor, daß im Laufe der nächsten Jahre sämtliche den eingeborenen Fidschianern abgepachteten Ländereien an sie zurückzugeben sind. Das trifft vor allem die indischen Landpächter hart, die größtenteils ihre durchschnittlich bis zu 5 ha großen Ackerflächen von den Eingeborenen gepachtet haben und durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit einen entscheidenden Faktor in der Agrarwirtschaft der Kronkolonie bilden.

Andererseits hatten die eingeborenen Fidschianer durch Landverkäufe bis 1940 nicht weniger als 160 000 ha ihres besten Bodens verloren, das sind rund 75% des gegenwärtig überhaupt genutzten Landes. Solche Landverkäufe sind heute strikt untersagt.

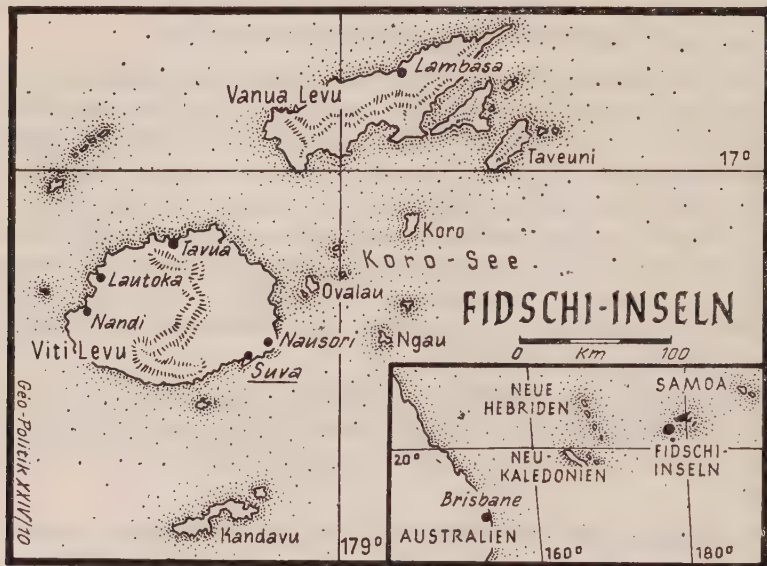
Die Regierung bemüht sich vielmehr, die Eingeborenen wieder stärker in das Wirtschaftsleben der Inselgruppe einzuspannen, und will begreiflicherweise verhüten, daß das durch die Beendigung der Pachtverträge den Dorf- und Familien-Gemeinschaften wieder zufallende Land einer geregelten Nutzung entzogen wird. Auch das bedeutet eine langwierige Planungs- und Erziehungsarbeit. Denn bei der bisherigen Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen und bei dem geringen und unregelmäßigen Arbeitsaufwand zur Deckung ihres Nahrungsbedarfes besteht durchaus die Gefahr, daß sie das ihnen wieder zufallende Land nur zum geringsten Teil nutzen: sie sind mehr Gärtner für den Eigenbedarf als Landwirte, die für den Markt produzieren.

Immerhin ist es der Regierung in den letzten Jahren gelungen — der Zweite Weltkrieg mit seinem riesenhaft gesteigerten Bedarf an Erzeugnissen der tropischen Landwirtschaft für die auf den Südseeinseln stationierten anglo-amerikanischen Streitkräfte hat allerdings einen erheblichen Anteil an der Entwicklung —, die Fidschianer stärker für eine planmäßig betriebene Landwirtschaft zu interessieren.

Hierbei nimmt die Nutzung der Kokospalmen-Anpflanzungen die erste Stelle ein: diese Pflanzungen, die nicht mit europäisch geleiteten Plantagen zu vergleichen sind, erfordern verhältnismäßig wenig Arbeitsaufwand. Allerdings sind die Kokospalmenbestände der fidschianischen Dorf- und Familien-Gemeinschaften wenig gepflegt, sie bedürfen dringend der Verjüngung durch Neuanpflanzungen.

Auflösung der Zuckerplantagen

Das wichtigste Erzeugnis im Wirtschaftsleben der Kronkolonie stellt der Zucker dar. Dabei hat der Zuckerrohranbau in den letzten 80 Jahren erhebliche Wandlungen durchgemacht: „nach mancherlei schweren Krisen; bedingt durch unzureichende Erfahrungen der europäischen Anbauer, durch Pflanzenkrankheiten und durch die Schwankungen des Weltmarktes, vollzog sich zu Beginn unseres Jahrhunderts



eine Art Monopolisierung des Zuckerrohranbaues durch die australische *Colonial Sugar Refining Co. Ltd. (CSRC)*, die heute noch den ersten Platz im Wirtschaftsleben Fidschis einnimmt.

Nach dem Verbot der Anwerbung indischer Landarbeiter (1916/1918) ging die CSRC dazu über, ihre Plantagen aufzulösen und das Land in Parzellen von durchschnittlich 5 ha Größe an ihre früheren indischen Plantagenarbeiter zu verpachten und zu verkaufen. 1930 betrug der Anteil der von den indischen Landwirten auf Pacht- und Eigenland angebauten Zuckerrohrerträge bereits 76%, 1944 sogar schon 97% der Erzeugung. (Kennzeichnenderweise sind die Eingeborenen nur mit knapp 3% am Ertrag beteiligt.) Die CSRC behielt nur wenig Land für Versuchs- und Lehrzwecke.

Hier nun liegt das Hauptproblem für die künftige Entwicklung der Zuckerindustrie Fidschis: durch die Rückgabe des Pachtlandes an die Eingeborenen wird in Zukunft ein erheblicher Teil der indischen Zuckerrohranbauer ausfallen, und ob es gelingen wird, die Fidschianer mit ihren verwickelten Dorf- und Familienlandrechten zu bewegen, mit gleicher Intensität und Gewissenhaftigkeit weiterhin Zuckerrohr auf den vorwiegend hierfür geeigneten Böden anzubauen, bleibt abzuwarten und bedingt eine unermüdliche Erziehungsarbeit. Ob es andererseits gelingen kann, für die landlos gewordenen indischen Pächter neues, für den Zuckerrohranbau geeignetes Land zu beschaffen, ist die große offene Frage.

Von den anderen landwirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten dürfte der Bananen-Anbau für die indischen Landwirte nur in einem sehr begrenzten Umfang in Frage kommen: Bananen werden heute schon überwiegend von den Eingeborenen angebaut. Der Export aber ist durch Marktabkommen mit Australien (hohe Schutzzölle!) und Neuseeland im Umfang und Wert festgelegt und dürfte kaum auszuweiten sein.

Bessere Möglichkeiten bietet die Viehzucht. Gegenwärtig vermag die von Europäern, Indern und Fidschianern betriebene Viehzucht etwa 60% des Fleischbedarfs der Kronkolonie zu decken. Hier werden sich den indischen Landwirten besondere Möglichkeiten bieten, um so mehr, als die Regierung erhebliche Mittel für die Zucht geeigneter Rindviehrassen und für die Auswahl besonders ergiebiger Grassorten bereitgestellt hat.

Im engen Zusammenhang hiermit steht das Problem der jetzt bereits umfangreichen Bodenzerstörungen (durch Brandwirtschaft, Raubbau usw.).

Die dringend wünschenswerte Ausdehnung des Anbaues von Reis ist wieder an die Bereitstellung geeigneten Landes gebunden.

Programm der Landesplanung

So verdichten sich die landesplanerischen Vorhaben für die Kronkolonie Fidschi in verschiedenen Schwerpunkten zu Maßnahmen, die gleichrangig nebeneinanderstehen und gleichzeitig aufgegriffen werden müssen:

1. Erziehung der Eingeborenen von indolenten tropischen Gärtnern, die bisher überwiegend für den bescheidenen Eigenbedarf arbeiteten, zu tropischen Landwirten, die systematisch für den Absatzmarkt erzeugen;

2. Neuansetzung der landlos werdenden indischen Pächter und Landbeschaffung für die unaufhaltsam wachsende indische Volksgruppe;

3. dazu Vermehrung der landwirtschaftlichen Anbaufläche von bisher 11,2 % auf 18,8% des Gesamtareals der Kronkolonie durch kostspielige und zeitraubende Erschließung des Innern der Hauptinsel;

4. Schaffung einer planmäßigen Forstwirtschaft mit dem dreifachen Ziel einer besseren Bodennutzung, der Schaffung von Arbeitsplätzen für die indische Volksgruppe und einer künftigen Waldnutzung als neuen Wirtschaftszweiges;

5. Verhinderung der Boden-Erosion;

6. Anlage neuer Straßen und Wege zur Erschließung des nahezu weglosen Landesinnern;

7. Vorbereitung neuer Industriezweige zur Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugung (u. a. Ölfabrikation aus Kopra, Stärkeproduktion aus den stärkehaltigen Wurzeln, die von den Eingeborenen angebaut werden; Reisschäl Fabriken für den geplanten erweiterten Reisanbau; industrielle Holzverwertung).

Schrifttum zu Fidschi

Coulter, John Wesley, *Fiji, little India of the Pacific*. Chicago 1942.

Geddes, W. R., *Deubau, a study of a Fijian village*. In: *Memoirs of the Polynesian Society*, vol. 22. 1945.

Cumberland, K. B., *New Zealand's "Pacific Island Neighbourhood": The Postwar Agricultural Prospect*. In: *The New Zealand Geographer*, vol. 5, 1949. S. 1—18.

Harvey, C., *The Changing Agricultural Economy of Fiji*. In: *The New Zealand Geographer*, vol. 5, 1949. S. 103—114.

Campbell, E. M. J., *Land and Population Problems in Fiji*. In: *Geographical Journal*, vol. 118. 1952. S. 477—482.

BERICHTE

Berlin	554	Frz.-Äquatorialafrika	555	Ungarn	557	Ceylon	559
Pommern	554	Mittelmeer	556	Kalmykija	558	Sinkiang	559
Schottland	554	Polen	556	Marokko	558	Indochina	560
				Libyen	558	Kolumbien	561

Die Berliner

Nicht jeder zweite Berliner stammt aus Schlesien, wie es der Volksmund will, aber Ostdeutschland insgesamt ist für einen großen Teil des Zustroms von Menschen in die Reichshauptstadt verantwortlich. In seiner menschlichen Substanz ist Berlin auch eine ostdeutsche Stadt.

In dem Westberliner Vorort Zehlendorf wurden 1950 680 Kinder geboren, davon hatten 190 Eltern, die außerhalb Berlins geheiratet hatten, — und zwar 36 in Westdeutschland oder im Ausland, 154 in Mittel- oder Ostdeutschland, 53 in der Mark, 20 in Schlesien, 19 in Ost- oder Westpreußen, 17 in Sachsen, 15 in Pommern, 14 in der Provinz Sachsen oder in Anhalt, 6 in Thüringen und je 5 in Mecklenburg und in Posen.

Der Satz von den Schlesiern stimmt nur insofern, als unter den nach Berlin Zugezogenen die Schlesier am häufigsten (36,2%, nur 30,3% bei den Ostpreußen) untereinander zu heiraten scheinen, während sonst die Ehen der Zuwanderer häufig Menschen verschiedener Landschaften zusammenführen.

Im Jahre 1952 wurden Erhebungen über 4700 Einwohner von Zehlendorf und 7000 Einwohner von Kreuzberg angestellt, die bei den Zehlendorfern 8,4%, bei den Kreuzbergern 8,25% als gebürtige Schlesier nachwiesen. In Zehlendorf stammten 25,8% aus den unter polnischer oder sowjetischer Verwaltung stehenden Ostprovinzen und 20,5% aus der sowjetischen Besatzungszone (DDR), in Kreuzberg waren es 25,95% und 15,26%.

Berlin ist also auch deshalb erster Zufluchtsort für Menschen, die aus der Sowjetzone fliehen oder aus Ostdeutschland vertrieben werden, weil es die in die Stadt gewanderten Verwandten der Vertriebenen- und Flüchtlingsfamilien zu seinen Bürgern zählt.

Barbara Pischel

Gibraltar der Ostsee?

Noch im Frühjahr 1953 wurde die Insel Rügen als Stützpunkt der sowjetischen Ostseestrategie angesehen. Die Zeit des volksdemokratischen Badebetriebs schien endgültig vorüber zu sein. Im Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe und in den Unternehmungen der Kreidebrüche wurden die führenden Männer verhaftet, die Familien wurden ausgewiesen und mußten Zwangsaufenthalt in Mecklenburg nehmen. Rügen wurde Sperrzone. Vom Kartenbild aus allein ließ sich schließen, daß hier ein Vorposten gegen die dänischen Inseln, gegen Jütland und Südschweden Stellung bezog.

Nach dem 17. Juni wandelte sich das Bild. Verfahren wurden eingestellt, Rügen durfte wieder betreten werden, Ausgewiesene kehrten zurück. Von außen läßt sich nichts mehr vom Festungsbau erkennen. Es macht den Eindruck, als seien die großen Summen für das „Gibraltar der Ostsee“ umsonst ausgegeben worden.

Warum sich der Wandel vollzogen hat, läßt sich nicht beweisen, Will man es vermeiden, eine amerikanische Aktivität auf Bornholm oder auf Falster oder in Jütland zu provozieren? Will man umgekehrt Einfluß auf die dänische Innenpolitik nehmen und die Kräfte stärken, die sich der NATO-Zugehörigkeit Dänemarks widersetzen? Will man Schweden in seiner Politik des vorläufigen Alleinstehens ermutigen?

General Gruenther erklärte im August, die „offene Flanke“ Skandinaviens an der Ostseeküste und der Zonengrenze Schleswig-Holsteins müsse möglichst bald gedeckt werden.

Entvölkerung der Hochlande

Im Juni 1953 wurden 9 Familien mit zusammen 27 Personen von der Hebrideninsel Soay abgeholt und auf das größere Mull umgesiedelt. Vor der Abfahrt aus der Heimat, in der die Familien seit über 150 Jahren

gesessen hatten, fand ein Gottesdienst statt, und mit einem Gottesdienst begann das neue Leben auf Mull. Sandy Campbell spielte vom Deck des Evakuierungsdampfers eine gälische Klageweise auf dem Dudelsack, und

zum „besten Wirt“, sondern die „Wirt“ wanderten ab an die Arbeitsplätze in der Schottischen Senke, in London oder Liverpool, in Kanada oder Australien.

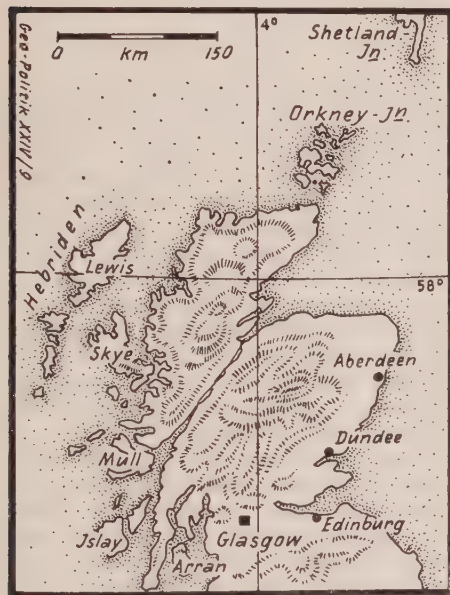
Als der australische Ministerpräsident Menzies gegen Ende seines Krönungsbesuches in Großbritannien ein neues Kraftwerk in der schottischen Grafschaft Perthshire eröffnete, tröstete er Schottland: es sei entvölkert worden, weil es sich der Welt geschenkt habe.

Die Schotten streben eine stärkere Kapitalinvestition, den Ausbau ihrer Wasserkräfte, Auftragsbeschaffung für ihre Industrie und die Möglichkeit zur Entfaltung eigener Initiative an. Ihr Land, im äußersten Thünenschen Kreis um Industrie-Europa gelegen, hat im Grunde dieselben Bedürfnisse wie die „unterentwickelten“ Gebiete in Übersee. Die Bevölkerungsballung in der Schottischen Senke hat ein ungesundes Gegenstück in der Einsamkeit der entvölkerten Heidelandschaften des Nordens.

Manganerz am Ogowe

Im Gebiet Franceville, an der Grenze der beiden zentralafrikanischen Territorien Gabun und Mittel-Kongo, sind schon seit 1934 Manganervorkommen festgestellt worden. Sie liegen etwa 50 km nordwestlich von Franceville am linken Ufer des Ogowe. Ein Lager von 30 Mill. t Erz gilt als sicher vorhanden, ein Vorkommen von 50 Mill. t als möglich. Das Interesse an der Ausbeutung der Lager erwachte 1949, als klar wurde, daß die Sowjetunion, der größte Manganproduzent der Erde, die Ausfuhr einzustellen begann. 1951 stellte die amerikanische *Oliver Iron Mining Co.* (Duluth) Untersuchungen an. 1953 wurde dem französischen Ministerpräsidenten ein Plan vorgelegt, der die Gründung einer Abbaugesellschaft mit folgender Kapitalbeteiligung vorsah: *United States Steel* 65%, das staatliche Amt Frankreichs für den Überseebergbau 15%, *Moktar-el-Hadid Cie.* 10%, *Banque d'Indochine* 10%, *Compagnie Minière de l'Ogoué* 10%. Von den 8 Direktorenstellen sollen 6 durch Franzosen besetzt werden. Es soll eine Stichbahn von Franceville zur Strecke Pointe Noire-Brazzaville gebaut werden.

Es wird an einen jährlichen Erzexport von 300 000 t über Pointe Noire gedacht. (Andere Interessenten wünschen eine Bahn



unter Dudelsackklängen begrüßte der stellvertretende Schottlandminister Graf Home die Umsiedler in der neuen Heimat. Als Grund für den Auszug wurde angegeben, daß es nicht mehr möglich ist, von den dürftigen Ernten und der Fischerei den Lebensunterhalt auf Soay zu erwerben. Auf Mull erhalten die Familien 15 ha Ackerland und 100 ha Weide, dazu Arbeit bei den staatlichen Aufforstungen.

Seit dem letzten Schottenaufstand zugunsten des Hauses Stuart im Jahre 1745 sind die Hochlande und die Inseln (*Highlands and Islands*) ein Abwanderungsgebiet geworden. Die Männer der aufständischen *Clans* wurden Soldaten in den Hochlandregimentern des britischen Königs oder Proletarier in Glasgow, im übrigen sind die Schotten „ein Volk, das auf ein Auswanderungsschiff wartet“. Hinter der politischen Bewegung, die seit dem Zweiten Weltkrieg immer vernehmlicher Verwaltungsautonomie für Schottland verlangt (*Home Rule*), steht auch die wirtschaftliche Not der Heide- und Berglandschaften. Hier ging nicht der Boden



unmittelbar von den Vorkommen zur Küste, wo ein neuer Hafen gebaut werden sollte.) 40 Milliarden Franken werden benötigt.

Die Seemächte des Mittelmeeres

Am 2. September 1953 fand in Malta eine Konferenz zwischen dem Befehlshaber der verbündeten Mittelmeerflotten der Atlantikpaktmächte, dem britischen Admiral Lord Mountbatten (im Zweiten Weltkrieg Oberbefehlshaber in Südostasien, danach letzter Vizekönig in British-Indien) und den Regionalbefehlshabern seines Bereichs statt, bei der die Gliederung der alliierten Mittelmeerflotte deutlich wurde.

Die Marinestation Gibraltar steht unter dem Befehl des britischen Konteradmirals St. J. A. Micklethwait, die Marinestation „Westmittelmeer“ unter dem französischen Vizeadmiral Sala, die Marinestation „Zentralmittelmeer“ unter dem italienischen Vizeadmiral Giroi, die Marinestation „Südostmittelmeer“ unter dem britischen Vizeadmiral Davis, die Marinestation „Nordostmittelmeer“ unter dem türkischen Admiral Altincan.

Stellvertreter Mountbattens ist der amerikanische Vizeadmiral J. Fife. Die amerikanische Mittelmeerflotte (die „Sechste Flotte“), ist als mobiler Verband keinem der Regionalbereiche zugeteilt.

Der griechische Vertreter wurde zunächst nicht bekanntgegeben.

In der alliierten Armada fehlen die Flotten der Mittelmeerstaaten Spanien, Jugoslawien und Ägypten, während die anderen Küstenstaaten: Syrien, Libanon, Israel und

Libyen keine Einheiten besitzen, deren Entsendung sich lohnen würde, und die unter Protektorat stehenden Staaten Tunesien und Marokko überhaupt keine militärischen Entscheidungen von sich aus treffen können.

Polen im Exil

Am 29. Juli 1953 unterzeichnete Präsident Eisenhower ein Sondergesetz, das dem polnischen Fliegerleutnant Jarecki, der im März seine Jagdmaschine nach Bornholm geflogen hatte, die amerikanische Staatsbürgerschaft verlieh. Der polnische Offizier erklärte, daß die Aufstellung einer exilpolnischen Armee unter General Anders ein schwerer Schlag für den Kommunismus sein könne. Der Adjutant von General Anders, Hauptmann Lubinski, vertrat der Presse gegenüber die Ansicht, daß 140 000 Polen, die heute in Großbritannien leben, in eine neue Anders-Armee eintreten würden.

Diese Polen (deren Zahl ungefähr der Bevölkerung Gdingens vor dem Kriege entspricht) sind die zahlreichste Gruppe der auf britischen Boden verschlagenen Osteuropäer. Ihren Kern bilden die demobilisierten Soldaten der Anders-Armee, die 1939 in sowjetische Gefangenschaft gerieten, 1941 über Persien nach Nordafrika gelangten und sich im italienischen Feldzug auf alliierter Seite auszeichneten. Etwa 100 000 Mann dieser Armee wurden durch das *Polish Resettlement Corps* in zivile Arbeitsstellen übergeführt. Zu ihnen kamen später Polen aus den in Deutschland errichteten Lagern. Ihnen allen gilt London als „zeitweilige Hauptstadt Polens“. Der verstorbene Staatspräsident Raczkiewicz hat vor seinem Tode im Jahre 1947 im Einklang mit einer Bestimmung der polnischen Verfassung in der Person des ehemaligen Außenministers Zaleski seinen Nachfolger selbst ernannt. In London allein leben rund 35 000 Polen, vor allem im südlichen Teil des Stadtviertels Kensington, das im Londoner Volksmund „Polnischer Korridor“ genannt wird. Die vornehmste katholische Kirche der britischen Hauptstadt, *Brompton Oratory*, ist durch den Pfarrer auch für polnische Gottesdienste zur Verfügung gestellt worden. Bis zum Herbst 1953 hat eine besondere polnische Hochschule in Kensington rund 9000 akademische Abschlussexamina durchgeführt.

Ungarns Anfälligkeit für den „Osten“

Die Ostmadjaren, die nach Trianon (1920) die Führung in Ungarn übernahmen, hatten keinen Sinn für die beiden Fragen, deren Lösung ein elementares Bedürfnis des ungarischen Staates gewesen wäre. Ihre Versäumnisse haben den Anfang der Entwicklung gebildet, die nach 1945 eingetreten ist.

Das alte Ungarn ist an der Nationalitätenfrage gescheitert. Man konnte es nicht dadurch in einen Nationalstaat verwandeln, daß man 71% seiner Bevölkerung, die nicht madjarisch waren, entnationalisierte. Die Schriftsteller, die damals östlich-turanische Propaganda trieben, um ihrem madjarischen Nationalismus nachzugeben, leisteten Vortarbeit für den heutigen Zustand, indem sie den europäischen Kultureinfluß bekämpften und die Vereinigung der Ostvölker befürworteten. Der erste Ministerpräsident der ungarischen Volksdemokratie, der seither nach Amerika ausgewanderte Ferenc Nagy, war kalvinistischer Konfession. Der erste Staatspräsident, Zoltan Tildy, war sogar ein kalvinistischer Prediger. Der kalvinistische Bischof Bereczki nahm für die kommunistische Regierung Partei, während der katholische Kardinal Mindszenti-Pehm den Kommunisten Widerstand leistete. Auch der Exilhistoriker V. Padányi hat die Kalvinistenherrschaft in Trianon-Ungarn erkannt, wenn er auch ihre Gründe nicht sah (*Hidverök*, 10. 3. 1949). Die Zeitschrift der Madjarischen Geistigen Arbeitsgemeinschaft *Uj Magyar Ut* schreibt im Februar 1951, Literatur und Politik Ungarns spiegelten die Geisteswelt der Ostmadjaren und Kalvinisten wider¹).

Seit 1920 war die Bodenfrage das Hauptproblem Ungarns. Rund 38% der landwirtschaftlichen Bevölkerung besaßen bloß 1,5% des Bodens, d. h. drei Millionen bäuerliche Menschen waren in Ungarn Bettler, während 36 Familien mehr Grundbesitz hatten als 73% der Landbevölkerung oder 1 184 000 Familien. Die Zahl der wohlhabenden Bauern mit 50 — 100 Joch Feld machte 1% der Bevölkerung mit 5% des Bodens aus.

Der Ackerbauminister Barna Buza hatte im Feber 1919 das Volksgesetz 18/1919 über die Bodenverteilung herausgegeben, worin dem Staat das Recht zugesprochen wurde, bei allen Gutsbesitzern die Fläche, die über 500 Joch hinausging, zu enteignen. Aber auch Produktionsge-

nossenschaften sollten Feld bekommen. Das Gesetz gab die Anregung, die besitzrechtlich oder pachtmäßig neu entstandenen Kleinwirtschaften zu Produktionsgenossenschaften zusammenzufassen. Bereits Ende Februar erfolgte die erste und einzige demokratische Bodenverteilung in dem Ort Kápolna, wo das Gut des damaligen Staatspräsidenten M. Károlyi aufgeteilt wurde. In allen anderen Landesteilen begann man an Stelle der im Gesetz vorgesehenen Parzellierung mit der Sozialisierung des Großgrundbesitzes, zumal auch Károlyi, der „ein Bewunderer der neuartigen russischen Demokratie“ geworden war (*Látóhatár*, März 1953, S. 95), in seiner Kápolnaer Rede die Wichtigkeit der sozialistischen Wirtschaftsführung betont hatte. Der erste sozialisierte Bodenbesitz in Ungarn war die Sárvári Musterwirtschaft der Königin von Bayern. Die am 4. April 1919 erschienene 38. Verordnung des Rates der Revolutionären Regierung besagte, daß „der Boden Ungarns der Arbeiterklasse gehört; wer nicht arbeitet, in dessen Besitz darf auch kein Boden verbleiben“. Nach dieser Verordnung bildete jeder Besitz über 100 Joch das Eigentum des proletarischen Staates und wurde in genossenschaftlichen Betrieb genommen.

Der Sieg Horthys über Bela Kún hatte das Problem nicht im geringsten gelöst.

Der Bodenhunger des Landproletariats hatte schon in den 1930er Jahren bedenkliche Formen angenommen, die führende Schicht hatte jedoch durch das Fideikommißgesetz von 1936 und das Siedlungsgesetz von 1938 eine vernünftige Lösung unmöglich gemacht und dadurch die breite Masse des Landproletariats dem Kommunismus in die Arme getrieben²).

Wie bei dem ersten kommunistischen Versuch im Jahre 1919 gab es auch 1945 vorerst einen „demokratischen“ Abschnitt in der ungarischen Entwicklung, der dem Gang der Ereignisse von 1919 fast genau entsprach. Daß die Unabhängige Kleinlandwirtpartei (Tildy-Nagy-Gruppe), — so wie vor ihr die Károlyi-Regierung —, gleich bei ihrem ersten Schritt vor den

¹ Vgl. dazu J. Weidlein, Ungarns anderes Gesicht. In: „Osteuropa“, August 1952 (Stuttgart).

² M. Kerék, Die ungarische Bodenfrage, Budapest, 1938.

Kommunisten kapituliert hat, dürfte freilich kaum bekannt sein.

Am 15. März 1945 erschien eine Verordnung des Ministerpräsidenten Béla Dálnoki Miklós, die den Grundeigentümern allen Besitz über 100 Joch wegnahm (Bauern durften 200 Joch und Widerstandskämpfer 300 Joch behalten). Wieder wurde bestimmt, daß der Boden dann genossenschaftlich zu bewirtschaften sei, wenn eine Aufteilung des Inventars wirtschaftlich nicht vertreten werden könne.

Betroffen wurden 0,4% der landwirtschaftlichen Betriebe mit rund 42% der Bodenfläche, die jeweils mehr als 200 Joch besaßen. Die Eigentumsrechte der Neusiedler an jeweils höchstens 15 Joch wurden jedoch nicht in das Grundbuch eingetragen. Schrittmacherin dieser Bodenreform war nach außen die Unabhängige Kleinlandwirtepartei, die das Erbe der 1848er Unabhängigkeitspartei und der Umstürzler von 1918 angetreten hatte. In Wirklichkeit standen auch dieses Mal die Kommunisten dahinter.

Das Gesetz über die Verstaatlichung des Genossenschaftswesens (11/1947) ließ den zweiten Schritt folgen, indem es die Genossenschaften dem Wirtschaftsminister unterstellte. Rákosi sagte am 24. Februar 1950 dazu: „Damit kam jene Bewegung in Schwung, durch die das größte Hemmnis für unsere Entwicklung aus dem Wege geräumt wird, daß wir mit einem Fuß in der Industrie auf sozialistischem Boden stehen, während unser anderer Fuß sich auf Hunderttausende einzelner Bauernwirtschaften stützen muß.“ In die Produktionsgenossenschaft oder Kolchosen wurden vor allem die Pachtbetriebe mit mehr als 25 Joch überführt. Privatbesitz konnte „freiwillig“ übergeben werden.

Unter den 11 725 ersten Mitgliedern der Produktionsgenossenschaften befanden sich 6400 besitzlose Landarbeiter, 4797 Neusiedler ohne Inventar, 454 Zwergbauern und nur 14 Mittelbauern. Die Zahl der Genossenschaften wuchs von 562 im Jahre 1949 auf annähernd 5000 im Jahre 1952, der Mitgliederbestand im Jahre 1952 auf 400 000. 40% der landwirtschaftlichen Nutzfläche waren auf diese Weise sozialisiert, während die Waldungen mit rund 12% der Gesamtfläche schon im Jahre 1945 in Staatsbesitz übergegangen waren.

Johann Weidlein

Die letzten Kalmücken

Aus dem Genocidium ihres Volkes haben sich die Reste der Kalmücken in den Westen gerettet. 1951 lebten 800 in den deutschen Lagern Ingolstadt und Schleißheim und warteten auf die Zulassung in die USA. 450 bis 700 Kalmücken, meist Flüchtlinge von 1920, leben in Frankreich, 40 in Belgien (davon 24 als Bergarbeiter), 20 in Österreich, 5 in Italien, vielleicht noch einige in der Türkei.

Die Ansiedlungsbemühungen der Internationalen Flüchtlingsorganisation stießen auf Schwierigkeiten, weil die Kalmücken zusammenbleiben wollten und weil viele Aufnahmeländer sie als „Mongolen“ ablehnten. Das amerikanische Justizministerium entschied am 28. Juli 1951, daß die Kalmücken als Osteuropäer zu gelten haben, nicht als Asiaten. Die erste Familie konnte am 29. Oktober 1951 in New York landen. Sie sollte vom Tolstoi-Lager in Valley Cottage aus die Ankunft weiterer Einwanderer vorbereiten. Inzwischen sind etwa 600 Kalmücken tatsächlich in die USA zugewandert.

Rudolf Loewenthal

*

Spanien und der Staatsstreich in Marokko

General Valino äußerte in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur der Spanischen Zone des Protektorats Marokko im August 1953, Spanien hätte doch wohl mit einer Unterrichtung über den Staatsstreich im Verantwortungsgebiet der anderen marokkanischen Protektoratsmacht Frankreich rechnen dürfen. Es sei jedoch durch die Franzosen vor vollendete Tatsachen gestellt worden. Man solle nicht vergessen, daß heute wohl das wirtschaftliche Schwergewicht in der französischen Zone liege, daß aber die spanische Zone einen beträchtlichen geistigen Einfluß ausübe.

Britisch-libyscher Vertrag

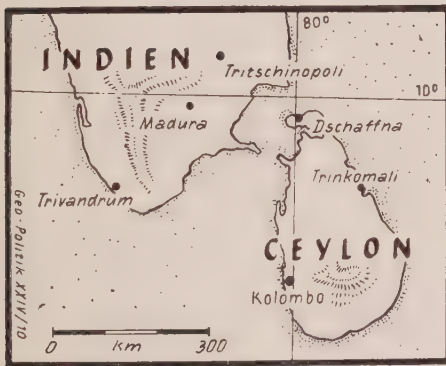
Am 18. August billigte das Parlament des Königreichs Libyen mit 36 gegen 16 Stimmen den Bündnisvertrag mit Großbritannien, der Anfang August in Benghazi unterzeichnet worden war. Libyen hatte bei den Verhandlungen, die sich monatelang hinzogen, als wertvollstes Objekt seine

strategische Position zu bieten. Seine Unterhändler wußten, daß die schwierige Lage Großbritanniens in der ägyptischen Kanalzone und die Unruhe in Tunesien dem Flugstützpunkt in der Cyrenaika erhöhten Wert verleihen.

Großbritannien zahlte mit einer Verpflichtung zur jährlichen Zahlung von 2,75 Millionen Pfund Sterling für den Ausgleich des Staatshaushalts und 1 Million Pfund für die Erschließung wirtschaftlicher Reserven während der nächsten fünf Jahre.

Die Fähr nach Ceylon

Im Juli 1953 konnte der Kapitän des Fährdampfers zwischen der Südspitze des indischen Festlandes und dem ceylonesischen Hafen Talaimannar 130 indische Fischer nicht loswerden, die von der Regierung Ceylons als illegale Einwanderer ausgewiesen worden waren, während die indische Regierung sie nicht wieder aufnehmen wollte.



Diese Fähr ist das Transportmittel für die zahlreichen südindischen (Tamilsprachigen) Einwanderer, die in dem von Singhalesen beherrschten Ceylon ein inneres Volksgruppenproblem wachsenden Ausmaßes darstellen und lebende Zeugen der Übervölkerung und des Auswanderungsdranges in Indien sind.

Die Chinesische Armee in Sinkiang

Die Schaffung einer modernen Armee, die beanspruchen kann, als Volksheer anerkannt und geachtet zu werden, stieß in China auf psychologische Schwierigkei-

ten. Der Soldatenstand gehörte nach Volksauffassung auf die letzte Stufe der sozialen Leiter, und das Sprichwort sagte: „Aus gutem Eisen schmiedet man keinen Nagel, gute Menschen macht man nicht zu Soldaten.“

Der sogenannte „christliche“ Marshall Feng Yü-hsiang¹), selber aus dem Soldatenstand hervorgegangen, empfand das sehr tief und suchte nach Mitteln, die psychologischen Hindernisse zu überwinden. Zunächst stellte er niemand in seine Armee ein, der schon Soldat gewesen war. Wessen Stirn im oberen Teil unter der Soldatenmütze weiß geblieben war, hatte bei ihm keine Chance. Dann sorgte er mit zum Teil sehr drastischen Mitteln für absolute Disziplin im Dienst wie außer Dienst und verlangte äußerste Genügsamkeit, ein spartanisches Leben. Kein Mitglied seiner Truppe durfte eine Rikscha benutzen außer bei eiligen, schriftlich beweisbaren Dienstaufträgen. Vor allem setzte er seine Soldaten in großem Umfange für öffentliche Dienstleistungen ein. Sie reklamierten Land, bauten Wege, pflanzten Bäume, nahmen große Kanalbauten in Angriff, leisteten den Bauern Hilfe bei den Feldarbeiten und bebauten in ihren festen Garnisonen selbst den Boden für einen guten Teil dessen, was sie brauchten. Seine Soldaten waren die ersten, die schon in den zwanziger Jahren Vertrauen und Achtung bei der Bevölkerung genossen.

Die Chinesische Volksarmee, die im Juli 1953 den 26. Jahrestag ihrer Gründung feierte, hat diese Tradition weiter gepflegt. Als Beispiel kann ihre Kulturarbeit in der nordwestlichsten Provinz Chinas, in Sinkiang, dienen, die sie unter besonders erschwerenden Umständen durchführt. Sinkiang ist ein von hohen Bergketten umgebenes und vom Tienschan west-östlich durchzogenes Hochland mit extrem trockenem Klima, das nur um die Hauptstadt

¹ Feng Yü-hsiang, 1880 in Anhui geboren, wurde 1922 Militärgouverneur von Honan, setzte 1924 den damaligen Staatschef Tsao Kun gefangen, ging, zum Rücktritt gezwungen, 1927 nach der Sowjetunion, kehrte zurück und wurde Kriegsminister. Das Auf und Ab seiner Karriere dauerte bis zu seinem Tode, den er bei einem Schiffsbrand im Schwarzen Meer 1948 fand, nachdem er sich endgültig von Tschiang Kai-shek getrennt hatte und auf dem Wege nach Moskau war. 1933 hatte er einen Privatkrieg gegen Japan in der Inneren Mongolei geführt. Seine Kinder ließ er in Deutschland erziehen.

Urumtschi, im Ili-Tal und, in geringem Umfange, am oberen Irtysch größere landwirtschaftlich nutzbare Flächen besitzt. Im Nordteil, der Dsungarei, gibt es Weideland, im südlichen Teil Oasenwirtschaft in einer besonders regenarmen Wüste. Die Landwirtschaft ist weitgehend von künstlicher Bewässerung abhängig, die mancherorts wegen der hohen Sommertemperaturen und dadurch bedingter schneller Verdunstung durch unterirdische Wasserführung erfolgt. Die Bevölkerung ist nur zum kleinsten Teil chinesisch und setzt sich im übrigen aus Osttürken, Kirgisen, Mongolen, Mandschuren, Tibetern und andern zusammen. Tausende von Russen sind im Land, zumeist politische Flüchtlinge aus der Sowjetunion.

In den letzten drei Jahren hat die Chinesische Volksarmee in Sinkiang etwa 113 000 Hektar Land zum erstenmal landwirtschaftlich genutzt. 1950 mußte sie sich noch mit primitivem Gerät begnügen. 1951 standen ihr bespannte Pflüge und andere landwirtschaftliche Maschinen zur Verfügung. In diesem Jahre benutzte sie bereits Traktoren und Mähdrescher. Erdöl wird in Sinkiang selbst gefunden und raffiniert. Von 1951 an hat die Ernte an Weizen, Reis und Gemüse, Raps, Baumwolle, Jute und andern Bodenerzeugnissen den Bedarf der Truppe überstiegen.

Bis zum Herbst 1952 waren von den chinesischen Soldaten über 300 Bewässerungsanlagen entweder instandgesetzt oder neu angelegt worden, darunter 14 größere moderne Projekte, mit einer Gesamtlänge von mehr als 2300 km. Dadurch wurde das bewässerte Areal der Provinz um 133 000 Hektar erweitert. Die Ernteerträge vieler Bauern sind erheblich angestiegen, besonders in der Gegend von Urumtschi.

Neben Landwirtschaft betreibt die Chinesische Volksarmee in Sinkiang auch Viehzucht. Sie besitzt heute Schafherden von zusammen über einer halben Million Köpfen, fast 10 000 Milchkühe und viele Schweine und Geflügel. Daneben haben ihre Soldaten noch über 4 Millionen Bäume gepflanzt und Waldstreifen zum Schutz der Deiche und Siedlungen angelegt und sich an andern Arbeiten im öffentlichen Interesse beteiligt wie am Straßenbau und an der Errichtung industrieller und anderer Bauten.

Bemerkenswert ist, daß in allen Fällen modernste Methoden angewandt werden. So ist durch die Chinesische Volksarmee zum Beispiel in der Landwirtschaft die Rotation zwischen Gras- und Feldbau eingeführt worden. Der erzieherische Wert für die einheimische Landbevölkerung wird entsprechend hoch eingeschätzt.

Ähnliche Berichte über die Kulturarbeit der Armee liegen auch aus andern Gegenden vor, so aus der chinesisch-tibetischen Grenzprovinz Sikang (Hauptstadt Kangting, das alte Tachienlu) und aus Tibet, besonders der Gegend um Lhasa.

H. M.

Die Weltachse Moskau-Sydney

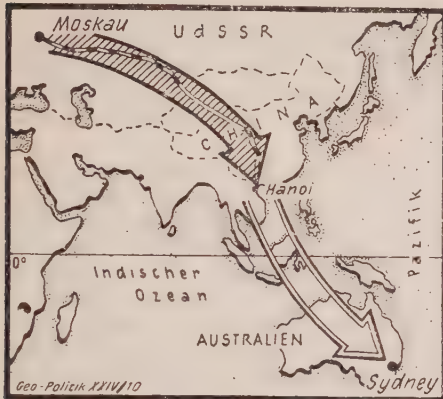
In einer Rundfunkrede am 29. Juli 1953 warnte der Oberbefehlshaber des australischen Heeres, Generalleutnant Sir Sydney Rowell, vor einer Unterschätzung der militärischen Kraft Chinas. Australien habe unter seinen 7600 Korea-Kriegsteilnehmern mit 258 Gefallenen, 1013 Verwundeten und 30 Vermißten höhere Verluste erlitten als unter den Soldaten der 6. australischen Division im ersten Nordafrika-Feldzug von 1941. Trotz ihrer Beherrschung des Luftraums hätten die Alliierten in Korea die chinesische Infanterie, die man noch vor fünf Jahren kaum ernstgenommen habe, nicht schlagen können.

Der britische Hochkommissar für Südostasien Malcolm Macdonald erklärte am 15. April in Singapur, daß er Indochina für die gefährlichste kommunistische Angriffsstelle halte, weil von dort aus „andere Länder“ (vor allem Australien und Neuseeland) bedroht seien.

Ostmitteleuropäische Geopolitiker in London vertreten die Ansicht, daß die sowjetisch-chinesische Allianz in Korea nur lokale Ziele habe erreichen können, die Beherrschung der Japansee oder die Umgehung Japans von Süden. Südostasien dagegen liege halbwegs auf der „Achse“ der Welt, die vom Zentrum des „Herzlandes“ Eurasien, von Moskau, aus zum Zentrum der maritimen Welt, das geographisch in Sydney liege, führe. Nicht umsonst hätten Moskau und Peking große Anstrengungen auf den Bau einer durchgehenden Verbindungsbahn vom Ende der *Turksib* durch die Dsungarei über Urumtschi, Lantschou, Tschengtu-Tschungking mit Hanoi als ge-

plantem Endpunkt verwendet. Diese Strecke und nicht die Transsibirische Bahn sei die künftige „Magistrale Eurasiens“.

Südostasien bilde das Sprungbrett nach Australien, wie im Zweiten Weltkrieg Süd-



osteuropan das Sprungbrett nach Nordafrika habe bilden sollen. Es sei freilich auch der „weiche Unterleib“ Eurasiens, wenn man dieses von Churchill während des Zweiten Weltkrieges für Südosteuropan gebrauchte Wort verwenden wolle.

Ende des kolumbianischen Bürgerkriegs

Am 9. April 1948 loderten Flammen in Bogotá auf, und die Teilnehmer der Pan-amerikanischen Konferenz, darunter der Außenminister der USA, mußten ihre Beratungen abbrechen.

Als 1946 der konservative Kandidat Perez zum Präsidenten Kolumbiens gewählt worden war, wurden die Parteigänger der seit 16 Jahren im Amt befindlichen Liberalen aus ihren Posten verdrängt und Verfolgungen ausgesetzt. Zahlreiche Anhänger des gestürzten Regimes sammelten sich in den ostkolumbianischen Savannen, den Llanos, im Urwald am Maddalena-Fluß oder in den dünn besiedelten Departements Cundinamarca, Tolima und Antioquia. Das von ihren Banden beunruhigte Gebiet wurde durch Polizei und Armeetruppen abgeriegelt, trotzdem gelang es ihnen 1948, den Bürgerkrieg vor den Augen der Weltöffentlichkeit in die Hauptstadt zu tragen. Im November 1949 stellte die Liberale Partei jede parlamentarische Mitarbeit ein. Am 6. September 1952 steckte eine Volks-

menge in Bogotá die Gebäude der liberalen Zeitung in Brand und griff die Häuser liberaler Führer an, während die Polizei untätig zusah. Die Parteiführer gingen nach Mexiko ins Exil und überließen die Heimat dem Belagerungszustand.

Nach der Abreise der liberalen Führer kamen die Fronten in Bewegung, zuerst durch einen Briefwechsel zwischen dem Jungliberalen Forero und dem Innenminister Andrade. Ein Bannstrahl aus dem mexikanischen Exil traf den liberalen Unterhändler, und auch in der Konservativen Partei, die allein im Kongreß geblieben war, gab es innere Spaltungen, als Gilberto Alzate mit einer Gruppe konservativer Abgeordneter und Senatoren und der Zeitung *Diario de Colombia* den Präsidenten Gomez und die vom Präsidentensohn geleitete große Zeitung *El Siglo* angriff.

Bei den Wahlen im März 1953 erhöhte sich die Stimmenzahl gegenüber 1951 zugunsten der Konservativen Partei, die allein Kandidaten aufgestellt hatte. Kurz darauf brach der innere Konflikt in der Partei offen aus, als am 13. Juni Präsident Gomez nach einem monatelangen Krankheitsurlaub selbst die Geschäfte wieder übernehmen wollte. General Rojas, der Oberbefehlshaber der Armee, ließ die Hauptstadt besetzen und übernahm das Präsidentenamt. Die von Gomez einberufene Verfassungsgebende Nationalversammlung bestätigte am 15. Juni den neuen Präsidenten; die Verfassungsänderung, die Präsident Gomez mehr Macht geben sollte und zu deren Bewilligung die Nationalversammlung zusammengetreten war, unterblieb. Der General bildete eine Regierung aus konservativen Politikern, die sich gegen Gomez gestellt hatten, und machte versöhnliche Gesten zu den Liberalen hin.

Die Hintergründe der persönlichen Machtkämpfe in Kolumbien sind schwer zu durchschauen. Feststehen dürfte jedenfalls, daß die USA kein Interesse daran haben, daß der nach Brasilien, Mexiko und Argentinien volkreichste iberamerikanische Staat durch einen Bürgerkrieg, in dem es auch zahlreiche Chancen für die Kommunisten gibt, gelähmt wird. General Rojas war kolumbianischer Delegierter beim Oberkommando der UNO-Truppen in Korea, unter dem als einzige iberamerikanische Kampfeinheit ein kolumbianisches Bataillon gefochten hat.

RINGEN UM ARKTISCHE POSITIONEN

Bericht über die Eskimos

Es gibt auf dem nordamerikanischen Kontinent keine „graue Vorzeit“. Man weiß hier von keinen prähistorischen Siedlern wie in Asien, Europa und Afrika. Die ersten wagemutigen Entdecker des Kontinents Amerika waren nicht die Wikinger, auch nicht des Kolumbus Schiffsbesatzungen. Sie kamen von jenseits der Beringstraße, aus den Weiten mongolischer Steppengebiete. Sie betraten ein menschenleeres Land von der gleichen Beschaffenheit, dem gleichen Klima, der gleichen Pflanzen-, Tier- und Fischwelt wie in ihrer früheren asiatischen Heimat.

Die Eskimos, wie man sie später nannte, hielten sich stets an die kältesten Zonen der Arktis, in Nordamerika wie in Grönland. Sie sind eines der bedürfnislosesten Völker der Erde. In der Mehrzahl siedelten sie an den endlosen Küsten der Nordmeere. Nur vereinzelte Gemeinschaften blieben in den Tundrangebieten im Innern Alaskas und Nordkanadas.

Um sie ist Kälte und Dunkelheit in der einen Hälfte des Jahres, Kälte und Helligkeit in der anderen Hälfte. Die Eskimos lieben das bedürfnislose Leben in der Arktis. Niemals war es vollkommen, sehr oft unsagbar hart. Sie waren einfache, bescheidene Menschen, immer gut gelaunt, immer lachend, immer fröhlich. Sie blieben sich selbst genug und verspürten nie den Drang zum Abenteuer, das Fernweh, die Lust am Erobern und Unterwerfen.

Der Eskimo gedieh in dem Land seiner Wahl. Es gab Pelztiere ohne Zahl, Pelztiere in jeder Größe, im Wasser und auf der Tundra. Die Tiere ernährten und kleideten ihn, ihre Felle hielten ihn warm. Die Kunst der Pelzbearbeitung ist wohl bei keinem anderen primitiven Volk so vollkommen. Der Eskimo lernte, wie man aus dem Fell, einem Knochen, ja selbst aus den Sehnen der erlegten Tiere, aus den Gräsern und Bastfäden des Gebüsches die nützlichsten Gebrauchsgegenstände fertigen konnte. Holz war so knapp, daß der Eskimo die Harpune, mit der er Seehund oder Wal erlegte, nicht

verlieren durfte. So erfand er einen Schaft, der sich von selbst löste, wenn die Harpunenspitze in das Tier eingedrungen war, während die Spitze mit der Hand des Jägers nur durch einen dünnen Faden verbunden blieb.

Lange vor der Ankunft des weißen Mannes kannten die Eskimos künstliche Köder, machten sie sich Schneebrillen aus Walknochen und Seehundshaut, mit Brillensteigen aus den Sehnen von Karibus, den wilden Renttieren. Sie fertigten Regenmäntel aus der Magenhaut des Seehundes, wunderbar weiche, kleidsame *Parkas* (Pelzmäntel) und *Mukluks* (Pelzfäustlinge), Seile aus den Fasern von Gebüsch und Schneeschuhe aus Walknochen, über die das Fell einer Bartrobbe gespannt war.

Stets war der Tisch des Eskimos so reichlich gedeckt, wie seine Geschicklichkeit bei der Jagd groß war. Wollte er viel essen, mußte er viel auf Jagd gehen. Dabei hatte er die Auswahl zwischen Fisch und Wal, Wildenten und Gänsen, zwischen Eisbär und Karibu, zuerst und vor allem zwischen Seehund und Walroß, die ihm den begehrten Speck und Tran lieferten. Blieben die Robben, die Wale oder die Karibus aus, so bedeutete das Hungersnot und Tod. Der Eskimo nahm es hin als selbstverständlich.

Seine Intelligenz ließ den Eskimo die größten Schwierigkeiten überwinden, ließ ihn, auch wenn er in unbekannte Wildnis zog, stets wieder zu seiner Familie, seiner Niederlassung zurückfinden. Er hatte einen angeborenen Sinn für Topographie und verstand es, jede Besonderheit einer fremden Umgebung in sich aufzunehmen. Wer diesen Orientierungssinn nicht besaß, wer aus der Wildnis nicht wieder nach Hause fand, der ging unter. Die Härte der Umwelt merzte jeden aus, der nicht in das Leben paßte.

Der ewige Kampf der Eskimos mit der Natur bestimmte den Rhythmus ihres Lebens. Die Gezeiten, die Winde, die Dunkelheit, der jährliche Karibuzug über die Gebirge, die Wanderungen von Lachs und Seehund, all dies war für den Eskimo von größter, ja lebenswichtiger Bedeutung. Ihr rechtzeitiges Erkennen entschied über Le-

ben und Tod. Der Naturverstand der Eskimos wirkte sich in allen Phasen ihres Lebens aus. Stets lebten sie in Gemeinschaft, nie als Einzelgänger. Bei der Jagd konnte man zwar allein losziehen, doch der Fang mußte geteilt werden. Jeder im Dorf erhielt seinen Anteil oder wurde zum oft tagelangen Festmahl eingeladen. War der Fang gut, lebte das ganze Dorf üppig und in Freuden. War er schlecht, so hungerte in gleicher Weise die ganze Gemeinschaft.

Das Leben, die Jagd, der Fang für die Gemeinschaft war und blieb stets oberstes Gesetz und Grundlage jeder Erziehung. Der Eskimojüngling durfte erst heiraten, wenn er bewiesen hatte, daß er genug Nahrung für eine Familie heranschaffen konnte. Wenn aber die Frau die von ihm herbeigebrachte Lebensgrundlage schlecht oder ungenügend verwaltete, durfte er eine zweite Frau heiraten. Wenn der Mann auf Jagd zog, durfte er jederzeit mit einer anderen Frau zusammenleben.

Der Fremde, der in eine Eskimosiedlung kam, wurde stets als Freund und Bruder aufgenommen. Wer selbst täglich das harte, schwere Leben in arktischer Kälte zu bestehen hat, weiß um den Wert der Gastfreundschaft. Bei den Eskimos ging sie so weit, daß man dem Fremdling aus der Wildnis die eigene Frau überließ. Es war das Zeichen dafür, daß man mit dem einsamen Wanderer alles zu teilen bereit war: den engen *Iglou*, die mageren Vorräte und das Vergnügen.

Das erbarmungslose Leben in einer menschenfeindlichen Umgebung konnte nur gemeistert werden und war nur zu ertragen, wenn jeder dem anderen half, wenn alle sich zusammentaten. Die Kranken wurden gemeinsam gesund gepflegt. Die Alten und Gebrechlichen aber, die der Gemeinschaft zur Last fielen, setzte man mit ihrem Einverständnis in der Wildnis aus, damit sie eines schnellen, sanften Todes starben. Man baute ihnen *Iglous*, die man von außen fest zumauerte, damit die Geister der Sterbenden keine Macht mehr haben konnten über die Lebenden. Jeder Eskimo achtete dieses Gesetz. Die Betroffenen wählten oft freiwillig dies Schicksal, um die Jungen, die Arbeitsfähigen zu entlasten und die Lebensbasis der Gemeinschaft zu erhalten.

Es gab und gibt keine Eskimostämme, wie es Indianerstämme gibt: mit Hauptlin-

gen und Medizinmännern, die oft einen unheilvollen Einfluß ausübten und ihre Stammesgenossen ins Verderben führten. Stämme bedeuteten nach dem Denken der Eskimos Anführer, und Anführer waren schlechte Medizin. Sie neigten dazu, ihre Vormachtstellung auszunutzen, den Stammesgenossen falsche Entschlüsse aufzuzwingen. Der Eskimo lehnte das ab. In seiner Gemeinschaft, die eine Handvoll Erdlöcher mitten in einer weiten, einsamen Tundra oder an den Ufern eines feindlichen Meeres umfaßte, hat jeder die gleichen Rechte und Pflichten. Man konnte nur bestehen vor der Übermacht der Natur, wenn man zusammenstand. Also stärkte man die Gemeinschaft, sicherte ihre Gesundheit und ihr Wohlergehen, versorgte ihre Mitglieder mit allem Lebensnotwendigen, damit jeder ein friedfertiges, nützliches Leben führen konnte. Den glücklichen, bescheidenen Eskimos schien etwas Entscheidendes zu fehlen: der Ehrgeiz.

Der weiße Mann hat die Lebensgrundlage der Eskimos gründlich und für immer zerstört. Doch der Eskimo begehrte nicht auf. Mit der gleichen lächelnden Freundlichkeit paßte er sich der neuen Umgebung, der neuen Lebens- und Arbeitsweise an. Der Mischling Tommy Brower aus Barrow an der äußersten Nordspitze Alaskas, Sohn des 1945 gestorbenen weißen „Königs der Arktis“ und einer Eskimofrau, bestätigte das dem Rezensenten mit folgenden drastischen Worten: „Die Weißen brachten dem Eskimo Alkohol und Seuchen. Aus reiner Profitgier schlachteten sie mit ihren Feuerwaffen die Land- und Seetiere ab, die jahrhundertlang die Existenzgrundlage der Eskimos gebildet hatten. Zu Tausenden starben die Eskimos an der Berührung mit dem weißen Manne. Er trieb, wie er vorgab aus sanitären Gründen, die Eskimos aus ihren Erdlöchern, die zwar dunkel und schmutzig waren, sie aber warm hielten. Die Weißen zwangen die Eskimos, wie sie sagten aus moralischen Gründen, in ihren warmen Erdlöchern nicht mehr halbnackt zu sitzen. Sie verpflanzten sie in ungesunde, zugige Holzhäuser, die zwar sauber und hell waren, aber die Eskimos nicht warm hielten. Da sie auch zu Hause Kleider tragen mußten, schwitzten sie. So oft sie aber ins Freie traten, froren sie, bis sie Tuberkulose bekamen. Die jüngere Generation der Eskimos lebt nicht mehr als

Fischer und Jäger. Sie weiß sich nicht mehr zu schützen vor der bitteren arktischen Kälte. Sie lacht über die altmodischen Pelze, die *Mukluks*, die warmen, bequemen Pelzstiefel. Sie trägt lieber die Kleider der Weißen von der Stange – und endet mit galoppierender Schwindsucht in einem Krankenhaus für Eingeborene!“

In einem jedenfalls hatte Tommy Brower recht: Der Eskimo zeigte sich von neuem als Meister der Anpassung. Aus einem Fischer und Jäger wurde er zum Arbeiter auf den Bauplätzen, den Flugfeldern, an den Ölquellen der Weißen. Niemals murrte er. Er nahm die neue Zeit und das neue Leben an. Er paßte sich ihm an, fröhlich, freundlich und lachend. Er tat es mit einer Selbstverständlichkeit, die zur Folge hat, daß die Eskimos die einzigen Eingeborenen auf dem gesamten amerikanischen Kontinent sind, die nicht einem langsamen, unaufhalt-samen Aussterben entgegengehen, vielmehr sich in erstaunlichem und erfreulichem Ausmaß vermehren.

Freilich sind es Eskimos nur noch nach der Herkunft, nicht mehr nach Sitte, Kultur und Lebensweise. Der Eskimo als der Meister der Anpassung erwies sich auch als Meister des Aufgehens in den Lebensrhythmus und die Lebensgewohnheiten des weißen Mannes.

Nur noch in einigen, abgelegenen Gebieten im Innern Alaskas, Kanadas und Grönlands hat sich der Eskimo in seiner alten Umgebung und Lebensweise halten können. Doch ist es auch hier nur ein Aufschub der unvermeidlichen „Integration“. Der bekannte norwegische Forscher Helge Ingstad zeigt in seinem jüngsten Reisebericht ungewollt diese unaufschiebbare Umwandlung. Mit einem Flugzeug landete er im Herbst bei den im kaum erforschten Brooks-Gebirge lebenden Eskimos, und mit einem Flugzeug wurde er im nächsten Frühjahr wieder abgeholt. Die Maschine brachte die Güter der Zivilisation zu den bedürfnislosen Menschen, aber auch die Krankheiten der Zivilisation. Wenige Tage nach der Landung des Flugzeuges hatten mehrere Eingeborene die vorher völlig unbekannten Erkältungskrankheiten der Weißen, und zwar so schwer, daß einige daran starben.

Dieses Buch des norwegischen Reise-schriftstellers ist ein wertvoller Bericht über

die Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen der Eskimos. Den ganzen Winter 1949/50 verbrachte Ingstad bei ihnen; er lebte ihr einfaches, schweres Leben in einer grausam-harten, unberührt-schönen Natur. Er schildert ihre Geräte und Wohnstätten, die Methoden ihrer Jagd, das Alltagsleben einer unbekannten, von der Kultur noch fast unberührten Eskimogemeinschaft.

Aus jeder Zeile, aus jedem Bild des schönen, mit sympathischer Einfachheit geschriebenen Buches weht der wehmütige Zauber der Unwiederbringlichkeit. Dem Forscher gelang es, einen Stamm in seinem Urzustand aufzuspüren, ehe er wie die anderen Eskimos den entscheidenden Schritt von steinzeitlicher Primitivität zur modernen Stromlinie, vom Hundeschlitten zum Düsenflugzeug tat. Das Buch hinterläßt die Trauer darüber, daß auch dieses bescheidene, glückliche Volk geborener Pazifisten gegen seinen Willen, aber um so unweigerlicher in die Kraftfelder und Spannungen unserer wirren Zeit gerissen wird.

Werner G. Krug

Helge Ingstad: Nunamiut, — unter den Inland-Eskimos von Alaska. Universitäts-Verlag, Berlin 1953, 352 S., 1 Karte, 10 Notenbeispiele und 93 Abb., DM 17,50.

Sprungbrett Alaska

Werner G. Krug, der Alaska aus eigenem Erleben kennt, weist gleich zu Beginn seines Buches, „Sprungbrett Alaska“ auf die heutige Bedeutung dieses Gebietes hin.

Die Suche nach einem Seeweg nördlich um die Kontinente herum, hervorgerufen durch die 1493 von Papst Alexander VI. erlassene Bulle, die die damalige atlantische Welt in eine portugiesische und spanische Interessensphäre teilte und dadurch die anderen seefahrenden Nationen zwang, sich einen anderen Weg zu den Schätzen Asiens zu suchen, führte 1741 zur Entdeckung Alaskas durch eine von der Zarin Katharina entsandte Expedition unter Bering und Chirikoff. Über zwei Jahrhunderte wechselvollen Geschehens sind inzwischen vergangen. Die Unterhaltungen Krugs mit maßgeblichen Persönlichkeiten des heutigen Alaska und die persönlichen Eindrücke, die er bei Reisen und Flügen gewonnen hat, geben ein fesselndes Bild von diesem Lande mit den

vielen Fragezeichen und schwierigen Problemen.

Alaska, das von seiner Entdeckung an bis 1867 den Russen gehörte und dann für 7,2 Mill. Dollar von den USA gekauft wurde, ist bis zum Beginn des Krieges mit Japan 1941 nur Ausbeutungsobjekt einzelner gewesen. Zuerst waren es die russischen Kaufleute, die Raubbau an Pelztieren zu Lande und zu Wasser trieben und dabei auch die alten Einwohner, Eskimos, Indianer und Aläuten, dezimierten. Dann wurden die Russen von den Amerikanern und Angehörigen anderer Völker abgelöst, bis um die letzte Jahrhundertwende der Goldrausch einsetzte. An eine landwirtschaftliche Nutzung des Riesengebietes wurde nicht gedacht. Kapitän Cook, der 1778 in Alaska landete, ohne zu ahnen, daß er bereits entdecktes und den Russen gehöriges Land betrat, hatte es als „ein trauriges Gebiet des Globus“ bezeichnet.

Der Krieg gegen Japan, besonders die Landung der Japaner auf einigen Aläuten-Inseln, brachte Alaska in den Mittelpunkt des Interesses. Die USA erkannten nun die Wichtigkeit Alaskas, nicht nur in strategischer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Mit dem Bau der großen Alaska-Straße von den USA durch Kanada bis nach Fairbanks und dem Bau der Eisenbahn von Fairbanks an die Küste fing es an, und heute ist das Land ein großer Bauplatz.

Diesen Aufschwung verdankt es allein seiner geopolitischen Lage, in die es im Zeitalter der Luftfahrt gekommen ist. Führen doch alle Luftwege von den USA nach Europa und Asien auf dem kürzesten Wege über dieses Gebiet. Dazu kommt, daß der „Eiserne Vorhang“ nun auch zwischen dem amerikanischen Alaska und Sibirien niedergelassen wurde, der Kalte Krieg also auch hier eingesetzt hat. Von mir aus kann ich noch hinzufügen, daß die amerikanische Regierung für alle Fragen Alaskas, seien sie militärischer oder wirtschaftlicher oder landwirtschaftlicher Art, besondere Referate und Studiengruppen eingerichtet hat und daß laufend Forschungsaufgaben in Alaska durchgeführt werden.

Das schwierigste Problem Alaskas ist die Menschenfrage. Das mehr als dünn besiedelte Land braucht Menschen, – wirkliche Pioniere, keine Glücksritter und Abenteurer, sondern Menschen, die den Mut haben, sich

dort oben seßhaft zu machen, wo der Sommer nur wenige Wochen dauert und der Winter lang ist. Der alte Stamm der Pioniere, die seinerzeit die USA und Kanada besiedelt haben, ist anscheinend ausgestorben. Der heutige Drang nach dem schnell verdienten Dollar und einem hohen Lebensstandard steht im Widerspruch zu wirklicher Pionierarbeit. (In dem vorliegenden Buch weist Krug auch auf die drückende Bevölkerungslage im heutigen Westeuropa, insbesondere der Bundesrepublik hin, deren Entlastung durch Auswanderungsmöglichkeit nach Alaska zu wünschen wäre.)

Die bisher noch nicht sehr reichhaltige Literatur über Alaska erfährt durch diese Arbeit eine wesentliche und wertvolle Bereicherung. Die zahlreichen guten Photos geben ein gutes Bild von den Natur- und Lebensverhältnissen des Landes.

Die beigelegte Karte von Alaska wird dem Inhalt dieses Buches nicht voll gerecht, da sie nur in großen Zügen die Gegebenheiten des Landes zeigt. Bei einer Neuauflage sollte daher eine neue Karte beigegeben werden, die mehr auf die geophysikalischen Verhältnisse des Landes (Gebirge, Waldgebiete, Tundren, landwirtschaftlich nutzbare Gebiete usw.) eingeht.

Max Gebauer

Werner G. Krug: „Sprungbrett Alaska, Land der Zukunft“. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1953, 368 Seiten mit 57 Abbildungen und 1 Karte. DM 13,80.

Der letzte Oberbefehlshaber deutscher Arktistruppen

Unter diesem Vorzeichen stand die Laufbahn des aus dem österreichischen Heere hervorgegangenen Generalobersten Lothar Rendulic im letzten Kriege. Sein Rechenschaftsbericht hebt an mit dem Abtransport der 52. Infanterie-Division aus Burgund an den Bug zu Beginn des Rußland-Feldzuges im Juni 1941. Die Schilderung der Begegnung mit der Weite des russischen Raumes wie auch mit den Menschen der Sowjetunion geben ein Gefühl für die vielfältigen, oft rätselhaften und gar bedrückenden Eindrücke, denen sich der deutsche Soldat beim ersten Betreten russischen Bodens ausgesetzt sah. Wir begleiten den Weg der Division im Südabschnitt der Heeresgruppe Mitte über

Rogatschew bis zur Desna nordostwärts Kalluga. Die Schlammperiode setzt dem weiteren Vormarsch vorerst ein Ende – Führung und Truppe bemühen sich jedoch mit Erfolg, durch rasch vorgenommene Improvisationen ihre Beweglichkeit und damit ihre Handlungsfreiheit wieder zu gewinnen.

Nach kurzer Atempause beginnt die Winterschlacht; schrittweise zurückgehend gelangt die Division ohne stärkere Einbußen bis an die Ugra ostwärts Roslawl. Ein rascheres Absetzen auf weite Entfernung, wie es verschiedentlich in Kreisen der oberen Führung vorgeschlagen worden war, hätte nach Ansicht von Rendulic den Verlust der schweren Waffen und der Artillerie zur Folge gehabt und damit eine Katastrophe heraufbeschoren. Das scharfe Eingreifen der obersten Führung in dieser Lage sieht er angesichts der gegebenen Verhältnisse als durchaus notwendig und gerechtfertigt an. Er hebt hervor, das Versäumnis einer Versorgung der Truppe mit Winter-Ausrüstung sei ein Führungsfehler gewesen, der eindeutig zu Lasten des Generalstabs gehe.

In diese Zeit fällt der Beginn der sowjetischen Partisanentätigkeit, über deren Wesen und Bekämpfung wir manche aufschlußreichen Einzelheiten erfahren. Frühjahr und Sommer 1942 sind ausgefüllt mit wechselvollen Angriffs- und Abwehrkämpfen im Raum Juchnow–Suchinitschi.

Im Herbst 1942 übernimmt Rendulic das im Orelbogen stehende XXXV. Armeekorps; er erzielt hier im Juli 1943 gegenüber einem mit erdrückender Überlegenheit über eine Woche lang pausenlos angreifenden Gegner einen entscheidenden Abwehrerfolg. Wir spüren zwischen den Zeilen die Spannung, unter der Truppe und Führung in dieser Abnutzungsschlacht bis zur Grenze des Tragbaren gestanden haben und die sich erst löst, als fast 1000 Feindpanzer abgeschossen vor der Front gezählt werden.

Bald danach wird Rendulic auf den Balkan berufen und mit der Führung der 2. Panzer-Armee betraut. Neben dem Kampf gegen Tito findet er hier als erste Aufgabe den Auftrag vor, starke, in Albanien und an der dalmatinischen Küste stehende italienische Verbände vor dem unmittelbar bevorstehenden Übertritt ins feindliche Lager auszuschalten. Das Kräfteverhältnis sowie die Gegenwirkung Titos im Verein mit dem

größere und zügige Operationen hindernden Gebirgscharakter des Landes lassen das Unternehmen wenig aussichtsreich erscheinen. Trotzdem gelingt es im raschen Zufassen, einen Teil der italienischen Verbündeten zur Waffenstreckung zu zwingen. Der letzte Widerstand wird gebrochen, nachdem der Oberbefehlshaber persönlich mit einer Kompanie Fallschirmjäger überraschend in Tirana landet und seinen Gegenspieler gefangen setzt. Damit ist die dalmatinisch-albanische Küste in deutscher Hand und kann gegen alliierte Landungsoperationen, mit denen gerechnet werden mußte, gesichert und ausgebaut werden.

Als Hauptaufgabe tritt nun der Kampf gegen Tito in den Vordergrund. Hierzu müssen die schwachen, in weitem Raum verteilten deutschen Kräfte dauernd in Bewegung gehalten werden. Weitere Schwierigkeiten ergeben sich dadurch, daß die Zusammenarbeit mit der Agrarregierung und ihren deutschen politischen Beratern infolge des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Kroaten und Serben zeitweilig völlig zum Erliegen kommt. Trotzdem hat Tito bis zum Sommer 1944 gegenüber der deutschen Initiative einen schweren Stand, zumeist befindet er sich in der Abwehr, bei Drvar entgeht er selbst mit Mühe der Gefangennahme. Erst das Vordringen der sowjetischen Südfront donaufaufwärts bringt ihm durch Abziehen deutscher Verbände aus Mittel- und Westkroatien Entlastung.

Bevor Rendulic diesen Umschwung selbst erlebt, wird er an einen neuen Krisenpunkt berufen und mit der Führung der XX. Gebirgs-Armee in Lappland beauftragt. Hier droht unter dem übermächtigen sowjetischen Druck das Gefüge der finnisch-deutschen Abwehrfront zu wanken: Marschall Mannerheim scheint im Hinblick auf die schweren eigenen Blutopfer und auf die ungünstige Entwicklung an der übrigen Ostfront einen Sonderfrieden mit dem Gegner anzustreben. Die deutschen Verbände geraten in diesem Fall in eine äußerst schwierige Lage: für den Fall eines Ausscheidens Finnlands muß die Zurücknahme aller an der Lappland- und Eismeerfront stehenden deutschen Divisionen nach Nordnorwegen vorbereitet werden – auf nur wenigen Straßen, die durch Urwald und Tundra führen, und aller Voraussicht nach gedrängt vom Feind. Nach

mehrfachen persönlichen Aussprachen mit dem finnischen Marschall erlangt Rendulic am 2. September 1944 die Gewißheit, daß Finnland keinen anderen Ausweg als die Verständigung mit der Sowjetunion sieht. Menschlich gesehen gehört die Schilderung der Begegnung zwischen den beiden Männern zu den Höhepunkten des Buches: zwei ritterlichen Führern wird offenbar, daß ein tragisches Geschick sie künftighin verschiedene Wege gehen heißt, ohne daß dem bisherigen Waffengeführten die Achtung versagt werden kann.

Die Rückführung der Lappland-Armee beginnt Anfang Oktober 1944. Unter teilweise schweren Kämpfen löst sich die Truppe vom Gegner; einige tausende Kilometer Marsch im nordischen Winter hat sie vor sich. Dank der sorgsamsten Vorbereitung der Führung gelingt dieser in der Kriegsgeschichte bisher wohl einzig dastehende Zug. Zusammen mit den deutschen Divisionen wird auch die norwegische Bevölkerung aus den Räumungsgebieten evakuiert. Daß hierbei mit aller gebotenen Sorgfalt vorgegangen wurde, geht aus dem Buch eindeutig hervor; in diesem Zusammenhang von der Gegenseite erhobene Anschuldigungen mangelhafter Fürsorge erweisen sich als böswillige Propaganda-Märchen. Nach Eintreffen in Norwegen bemüht sich Rendulic mit Erfolg, den Übergriffen des Reichskommissars Terboven entgegenzutreten.

Die letzten Abschnitte des Buches geben noch einen kurzen Überblick über die Endkämpfe der nacheinander von Rendulic geführten Heeresgruppen, zunächst der Heeresgruppe Nord um Königsberg, dann der Heeresgruppe Kurland um Libau und schließlich der Heeresgruppe Süd um Wien. Je mehr es dem bitteren Ende zugeht, desto mehr drängt sich für die Führung die Aufgabe in den Vordergrund, möglichst viel an eigener Substanz vor dem Zugriff der Sowjets zu bewahren. Mag es dabei um den Abtransport ostpreussischer Flüchtlinge über See gehen, für dessen Gelingen der Kampf notfalls auch noch einmal angriffsweise geführt wird, oder um die selbständige Kapitulation der Heeresgruppe Süd am 6. 5. 1945 vor den Amerikanern, entgegen den ausdrücklichen Forderungen der Sowjets.

Die Waffenstillstandsverhandlungen führt Rendulic mit dem später als Oberbefehlshaber der 8. amerikanischen Armee in Korea tödlich verunglückten General Walker. Das Schlußwort des deutschen Generals in diesem Gespräch deutet bereits klar die Entwicklung an, welche die amerikanisch-sowjetischen Beziehungen in den danach folgenden Jahren nehmen sollten. Viele Deutsche haben es damals geahnt, der Amerikaner schüttelte 1945 verständnislos den Kopf.

Über die Schilderung seiner Kriegserlebnisse hinaus bringt Rendulic eine Fülle von Gedanken, die sich mit der militärischen und politischen Problematik befassen. Der Einfluß Hitlers auf die Führung der Operationen, die Schwierigkeiten eines Koalitionskrieges, das Verhältnis zwischen politischer und militärischer Führung wie auch zwischen Generalstab und Truppe werden aus persönlicher Erfahrung beleuchtet. Überlegenheit des Menschen gegenüber dem Material, Freiheit des Handelns bei Entschlüssen und die Gefahr eines Eingreifens von oben her, die Absorbierung der verantwortlichen Führer bis zum Heeresgruppen-Oberbefehlshaber hinauf durch die Aufgaben an der Front, die Wesenszüge des Partisanenkrieges – hier seien nur diese wenigen Themen angedeutet, die in ihrer Gesamtheit auch künftighin den Soldaten beschäftigen werden.

Stets gibt Rendulic ein plastisches Bild der Landschaft, in die ihn seine Tätigkeit führt. Nicht nur, daß er den Einfluß der geographischen, klimatischen und ethnographischen Gegebenheiten zeigt, mit denen die Truppe im Kampf sich abzufinden hat. Bei seiner Schilderung verspüren wir auch einen Hauch von der dem Deutschen meist unheimlichen Weite der russischen Waldlandschaft, von der edlen Harmonie dalmatinischer Küstenstädte oder von der Urgewalt norwegischer Fjorde.

Hans Clarow

Lothar Rendulic *„Gekämpft – gesiegt – geschlagen“* 1952, Verlag „Welsermühl“, Wels-Heidelberg, 384 Seiten, 8 Bildtafeln mit 51 Abbildungen, 11 Kartenskizzen, Leinen DM 19.50.

EUROPÄER IN ÜBERSEE

Nordamerika

Sehr geehrte Herren!

Ich möchte Ihnen von der All-American Conference to Combat Communism berichten. Frau Vogeler, die Frau des lange in Ungarn gefangengehaltenen amerikanischen Geschäftsmannes, sagte zur Frage der Kriegsgefangenen in Korea: „The United States should not sell human lives, begging for time!“ Der Attorney-General identifizierte sich mit den Zielen der Konferenz. Der Gouverneur von Indiana sagte, die Konferenz vertrete 50 Millionen amerikanischen Staatsbürger (was wahr ist).

Einige Tage später beschlossen wir, den Krieg in Korea zu verlieren, und seitdem sagt General Clark durch die Blume, man werde auf die Südkoreaner schießen, falls denen die Waffenstillstandsbedingungen nicht gefielen. Nachdem die Sache in Korea beschlossen wurde, beorderte der alte Syngman Rhee (auch nicht ein Engell!) seine in den USA befindlichen Offiziere nach Hause.

Ich traf einige davon und hatte dabei scheußliche Gedanken. Ich mußte an die unzähligen Tausende verkaufter Soldaten denken, die seit 1917 auf allen möglichen Stellen des Globus herumgestanden haben, weil Gold eben schwerer ist als Blut und ganz besonders als das hauchzarte Gewebe der Freiheit.

Ein Europäer (nicht ein Deutscher) in den USA.

Südamerika

Sehr geehrte Herren!

Ihr Bericht über Brasilien in Heft 4/1953 bedarf einer außenpolitischen Ergänzung: Brasilien interessiert sich für Deutschland. Was die Zeitungen verschweigen und was, vielleicht, auch die offiziellen Stellen heute noch nicht sagen oder recht zugeben wollen, das ist es, was am Thema „Deutschland“ von Interesse ist.

Die beweiskräftigsten Zahlen und Statistiken der deutschen Handels- und Wirtschaftsberichte sagen der breiten

Masse des Volkes verhältnismäßig wenig, wenn man von den Kaufleuten und Industriellen absieht. Man weiß hier im Lande nur zu gut, daß Zahlen nicht alles beweisen und erklären können. Politiker und Zahlen können auch irren; man darf sie darum auch nicht zu ernst nehmen. Außerdem riechen Zahlen leicht nach Propaganda, das hat man in weitesten Volkskreisen bei Wahlen genügend erfahren.

Wollte man die Stimmungen, Äußerungen und verschiedenen Meinungen über Deutschland ordnen, so erhielte man ungefähr folgendes Bild:

1. Vor allem ist immer wieder in den Vordergrund zu stellen, daß bei der Vokabel „Deutschland“ nicht ein geographischer Begriff oder eine geopolitische Vorstellung über Raum und Grenzen vorhanden ist, sondern daß der Begriff „Deutschland“ soviel wie „Deutsches Volk“ bedeutet. Was dieses Volk schafft und leistet, das ist Deutschland. Das Deutsche Volk wird heute nach seinen Arbeitsleistungen beurteilt, nach seinen Maschinen, Werkzeugen, Kunststoffen, Chemikalien, Farben und pharmazeutischen Produkten. Man traut den Deutschen heute wieder jede Erfindung zu, auch die absurdeste.
2. Kein Mensch glaubt in Brasilien ernstlich daran, daß Deutschland immerdar „gevierteilt“ bleiben kann. Man erwartet, daß es seine Einheit eines Tages ganz überraschend wiederherstellen wird. Wie die Deutschen dieses Wunder allein vollbringen sollten, darüber macht man sich keine näheren Gedanken. „Sie werden es eben schon können“ – sagt man – „denn sie fabrizieren doch auch Düngemittel aus der Luft, gewinnen Benzin aus Kohle und machen Gummi aus Kalk“... Hier zeigt sich ein ganz eigentümlicher, unpolitischer Glaube an die Tüchtigkeit der Deutschen, der an Wunderglauben grenzt

und der unter den Ausländern viel häufiger anzutreffen ist als in Deutschland selbst. Und so kommt es eigenartigerweise dazu, daß die Träger dieses Glaubens Deutschlands beste ausländischen Botschafter und Importeure deutscher Waren in Südamerika sind.

3. Die „moderne Demokratie“ wird hier immer etwas national gefärbt gesehen. Eine abstrakte demokratische Regierungsform, losgelöst von allem Volkhaften, kann man sich in Brasilien nicht vorstellen. Wo das Wort „demokratisch“ die nationalen Momente einer politischen Haltung zu sehr überschattet, dort mutmaßt man, daß irgendwelche Tatsachen und Wahrheiten versteckt oder verschwiegen worden sind. Wenn daher immer wieder die deutschen Kaufleute, Touristen und Reisenden betonen, daß das „moderne Deutschland“ ganz demokratisch sei, so glaubt man das nicht, wenngleich man die Zweifel nicht ausspricht, da das Takt und Höflichkeit verbieten. Solange sich der Deutsche im Auslande „demokratisch“ und nicht „deutsch“ gibt, solange hält man die Verhältnisse in Deutschland politisch noch für ungeklärt. Man sagt sich, daß die Deutschen innerhalb von wenigen Jahrzehnten abwechselnd „treu“ monarchisch, dann „überzeugt“ republikanisch, später „begeistert“ nationalsozialistisch und eben demokratisch erschienen. Was sind die Deutschen denn in Wirklichkeit?

4. Für viele ist das Problem „Deutschland“ erst durch den Bolschewismus zu einem politischen Weltproblem geworden. Die Jahre des Zweiten Weltkrieges haben hier große politische Unklarheit hinterlassen. „Wieso mußten unsere Soldaten als Verbündete Stalins gegen die Deutschen in den Krieg ziehen, während heute der Kommunismus in der ganzen Welt als der größte Weltfeind hingestellt wird?“

Diese Frage kompliziert die innerpolitische Haltung des Brasilianers ebenso wie die außenpolitische, ist doch der Durchschnittsbrasilianer von Kindesbeinen an in der innerpolitischen Problematik seines Landes gut bewandert und an

allen größeren politischen Ereignissen in der Welt interessiert. Das bolschewistische Problem spaltet die Einheitlichkeit der politischen Haltung. Ist Deutschland betont antibolschewistisch, dann ist es doch noch nationalsozialistisch, so folgert man auf der Straße. Andererseits weiß aber auch ein jeder, daß die demokratischen Regierungen der Großmächte früher Verbündete Stalins waren, heute jedoch antibolschewistisch eingestellt sind und versuchen, Deutschland stark zu machen, damit es ihnen gegen die rote Sturmflut helfen soll. Warum waren dann solche Opfer im Zweiten Weltkriege gegen Deutschland notwendig? Einmal waren die Deutschen zu monarchisch, dann zu nationalsozialistisch, werden sie jetzt nicht in derselben Weise „zu demokratisch“ werden? „Então?“ Und was dann?

Wilhelm Schütze

Afrika

Sehr geehrte Herren!

Ihre sachliche Berichterstattung aus Afrika veranlaßt mich, Sie um den Abdruck einer Zuschrift zu bitten, die ich schon einmal in der Allgemeinen Zeitung, Windhuk, veröffentlicht habe.

Ich bin kein Schriftsteller, sondern Landsknecht und Farmer, habe es mir aber als alter Südwestler zur Aufgabe gestellt, die Heimat über unsere afrikanischen Probleme aufzuklären und damit höchst widersinnige, in deutschen Zeitungen erscheinende Tendenzberichte über Südafrikas Farbigenpolitik zu widerlegen.

Die Politik der nationalen Regierung Dr. Malans in Südafrika hat mit ihrer auf Sein oder Nichtsein abgestellten Haltung bezüglich der Stellung des Weißen gegenüber den farbigen Rassen, der Apartheidspolitik, in der Weltpresse meist ablehnende Beurteilung erfahren. Es fehlt an Verständnis für den Lebenskampf einer Handvoll abgesprengter Glieder aus allen europäischen Nationen. Es handelt sich dabei aber in erster Linie gar nicht um eine rein südafrikanische, sondern um eine europäische Frage, welche alle Glieder westeuropäischer Kultur an Herz und Seele packen sollte.

Ein Völkchen von zweieinhalb Millionen Weißen mag leben oder sterben, ohne daß es die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts berührt. Wir sind daran gewöhnt, weit größere Zahlen des Untergangs mit einem Achselzucken zu quittieren. Hier handelt es sich aber nicht darum, sondern um den Vorposten Europas, einen Wachposten, der in seiner Bedrängnis Unterstützung erwarten sollte von seinem Gros, zum wenigsten moralische Stärkung an Stelle von Tadel und herabziehender Kritik, ganz besonders aber von Deutschland, das einen großen Teil seines Blutes dem Afrikanervolk zugeführt hat. Der nationale Teil dieses Afrikanervolkes hat sich in zwei Weltkriegen bis zur Rebellion und Kerkertüre geweiht, gegen Deutschland zu kämpfen, und hat nach beendeten Kriegen bereitwillig die Freundeshand gereicht.

Das Apartheidsprogramm der nationalen Regierung Malan sieht die grundsätzliche Trennung von weiß und farbig vor, eine ungeheuer schwere Aufgabe, nachdem alle Teile unserer Wirtschaft, Minen, Landwirtschaft, Industrie, Handel und unser Privatleben auf die Arbeitskraft der Mischlinge und Eingeborenen angewiesen sind und andererseits diese Eingeborenen zum großen Teil das Zugehörigkeitsgefühl zum eigenen Stamme, oft auch dessen Sprache verloren haben und im Zusammenhang mit dem weißen Herrn bessere Lebensbedingungen erlangten, von denen sie nicht lassen wollen.

Die gewaltigen Opfer dieser Entwicklung liegen allein auf den Schultern der Weißen. Wir wollen dabei nicht denken an die brutale Herausforderung kommunistisch beeinflusster Bantu, welche in Versammlungen zahlreicher großer Eingeborenverbände absolute Gleichheit im Wahlrecht, auf ökonomischem Gebiet, bei den Löhnen, Wohnungen usw. und – die Entfernung der Weißen aus Afrika fordern. Man sollte aber nicht die alten Traditionen dieser Bantustämme vergessen, denen sie in der Zeit der Landnahme der Weißen am Kap unter ihren Stammesfürsten wie Dingaan, Shaka, Mosilikatse, Lobengula usw. gehuldigt haben, deren Blutrausch auch die großen Schlichter unserer Gegenwart in den Schatten stellt.

Nichtsdestoweniger muß einem großen Teile der im Dienst der Weißen lebenden Bantu Willigkeit, Treuherzigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit nachgerühmt werden, soweit sie nicht in Massenorganisationen kommunistischen Hetzern in die Hände geraten sind. Der Kern dieser Stämme ist wertvolles Material.

Malan hat sich zur Lösung des Farbigenproblems entschlossen, an der Spitze derjenigen Südafrikaner, die Südafrika als ihre Heimat betrachten und nicht nur als Feld der Ausbeute für eigene Interessen. Er führt den Kampf mit offenen Gesetzen, die der Kritik Raum geben.

Es liegt nicht im Plan der Apartheidspolitik, den Entwicklungsgang der Schulung der Farbigen in Wissenschaft und Wirtschaft auszuschalten. Sie sollen sich in eigenen Schulen und Universitäten zu jeder Zeit ausbilden können, ihre erworbenen Fähigkeiten aber nicht unter den Weißen, sondern in ihren eigenen Gemeinden beruflich ausüben.

Gewiß ist die geplante Lösung unserer Probleme keine absolute, es hatten ihr noch einschneidende Schwächen an. Für Patentlösungen ist es zu spät, und Gewaltentscheidungen moderner Prägung lehnt der Rechtlichkeitssinn eines tiefchristlichen Volkes ab.

Wird Europa, unser Mutterland, uns die Hand reichen oder fortfahren, uns dem Feinde auszuliefern?

Die christliche Ethik wird die Härten unseres Kampfes mildern, aufheben kann sie ihn nicht. Denn es bleibt Gesetz der Schöpfung, daß jede Art – ungleich geschaffen, wie sie ist – in Verteidigung oder Angriff ihren Bestand erhalten soll im Kampf mit ihrer Umwelt. Das ist unser Schicksal, vor dem uns auch die überspannteste Gehirntätigkeit des 20. Jahrhunderts im Kampfe mit Gottes Schöpfung nicht retten kann.

Erich von Schaubroth

Asien

Sehr geehrte Herren!

Wenn Sie Berichte sowohl über die Niederlande als auch über Indonesien bringen, sollten Sie Ihre Leser auf ein in Deutschland unbekanntes Ereignis auf-

merksam machen, über das ich folgenden Bericht vor einem Notar zu Protokoll gegeben habe:

Der Transport von uns ging am 18. 1. 1942 von Sibolga auf Sumatra mit total 477 Mann Zivildeutschen an Bord der „van Imhoff“ in See, um uns, mit damals uns noch unbekanntem Ziel, nach Bombay zu bringen. Die Unterbringung von uns war die denkbar schlechteste. Man stellte sich das Zwischendeck unseres ca. 1500 bis 2000 t großen Schiffes vor, die Höhe wohl ungefähr 2,20 Meter. Diese Höhe war mit Planken in zwei Teile geteilt, es blieb also als Höhe für jede Lage gut ein Meter übrig. Die Breite unseres Käftes war ungefähr zwei Meter. Vor diesem ging in seiner ganzen Länge Stacheldraht her, um alle ca. 12–15 Meter eine Öffnung zu lassen, die in einem schmalen bewachten Gang mündete. So war das ganze Hinterschiff-Zwischendeck aufgeteilt. Mußte man seine Bedürfnisse machen, so mußte der eine über den anderen weg krabbeln. Das Schiff war nur im Hinterschiff mit Gefangenen belegt, die Luken waren offen, aber mit Stacheldraht überzogen. Auch war das Achterdeck nachträglich noch mit 100 Mann belegt worden, die erst zurückbleiben sollten, aber dann noch eingeschifft wurden.

Am 19. 1. wurde das Schiff auf 97 Grad östlicher Länge und 20 Min. südlicher Breite von einem japanischen Flugzeug mit dreimaligem Bombenabwurf belegt. Die letzte Bombe war für das Schiff verderbenbringend. Das Schiff zitterte hierbei gewaltig. Die Bombe war aller Wahrscheinlichkeit nach neben dem Vorschiff ins Wasser gegangen und unter Wasser explodiert. Hierbei war das ganze Schiff wohl leicht geschlagen. Von unserer Seite war keine Panik, denn wir wußten im Augenblick noch nicht, wie groß der Schaden war. Auch kam sehr bald der 1. Offizier des Schiffes und teilte uns mit, daß dem Schiff nichts Wesentliches passiert wäre, aber trotzdem wäre um Hilfe telegraphiert. Kurz darauf wurden alle in den Davits hängenden Boote zu Wasser gelassen. Die Besatzung und Bewachung verließ das Schiff und ließ uns in unserem Gefängnis zurück. Ein Deutscher, Walkowiak., der sich am Manntau nun ins Wasser ließ, wurde von den Hollän-

dern durch die Hand geschossen. Dies ist der Einzige, den die Holländer dann aufnahmen. Die Deutschen erbrachen dann ihr Gefängnis. Man sah sich auf dem Schiffe um. Von weitem konnte ich noch die holländischen Rettungsboote sehen. Sie entfernten sich aber immer mehr, da sie von einer Motorpinasse geschleppt wurden. Es waren sehr große, sogenannte Landungsboote, je 60–70 Mann fassend. Das Schiff war mir sehr gut bekannt, da ich vor dem Kriege oft an Bord war. Wir Deutschen hätten bei der ruhigen See mit den Holländern alle gerettet werden können, wenn die Rettungsabsicht vorgelegen hätte. Als ich auf das Vorschiff kam, fanden wir das Arbeitsboot an Deck liegen, und mit einigen Leuten brachten wir es ohne Mühe zu Wasser. Leider war es sehr klein. Es faßte nur 14 Mann. Auf dem Achterschiff befand sich mittschiffs noch ein kleines Rettungsboot. Wohl hatten die Holländer versucht, es zu Wasser zu lassen, aber es ging ihnen wohl nicht schnell genug, denn es saß fest in den Krampen. Axtschläge in den Krampen zeugten von dem Versuch, auch hatte man alle Ruder aus dem Boot entfernt. Das Boot war als Rettungsboot markiert und konnte laut Aufschrift 42 Mann fassen. Es wurde mit 53 Mann besetzt. Die anderen Deutschen bauten Flöße, denn wir wußten, daß das Schiff langsam voll Wasser lief. Vor allem das Vorschiff, aber auch der Heizraum und der Maschinenraum liefen voll Wasser. Nachdem das Rettungsboot mit den 53 Mann auf Richtung Nias abgefahren war, ging unser Boot an Backbord Fallreep, um uns für die Fahrt auszurüsten. Es ging gegen Abend, als wir fürchteten, daß das Schiff unterging. Wir hielten uns nun auf ca. 100 Meter Abstand vom Schiff. Mittlerweile kamen auch einige Flöße zu uns, und bald darauf ging die „van Imhoff“ plötzlich unter. Eine große Zahl Menschen war auf den Flößen, ein Teil noch an Bord. Hinter unserem Boot hatten sich viele Flöße versammelt. Es wurde verabredet, die Nacht beisammen zu bleiben, da wir im Glauben waren, daß Hilfe käme. Am anderen Tage hatten wir aber nur noch 2 Flöße hinter uns, davon ein sehr großes, die anderen waren abgetrieben. Am 20. Januar gegen 8 Uhr früh kam

ein holländisches Flugzeug und winkte uns zu, zeigte nach Norden, woraus wir entnahmen, daß ein Schiff käme, und tatsächlich dauerte es nicht lange, als wir was aufkommen sahen. Es stellte sich dann heraus, daß es ein Motorschiff war, wahrscheinlich die „Boleleng“. Es kam bis auf ca. 100 Meter an uns heran und rief uns zu: „Seid ihr Holländer?“ Wir verneinten. Vom Floß war einer von uns zum Schiff geschwommen, aber als er bis auf 10 Meter heran war, wurde er zurückverwiesen. Es war uns nun allen klar, daß wir von den Holländern keine Hilfe zu erwarten hatten . . .

Am 21. 1. mittags mußten wir uns von den Flößen trennen, weil wir nicht von der Stelle kamen. Dies war der traurigste Anblick für uns alle, denn wir ahnten, was dies bedeutete. Wir teilten unseren vorhandenen Wasser-Vorrat und Proviant, versprachen, so schnell wie möglich für Hilfe zu sorgen, und schieden.

Am 23. 1. nachmittags erreichten wir die Insel Nias. Wir waren völlig erschöpft. Die Niasser an der Westküste sind Bergbewohner und haben keine Boote. Es war uns nicht möglich, den Zurückgebliebenen Hilfe zu senden.

Am 24. 1. morgens wurden wir wieder interniert von den Holländern, und diese dachten nicht daran, den Deutschen Hilfe zu leisten. Wir wurden in Goenoeng Sitoli auf Nias interniert. Nach einigen Wochen mußte ich auf die Wachstube kommen. Hier traf ich den Controlleur der Insel Poelo Tello, Herrn Winkel, den ich von früher her kannte. Ich mußte ihm den Vorgang des Schiffunglückes erzählen und teilte ihm auch mit, daß wir die Vorgänge schon zu Protokoll gegeben hätten. Er bestätigte dies auch und sagte: „Ja, das stimmt aber nicht, unser Prozessverbaal (Protokoll) lautet anders. Sie haben nach der Bombardierung gemeutert, und deshalb hat man sie nicht gerettet.“ Ich sagte darauf, daß der 1. Offizier uns sogar belobigt hätte für unser ruhiges Verhalten. Er erwiderte darauf: „Ja, hier auf der Insel Poelo Tello ist die Schiffsbesatzung und ein Deutscher gelandet. Er hätte selbst das Protokoll aufgenommen über den Untergang, auch hätte der Deutsche es mit unterschrieben. Der Deutsche war der Matrose Walkowiak. Dieser hat später

in Padang die Aussage gemacht, daß er von den Holländern zu dieser Unterschrift gezwungen worden war. Damals wußte man auf Poelo Tello noch nicht, daß andere Deutsche gerettet waren, und so schien vor der Hand ihr Protokoll auch glaubwürdig. Uns war aber klar und deutlich geworden, als wir am 20. 1. das Motorschiff trafen, daß von oben herab der Befehl bestand, keinen Deutschen zu retten.

Bei diesem Unglück gingen 411 Zivil-Internierte aus dem damaligen Niederländisch-Indien unter, 67 retteten sich in die beiden Boote. Hiervon kam noch einer bei der Landung auf Nias zu Tode, und einer beging kurz nach der Landung Selbstmord durch Erhängen.

Albert Vehring

Die Westmächte und der Israel-Vertrag

Sehr geehrte Herren!

Sie sagen in Ihrem Bericht über „Israels Reparationsgewinn“ (Januar 1953), daß die westlichen Besatzungsmächte nicht den Abschluß des Israelvertrags von der Bundesrepublik verlangt haben. Im Gegenteil, der Israel-Vertrag hat zwar die Unterstützung zionistischer Organisationen in den westlichen Ländern gefunden, jedoch das Mißfallen der Regierungen erregt.

In der Note der USA an die arabischen Staaten vom 19. Mai 1952 heißt es wörtlich: „Die Haltung der Vereinigten Staaten stützt sich auf die Vereinbarungen, die zwischen den Alliierten nach Beendigung der Feindseligkeiten getroffen wurden, namentlich auf das Potsdamer Protokoll und das Pariser Reparationsabkommen. Die Wirkung dieser Abmachungen besteht darin, daß – bis zu einem endgültigen Friedensvertrag mit Deutschland – die USA-Regierung weder im eigenen Namen noch in demjenigen anderer Staaten weitere Reparationsleistungen von Deutschland zu verlangen vermag. Israel ist kein Vertragspartner bei diesen Abmachungen. Die Vereinigten Staaten wie auch das Vereinigte Königreich und Frankreich haben bei verschiedenen Gelegenheiten der Regierung von Israel die Stellung der Alliierten bezüglich Repara-

tionsforderungen an Deutschland klargemacht... Die Vereinigten Staaten haben die Regierung von Israel dringlich aufgefördert, ihrerseits ihren Verpflichtungen gegenüber den arabischen Flüchtlingen so schnell wie möglich nachzukommen."

In der britischen Note heißt es:

"Die Haltung der Alliierten bezüglich ihrer Kriegsschädenansprüche an Deutschland stützt sich auf die nach Einstellung der Feindseligkeiten untereinander abgeschlossenen Vereinbarungen... Wie Ihre Regierung immerhin beachten möchte, hat die deutsche Bundesregierung selbst die Initiative ergriffen und dem Staate Israel und dem Weltjudentum Verhandlungen angeboten, die zu einer Regelung der Ansprüche auf Wiedergutmachung für die jüdischen Opfer der Naziverfolgung führen sollten. So wurde die Angelegenheit eine Sache direkter Verhandlungen zwischen der Regierung Israels und der deutschen Bundesregierung."

In der französischen Note vom 10. Mai 1952 heißt es:

"Die Initiative zu Verhandlungen mit dem Staate Israel hinsichtlich einer Wiedergutmachung fällt auf die Bundesregierung selbst, die alle Verantwortung übernommen hat."

Ferner erklärte der Sprecher des amerikanischen Außenministeriums am 3. März 1952 dem Vertreter einer arabischen Regierung:

"Die USA gewähren Deutschland finanzielle Hilfe für andere Zwecke als für Wiedergutmachungen, und zwar um den Westen gegen eine sowjetische Aggression zu verteidigen. Wir werden niemals zustimmen, daß Deutschland Gelder von uns als Hilfe erhält und sie dann an Israel als Wiedergutmachungen weitergibt. Wenn Deutschland Wiedergutmachungen an Israel zahlen will, so muß es dies aus eigenen Mitteln tun und nicht aus amerikanischen Hilfgeldern. Es scheint nicht, daß Westdeutschland in der Lage ist, Gelder für Zahlungen an Israel zu entbehren, denn es hat kostspielige und schwerlastende, kurzfristige Verpflichtungen zu tragen, die wichtiger sind als die Wiedergutmachung an Israel."

E. O. Genzsch

Versehen, Irrtümer und Mangel an Objektivität

Sehr geehrte Herren!

Im Juli/August-Heft Ihrer Zeitschrift veröffentlichten Sie unter dem Titel „Asien und der Buddhismus“ meinen bescheidenen Versuch, zum Verständnis der Stellung des Buddhismus und Lamaismus in China etwas beizutragen. Darin muß es in der rechten Spalte auf Seite 425 heißen „Kumbum und Lhabrang in Tsinghai“ (nicht: „Tsingtau“) und „innermongolischen Pailingmiao“ (nicht: „immer hochpolitischen“).

Ich möchte die Gelegenheit benutzen, meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die Zeitschrift für GEOPOLITIK weiter erscheint und zugleich der Hoffnung, daß Dr. Arcadius R. L. Gurland Gelegenheit finden wird, sein Urteil über die Zeitschrift (siehe S. 438) zu revidieren. Es ist ein eklatantes Beispiel dafür, wie sehr Johannes Gaitanides recht hat, wenn er in der NEUEN ZEITUNG vom 22./23. August 1953 vermerkt, daß „seine Urteile manchmal an Obektivität zu wünschen übrig lassen.“

Herbert Mueller

Sehr geehrte Herren!

Das von Semjonow im „Kommunist“ zitierte englische Buch heißt nicht „The Changing Face of Asia“, sondern „The Changing Map of Asia“ (vgl. Ihr Heft 7/8 S. 4, es ist dasselbe Werk, das Sie in Heft 4/1953 auf S. 241 besprochen haben). Dagegen ist der von Semjonow erwähnte „Geopolitiker Kiffer“ mir unbekannt. Ich nehme an, daß die Russen einen englischen Namen verballhornt haben.

Walter Hildebrandt

Sehr geehrte Herren!

Der Name Ihrer Zeitschrift wird ja auf der einen Seite Anstoß erwecken wegen der in der Nazizeit mit diesem Namen verbundenen (ausgesprochenen Rassen-) Politik (seltsam, daß sich Rasse, Masse und Klasse reimen!).

Wie auch der Erfolg sein mag, es handelt sich um einen längst notwendigen Versuch, eingeschlafene gute Geister zu wecken. Auch der Name ist schließlich

richtig, wenigstens ein offenes Visier, und im Grunde am Platze so gut wie Geometrie, Geologie, Geographie usw. Wenn Leibniz, Herder und Wilhelm von Humboldt die Schutzheiligen der Zeitschrift werden und „Leben und Lebenlassen“ ihre Losung, dann werden die Antis bald verstummen. Es gilt nicht, die Tölpel zu gewinnen, sondern die Aufrechten und Wertvollen zu vereinen und aus ihren Schmollwinkeln zu locken.

Vincenz Hundhausen

Die Niederlande und der „Grüne Plan“

Sehr geehrte Herren!

Ihre begrüßenswerten Veröffentlichungen über die Niederlande sollten durch die Erinnerung daran ergänzt werden, daß mein Vaterland sich besonders aktiv für das Zustandekommen der „Grünen Union“ einsetzt. Das Ringen darum zeigte deutlich die Schwierigkeiten, die mit dem wirtschaftlichen – und damit mit dem politischen und sozialen – Zusammenschluß unserer alten Welt zusammenhängen.

Die Grundzüge des „Grünen Plans“ kommen, in groben Zügen, auf folgendes hinaus: Bildung eines Einheitsmarktes durch Aufhebung von Zöllen und Kontingentierungsmaßnahmen, Anpassung der Erzeugung an den Bedarf und Aufrechterhaltung eines Gleichgewichts, das dem Erzeuger eine redliche Entlohnung, dem Verbraucher eine redliche Bedarfsdeckung gewährt. Die eigene agrarische Erzeugung deckt den Bedarf der ECE.-Staaten¹) wertmäßig zu rund 70%, während die restlichen 30% weitgehend aus Dollargebieten eingeführt werden. Bei Fetten und Ölen ist der Zuschußbedarf ungefähr 50%, bei Molkereiprodukten und Eiern wird das Gleichgewicht zwischen Verbrauch und Produktion fast erreicht.

Die europäische Agrarunion soll dafür sorgen, daß ein permanenter Mangel durch eine gemeinsame Einfuhr behoben wird, während europäische Überschüsse zu einer gemeinsamen Anpassung der Erzeugung gebracht werden sollen. Schließlich soll das Niveau der europäischen Preise nicht von Nachfrage und Angebot,

sondern von den europäischen Erzeugungskosten bestimmt werden, und zwar in dem Sinne, daß jedes Land einen europäischen und einen nationalen Preis haben wird, deren Unterschied durch Ausgleichssteuern behoben werden soll.

Der niederländische Landwirtschaftsminister Mansholt ist mit seinem damaligen französischen Kollegen Pflimlin der wichtigste Promotor der Agrarunion gewesen. Aber erst mußte zwischen ihnen ein Kampf austritten werden, zumal Pflimlin die Integration lediglich für Zucker, Weizen, Molkereiprodukte und Wein eintreten lassen, während Mansholt alle Agrarprodukte der betreffenden Staaten in die Union einbeziehen wollte. Es hat den Anschein, daß in dieser Meinungsverschiedenheit der niederländische Standpunkt einer vollkommenen Integration gesiegt hat.

Die niederländische Regierung betrachtet eine Wirtschaftsintegration als unbedingt notwendig. In ihr soll die Landwirtschaft ihren gebührenden Platz finden. Weiter – Mansholt hat hier sogar von einem „zweiten Axiom“ gesprochen – betrachtet die Regierung diese landwirtschaftliche Integration als unteilbar, denn sie erachtet es als absolut unmöglich, für einige Produkte einen Einheitsmarkt zu bilden und für andere nicht. Für die Niederlande ist die Gründung eines supranationalen Organs mit verordnender Gewalt so etwas wie eine *conditio sine qua non*. Auch Frankreich und Italien stehen auf diesem Standpunkt.

Die Niederlande wollen – als Exportland für Agrarerzeugnisse – möglichst bald entscheidende Schritte unternehmen, denn in hiesigen Regierungskreisen ist man der Überzeugung, daß eine west-europäische Agrarintegration nur dann gelingen kann, wenn eine angemessene Organisation vorangeht, die die erforderlichen Befugnisse zur Produktionsvermehrung, Marktstabilisierung, Regelung von Ausfuhr und Absatz usw. besitzt.

Zur Begründung des niederländischen Standpunktes kann angeführt werden, daß die Integration der verschiedenen Landwirtschaften Europas als Voraussetzung der europäischen Einigung betrachtet wird. Diese Auffassung ist nicht

¹ Economic Commission for Europe.

verwunderlich, wenn man bedenkt, daß eine landwirtschaftliche Unifizierung eigentlich nur von denjenigen Staaten begrüßt werden wird, die sowohl bedeutenden Agrarexport treiben, wie auch für ihre Agrarproduktion nur relativ wenig Arbeit und Kapital investiert haben. Länder aber mit einem großen und strukturellen Zuschußbedarf werden für ihre Produktion größere Opfer bringen müssen und sich zunächst vor einer solchen Unifizierung fürchten. Es ist eine pikante Besonderheit, daß sich gerade der Beneluxgenosse Belgien, mit dem die agrarischen Beneluxverhandlungen auch nicht so flott verlaufen, stark zum Dolmetscher solcher Staaten gemacht hat.

Für welche Integrationsform man sich auch entscheiden mag, nach hiesiger Auffassung wird es sich immer als notwendig erweisen, daß die europäische Agrarerzeugung ausgedehnt und das Niveau der agrarischen Betriebsführung in verschiedenen Ländern wesentlich gehoben wird.

Jan Breedveldt

Die Arbeiten des verstorbenen Dr. Schlewski, eines Wegbereiters der bäuerlichen Modernisierung

Die Arbeiten des am 24. Mai 1952 durch Unfall ums Leben gekommenen Kieler Landwirtschaftsrates Dr. Schlewski dürfen nicht nur materiell für Ihre Leser von Interesse sein, sondern sie sind auch durch die Konsequenz bedeutsam, womit der Verstorbene Gesichtspunkte industrieller Betriebsgestaltung und Bauweise und städtischer Wohnkultur für die Landwirtschaft, insbesondere für die bäuerliche Siedlung nutzbar zu machen strebte, und durch die geniale, auch dem Nichtlandwirt verständliche Einfachheit und Klarheit seiner Lösungen.

Schlewski war nicht nur völlig unromantisch und mit offenem Blick für die wirtschaftlichen und sozialen Rückständigkeiten der bäuerlichen Wirtschaft Deutschlands begabt, sondern er sah die deutsche Landwirtschaft im Rahmen der weltwirtschaftlichen Entwicklung. Aus der Durchsetzung des modernen Kühl- im Gegensatz zu dem Gefrierverfahren schloß er, daß die bäuerliche „Veredlung“

überseeischen Getreides zu Vieherzeugnissen in Europa auf die Dauer konkurrenzunterlegen geworden ist, denn künftig läßt sich diese Veredlung über See, jenseits des Äquators wesentlich billiger bewerkstelligen, und da das Kühlfleisch – im Gegensatz zum Gefrierfleisch – dem europäischen Verbraucher über den Äquator in gleicher Güte wie dänisches angedient werden kann und weniger Frachtraum erfordert als der bisherige Futtergetreidetransport, ist die argentinische „Veredlung“ marktnäher als bisher die dänische. Demgemäß forderte er, das vor 1930 von Aereboe aufgestellte Programm bäuerlicher Veredlungswirtschaft zu revidieren.

Während im deutschen landwirtschaftlichen Großbetrieb der Hauptteil der Arbeit auf das Feld entfällt (beispielsweise $\frac{3}{4}$), kommt er im bäuerlichen Betrieb auf Hof und Stall (wieder beispielsweise $\frac{3}{4}$). Auch wenn der bäuerliche Betrieb mehr Vieh auf die Fläche hält, so heißt das doch, daß der Nutzeffekt der bäuerlichen Arbeit wesentlich niedriger, daß die Bauernschaft weniger konkurrenzfähig ist. Sie konnte bisher diesen Nachteil durch die Selbstausbeutung der Kleinbauernfamilie und in mittel- und großbäuerlichem Betrieb durch Ausbeutung mithelfender Familienangehöriger und der – unverheirateten – Knechte und Mägde ausgleichen; in Zukunft wird das immer schwieriger. Der Hauptteil des Kapitals steckt in den Gebäuden. Wo die Gebäude aus älterer Zeit mit viel geringeren Flächennerträgen und demgemäß auch kleinerem Viehbestand stammen, bildet ihr ungenügendes Ausmaß ein Hindernis für die Intensivierung, oft ein entscheidendes. Die Größe des Gebäudekapitals ist auch der entscheidende Begrenzungspunkt der Bodenreform-Siedlung. Die Arbeiten Schlewskis zielten darauf ab, die bäuerlichen Gebäude durchgreifend zu verbilligen und durch ihre übersichtlichere Ausgestaltung entscheidende Arbeitersparnisse zu ermöglichen. In den wenigen Jahren von 1948 bis zu seinem Tode hat er in dieser Richtung Bahnbrechendes geleistet.

Für Wohngebäude und Stall ist mit Schlewskis T-Hof ein vorläufiger Ab-

schluß erreicht. Stall und Scheune werden in einer Flucht gebaut, das Wohngebäude wird an beide T-förmig angeschlossen, alle drei Elemente in Mindestgröße, jedoch so ausgestaltet, daß Erweiterungsbauten sich ungezwungen und ohne unübersichtlichere Raumeinteilung anschließen. Die alte Frage, ob man für den Siedler primitiver, aber billiger bauen, ihm die Betriebsarbeit anfänglich erschweren und ihn mit der zusätzlichen Bauarbeit belasten oder ihm perfekte Gebäude hinstellen, ihn aber mit höheren Zinsen belasten soll, ist damit nach beiden Seiten hin verneint.

Für das Wohngebäude machte Schlewski weitgehend die Errungenschaften städtischer Wohnkultur nutzbar. Durch sinnreiche Anordnung der Räume schuf er Geruchsschleusen, die dem ganzen Wohngebäude den Stallduft und den eigentlichen Wohnräumen den Wrasen von Futterküche, Baderaum und Küche fern halten. Das Wohngebäude wird vom Betrieb her durch die Futterküche betreten; zwischen ihr und der Küche ist ein Umkleideraum eingeschaltet, wo man die schmutzigen Brocken läßt; der Umkleideraum ist mit dem Badezimmer verbunden. Kommt man in sauberen Sachen, so betritt man das Wohngebäude durch den Sonntagseingang.

Den Stall suchte Schlewski nach gleichen Gesichtspunkten zu gestalten wie eine Industriehalle. Wie diese ohne allzu große Schwierigkeiten von der einen auf die andere Produktion umgestellt werden kann, muß es nach Schlewski auch beim Stall möglich sein. Er fand es unrationell, daß bei einer Einschränkung von Pferde- oder Schweinehaltung – durch Traktor oder Konjunktur – der Pferde- und Schweinestall ganz oder teilweise unbenutzt bleiben soll wie bei der herkömmlichen Bauweise. Sowohl um die Gebäude vollständiger auszunutzen, wie um die Arbeit durchgreifend zu vereinfachen, konstruierte er die „Schlewskische Einheitskrippe“ für alle Vieharten: ein Futtergang zieht von der

Scheune aus – dort befinden sich u. a. Futtersilos – längs durch den Stall, andererseits die durchlaufenden Futterrinnen und dahinter tiefe Stände, die durch Verschlüsse leicht für die einzelnen Tierarten zu unterteilen sind. Längs der Außenwände laufen Dungrinnen. Kommt zu der Arbeitersparnis bei der Fütterung, die durch diese übersichtliche Raumgliederung gewährleistet ist, weitere Ersparnis durch mechanische Entmistung – in der Dungrinne ist leicht die billige (200 DM) Schlewskische Entmistungskette anzubringen, die während des Melkens, kaum hörbar und mit geringem Elektrizitätsverbrauch, den Mist auf die Dungstätte schiebt –, durch die Melkmaschine und durch zweckmäßige Stände, so lassen sich, wie Schlewski an einem typischen Zahlenbeispiel vorrechnet, 23% der bisherigen Gesamtarbeit einsparen. Diese Zahl gilt natürlich nicht als allgemeine Regel, sondern nur für das Beispiel. Zu dieser Arbeitersparnis kommt die Baukostenersparnis. Vor zwei Jahren baute die große schleswig-holsteinische Landgesellschaft einen Siedlungshof von 20–25 ha für 30 000 DM; Schlewski senkte die Baukosten auf etwa 22 000 DM.

Bei der Scheune sind auch nur vorläufige Feststellungen wie für Stall und Wohnhaus besonders schwierig, weil die Erntetechnik in umwälzender Entwicklung steht.

Wer sich dafür interessiert, sei auf die Broschüre verwiesen, in der Schlewskis Vortrag „Die Einbringung der Getreiderente“ veröffentlicht ist.¹⁾

Daß heute in Schleswig-Holstein bereits eine größere Anzahl T-Höfe steht, ist das Verdienst des gleichfalls kürzlich verstorbenen Silvio Bröderich.

Ulrich Küntzel

¹ Berichte über Landtechnik VII f (Vorträge auf der Wiesbadener KTL-Tagung 1949 Teil 6: Fachsitzung landwirtschaftliches Bauwesen). Herausgegeben vom Kuratorium für Technik in der Landwirtschaft. Verlag Neureuter, Wolftratshausen/München. 49 Seiten.

Europa — freier Zusammenschluß oder Rheinbund?

Die europäischen Fragen werden lösbar, wenn die deutsch-französische Frage gelöst ist. Sie ist die Kernfrage der europäischen Zusammenarbeit, — sie war es schon zu Napoleons Zeit.

In den Jahren von 1789 bis 1815 hat sich das soziale Gesicht Frankreichs gewandelt. Daß auch Deutschland damals ein anderes soziales Gesicht erhielt, war die Leistung Napoleons. Sie ist von der offiziellen Geschichtsforschung bisher vernachlässigt worden¹). Goethe und Hegel freilich sahen die Umprägung Deutschlands durch Napoleon als in sich einheitlichen historischen Fortschritt, und sie hielten die dafür nötigen Opfer für nicht zu groß. Ihre Ketzerei geriet jedoch in Vergessenheit, zumal Goethe sie konsequent für sich behielt²).

Regeneration und Reaktion

Die bürgerlichen Klassen Deutschlands waren noch nicht entwickelt genug, um selbst die Reformen zu erzwingen, die Napoleon über Deutschland verhängte. Daher die doppelte Beschränkung dieser Reformen durch die Rückständigkeit der sozialen Entwicklung Deutschlands gegenüber Westeuropa — seit der Romantik wird diese Rückständigkeit als Vorzug betrachtet — und durch die Zwecke der napoleonischen Militärdiktatur.

Heute wie damals werden in Deutschland bürgerliche Reformen von Eroberern oktroyiert, die Fortschrittliches und Notwendiges einführen, die es aber nicht aus den deutschen Verhältnissen heraus entwickeln, sondern die speziellen nationalen Formen ihrer Heimat mitbringen und die Reform mit ihren imperialen Augenblicksinteressen vermengen.

Indem die Deutschen für ihre nationale Gegenwehr alte Mächte neu beleben mußten, aber mit den bürgerlichen Methoden, die ihnen ihr Feind Napoleon aufnötigte, erhielten die preußische Reform und die Befreiungskriege ihr eigenartig schillerndes Gepräge von Reaktion und Regeneration.

Der militärische Diktator erzwang in Deutschland die Förderung der Bourgeoisie. (In Frankreich hatten die Kaufleute die Metropole Paris zum Staat, den Pariser Merkantilismus zum Staatsmerkantilismus ausgeweitet und in langer glücklicher Symbiose mit dem Königtum gelebt. Erst als der König im Adel keine Gefahr mehr sah, vernachlässigte er seine städtischen Bundesgenossen — gerade als die Bedeutung der Bourgeoisie durch das Aufkommen des industriellen Unternehmertums entscheidend wuchs — und führte damit seinen eigenen Untergang herbei.)

Die voll entfaltete Bourgeoisie verläßt ihre oligarchische Entwicklungsphase (die noch das Goethesche Frankfurt darstellte) und wird zur Trägerin der nationalen Entwicklung

¹ Nur H. A. L. Fisher (Studies in Napoleonic Statesmanship, Oxford 1903) hat hier ein wissenschaftliches Problem erkannt. Die offizielle französische Forschung begnügt sich mit Arbeiten wie Sagnac: Le Rhin français pendant la Révolution et l'Empire, und die deutsche mit Territorialgeschichte.

² Kein Zufall, daß die Publikation der Goethe-Akten erst jetzt beginnt: Goethes amtliche Schriften, Veröffentlichungen des Staatsarchivs Weimar, hrsg. v. Willy Flach. I: Goethes Tätigkeit im Geheimen Consilium 1776—1786, Weimar 1950 (Böhlau).

als Mitte eines imponierenden Kreises von technischen, militärischen und administrativen Fachleuten, Gelehrten und Künstlern, bereit zur Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten in Rats- und Gerichtssitzungen, der Presse, auf der Kanzel, im Theater und bei der geselligen Zusammenkunft — zuletzt in der organisierten Diskussion des Parlaments. Wenn Krone und Adel nicht zum Kompromiß (der Konstitutionellen Monarchie) bereit sind, fallen sie, und die Auseinandersetzung der Bourgeoisie mit den ärmeren Volksklassen führt schließlich zur modernen Demokratie.

Das geschieht aber erst, wenn keine Gefahr bäuerlicher, jakobinischer oder sozialistischer Massenerhebungen mehr besteht. Die verfrühten Versuche zu direkter Massendemokratie unter der Verfassung von 1793 in Frankreich konnten nicht von Dauer sein. Als sich die Pariser „Commune“ wie ein Sowjet neben das nationale Parlament (den Konvent) stellte, wurde deutlich, daß die utopischen Wünsche der Handwerksmeister und Gesellen in ihren Gemeinderepubliken die Industrialisierung hindern mußten. Mit ihnen waren Gewerbefreiheit, Disziplinierung der Industriearbeiter und Schaffung eines einheitlichen nationalen Marktes nicht durchzusetzen. Als die Bourgeoisie das einsah, wandte sie sich der Militärdiktatur zu. Die Plebejer und Bauern hatten für sie das *Ancien Régime* stürzen müssen, die Militärdiktatur mußte sie von ihren Helfern befreien und die nationale Verwaltungseinheit schaffen.

Wenn der erobernde Soldat diese Leistung vollbracht hat, kann der Parlamentarismus wiederkehren — der Bourgeoisie verbleibt als Erbe des Diktators der zentralistische und militaristische Staatsapparat.

Frankreich war im Zustand der gewaltsamen Reinigung, in der vorübergehenden Phase der Militärdiktatur, weder republikanisch noch demokratisch, und gerade in dieser Phase hat es die staatlichen Institutionen Deutschlands umgeprägt. In dem verarmten und verschüchterten Deutschland hatten wohl die abstrakten Ideale der Revolution Verständnis gefunden, nicht aber der jakobinische Terrorismus (Wielands historischer Sinn und Fichtes Begeisterung waren Ausnahmen). So war das deutsche Bürgertum bereit, im Rahmen seiner territorialen Monarchien, die vorsichtige, durch Reaktion gemilderte Regeneration zu vollziehen, die ihm die Eroberung durch Napoleon nahelegte, — nicht aber eine wirkliche Revolution.

Der Befreier wünscht deutsche Divisionen

Die erobernden Soldaten Napoleons fegten das alte Regime in Deutschland hinweg. Danach aber forderte der Sieger Soldaten, und zwar nicht eine Reichsarmee, sondern straff organisierte Rheinbunddivisionen. Sie konnten unmöglich von den überkommenen deutschen Zaunkönigtümern, Prälaten und Reichsstädten gestellt werden, sondern nur von Mittelstaaten, die andererseits nicht zu groß werden durften — *divide et impera!*

Diese neu zu fusionierenden Mittelstaaten brauchten für ihre neue militärische Aufgabe eine zentralistische, bürgerliche Bürokratie nach napoleonischem Vorbild. Leibeigenschaft, ständische Sonderrechte, Zünftelei, kurz alles, was der nivellierenden Wirksamkeit dieser Bürokratie entgegenstand, mußte verschwinden, d. h. die Rheinbundstaaten mußten grundlegende Errungenschaften der Französischen Revolution annehmen, was am einfachsten und wirksamsten durch Übernahme des *Code Napoléon* geschah.

Napoleon brachte also eine ziemlich weitgehende bürgerliche Reform. Im Gegensatz zu Frankreich ging sie aber nicht aus einer kraftvollen, eigenständigen bürgerlichen Entwicklung hervor, sondern sie lief darauf hinaus, ein anderes Element des vorrevolutionären Deutschland zu vollenden: das absolutistische Territorialfürstentum.

Es wurde durch die napoleonischen Reformen im wesentlichen von seinen überkommenen ständischen Beschränkungen befreit. In dieser Vollendung des Territorialfürstentums lag einerseits, daß die Territorialzersplitterung andauerte, wenn auch in Provinzen statt Landkreisen und Dörfern; andererseits, daß das freiheitliche Element der französischen Entwicklung fehlte.

Preußen: „... große Aufregung aller Nationalkräfte“

Während Napoleon die neugeschaffenen großen Länder des eigentlichen Rheinbundes nach seinen Wünschen formte und es in Polen versäumte, durch eine Bauernbefreiung einen sicheren, durch eigenständigen Fortschritt gegen Rußland zuverlässigen Bundesgenossen zu gewinnen (er schuf nur das von der Despotie gelähmte Großherzogtum Warschau), ging Preußen seinen eigenen Weg. Seine Reformer hielten sich nicht an den Eroberer, sondern an die Große Revolution, die vor ihm gewesen war. Die preußische Reform hatte eine größere Aufgabe als die Verwaltungs- und Rechtsreform in den Rheinbundstaaten.

Die von Napoleon aufgezwungene Reform und der gleichfalls von Napoleon aufgezwungene Reformator – Stein – stießen in Preußen auf erbitterten, starken Widerstand. Binnen Jahresfrist hatte der frondierende Adel den herrischen Minister zu Fall gebracht. Gleichwohl bewies der Verlauf der Erhebung 1813, daß Stein seine Aufgabe so erfolgreich wie nur denkbar gelöst hatte. Er hatte die organisatorische Grundlage für die Erhebung geschaffen.

Dafür waren die auch im Rheinbund vorgenommenen Reformen unerlässlich, jedoch mußte über sie hinausgegangen werden. Es genügte nicht, an die Stelle der bisherigen, nur regional gegliederten Spitze eine echte, ressortmäßig gegliederte Zentralregierung zu setzen.

Sondern da der Feind im Lande stand, die wichtigsten Festungen inne hatte und jederzeit der preußischen Monarchie einen Verzweigungskampf unter ungünstigsten Bedingungen aufzwingen konnte, wobei möglicherweise der König in Feindeshand geraten und jede Provinz für sich selber handeln würde, mußten die als Zentralinstanz aufgehobenen Provinzialregierungen sogleich als mittlere Instanz neugeschaffen und auf eine breite Selbstverwaltung gegründet werden.

Zweck der wiederbelebten Selbstverwaltung war: „Die Tätigkeit vieler Menschen . . . in Anspruch nehmen, Leidenschaften aller Art . . . ins Spiel setzen, damit das Schicksal aller an die Unternehmung gekettet und die Kräfte aller auf . . . ihren Erfolg gerichtet werden. Einer solchen großen Aufregung aller Nationalkräfte hat man . . . den Widerstand, den Frankreich der ersten Koalition leistete, zuzuschreiben.“ Ähnlich hatte sich Scharnhorst über das revolutionäre Frankreich als Vorbild ausgesprochen³⁾. Wie vorausgesehen, war der König um die Jahreswende 1812–13 in sei-

³⁾ Scharnhorst, Entwicklung der allgemeinen Ursachen des Glücks der Franzosen in dem Revolutionskriege und insbesondere in dem Feldzuge von 1794, Neues Militärisches Journal Band VIII, Hannover 1797, wieder abgedruckt in Militärische Klassiker, herausgegeben von G. v. Marées, bearbeitet von Colmar v. d. Goltz, Berlin 1881, S. 192 f.

nen Entschlüssen nicht frei, aber die Provinz Ostpreußen und das Yorcksche Korps machten auf eigene Faust mobil und brachten die Dinge ins Rollen.

Durch die Befreiung ist „die Freiheit nicht wirklich errungen“

Goethe beurteilte die Errungenschaften der preußischen Reform und Erhebung gleichwohl richtig, als er im Dezember 1813 gegen Luden – einen Vertrauensmann der preußischen Reformer – bezweifelte, ob denn „wirklich die Freiheit errungen“ sei? Daß der Sieg über Napoleon in einer mächtigen freiheitlichen Aufwallung erkämpft worden war, übersah er nicht; aber in aller Klarheit sprach er aus, daß durch diesen Sieg der Absolutismus, die Reaktion wiederhergestellt sei.

Mehr noch: sie war verjüngt und gestärkt, da sie durch die Steinsche Reform auf eine zeitgemäße, bürgerliche Grundlage gestellt worden war. Um sein nächstes Ziel zu erreichen, um in Selbstverwaltung, Gewerbe- und Bauernfreiheit die Grundlagen bürgerlicher Freiheit herzustellen, hatte Stein nicht anders gekonnt, als seinem inneren Hauptfeind, dem verhaßten ostelbischen Adel, die alte Macht in neuer Form zu geben. Im Ergebnis nahm der preußische Absolutismus die gleiche Entwicklung wie derjenige der Rheinbundstaaten.

Während Frankreich sich nach dem Sturz Napoleons auf ein freies Verfassungsleben hin entwickelte, dessen Tradition nie abgerissen war, ist in Deutschland die absolutistische Tradition unerschüttert geblieben. Die von Napoleon aufgezwungene bürgerliche Reform hatte wichtige Kernforderungen des Bürgertums vorweggenommen. Die deutschen bürgerlichen Klassen in ihrer Mehrheit betrachteten seit 1805–15 den Staat als den ihrigen, Absolutismus und Adelsvorrechte im Staatsdienst erschienen ihnen im Grunde nur als Schönheitsfehler.

Infolgedessen hatte die deutsche Revolution 1848–49 nicht mehr die explosive Wucht der französischen 1789–94, die in ihr begründeten Parlamente erlangten nicht das Recht der Budgetverweigerung, blieben also nach Wilhelm Liebknechts treffendem Ausspruch „Feigenblätter des Absolutismus“. Und während nach 1866 endgültig auf den Kampf um ein freies Verfassungsleben verzichtet wurde, mußte die andere historische Mission des Bürgertums, die nationale Einigung, vom Absolutismus unter Bismarcks Führung durchgeführt werden.

Einheit nicht durch Eroberung, sondern durch Zusammenschluß

Die Kurzlebigkeit der napoleonischen Diktatur lag schon im Wesen ihrer innerpolitischen Aufgabe. Jedoch scheiterte sie nicht an inneren Konflikten, die längere Zeit zu ihrer Ausreifung bedurft hätten, sondern an den Widersprüchen ihrer Außenpolitik. Die französische Industrie verharrte noch auf der Manufakturstufe, während sich die Produktivität der britischen Industrie auf Grund der Industriellen Revolution explosiv entfaltete. Die französische Industrie war daher als Grundlage des napoleonischen Kontinentalzusammenschlusses unzureichend.

In unseren Tagen suchte Morgenthau den Austausch zwischen der deutschen Industrie und den süd- und westeuropäischen Produzenten agrarischer Massenluxusartikel abzuschneiden, aber da es außer einem wohlhabenden Industriedeutschland keinen möglichen Abnehmer dieser Erzeugnisse gibt, verurteilte er damit Süd- und West-

europa zu permanenter Dollarbedürftigkeit. Ebenso unhaltbar war die Kontinental-sperre, denn Mittel- und Osteuropa waren von dem Austausch ihrer landwirtschaftlichen Stapelerzeugnisse gegen britische Industrieerzeugnisse abhängig. Indem Napoleon diesen Austausch abschnitt, verurteilte er die Kontinentalstaaten zum Bankrott, und die Unerträglichkeit dieses Zwanges trieb sie in immer erneute militärische Erhebungen, denen er am Ende unterlag.

Die Kontinental-sperre wäre weniger widerspruchsvoll gewesen, wenn die französische Industrie in der Belieferung Kontinentaleuropas an die Stelle Englands hätte treten können. Allerdings wäre dann ein weiterer Widerspruch durch Frankreichs agrarische Autarkie entstanden. Aber wie wenig Napoleon daran dachte, erhellt daraus, daß er nicht nur die Nepotenstaaten — Berg und Westfalen —, sondern sogar die in den französischen Staatsverband einverleibten nordwestdeutschen Gebiete außerhalb der französischen Zollgrenzen beließ. Darin lag ein Eingeständnis, daß Europa für die Einigung unter Napoleon wirtschaftlich nicht reif war, und daß die französische Europapolitik nur destruktiv war, was ebenso wie im Zweiten Weltkrieg auf den Urheber zurückschlagen mußte.

Heute bieten die wirtschaftlichen Verhältnisse der europäischen Einigung kein Hindernis; im Gegenteil, eine befriedigende industrielle, soziale und demokratische Entwicklung ist nur noch in den Vereinigten Staaten Europas möglich. Die aus der napoleonischen und Bismarckschen Epoche hervorgegangenen Staaten waren weiträumig genug für die Industrie des Jahrhunderts 1815–1914, aber sie beengen die heutige Industrie, und die von ihnen getragenen nationalen Rivalitäten bedrohen die Existenz der europäischen Gesellschaft.

Heute ist der gesamteuropäische Zusammenschluß nicht nur möglich, sondern auch notwendig, und das Bewußtsein dieser Notwendigkeit ist stark und verbreitet genug, um ihn auf dem Wege freien Zusammenschlusses anzustreben, statt auf dem mehrfach vergeblich beschrittenen Wege der Eroberung. Verhindert wird er nur noch durch den Partikularismus der eben in der napoleonischen Epoche begründeten nationalen Staatsapparate und der großen, an sie gebundenen Interessen.

Möglicherweise wird ihr Widerstand den rechtzeitigen freiwilligen Zusammenschluß verhindern. In diesem Fall ist die Vereinigung durch sowjetische Eroberer zu gewärtigen.

EGON HEYMANN

Eine schwedische Industriestadt

Katrineholm

Nils Holgersson übernachtete hier

Der Schnellzug von Göteborg hat nur wenige Minuten Aufenthalt in Katrineholm, aber dafür gibt es am Tage nicht weniger als 16 Verbindungen nach Stockholm, das der Leichtwagenexpress *Värmlänningar* in 1½ Stunden erreicht. Eine zweite Strecke führt von Katrineholm nach Norrköping, wo sie auf die andere Hauptlinie des Landes, die Bahn Malmö-Stockholm, stößt. Als 1862 die Eisenbahn gebaut wurde, wäre es naheliegend gewesen, die Strecke über Stensjö im Kirchspiel Stora Malm zu führen, denn dort standen wenigstens eine Kirche, ein Gerichtsgebäude und eine Apotheke; aber der Grund und Boden des Gutes *Cathrineholm* war billiger. Nach ihm wurde die Station benannt und die ältesten Einwohner von Katrineholm erinnern sich noch, daß man einst Hechte angelte, wo heute der Marktplatz ist. Mutet die Entstehung einer Industriestadt aus einem Stationsgebäude auch fast amerikanisch an, so hatte die Entwicklung doch nichts von amerikanischem Tempo an sich. Es dauerte zwanzig Jahre, ehe sich eine „Gemeinde“ (*Municipalsamhälle*) bildete, der schließlich 1917 vom König das Stadtrecht verliehen wurde. Damals hatte Katrineholm gerade 7500 Einwohner, und dabei blieb es bis in die Mitte der dreißiger Jahre, bis ein junger, tüchtiger Bürgermeister die Verwaltung übernahm, der es verstand, die Gunst der Lage auch anderen klar zu machen. Seitdem hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt.

So jung die Stadt ist, so steht sie doch auf uraltem Baugrund. 1935 entdeckte man beim Straßenbau am Stadtrande eine Steinzeitsiedlung, nach deren Fundort Vrå heute eine ganze Epoche benannt wird. Vor 7000 Jahren muß hier ein sehr warmes Klima geherrscht haben, obwohl Katrineholm auf dem gleichen Breitengrade liegt wie die Orkney-Inseln; Tonscherben zeigen Abdrücke nicht nur von Weizen, sondern auch von Weintraubenkernen. Aus der Wikingerzeit stammen einige Runensteine; einer trägt die Inschrift: „Inga errichtete diesen Stein für Olov, seinen Erben. Er pflügte die See mit dem Kiel und starb im Lande der Langobarden“ — also in Italien.

Die Landschaft um Katrineholm, die Provinz Södermanland, abgekürzt *Sörmland*, gehört zu den reizvollsten Schwedens. Selma Lagerlöf hat sie in ihrem entzückenden Kinderbuch „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ beschrieben: keine weiten Ebenen wie in Schonen und Ostgotland, keine zusammenhängenden Wälder wie in Småland, sondern „ein Gemisch von allem Möglichen“ — kleine Täler und kleine Seen, kleine Hügel und kleine Waldstücke. *Sörmland* ist die Provinz der Herrenhöfe und Schlösser, von denen Gripsholm und Ericsberg, dessen Erbauer der aus Stralsund gebürtige Nicodemus Tessin war, die bekanntesten sind. Das Herrenhaus von Stora Djulö, in dessen Nähe Nils mit den Wildgänsen übernachtete, gehört heute der Stadt Katrineholm, die es für festliche Empfänge benützt.



Hammer, Merkurstab und Rose

Aus dem Wald hat sich die erste Industrie Katrineholms entwickelt: eine Holzveredlungsfabrik, die auch heute noch besteht. Im Jahre 1887 kam ein unternehmender Schmied und baute eine mechanische Werkstatt. Er begann mit der Herstellung einfacher Geräte für die Bauern, aber auch von Kinderwagen, und ging später zum Bau landwirtschaftlicher Maschinen über. Der Großhändler Kullberg verband sich mit Grönkvist und übernahm den Absatz, der bald über Schweden hinausging. Dabei wurde so gut verdient, daß die Firma der Stadt ein großes modernes Krankenhaus stiften konnte. Grönkvist war aber nicht nur ein unternehmender, sondern auch ein erfindungsreicher Mann. Er konstruierte auch Kugellager, ja, ihm glückte eine so wichtige Verbesserung, daß *Svenska Kullagerfabriken*, Schwedens weltberühmte Kugellagerfabrik, mit dem Patent 1916 den ganzen Betrieb aufkaufte.

Die Kugellagerherstellung wurde zwar in das Stammwerk Göteborg überführt, aber die Anlagen in Katrineholm wurden zu einer der größten Gießereien des Landes ausgebaut, die Motorblöcke für die Volvo-Automobilwerke, Lagergehäuse, Achsbuchsen für die Eisenbahn, Riemenscheiben und andere Transmissionselemente erzeugt. Das Werk hat eine Belegschaft von 1700 Mann und verbraucht 11 Mill. kWst – genau soviel wie die ganze übrige Stadt.

Die mittelschwedischen Erzlager sind nicht sehr weit entfernt und bis zum Hafen Oxelösund, dem nördlichsten eisfreien Hafen Schwedens, ist es ebenfalls nicht weit. Beides spielt unter den „Standortfaktoren“ der Katrineholmer Industrie eine Rolle; wichtiger aber ist die Lage inmitten des dichtest besiedelten Gebietes des Landes. Schlägt man auf der Karte um Katrineholm einen Kreis mit dem Radius 150 km, so umfaßt er die Hälfte der 7 Millionen Einwohner des Landes; nimmt man den doppelten Radius, so daß auch Göteborg einbezogen wird, so sind es drei Viertel der gesamten städtischen Bevölkerung.

So folgten den beiden Pionieren der Stadt, Grönkvist und Kullberg, im Laufe der Jahre immer mehr Unternehmer. Heute werden in Katrineholm auch Pumpen und Separatoren, vor allem aber die Stahlfachschränke hergestellt, die auf allen schwedischen Bahnhöfen eine Gepäckaufbewahrung mit Selbstbedienung – Einwurf 25 Öre

– ermöglichen. Die Fabrik hatte 1928 25 Arbeiter und 6 Angestellte; heute sind es 240 und 35. Mangel an weiblichen Arbeitskräften in Stockholm veranlaßte die Telefonfabrik L. M. Ericsson, 1946 einen Filialbetrieb in Katrineholm zu eröffnen, der von außen eher den Eindruck einer Schule oder eines Verwaltungsgebäudes macht und im Innern in jeder Hinsicht den modernsten Anforderungen entspricht. Katrineholm hat auch einige Textilfabriken und Werke der Nahrungsmittelindustrie: von den steuerpflichtigen Einwohnern der Stadt sind 53,5 % in Industrie und Handwerk, 14,8 % im Handel, 9,2 % im Verkehrswesen tätig. So ist es verständlich, daß die Stadt einen Hammer und den Merkurstab im Wappen führt; das dritte Feld aber – die Unterteilung symbolisiert die drei von Katrineholm ausgehenden Bahnstrecken – zeigt eine Rose. Auch als Industriestadt hat Katrineholm sich den Charakter einer offenen Gartenstadt bewahrt.

Generalplan

In Schweden, wo nur 17 Menschen je Quadratkilometer leben, gibt es viel Platz. Die Stadtgrenzen von Katrineholm umschließen 2124 ha, davon 317 ha Seegebiet. Aber während in einer deutschen Stadt ähnlicher Größe, wie Neumünster in Holstein, (vor dem Kriege) einige 40 000 Einwohner lebten, sind es in Katrineholm nur 15 000. Breite Straßen, schöne, gepflegte Parkanlagen geben der Stadt das Gepräge. Die offene Bauweise, das Einzelhaus mit Erdgeschoß und erstem Stock überwiegt bei weitem; nur im eigentlichen Stadtkern, der eine kleine City mit Banken, Büros und den bedeutenderen Einzelhandelsgeschäften bildet, finden sich Reihenhäuser mit zwei und drei Stockwerken, ohne daß der hier verfügbare Raum bereits völlig ausgenützt wäre.

Der reichlich zur Verfügung stehende Grund und Boden hat es auch ermöglicht, Industriebezirke, geteilt nach Schwer- und Leichtindustrie, und Wohnviertel sorglich zu scheiden. Die Industrie hatte sich ja natürlicherweise in der Nähe der Eisenbahn angesiedelt; dazwischen liegende Wohnhäuser sind inzwischen wegverlegt worden,



so wie gegenwärtig auch die Citybildung dadurch gefördert wird, daß die Räume in den Häusern um den Marktplatz und in den Zufahrtsstraßen immer mehr für Kontore und Büros freigemacht werden.

Katrineholm hat 1950 einen neuen, umfassenden „Generalplan“ ausarbeiten lassen, nachdem schon 1929 in großen Zügen eine Verteilung des Stadtgebietes nach den verschiedenen Aufgaben vorgenommen worden war. Dieser Plan ist kein starres, bindendes Schema, sondern „ein Versuch, die verschiedenen, für Entwicklung und Zukunft der Stadt wesentlichen Probleme im Zusammenhang darzulegen“. Das beginnt mit einer Untersuchung der Windverhältnisse und der Sonnenbestrahlung. Die Höhenunterschiede innerhalb der Stadt sind nicht groß, aber sie müssen beim Straßen- und Kanalisationsbau natürlich berücksichtigt werden. Die Wohnviertel sollen möglichst wenig vom Lärm und Rauch der Industrie spüren.

Der Verkehr innerhalb der Stadt und der Durchgangsverkehr müssen in die richtigen Bahnen gelenkt werden. In Schweden gab es 1951 410 000 Motorfahrzeuge, davon 302 000 PKW's, die 11 000 Taxis nicht mitgerechnet. Auf je 23 Einwohner entfällt also 1 PKW oder, anders gerechnet, 44 Wagen kommen auf 1000 Einwohner. Diese Zahl wird sich in absehbarer Zeit verdoppeln, und das bedeutet für Katrineholm, daß der Autoverkehr zwischen dem nördlich und dem südlich der Eisenbahn gelegenen Teil auf etwa 10 000 Wagen am Tage steigen wird. Damit entsteht auch hier ein Parkplatzproblem, während sich die Stadtväter heute noch mehr mit dem Parken der Fahrräder beschäftigen müssen.

Vom Verwaltungsstandpunkt aus hat die Stadt kein Interesse daran, daß die Ausweitung zu schnell geschieht und neue Anforderungen an Straßen und Leitungsnetz gestellt werden, so lange in den vorhandenen Straßen noch freie Grundstücke sind.

Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet der Generalplan den Schulen; der Weg zur Volksschule soll für die Kinder nicht länger als 1 km, zum Kindergarten nicht weiter als 500 m sein. Die öffentlichen Gebäude wie Post, Fernsprechanstalt, Volksbücherei, Hallenbad und Feuerwehr gruppieren sich um das Rathaus, das früher einmal die Villa des Herrn Grönkvist war und beherrschend auf dem Höhenzug liegt, der die Stadt durchzieht.

Wie überall in Schweden spielen auch in Katrineholm die Freikirchen eine große Rolle; es gibt also nicht nur eine Kirche, sondern 5 oder 6 stattliche Gebäude der Baptisten, der Methodisten, der Heilsarmee, und die „Pfingstbewegung“ schlägt im Sommer mitten in der Stadt eines ihrer großen Versammlungszelte auf.

Selbstverständlich ist überall für Grünanlagen gesorgt, und das Ufer der beiden Seen ist ebenfalls in den Generalplan einbezogen. Wenn, wie gegenwärtig, ein neues Stadtviertel geplant wird – es soll zum ersten Male aus viergeschossigen Häusern bestehen –, so wird ein Modell angefertigt, das nicht nur von den Stadtverordneten und den zuständigen Ausschüssen, sondern von der ganzen Stadt lebhaft diskutiert wird. Unter den aktuellen Bauproblemen steht die Errichtung eines neuen Rathauses, eines Polizeipräsidiums und eines Altersheimes im Vordergrund. Ein neuer Sportplatz wird angelegt, während sich der Stadtingenieur mit einer grundlegenden Verbesserung der Kanalisation beschäftigt, wobei Sorge getragen wird, daß die Seen nicht verunreinigt werden.

Die Städteplaner haben ausgerechnet, daß Katrineholm im Jahre 1970 mindestens 19 000 und höchstens 23 000 Einwohner haben werde. Diese Zahlen sind aber wahrscheinlich zu knapp bemessen. Voraussichtlich wird die Zahl von 20 000 schon früher erreicht werden, ja, vielleicht wäre sie schon jetzt erreicht, wenn allen denjenigen Wohnungen zur Verfügung gestellt werden könnten, die in der Stadt arbeiten und gern dorthin übersiedeln möchten. Aber der Zwang, die Exportindustrie mit Arbeitskräften zu versorgen und, was natürlich damit zusammenhängt, die hohen Löhne und hohen Baukosten schaffen wie in allen schwedischen Städten auch in Katrineholm ein „Wohnungsproblem“. Die sozialistische Regierung des Landes besteuert Investitionen auch im Wohnungsbau besonders hoch.

20 000 Einwohner sind vom Standpunkt eines rationellen Städtebaues eine ideale Größe. Bei dieser Zahl lassen sich die Bedürfnisse einer Stadt, nicht zuletzt auf kulturellem Gebiet, besonders gut befriedigen. Eine solche Stadt ist noch so übersichtlich, daß die Selbstverwaltung einen starken Appell an den Gemeinsinn der Bürger auszuüben vermag; sie ist aber auch groß genug, daß sie sich manche „großstädtischen“ Einrichtungen leisten kann, zum Beispiel ein Theater. Vorläufig wird die Aula des vor zwei Jahren erbauten Gymnasiums – mit 700 Sitzplätzen, den technischen Einrichtungen einer Bühne und einer Orgel – für Aufführungen und Konzerte benützt.

Jeder Einwohner zahlt 415 Kronen

Ist Katrineholm auch eine kleine Stadt, so ist es doch keine Kleinstadt. Ihr Etat 1953 beläuft sich auf nicht weniger als 10,7 Millionen Kr. — etwa das Vierfache dessen, was eine deutsche Stadt dieser Größe zur Verfügung hat. Allerdings trägt der Staat 3,6 Mill. Kr. bei, aber allein für die direkten Gemeindesteuern muß im Durchschnitt jeder Einwohner 415 Kr. im Jahr aufbringen, und das ist eine respektable Summe. Vergnügungs- und Hundesteuer bringen kleinere Beträge ein, höhere Summen das städtische Elektrizitäts- und Wasserwerk — ein Gaswerk gibt es nicht — sowie die Mieteinnahmen aus eigenem Hausbesitz.

Auf der Ausgabenseite stehen mit 3,3 Mill. Kr. die Schulen an erster Stelle; außer dem Gymnasium, wo man also das „Studentexamen“ ablegen und damit das Recht auf die heißbegehrte weiße Mütze erwerben kann, gibt es verschiedene Fachschulen. Jedes Kind kann an der Schulspeisung teilnehmen; die Küche des Gymnasiums zum Beispiel ist mit so modernen Kesseln und Herden eingerichtet, daß wahrscheinlich viele große Krankenhäuser in anderen Ländern sie darum beneiden würden. Für diese Schulspeisung gibt die Stadt 212 000 Kr. aus, (und sie hat damit den Erfolg, daß auch einige im Anfang ablehnende Eltern jetzt ihre Kinder daran teilnehmen lassen).

Die Verwaltung im engeren Sinne, nämlich die Gehälter für die städtischen Beamten, Angestellten und Arbeiter, belastet den Etat mit 760 000 Kronen. Das ist weniger als der Aufwand für soziale Aufgaben in Höhe von 855 000 Kr., wobei die 357 000 Kr. für Sozialversicherung, Volkspensionen und Krankenversicherung nicht mitgerechnet sind. Auch die Feuerwehr ist nicht ganz billig; es gibt ja eine große Reihe von Holzhäusern. Sie kostet in diesem Jahr 316 000 Kr. Für die Unterhaltung der Seebadeanstalten werden 59 000 Kr. ausgegeben, dazu 80 000 Kr. für das Warmbad, doch werden daraus auch wieder 63 000 Kr. Einnahmen erzielt. Wahrscheinlich gibt es nicht viele Städte von der Größe Katrineholms, die zwei akademisch gebildete Bibliothekare für ihre Volksbücherei angestellt haben; ihre Gehälter belaufen sich auf 32 000 Kr., und weitere 22 000 Kr. werden jährlich für Neuanschaffungen aufgewandt. Es gibt aber auch kaum eine Familie, die nicht in der Leserkartei aufgeführt wäre, und selbst die Buchausleihungen sind seit 1949 im Jahre von 52 000 auf 91 000 gestiegen. Der Posten „Musikpflege“ steht mit 39 000 Kr. im Etat. Mit einem Wort: die 415 Kr., die der Bürger für seine Stadt ausgeben muß, kommen ihm auch wieder zugute.

Fortschrittliche Konservative

Katrineholm ist eine sogenannte „Fögderistad“, auf deutsch eine „Kreisstadt“, mit eigenem Amtsgericht. Die „Exekutive“ liegt in Händen der „Drätselkammar“, also des Finanzausschusses des Magistrats, der die eigentliche „Regierung“ der Stadt bildet, die ihrerseits nach dem Prinzip der Gewaltenteilung von der „Legislative“, das heißt von der Stadtverordnetenversammlung, abhängig ist. Der Kommunalbürger-

meister einer Kreisstadt ist in der Regel, und so auch in Katrineholm, ein Jurist, ebenso der Stadtnotar, sein Stellvertreter. Der Bürgermeister ist Vertreter der Provinzverwaltung – *Landshövding* (Oberpräsident) von Sörmland ist Herr Bo Hammarskiöld, ein Bruder des Generalsekretärs der UNO – und als solcher Staatsbeamter. Er ist Sprecher der Stadt und fungiert als Sekretär in den verschiedenen Zweigen der Kommunalverwaltung; er ist die zusammenhaltende Kraft und kann, wenn er Initiative hat, das Leben und die Entwicklung der Stadt maßgebend beeinflussen, wie Hilding Hjelmberg es auch in den 16 Jahren seiner Bürgermeistertätigkeit getan hat ¹⁾.

Die Stadtverordneten (*Stadsfullmäktige*) werden in der üblichen Weise in direkter Wahl gewählt. Die soziale Struktur Katrineholms spiegelt sich in der Parteizugehörigkeit: es sind 20 Sozialdemokraten, 7 Liberale und 3 Konservative. Dementsprechend ist die „Regierung“ aus 6 Sozialdemokraten, 2 Liberalen und 1 Konservativen zusammengesetzt.

Die Vorlagen für die Stadtverordnetenversammlung werden von den einzelnen Ämtern des Magistrats oder von einem besonderen Ausschuß der Versammlung ausgearbeitet und ihr von der *Drätselkammr* zugeleitet. Kasse, Ingenieurbüro mit Straßenabteilung und Wasserwerk sind der *Drätselkammr* unterstellt; die übrigen Verwaltungsorgane, zum Beispiel für Bauwesen, das Wohnungsamt, die Ämter für Schulen, Armenpflege und — eine schwedische Besonderheit — für „Nüchternheit“, das alle mit der Alkoholgesetzgebung und -zuteilung zusammenhängenden Fragen bearbeitet, werden von den Stadtverordneten bestellt. Städtische Einrichtungen wie die Feuerwehr, die Berufsschulen, die Volksbücherei haben ihre eigene Leitung, die aber natürlich auch von der Stadtverwaltung bzw. den Stadtverordneten kontrolliert wird. Für den „Generalplan“ gibt es ein eigenes Komitee des Stadtparlamentes; der Stadtarchitekt ist städtischer Beamter.

Jeder Stadtverordnete hat das Recht, Interpellationen und eigene Vorschläge einzubringen. Im allgemeinen geht die Initiative aber vom Bürgermeister, vom Vorsitzenden der *Drätselkammr* oder vom Vorsitzenden der Bürgerschaft aus. Fortschrittlichkeit und eine gesunde konservative Haltung sind in glücklicher Weise miteinander vereint: von den 30 Stadtverordneten gehören 10 der Versammlung bereits mehr als 10 Jahre an. Der durch und durch demokratische Zug, der dieser Gemeinde-selbstverwaltung eignet, kommt dadurch zum Ausdruck, daß nicht weniger als 278 Männer und Frauen an der Arbeit der 59 Ausschüsse teilnehmen. Hier wird nicht von oben her verwaltet, sondern man darf mit Fug und Recht von echter Selbstverwaltung sprechen.

Der atombombensichere Schutzraum

Eines hat Katrineholm allen anderen schwedischen Städten voraus: den ersten atombombensicheren Schutzraum, der seiner Vollendung entgegengeht. Die Schweden sind im Zweiten Weltkrieg gerade noch einmal davongekommen; die Trennung von Norwegen 1905 hat sich nachträglich als der größte Vorteil für das Land herausgestellt. Es ist schwer zu sagen, was mehr zur Sicherung der Neutralität beigetragen

¹ H. Hjelmberg war übrigens, was hier dankbar erwähnt sei, nach dem Kriege ein Jahr lang Leiter der Mission des Schwedischen Roten Kreuzes in Gelsenkirchen und hat durch Vorträge in seiner Heimat eine Spende von 10 000 Kr. für den Wiederaufbau des dortigen Evangelischen Krankenhauses zusammengebracht.

hat, die eigene Abwehrbereitschaft oder nüchterne, wirtschaftliche Erwägungen der Kriegführenden. (Hitler wurde übrigens gewarnt, daß bei einem etwaigen Landungsversuch sofort die Erzgruben, vor allem in Kiruna [Lappland], gesprengt werden würden.) Auf jeden Fall ist Schweden fest entschlossen, sich nicht darauf zu verlassen, daß die Sowjetunion, falls es zu einem Kriege kommen sollte, aus ähnlichen Erwägungen zu den gleichen Ergebnissen kommen würde wie Hitler und die Alliierten, die während des finnischen Winterkrieges an einen Truppeneinsatz dachten. Schwedisches Erz und Schwedens Küste am Sund und Kattegatt könnten Moskau zu radikalen Entschlüssen verlocken, ganz abgesehen davon, daß die strategische Situation Finnlands heute eine völlig andere ist als 1939. Schweden ist nicht wie Norwegen und Dänemark Mitglied des Nordatlantikpaktes, weil es auch den leisesten Anschein vermeiden möchte, daß etwas anderes als die Verteidigung seiner Neutralität das Ziel der Rüstungen sei.

Heer, Marine und Luftwaffe werden für Abwehr ausgebildet, wobei man sich darüber im klaren ist, daß eine Invasion nicht nur zu Lande in Nordschweden oder durch Landungsversuche, sondern auch durch Luftlandeoperationen erfolgen könnte. Deshalb gibt es neben der Armee eine besondere Heimwehr, der – freiwillig – die noch nicht und die nicht mehr Militärdienstpflichtigen angehören. Wenn man in Katrineholm einem Zivilisten mit einem Gewehr begegnet, das kein Jagdgewehr ist, so braucht man nicht zu erschrecken; ähnlich wie die Schweizer Miliz bewahrt auch die Heimwehr ihre Waffen in den Wohnungen auf. Unter dem Begriff der „Zivilverteidigung“ – der Bürgermeister von Katrineholm ist *Civiltörsvarschef* für die ganze Provinz Sörmland – fällt natürlich auch der Luftschutz. Auf diesem Gebiete hat Schweden wahrscheinlich besser vorgesorgt als irgendein anderes Land Europas.

Längst sind Evakuierungspläne für die am stärksten gefährdeten Städte ausgearbeitet. Dem Industrieschutz wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und kürzlich ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß bombensichere Schutzräume auch für Kriegsschiffe und Flugzeuge bestehen oder vorgesehen sind. Der schwedische Reichstag hat dafür erneut 189 Mill. Kr. bewilligt; aus dieser Summe wird auch zum größten Teil der Bau des atombombensicheren Luftschutzraumes in Katrineholm finanziert, so daß 1953 der Etat der Stadt nur mit 94 000 Kr. belastet ist.

Warum hat man gerade diese Stadt ausersehen, den ersten Luftschutzraum dieser Art zu bauen? So bedeutsam ihre Industrie ist, so ist sie doch gewiß nicht unentbehrlich. Des Rätsels Lösung ergibt sich bei einem aufmerksamen Blick auf die Landkarte: Katrineholm ist die erste größere Stadt in dem durch Küstengestaltung und die Eisverhältnisse der Küste am stärksten invasionsgefährdeten Teile Mittelschwedens.

Der Luftschutzraum in Katrineholm ist dazu bestimmt, im Notfalle tausend Menschen aufzunehmen, nicht für Stunden, sondern, wenn es sein muß, falls also die Stadt unbewohnbar werden sollte, auch für lange Zeit. Er enthält deshalb nicht nur die notwendigen Schlafräume, Magazine und ein Hospital, sondern auch ein eigenes Elektrizitäts-, ein eigenes Wasserwerk und eine von der städtischen Leitung unabhängige Kanalisation. Dieser riesige Schutzraum mit zwei weiten Hallen liegt unter dem Rathaus. Er hat eine starke und natürliche Decke von Granit über sich; auf der einen Seite führt eine breite Treppe hinunter, an der anderen eine schiefe Ebene, wobei eine „Detonationstasche“ die Explosionsdruckwellen abfangen kann, da der eigentliche Zugang rechtwinklig von der Einfahrts-

bahn abzweigt. Die Höhe der Halle und Kammern ist normal. Die Luftreinigung kann notfalls auch auf chemischem Wege erfolgen, falls die Gefahr einer Verseuchung mit radioaktiven Teilen eine hermetische Absperrung notwendig macht. Die Tore — sie sind noch nicht fertig — werden sich nicht in Angeln, sondern auf Rollenlagern bewegen. Einer Heizanlage bedarf es nicht; die natürliche Wärme der künstlichen Grotte reicht auch im Winter aus.

Bei den Bauplänen bereite nicht das Sprengen des Felsens das eigentliche Problem, sondern die Frage, ob hier, 8 m unter dem Spiegel der beiden nahen Seen, mit einem Einfließen von Wasser zu rechnen sei. Ein Geologe der Universität Upsala kam nach gründlicher Prüfung schließlich zu dem Ergebnis: es wird tropfen, aber eine Flutgefahr besteht nicht. Er hat recht gehabt. Zwar wurde bei den Sprengarbeiten plötzlich eine Quelle von Armdicke erbohrt, aber sie konnte leicht aufgefangen werden und war nur willkommen zur Wasserversorgung.

Es gibt keine Not

Man lebt nicht üppig in Katrineholm, aber es gibt keine Not. Man wird hier keinem Bettler begegnen; den Armen und Alten stehen wohleingerichtete Wohnungen oder Heime zur Verfügung. Schon die Geschäftsauslagen zeigen den hohen Lebensstandard Schwedens an. Die Löhne sind in Katrineholm wie im ganzen Lande recht hoch; in der Fabrik von Ericsson zum Beispiel beträgt der durchschnittliche Stundenlohn 2,80–3,20 Kronen und steigt bei Akkordarbeit bis auf 4,50 Kronen. Viele Arbeiter haben ihr eigenes Haus, noch mehr wenigstens eine „*Stuga*“, ein Holzhaus, in der Umgebung. Die Arbeiterwohnungen sind durchweg behaglich, ja mit viel Geschmack eingerichtet; der Kühlschrank ist fast eine Selbstverständlichkeit. Die schwedischen Arbeiter sind längst in den Mittelstand eingerückt. Natürlich spielen in Katrineholm auch die Gewerkschaften eine große Rolle; es gibt 41 dieser *Fackföreningen*, von denen fünf länger als 50 Jahre bestehen.

Die in der Stadt erscheinende Zeitung, *Katrineholms-Kuriren*, ein liberales Blatt, hat eine Auflage von 12 000 und eine — überwiegend deutsche — Ausrüstung mit Maschinen und Apparaten, die einer großstädtischen Zeitung Ehre machen würde. Zu den Fernschreibern und Hellschreibern sind kürzlich eine Siemens-Hell-Klischieranlage für 30 000 Kronen und ein Mikrofilmgerät hinzugekommen, mit dem nach und nach auch die alten Jahrgänge Seite für Seite aufgenommen werden; die Filme werden in den Universitätsbibliotheken und an einem bombensicheren Ort aufbewahrt.

Die Erzeugnisse der Stadt gehen in die ganze Welt. Man braucht nur einmal an einer Zusammenkunft des *Rotary Club* teilgenommen zu haben, um sich von der Weltgewandtheit und dem weltoffenen Geist der Bürger Katrineholms zu überzeugen, aber auch Gespräche mit Arbeitern zeigen ein weit überdurchschnittliches Interesse für politische und kulturelle Fragen. In der wohlabgewogenen Anordnung der Industrie-, Wohn- und Kulturbezirke der Stadt, in der Verbindung von Natur- und Kulturlandschaft, im politischen, wirtschaftlichen und geselligen Leben, überall findet man bestätigt, was schon der erste Eindruck andeutete: eine wohlthuende Harmonie des Ganzen. Der Pioniergeist der Anfangszeit ist erhalten geblieben; man scheut sich nicht, neue Wege einzuschlagen, aber man jagt dem Neuen nicht nach, nur weil es neu ist. Als eine junge Stadt kann Katrineholm seinen Bürgern manches bieten, was ältere Städte nicht aufzuweisen haben.

Offiziersauslese — das britische Beispiel

40 Friedensjahre nach Waterloo

Um 1852 war die britische Armee in mancher Beziehung alt geworden. Seit dem Sieg von Waterloo waren fast 40 Friedensjahre vergangen. Wohl waren in Indien Kriege gegen die Sikhs und Afghanen geführt worden. An diesen Kriegen hatte jedoch nur eine beschränkte Anzahl von Truppen der britischen Armee teilgenommen. Vorwiegend wurden sie von den Truppen der *Honourable East India Company* ausgefochten. In England verzeichnen wir zu der Zeit den glänzenden materiellen Fortschritt der Industriellen Revolution, die das Entstehen reicher Industriefamilien und einen zunehmenden Wohlstand bei den Akademiker- und gehobenen Kaufmannsständen brachte. Die britische Armee aber war etwas abseits von der allgemeinen soziologischen und wirtschaftlichen Entwicklung stehen geblieben.

Auf die harten Kämpfe in den napoleonischen Kriegen war der langweilige Kaserendienst in England oder der Garnisonsdienst in ungesunden Überseestandorten gefolgt. Im Jahre 1852 kauften die Offiziere der britischen Armee ihr Offizierspatent, und sie kauften auch ihre Beförderung. Jeder Rang hatte seinen Kaufpreis, und der Preis war nicht in jedem Regiment der gleiche. Ein Hauptmann, der es sich nicht leisten konnte, den Majorsrang zu kaufen, blieb ein Hauptmann, bis er zu alt war, noch länger zu dienen. Die Tatsache, daß ein Offizierspatent Geldwert besaß, bedeutete zu einer Zeit, als Pensionen unbekannt waren, daß ein Offizier zumindest eine kleine Altersversorgung hatte.

Nur bei zwei Waffengattungen hingen Eintritt und Beförderung von beruflichem Können ab. Bei den Pionieren und bei der Artillerie traten die Offiziere über eine Offiziersanwärterschule ein.

Diese altmodische Armee wurde im Krimkrieg neben dem französischen Expeditionsheer eingesetzt. Trotz vieler Beweise tapferer Führerschaft und trotz heldenhaften Einsatzes ist die Geschichte des Krimkriegs, vom britischen Standpunkt aus gesehen, nicht befriedigend. Es war klar, daß die Verwaltung und der Stab nicht leistungsfähig waren, es war auch klar, daß kein gangbares System existierte, die Kriegsverluste auszugleichen, denn die Verluste im Krimkrieg waren tatsächlich sehr groß. Ersatzbataillone und ein geordnetes Ersatzsystem existierten kaum. Die Verluste in den Gefechten an der Alma, bei Balaclava und bei Inkerman in Verbindung mit den Krankheiten drohten die britische Armee völlig aufzureiben, bis Lord Palmerston energisch eingriff und Verstärkung sandte in Form von frischen Bataillonen und von aus anderen Einheiten herausgezogenen Ersatztruppen. Es kann deshalb als wichtigste Lehre des Krimkrieges angesehen werden, daß die britische Armee in ihrer damaligen Form kein zureichendes System für den Ersatz von Ausfällen hatte.

Torwart der Königlichen Marine

Die öffentliche Meinung verlangte dringend eine Reform der Armee, und das Land hatte glücklicherweise nacheinander zwei hervorragende Kriegsminister, nämlich Childers und Caldwell. Die von ihnen vorgeschlagenen Reformen waren weittragend, sogar revolutionär. Das System des Einkaufs wurde abgeschafft, der Eintritt als Offizier in die Armee wurde von einer Prüfung abhängig gemacht, und die Beförderung erfolgte auf Grund von Dienstalter und Verdienst. Bezüglich der Mannschaften wurde das kontinentale System der kurzen Dienstzeit zuzüglich einer Reservistendienstzeit eingeführt; der größere Teil der Armee verpflichtete sich für 5 aktive Dienstjahre und 7 weitere Reservejahre.

Trotzdem hatte diese neue Armee der Reformen von 1870 gewisse Eigenarten, durch die sie sich scharf von den Armeen der europäischen Kontinentalmächte unterschied. Vielleicht können ihre Eigenarten am besten erklärt werden, wenn man ein wichtiges Dokument, das Stanhope-Memorandum vom 1. 6. 1891, heranzieht. Dieses legte für das britische Kabinett die Ende des letzten Jahrhunderts gültige Auffassung über die Aufgaben der britischen Armee nieder. Kurz zusammengefaßt wurde in diesem Memorandum gesagt, daß die Aufgaben der Armee folgende nach der Reihenfolge ihrer Dringlichkeit seien: (1) die Zivilbehörden zu unterstützen, (2) für Indien eine Garnison stellen, (3) Garnisonen in die überseeischen Marinestützpunkte und Kohlenstationen zu schicken, (4) für die Landesverteidigung Großbritanniens zu sorgen (diese Aufgabe sollte in Verbindung mit der Miliz und den Freiwilligen gelöst werden) und schließlich, was den anderen Aufgaben untergeordnet war, bereit zu sein, nötigenfalls ein Expeditionskorps nach Übersee zu senden. Es wurde jedoch besonders erwähnt, daß die Entsendung eines größeren Expeditionskorps so unwahrscheinlich sei, daß den vorerwähnten anderen Punkten der Vorrang gegeben werden sollte.

Um die Jahrhundertwende war Englands Strategie hauptsächlich von maritimen Gesichtspunkten bestimmt. Es ist gesagt worden, daß die Aufgabe der Armee damals darin bestand, „Torwart für die Königliche Marine zu sein“, und in diesem Ausspruch steckt ein großer Teil Wahrheit. Über die Hälfte der Armee war damals in Übersee stationiert, manchmal in Stärke von fast einer Division wie in Malta, wo 8 Bataillone standen, manchmal in Stärke von einem einzigen Bataillon wie in Halifax (Neuschottland), in Westindien oder in Mauritius. Es gab Bataillone und Regimenter der berittenen Artillerie in Südafrika und natürlich Garnisonen in den Marinestützpunkten von Gibraltar, Singapur und Penang.

Demzufolge bestand das Leben eines großen Teils der Armee – wenn auch die britische Armee zwischen 1870 und 1899 eine Anzahl kleiner Kriege führte – aus normalem Garnisonsdienst in den Überseestationen, von denen viele in tropischen oder subtropischen Gebieten lagen. Das bedeutete, daß das Leben für den Offizier und seine Frau sehr angenehm sein konnte, wenn ein gewisses Vermögen vorhanden war und man in einem Kreis von Freunden lebte. Durch diese Art der Beschäftigung kam es, daß während dieser Zeit die Armee auch weiterhin ihre Offiziere aus einem verhältnismäßig kleinen Kreis, hauptsächlich von Söhnen der Gutsbesitzer aus Südengland, Irland und Nordschottland bezog. Man brauchte nicht sehr reich zu sein, es war aber notwendig, einige hundert Pfund im Jahr über die Dienstbezüge hinaus zur Verfügung zu haben, wenn man angenehm leben wollte. Den Söhnen der großen

Fabrikantenfamilien Nordenglands bot die Armee nicht die pekuniären Anreize, die Industrie und Handel besaßen, und sie waren deshalb auch nicht interessiert.

Der Grundbesitzerklasse eröffnete die Armee jedoch ein Leben mit viel Sport, viel interessanten Reisen um die Welt, angenehmer Geselligkeit und einer guten sozialen Stellung. Die Offiziere, die in einem Leben dieser Art ihre Erfahrungen sammelten, zeigten ihren Mut und ihre Geschicklichkeit in vielen erfolgreichen kleinen Kriegen.

Die soziale Kluft zwischen der Offiziersklasse und den gemeinen Soldaten war groß. Eine mißbilligende Kritik sagte von der damaligen britischen Armee, daß sie ihre Leute aus dem Abfall der Nation bezog. Zweifellos steht fest, daß der Eintritt in die Offiziersränge der Armee Ende des neunzehnten Jahrhunderts den Eintritt in einen großen Klub mit einem eigenen hohen Standard beruflicher Führung und rigorosen Vorschriften beruflicher Etikette bedeutete. Diese Armee ging 1899 und 1900 nach Afrika, um den Burenkrieg zu führen.

Auch hier wurden Erfahrungen gemacht. Dieses Mal lernte man, daß die Caldwell-Reform ein erstes Expeditionskorps geschaffen hatte, das unter bestimmten Einschränkungen gut und wohl ausgerüstet war. Unsere Verwaltungsmaschine hatte jedoch keine Pläne für eine Ausweitung des Heeres ausgearbeitet. Als die 8. Division die Küste Großbritanniens verließ, war damit das Ende der Mobilmachung erreicht, und es folgte nichts weiter als reine Improvisation. Im Lande verblieben noch eine Reihe verschiedener Reserve- und Hilfsformationen, nämlich die Miliz, die *Yeomanry* und die Freiwilligen (*Volunteers*). Es existierte aber kein vorbereiteter Plan, diese Truppenformationen nacheinander an der Front einzusetzen. Vor allem hatte man keinen Plan ausgearbeitet, zusätzlich Offiziere auszubilden. Als das Esher-Komitee die Erfahrungen des südafrikanischen Krieges studierte, befragte es Generalmajor Borrett, den Offizier, der die Milizkontingente aushob. Über die Offiziersausbildung sagte er, daß er die Freiwilligen nehme, wie sie gerade kämen. „Sie waren alle normale gebildete junge *Gentlemen*. Ich sagte, ich könne sie nicht ausbilden . . . Ich dachte aber, daß sie immer noch besser als gar nichts waren.“

Haldane

Nach dem südafrikanischen Krieg ergaben sich zwei einander widersprechende Gedankengänge – einmal der natürliche Wunsch, von den im Kriege gewonnenen Erfahrungen zu profitieren und für die Zukunft Verbesserungen einzuführen – zum anderen der ebenfalls natürliche Wunsch nach finanziellen Einsparungen und Erleichterungen. Während der dem südafrikanischen Krieg folgenden Zeitspanne wurden die Diskussionen und Versuche bis 1906 fortgeführt, und dann ereignete sich ein einzigartiges Drama.

Die Wahlen in England hatten eine liberale Regierung ans Ruder gebracht. Unter den hervorragenden liberalen Staatsmännern, die augenscheinlich ins Kabinett kommen würden, war Mr. Haldane. Es fiel dem Premierminister schwer, einen Kandidaten für das Kriegsministerium zu finden, und er fragte Haldane, ob er diesen ungeliebten und schwierigen Posten übernehmen würde. Haldane, der überhaupt keine militärische Erfahrung hatte, nahm an. Er erwies sich als einer der besten Kriegsminister, die wir je gehabt haben.

Es war vielleicht zum Vorteil für die Nation, daß er einen geschulten Verstand, frei von irgendwelchen Vorurteilen, für das große Problem der britischen militärischen Vorbereitungen mitbrachte. Denn wenige Tage, nachdem er das Amt übernommen hatte, lud ihn Sir Edward Grey zu einer Ausfahrt ein, es war am Abend des 13. Januar 1906. Während der Fahrt sagte Grey zu Haldane, der wohl nicht die geringste Vorahnung von der wichtigen Nachricht hatte —: es sei durchaus möglich, daß sich die britische Armee in aller-nächster Zukunft auf dem europäischen Kontinent im Kriege gegen Deutschland als Alliierter von Frankreich befinden würde. Durch diese abendliche Ausfahrt wurde das Stanhope-Memorandum für immer zerstört.

Jetzt hatte Haldane einen Plan auszuarbeiten, der nicht nur ein ständiges Heer für die traditionellen Aufgaben einer imperialen Polizeimacht vorsah. Der Plan mußte ebenfalls ein schlagkräftiges *Expeditionskorps* für den Krieg auf dem Festland schaffen, ohne daß England einer Invasion offen stand. Gleichzeitig hatte er Möglichkeiten für die Ausweitung des Heeres und im Notfall für Verstärkung zu schaffen.

Uns interessieren besonders seine Pläne für das *Officers' Training Corps* und für die Territorialarmee. Viele der englischen *Public Schools* und Universitäten hatten bereits ihre freiwilligen Kadettenkorps. Die meisten dieser Einheiten waren jedoch unfertig in ihrer Organisation, ohne ausreichende Ausbildung und erhielten nur geringe Unterstützungen aus den Budget-Zuwendungen für das Stehende Heer. Mr. Haldane reorganisierte sie und stellte an den Universitäten das *Senior Officers' Training Corps* und an den Schulen das *Junior Officers' Training Corps* auf. Er sorgte für Unterstützung seitens des aktiven Heers und richtete ein einheitliches Prüfungssystem ein, die sogenannten A- und B-Abschlußprüfungen, die im Falle einer Erweiterung der Armee zum Eintritt in die Armee als Offizier (mit Patent) befähigen sollten.

Dann wandte er sein Augenmerk den Freiwilligenkorps zu. 1859, als eine französische Invasion zu drohen schien, hatten sich die Freiwilligen zur Verteidigung des Vaterlandes zusammengetan. Sie hatten während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fortbestanden ohne besondere offizielle Unterstützung als Betätigungsmöglichkeit für den patriotischen und militärischen Geist der einzelnen Landschaften. Grundsätzlich waren sie nur an der Verteidigung des britischen Bodens interessiert, und es war nicht vorgesehen, sie nach Übersee zu senden, weder als einzelne noch in Einheiten. Es ist Mr. Haldanes großes Verdienst, diese schlecht organisierten und schlecht sortierten Menschenhaufen in eine Truppe umzuwandeln, die allmählich die Form eines militärischen Apparats annahm.

Die Territorialarmee in Stärke von 14 Divisionen wurde so organisiert, daß sie im Falle von Feindseligkeiten die Verteidigung Englands übernehmen konnte, wenn das aktive Expeditionsheer nach Übersee ging.

1914 wurde der Haldane-Plan auf die Probe gestellt. Soweit Haldane es geplant hatte, ging es gut. Es ergaben sich jedoch sehr bald zwei Probleme, die gelöst werden mußten. Einmal war es ganz klar, daß die nach Frankreich gesandten britischen Expeditionstruppen in keiner Weise stark genug waren, um ausschlaggebend für den Sieg zu werden.

Kitcheners Armee

Mr. Haldane hatte vorgesehen, daß ein Überseekontingent aus seiner Territorialarmee aufgestellt werden sollte. Beim Ausbruch des Krieges wurde sein Posten als Kriegsminister von Lord Kitchener übernommen, einem bewährten Soldaten, der sehr

wenig vom Haldane-Plan wußte und gewisse Vorurteile hatte. Unter diesen Vorurteilen, die auf gewisse Erfahrungen, die er selbst in der französischen Armee während des Krieges 1870 gemacht hatte, zurückzuführen waren, befand sich eine Abneigung gegen das Wort „Territorial“. Er meinte, daß die Territorialarmee militärisch nicht verwendungsfähig sein werde, und schlug deshalb vor, neue Truppen auszuheben.

Diese „Kitchener-Armee“ wurde durch die Kaderformationen der historischen Regimenter ausgehoben; sie bestand hauptsächlich aus Freiwilligen und erhielt Offiziere teils aus der Reserve, teils aus den von Haldane geschaffenen *Senior* und *Junior Officers' Training Corps*. Jedoch gingen anfangs viele Einheiten der Territorialarmee nach Frankreich.

England wie auch Deutschland litten in den späteren Kriegsjahren schwer darunter, daß im November 1914 bei den ersten Zusammenstößen vor Ypern viele Männer in den Uniformen gemeiner Soldaten gefallen waren, die als Leutnants und Hauptleute in den folgenden Jahren von unschätzbarem Wert gewesen wären.

Jedoch wurde einer der besten Londoner Territorial-Einheiten, die sogenannten *Artists Rifles*, deren gemeine Soldaten ausschließlich aus gebildeten Männern der kaufmännischen und akademischen Klassen Londons stammten, in Frankreich aufgehalten, bevor sie in die Schützengräben gelangten, und Sir John French sagte ihnen, daß sie sich als eine Einheit zur Ausbildung von Offizieren betrachten und sofort mit dieser Aufgabe beginnen sollten. Ich kann mich unter meinen noch lebenden Freunden an Männer erinnern, die in der Uniform eines gemeinen Soldaten der *Artists Rifles*, mit Offiziersabzeichen auf den Schulterklappen, den Bataillonen der aktiven Armee und der Territorialarmee als Offiziere zugeteilt wurden.

So hatte England auch hier wieder zu improvisieren; die Haldane-Reform hatte uns weit vorwärts gebracht, aber doch nicht so weit, daß die Nation einen totalen Krieg führen konnte. Auch hatte man die furchtbaren Verluste bei den Kämpfen des Stellungskrieges nicht voll eingeschätzt. Es wurde bald notwendig, die gesamten Streitkräfte des Landes durchzukämmen, damit niemand, der als Offizier geeignet war, für andere Aufgaben verschwendet wurde. Ausbildungsstätten für Offizierskadetten, die sogenannten *Officer Cadet Battalions* – *OCB* – wurden in England eingerichtet.

Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen. Als Student an der Universität Cambridge war ich Mitglied des *Officers' Training Corps*. 18 Monate später, am Heiligen Abend 1914, ging ich als Oberleutnant mit einem Londoner Bataillon der Territorialarmee nach Frankreich an die Front. Wenn wir ganz objektiv und ehrlich auf die Geschichte dieser Tage zurücksehen, so müssen wir sagen, daß die militärische Ausbildung der jungen Offiziere weit unter dem Standard lag, der für den Einsatz erforderlich war. Ich glaube nicht, daß nur einer von denen, die den Krieg 1914/18 mitgemacht haben — wenigstens in Frankreich — leugnen möchte, daß die britische Armee trotz ihrer großen Tapferkeit und Ausdauer zu unelastisch war und an einem Mangel taktischer Einfälle litt.

Teilweise ist dies auf den Umstand zurückzuführen, daß die meisten unserer Generale aus den Kolonialkriegen hervorgegangen waren, tapfere Männer an der Spitze einer kleinen gemischten Kampfgruppe, aber nicht geeignet für die ungeheuer komplizierte Führung eines großen modernen Krieges.

Vielfach aber ist es darauf zurückzuführen, daß unsere jungen Offiziere bestenfalls nur teilweise ausgebildet waren. Dies führte unausweichbar zur Spezialisierung. Einige von uns brachten es zwar sehr weit in einem oder zwei Zweigen des Schützengratenkriegs, aber die ganze Armee dachte und handelte zu langsam, wenn, was selten der Fall war, sich einmal eine Gelegenheit bot, den toten Punkt des Stellungskrieges zu überwinden.

Zwischen Sparsamkeit und Reformwillen

Die Lehre aus dem Ersten Weltkrieg war also, daß die Frage, wie man Offiziere für die Ausweitung eines Heeres in Kriegszeiten ausbildet, von größter Bedeutung für eine Nation ist, die sich auf einen späteren Krieg vorbereiten muß.

Auch dieses Mal war die Nachkriegszeit bei uns angefüllt mit rückschauenden Überlegungen einerseits und Sparmaßnahmen andererseits. Lange Zeit behielt die Sparsamkeit die Oberhand, und es war eine Zeit, in der die Politik des britischen Kabinetts fortdauernd von der Ansicht geleitet wurde, daß ein größerer europäischer Krieg für die nächsten fünf Jahre unwahrscheinlich sei.

Zum Glück für die Nation wurden jedoch in den unmittelbar auf den Krieg folgenden Tagen gewisse wichtige Lektionen in die Praxis umgesetzt. Die erste Lektion betraf die Territorialarmee. Der neue Name – *Territorial Army* – statt *Territorial Forces* brachte es klar zum Ausdruck, daß es sich um eine Truppe handelte, die bereit sein mußte, nach Übersee zu gehen; es sollte niemals wieder eine Kitchener-Armee geben, und die Ausweitung des aktiven Heeres sollte im Rahmen der Territorialarmee erfolgen.

Ein weiterer wichtiger Fortschritt war der, daß die Besoldung des Berufsoffiziers endlich so festgelegt wurde, daß man von ihr leben konnte. Das bedeutete, daß ein Privateinkommen nicht mehr nötig war und daß Männer, die eine Neigung zur Soldatenlaufbahn hatten, verhältnismäßig sicher sein konnten, daß sie keine finanziellen Sorgen mehr haben würden. (Als Mr. Hoare Belisha Kriegsminister wurde, verbesserte er das Los der Offiziere noch mehr, indem er anordnete, daß die Beförderung zum Major nach einer gewissen Zahl von Jahren eines befriedigenden Dienstes erfolgen sollte.)

Das OTC-System der Haldane-Reformen hatte die Zeitprobe gut überstanden, nur wenige Änderungen mußten eingeführt werden. Natürlich stand die Armee zu der Zeit im Wettbewerb mit der Luftwaffe, einmal im Hinblick auf die Berufsoffiziere und zum anderen im öffentlichen Interesse für Hilfskräfte, denn die *Royal Air Force* besaß ihre eigenen Offiziersausbildungseinheiten, die ungefähr parallel arbeiteten.

So ging die Nation in den Zweiten Weltkrieg. Und ich, der ich im Ersten Weltkrieg gekämpft habe und im Zweiten jedenfalls direkt hinter der Feuerstellung war, darf vielleicht sagen, daß die Vorkehrungen für den etappenweisen Aufruf der Aufgebote bei der Ausweitung des Heeres sowie für die Einstellung von Offizieren im Zweiten Weltkrieg ziemlich reibungslos arbeiteten.

Von 1940 bis 1943 hatten wir Zeit

Man muß sich natürlich vor Augen halten, daß uns in England im letzten Weltkrieg Zeit gegeben wurde, die Ausbildung unserer Armee zu vollenden. Die Truppen, die 1940 in Frankreich in Kämpfe verwickelt wurden, waren fast ausschließlich Truppen des Stehenden Heeres, obgleich tatsächlich vier Territorial-Divisionen und Teile einer kanadischen Division Frankreich vor Mai 1940 erreicht hatten.

Danach wurde die britische Armee auf die Heimat zurückgedrängt, bis die Kämpfe in Nordafrika und in Ostasien aufflackerten.

Für uns, und ich spreche wieder aus eigener Erfahrung, war die zweite Hälfte des Jahres 1940 und das ganze Jahr 1941 eine Zeit fieberhafter Vorbereitung und Ausbildung. Wieder einmal wurde die ganze Zivilbevölkerung des Landes, gleichgültig ob bereits in der Territorialarmee oder in verschiedenen Reserveformationen organisiert oder noch im zivilen Lebensstand, ausgebildet. Sie trat neben die Berufsarmee.

Vielleicht ist es auf diese Zeitspanne, die uns für die Ausbildung und Vorbereitung gegeben war, zurückzuführen, daß sich in der Tat unsere ausgeweitete Armee 1943, 1944 und 1945 mit mehr Erfolg und geringeren Menschenverlusten bis zum Ende schlug, als es 1914/18 der Fall war.

Ich glaube, es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die britische Armee aus dem letzten Krieg mit besserer Moral und weniger Grund zur Selbstkritik hervorging als aus irgendeinem Krieg des vergangenen Jahrhunderts.

Weltkrieg? Weltfriede? Polizeiaktionen oder Kriege zweiter Klasse?

Gewiß war die Demobilmachung 1945 und 1946 zu schnell. Erst 1948 bei der Vergewaltigung der Tschechoslowakei und der Blockade Berlins bekamen wir eine Ahnung von dem, was die Zukunft vielleicht für uns bereit hielt.

Allerdings war schon ein sehr wichtiger Schritt von der sozialistischen britischen Regierung getan worden, als zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes ein Gesetz herausgebracht wurde, das den *National Service* vorsah, d. h. allgemeine Wehrpflicht zu Friedenszeiten. Dieser revolutionäre Schritt schuf nicht nur eine Armee, die größer war als alle, die wir vorher in sogenannten Friedenszeiten unterhalten hatten, – er bedeutete auch, daß zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes die Rekrutierung der Offiziere auf Grund einer wissenschaftlichen Auslese und Ausbildung erfolgte.

Meiner persönlichen Meinung nach bieten sich für Großbritannien folgende Möglichkeiten:

Erstens ist es möglich, daß in den nächsten Jahren der Dritte Weltkrieg ausbricht. Das andere Extrem ist die Möglichkeit, daß wir dank einer wundervollen Entwicklung eine Periode des langen Friedens und der Freundschaft mit der ganzen Welt vor uns haben. Zwischen diesen beiden Extremen liegen nicht nur eine, sondern zwei Möglichkeiten.

Wir können eine Zeitspanne bekommen, in der die aktive britische Armee in Übersee ihre traditionellen Aufgaben einer imperialen Polizeimacht zu lösen haben wird. Heute ist diese Polizeimacht vielleicht zu sehr engagiert, und, um die Lage unter normaler Perspektive zu betrachten, müßte man hoffen, daß die Unruhen in Malaya und Kenia nicht existierten.

Außerdem besteht die Möglichkeit, daß Großbritannien irgendwo in der Welt in etwas verwickelt wird, was ich aus Mangel an einem besseren Namen einen Krieg zweiter Klasse nennen möchte. Ich gebe zu, daß das ein unzureichender Ausdruck ist, und ich glaube nicht, daß die Vereinigten Staaten oder Frankreich einverstanden sein würden, wenn ich den Krieg in Korea oder den Krieg in Indochina einen Krieg zweiter Klasse nenne. Ich denke an einen Krieg, der mit drei/vierhunderttausend oder mehr Mann auf beiden Seiten geführt wird, der aber örtlich begrenzt ist und in dem von keiner Seite moderne Waffen und Atomenergie benutzt werden.

Nun ist es offensichtlich mehr die Pflicht der Regierung als die der Generalstabs-offiziere zu entscheiden, worauf bei der Vorbereitung besonderes Gewicht gelegt werden soll. Kein Land kann alles Geld ausgeben, das sich der Generalstab zur Sicherung in jeder Richtung wünscht. Ganz bestimmt kann Großbritannien das nicht tun, und wenn wir all unser Geld in unsere aktive Armee stecken und die Reserve vernachlässigen, dann mögen wir für imperiale Politik gut vorbereitet sein, aber wir würden völlig versagen, wenn ein großer Krieg ausbricht. Wenn wir umgekehrt all unser Geld in die Reserve und eine Mobilmachung erst nach Kriegsausbruch stecken, dann würden wir merken, daß unsere aktive Armee leidet und uns der Rahmen zum Aufbau unserer Kriegsmaßnahmen fehlen würde.

So haben wir in Großbritannien wie in vielen anderen Ländern einen Kompromiß zu finden. Wir müssen eine wirksame Berufsarmee unterhalten, deren größter Teil außerhalb Großbritanniens stationiert ist, und wir müssen innerhalb Großbritanniens einen Apparat haben, in dem die Bevölkerung des Landes in Friedenszeiten organisiert und ausgebildet und in Kriegszeiten schnellstens mobilisiert werden kann. Wenn ein großer Krieg ausbricht, beginnen wir zum ersten Mal, seit im 16. Jahrhundert die Garnison in Calais zurückgezogen wurde, die Operationen mit einer starken Armee, die zum Einsatz auf dem europäischen Kontinent verpflichtet ist.

Reserveoffiziere und Berufsoffiziere

Die britische Jugend wird im Alter von 18 Jahren zum zweijährigen *National Service* einberufen. Wenn ein junger Mann aus Familientradition oder eigener Neigung sich entschließt, Berufsoffizier zu werden, reicht er während seines letzten Schuljahres einen formellen Antrag ein und unterwirft sich später der erforderlichen Prüfung. Ungefähr 5 Monate dient er als einfacher Soldat und geht dann zur Militärakademie in Sandhurst, wo er eine 18 Monate dauernde Offiziersausbildung erhält.

Die andere Möglichkeit ist, daß er sich erst während der ersten Monate seines Soldatendienstes entschließt, Berufsoffizier zu werden. Dann kommt er vor einen Ausleseausschuß und geht, wenn er angenommen wird, nach Sandhurst. Schließlich wird er im Alter von 20 Jahren und einigen Monaten Offizier im aktiven Heer.

Es gibt aber noch einen anderen Weg zum aktiven Heer. Unter den jungen Leuten, die zum *National Service* einberufen werden, sind viele, die Offiziereigenschaften haben, aber die Armee nicht zu ihrem Lebensberuf machen wollen. Schon im Anfang ihres Militärdienstes werden sie ausgewählt und nach einem sechsmonatigen Kursus bei einer *Officer's Cadet Training Unit* zu Offizieren des *National Service* ernannt. Für den Rest ihres Militärdienstes, also ungefähr 18 Monate lang, sind sie Offiziere, natürlich immer im Rang eines *Second Lieutenant* (Leutnants).

Das zahlenmäßige Verhältnis, das in einer Einheit zwischen den Leutnants des aktiven Heeres und denen des *National Service* besteht, bleibt immer von der Einheit selbst und ihrem Standort abhängig. Die Berufsoffiziere werden in der Minderzahl sein besonders deshalb, weil unser System jetzt so ausgearbeitet ist, daß jeder auf der untersten Sprosse der Leiter beginnende Offizier eine gute Chance hat, mindestens bis zum Rang eines Oberstleutnants, eine ganze Menge sogar bis zum Oberst, aufzusteigen. Wir wollen nicht wieder, wie nach dem Ersten Weltkrieg, mitansehen müssen, daß Offiziere 15–20 Jahre lang als Leutnant dienen, bis sie befördert werden.

Die Bedeutung des Systems, die unteren Jahrgänge mit nichtberuflichen Offizieren zu durchsetzen, liegt also darin, daß die berufliche Karriere mehr Anreiz bietet. Es

ist gelegentlich für Offiziere des *National Service*, die sich bewährt und eine Neigung für das Soldatenleben entwickelt haben, möglich, ein Berufsoffizierspatent zu erhalten, bevor ihre Dienstzeit beim *National Service* beendet ist. Zur Zeit ist unsere Militärakademie nicht voll besetzt, und es bestehen daher Freistellen für diesen anderen Weg.

Die meisten *National Service*-Offiziere gehen, nachdem sie ihrer Dienstpflicht in der aktiven Armee genügt haben, ins zivile Leben zurück und treten für weitere 3½ Jahre in ihre Territoriale Einheit ein. Danach kann der Reserveoffizier als Freiwilliger in der Territorialarmee bleiben, wenn er es wünscht. Dort steht ihm der Weg zur Beförderung bis zum Oberstleutnant oder sogar weiter offen.

Das ist ein Teil unseres Systems, der sich noch bewähren muß. Gerade acht Jahre liegen nach Kriegsschluß hinter uns, und noch haben wir Offiziere mit Kriegserfahrung in den mittleren Lebensjahren, die eine Reserve für den Fall eines großen Krieges bilden. Im Laufe der Jahre wird eine umfangreiche Ausweitung der Territorialarmee mehr und mehr von den 30–40jährigen Offizieren abhängen, die sich entschlossen haben, nach Beendigung ihrer Dienstpflicht im *National Service* weiterzudienen, sich militärisch zu vervollkommen, mit neuzeitlichen Entwicklungen Schritt zu halten und sich somit darauf vorzubereiten, im Falle einer kriegsmäßigen Heeresausweitung Hauptleute und Majore zu werden.

Bei den technischen Waffengattungen ist es nicht schwer. Schwer ist es bei den Panzern und der Infanterie, und es stellt hohe Anforderungen an die freiwillige Einsatzbereitschaft. Jedoch hat uns dieser Geist in der Vergangenheit sehr gut geholfen, und wir müssen hoffen, daß er es auch in Zukunft tun wird.

Im vergangenen Jahr hat das *War Office* (Kriegsministerium) „Auffrischkurse“ für die Reserveoffiziere des Krieges eingerichtet. Der Versuch erwies sich als erfolgreich, die Offiziere, die zu diesen Kursen eingezogen worden waren, zeigten Begeisterung und technische Befähigung. Aber die Majore der Kriegszeit kommen in die 40er Jahre. In nicht allzu langer Zeit müssen wir für die „Mittelsorte“ in Kriegzeiten auf die jungen Leute zurückgreifen, die durch die aktive Armee als Leutnants gegangen sind und später ihre Ausbildung in den Einheiten der Territorialarmee fortgesetzt haben.

Die Geschichte der britischen Offiziersausbildung im letzten Jahrhundert ist eine Geschichte stufenweiser Entwicklung, und ich kann wohl sagen, die Geschichte einer Bereitschaft, aus jeder Erfahrung etwas zu lernen.

GEORG WOLFF

Afrika darf nicht fallen

General und Sultan

Die stockfinstere afrikanische Nacht liegt wie ein Kissen über Casablanca. Selbst das Licht der Positionslaternen auf dem Militärflughafen versickert resignierend in der Übermacht des schwarzen Nichts. Da – etwa eine Stunde nach Mitternacht – flammen Scheinwerfer auf. Eine Betonpiste wird sichtbar. Sie zieht sich hinaus in das Dunkel wie eine Straße, deren Ende ungewiß ist. Am Rande der Piste glitzert der Lack von Staatslimousinen und leuchtet das Weiß von Uniformen. Man erwartet General Augustin Guillaume, den Generalresidenten des französischen Protektorats von Marokko.

Endlich gegen 1.30 Uhr kommt der silberne Leib einer *Comet* der französischen Luftwaffe über der Landebahn in Sicht. Sie setzt auf, rollt aus, dreht in den Wind und stoppt.

Vier und eine viertel Stunde später – um 5.45 Uhr – sitzen sich im Büro der Generalresidenz der General und der 79jährige Pascha von Marrakesch gegenüber. Man hat sich wenig zu sagen. Die Rollen für das Schauspiel, das dem Sultan von Marokko Sidi Mohammed V. den Thron kosten soll, sind verteilt.

Guillaume fordert den Pascha auf, seine im Marsch auf Rabat, den Sitz des Sultans, befindlichen Berberstämme zurückzurufen. Der Pascha lehnt mit ein paar protokollfähigen Phrasen ab. Das Ganze wird schriftlich fixiert und geht Minuten später durch den Äther nach Paris.

Dort entbrennt in einer hitzigen Vormittagssitzung des Kabinetts Laniel ein heftiger Kampf. Verzweifelt wehrt sich Georges Bidault, der Außenminister, gegen eine Gewaltlösung des marokkanischen Problems. Aber seine Hauptwaffe – das Argument, die Vereinigten Staaten würden gegen die Absetzung des Sultans protestieren – wird ihm aus der Hand geschlagen: General Juin – Erbe der Überlieferung des französischen Eroberers von Marokko, des Marschalls Lyautey, und jetzt Frankreichs „ziemlich starker Mann“ – hat sich bereits bei den Amerikanern ihrer Billigung versichert.

Juins Plan, die „Pestbeule“ des marokkanischen Nationalismus endgültig mit der Absetzung des Sultans auszuräuchern, marschiert unaufhaltsam. In letzter Minute schickt Bidault einen eigenen Abgesandten nach Rabat. Er traut – und das mit Recht – den Informationen Guillaume nicht. Aber Vimont, sein Vertrauter, kommt bereits zu spät.

Acht Stunden und zehn Minuten nach Beginn des nächtlichen Gesprächs zwischen Guillaume und dem Pascha von Marrakesch – um 13.55 Uhr – rollen in Rabat die Panzer. Der *groupement spécial de police no. 1* besetzt unter Aufsicht des Obersten Parriod den scherifischen Palast und entwapnet die Sultansgarde. Fünf Minuten später steigt General Guillaume in weißer Galauniform mit der glitzernden Schärpe der Ehrenlegion über der Schulter die 59 Stufen des Palastes empor zum Audienzraum des Sultans.

Der Sultan empfängt ihn sitzend auf einem Sessel, der auf einem knapp erhöhten Podest steht. Der General und der französische Berater seiner scherifischen Majestät, de la Tour du Pin, nehmen in zwei mit Seide bezogenen Armstühlen Platz.

Bereits zwanzig Minuten später schreitet Mohammed V. die 59 Stufen hinunter, die kurz zuvor General Guillaume betreten hatte.

Amerika schwenkt um

Das Kapitel mit der Überschrift „Amerikas Anti-Kolonialismus“ begann an dem Januartag des Jahres 1943, an dem Roosevelt im Anfa-Hotel zu Casablanca dem jungen Sultan Mohammed V. die Befreiung von französischer Kolonialherrschaft versprach, und es ging – ein wenig mehr als zehn Jahre später – zu Ende, als sich der



Befehlshaber der amerikanischen Flugstützpunkte in Marokko, General Hutchinson, vor der Marionette Frankreichs, dem neuen Sultan Mohammed ben Arafa, verneigte.

Die Verbeugung Hutchinsons hatte die Bedeutung eines Fanals. Sie signalisierte den Beginn einer restaurativen Epoche der amerikanischen Kolonialpolitik – ganz allgemein in der Welt, besonders aber in Afrika.

Der britische Militärschriftsteller Hauptmann Liddell Hart nannte Afrika einen „Angelpunkt“ der Westverteidigung „von lebenswichtiger Bedeutung“. Amerikas Verteidigungsminister Charles E. Wilson zog auf der NATO-Konferenz im Frühjahr 1953 in Paris den knappen Schluß: „Wenn uns Afrika verloren geht, können wir einpacken!“

Einige Jahre zuvor hatte der amerikanische Schriftsteller Negley Farson Afrika in dem Buchtitel eines *Bestsellers* den „gottverlassenen Kontinent“ geschimpft. Farsons Landsmann William Vogt prophezeite dem schwarzen Erdteil in *Road to Survival* eine Hungerkatastrophe von apokalyptischem Ausmaß, und der belgische Geograph Harroy sprach – ebenfalls in einem berühmt gewordenen Buchtitel – von Afrika als der „Erde, die stirbt“.

Das Buch des Belgiers ist durchbebt von der Angst vor der Gewalt der afrikanischen Natur: „Man gehe, nach Einbruch der Nacht, in den Busch hinaus und schweige. Man wird ein unaufhörliches, dumpfes Knacken vernehmen. Ganz Afrika schlingt. Mit Millionen von Freßwerkzeugen . . . Afrika hat keine Arbeitskräfte, und wenn man morgen ein Arbeiterheer aus dem Boden stampfen würde, so bedeutete dies eine neuerliche Katastrophe, denn Afrika wäre außerstande, es zu ernähren . . .“

Die Angst vor der Größe der Kolonisationsaufgabe im schwarzen Erdteil spricht aus den Worten des französischen Philosophen Emmanuel Mounier: „Wer gibt uns das Recht, den Schwarzen unsere Vorstellung von Glück aufzuzwingen . . . Aber wenn man schon Afrika mit seiner nonchalanten Zeitlosigkeit nicht außerhalb des großen Weltkreislaufes lassen kann, so kann man auch nicht umhin, den Rhythmus, den Europa der Welt aufgezwungen hat, an den afrikanischen Rhythmus anzupassen.“

Der Horror vor der afrikanischen Natur und vor der afrikanischen Seele wurde überwältigt von dem zwingenden Gebot des Kalten Krieges. Die industrielle Erschließung Afrikas ist sicher kein Ergebnis der sowjetisch-asiatischen Drohung gegen die Freie Welt, aber ebenso zweifellos ist, daß sie durch die Notwendigkeiten der schwärenden Auseinandersetzung mit den Sowjets eine enorme Beschleunigung erfahren hat.

Strategisches Hinterland, Schutzwall, Rohstoffquelle

Die Impulse dieser Beschleunigung kamen von drei Überlegungen her:

Das auf den äußersten Rand der eurasiatischen Ländermasse gedrängte freie Europa bedarf eines strategischen Hinterlandes, um seine Verteidigung aus der Tiefe nähren und notfalls den sowjetischen Vorstoß nach Europa hinein vom Süden her flankieren zu können.

Die Aufgabe der europäischen Positionen im Fernen Osten, in Südasien und im Orient macht den Aufbau einer neuen Verteidigungslinie am Rande des Indischen Ozeans nötig. Der afrikanische Kontinent ist – strategisch gesehen – der Schutzwall, der das *mare nostrum* des Weißen Mannes, den Atlantik, vor dem Zugriff Asiens schützt. Seine Preisgabe würde das Eindringen fremder Kräfte in den Lebens- und Siedlungsraum des Weißen Mannes bedeuten.

Der weitgehende Verlust der asiatischen Rohstoffquellen hat Afrika für die Rüstung der Freien Welt absolut unentbehrlich gemacht.

Ohne das Uran von Schinkolobwe (Belgisch-Kongo) wäre die Atom-Industrie der Atlantikpaktmächte kaum noch produktionsfähig. 60—70 Prozent des Uran der Freien Welt kamen im Jahre 1952 aus Afrika. Darüber hinaus lieferte Afrika im gleichen Jahre: 99 Prozent des Niobiums (ein Metall, ohne dessen Hilfe wahrscheinlich keine Düsenkampfmachine hergestellt werden könnte), 98 Prozent der Industriediamanten-Versorgung, 80 Prozent des Kobalts, 75 Prozent des Sisals, 70 Prozent des Palmöls, 66 Prozent des Chroms, 25 Prozent des Mangans, 21 Prozent des Zinns, 20 Prozent des Kupfers der von den Ländern des Atlantikpaktes importierten Rohstoffmengen.

Die Aufgabe, die sich Europa in Afrika gestellt hat, ist ungeheuer. Die 30 Millionen Quadratkilometer der afrikanischen Landmasse werden von schätzungsweise 200 Millionen Menschen bewohnt. Davon mögen etwa 125 Millionen Neger sein. Die in Afrika ansässigen Weißen kann man ziemlich genau mit fünf und einer halben Million beziffern. (Die Hälfte von ihnen bewohnt das Gebiet der Südafrikanischen Union.) Der Rest — etwa 70 Millionen — sind von „brauner“ Hautfarbe: Araber, Inder, Malaien, Mischlinge, Neger.

Von den 30 Millionen Quadratkilometern Afrikas entfallen 11 auf Wüstengebiete, ein weiterer Teil auf schwer zu besiedelnden tropischen Regen-Urwald. Trotzdem meinen namhafte Geologen, daß Afrika das Zehnfache seiner jetzigen Bevölkerung ernähren könnte — also zwei Milliarden Menschen.

Von der Erreichung dieses Fernzieles, von dem niemand sagen kann, ob es überhaupt zu verwirklichen ist, trennen den weißen Kolonialpionier die Notwendigkeit zur Investition enormer Kapitalmengen, zu einer Unsumme sozialer und politischer Anstrengungen und das Rätsel der afrikanischen Seele.

Im Schmollwinkel der Menschheit

Die Menschheitsgeschichte hatte den Schwarzen Mann „in die Schmollecke gestellt“. In Europa gibt es kaum einen Ort, der mehr als 750 Kilometer vom Meer — dem Medium des Verkehrs, des Erfahrungsaustausches und der geistigen Infektion — entfernt ist. Riesige Gebiete Afrikas aber sind durch unwegsame Waldgebiete, mörderische Wüsten und Savannen von der Küste abgeschnitten. Der meerfernste Ort Afrikas ist nur nach einer mühseligen Expedition von 1800 Kilometer Landreise zu erreichen. Setzt man Landmasse und Küste zueinander in Beziehung, so entfallen in Afrika auf 1000 Quadratkilometer Bodenfläche rund 710 Meter Küstenstrecke, in Europa aber 3300 Meter.

Hinter dem glühenden Sandvorhang der Sahara und der schäumenden Brandung seiner Küsten verdämmerte der Schwarze Mann Jahrhunderte. Seine Kriege, seine Wanderungen, seine Erlebnisse waren ohne erkennbaren geistigen oder sittlichen Belang, ohne Ansporn, Höhepunkt und Fortschritt. Er blieb, der er war — ein Mensch ohne Zeit und Geschichte.

Dann kam sein weißer Bruder. Er schenkte ihm Glasperlen, drückte ihm einen Zylinder auf den Wollschädel und behängte ihn mit einem Chemisett. Er brachte Frieden vor den räuberischen Nachbarn und das Germanin gegen die Schlafkrankheit. Er brachte in einem turbulenten, verwirrenden Ansturm die Bibel und pornographische Bücher, Maschinen und den Schnaps, das Christentum und den Krieg der Kolonialmächte, Gewerkschaften, öffentliche Gesundheitsfürsorge, Kommunismus, die Verachtung der alten Götter, die Auflösung der Stammesordnung und den Zweifel an der Kunst des Medizinmannes, Regen zu machen.

Afrika braucht Moral

Der Schwarze Mann begann zu denken. Aber Denken zersetzt, wenn es keinen Glauben zum Halt hat. Der Neger aber hat keinen Glauben mehr. Die Geister, die in den Bäumen wohnten, die Götzen, die er anbetete, die Götter, die er ahnte, sind zu einem Gespött geworden.

Glauben und Leben aber bildeten für die Neger eine Einheit. Es gab für ihn kaum eine bemerkenswerte Spannung zwischen göttlichem Gebot und freiem menschlichen Willen. Am Weißen Mann entdeckte er etwas Neues: die Diskrepanz von Lehre und Wirklichkeit. Der Weiße Mann predigte Frieden und führte Krieg. Er sprach von Barmherzigkeit und Liebe, und gebrauchte Gewalt. Er verkündete Keuschheit und Enthaltensamkeit als Tugenden, und soff und hurte.

Zwischen den Glaubensfronten irrt der Neger hin und her – ein Heimatloser. Das Denken ist ihm zur mörderischen Waffe geworden. Das Lesen und Schreiben, die Technik, die Wissenschaft und die Politik erscheinen ihm als „große Zauber“, in deren Besitz er sich zu setzen hat, um eines Tages den Weißen Mann übertölpeln und verjagen zu können.

Das Fehlen orientierender Glaubensinhalte hat praktisch politische und wirtschaftliche Bedeutung. Afrika belehrt den weißen Kapitalisten, daß moderne technische Zivilisation nur an einem Ort vollstreckbar ist, wo es Glauben oder zumindest seine Traditionen gibt. Der Neger ist intelligent, anständig und lernbegierig, aber er ist „faul“. Er hat keine Moral und kein Arbeitsethos. Meint er, genug verdient zu haben, läuft er davon, ohne sich um Maschine und Werk zu kümmern. Man kann ihm nicht einmal das Verwerfliche seiner Lässigkeit klar machen. Es gibt keine Maßstäbe, die den Neger zum Dienst an der Maschine verpflichten.

Um eine autonome afrikanische Zivilisation zu schaffen, braucht Afrika Moral. Ohne sie ist auch das Werk des Weißen Mannes in Afrika auf Sand gebaut. Noch schwingt der Kolonialpionier die Peitsche seiner Autorität über den 125 Millionen schwarzen Köpfen. Aber eines Tages wird es damit zu Ende sein.

Die Lebenskraft Europas reicht nicht aus

Die Lebenskraft Europas reicht nicht aus, die Riesenräume Afrikas mit Menschen zu füllen. Dafür drückt der Schwarze Mann selber mit wachsenden Geburtenraten in die Zukunft. Im 18. Jahrhundert schätzte man die Bevölkerung Afrikas auf 150 Millionen Menschen, heute auf 190 bis 200 Millionen. Gemessen an der bevölkerungspolitischen Entwicklung in Europa ist die afrikanische Wachstumsquote lächerlich gering. Aber Afrika steht am Anfang der Wachstumswelle, und die weiße Zivilisation leistet dabei Hilfestellung.

Die Gesundheitsfürsorge der Kolonialverwaltungen bekämpft die apokalyptischen Reiter Afrikas – Hunger, Seuchen und Aberglaube – mit wachsendem Erfolg. Der Erfolg wird – wenn bis dahin kein moralisches Korrektiv für den Weißen-Haß des Negers geschaffen ist – die Vernichtung des Weißen Mannes in Afrika sein. Schon heute kommen auf jeden Weißen in Afrika fast vierzig Eingeborene. Aber nicht das reine Zahlenverhältnis ist entscheidend.

Entscheidend vielmehr ist der Zwang, Jahr für Jahr mehr Neger mit den Kenntnissen der Zivilisation – den mörderischen und den segensreichen – vertraut zu machen.

350 000 Neger dienten während des Zweiten Weltkrieges in der britischen Armee. Unter Lord Mountbatten kämpften zwei „schwarze“ Divisionen — die 81. und die 82. — in Burma gegen die Japaner. Die Hunderttausender-Städte Afrikas — Johannesburg (758 000), Durban (339 000), Kapstadt (571 000), Akkra (135 000), Lagos (176 000), Mombassa (100 000), Nairobi (110 000) und Leopoldville (250 000) — wären ohne die Mithilfe schwarzer Arbeitskraft undenkbar. Ebenso wenig gäbe es die Uran-Förderung im belgischen Katanga-Gebiet, den Kupfer- und Kohlenbergbau in Rhodesien, die Diamantenförderung bei Kimberley, den Bau des Nildammes und des 150 000-Kilowatt-Kraftwerkes bei Jinja im Protektorat Uganda. Überall wacht der Schwarze mit spähenden Blicken über die Handgriffe seines weißen Bruders.

Technik und Magie

Die zivilisatorische Gefahr dieser spähenden Blicke ist nicht die Kenntnis als solche, sondern ihre Einordnung in ein System magischer Vorstellungen. Der Griff zum Schalthebel, der eine Spannung von einer Million Volt bedient, ist für ihn Zauberei — und das ganze Geheimnis des Weißen Mannes. Der Neger braucht nur einmal beobachtet zu haben, wie man einen Motor auseinander- und wieder zusammenbaut. Seine für weiße Begriffe unvorstellbare Auffassungsgabe befähigt ihn, denselben Vorgang ohne Schwierigkeiten zu wiederholen. Das Schreckliche ist, daß er dabei in Wirklichkeit nichts über die Zusammenhänge begriffen hat. Technik ist für ihn etwas, was so und so funktioniert. Warum — das ist ihm gleichgültig.

Afrikanische Technik und Industrie ist Technik in der Hand eines durch Zivilisationserlebnisse geschockten magischen Menschen. Wenn irgendwo das Gleichnis vom Reiter über dem Bodensee Geltung hat, dann in Afrika. Mehr denn irgendwo anders gleicht der Weiße Mann in Afrika jenem Reiter ins Ungewisse. Mit seinen Gesundheitsmaßnahmen „zeugt“ er eine Millionenbevölkerung, mit seinen schulischen Einrichtungen zieht er eine entwurzelte Intelligenz heran, seine Betonmaschinen stampfen eine Industrie aus dem Boden, die einst dem Zugriff der Eingeborenenbevölkerung preisgegeben sein wird.

Was wird Afrikas Intelligenz eines Tages mit dem industriellen Instrument anfangen, das ihm der Weiße Mann vor die Nase gesetzt hat? Die Frage ist heute einfach nicht zu beantworten. Ihre Beantwortung wird davon abhängen, ob der Neger überhaupt eine der modernen Zivilisation angemessene Moral zu assimilieren oder zu entwickeln vermag. Moral ist nicht zu „organisieren“. Hier liegt die entscheidende Grenze des kolonisatorischen Experiments des Weißen Mannes in Afrika.

Unaufhaltsam marschiert der Weiße Mann in Afrika auf das große Entweder-Oder zu: Katastrophe oder Geburt einer neuen Zivilisation. Das Gesetz, das ihn zwingt, diesen Marsch zu beschleunigen, enthält der Kalte Krieg: Afrika darf nicht fallen.

ROLF GARDINER

Njassaland

Bericht eines Landwirts aus Afrika

Das kleinste, aber volkreichste Land

Njassaland ist das schönste Gebiet Mittelfrikas, ein verhältnismäßig kleines Land mit großen Seen und ragenden Bergen. David Livingstone, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Sambesi- und Shiréflüssen auf den Njassa zu vordrang, schildert in seinen Tagebüchern ein dünn besiedeltes Paradies von bewaldeten Alpen und reißenden Strömen. Livingstone hat dem Land sein geistiges Gepräge gegeben. Noch heute wirkt seine Gestalt lebendiger als die manchen Nachkömmlings; er wird von den Eingeborenen verehrt und als Held und Vorbild empfunden.

Politische Unruhen in der südlichen Provinz des Schutzgebiets haben die Aufmerksamkeit der Welt auf Njassaland gelenkt. Diese Unruhen sind kaum in unmittelbarem Zusammenhang mit den Mau-Mau-Greueln der Wakikujus von Kenia zu bringen. Auch sind sie nicht eine offene Kundgebung gegen den umstrittenen Plan, Nord- und Süd-Rhodesien mit Njassaland föderativ zu vereinigen.

Unter den drei Ländern der Föderation ist Njassaland das kleinste, aber das volkreichste Land mit zweieinhalb Millionen Eingeborenen. Das früher sonst leere Land ist immer dichter besiedelt worden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen die kriegesischen Angoni und Yao über den Sambesi und bekämpften einander vor den Augen der ersten britischen Missionare und Pflanzer, die auf Livingstones Spuren in das Land gekommen waren. Die Kaufleute folgten. Doch zählt noch heute die europäische Bevölkerung kaum mehr als 4000 Seelen. Indische Krämer und Ladenbesitzer bestimmen das Straßenbild der kleinen Märkte und Handelsplätze. Eine Familie von Griechen hat die Fischerei am südlichen Ende des mächtigen Njassasees in Händen.



Die europäischen Pflanzer bauen Tabak, Tee und Tungölbäume. Ihre Güter liegen vorwiegend im Süden auf dem schönen Shiré-Hochland um Cholo und Mlanje. Sie beschäftigen Tausende von Arbeitern. Da dieses Gebiet nicht unweit der Grenze von Mosambik liegt, strömten die von den Portugiesen streng und hart behandelten Eingeborenen herein. Es sind vorwiegend Nguru, ein arbeitsfähiger Stamm von geringer Geisteskraft, die hier Beschäftigung oder Siedlungsland suchen.

Erschließung oder Raubbau?

Dieses Siedlungs- und Pflanzungs-Gebiet war vor dreißig Jahren unberührt und dichtbewaldet. Die unzerstörten Wälder schützten den reichen Wildbestand; die ersten Kammstraßen wurden von Elefanten entlang den Wasserscheiden gezogen. Nicht nur die Pflanzer ließen diesen Urwald roden. Die umherwandernden Stämme verbrannten nach ihrer Art alljährlich Hochgras und Savanne. Eine völlig andere Vegetationsdecke war die Folge. Die Bäume der wertvollen Holzarten verschwanden. An ihrer Stelle wuchs eine Art von feuerfesten Krüppelwaldes. Im Raubbau bauten die Nguru ihren Mais an steilen Hängen und Höhen. Die Bodenerosion wurde zum ernstesten Problem. Die weit verstreuten britischen Beamten konnten gegen die massenhafte und verantwortungslose Rodung schwer Stand halten. Jedoch ist in den letzten zwei Jahrzehnten vieles geschehen, um Terrassierungen, Konturböschungen, Staudämme und humushaltende Fruchtfolgen bei den nomadischen Kleinbauern einzuführen. Es ist eine imponierende Erziehungsarbeit, die hier wie in anderen Gegenden des britischen Kolonialreiches geleistet wird. Führend und beispielhaft wirkten auch hier die europäischen Pflanzer, zu denen die Bevölkerung auf den Plantagen in halbfeudaler Abhängigkeit geblieben ist. Die regellosen Streusiedlungen sind durch eine straffe „Flurbereinigung“ zu Straßen- oder Haufendörfern zusammengelegt worden. Bessere Wohnhütten, Brennholzanlagen, medizinische und hygienische Pflege und Wohlfahrtsfürsorge sowie Schulen und Spielplätze gehören zu den selbstverständlichen Leistungen jeder gutgeführten Pflanzung. Eine Landschaft nach europäischem Muster entsteht unter Aufwand großer Mühe anstelle zügelloser Unordnung. Restbestände des einstigen Urwaldes werden geschützt, mit schnell wachsenden Eukalypten, Kiefern und Zypressen wird eifrig wieder aufgeforstet. Njassaland soll ein Kulturland werden.

Gegen diese Absicht stemmt sich nicht nur die Natur an sich, sondern auch die schwarze Bevölkerung. Der Begriff „Ehre der Arbeit“ ist bei afrikanischen Stämmen fast nirgends bekannt. Nicht der Mann arbeitet, sondern das Weib (mit dem Säugling auf dem Rücken). Hacken, Ernten, Dreschen war Frauenarbeit, während die jungen Männer draußen jagten, in Grenzgebieten mit anderen Stämmen Krieg führten oder mit kultischen Tänzen und Festen ihren Stolz steigerten. Es ist eigentümlich, daß aus diesen einstigen Kriegern die besten Hausdiener erzogen wurden für den europäischen Haushalt vom Äquator bis in die Gegend von Kapstadt. Nomadenhaft strömt alle Jahre der größte Teil der Jungmannschaft Njassalands über die Grenze, um in Rhodesien Hausarbeit zu leisten oder am „Rand“ des Transvaal in die Goldgruben zu ziehen oder in den Häfen Natal's sich als Hafenarbeiter einstellen zu lassen.

Fern von Weib und Kind begegnet jeder dieser Wanderarbeiter vielen Versuchungen und Gefahren. Jedoch kehrt fast jeder zurück zu dem von Frau und Schwiegermutter bebauten Garten, kauft sich Fahrrad, Schmuck und Hausrat mit dem ersparten Geld und genießt die versäumte Muße. Die Zurückbleibenden auf den Plantagen Njassalands arbeiten nur wenige Stunden. Das Normale ist Akkordarbeit von 7 bis 11.30 Uhr vormittags.

Die Ernährung dieser Bevölkerung ist indessen ungenügend. Eiweißmangel führt zu Krankheiten. Der niedere Eiweißgehalt der Nahrung und der Mangel an Stickstoff in den verarmten Böden hängen zusammen. Erst bessere Nahrung verleiht größere Arbeitskraft, schärft die Sinne und steigert den Verstand. Ein Beweis dafür sind die Soldaten des Schützenregiments K. A. R. (*King's African Rifles*). Die ruhmreichen Njassaland-Bataillone dieses Regiments sind für ihre Zähigkeit, Treue, Waffen- und Sangesfreude bekannt.

Die Beamten sind bestürzt

Njassaland wird von einem britischen Gouverneur (bisher dem Kolonialamt unterstellt) durch die *District Commissioners* und die Häuptlinge verwaltet. Die Häuptlinge sind die örtlichen Stammesbeamten (*Native Authority*) und bekommen ein kleines Gehalt von der Regierung, müssen auf ihre Weise Gericht halten und die Bestimmungen des Gouverneurs durchführen. Ihnen zur Seite stehen die *Commissioners* mit ihren technischen Gehilfen. Diese Männer hatten meistens ein väterliches Interesse an ihren Schutzbefohlenen. Nach der Auffassung der Eingeborenen sind sie die Stellvertreter der Königin. In allen Fragen und Schwierigkeiten holt man Rat bei seinem D. C. Störend wirkt allerdings die allgemeine Beamtenbeförderung. Nichts untergräbt die aufbauende Ordnung mehr als der häufige Platzwechsel der Beamten. Zu diesem Übel kommt die moderne Regierungskrankheit des Papierkrieges: der Beamte verbringt seine Zeit mit den Akten, anstatt daß er von Dorf zu Dorf zieht.

Als die *Labour*-Regierung den Plan des Zusammenschlusses Britisch-Zentralafrikas guthieß, tat sie etwas Ungewöhnliches. Sie ermahnte die Gouverneure, diesen Plan nicht einfach durchzuführen, sondern sie bat zunächst die Beamten, die Frage mit der Bevölkerung unparteiisch zu besprechen. Man wollte die Schwarzen zu Worte kommen lassen . . . Heillose Verwirrung entstand. Der Mehrheit der Eingeborenen war die ganze Frage völlig unverständlich. Man hätte ebenso einen Ochsen nach der chemischen Düngung fragen können. Den wenigen Verstandesmenschen war die angebliche Neutralität der Beamten rätselhaft. Hinter diesem Plan der Föderation vermuteten sie hinterlistige Ausbeutungsabsichten, die Absicht zum Land- und Freiheitsraub: eine Verletzung des Schutzgelöbnisses der großen Königin Victoria.

Als die Regierung Churchill die törichte Bestimmung ihrer Vorgänger rückgängig machte, fragten die afrikanischen „Denker“ ganz konsequent: wie kam es, daß die Königin die Haltung ihres Vaters in der Föderationsfrage so vollkommen ändern konnte? Man war zunächst völlig bestürzt. Die Beamten, die brav, aber kopfschüttelnd die *Labour*-Bestimmung ausgeführt hatten, mußten nun die Föderation erklären und verteidigen. Das Vertrauen war nicht leicht wiederzugewinnen.

Die Krise Afrikas

Unterdessen reisten Linksradikale und Provokateure im Lande herum und hetzten. Die wenigen Intellektuellen, meistens Bürobeamte und Schullehrer, wurden beeinflusst. Ein tapferer, aber fanatischer englischer Pfarrer, Michael Scott, der die Sache der Herero in Südwestafrika vor den Vereinten Nationen vertreten hatte, erschien plötzlich in Blantyre und rief zum passiven Widerstand auf. Ohne ein Wort der örtlichen Sprache verstehen zu können, lauschte er der Übersetzung seiner Rede. Die Übersetzer gaben seine Thesen in wilder Ungenauigkeit wieder. Es entstanden Gerüchte von allerlei kommenden Grausamkeiten, Repressalien, Bodenraub und Einschränkung der Freiheit. Indisches Geld floß aus den Händen der Provokateure, die herumreisten und die Häuptlinge zu gewinnen versuchten. Diese, ihrer Position unsicher geworden, liebäugelten zur selben Zeit mit dem „Afrikanischen Kongreß“ (der Partei der „Intelligenz“) und schworen andererseits, daß sie der Regierung treu seien. Mancher Häuptling ging zur „Untergrundbewegung“. Das System der indirekten Verwaltung (*indirect rule*) war erschüttert und ist vielfach außer Kraft getreten.

So ist eine Krise in diesem sonst so friedlichen, heiteren Lande ausgebrochen. Ob die jetzigen Unruhen unmittelbar in Zusammenhang mit dem passiven Widerstand gegenüber der Föderation zu bringen sind, ist nebensächlich. Das Land ist in Aufruhr. Neben die Bodenerosion ist eine „Stammeserosion“ getreten. Die alte Zucht, das alte Ethos der Stammeserziehung ist weitgehend in Vergessenheit geraten. Diebstahl und Lüge, Betrug und freches Benehmen ersetzen die alte Verehrung des Vorgesetzten und des Weißen Mannes. Es ist nicht leicht, Disziplin zu halten.

In dieser Tragik spielt die wachsende Unsicherheit der Europäer in den grundsätzlichen Fragen eine bestimmte Rolle. Die Krise Afrikas ist zu einem großen Teil die Krise Europas in Afrika. Aus in der Steinzeit steckenden Völkern versuchen wir viel zu rasch, demokratische Monteure zu erziehen. Gleichzeitig sind wir selbst in Zweifel geraten über die Errungenschaften der Technik des „Massenwohlfahrtsstaates“ usw. Afrika braucht eine ruhige, bäuerliche Entwicklung auf lange Sicht. Diese Ruhe wird ihm nicht gegönnt.

Vielleicht wird die eigentümliche Schönheit Njassalands, die eingeborene Fröhlichkeit und der lachende Humor der njassaländischen Schwarzen heilsam wirken. Als kürzlich sechstausend Eingeborene wütend vor einem *District Commissioner* protestierten und auf den Mann selbst losstürmen wollten, stieß die Radiostange eines Polizeiautos an einen Baum. Ein Bienenschwarm brach plötzlich aus dem Wipfel und griff die Umstehenden hitzig an. Die Versammlung räumte das Feld. Die nicht Gestochenen brachen in haltloses Gelächter über die Gestochenen aus. Mit solch' „irischem“ Humor ging die Politik zu Ende: *Apis ex Machina!* Njassaland kann noch durch Humor gerettet werden, aber es ist von tiefgehender Verwandlung ergriffen.

Berber und Araber

Der langjährige Machtkampf des Paschas von Marrakesch, Hadsch Thami el-Mizwari el-Glaui, eines Berbers, der sich von einem Feudalherrn mittelalterlicher Prägung zum Politiker des 20. Jahrhunderts entwickelt hat, gegen den Alidensultan Sidi Mohammed ben Jussuf, hat mit dem Sieg des Berbers über den Araber geendet. Der Pascha hat es sehr geschickt verstanden, im Zusammenwirken mit der Schutzmacht, als deren treuer Paladin er wiederholt in Erscheinung getreten ist, den ihm genehmen Gegensultan Sidi Mohammed ben Muley Arafa auf den Scherifenthron zu heben. Der neue Sultan pflegt seit langem kaum einen Schritt zu tun, ohne ihn zuvor mit dem Glaui abzusprechen.

30 000 Berber reiten auf Rabat

„30 000 Berberkrieger reiten gegen Rabat“, so schreibt die Weltpresse. Wer sind diese Berber, die bereits in der Marokkokrise vom Februar 1951 von sich reden machten?

Im Zusammenhang mit dem Sieg des Glaui über Sidi Mohammed V. ist die Frage aufgetaucht, ob sich dieser Mann, der die Rolle des Franzosenfreundes seit 1919 gespielt hat, künftig an die Spitze einer großen Unabhängigkeitsbewegung der Berber stellen könnte, die sich im Laufe ihrer Geschichte wiederholt gegen ihre Unterdrücker erhoben haben. Würde dann der Glaui für die Sache des Berbertums sich in ähnlicher Weise gegen die Schutzmacht stellen wie es der nach Korsika verbannte Sultan für die arabische Sache in Marokko getan hat?

Die Berber haben sich in beiden Weltkriegen als hervorragende, tapfere Kämpfer erwiesen. Die deutschen Soldaten wissen ein Lied davon zu singen. Wer sie für seine Sache mobilisieren kann, hält eine schlagkräftige Waffe in der Hand. Und Hadsch Thami el-Glaui hat gezeigt, daß er die Berber hinter sich hat. Könnte er mit ihrer Hilfe der Schutzmacht gefährlich werden?

Unter Pharaonen und Wandalen

Da die Berber den Franzosen auf dem langen Wege zur „Befriedung Marokkos“ bis Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts erbitterten Widerstand geleistet haben, hat sich die Schutzmacht für sie in besonderem Maße interessiert. Viele französische Militärs und Gelehrte, an ihrer Spitze der Vater der Berberologie, René Basset, und seine zahlreichen Schüler, haben in einer Unmenge von Publikationen und Monographien Geschichte, Volkstum und Sprache der Berber untersucht. Dabei stellte sich heraus, daß dieses rassenmäßig unterschiedliche, aber sprachlich weitgehend einheitliche Volk seit weit zurückliegender Zeit in Nordafrika ansässig ist. Ob man in ihnen die Urbevölkerung dieses Raumes zu suchen hat oder ob sie, was wahrscheinlicher ist, von Osten oder Norden einwanderten, ist bis heute nicht eindeutig geklärt.

Somatisch bezeichnet man die Berber als ein Konglomerat verschiedener Rassen. Neben Blauäugigen und Blondem, die vorwiegend im Norden des von ihnen bewohnten Raumes, im Rif und in der Kabylei, ansässig sind, finden sich braunhäutige und schwarzhaarige Typen im Atlas und in der Sahara. Ob die hellhäutigen Berber aus Mischungen mit den Wandalen Geiserichs, die 428 in Nordafrika einfielen, hervorgegangen sind, ist nicht erwiesen. Dieser Ansicht wird entgegengehalten, daß auf den Grabdenkmälern der Pharaonen hellhäutige Afrikaner, die Libyer, erscheinen, die man ebenfalls zu den Berbern rechnet.

Ethnologen haben einen berberischen Durchschnittstypus aufgestellt. Demnach sind die Berber öfter mittelgroß als groß, untersetzt und langschädlig mit gerader Nase.

Den Historikern und Geographen des Altertums waren die Berber bekannt unter der Bezeichnung Nasamonen und Psyller in der Cyrenaika und Tripolitanien, als nomadisierende Garamanten in der Sahara, als Makylern oder Maxyer im tunesischen Sahil, als Musulaner und Numidier im östlichen Maghrib, als Gätuler an den Ausläufern der Wüste und der Hochebenen und als Mauren im mittleren und äußeren Maghrib.

Die Phönizier, die in Nordafrika das punische Reich gründeten, die Griechen und Römer konnten die in zahllose rivalisierende Stämme zersplitterten Berber ohne großen Kräfteaufwand unterjochen. „Barbaren“ nannten sie die Unterworfenen wegen ihrer rauen Sitten. Sie nahmen sich nicht die Mühe, sich mit den Sprachen dieser Völker zu beschäftigen, die für sie nur ein unverständliches Gelispel, Gezische und kehliges Gegurgel waren. „Die Namen ihrer Stämme und Städte können nur Kehlen wie die ihren aussprechen“, meinte Plinius der Ältere.

Selber nennen sich die Berber *Imazighen* und ihre Sprache *Tamazicht*. Diese Bezeichnung taucht bereits in den Schriften Herodots als *Mazykes* auf. Die südmarokkanischen Berber, die den ursprünglich als arabisches Schimpfwort zu wertenden Ausdruck „*Schluh*“, d. h. Rüpel, angenommen haben, nennen sich gelegentlich *Imazighen*, wenn sie die hellhäutige Bevölkerung von den *Isuqqin* (Negern) und den dunkelhäutigen Oasenbewohnern *Iharatin* unterscheiden wollen. Die Tuareg der Sahara nennen sich selber *Imuhagh* oder *Imuschagh*. Dies ist aber nur eine lautliche Abwandlung des Wortes *Imazighen*.

Berbersoldaten von Massinissa bis Franco

Im Verlaufe ihrer Studien zur Ergründung des wahren Charakters der Berber kamen die französischen Gelehrten zu dem Schluß, daß es ihnen nie gelungen ist, mächtige dauernde Staatsgebilde zu schaffen. Trotz wiederholtem Sichauflehnen gegen fremde Eindringlinge haben sie es nie fertiggebracht, sich längere Zeit gegen den gemeinsamen Feind zu verständigen. Sie waren wohl fähig, sich zu zeitweiligen Bündnissen zu vereinigen. Diese Bündnisse zerfielen aber ebenso schnell, wie sie geschlossen wurden.

Zur Zeit der Punischen Kriege hatten die Reiche der Massylier von Mauretanien nur kurzen Bestand. Der Berberkönig Massinissa schuf mit Hilfe Roms in wenigen Jahren ein Reich, das von den Syrten bis nach der Muluya im äußersten Maghrib reichte. Es war aber schon 46 nach Chr. zerfallen. Das mit Hilfe des Kaisers Augustus geschaffene Reich Jubas II. von Mauretanien dauerte nur von 17—42 nach Chr.

Zahlreiche Versuche der Berber, sich gegen die Römerherrschaft aufzulehnen, scheiterten. So der Aufstand des Tacfarinas (17—19 n. Chr.), die Einfälle der Nasamonen und Garamanten unter Augustus und Domitian, die Erhebungen der Mauren unter Hadrian, Antoninus und Commodus und die Revolte der Quinquegentier, die mit den Kabylen des Dschebel Dschurdschura (im heutigen Algerien) identifiziert werden. Jedoch wurde der Unabhängigkeitssinn der Berber niemals erstickt.

Als die Araber unter dem Banner des Islams sich wie eine Sturmflut über Nordafrika ergossen, leisteten ihnen die Berber erbitterten Widerstand. Der arabische Feldherr Okba ibn Nafi', der 670 Kairawan (Tunesien) als Operationsbasis für seine Feldzüge gegen die Berber gründete, hatte zahlreiche Rückschläge zu verzeichnen. 687 wurde er von dem Berberführer Kusaila bei Tehudha getötet. Kusailas Reich, das den Dschebel Aurès (im heutigen algerischen Département Constantine) und den größten Teil Tunesiens umschloß, dauerte aber nur von 687—690. Unter Maisara (740) erfaßte die Aufstandsbewegung der Berber den ganzen Maghrib und griff auf Spanien über. Niemals jedoch waren die durch Stammeshader uneinigen Berber fähig, ihre Erfolge auszunutzen.

Zur Zeit der Almoraviden (1061—1147) und Almohaden (1126—1269) hatte es den Anschein, als würde den Berbern die Bildung von Großstaaten in Nordafrika gelingen. Unter den saharischen Lemtuna, die, wie heute noch die Tuareg, den Gesichtsschleier trugen und im 3. Jahrhundert der *Hidschra* zum Islam bekehrt worden waren, trat Ibn Jasin auf und vermochte, die Berber für das orthodoxe Dogma des Islams zu gewinnen. 1062 gründete der erste Almoraviden-Herrscher Jussuf ibn Taschfin Marrakesch und unterwarf in schnellem Siegeszug ganz Marokko, den mittleren Maghrib, setzte auf der iberischen Halbinsel die Andalusen-Emire ab und machte sich zum unumschränkten Herrn des islamischen Spanien. Der Niedergang der Almoraviden sollte aber ebenso schnell wie ihr Aufstieg sein.

Der Masmuda-Berber Ibn Tumart, der mit einer neuen religiösen Bewegung die Almoraviden ablöste, rief zum *Tauhid* (Einheitsbekenntnis) auf, und nach ihm schuf Abdelmumin das Reich der Almohaden, *Al-Muwahhidin*, d. h. der sich zur Einheit Allahs bekennenden, das sich zwischen der Syrte und dem Atlantischen Ozean erstreckte.

Doch auch hier beschleunigte die Rivalität der Berberstämme den Zusammenbruch dieses Reiches. Sowohl die Herrscher der Almoraviden als auch der Almohaden führten den Titel „*Emir el-Muminin*“ (Beherrscher der Gläubigen), den heute noch der Sultan von Marokko beansprucht.

Dem Zwist unter den Berberstämmen war zu verdanken, daß die arabischen Hilalistämmen Mitte des 11. Jahrhunderts die Berber in die Berge zurückdrängen konnten.

Die Berber, die der Islamisierung anfangs heftigen Widerstand entgegensetzten, wurden schließlich nicht durch Überzeugung, sondern durch materielle Vorteile für die neue Religion gewonnen. Die arabischen Heerführer reihten sie in ihre Heere ein und gewannen sie durch Versprechen auf reichliche Beute für den Islam. Berber bildeten den Kern der Heere, die unter dem aus ihren Reihen stammenden Feldherrn Tarik in wenigen Jahren die Unterwerfung des Maghrib vollendeten und in weniger als einem halben Jahrhundert Spanien eroberten. Der Zufall wollte, daß sie viele Jahrhunderte später General Franco zur „*Reconquista del Andalusi*“ verhalfen.

Zwei Seelen in der Brust der Berber

Die lange Symbiose der Berber mit den Arabern brachte mit sich, daß sich die beiden Elemente mischten und gegenseitig beeinflussten. Jedoch ist der Berber weder unter der Herrschaft der Punier, Griechen und Römer noch in den Reichen der Araber völlig im fremden Volkstum aufgegangen, solange es ihm gelang, seine Sprache zu

erhalten. Der Berber erkannte sehr schnell die Vorteile der ihm überlegenen Zivilisationen und machte sie sich nutzbar. Punisches und lateinisches Sprachgut fand Eingang ins Berberische. In den modernen Berbermundarten trifft man auf Schritt und Tritt arabisches Lehngut, das aus der Sprache nicht wegzudenken ist.

Schon früh wurden die Berber zweisprachig. Massinissa sprach neben seiner libyschen Muttersprache Punisch und korrespondierte in diesem phönizischen Idiom. Unter der Römerherrschaft beherrschten viele Berber neben ihrer Muttersprache das Lateinische. Jedoch blieb das angenommene Fremde nur ein dünner Firnis an der Oberfläche ihres Wesens. Als die Macht der Römer und Karthager schwand, hörte auch der Einfluß ihrer Sprachen bei den Berbern auf, die später ebenso bereitwillig das Arabische annahmen.

Noch heute sind viele Berberstämme im Atlas zweisprachig. Sie sprechen Arabisch und ihren Stammesdialekt nebeneinander. Ja, es kommt häufig vor, daß Berber, deren Idiome lexikalisch sehr stark voneinander abweichen, sich zur Verständigung des Arabischen bedienen.

Französische Ethnologen und Sprachwissenschaftler haben im Atlasgebirge bei den Berberstämmen eine überraschende Feststellung gemacht. Wenn sie ihre Gewährsleute Arabisch ansprachen, kamen sie zu ganz anderen Ergebnissen, als wenn sie sich die Mühe machten, mit den Berbern in ihrer Muttersprache zu reden. Allerdings mußten die französischen Gelehrten das Berberische fließend beherrschen, da sonst die Aufmerksamkeit der Befragten schnell erlahmte. Man gelangte zu der Auffassung, daß zwei Seelen in der Brust der Berber wohnten, eine oberflächlich arabisierte und islamisierte und daneben die ursprüngliche, tief im Wesen des Berbers verankerte, die sich aber erst offenbarte, wenn man ihm in seiner Muttersprache das Herz aufschloß.

Die französische Protektoratsverwaltung hat diesem Umstand schon früh Rechnung getragen. Die Offiziere für Eingeborenenangelegenheiten werden in Rabat gründlich im Berberischen ausgebildet, bevor man sie zum Dienst in den Atlasbergen abkommandiert.

Das wichtigste Element zur Erhaltung der einheimischen Sprache ist bei den Berbern die Mutter. Die Stellung der Frau ist bei ihnen sehr viel einflußreicher als bei den Arabern. Da die Berberin nicht so häufig wie die Männer mit den Arabern in Berührung kommt, erhält sich bei ihr die Sprache in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Von der Mutter lernt jede Generation von Berberkindern das heimische Idiom. Heiratet ein Araber eine Berberfrau, so wächst das Kind in seinen ersten Lebensjahren berbersprachig auf. Im umgekehrten Fall erlischt das Berberische mit erstaunlicher Schnelligkeit. Bei den saharischen Tuareg finden sich noch Spuren einer auf dem Matriarchat beruhenden Familiengliederung.

Volksglaube und Buchreligion

Judentum und Christentum und der Islam, der erst im XII. Jahrhundert völlig siegte, haben niemals ganz die uralten religiösen Vorstellungen der Berber töten können. Entsprechend der Zersplitterung der Stämme gab es im Altertum bei ihnen eine Menge verschiedener lokaler Kulte. Gegenstand der Verehrung waren Höhlen, Felsen, Quellen, Flüsse, Berge und die Himmelskörper. Die Riten, die heute noch

unter den Ackerbauern des Atlas üblich sind, um Regen zu erflehen, die Freudenfeuer „*tibufitin*“, die am *Aschura*-Fest zu Jahresbeginn unter Anrufen der heidnischen *Lalla Babijanu* abgebrannt werden, sind Zeugen der Heidenzeit.

Der ihnen angeborene Partikularismus hat es mit sich gebracht, daß sich die Berber nach der Bekehrung zum Islam von der Orthodoxie dem „ketzerischen“ Charidschitentum¹ zuwandten. Diese Lehren schmeichelten ihren „demokratischen“ Gefühlen, weil sie den Gedanken der allgemeinen Gleichheit vertraten. Es zeigte sich sehr früh, daß die Berber eine Neigung zu theologischen Streitigkeiten hatten. Große religiöse Führer haben sie aber nie hervorgebracht. Bezeichnend ist, daß die (nach dem heute noch auf der Arabischen Halbinsel herrschenden Hanbalismus in der wahhabitischen Form) am wenigsten liberale Lehrmeinung des Malik ibn Anas unter den Berbern Verbreitung fand. Heute hat sich der Islam in der orthodoxen Form der Sunna mit wenigen Ausnahmen in Nordafrika durchgesetzt. Charidschitisch-abaditische Gruppen gibt es noch im algerischen Mزاب, auf der Insel Dscherba und im Dschebel Nefusa.

Es hat nicht an Versuchen der Berber gefehlt, sich eine vom Islam unabhängige Volksreligion zu schaffen. Salih ibn Tarif gründete bei den Barghawata am atlantischen Gestade Marokkos eine religiöse Gemeinschaft, die sich vom 2. bis ins 5. Jahrhundert der Hidschra behauptete. Er verfaßte sogar einen aus 80 Suren bestehenden berberischen Koran. Seine Muezzins riefen statt „*Allah akbar!*“ die gleichbedeutende berberische Formel „*Moqqor Jakusch!*“ (Gott ist groß!), um die Gebetszeiten anzukündigen.

Nach ihm machte der Rif-Berber Hamim, von den arabischen Historikern „*el-Muf-tari*“ (der Fälscher) genannt, den Versuch, unter den Ghomara eine nationale Religion zu verbreiten. Auch er verfaßte einen Koran auf Berberisch.

Winzige Republiken

Die französischen Verwaltungsstellen haben sich angelegentlich für die politische Organisation der Berber interessiert. Sie stellten fest, daß der Partikularismus die Berber heute wie früher an der Bildung politischer Gruppen von Bedeutung hindert. Man kann ihre politische Ordnung als Gemeinderepublik mit eigener Gesetzgebung und Selbstverwaltung bezeichnen, die von der *Dschema'a*, der Ratsversammlung der Ältesten, regiert wird. Jede dieser winzigen Republiken, die eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit wacht, ist in *Soffs* oder *Leffs* gespalten. Das sind Parteien, die sich um eine einflußreiche Persönlichkeit scharen.

Die Keimzelle der Stammesorganisation bei den südmarokkanischen Berbern, denen auch Hadsch Thami el-Glaui angehört, ist die *takat*, der „Herd“. Darunter versteht man eine Gruppe von 10 Familien oder sechs Häusern. Aus 20 *takat* entsteht der *ichs* (Knochen) oder *tafust* (das Händchen). 4 oder 5 *tafust* bilden den *afus* (Hand) oder den Teilstamm. Mehrere Stämme, *taqbilt*, schließen sich zu einem *ameqqun*, einer Stammesföderation, zusammen. Jede *Dschema'a*, Dorfversammlung, wählt für den Fall des Krieges einen *amghar* (Häuptling). Die *Ait Arbain*, ein aus 40 *Inflas* (Notabeln) bestehender Rat, hat die Verwaltung des Stammes inne und

¹ das ist eine Abspaltung von der Schia, die an sich schon für die sunnitische Orthodoxie als Ketzerei gilt.

wacht über die gewissenhafte Anwendung des Gewohnheitsrechtes, *Kanun* oder *Azref* genannt, das aus Urzeiten überliefert ist und teilweise auf Holztäfelchen fixiert wird.

Charakteristisch ist bei den Berbern die Spaltung in religiöses und ziviles Recht. Das religiöse Recht leitet sich aus dem Koran her, findet aber nur auf Dinge Anwendung, die mit dem Glauben und der religiösen Wohlfahrtspflege zusammenhängen. In Zivil- und Straffällen wird nach dem alten Gewohnheitsrecht entschieden, das genau genommen eine Art Straftarif darstellt und in einigen Zügen große Ähnlichkeit mit dem Kodex des Hammurabi aufweist. Bei den Oasenberbern enthält der *Kanun* Strafen für alle Arten des Gartendiebstahls, bei denjenigen Berbern, bei denen die Bewässerung eine große Rolle spielt, wird Wasserfrevel, wie das unbefugte Ableiten von Wasser aus den Bewässerungsgräben, schwer geahndet.

Wer z. B. von der Dattelpalme, die ihm nicht gehört, einen Fruchtstand abschneidet, muß nach dem *Kanun* von Timgissin vier Fruchtstände ersetzen, zehn *Mitkal*¹ zahlen und dem Stamm ein Abendessen stiften. Wer einen Mord begeht, wird von den *Ait Arbain* dazu verurteilt, ihnen zwei Ochsen zu geben, den Angehörigen des Ermordeten ein Joch Ochsen und das Blutgeld. Der Mörder muß dann nach einem islamischen Heiligtum des Sidi Mohand Jakub in die Verbannung gehen, um sich zu läutern. Falls sich später die Angehörigen des Ermordeten seiner erbarmen, darf er zurückkehren. Er muß für die *Ait Arbain*, die Angehörigen des Toten und an der Moschee ein Schlachtopfer bringen. Darauf wird ihm in Gegenwart von Zeugen durch die Schreibkundigen des Stammes eine Urkunde ausgestellt, daß der Bann aufgehoben ist.

Um die Einheit Marokkos

Islamische Kreise in und außerhalb Marokkos haben immer großen Wert darauf gelegt, die Gegensätze zwischen Arabern und Berbern mit dem Hinweis darauf, daß beide Muslime sind, zu überbrücken. Als während des letzten Krieges die damalige Reichsrundfunkgesellschaft von Berlin und später von Paris aus Sendungen in Berberdialekten (Kabylich und Schilha) einrichtete, sprach sich der Großmufti von Jerusalem Hadsch Amin el-Husseini in Berlin energisch dagegen aus; denn man dürfe die Gegensätze zwischen Arabern und Berbern nicht betonen.

Kenner Marokkos vertreten heute die Auffassung, daß sich der traditionelle Gegensatz zwischen Berbern und Arabern zu einer politischen und sozialen Auseinandersetzung zwischen den sich in den Städten entwickelnden Sozialformen und dem konservativen Feudalsystem auf dem Lande entwickeln wird.

Von ausschlaggebender Bedeutung bei der Wahl zwischen dem arabischen Sultan Sidi Mohammed V. und dem Anführer der südberberischen Stammesföderation, Hadsch Thami el-Glaui, mag für Frankreich in Marokko die Erkenntnis gewesen sein, daß die Berber als Partikularisten und Individualisten bisher nie zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen werden konnten. Führergestalten vom Format des Glaui stehen in der Geschichte der Berber vereinzelt da. Er selber befindet sich aber bereits im achten Lebensjahrzehnt.

¹ eine gewohnheitsrechtliche, fiktive Geldeinheit.

ALFRED M. STAHRER

Erdölpartner Jemen

Als der jemenitische Vizekönig, Prinz Saif el Islam el Hassan, im Frühjahr 1953 seinen Besuch in Westdeutschland machte, hat es in den Reihen der Arabischen Liga nicht an kritischen Stimmen gefehlt, die Prinz Saif an den damals heftig umstrittenen Wiedergutmachungsvertrag der Bundesrepublik mit Israel erinnerten. Der kluge, lebhaft an allem technischen Fortschritt interessierte Vizekönig, in dessen Begleitung sich nicht zufällig auch der Handelsbevollmächtigte des Imam, Scheich Ali Mohammed el Djabali, befand, ließ sich durch die Warnrufe nicht beirren.

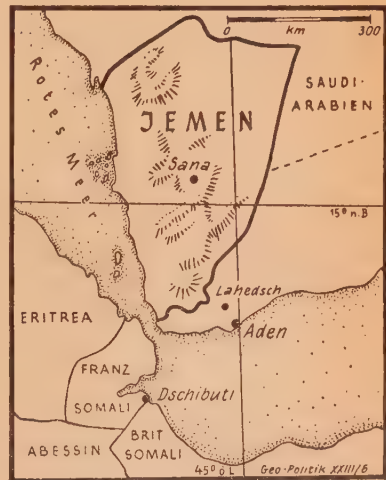
Die Deutschlandreise, die ihn von Frankfurt aus über Bonn und das Ruhrgebiet nach Hamburg, dann ins hannoversche und emsländische Erdölgebiet und schließlich zum Kur-aufenthalt nach Wiesbaden führte, wurde programmgemäß abgewickelt. Der Prinz sah viele Industriebetriebe, fuhr in ein Kohlenbergwerk ein, um vor Ort selbst die Hacke auszuprobieren, ließ sich in den Werken genauestens die technischen Details erklären und versäumte es bei alledem nicht, die Verhandlungen mit einigen deutschen Gesellschaften zum guten Abschluß zu bringen, um dadurch die Grundlage für eine intensive wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik und dem kleinen arabischen Königreich am Roten Meer zu legen.

Hoffnung auf ergiebige Vorkommen

Wohl die interessanteste Abmachung, die in Deutschland getroffen wurde, ist der Vertrag, den Prinz Saif mit Carl Deilmann in Bentheim schloß, dessen Firma in der Erdöl- und Erdgasgewinnung sowie im Schachtbau internationalen Ruf hat. Es geht hier um Erdöl, und angesichts der eminenten Bedeutung, die dieser Rohstoff in der Welt hat, ist es kein Wunder, daß nicht nur arabische Nationalisten (wegen des deutschen Israelvertrages), sondern auch die amerikanischen und britischen Ölgesellschaften hellhörig wurden.

Die arabischen Länder, d. h. namentlich Kuwait, Saudi-Arabien, Irak, die Halbinsel Qatar und die Insel Bahrein bilden heute die Ölbasis für die Versorgung Westeuropas, nachdem der Exportüberschuß Venezuelas, der vor dem Kriege in erster Linie nach Europa verschifft wurde, von den USA und anderen amerikanischen Ländern in Anspruch genommen wird. Aber sensationelle Kombinationen über deutsche Absichten auf einen Anteil am arabischen Ölreichtum sind unangebracht.

Die Geologen der angloamerikanischen Ölgesellschaften wissen genau so wie ihre deutschen Fachkollegen, daß die Voraussetzungen für die Bildung ergiebiger Erdöllagerstätten an der Südwestküste der arabischen Halbinsel nicht entfernt so



gut sind wie im Gebiet des Persischen Golfes, in dem über 50% der bisher bekannten Erdölvorräte der Welt nachgewiesen wurden.

Für die Ölsuche im Jemen kommt, ebenso wie in dem gesamten Küstenbereich des Roten Meeres und des Golfes von Suez, nur ein relativ schmaler Streifen von Sedimentgestein in Frage. Wenn man hier eines Tages, wie es in Ägypten der Fall ist, eine Förderung von 1 oder 2 Mill. t Rohöl jährlich erzielt, so wäre damit schon kühnsten Erwartungen entsprochen. An Ausbeuteziffern von 30–40 Mill. t jährlich, die Kuwait und Saudi-Arabien aufweisen, ist hier keinesfalls zu denken.

Neuartige Basis: Partnerschaft

Das Interesse der internationalen Ölwirtschaft gilt auch weniger der – sicherlich beschränkten – Erdölproduktion, die Jemen vielleicht eines Tages haben wird, sondern viel mehr den Vertragsbedingungen, die sicherlich auch von den Regierungen der arabischen Ölländer mit Aufmerksamkeit studiert worden sind. In der Tat ist der Ölvertrag zwischen C. Deilmann und der jemenitischen Regierung auf einer völlig **neuartigen Basis** abgeschlossen.

In den anderen arabischen Ländern haben die Regierungen an die angloamerikanischen Ölkonzerne gegen *Royalty*-Zahlungen Ölkonzessionen verliehen, später wurden sie dann an den Reinerträgen der betreffenden konzessionierten Gesellschaft, soweit diese aus der Erdölgewinnung in den betreffenden arabischen Ländern stammte, mit 50 Prozent beteiligt.

Das deutsch-jemenitische Abkommen betrifft nicht die Erteilung einer Konzession, sondern die **Begründung einer Partnerschaft**, wobei die jemenitische Regierung mit 75 Prozent und C. Deilmann mit 25 Prozent beteiligt ist und nicht nur die später erhofften Gewinne, sondern auch die anfänglich notwendigen Investitionen von den beiden „Konsortialpartnern“ in dem vereinbarten Verhältnis getragen werden. Hier tritt zum ersten Male ein arabischer Staat gemeinsam mit einer europäischen Gesellschaft als Ölunternehmer auf, wobei die europäische Gesellschaft selbstverständlich die wissenschaftlichen Voruntersuchungen und den technischen Betrieb in die Wege leitet und handhabt.

Im Rahmen der Vereinbarung sind die geologischen Voruntersuchungen und Vermessungsarbeiten im Salif-Gebiet der Küstenzone von Jemen unter Leitung von Dr. Oswald Schmidt bereits in Angriff genommen worden. Wird man im Verlauf von fünf Jahren nicht fündig, so gilt der Vertrag als beendet. Falls aber eine wirtschaftliche Förderung in Gang kommt, so ist die gemeinsame Ausbeutung der erschlossenen Vorkommen auf eine Dauer von mindestens zwanzig Jahren vorgesehen.

Während Jemen sich mit der deutschen Firma Deilmann akkordierte, haben übrigens zwei unabhängige amerikanische Ölgesellschaften, die *Cities Service Co.* und die *Richfield Oil Corp.*, Abmachungen mit dem Sultan von Oman an der Südostküste Arabiens (nordöstlich von Hadramaut) geschlossen und in der Küstenprovinz Dhofar gleichfalls mit erdölgeologischen Vorarbeiten begonnen. Allerdings ist man hier offenbar den traditionellen Weg gegangen, d. h. die amerikanische Gruppe erhielt eine Konzession, muß laufend gewisse Zahlungen an den Sultan leisten und im übrigen die Erdölsuche auf eigenes Risiko ausführen und aus eigener Tasche bezahlen.

BERICHTE

Westdeutschland	617	Italien	619	Samoa	620	Chile	621
Österreich	618	Griechenland	619	Polen	620		
Frankreich	618	Mosambik	620	Jordanien	620		

Bundesrepublik Deutschland – Asyl Europas

Beim Zusammenbruch im Mai 1945 gab es nach zuverlässigen Schätzungen über 9 Millionen *Displaced Persons* (DP). Durch die Besatzungsmächte und die UNRRA begann bereits im Sommer 1945 die Repatriierung. Auswanderung spielte damals nur eine unbedeutende Rolle. Als die IRO im Sommer 1947 die Nachfolge antrat, befanden sich noch rund 1 Million DP's in der Bundesrepublik Deutschland. Während der Tätigkeit der IRO spielte die Repatriierung nur noch eine geringe Rolle, die Auswanderung in andere europäische Länder und nach Übersee brachte etwa 900 000 DP's zur Wiederseßhaftmachung in eine neue Heimat.

Im Zuge der Auflösung der IRO erließ die Bundesregierung am 25. 4. 1951 ein Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer. Als „heimatlose Ausländer“ werden diejenigen nichtdeutschen Flüchtlinge bezeichnet, mit deren dauerndem Verbleib im Bundesgebiet bei Abschluß der Tätigkeit der IRO gerechnet werden mußte und die entsprechend der Note der Alliierten Hohen Kommission vom 9. 2. 1950 von den Besatzungsmächten verwaltungsmäßig und finanziell in deutsche Obhut übergeben wurden, soweit sie bis 30. 6. 1950 ihren Aufenthalt in der Bundesrepublik oder Westberlin genommen hatten.

Der überwiegende Teil der heimatlosen Ausländer war anfänglich in staatlichen Ausländerlagern untergebracht, die in ihrer Mehrzahl von der IRO an die deutschen Behörden übergeben worden waren. Mit Bundesmitteln konnten im Rahmen des DP-Wohnungsbauprogramms geschlossene Wohnsiedlungen in Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Nordrhein-Westfalen errichtet werden. Einige Tausende leben auch in speziellen Altersheimen und anderen Anstalten wie im Tbc-Sanatorium Gauting bei München. Daher waren am 1. April 1953 in den Ausländerlagern der Bundesrepublik nur noch 38 000 heimatlose Ausländer untergebracht. Nicht bekannt ist die Zahl der-

jenigen, die in Einzelwohnungen untergekommen sind.

Am 28. 7. 1951 wurde die Internationale *Convention* über die Rechtsstellung der Flüchtlinge von 20 Staaten unterzeichnet und von Dänemark, Norwegen, Belgien und Luxemburg ratifiziert. Die deutsche Ratifizierung steht unmittelbar bevor. Der in dieser *Convention* eingeschlossene Personenkreis (*Convention*-Flüchtlinge) ist erheblich größer. Er umfaßt neben den heimatlosen Ausländern, die durch das deutsche Gesetz einen weitergehenden Schutz genießen, auch alle sogenannten ausländischen Flüchtlinge. Als ausländische Flüchtlinge werden jene Personen bezeichnet, die nicht unter das Bundesgesetz vom 25. 4. 1951 fallen, jedoch im Sinne von Artikel 1 der *Convention* in der Bundesrepublik Zuflucht suchen, sofern ihnen in einem Überprüfungsverfahren nach der Asylverordnung vom 6. 1. 1953 der Status als Flüchtling zugesprochen wird.

Als *Convention*-Flüchtlinge (heimatlose Ausländer und ausländische Flüchtlinge) dürften vorläufig alle jene Ausländer anzusehen sein, die staatenlos sind und (oder) aus Ländern hinter dem Eisernen Vorhang stammen. Wieviele Ausländer aus Jugoslawien unter die *Convention* fallen, kann vorerst nicht gesagt werden. Nach der vierteljährlichen Ausländerzählung des Statistischen Bundesamtes gab es am 1. April 1953 465 510 Ausländer und Staatenlose. Davon stammten 157 324 aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang, 22 044 aus Jugoslawien, und 53 386 waren staatenlos. Von den 157 324 Ausländern aus dem Gebiet hinter dem Eisernen Vorhang stammen 84 460 aus Polen, 26 981 aus den baltischen Staaten, 13 684 aus Ungarn, 13 502 aus der UdSSR, 11 240 aus der Tschechoslowakei, 5 898 aus Rumänien und 1 559 aus Bulgarien. Das sind insgesamt 232 754 Ausländer, die vermutlich *Convention*-Flüchtlinge sind. Dazu kommen 232 756 sonstige Ausländer, und zwar 76 731 Niederländer, 55 418 Österreicher,

24 529 Italiener, 15 944 Schweizer, 13 406 Franzosen, 6 837 aus USA, 6 763 aus nördlichen Ländern, 6 081 Belgier, 5 977 Engländer. Der Rest entfällt auf die übrigen

Staaten oder ist ungeklärt. Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung auf die einzelnen Länder der Bundesrepublik Deutschland.

1. April 1953	Staatenlose	hinter d. Eisernen Vorhang	Jugoslawien	Convention Flüchtlinge	übrige Ausländer
Bayern	11 141	54 873	5 955	71 969	45 563
Baden-Württemberg	5 243	19 729	1 470	26 442	33 435
Rheinland-Pfalz	3 673	4 793	536	9 002	10 478
Hessen	2 548	10 915	946	14 409	15 227
Nordrhein-Westfalen	20 065	25 159	7 476	52 700	94 566
Niedersachsen	3 984	26 557	4 136	34 677	15 295
Schleswig-Holstein	2 862	5 847	426	9 135	6 051
Hamburg	2 851	8 687	1 020	12 558	9 784
Bremen	1 019	764	79	1 862	2 357
Bundesrepublik	53 386	157 324	22 044	232 754	232 756
Berlin-West	3 613	3 686	501	7 800	11 130

Martin Kornumpf

Österreichs Ölfelder und Rohrleitungen

Als die sowjetische Besatzungsmacht im Juni 1953 die Kontrollmaßnahmen für die Einreise in ihre Zone an der Donau, der Ems und auf dem Semmering einstellte, hoffte die Bevölkerung des österreichischen Waldviertels, Niederösterreichs, Wiens und des Burgenlandes ebenso wie die österreichische Bundesregierung, daß allmählich das Land freigegeben werden sollte. Die Sowjets haben seitdem einige andere Gesten des Entgegenkommens gemacht, aber bis jetzt keine Anstalten zur Lockerung ihres Griffs nach dem Erdöl Österreichs getroffen.

Sie fordern die Konzession der früheren Niederdonau-Erdöl G. m. b. H. mit den Ölfeldern Matzen, Aderklaa und Großenzersdorf (292 000 acres), das Feld Steinberg (220 acres), die Felder Enzersdorf (56 770 acres), Siebenhirten (11 000 acres) und Schratzenberg (8 668 acres), zusammen 396 248 acres. Die Westmächte haben ihnen dagegen die Konzessionen der Donau-Öl in Laa an der Thaya und der ITAG in Hollabrunn mit zusammen 422 796 acres angeboten. Die Sowjets beanspruchen die Raffinerien in Lobau mit einer jährlichen Durchsatzkapazität von 240 000 t Rohöl, Schwechat (120 000 t), Korneuburg (60 000 t) und Moosbierbaum, außerdem die Erdwachsraff-

inerie „Okeros“ in Stockerau sowie die Rohrleitung von Lobau über Zistersdorf zur tschechischen Grenze (und weiter nach Raudnitz). Die Westmächte wollen den Anspruch auf Lobau nicht anerkennen und in Schwechat die Raffinerie höchstens verpflichten, 3000 bis 4000 Faß Rohöl täglich für sowjetische Rechnung zu verarbeiten. Die Rohrleitungen und Tankanlagen sollen nach ihrer Ansicht dem österreichischen Staat zugesprochen werden, der sie unparteiisch allen Interessenten zur Verfügung stellen würde.

Inzwischen beuten die Sowjets weiter die Ölquellen und Verarbeitungsanlagen aus, die sie sich als zuletzt reichsdeutsches Eigentum (RAG) 1945 angeeignet haben, und die Eigentumsfrage an diesen wichtigen Bodenschätzen Österreichs ist ein besonders schwieriges Kapitel bei den Verhandlungen über den Staatsvertrag.

Ausbau der Wasserkräfte Frankreichs

Der Unterlauf der Rhône wird zu einer Energietreppe ausgebaut, die in 20 Stufen jährlich ungefähr 13 Milliarden kw liefern wird. Bei Bellegarde ist das größte Kraftwerk Europas, Génissiat, im Entstehen. Eine 104 Meter große Staumauer wird die Rhône zu einem 13 Mill. cbm fassenden, 23 km langen See aufstauen. Die Fallhöhe beträgt 65 m,

250 000 PS liefern $1\frac{1}{2}$ Milliarden Kilowatt. 1948 wurde die Anlage unter Wasser gesetzt. Bei meiner Studienreise 1952 konnte ich die Fortschritte der Erdbewegungen und Ableitungen beobachten. Das Werk von Donzère-Mondragon an der unteren Rhône mit 2 Milliarden Kilowatt wird den Wasserstand der Rhône in einem für die Schifffahrt günstigen Sinne beeinflussen und den gigantischen Plan einer Atlantik-Mittelmeerverbindung über Rhein-Rhône vorwärtstreiben. Wenn die Rhône für 1200-Tonnen-Schiffe fahrbar ist, wird ein großer Teil des Transitverkehrs zwischen Nordwesteuropa und dem Nahen und Fernen Osten, sowie Nord- und Ostafrika über Marseille geleitet werden. Marseille wird neben dem Seehafen von 26 km Kailänge einen Flußhafen erhalten.

Würden in Frankreich alle Wasserkräfte genutzt werden, so könnte man 140 Milliarden Kilowatt erzeugen. Genutzt werden jedoch erst 17 Milliarden. Mit der aus Kohle erzeugten Elektrizität beträgt die Jahresproduktion in Frankreich 26 Milliarden Kilowatt, der Verbrauch 32 Milliarden Kilowatt. Das Defizit wird aus der Schweiz, Spanien und Deutschland gedeckt. Nach den Berechnungen des Ingenieurs Caquot genügen 1 % des französischen Nationaleinkommens und 1 % der Arbeiterschaft, um dieses Defizit in 3 Jahren zu ändern. Durch den Monnetplan wurde nach 1945 die Grundlage für die planmäßige Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft Frankreichs geschaffen. Der planmäßige Ausbau der Wasserkräfte erspart 230 Millionen Tonnen Kohle jährlich.

1948 wurden von 893 Milliarden kwh gewonnener Elektrizität in der ganzen Welt in

USA 507 Milliarden Kilowatt von 150 Millionen Menschen erzeugt. In Frankreich wurden von 40 Millionen Menschen nur 26 Milliarden Kilowatt erzeugt, d. h. einem USA-Arbeiter steht fünfmal so viel Kraft zur Verfügung wie einem französischen Arbeiter, der deshalb auch nur $\frac{1}{5}$ des USA-Arbeiters leisten und verdienen kann.

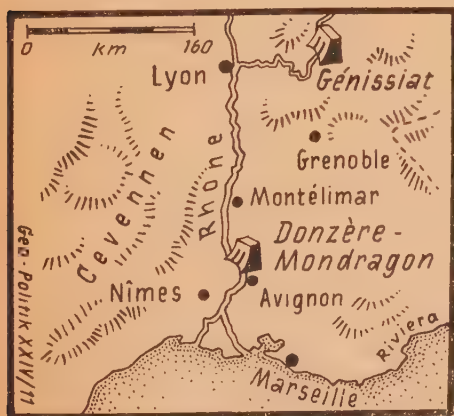
Frankreich erzeugte 1945 11,1 Milliarden kwh Wasserkraftelektrizität und 7,8 Milliarden kwh durch Dampfkraftwerke. 1949 wurden 28 Milliarden kwh erzeugt. 1955 rechnet man mit 35–40 Milliarden kwh. In einem Jahrzehnt verdoppelt sich damit die Energieerzeugung Frankreichs, vor allen Dingen durch die Gewinnung von Elektrizität aus Wasser.

P. Härtig

Tragische Insel Kephallonia

Die jonische Insel Kephallonia bildete im September 1953 einen Mittelpunkt des griechischen Erdbebengebietes. Diese nordwestlichen Inseln Griechenlands haben seit den Tagen, in denen sie auf die Heimkehr des Odysseus warteten, Tragödien genug erlebt.

Vor 10 Jahren, im Herbst 1943, standen 11 000 italienische Soldaten und 525 Offiziere der Division *Acqui* und der Flak- und Küstenbatterien, die auf der Insel als Besatzungstruppen Stellung bezogen hatten, in einem kaum lösbaren Konflikt, ob sie sich nach dem Befehl ihrer unmittelbaren Vorgesetzten von den deutschen Kameraden entwaffnen lassen oder nach dem Aufruf des Marschalls Badoglio gegen die Deutschen kämpfen sollten. Über Verhandlungen der Stäbe lag Mißtrauen, dann fielen Schüsse. Als General Antonio Gandin die Division fragte, ob sie sich dem deutschen Ultimatum beugen oder die „Unehre“ eines aufgezwungenen Kampfes auf sich nehmen wolle, entschieden sich die Soldaten für den Kampf. Am 22. September 1943 endete ein acht-tägiges mörderisches Ringen. 4750 Mann und 155 Offiziere hatten die Italiener im Kampf verloren. Die Gesamtzahl ihrer Opfer erhöhte sich auf 9 000, weil drei Transporter mit Gefangenen auf Minen liefen und weil das deutsche Ultimatum zunächst wörtlich wahrgemacht wurde, indem man nach dem Stichtag keinen Italiener mehr als Gefangenen annahm. Wer sich ergab, wurde erschossen, das traf auch den General.



Der italienische Feldgeistliche Luigi Ghilardoni schildert als Augenzeuge die Geschehnisse (*I Martiri di Cefalonia*). Als 1952 in Anwesenheit des Erzbischofs von Trient auf dem Meraner Kriegerfriedhof ein Denkmal für die Toten von Kephallonia enthüllt wurde (weil im Hotel „Meranerhof“ nach dem Kriege noch 200 Heimkehrer aus der Gefangenschaft, die zur Inselbesatzung gehört hatten, gestorben waren), berichtete die Südtiroler Zeitung „Der Standpunkt“: „Nirgends war auch nur eine Spur des Hasses zu entdecken.“

Die tragische Geschichte Kephallonias mahnt Deutsche, Italiener und Griechen, die in Kämpfe miteinander verstrickt wurden, die der einzelne Mensch aus diesen Völkern kaum wünschte, meist nicht verstand, daß sie sich von Haß- und auch von Schuldgefühlen befreien und einander in der brüderlichen Hilfsbereitschaft begegnen, die im Augenblick der Katastrophe von 1953 begann, Kephallonia von neuem aufzubauen.

Energiequellen in Mosambik

In der portugiesischen Kolonie Mosambik wird am Tete Kohle gefördert, deren Menge bald für die Kolonie ausreichen und sogar noch Exporte ermöglichen wird. Sie wird über die neue Tete-Bahn zum Hafen Beira transportiert, dessen Behnhof dann auch die Strecken nach Rhodesien mit Eisenbahnbetriebskohle versorgen kann.

Noch im Jahre 1953 wird der Revué-Staudamm bei Vila Pery fertig, der Beira mit billigem Strom beliefern soll.

Die Erdölsuche südlich des Sabi-Flusses dauert noch an.

Karte S. 605 in diesem Heft.

*

Samoa

Im Frühjahr 1953 bot der neuseeländische Ministerpräsident Holland den 80 000 Einwohnern der Inselkolonie Samoa ein gewisses Maß politischer Unabhängigkeit an. Es sollte ein Parlament aus 40 bis 45 Abgeordneten gebildet werden.

Neuseeland hat mit Samoa, dem ehemaligen deutschen Schutzgebiet, das es 1914 besetzte und 1919 als Völkerbund-

mandat behielt, erhebliche politische Schwierigkeiten gehabt. Die Samoaner, ein hochkultiviertes polynesisches Volk wie die Tonganer, wehrten sich gegen ihre Unterordnung unter Weiße, die allen Menschen nichteuropäischer Herkunft hochmütig begegneten. Die Insel war eine Zeitlang zwischen den beiden Weltkriegen ein Herd politischer Agitation.

Karte S. 552 in Heft 10.

*

Wolfszug nach Westen

Die polnische Jagdzeitung berichtet, daß Ende 1952 in den Wojewodschaften Bialystok 416, Lublin 113, Rzeszow 202, Allenstein 99, Krakau 77, Warschau 79, Bromberg 14, Posen 11, Kattowitz 3 und Grünberg in Schlesien 3 Wölfe festgestellt wurden.

Bis 1951 waren die Raubtiere nur bis zur Weichsel vorgedrungen. Im Winter 1952/53 jedoch wurden Wölfe aus der Gegend von Landsberg a/W., der Tucheler Heide, dem Glatzer Bergland und den Wäldern zwischen Breslau und Oppeln gemeldet. Sie kommen im Norden aus den großen Revieren von Augustowo über die Romintener Heide und im Süden aus den Wald-Karpathen und Beskiden. Sie reißen Wild und Vieh, und in Masuren müssen sich auch die Menschen vor ihnen fürchten.

*

Glubb Pascha und Israel

Das Königreich Jordan hat schon in der Zeit, als es noch unter dem Emir Abdullah das britische Mandatsland Transjordanien darstellte und sein Staatsgebiet noch nicht durch den arabisch gebliebenen Teil Palästinas vergrößert hatte, die Dienste des britischen Generals Glubb beim Aufbau seines Heeres zur Verfügung gehabt. Glubb Pascha hat aus den beduinischen Reitern eine kampffähige und disziplinierte Truppe von Panzersoldaten und Maschinengewehrschützen gemacht.

So vorsichtig und versöhnlich gerade die Politik Jordans gegenüber Israel bis jetzt gewesen ist, so eindeutig sind doch die Äußerungen von Glubb Pascha zu den ständigen Grenzkonflikten an der Demarkationslinie zwischen Israel und Jordan.

Die Grenze kann kaum ausreichend bewacht werden, ihre Länge entspricht der Entfernung von London bis Schottland. General Glubb hat auch im Jahre 1953 öffentlich die Ansicht vertreten, daß die Familientrennung durch politische Demarkationslinien nicht entschuldigt werden könne. Die arabischen Flüchtlinge im Gazazipfel, der von ägyptischen Truppen besetzt ist, haben Verwandte im jordanischen Palästina und können nur entweder mit Hilfe eines zu teuren Flugscheines oder durch illegalen Grenzübertritt über israelisches Gebiet zu ihnen kommen. Nachts gehen arabische Flüchtlinge aus Israel über die Grenze zurück, um das Obst in ihren Gärten zu pflücken oder ein Stück ihres Eigentums aus den Häusern zu holen. Manche stehlen auch, was nach Glubbs Meinung bei der Armut der Flüchtlinge kaum zu verwundern ist. General Glubb bedauert, daß die Zusammenarbeit der Polizei auf beiden Seiten der Grenze nicht mehr funktioniere, die Schuld dafür gibt er Israel. Es wäre nach seiner Ansicht besser gewesen, die kleinen Grenzzwischenfälle sofort örtlich zu erledigen, anstatt vor der UNO politisches Kapital aus ihnen zu schlagen. Die Strafexpeditionen der israelischen Armee über die Grenze, bei denen ein paar arme arabische Bauern mit ihren Familien den Tod fänden, könnten ebenfalls nicht entschuldigt werden. Glubb erwähnte den Angriff eines israelischen Bataillons mit Granatwerfern gegen ein Dorf von 12 Hütten mit einer Einwohnerzahl von 20 Männern und zahlreichen Frauen und Kindern. Es sei notwendig, daß die Staatsangehörigen Israels die terroristische Haltung, die sie in der Mandatszeit gezeigt hätten, jetzt endlich aufgäben.

Diese Erklärungen gab Glubb am 8. Februar 1953 in der jordanischen Hauptstadt Amman dem Korrespondenten der Londoner *Times*. Eine arabische Zeitung in Südamerika berichtet, daß im März und April 1953 erneut 52 Personen in diesen beiden Monaten aus ihrer palästinensischen Heimat vertrieben worden seien. Insgesamt hätten nach dem Dezember 1949, also lange nach dem Waffenstillstand, über 15 000 arabische Bauern das Staatsgebiet Israel verlassen müssen, darüber hinaus 17 000 Beduinen, die ihre Herden im Negheb zu weiden pflegten. An derselben Stelle wird über eine Mitteilung von Glubb

Pascha berichtet, nach der 1951 arabische Männer in Israel die vorgeschriebenen Personalausweise erhalten hätten, während die Frauen nicht immer auf die gesetzliche Ausweispflicht aufmerksam gemacht worden seien. Dann seien sie als angeblich illegale Einwanderer aus Jordan über die Grenze abgeschoben worden.

Chile-Kupfer

Die Bemühungen der chilenischen Regierung um Handlungsfreiheit bei der Verwertung des Kupfers der großen, in amerikanischer Hand befindlichen Minen sind nach Abschluß des Waffenstillstandes in Korea in ein neues Stadium getreten. Man wird demnächst mit einer neuen Gesamtregelung des Kupferproblems unter Einfluß neuer Preisvereinbarungen, einer neuen Festsetzung der Abrechnungskurse, einer Neueregulierung der staatlichen Gewinnbeteiligung und einer Abänderung des grundlegenden Kupferexportgesetzes vom Februar 1952, durch das Ankauf, Verkauf und Export der chilenischen Staatsbank überragen worden sind, rechnen können.

Chile verfügt über die bedeutendsten Kupferreserven der Welt. Die Vorräte Afrikas, der USA, der Sowjetunion, Kanadas, Europas und der übrigen Welt sind wesentlich geringer. Die derzeitige jährliche Kupferproduktion Chiles bleibt zwar mit etwa 400 000 t hinter derjenigen anderer Kupferproduzenten zurück, ist aber in Anbetracht der vorhandenen Reserven bei einer entsprechenden Nachfrage und geeigneten Investitionen erheblich steigerungsfähig. Der Zweite Weltkrieg und der Korea-Krieg hatten bei steigenden Preisen eine beachtliche Erhöhung der Produktion ermöglicht. Die Kupferexporte waren die Hauptdevisenbringer und damit die wichtigste Grundlage der Entwicklung für die gesamte chilenische Wirtschaft geworden. Chiles Staats- und Devisenhaushalt steht und fällt heute mit dem Erlös aus der Kupferausfuhr. Ohne die Einkünfte aus der Kupferwirtschaft müßten die meisten der großen Förderungsprojekte in Industrie, Energiewirtschaft, Transportwesen und Landwirtschaft aufgegeben werden. Ohne das Kupfer ließe sich das in den letzten Jahren erreichte Lohnniveau und der derzeitige Lebensstandard nicht halten.

Die Tatsache, daß mehr als 90% der Kupfergewinnung in Händen dreier großer nordamerikanischer Minengesellschaften liegen und daß nach dem Zweiten Weltkrieg etwa 80% der jährlichen Kupferexporte nach den USA gehen, erschwert die Lage der chilenischen Regierung außerordentlich. Diese Tatsache berechtigt aber wohl kaum zu der Annahme, daß mit der Nationalisierung der großen Minen — etwa im Stile der Verstaatlichung der Zinnbergwerke in Bolivien — und mit dem Verkauf des Kupfers auf Märkten außerhalb der USA die günstigste Lösung gefunden wäre. Die chilenische Regierung hat sich denn auch nach der Übernahme der Präsidentschaft durch General Carlos Ibañez del Campo im Herbst 1952 hinsichtlich eventueller Nationalisierungspläne sehr vorsichtig verhalten. Sie hat außerdem mehrfach zu erkennen gegeben, daß sie an den USA als größtem Käufer des chilenischen Kupfers ganz besonders interessiert ist, wenn von den Vereinigten Staaten die für die chilenische Wirtschaft für notwendig gehaltenen Preise geboten und wenn amerikanischerseits gewisse Verpflichtungen für die weitere Steigerung der chilenischen Kupferproduktion übernommen werden. Die USA können — wie kaum ein zweites Land — in größtem Umfang zur Modernisierung der chilenischen Kupfergewinnung beitragen; sie sind und bleiben ein großer Markt, und sie zahlen außerdem in den für Chiles Außenhandel unentbehrlichen freien Dollars.

Chiles Kupferpolitik war in der letzten Zeit durch den Versuch gekennzeichnet, so lange wie möglich an einem weit über Weltmarktniveau liegenden Verkaufspreis festzuhalten. Seine Regierung zeigte sich im übrigen an der Förderung der mittleren und kleinen nicht-amerikanischen Minen sowie an der Verarbeitung der Erze in eigenen Anlagen — 1951 nahm die staatliche Kupferschmelze Paipote bei Copiapo im Norden des Landes ihre Produktion auf — stark interessiert. Und schließlich versuchte Chile, wenigstens einen Teil seines Kupfers zu angemessenen Bedingungen auf nicht-amerikanischen Märkten unterzubringen.

Die Verhandlungen über ein neues Kupferabkommen zwischen Chile und den USA waren bis Mitte September 1953 noch nicht zu einem Abschluß gekommen. Man

nimmt jedoch an, daß Chile sich zu einem Nachgeben in seinen Preisforderungen entschließen muß. In die Vereinbarung mit den USA würde sicher auch die Übernahme der inzwischen auf etwa 100 000 t aufgelaufenen Kupfer-Lager der großen in Chile gelegenen amerikanischen Minen einbezogen werden.

Die mancherlei Gerüchte über den Bezug von Chile-Kupfer durch Länder hinter dem „Eisernen Vorhang“ haben nach Abschluß des Waffenstillstandes in Korea sehr zugenommen. Chile fühlt sich an das Lieferungsverbot für strategisch wichtige Güter und an andere Handelsbeschränkungen hinsichtlich des Kupfers nicht mehr gebunden. Es hat die Wiederaufnahme der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu allen Ländern der Welt „ohne Einschränkungen irgendwelcher Art“ angekündigt. Das Für und Wider der Kupferlieferungen an Ostblockländer, die ihrerseits wohl ein gewisses Interesse zeigen, wird in der chilenischen Öffentlichkeit in letzter Zeit lebhaft erörtert. Wenn auch einiges dafür sprechen mag, daß einzelne Kompensationsgeschäfte über dritte Länder irgendwann einmal getätigt werden, so zeigt sich doch andererseits, daß die Abwicklung der Zahlungen erhebliche Schwierigkeiten machen wird, zumal freie Dollars im Osten für diese Zwecke auch nicht allzureichlich verfügbar zu sein scheinen. Außerdem wird in der chilenischen Presse zu bedenken gegeben, daß die Kupferproduktion in der Sowjetunion im Rahmen der Fünfjahrespläne im Ansteigen begriffen sei (nach einer in Chile veröffentlichten Statistik der UNO soll die Sowjetunion 1951 annähernd 290 000 t und 1952 rund 334 000 t Kupfer produziert haben; das Planziel für 1955 soll bei 485 000 t liegen) und daß aus diesem Grunde mit größeren Abschlüssen auf lange Sicht kaum zu rechnen sein dürfte. So wird es also möglicherweise mit dem Osten zu Einzeltransaktionen kommen, die aber wohl sicher nicht die für Chile notwendige Lösung des Problems bringen können.

Das Chile-Kupfer bleibt für Chile selbst und für die gesamte übrige Welt trotz der zunehmenden Bedeutung anderer Stoffe, die die Aufgaben des Kupfers teilweise übernehmen können, ein lebenswichtiges Metall.

LAWRENCE VON ARABIEN

Die meisten von uns betrachten noch immer — einer alten Schulbuchanweisung folgend — Tugenden als die Gegenpole zu Untugenden, sie damit bei der gleichen Person ausschließend. Mut und Furcht, Tapferkeit und Feigheit, Selbstlosigkeit und Ehrgeiz erscheinen als Gegensatzpaare, Heroismus, Führertum und menschliche Größe scheinen nur glaubhaft, wenn ihre Negationen im Bild eines Menschen fehlen. Mindestens geben wir vor, so zu urteilen. Die Psychologie weiß seit langem, daß es sich nicht so verhält, daß Mut die Überwindung der Furcht, Altruismus bezwungener Egoismus ist, daß überhaupt im menschlichen Habitus die formativen Plus- und Minus-Elemente nahe beieinander liegen.

Thomas Edward Lawrence, der „Befreier Arabiens“ und Autor eines der großen Bücher der Weltliteratur, ist für viele ein von Geheimnissen umwitterter Name, ein Mythos, geworden. Mehr als einmal haben später davon Faszinierte bei näherer Beschäftigung mit dem, was in Herz und Hirn dieses außerordentlichen Menschen vor sich ging, enttäuscht ihn als Abenteurer und Nihilisten neu rubriziert.¹ Er widersprach, schrien es, bestimmten konventionellen Vorschriften, die der Vorstellung von einer harmonischen Persönlichkeit zugrunde liegen.

Nicht die arabische Wirklichkeit ist wesentlich, — auch nicht die Guerilla-Taktik

Über „Colonel Lawrence“, wie T. E. meist genannt wird, zu berichten, macht, um nicht mißverstanden zu werden, eine gewisse Abgrenzung notwendig gegenüber Gesichtspunkten, unter denen man Persön-

lichkeit, Aktivität und literarische Rechenschaftslegung dieses Mannes auch betrachten könnte. — Man könnte z. B. versuchen, aus dem Bericht über den Aufstand in der Wüste gegen die mit dem kaiserlichen Deutschland verbündete Türkei eine Analyse der arabischen Wirklichkeit von heute abzuleiten, gewissermaßen „Lehren aus der Geschichte“ zu ziehen. Das wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt: die politische, ökonomische, vor allem aber auch die psychologische Situation der heutigen souveränen arabischen Staaten hat nichts mehr gemeinsam mit der Lage, in der Lawrence seinerzeit für ein unabhängiges Arabien kämpfte.

Lawrence hat nichts von dem vorausgesehen, voraussehen können, was heute die innen- und außenpolitische, die soziale und nationale Problematik der Araberstaaten bestimmt. Ebensowenig, wie er etwa Werk und Persönlichkeit Atatürks in einer neuen diktatorial-modernen Türkei voraussehen konnte und ihre Ausstrahlungen auf bestimmte, gerade jetzt wirksam werdende sozialrevolutionär gestimmte Militärrebellionen (Ägypten), hat er geahnt, daß Ibn Saud, den er stets nur als einen kleinen Beduinenscheid eingeschätzt hat, zum drohend schweigenden Mittelpunkt der mohammedanischen Welt werden würde.² Er hat auf die gesetzt, die mit ihm kämpften, die Husseiniten. Er lebte in seiner Zeit und erlebte sie als seine Zeit in einem sehr persönlichen Sinne, gestaltet durch sein Tun und seine Erfahrungen.

Möglicherweise könnte es fruchtbarer sein, die Technik des Guerillakrieges, die der von den Berufsmilitärs zum großen Teil als lästig empfundene unbekannte Privatgelehrte entwickelte, als er mit den genialisch-einfach organisierten Beduinenschwärmen gegen die schwerfällige europäische Kriegführung der Türken anging, im einzelnen zu studieren.

¹ So ist etwa die Studie „Portrait de L'Aventurier“ (T. E. Lawrence, Malraux, von Salomon), die Roger Stéphane 1950 bei Sagittaire, Paris, herausgab, trotz brillanter Einzelformulierungen und einer systematisch-einseitigen Ausdeutung bestimmter Zitate im Grunde nicht weniger unergiebig als die 1946 in den Editions A. M., Paris, veröffentlichte Arbeit von Léon Broussard „Le Secret du Colonel Lawrence“.

² H. C. Armstrong, ein überzeugter Freund des Wahabitenkönigs, äußert sich in seinem Buch „Lord of Arabia, Ibn Saud, an Intimate Study of a King“, London 1924, sehr bitter über das Unverständnis, das Lawrence gegenüber Ibn Saud an den Tag gelegt hat.

Es mögen in der Tat hier anwendbare Lehren für den modernen Partisanenkampf abzuleiten sein.

Um die wirkliche Bedeutung von T. E. Lawrence für unsere Zeit aber zu erkennen, muß man weder – vom damaligen Schauplatz des Geschehens – Informationen über die arabische Realität von heute ableiten wollen, noch – vom Zeugnis des handelnden Autors her – eine militärwissenschaftliche Studie zur Frage des Kleinkrieges. Schon gar nicht dürfen etwa pro- oder contra-Gefühle bestärkt werden, die im Zusammenhang mit der Tagespolitik der Araberstaaten, z. B. in der Stellungnahme zu Israel, vorhanden sind.

Ein Gleichnis des Jahrhunderts

Man muß – in Leben und Tat, im literarischen und privaten Zeugnis des Mannes T. E. Lawrence – ins Gedächtnis zurückrufen, daß in der Gestalt eines Einzelnen gelegentlich so etwas wie ein Gleichnis des Jahrhunderts vor uns aufleuchtet, ein Maßstab, an dem gemessen werden kann, was vielen anderen in Sieg und Niederlage nur unvollkommen klar wird: nur ein Leben, das dem eigenen *daimonion* treu bleibt, ist wert, gelebt zu werden.

Am 16. August 1888 als zweiter unter fünf Brüdern in Wales geboren, war T. E. ein auffällig frühreifes Kind. Bei Prüfungen in Englisch wurde der Jüngling im Jahre 1906 unter Tausenden von Examenkandidaten der Erste. Seine Brüder haben später berichtet, daß er nicht allzulange dem christlich-frommen Hintergrund seiner Familien-erziehung treu blieb, sich frühzeitig für technische Dinge interessierte, fanatisch Geschichtsbücher las, selbst auf Radfahrten Zeichnungen südenglischer historischer Denkmäler anfertigte, von Waffen und Wapen fasziniert war und sich vor allem für Vorgeschichte und Ausgrabungen interessierte.

In den Jahren 1906–1908 durchstreifte er Frankreich und Wales, zeichnete, sammelte, photographierte, wenn auch ausgesprochen persönlichen Vorlieben folgend: er lernte! Im Jahre 1909 gelang es ihm, eine Reise nach Syrien zu ermöglichen, wo er insbesondere die Burgen aus der Zeit der Kreuzzüge studierte, nicht ohne daß er bei einem Überfall durch Kurden einmal als tot liegen gelassen wurde. –

1910 erwarb er in der *Honours School of History* mit der Prüfungsarbeit über die Kreuzfahrerburgen den akademischen Grad B. A. der Universität Oxford.

Von Oxford radelte er 1910 wieder nach Frankreich, diesmal, um mittelalterliche Keramik zu untersuchen. Im Winter des gleichen Jahres ging er über Athen und Konstantinopel noch einmal nach Syrien. Vom Frühjahr 1911 an wirkte Lawrence bei Ausgrabungen am Euphratufer mit, photographierend, aber vor allem auch als eine Art Arbeitsaufseher. Er blieb dort, mit zeitweisen Ortsveränderungen und Urlaubsreisen, fast drei Jahre.

Aus dieser Zeit stammt ein erstes Zeugnis dafür, wie er es verstand, sich die Zuneigung der ihm untergebenen Araber zu erwerben. Einer Lehrerin an der Missionsschule in Dschebail erklärte ein Araberjunge Dahoum: „Du fragst, warum wir Lawrence lieben? Wie kann man denn anders? Er ist unser Bruder, unser Freund und Führer. Er ist einer von uns; alles was wir tun, kann er auch, und er kann es sogar besser als wir. Er nimmt sich unser wirklich an und sorgt auch für unser Bestes. Wir haben Achtung vor ihm und bewundern sehr seinen Mut und seine Tapferkeit; wir lieben ihn, weil er uns liebt, und wir würden unser Leben für ihn geben!“³

Im Januar 1914 kam Lawrence zu einer Vermessungsabteilung in der Nähe von Gaza und Berseba; es war ein mehr der kartographischen Erkundung als der Archäologie zugehöriger Auftrag. Nach Ausbruch des Krieges hat er dann in der Kartenabteilung des *War Office* in London eine wichtige Karte des Sinaigebiets angefertigt. Von Dezember 1914 an war er in Ägypten eine Art Verbindungsmann von dem britischen militärischen Nachrichtendienst und der arabischen Zentrale zu der ägyptischen Vermessungsstelle. Schließlich bekam er den Auftrag, „die Familienrevolte des Scherifs Hussein in eine Volksbewegung zu verwandeln“, wie Feldmarschall Lord Wavell es einmal genannt hat.

³ Hier (und an andern Stellen) folgen wir dem letzten über Lawrence erschienenen Buch „E. T. Lawrence, Mosaik meines Lebens. Aus Briefen, Werken und andern Dokumenten ausgewählt und mit einer Einleitung von David Garnett“, Paul List Verlag, München, 1952. Aus dem Englischen übersetzt von Hanns v. Krannhals (ursprünglicher Titel: *The Essential T. E. Lawrence*, Jonathan Cape, London, 1951).

Zwischen dem Mai 1917, als ein unbekannter Leutnant des britischen Nachrichtendienstes mehr oder minder „offiziell“ in Kairo die Führung der arabischen Bewegung übernahm, und dem triumphalen Einzug des Dreißigjährigen am 9. Oktober des nächsten Jahres in Damaskus liegt die legendar gewordene Tat: der „Aufstand in der Wüste“, von dem sein Epos „Die Sieben Säulen der Weisheit“ auf fast 1000 Seiten handelt.

Der Aufstand in der Wüste

Dieses Jahr Weltkriegsgeschichte und die beiden ihm vorausgehenden der Vorbereitung, die Voraussetzungen dafür schufen, daß der von Konstantinopel her im Kalifat repräsentierte Islam sich aufspaltete in die von Kemal Pascha im Geiste der liberalen Ideen des Westen reorganisierte Türkei und in – teils wirklich, teils scheinbar – unabhängige arabische Staaten, war der Höhepunkt im Leben von T. E. Lawrence.

Als Zivilist und Schmalspursoldat (Historiker, Archäologe) hat Lawrence in diesem Feldzug ein altes militärisches Prinzip, dem die mittelalterlichen Landsknechtsheere folgten, als noch Menschenleben in wörtlichem Sinne einen Wert darstellten, neu angewandt: die Ermüdungsstrategie. Anstelle der ungeheure Menschenopfer fordernden Entscheidungsschlacht, die zur gleichen Zeit in Europa die „Stahlgewitter“ entfesselte, griff er auf das Element der Verluste tunlichst vermeidenden Beunruhigung, Zermürbung, Schwächung des Gegners zurück, das später im Zweiten Weltkrieg von jugoslawischen und russischen Partisanen weiter entwickelt wurde. In Bewaffnung, Disziplin und Zahl der regulären türkischen Armee bei weitem unterlegen, haben die wie der Wind aus dem Nichts auftauchenden und dahin wieder entwindenden fliegenden Kolonnen der Beduinen unter seiner Führung im gesamten Gebiet der Hedchasbahn die türkischen Abwehrkräfte in ständigem Schrecken gehalten, verzettelt und unsicher gemacht. Gegenmaßnahmen gingen ins Leere. Die Weite der Wüste schützte ihre Söhne ebenso, wie später der russische Raum den Seinen half, der massiven Kraft der technisierten Massenarmee bis zu einem gewissen Grade hinhaltend auszuweichen.⁴ Lawrence machte dabei aus einer Not eine Tugend: er sah deutlich, daß es unmöglich war, die teilweise

untereinander verfeindeten arabischen Stämme, denen so etwas wie eine gemeinsame nationale Idee erst langsam nahegebracht werden mußte, in einer offenen Feldschlacht, nachdem man sie zur Revolte bewogen hatte, als Armee den Türken gegenüberzustellen. Die Niederlage wäre fraglos gewesen. Erst ganz zum Schluß konnte Feisals „Nordarmee“ die Aufgabe übernehmen, die von den Briten bereits geschlagenen türkischen Verbände endgültig aufzureiben. Der Partisanenkrieg aber war erfolgreich: Lawrences Berichte darüber sind überzeugend.

Wenigstens soweit es sich um die militärischen Operationen handelte. Das, was sich in Versailles in politischer Hinsicht für die Araber ergab, hat Lawrence, der unermüdlich für sie bei allen Konferenzen tätig war, mit Bitterkeit erfüllt und mit dem Gefühl, an einem Betrug beteiligt gewesen zu sein.

Was er gewollt und später dazu gedacht und geschrieben hat, wird deutlich, wenn man (gerade weil dieser Text in der ersten Subskriptionsausgabe nicht enthalten war, vermutlich wegen seiner scharfen Formulierungen) ein paar Absätze des I. Kapitels der „Sieben Säulen der Weisheit“ hier einfügt⁵; die den Aktivisten, den Träumer und den Wortgestalter zu gleicher Zeit zeigen.

„Es ist dies keine Geschichte der arabischen Freiheitsbewegung“, stellt Lawrence fest, „sondern die meines Anteils an dieser Bewegung. Es ist eine Erzählung von Tagesereignissen, unwichtigen Geschehnissen und kleinen Leuten. Es werden der Welt keine Lehren erteilt und keine Enthüllungen gemacht, um die Menschen zu erschüttern. Es ist ein Buch voller Trivialitäten, teils um zu verhindern, daß jemand jenes Stückwerk – aus dem eines Tages ein Mann Geschichte machen könnte – für Geschichte hält, teils weil es mir Freude machte, die Kameradschaft des Aufstandes wieder vor mir lebendig werden zu lassen. Es war ein erhabener gemeinsamer Rausch: um uns die Majestät der großen Weiten, der Atem ferner Winde, das Licht der Sonne und die Hoffnungen, aus denen unser Tun gespeist wurde.“

⁴ Das Buch von Lowell Thomas „With Lawrence in Arabia“, NYC, 1924, ist von L. als „incompetent“ abgelehnt worden. Thomas war im ganzen 14 Tage in Arabien. Dagegen ist „Lawrence and the Arabs“ von Robert Graves, London 1927, eine gute Ergänzung zu L. eigenen Darstellungen.

Alles erschien uns wie ein Morgen, und die Frische der kommenden Welt berauschte uns. Wir hatten uns in schwer erklärbare nebelhafte Ideen verstiegen, für die man kämpfen mußte. Wir lebten viele Leben in jenen wirbelnden Feldzügen, versagten uns weder das Gute noch das Böse, aber als wir endlich das Ziel erreicht hatten, als der junge Tag einer neuen Welt anbrach, kamen die alten Männer wieder hervor und nahmen uns den Sieg fort und richteten alles nach dem Bild jener früheren Welt ein, die ihnen vertraut war. Die Jugend verstand wohl zu erobern, aber sie hatte nicht gelernt, ihre Eroberungen zu halten, und war bemitleidenswert hilflos vor dem Alter. Wir stammelten, daß wir um einen neuen Himmel und eine neue Erde gerungen hatten, und sie dankten uns höflich und schlossen den Frieden auf ihre Art ab.⁶

Als die „große Politik“, d. h. die Selbstsucht der europäischen Chauvinismen, das einmalige Kunstwerk, das der arabische Feldzug in Konzeption und Ausführung dargestellt hatte, zerschlug und an die Stelle dessen, was Lawrence sich als krönenden Abschluß erträumt hatte, den unabhängigen Araberstaat mit Damaskus als Hauptstadt und Feisal als König (Hussein hat er stets als zu weich betrachtet!), das Pfschwerk setzte, quitierte er nun, nachdem er län-

gere Zeit auf dem Parkett der Diplomatie seinen Kampf für die Freiheit der Araber fortgesetzt hatte, im Jahre 1922 den Staatsdienst, obwohl Winston Churchill alles daran setzte, ihn im Kolonialamt zu halten.“

„Ein Mann unter fünfzig Millionen“

Nach einem – in Depression endenden – Versuch, sich aus der persönlichen Verzweiflung in die Schriftstellerei als Beruf zu flüchten (Er stellt später fest: „Ich versuchte damals zu schreiben. Vielleicht um Künstler zu werden . . ., mindestens aber, um geistig zu sein. Mein Hirn hatte zum Ziel, unantastbare Dinge zu schaffen. Aber das ist falsch. Alles Geschaffene ist antastbar!“),⁷ tritt Oberst Lawrence am 30. August 1922 als einfacher Soldat, unter Annahme eines falschen Namens, zuerst als John Hume Ross, in die britische Fliegertruppe, später, als seine Anonymität nicht aufrecht erhalten werden kann, und das Luftfahrtministerium ihn wegen sensationaler Pressemeldungen entlassen zu müssen glaubt, unter dem Namen T. E. Shaw vorübergehend in das Tankkorps ein. Nach zwei Jahren gelingt es ihm, die Rückversetzung in die Fliegertruppe zu erreichen.⁸

Als im Jahre 1926 die Luxusausgabe der „Sieben Säulen der Weisheit“ und kurz darauf der „Aufstand in der Wüste“ in England erstmalig einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, wußte außer den höchsten Regierungs- und Armeestellen niemand etwas über den Verbleib des mysteriösen *Colonel Lawrence*.

Er wird irgendwann an der äußersten Nordwestgrenze Indiens stationiert. Als im

⁶ Die „Seven Pillars of Wisdom“ erschienen im Juli 1922 in 8 Expl. in Oxford als Privatdruck, 1926 erschien eine Subskriptionsausgabe von wenigen hundert Expl. 1935 kam bei Jonathan Cape, London, die dritte Ausgabe heraus. 1936 kam es zu einer französischen Edition. Im gleichen Jahr brachte der Paul List Verlag, Leipzig, die deutsche Ausgabe heraus (nach dem Zweiten Weltkrieg in München neu aufgelegt). Im gleichen Verlag erschien dann auch, der britischen Ausgabe folgend, die gekürzte Variation „Aufstand in der Wüste“.

Die – deutschen – „Sieben Säulen der Weisheit“ enthalten, mit Ergänzungen seines Bruders, die „Bemerkungen über die Niederschrift der Sieben Säulen der Weisheit von T. E. Shaw“, die Einzelheiten über die verschiedenen gedruckten und ungedruckten Manuskripte geben. Der Titel des Buches bezieht sich auf eine Stelle in den Sprüchen Salomonis IX, 1, wo es heißt: „Die Weisheit baute ihr Haus und hieb sieben Säulen“. Ursprünglich hat L. ihn für eine Arbeit gewählt, die sich mit den sieben Städten Kairo, Smyrna, Konstantinopel, Beirut, Aleppo, Damaskus und Medina beschäftigte. Die Studie wurde nicht veröffentlicht, aber L. übertrug den Titel auf sein großes Buch über den arabischen Krieg.

Wir entnehmen das Zitat aus „Mosaik meines Lebens“.

⁷ Eins der wichtigsten Bücher, die in diesen Jahren erschienen, Hannah Ahrends „The Burden of our Time“, London 1951, enthält sehr interessante Hinweise auf die Rolle, die Lawrence als Prototyp einer ganz bestimmten Elite zukommt, die, im Althergebrachten heimatlos geworden, sich selbst an die Tat verlieren wollte, wenn man auch die Rubrizierung L.s als Agenten des Imperialismus mit etwas Skepsis aufnehmen muß. L. hat sich bei Kriegsende so unmißverständlich gegen die britische Kolonialpolitik gewandt, nicht nur in Versailles, daß das zumindest nur für einen bestimmten Abschnitt seiner Aktionen gilt, danach war er ein ausgesprochener Rebell dagegen.

⁸ Oberst T. E. Lawrence „Selbstbildnis“, Die Neue Rundschau, Berlin, 1935, August.

⁹ Captain Liddell Hart, „T. E. Lawrence and after“, London; deutsch von Theodor Luecke, Verhulst Verlag Otto Schlegel, Berlin („Oberst Lawrence“).

benachbarten Afghanistan eine Revolution ausbricht, meldet die Welpresse, daß der Verschwundene hier die Finger im Spiel habe. Die Regierung ruft ihn zurück, schweigt, als die britische Presse mitteilt, daß er bei einem Flugzeugunglück am 7. Februar 1931 tödlich verunglückt sei, gestattet ihm in Wirklichkeit das Verbleiben im Heer, falls er sich bestimmten Einschränkungen unterwerfe. Er willigt ein, arbeitet in seiner Freizeit an einer (nach Meinung von Fachleuten bisher unübertroffenen), Übersetzung der Odyssee, konstruiert einen neuartigen Schnellboottyp, der besonders geeignet ist, Küstenflugzeugen rasch Hilfe zu bringen, und kehrt schließlich am 26. Februar 1935 nach Ableistung der elfjährigen Dienstverpflichtung ins Privatleben zurück.⁹

Ein in Indien abgeschlossenes Buch über sein Leben als Fliegersoldat unterwirft er der freiwilligen Sekretierung. Es sollte nicht vor 1950 veröffentlicht werden.¹⁰

Der Mann, dessen Name in die Geschichte des Ersten Weltkrieges und vor allem in die Annalen des national erwachenden Nahen Ostens einging, dessen Buch die Londoner *Sunday Times* „vielleicht das größte Werk, das in unserm Jahrhundert entstand“ nannte, kehrt nur äußerlich dem „mönchischen Leben“ den Rücken (Er hat in einem Brief selbst den Eintritt in die Fliegertruppe mit dem Eintritt in ein Kloster verglichen!): willentlich und bewußt hält er die Distanz aufrecht, die ihn von allem isoliert, was nach „Öffentlichkeit“ schmecken könnte.

Er scheint von hier an das Leben eines völlig auf sich selbst zurückgezogenen Mannes angenommen zu haben. Obwohl er einige Verbindungen aufrecht erhält, die ihn der nationalen Luftverteidigung Englands eingliederten, legt er in steigendem Maße Briefen vorgedruckte Formulare bei,

⁹ Aufschlußreiche Briefstellen, gerade auch aus der Militärzeit, enthält David Garnett: *The Letters of T. E. Lawrence*, London, Jonathan Cape, 1938. Deutsch „T. E. Lawrence, Selbstbildnis in Briefen“, herausg. von David Garnett, übersetzt von Hans Rothe, Paul List Verlag, München 1948.

¹⁰ Die Familie L. hat auch 1950 die Publikation des Gesamtmanuskripts von *The Mint* nicht freigegeben. 1936 erschienen Teile daraus unter dem Titel *Notes made in the RAF Depot between August and December 1922 and at Cade College in 1925 by 352. 87 A/C. Ross, regrouped and recopied in 1927 and 1928 at Air Craft Depot, Karachi by Doubleday and Doran*. Auszüge enthält auch „Mosaik meines Lebens“. Das Gesamtwerk harret noch der Veröffentlichung.

daß er in Zukunft keine weitere Korrespondenz pflegen werde. Er bewirbt sich um einen Nachtwächterposten bei der Bank von England, der ihm zugesagt wird.¹¹

Darüber hinaus scheint er die bestimmte Absicht gehabt zu haben, in dem kleinen Häuschen, das er in Cloud Hills erworben hatte, als „Waldgänger“, wie Ernst Jünger heute das etwa nennen würde, zu leben. Am 8. Mai schreibt er an Lady Astor: „Nein: Wildpferde würden mich augenblicklich nicht von Clouds Hill weglocken. Es ist ein irdisches Paradies, und ich will hier bleiben, bis ich mich seiner würdig fühle. Es ist außerdem etwas im Mechanismus zerbrochen, wie ich Ihnen schon sagte: Mein Wille, glaube ich...“.

Am 13. Mai verunglückt er, unweit Cloud Hills, mit seinem geliebten Motorrad. Zwei ihm entgegenfahrende Botenjungen auf Fahrrädern versperren die Straße: der wie stets in vollem Tempo daherrasende Lawrence wirft die Maschine beiseite, stürzt und wird besinnungslos abtransportiert.

Fünf Tage später stirbt er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Am 21. Mai wird er in der Moreton Church begraben. Seine Büste wird in der Krypta der Sankt-Pauls-Kathedrale aufgestellt. „Ein Mann, wie man ihn unter fünfzig Millionen nicht mehr findet“, ruft ihm General Sir John Hamilton über das Grab nach; – „gestorben bei dem Versuch, zwei unbekannte Jungen nicht zu gefährden.“

Gerüchte aller Art entzündeten sich an seinem Tod: bis heute gibt es Leute, die nicht daran glauben, sondern überzeugt sind, daß er irgendwo im Dienst des *Secret Service* wichtigste Aufgaben für England durchführt; aber auch Andeutungen, daß der gleiche *Secret Service* ihn als einen Mann, der zu viel wußte, umgebracht habe, sind nie ganz verstummt.

Die Freiheit in der großen Leere

Die – scheinbare? – Selbsterniedrigung, die den zweiten Abschnitt im Leben von T. E. Lawrence bestimmt, hat zu vielem

¹¹ Grotesk ist, daß er nur durch höchste Konnexionen Zusagen wie diese und die Erlaubnis, in der RAF als einfacher Soldat zu dienen, erhielt: was jeder Arbeitslose mit ein wenig Glück erreichen konnte, scheute man sich, einem – unverständlich gewordenen – Nationalhelden zu gewähren!

Rätselraten geführt. Es schien unnötig, exzentrisch, unnatürlich, daß der Mann, der einige der erlauchtsten Geister des Landes zu seinen Bewunderern zählte (Staatsmänner wie Winston Churchill und Männer der Literatur wie George Bernard Shaw neben zwei Feldmarschällen waren stolz, von ihm als Freunde behandelt zu werden!) sich in die Monotonie des Kasernenlebens vergrub, anstatt, was keine Mühe gemacht hätte, in der Diplomatie oder auch im Generalstab eine seiner Begabung angemessene Stellung zu übernehmen.

Trieb ihn ein schlechtes Gewissen? War es eine mit äußerster Willensanstrengung durchgehaltene theatralische Pose? War es Verzweiflung, Flucht vor sich selber, verletzte Eitelkeit, die ihn dazu trieb? Oder hatte ein Mensch, der, wie es schien, vergeblich nach den Sternen gegriffen hatte, plötzlich gespürt, daß er in Gefahr stand, im schrankenlosen Tatendrang sich selbst zu verlieren?

Für die Richtigkeit fast jeder dieser Antworten scheint es Indizien zu geben; Lawrence hat in selbstmörderischer Ehrlichkeit in seinen Aufzeichnungen und Briefen mehr als genug sich selbst all der Dinge bezichtigt, die man ihm vorwirft. Und doch bleibt bei allen Erklärungen ein Rest. Keiner seiner Biographen überzeugt wirklich, wo er eine Erklärung versucht. —

Der Mann, der eine außergewöhnliche Scheu vor jeder körperlichen Berührung hatte (er soll nie eine Frau berührt haben!), lieferte sich dem zermürbenden Kasernendasein aus, in dem ihn nicht nur seine vielen Verwundungen vor immer neue physische Belastungsproben stellten, sondern auch die ihm eigene Feinfühligkeit es ihm nur mit ungeheurer Disziplin möglich machte, in der zufälligen und aufgezwungenen Gemeinsamkeit so etwas wie Gemeinschaft zu finden. Und doch scheint T. E. hier, wo, wie er es einmal formuliert, „man lernt, daß es nicht auf den Einzelnen ankommt“, wo jede Minute Privatleben der Routine abgelistet oder abgetrotzt werden muß, wenn vielleicht auch nicht glücklich, so doch ruhig geworden zu sein. Er gab sich ganz seiner Liebe zur Technik, zur Maschine hin und scheint mit den Jahren so etwas wie die eigene Welt eines im Gewande des Kollektivdaseins auftretenden Individualismus für sich errichtet zu haben: Man ist erst ganz

man selbst, wenn man nach außen nichts mehr ist! —

In dem bisher veröffentlichten Teil von *The Mint* finden sich ein paar Stellen, die andeuten, was hier gemeint ist. Dort heißt es etwa: „... Je mehr wir an Anhänglichkeitsgefühl gewinnen, um so mehr büßen wir an Persönlichkeit ein. Man beachte einmal die geistige Bedeutung solcher Nebensächlichkeiten wie die unseres *Overalls*. Seit man uns zur Arbeit in sie hineingesteckt hat, sind wir wie Roboter zu einheitlichen Gestalten geworden: ohne Anmut, ohne eigene Wesenszüge — und nachlässig, sehr nachlässig... Flieger sind ohne Besitz, ohne Bindungen und haben wenig Tagessorgen. Mir schreibt der Dienst im Augenblick abschließend vor, daß die fünf Knöpfe auf meiner Vorderseite geputzt sein müssen.

Und um uns Flieger sorgt man sich so wenig, wie wir uns selber Sorgen machen. Mit simplen Augen sehen wir stur geradeaus, leben natürlich, eine klägliche Vorstellungswelt läßt uns im Flachland des Verstandes weder pflügen noch ernten — wie Brachfelder sind wir der freien Luft überlassen. Im Sommer waren wir der Sonne eine leichte Beute. Im Winter mühen wir uns schutzlos auf den Straßen ab, Regen und Wind treiben uns vor sich her, bis wir selber nur noch Regen und Wind sind. Im ersten Morgengrauen rasen wir zu dem durchsichtigen Schwimmbad des *College* hinüber und tauchen in das elastische Wasser, das sich unsern Körpern wie eine Haut anschließt — auch zu ihm gehören wir.“ Und der Absatz schließt mit dem Satz: „Überall ist Verwandtschaft, es gibt keine Einsamkeit mehr.“ —

Hat Lawrence hier den Lebensstil wiedergefunden, den er in der Wüste zu lieben begonnen hat? Damals schrieb er über den Beduinen: „Er hat alle materiellen Bindungen, Annehmlichkeiten, Verfeinerungen, Luxus und sonstigen Ballast des Lebens hinter sich gelassen, um dafür eine persönliche Freiheit zu gewinnen, die von Elend und Tod bedroht ist. In der Armut sieht er keine Tugend an sich; er liebt die kleinen Freuden und Genüsse, die er sich noch leisten kann. Sein Leben bietet ihm Luft und Wind, Sonne und Licht, freien Raum und eine große Leere.“ —

Überwindet die Freiheit in der großen Leere, die Neuformung der „Existenz“ im

Kollektiv wirklich die Einsamkeit? Lawrence hat keine deutlichere Antwort gegeben.

T. E. Lawrence war kein Lesebuchheld. Er war ein Mann voller Widersprüche: geliebt und ehrlich gehaßt, Bescheiden und arrogant. Ehrlich und undurchsichtig. Bewundernswert und kritikbedürftig.

Er war natürlich durchaus nicht ohne Ehrgeiz. Daß er es war, der es ermöglichte, die ersten Fahnen des unabhängigen Arabien in Damaskus zu hissen, ließ sich der „ungekrönte König Arabiens“ von keinen britischen Militär- oder Verwaltungsbükraten abhandeln: der Einzug war sein Sieg, auch wenn es genügend Leute gab, die es mit äußerstem Mißbehagen aufnahmen, daß sein Name und nicht der des offiziellen englischen Heerführers im Sprechchor der Araber im Namen Allahs als der des Befreiers gepriesen wurde.¹²

Und dennoch hat er später seine Ansprüche, seine Ämter, seine Titel, selbst seinen Namen abgelegt, um nicht gefeiert zu werden für etwas, das er nicht mehr als mit Erfüllung begnadet hat ansehen können.

Er war selbstbewußt, bis zur Unverschämtheit. Alle, die ihm begegneten, wissen davon zu berichten. Selbstbewußt, weil er in der Tat „es besser wußte“ als diejenigen, die ihm ermüdend stets die Anordnungen des *India Office* zitierten, das eine unentschieden-zwiespältige Arabienpolitik verlangte. Und dennoch hat er sich gewiegert, in seinen elf Jahren anonymen Dienstes in Fliegertruppe und Tankkorps Beförderungen anzunehmen. Aus Selbstbewußtsein? Was konnte es schon bedeuten, wenn man ihn, der ein Königreich aus dem Boden stampfte, zum Sergeanten, zum Leutnant machte? Er bedurfte dieser Ränge nicht.¹³

In einem Brief an Ernest Thurtell vom 26. April 1929 hat er eine ganz rationelle Erklärung zu diesem Komplex gegeben: „Ich muß ein letztes Wort über meine Sonderlichkeit anfügen. Jeder, der so schnell hochgekommen ist wie ich (Sie dürfen nicht ver-

gessen, daß ich mich fast vollständig selbst gebildet habe: mein Vater hatte fünf Söhne und nur 300 Pfund im Jahr) und den Gipfel der Welt so genau von innen kennengelernt hat, wird seinen Ehrgeiz sehr rasch aufgeben und des üblichen Tatendrangs müde werden, von dem er sich leiten ließ, ehe er den Gipfel erreichte. Ich war kein König oder Ministerpräsident, aber ich habe sie gemacht oder mit ihnen gespielt, und danach gab es, in dieser Beziehung, für mich nicht mehr sehr viel zu tun. So ungewöhnliche Erlebnisse hätten mich für die Zeit meines Daseins zu einem Sonderling machen müssen – es sei denn, daß meine Haut so dick wäre wie ein Abtreter. Was wirklich nach Sonderling aussieht, ist meine Abkehr vom aktiven Leben im Alter von 35 Jahren – anstatt im Alter von 75...“¹⁴

Es ist kein Zweifel möglich, daß die Nichteinlösung seines Versprechens der syrischen Unabhängigkeit ihn ursprünglich tief getroffen und nachträglich alles, was er selbst getan hat, in seinen Augen entwertet und beschmutzt hat.¹⁵

die folgende Stelle: „Ob ich wohl der einzige in diesem Buch bin, der ihn einen kleinen Affen nennt? Ob ich der einzige bin, der an ihm Kritik übt? Wenn ja, dann bin ich auch der einzige, dessen Bericht ihm Spaß machen wird, wo immer er auch jetzt weilen mag. Ich muß leider offen gestehen, daß ich ihn immer für einen bösatigen kleinen Kobold gehalten habe, und diese Bösatigkeit lag wie ein Schatten über seinem schönen Charakter. Ein anderer Schatten war seine Eitelkeit, die ihn zum Posieren trieb und ihn selbst gequält hat... Ich sah ihn niemals in einer Entscheidung zögern und ich würde lieber unter ihm als unter jedem anderen aktiven Soldaten gedient haben!“ (Sir Robert Young, Indische Armee).

¹⁴ Wie alle zitierten Briefe L.s aus „The Letters of T. E. Lawrence“, deutscher Text aus „Mosaik meines Lebens“.

¹⁵ Um der geschichtlichen Wahrheit willen muß hier erwähnt werden, daß L. sich später gemäßigter ausdrückte und etwa in einer Aufzeichnung vom 18. 11. 22 Winston Churchill bescheinigte, daß er – zum Unterschied zu den vorangehenden britischen Regierungen – den Anstand über egoistische Spekulationen stellte, „um unsere Versprechungen dem Geist und dem Buchstaben nach zu erfüllen... In die Angelegenheiten des französischen Syrien vermochte er nicht einzugreifen, und der Scherf von Mekka kann mit Recht darüber Klage führen, daß die mit ihm getroffene Regelung noch nicht im Einklang steht mit der englisch-französischen Abmachung von 1916 oder unserm Versprechen...“

Ich habe nicht die Absicht, geheime Dokumente zu veröffentlichen oder lange Aufklärungen zu geben, aber ich muß meine Überzeugung niederschreiben, daß England aus der arabischen Affäre mit reinen Händen hervorgegangen ist...!“ Das Bei-

¹² Es ist kennzeichnend, daß (— zumindest in der uns vorliegenden Penguin-Ausgabe, London 1939) in den berühmten Letters of Gertrude Bell, einer der einflußreichsten, mit L. gut bekannten, britischen Asienspezialisten, sich um den Oktober 1918 herum keine einzige Bemerkung über den Einzug in Damaskus findet!

¹³ Er war sicherlich in gewisser Hinsicht eitel. In T. E. Lawrence by his friends findet sich etwa

Einsamkeit

Vor allem aber spielt im Leben von Lawrence eine ausschlaggebende Rolle, daß er, der durch nichts anderes als die Kraft seiner Persönlichkeit arabische Fürsten zu Respekt und Gefolgschaft zwang, im Grunde stets sehr allein war. Auch im Burnus war T. E. Lawrence nur ein Freund, ein Blutsbruder, derer, die er führte. Wirklich zu ihnen gehört hat er dennoch nicht. Und so liebevoll er auch in seinem Werk einzelne Araber-Scheichs zeichnet, er blieb außerhalb ihrer Welt. Er hat das gewußt: In den „Sieben Säulen der Weisheit“ heißt es: „In meinem Falle brachte mich die Mühe dieser Jahre, die Kleidung der Araber zu tragen und ihre Geistesart nachzuahmen, um mein englisches Ich und ließ mich den Westen und seine Welt mit neuen Augen betrachten: sie zerstörten sie mir gänzlich. Andererseits konnte ich ehrlicherweise nicht in die arabische Haut hinein – ich tat nur so. Leicht kann ein Mensch zum Ungläubigen gemacht werden, aber schwer ist es, ihn zu einem andern Glauben zu bekehren. Ich hatte eine Form abgestreift, ohne eine andere anzunehmen; und das Ergebnis war ein Gefühl tiefster Vereinsamung im Leben und der Verachtung, nicht der Menschen, aber alles dessen, was sie taten. Solches Losgelöstsein kam in einer Zeit über den Mann, als er von überlanger körperlicher Anstrengung und Absonderung erschöpft war. Sein Körper schleppte sich mechanisch weiter, während sein vernünftiges Denken ihn verließ und von außen kritisch auf ihn herabblickte, sich fragend, was dieser wertlose Ballast eigentlich tat und warum. Manchmal unterhielten sich die Ichs im Leeren; und dann war der Irrsinn nahe, wie er wohl einem Menschen nahe sein kann, der die Dinge gleichzeitig durch die Schleier von zweierlei Sitten, zweierlei Bildung, zweierlei Umwelt zu betrachten vermochte.“ Als er nach England zurückkam, wiederholte sich die Erfahrung des Nichtdazugehörens. Er hat stets Freunde gehabt, von arabischen Kameltreibern bis zu Prinzen aus dem Hause des Propheten,

spiel zeigt, daß ein unverfälschtes Bild vom Denken T. E.s nur dann zu gewinnen ist, wenn man die verschiedenen, sich oft im Akzent widersprechenden, der jeweiligen Gefühlssituation entsprechenden Aufzeichnungen gegeneinander abwägt. Anklage und Selbstanklage wechseln ebenso ab wie Stolz und Selbstverkleinerung, wie Mitteilungsbedürfnis und betontes Abseitsstehen. —

von einfachen Tanksoldaten bis zu Regierungsmitgliedern in England, aber sein Gemeinschaftserlebnis war stets das der „erfahrbaren“ persönlichen Begegnung. Die Fähigkeit, sich mit den „erdenkbaren“ Kollektiven d. h. der Nation, der Kultur, der Religion wirklich zu identifizieren, war ihm abhanden gekommen. Er hat diese „männliche Einsamkeit“ auf sich genommen.

Dieses „existentielle“ Erlebnis des in die Autonomie des Einzelmenschen zurückgeworfenen denkenden Täters, das den britisch-arabischen Königsmacher Lawrence verbindet mit dem deutschen *Pour le Mérite*-Träger Ernst Jünger, dem ehemaligen italienischen Kommunisten Ignazio Silone, dem Flieger der französischen Résistance Antoine de Saint-Exupéry und dem in Spanien und China gekämpft habenden Gaullisten André Malraux (um nur einige der Namen zu nennen, die heute in ihrem schriftstellerischen Werk in die gleiche Richtung weisen!), hat bei vielen, die selbst in der Geborgenheit der christlichen Heilslehren leben, zu Gesten warnender Ablehnung geführt. Die vor einiger Zeit erschienene Biographie T. E.s von Rolf Schroers, die sein Werk als „Vermächtnis des Stolzes und edlen Scheitern“ charakterisiert, stellt apodiktisch fest:¹⁶

„Lawrences Inbrunst richtete sich auf die Verwirklichung eines reinen gerechten Lebens. Dieser Inbrunst war keine Erfüllung gegeben. ... Gott war diesem Leben fremd. ... Die Summe dieses Daseins war die Selbstvernichtung.“ Abgesehen davon, daß sich bei Lawrence selbst der Satz findet: „Wer lange genug in der Wüste lebte ...“, der wurde unweigerlich auf Gott zurückgeworfen als einzige Zuflucht und als Rhythmus des Seins ...“, ist ein solches Urteil auch dann leichtfertig, wenn die Feststellung Eugen Gottlob Winklers¹⁷ zu Recht bestünde: „Jede außerpersönliche Sicherheit, der er sein Tun mit der Zuversicht eines Gläubigen hätte anheimstellen können, war ihm versagt.“ —

Gerade weil der zweite Abschnitt dieses Lebens sich so unverständlich scharf von der Zeit unterscheidet, in der ein Einzelner nach der erlösenden Tat suchte, hat Gert H. Theu-

¹⁶ Rolf Schroers „T. E. Lawrence, Schicksal und Gestalt“, Walter Dorn Verlag, Bremen-Horn 1949.

¹⁷ „Oberst Lawrence“ in Eugen Gottlob Winkler „Gestalten und Probleme“, Karl Rauch Verlag, Leipzig 1937.

nissen viel tiefer gesehen, wenn er formuliert: „... daß der Lawrence in reichem Maße zuteil gewordene Feldherrnruhm völlig vor dem viel größeren Ruhm verblaßt, der ihm als einem Menschen gebührt, welcher im 20. Jahrhundert die psychologische Selbsterkenntnis bewußt und unerschrocken bis zur religiösen Erkenntnis des Tragischen vortrieb. T. E. Lawrence hat auf diese Weise den Menschen und seine wahre Wirklichkeit wiederentdeckt. Er nahm den Kampf auf, er bereitete der Psychologie den Weg, der ins Theologische führt und der Lehre vom Menschen jungfräuliches Land erschließt.“¹⁸

Einer der letzten Zeugen einer Zeit, in der Führertum im Tun noch verbunden war mit einer persönlichen Integrität, die nur zum Handeln aufrief, wenn dahinter ein Glaube und auch die vom Gehirn her beaufsichtigte Selbstkritik stand, ging mit T. E. Lawrence dahin. Ein Mann, der Geschichte machte. Und ein Mann, dessen Wort als Schreibender Gewicht behalten wird. Hier wird die Nachwelt die selbstquälerischen Zweifel des Autors ebenso beiseite schieben, wie sie sein Urteil über die politische ‚Erfolgslosigkeit‘ gegenüber dem für alle späteren Entwicklungen im Nahen Osten bahnbrechenden arabischen Feldzug auf sein rechtes Maß zurückführen wird. Es gibt seit Plutarch wohl kein so gewaltiges Werk, Historie unvergesslich zu machen, mit Geschichtsschreibung Geschichte noch einmal nachzuschaffen. Sie wurde so – und nicht anders – dargestellt, weil der Berichtende von sich selbst und seinem Traum von Sieg und Erfüllung mit berichtet. –

Ein großer Mensch. Eine tragische Gestalt. Ein Dichter von Weltrang. Ein Einsamer, der sein Leben lang die Gemeinschaft gesucht hat. Ein Mann, der von einer großen Tat träumte und sie damit auf die Erde zwang. Ein Täter, der nicht im Tun versank, sondern – vor sich selber erschreckend – um dessen Sinn rang. Für ihn und für die, die er führte. – Es scheint, er zerbrach daran?

Niemand weiß Genaues. Es kann auch sein: er genas daran, wurde durch das ‚einfache Leben‘ mehr er selbst als im himmel-

stürmenden Tun oder im zweifelnden Denken? Er bejahte, was ihm geschah, als Schicksal; desertierte nicht, blieb sich treu. Im Gedenken dieses Jahrhunderts wird T. E. Lawrence bleiben als eine der prometheischen Figuren, an die der irische Dichter O. Shaughnessy die „Ode an die Träumer der Welt“ richtete, die Julius Bab kongenial ins Deutsche übertragen hat:

„Wir machen Musik und wir träumen
Denn Traum ist uns Pflicht und Genuß,
Wir wandern beim Wellenschäumen
Am Strand, und wir wandern am Fluß.
Auf uns, die den Welttag versäumen,
gießt Mond den verbleichenden Guß!
Doch was sich bewegt in den Räumen
Der Welt, wird durch unsern Beschluß.
Uralte Sänge errichten
Die großen Reiche der Welt;
Wir spannen durch Wundergeschichten
Des Kaisers weitherrschendes Zelt.
Ein Mann kommt und singt, da geschieht es,
Die Krone erobert ein Streich.
Und drei mit dem Klang eines Liedes
zertreten ein Königreich.
Und ob wir Jahrhunderte lagen
In der Zeit verzaubertem Berg –
Schuf Ninive nicht unser Sagen,
Ist Babylon nicht unser Werk?
Und haben nicht wir sie zerschlagen,
nur wir mit prophetischem Wort?
Denn ein Traum ist die Zeit, die verdorrt,
und ein Traum läßt den neuen Tag tagen!“

Karl O. Paetel

Auslandskundliche Hilfsmittel

Cresef: Centre Recherches Etudes Sociologiques Maroc Nr. 1, Mai 1953. Am 15. April 1953 wurde in Marokko eine Forschungsstelle für Familiensoziologie errichtet, die sich bemüht, die Sozialprobleme des Landes als Erscheinungsformen eines typischen sozialgeschichtlichen Ablaufs zu begreifen. Das erste Heft der Veröffentlichung, die in französischer und arabischer Sprache erscheint, gibt einen Bericht über die Gründungssitzung und den Wortlaut der Statuten. Das Institut will sich mit einer wissenschaftlichen Erforschung des marokkanischen Bettler-Problems befassen, also die Frage des nordafrikanischen Proletariats im engen Sinne dieses Wortes aufgreifen.

¹⁸ Gert H. Theunissen „Ärgernis und Zuversicht, Entscheidungen des Geistes im 20. Jahrhundert“. Minerva Verlag, Berlin 1947.

FREIE AUSSPRACHE

DIE GEOGRAPHISCHE VERNUNFT UND DIE DEUTSCHE WIRTSCHAFT

Raumordnung des Bundes oder des Reiches?

Sehr geehrte Herren!

Der Literaturbericht Ihres Septemberhefts über Raumforschung und Landesplanung bringt uns erneut ins Bewußtsein, daß vor dem neuen Bundestag mit der im Grundgesetz angeordneten innergebielichen Neuordnung eine der größten Aufgaben der Gegenwart steht. Es scheint deutsches Schicksal geworden zu sein, daß nach jeder Niederlage nicht nur das Dach unseres Hauses abgedeckt, sondern auch die Zimmeranordnung und -einrichtung umgekrempelt werden müssen.

Warum bedarf es zum Versuch einer Neuordnung immer erst des Zusammenstreffens von Siegerwünschen und den Wünschen einer deutschen Minderheit? Wer aktiviert wen in Richtung einer kontrageschichtlichen Raumlösung? Ist es der feindliche Sieger, der die Macht partikularisieren, oder ist es der deutsche Föderalist, der die Kultur nach kaum noch erkennbaren Stämmen einteilen und erhalten will? Wenn von der anderen Seite die Zersetzung und Ausschaltung der europäischen Zentralmacht geplant wird, ist sich denn der deutsche Teil auch bewußt, daß ein ähnliches Ergebnis auch der deutschen Kultur durch die Balkanisierung droht?

Die Rüstkammer der extremen Föderalisten ist in Wahrheit eine Gerümpelkammer. Ihre verrosteten Waffen schneiden nur dann noch, wenn schon das Schwert von gleichgesinnten Siegern dem Separatismus eine Gasse gehauen hat. Nicht die gemäßigten, altüberkommenen Kulturföderalisten beherrschen nach Niederlagen das Feld, sondern die radikalen, die im Dienste fremder Mächte stehen.

Es liegt kein Grund vor, echte und sachlich berechnete föderalistische Wünsche in friedlichen Zeiten nur von den Mauselöchern aus zu äußern, in die man sich verkrochen hat, aber aus den Löchern hervorzukommen, wenn der Sieger regiert. Hat Deutschland etwa nach einem Einmarsch

in Frankreich die dortigen Restbestände partikularistischer Vergangenheit zu reaktivieren gesucht, und hätte es je auf innerfranzösische Hilfe dabei rechnen können? Dem Köln des Jahres 1918 und dem Mainz von 1945 blieb es reserviert, in ihren Mauern die Klüngel zu dulden, die in genauer Abstimmung mit den Siegern ans Werk gingen.

Bekennen wir uns doch endlich zu der nationalen Konsequenz einer deutschen parlamentarischen Demokratie: ein innerdeutsches Ziel, das sich auf dem parlamentarischen Wege nicht erreichen läßt oder gar nicht auf ihn geschickt wird, das nur mit Außenhilfe ankommt, ist anational! Die heutigen Hausierer in Preußenhaß sind Falschetikettierer: sie haben sich Charlemagnes Mantel umgetan und sich mit Aachener Abendlandstradition drapiert, aber sie vergessen, daß auch ein betäubtes Volk mit geßlissentlich eingespimpfter Kollektivschuld-Hypnose nach der Ernüchterung die Wolfspolte erkennt, die ihre Ware unterm Mantel hervor anbieten muß.

Im Laufe der theoretischen Erörterungen und praktischen Versuche ergaben sich drei immer mehr zur Entscheidung drängende Fragen: 1. Sollen große oder kleine Raumeinheiten geschaffen werden? 2. Soll in Etappen oder in einem Aufwaschen reformiert werden? 3. Soll in Westdeutschland überhaupt vor der Einigung Deutschlands neugeordnet werden?

Mit der Schaffung des Südweststaates hat sich die Frage 1 erledigt. Die Entscheidung ist zugunsten großer Bundesländer gefallen, bei denen man, wenn man beide Augen zudrückt, den finanziellen Aufwand für Staats- und Ministerpräsidenten und Ministerien eben noch verantworten kann. Daß man sich damit für die Lösung, die dem Gesamtstaat so viel wie möglich Souveränität entzieht, entschlossen hat, dürfte klar sein. Die andere Möglichkeit, der natürliche oder historische Gau-Verwaltungsbezirk, also

die kleine Raumeinheit, zentral gelenkt, wäre ohne Hoheitsrechte ausgekommen – und ohne Minister – und hätte keine völkerrechtlichen Verträge über Kehl oder Grenzabkommen mit Luxemburg schließen können. Dem Reiche wäre geblieben, was des Reiches ist. Kräftige Bundesländer können oft wie protzige Ringer vor lauter Kraft nicht laufen und sind der Entwicklung des Ganzen Steine im Weg oder Klötze an den Beinen. Die immanente Tendenz der Länderneuordnung wird sich allerdings allein schon aus finanziellen Gründen in den nächsten Jahren durchsetzen müssen: Europa muß föderativ, seine Glieder aber müssen zentralisiert geordnet sein. Im anderen Falle wird man sehr bald für „rückständige Gebiete“ Hilfsprogramme aufstellen müssen, damit die Ministergehälter in Schleswig-Holstein gezahlt werden können, und das wird man sich in Italien verbitten.

Der Südweststaat hat ein Zweites gezeigt: daß man in Etappen neuordnen kann. Und das nicht nur deshalb, weil das GG diese Sonderlösung angeordnet hatte oder deshalb, weil nur zwei Länder beteiligt waren. Es wird sich sogar als sehr günstig herausstellen, wenn man die Reichsrandlösungen vorwegnimmt. Danach käme nunmehr Rheinland-Pfalz an die Reihe. In seinem Reformproblem steckt sogar ein Lösungskern, der sich gar nicht so sehr von der Südweststaatsfrage unterscheidet. Wir erinnern dabei an unseren Vorschlag in „Geopolitik“, Mai 1952, in dem die Zusammenlegung von Rheinland-Pfalz mit Hessen empfohlen wurde.

Mit dem Komplex der Hansestädte, Niedersachsens und Schleswig-Holsteins kommen wir an den letzten Bereich im Raum der noch geltenden Zonengrenze heran und damit zur dritten Frage. Wir wollen sie so beantworten, daß doch wohl bei uns im Westen alles vorbereitet und vorgeplant werden kann, was mit einer Raumordnung über die Zonengrenze hinweg zusammenhängt. An dieser Planung kann uns niemand hindern – außer wir im Westen uns selbst. Wir sollten langsam erkennen, daß man uns 1945 wie beschäftigungslose Soldaten, die zu üppig zu werden drohten, behandelte und

uns einen Problemberg mit Teelöffeln abtragen lassen wollte, der uns möglichst lange ablenken sollte von lebenswichtigen Dingen. Machen wir also Schluß mit der schleppenden Art von Länderreform! Bringen wir sie zu einem provisorischen Abschluß, der die Möglichkeit offen läßt, den Anschluß an die gesunde, aus eigenem Bedürfnis entstandene Entwicklung zu kleinen Raumeinheiten im großen Staat zu finden! Die Geopolitik steht vor ihrer wohl größten innerdeutschen Aufgabe: ohne Rücksicht auf hysterische Presseintendanten im interessierten Auslande das deutsche Haus so her- und einzurichten, daß nicht bei jedem Windzug das Dach wackelt und bei jedem Sturm die Grenzmauer vom Nachbarn eingedrückt wird und in den Stuben die Möbelstücke durcheinanderwirbeln.

Die Pläne der Geopolitiker von vor 1933 haben zur Genüge alle kulturellen Föderativwünsche, die berechtigt sind, berücksichtigt. Damit ist das Maß abgesteckt, über das wir heute nicht hinausgehen dürfen, wenn wir nicht eine hoffentlich bald errungene Einheit erneut gefährden wollen durch einen Zellenbau, der nicht den Bienen, sondern den Wespen, die ihnen den Honig stehlen wollen, dienen würde. Geopolitisch geschulte Mitarbeiter der westdeutschen Länderreform sollten ihr Arbeitsziel darin sehen, nicht nur Länder zu konstruieren, die den Auflagen des Grundgesetzartikels entsprechen, sondern diese Länder so im Innern einzurichten, daß die Bezirke in ihnen eines Tages zu Selbstverwaltungsgebieten werden können, die nicht wie die großen Bundesländer dem Reiche im Wege stehen, sondern seine innere Kraft mehren. Es muß nur gesichert sein, daß die Grundlage, von der aus heute geplant und geordnet wird, das Deutsche Reich und nicht sein westlicher Teil, der Bund aus fremdbefohlenen Bundesländern, ist. Die innergebietliche Neuordnung nach Artikel 29 GG, also die Bundesländerreform, darf nur eine Etappe auf dem Wege zur Reichsreform sein. Wer an die jetzige Raumordnung nicht von dieser These aus geht, der hilft mit, aus dem Provisorium ein Definitivum werden zu lassen.

Willy Münch

Geopolitik der kleineren Verwaltungsbezirke

Sehr geehrte Herren!

Meiner Zuschrift (Heft 7/8) über die vernünftige, der Natur und Geschichte entsprechende, d. h. geopolitisch richtige, Ländereinteilung in Südwestdeutschland ist hinzuzufügen, daß dieselben Grundsätze wie für die Länder auch für die kleineren Verwaltungsbezirke gelten sollten.

Durch eine einfache Linienverkürzung und Beachtung der Flußgebiete und ihrer Wasserscheiden könnte z. B. der Kreis Künzelsau die Flüsse Jagst und Kocher übersichtlich umklammern, sowie der Kreis Öhringen den unteren Kocher umgreifen bis etwa Neuenstadt und zur Jagst-Kocher-Scheide im Hardhäuser Wald. Zwischen diesem Wald und der Jagst-Main-Wasserscheide im Bauland bildet das Einzugsgebiet der Jagst von Neudenau bis Jagsthausen einen eigenen Bereich, der als Kreis mit Möckmühl als zentralem Amtsstädtchen gebildet werden könnte.

Ein anderes Beispiel: Herrenalb müßte vom Kreis Calw weg zu Karlsruhe kommen, in dessen Pendelverkehr es liegt. Wildbad ist fast eine „Vorstadt“ von Pforzheim, während es von Calw durch eine hohe Wasserscheide getrennt ist.



Ähnliche Veränderungen wären bei Schramberg (vom Kreis Rottweil zum Kreis Wolfach!), bei Maulbronn (zu einem Kreis Bretten!), Meßkirch (von Stockach zu Sigmaringen oder zu einem selbständigen Kreis), im Aitrachtal (zu Tuttlingen) und bei Spaichingen und Trossingen (zum Kreis Rottweil) sinnvoll.

Die Kreise des Südweststaats (zusammen 73) lassen sich geopolitisch in vier Landesbezirke (Stuttgart, Mannheim-Karlsruhe mit einem mainfränkischen Sonderbezirk Tauberbischofsheim-Mergentheim, Freiburg und Ulm) gliedern.

Die beigelegte Karte erläutert die in Ihrem Doppelheft Juli/August vorgetragenen Thesen. Grundsätzlich sollten auch die Verwaltungsbezirke danach streben, die Willkür von Zufallsgrenzen zu vermeiden und sich nach Natur und Geschichte zu richten.

Adolf Scharpff

Die Demarkationslinie in Ostpreußen

Sehr geehrte Herren!

Im Heft 9 (September 1953) Ihrer Zeitschrift bringen Sie auf Seite 489/90 einen Bericht über die Zerschneidung Ostpreußens mit einer Kartenskizze. Dazu wird im vorletzten Abschnitt gesagt, daß der Grenzverlauf Ostpreußens nicht so gradlinig zerschneide, wie bisher angenommen worden sei.

Wenn man die von Ihnen genannten Orte auf der Karte 1:200000 herausucht und die mutmaßliche Grenze danach zieht, stellt sich heraus, daß sie sich doch mit den bisher angegebenen Fixpunkten der Grenze fast genau deckt. Es sind nur ganz wenige Abweichungen vorhanden, die aber nicht genau festgestellt werden können, wenn man nicht präzise Angaben über den Grenzverlauf an Gemarkungsgrenzen, Bächen oder anderen natürlichen Grenzlinien hat. Ihre Kartenskizze stimmt also nicht, vor allen Dingen nicht die Ausbuchtung an der Alle. Die Grenze verläuft von Braunsberg bis Nordenburg ziemlich parallel dem 54. Breitenkreis. Ebenso scheint die Linie von Nordenburg bis zur Ostgrenze Ostpreußens viel zu weit nach Norden verlegt worden zu sein.

Georg Westermann,
Druckerei u. Kartographische Anstalt
R. Dehmel

Wir haben uns zur Klärung der Frage, die der Verlag Westermann aufwirft, an das Bundesamt für Länderkunde in Remagen/Rh. gewandt und erhalten von dessen Direktor, Prof. Dr. Emil Meynen, die Auskunft, daß der in der vorstehenden Zuschrift ausgesprochene Einwand zu Recht besteht. Im Amtlichen Gemeindeverzeichnis der Deutschen Ostgebiete unter fremder Verwaltung, das von der Bundesanstalt für Länderkunde bearbeitet wird und herausgegeben worden ist, findet sich auf Seite 95/96 eine Beschreibung des Verlaufs der polnisch-sowjetischen Verwaltungsgrenze in Ostpreußen.

Dem Verzeichnis ist eine Karte beigelegt, nach der die Verwaltungsgrenze auf der Frischen Nehrung zwischen den Ortschaften Narmeln und Neukrug beginnt, das feste Land nördlich der Passargemündung erreicht und südlich von Heiligenbeil und Zinten, dann hart südlich der Stadt Preußisch-Eylau, südlich Gerdauen, hart südlich Nordenburg, südlich des Bahnhofs Hohenrode an der Strecke Goldap-Ebenrode und von dort in gerader Linie mitten durch die Rominter Heide zur Reichsgrenze zieht, die etwa 1 km nordöstlich Serteck bei Gromadtschisna erreicht.

Schriftleitung

Bistumsgrenzen in Ostdeutschland

Sehr geehrte Herren!

Mein Aufsatz über die deutschen Bistumsgrenzen (Heft 9) sollte durch eine Karte der heutigen Diözesaneinteilung ergänzt werden. Dem Aufsatz Gotthold Rhodes im Maiheft 1951 war eine Karte der Bistümer ostwärts von Oder und Neiße beigegeben. An den dort behan-

delten Raum schließen südlich die Bistümer an, die vorstehende Skizze zeigt.

Auf der Fuldaer Bischofskonferenz im September 1953 wurde das Bistum Ermeland durch den Kapitularvikar Dr. Arthur Kather, der schlesische Anteil der Erzdiözese Prag durch Prälat Dr. Franz Nonne und das Erzbistum Breslau durch seinen letzten Generalvikar, Prälat Dr. Josef Megwer, vertreten.

Richard Laufner

Technische Geographie

Sehr geehrte Herren!

Ihr Literaturbericht zur Landesplanung veranlaßt mich als praktischen Landesplaner und Techniker, erneut die Forderung nach dem Aufbau einer Technischen Geographie zu erheben.

Die Geographie ist eine echte Universalwissenschaft. Sie umfaßt die Gesamtheit der Beziehungen zwischen Mensch und Erdraum. Als Wissenschaft erforscht die Erdbeschreibung die vorhandene Wirklichkeit, aber sie lehrt nicht zu handeln. In der Geopolitik aber ist bereits das aktive Element des Menschen wirksam: er beobachtet und nutzt die Tatsachen für sein Leben. Geopolitik ist also geographische Machtlehre.

Das Mittel für die Raumnutzung ist die Technik, und auch bei ihr handelt es sich um den Kampf ums Dasein und um den Raum.

In der Periode der naturgebundenen Technik blieb der Mensch im Großen und Ganzen noch ein Glied der Natur. Er greift noch nicht überall so stark in das harmonische Gleichgewicht der Naturkräfte und der Erdaktoren ein, daß sich daraus allgemeine Gefahren für seine Existenz entwickeln können.

In der zweiten Periode der Technik aber lernte der Mensch auch, sich die elementaren Naturkräfte in vollem Umfang und mit wissenschaftlichen Methoden nutzbar zu machen. Wir stehen noch mitten in der Entwicklung dieser Periode, die vor kaum 300 Jahren begonnen hat, aber hinsichtlich der technischen Beherrschung der Natur und des Erdraums bereits fast vollkommen geworden ist. Die heutige Hochtechnik bedeutet eine ungeheure Machtstei-



gerung des Menschen gegenüber der Natur, aber nicht gegenüber dem Menschen, denn hier gleichen sich die Kräfte immer wieder aus. Über die Natur und die Erde dagegen hat die Technik den endgültigen Siegerungen – es gibt nun keine natürlichen Grenzen mehr für diese Technik, sie ist gegenüber der Natur fast allmächtig geworden.

Zum Wesen dieser Technik gehört, daß sie in einem derartigen Maße raumverändernd und raumgestaltend wirkt, und zwar in der Richtung der Überwindung bisher hemmender geographischer oder natürlicher Faktoren, daß wir berechtigt sind, nunmehr die Notwendigkeit einer neuen geographischen Teilwissenschaft, der Technischen Geographie, festzustellen. Neu ist die gewaltige umgestaltende Wirkung der heutigen Technik auf geographische Verhältnisse. Bisher allerdings hat man sich noch nicht in wissenschaftlicher Systematik mit dieser Wirkung beschäftigt, und es gibt noch keine Technische Geographie als lehrbare Wissenschaft, die als selbständiger Zweig der „Mutter Geographie“ und des „Vaters Technik“ zu gelten hätte.

Aber in dem, was wir praktisch als „Raumordnung“ und „Landesplanung“ bereits seit einiger Zeit tun, ist diese Technische Geographie längst vorhanden, denn auf diesen Gebieten wird nach technisch-geographischen Methoden und Erkenntnissen gearbeitet. Raumordnung und Landesplanung sind anerkannte staatliche Verwaltungszweige, aber ihre universale Bedeutung für unser gesamtes Leben, soweit es von der Nutzung der Natur, der Bodenkkräfte und des Raumes abhängt, kann erst durch eine systematisch ausgebildete Technische Geographie als Wissenschaft deutlich und allseitig erkennbar gemacht werden.

Heute noch sind Raumordnung und Landesplanung fast Geheimwissenschaften einer kleinen Zahl von Fachleuten, die allein wissen, um welche weitreichenden Wirkungen es sich hier handelt, – in das öffentliche Bewußtsein ist die Bedeutung der Landesplanung noch keineswegs genügend eingedrungen. Daher kommt es auch, daß die Verwaltungsbükratie sich hier bisher noch ziemlich ungehemmt zum

Schaden der Landesplanung auswirken konnte und es verhindert hat, daß sie als eine echte Regierungsaufgabe erkannt wurde.

Mit Verwaltungsmethoden allein kann man die Aufgaben der Raumordnung und Landesplanung nicht bewältigen! Der Unterschied zwischen „Regieren“ und „Verwalten“ ist heute leider stark verwischt, – es wird vielmehr, unter dem Vorwalten formaler Rechtsprinzipien und dem demokratischen Kollegialgrundsatz, fast nur noch verwaltet und kaum noch regiert. Regieren ist nämlich persönliche Kunst, und auch im Staatsleben ist an die Stelle der verantwortlichen und verantwortungsbereiten Persönlichkeit der „Apparat“, die Bürokratie getreten. Die Schwäche der Demokratie liegt bei uns im „Apparathaften“ der Parteien, in dem es keine echte Verantwortlichkeit mehr gibt, sondern wo die Anonymität herrscht. Aber Raum und Natur sind von lebendigen Kräften erfüllt, was auch die technisch-geographische Arbeit der Landesplanung nicht ändern kann, sondern berücksichtigen muß, wobei die Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit der Bürokratie sich schädlich auswirkt. Erst, wenn dieses Gebiet als eine Aufgabe der Regierung erkannt wird, kann es so geordnet werden, daß es auch in seiner verwaltungsmäßigen Seite mit einem besseren Wirkungsgrad arbeiten kann.

Die menschlichen Tätigkeiten und Verwaltungszweige, die irgendwie mit der Nutzung des Raumes und der Natur (was ja gleichbedeutend ist) zu tun haben, werden nirgendwo in einer höchsten Spitze der Regierung nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengefaßt und einheitlich gesteuert, obgleich sie eine wirkliche Einheit bilden, den „raumtechnischen Organismus“, auf Zusammenarbeit und gemeinsame Funktion eingestellt und nur so wirklich arbeitsfähig. Sie sind vielmehr auf alle möglichen Ministerien und Ressorts verteilt, verzettelt und werden hier fast nur von Verwaltungsjuristen vertreten, also nach formalen und nicht sachlichen Gesichtspunkten geführt – die Fachleute haben hier nichts mehr zu sagen.

Das kommt davon, daß diese Fachleute, die Architekten, Ingenieure, Volkswirte,

Landwirte, Forstleute usw., im allgemeinen noch nicht die politische Bedeutung ihrer Arbeit erkannt haben und vor allem nichts davon wissen, wie ihre Sonderaufgaben innerlich miteinander zusammenhängen. Daß die raumordnende Landesplanung, wenn sie nach technisch-geographischen Gesichtspunkten geführt wird, die natürliche Regierungsspitze all dieser Gebiete darstellt, in der sie nach sachlichen und nicht formalrechtlichen Grundsätzen zusammengeordnet werden können, ist eine Erkenntnis, die erst bei technisch-geographischer Betrachtungsweise entstehen kann. Die Verwaltungsjuristen verhindern die einheitliche Planung und Führung des „raumtechnischen Organismus“ durch das bürokratische Mittel des Ressortpartikularismus, und die in verwaltungsmäßigen Anschauungen befangene Landesplanung hat bisher noch nicht den Mut gehabt, diesen *circulus vitiosus* zu durchbrechen und auf der richtigen Zusammenordnung dieser raumordnenden Regierungs- und Verwaltungszweige zu bestehen.

Bisher hinkte die Landesplanung meist hinter den Ereignissen her, während es doch die Aufgabe einer Planung wäre, sie vorzubestimmen und so von vornherein Fehler gar nicht erst entstehen zu lassen – die nachträgliche Korrektur von Fehlern, z. B. in der Erstellung von Wohnungen und ihrer richtigen Standortwahl, ist immer viel schwerer als das Vorbeugen. Gerade das Fehlen raumordnender, technisch-geographischer Führung hat bei unserem Wohnbauprogramm leider dahin geführt, daß es nicht immer und überall nach den richtigen raumordnerischen Standortproblemen ausgeführt wurde. Man muß leider sagen, daß seine Durchführung wieder eine Konzentration der Bevölkerung in den Großballungsräumen begünstigt hat, anstatt daß die Gelegenheit zu energischer Auflockerung und Dezentralisation der Wirtschaftskräfte und der Bevölkerung benutzt wurde. Dies alles wäre anders, wenn wir über eine ausgebildete technisch-geographische Wissenschaft verfügten, deren Prinzipien allgemein bekannt und öffentlich anerkannt wären.

Die Technische Geographie müßte vor allem zwei Aufgaben lösen:

1. einen besseren Wirkungsgrad aller raumnutzenden Technik herbeiführen und praktische Methoden und Hinweise für die Wirtschaftspolitik geben, mit denen dies erreicht werden kann, und
2. für die Wiedereinfügung der menschlichen Zivilisation und Kultur in die natürlichen Zusammenhänge des Raumes und der Natur sorgen, um das gestörte Gleichgewicht in der Natur wieder herzustellen auf „höherer Ebene“ mit Hilfe der raumgestaltenden Technik.

Hier sind Forschungsaufgaben durch die Technische Geographie zu lösen, welche die gesamte Menschheit angehen. Noch wird „Landesplanung“ als besonderes Fach, das ein „universales“ Fach sein, also zusammenfassenden, synthetischen Charakter haben müßte, an keiner Technischen Hochschule gelehrt, ihre Bestandteile sind vielmehr auf die einzelnen Ingenieurwissenschaften, vor allem das Bauwesen, verteilt und werden nicht unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet und gelehrt.

Die Technische Geographie ist ein Seitenast der politischen Geographie, denn sie lehrt ausdrücklich das aktive gestaltende Handeln gegenüber Raum und Natur. Die „gewöhnliche“ Geographie stellt fest und beschreibt, die technische Geographie ist die Lehre der aktiven Raumgestaltung und Raumnutzung in Abhängigkeit von geographischen Grundfaktoren und technischen Gestaltungsmitteln. Als „Geotechnik“ entspricht sie der Geopolitik, und ist in Analogie zu dieser geographische Gestaltungslehre.

W. Nöldechen

Karl Haushofer und Südostasien

Sehr geehrte Herren!

Ihre im Oktoberheft 1953 deutlich werdende Bereitschaft, die Eigenständigkeit der Völker Asiens anzuerkennen, findet sich schon bei Karl Haushofer, dem zu Unrecht immer wieder ein enger Nationalismus nachgesagt wird.

Vor dreißig Jahren, im Sommer 1923, gab Karl Haushofer den Sammelband „Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien“ (1924 mit dem neuen Titel „Zum Freiheitskampf in Südostasien“ versehen) heraus, der zunächst – auf dem Höhepunkt der Inflation – weniger Beachtung fand als seine anderen Veröffentlichungen.

(Das Buch sollte, wie Haushofer äußerte, Vorspann für eine Erstlingsarbeit sein – der größere Teil war meiner – erweiterten – Dissertation eingeräumt, die ich als erster akademischer Schüler Haushofers 1921–22 abgefaßt hatte und die unter dem Titel „Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen (Die Stützpunktpolitik der großen Mächte: Grundlagen und Entwicklung)“ zum ersten Male, vorwiegend auf Friedrich Ratzel fußend und dessen Arbeitsbegriffe übernehmend, geographisch-geschichtlich die Bestrebungen der alten und neuen Seemächte, an allen wichtigen Erdteilen Fuß zu fassen, untersucht. Sie ging auf meist noch untersuchtes Aktenmaterial des Auswärtigen Amtes, des Reichsmarineamtes und Kolonialamtes zurück, sowie auf das Studium von annähernd 600 gedruckten Quellen. Auch diese Arbeit, für deren Förderung ich Haushofer heute noch dankbar bin, hatte in beträchtlichem Umfang die Verhältnisse in Süd- und Ostasien zum Gegenstand, so daß sich der neue gemeinsame Titel rechtfertigte.)

Als dieses Buch geschrieben wurde, schien die Macht der kolonialbesitzenden Staaten auf dem Höhepunkt angelangt, ihre Besitzungen und Hafenkolonien in Süd- und Ostasien machten den Eindruck unerschütterlicher Positionen. Die Konferenz in Washington hatte eben ein Verhältnis von 5 : 5 : nur 3 für die Flotten Englands, der Vereinigten Staaten und Japans festgelegt. Asien schien weiter denn je von freier Selbstbestimmung entfernt zu sein. Nur wenige Kenner sahen die Risse und Sprünge in den imperialen Gebäuden und deuteten sie schon damals richtig.

Haushofer datierte das „Wiederauftauchen zu größerer Handlungsfreiheit“ schon von den ostasiatischen Unruhen vor und um 1900. Damals hatte es doch so ausgesehen, als ob die Aufteilung Chinas, nicht nur in Interessensphären, sondern auch räumlich, unmittelbar bevorstehe –

übrigens ein Zeichen, wie wenig fortgeschritten um diese Zeit in den Hauptstädten der Großmächte die wirkliche Kenntnis Asiens war. Dabei begannen bald erhebliche Teile der Asiaten die Fremdherrschaft, auch wenn sie einigen Kreisen materielle Vorteile einbrachte, als etwas Unerträgliches zu empfinden, bestärkt durch den fremden Übermut (Tafel am Eingang zum Stadtpark der Fremdenniederlassung in Schanghai: „Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten“). Die Fremdmächte haben den fortdauernden Wunsch der asiatischen Völker leugnen wollen und als Meuterei gegen gottgewollte wohlthätige Zustände hingestellt, dabei gern das Wort von „des weißen Mannes Bürde“ verwendet.

Die Entwicklungen, die Haushofer voraussah und voraussagte, schienen also in den oberflächlich sichtbaren Tatsachen keine Begründung zu finden. Dabei verallgemeinerte der Autor nicht, sondern untersuchte die Dinge, oft sehr subtil und tief in die Einzelheiten gehend, zerlegte und zog seine Schlüsse. An einer der wichtigsten Stellen überschlug sich später die Entwicklung: China, das 1945 die Mandschurei zurückerhielt, wurde von den USA in einem Zeitpunkt der Geistesabwesenheit, über den die Geschichte einmal ihr hartes Urteil fällen wird, dem Kommunismus überlassen, und die Teilung Koreas gegen den Willen seiner Bewohner ist das negative Meisterstück einer längst veraltet geglaubten Politik der territorialen Kompromisse – von „Selbstbestimmung“, dem großen Schlag der Jahre um 1919, ist dort keine Rede mehr.

Riesige Gebiete sind dagegen aus dem Kolonialstatus entlassen und nur mehr lose mit dem ehemaligen Besitzerland verbunden – es wäre noch vor einem Menschenalter undenkbar gewesen, daß etwa ein Land wie Kambodscha vor aller Welt die volle Unabhängigkeit forderte. Zieht man alle Fehlerquellen in Betracht, die Volkszählungen und Bevölkerungsschätzungen in Asien in sich schließen können, so sind doch in Süd- und Südost-Asien mindestens 500 Millionen wieder in den Besitz der Selbstbestimmung aufgestiegen, weitere 500 Millionen im festländischen Ostasien hätten die Freiheit behalten können, wenn sie im ent-

scheidenden Augenblick Unterstützung gegossen hätten. Ein Sonderfall ist, wie schon im ganzen vergangenen Jahrhundert, Japan. Aber niemand kann übersehen, daß das Inselreich im Fernen Osten trotz des Verlustes seiner Außenbesitzungen in stiller Zähigkeit Stück für Stück seines früheren Einflusses zurückgewinnt.

Josef März

Ortsnamen am Südpol

Sehr geehrte Herren!

In Heft 1/1953 der Geopolitik befindet sich auf Seite 48 unter dem Hinweis auf die Bekanntmachung des Auswärtigen Amtes, die vom Archiv für Polarforschung veranlaßt wurde, eine Karte, in der die Lage von Neuschwabenland dargestellt wird.

Es erscheint hiesigen Erachtens notwendig zu sein, die anderen von deutschen Forschern in dem Gebiet westlich von Neuschwabenland entdeckten Gebiete mit aufzunehmen, und zwar handelt es sich in diesem Falle um das Prinzregent-Luitpold-Land mit dem westlich anschließenden Filchner-Schelfeis-Gebiet.

Ich glaube, wir sollten doch gerade heute unser Licht nicht unter den Scheffel stellen. Dieser Hinweis erfolgt, um unsere deutschen Forschungsergebnisse nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Max Gebauer

Zur Schreibung von Orts- und Landschaftsnamen

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihren Kartenskizzen sollten nur Ortsnamen beibehalten werden, die im deutschen Sprachgebrauch noch üblich sind. Nicht mehr zeitgemäße Begriffe und Namen können dem Geschichtsunterricht überlassen bleiben (als Beispiele: Tull = Toul, Wirten = Verdun, Bastnach = Bastogne westlich unserer heutigen Grenzen).

Zu den innerhalb des deutschen Staatsgebietes nach 1933 vorgenommenen Namensänderungen ist zu sagen, daß nicht einzusehen war, aus welchem Grunde ursprünglich fremdsprachige geographische Namen weiter durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte mitgeschleppt werden sollten, zu denen keine Beziehung mehr hergestellt werden konnte (Beispiele: In

Schlesien Bischofsthall statt Tschicherzig, Güldendorf statt Tzschetzschnow; in Ostpreußen Ebenrode statt Stallupönen, Schloßberg statt Pillkallen). Mit „deutscher Gründlichkeit“ ist allerdings in vielen Fällen über das angebrachte Maß an Namensänderungen hinausgegangen worden. Später, nach 1939, wurden, insbesondere im Wartheland, fast gewaltsam neue Ortsnamen herangeholt oder zusammengesetzt.

Es kann kaum von Wert sein, vor der Öffentlichkeit in größerem Rahmen das nach 1945 in den einzelnen Besatzungszonen verschieden gehandhabte Eingriffsrecht der Dienststellen der Besatzungsmächte zu charakterisieren. Nur ein nicht genehmer geographischer Name konnte eine ganze Landkarten-Auflage gefährden! Mit der schrittweisen Wiedererlangung staatlicher Souveränität sind wir auch auf dem Gebiet des Kartenwesens wieder zu einigermaßen normalen Verhältnissen gelangt. Wir sollten nicht davor die Augen verschließen, wie vom Ausland die Namengebung auf Karten gehandhabt wird! Durcheinander erfreuen sich als deutsche Städtenamen Munich, Munique, Cologne, Aix-la-Chapelle und Brunswick großer Beliebtheit. Auch auf Karten nichtdeutscher Länder bleiben herkömmliche Namen in Gebrauch: Naples, Florence, Bucharest, Prague, Warsaw, Moscow. Übrigens werden die uns so vertrauten deutschbaltischen Namen woanders durchaus noch benutzt, an erster oder zweiter Stelle. Gedacht ist da vor allem an US-amerikanische Karten; aber man ist auch überrascht, diese Namen sogar in Karten der deutsch-sowjetischen Enzyklopädie von 1950 zu finden.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte dürfte man hoffen, daß deutsche Karten sich deutscher Namensformen bedienen, wo es sich um eine im herkömmlichen Sprachgebrauch allgemein übliche, im Bewußtsein der Öffentlichkeit lebendige Form handelt. (Wie anregend müssen dem an fernen Erdteilen und fremden Völkern Interessierten Namen wie Neu-Pommern, Lüderitzbucht (ehem. Deutsch-Südwestafrika) oder Kaiser-Wilhelm II-Land (Antarktis) in die Augen treten!) Als Maßstab kann in Europa und Übersee gelten, ob für die betreffen-

den Gebiete allseitig anerkannte internationale Regelungen getroffen worden sind oder ob überhaupt ein ordentlicher Vertragsabschluß zwischen Staaten vorliegt.

Es ist also falsch, in Deutschland oder im Ausland für Karten, die das deutsche Gebiet jenseits der Oder und Neiße einschließen, allein polnische oder russische Namen zu wählen. Es ist vielleicht angebracht, in diesem Stadium zu erwähnen, daß in den Handel gebrachte polnische Karten neueren Datums polnische Namen für die meisten deutschen Städte bis zur Elbe führen.

Es ist für die Allgemeinheit bedeutsam, daß zumindest für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland eine Richtlinie für die Schreibweise von Orts- und Landschaftsnamen in amtlichen und von Privatseite veröffentlichten Karten und Textveröffentlichungen zustande gekommen ist. Sie wurde nach vorhergegangener eingehender Erörterung durch die beteiligten und interessierten Behörden und Institute im Gemeinsamen Ministerialblatt des Bundesministers des Innern, des Bundesministers für Gesamtdeutsche Fragen und anderer Bundesministerien, Ausgabe A, 3. Jhrg. Nr. 17 v. 29. 8. 1952 veröffentlicht. Darin wird mit der Rechtsgrundlage des Potsdamer Abkommens vom 2. 8. 1945 der Verlauf der deutschen Grenzen nach dem Stande vom 31. 12. 1937 festgestellt. Es wird, soweit nicht internationale Rücksichten im Einzelfall dagegenstehen, allgemein die Verwendung der hergebrachten deutschen Namensformen allein oder an erster Stelle empfohlen.

Es darf demnach erwartet werden, daß amtliche Karten und Karten der privaten Kartographie sowie Textveröffentlichungen die genannte bundesamtliche Veröffentlichung sich weitestgehend zu eigen machen. Dieses wird auch eine Wirkung auf die Öffentlichkeit der DDR nicht verfehlen.

Matth Zippel

Stalins Gegenspieler Zum Tode Noah Jordania (12. 1. 1953)

Nur einige Wochen vor dem Tode Stalins verstarb in Paris der georgische Exilpolitiker Noah Jordania. Er erreichte das biblische Alter von 85 Jahren. Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurde er zu einer Art Nationalheld der Georgier in der Emigration, den die Angehörigen aller politischen Parteien in gleicher Weise verehrten.

Schon in früher Jugend begann Jordania den Kampf für die Freiheit Georgiens gegen das zaristische Regime. Auf ihn geht die Gründung der ersten Arbeiterorganisation Georgiens in den neunziger Jahren zurück. Er wurde der unbestrittene Führer der georgischen Sozialdemokraten und blieb es auch in den späteren Jahren des Exils.

Als Georgien beim Zusammenbruch der Zarenherrschaft seine Unabhängigkeit erklärte, wurde Jordania 1918 Präsident des jungen Staates. Er sollte der einzige bleiben. Während der Regierungszeit Jordantias verließen Stalin und seine Gesinnungsgenossen das Land, bis die bewaffnete Invasion der Roten Armee der Selbständigkeit Georgiens ein Ende machte.

Als manche georgische Kreise während des Zweiten Weltkrieges an eine bevorstehende Befreiung ihrer Heimat zu glauben begannen und an der Seite der deutschen Verbände zu den Waffen griffen, hielt Jordania sich zurück. Er glaubte nicht an die ehrlichen Absichten der Hitlerischen Politik. Die folgenschweren Fehler der deutschen Ostpolitik begann er sehr früh in ihrer ganzen Tragweite zu ahnen.

Trotzdem verstand er das glühende Hoffen und Wünschen der jüngeren Generation, die Geist von seinem Geiste war. Sie fand bei ihm die abgeklärte Weisheit und die Erfahrung eines langen politischen und staatsmännischen Lebens, bis sich seine Augen für immer schlossen.

Heinz-Joachim Graf

Der Mensch und die Zukunft

Die Gefahr kann vom Technischen her kommen

Ich glaube, daß die Zukunft und Amerika absolut nicht identisch sind. Ich glaube, daß die Zukunft von Amerika, von Europa und Asien, daß die Zukunft von allen Nationen und allen Ländern gemeinsam gemacht wird und daß einer der großen psychologischen Fehler, der von der amerikanischen Seite gemacht wurde, die Formulierung Henry Luces: „*The American Century*“ war.

Ich habe in meinem Buch¹⁾ diese Zukunft am amerikanischen Beispiel geschildert, weil ich das amerikanische Beispiel am besten kenne, aber die gleichen Tendenzen, die dort erwähnt sind, sind in etwas anderer Form, manchmal schwächer, da und dort sogar stärker, nicht nur in Amerika, sondern mehr oder weniger auf der ganzen Welt zu finden.

Man findet heute in einem Lande wie der Sowjetunion und in China ähnliche Entwicklungen, ähnliche Erscheinungen. Es zeigt sich da, daß die scheinbaren ideologischen Gegner gar nicht so große Todfeinde sind, da es Ebenen gibt, wo sie ähnlich reagieren, ähnlich handeln, und ich bedaure, daß gerade diese gemeinsame Ebene oder dieses gemeinsame Programm, wenn man so will, ein ziemlich gefährliches Programm ist.

Ich möchte aber, um das gleich von Anfang an zu sagen, ganz klar ausdrücken, daß mein Buch kein anti-amerikanisches Buch ist. Im Gegenteil. Es tritt mehr für Amerika ein als die meisten Reden, als die meisten Artikel, als die Äußerungen vieler amerikanischer Patrioten, die wir heute hören, denn das positive, das konstruktive Ideal, von dem her dieses Buch geschrieben wurde und von dem vielleicht in dem Buch zu wenig drin steht, ist der Glaube an das Individuum, ist der Glaube an den Wert der Freiheit.

Und das Buch ist geschrieben worden aus einer Sorge, daß im Gewand der Demokratie, auf eine scheinbar freundliche Weise, sich uns eine neue Form von Totalitärem nähert. Ich warne davor, daß die Freiheit von den Freunden der Freiheit gefährdet wird, weil sie nicht erkannt haben, daß die Gefahr einmal aus einer anderen Ecke kommen kann, daß die Gefahr nicht immer politisch sein muß, sondern aus dem Technischen kommen kann. Ich will, daß diese Gefahr erkannt und gesehen wird, und vor allem, daß man dagegen reagiert.

Ich hoffe, daß diese Zukunft, die dort geschildert ist und die ich hier in zum Teil noch furchtbareren Bildern entwickeln kann, daß diese Zukunft nie wirklich unsere Zukunft sein wird. Die Zukunft ist etwas, was jeden Tag neu beginnt, die Zukunft ist das, was wir aus ihr machen, und die Passivität, in die wir uns heute begeben haben, die Tatsache, daß wir glauben, daß die Zukunft über uns hinwegrollt und daß diese Entwicklungen unvermeidlich sind, könnte unter Umständen wirklich zur Auslöschung der Freiheit und zur Auslöschung des Menschlichen führen.

Mein Buch ist ein dialektisches Buch in dem Sinne, daß es eine Antwort herausfordert, daß soundso viele Menschen sagen: „So soll es nicht werden.“ Und es ist ein Buch, von dem derjenige, der es geschrieben hat und der sich da in eine sehr prekäre Prophetenstellung begeben hat, sich selber sagt: Hoffentlich widerlegen mich die Ereignisse. Den schönsten Ruhm erhält der Prophet, wenn er sich geirrt hat.

¹⁾ „Die Zukunft hat schon begonnen — Amerikas Allmacht und Ohnmacht.“ Stuttgart 1953.

Sie wollen das Universum umbauen!

Ich möchte nun über dieses Buch hinaus und rein prinzipiell noch einmal und zum Teil mit neuen Beispielen ein paar Gedanken entwickeln. Das, was mir heute die gesamte amerikanische Entwicklung zu kennzeichnen scheint, das, was alle verschiedenen Erscheinungen in vielen Details auf einen Nenner bringen könnte, ist das Bemühen des Menschen, Kontrolle zu gewinnen über alles, was es in dieser Welt gibt, das Sichtbare und das Unsichtbare. Kontrolle will er gewinnen, indem er zunächst einmal die Erscheinungen untersucht, durchforscht, ihrem Grund auf die Spur kommt und dann diese Kenntnisse dazu verwendet, von daher die Erscheinungen zu dirigieren, sie umzuformen und nach seinem Willen zu gestalten. Diese Kontrollbemühungen, diese Bemühungen des Menschen, sich auf, wie ich es in dem Buch genannt habe, Gottes Thron zu setzen oder, wie man es vielleicht weniger pathetisch nennen könnte, sich an die Kontrollhebel, sich an die Hebel zu setzen, von denen aus alles, was überhaupt auf der Welt geschieht, dirigiert werden kann, das ist, in einem einfachen Satz ausgeführt, das Bestreben, das wir in den Vereinigten Staaten am stärksten ausgeprägt finden.

Es sind drei große Gebiete, die unter die Kontrolle des Menschen kommen sollen und zum Teil schon gekommen sind. Das ist einmal die Materie, das ist zweitens das Lebendige, das heißt, der lebendige Körper oder die lebendige Pflanze, und das ist drittens, und das scheint mir am allerwichtigsten und auch am allergefährlichsten im Augenblick zu sein, die menschliche Seele. Diese drei Gebiete werden heute erst teilweise kontrolliert.

Ich möchte fast sagen, Gott sei Dank! Denn das, was sich hier abzeichnet, das, was hier geschieht, erfordert einen Menschen mit einem Verantwortungsbewußtsein, mit einer Klarheit und mit einer moralischen Festigkeit, wie wir sie einfach noch nicht haben. Wenn tatsächlich der Mensch im Stande sein wird, alles zu dirigieren und zu kontrollieren, dann muß er in sich selbst ein Urteil, ein Gewicht, eine Möglichkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, haben, die heute einfach noch nicht da ist.

Jedermann weiß und hat gelesen, welche Fortschritte auf dem Gebiet der Atomforschung gemacht worden sind. Das ist erst der Anfang. Wir werden in absehbarer Zeit mit Hilfe der Atomforscher nicht nur gewaltige neue Energiequellen eröffnen, sondern auch Explosivkräfte freimachen, die nicht nur im Falle des Krieges kontrolliert werden müssen oder gefährlich werden können.

Ich habe vor ungefähr drei Monaten am *California Institute of Technology* einem Gelehrten gegenüber gesessen, Dr. Fritz Zwicky, der sich durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Astrophysik zuerst einen großen Namen machte, indem er nämlich die *Supernovi*, die explodierenden Sterne, die vergehenden Welten, beobachtete, studierte und, nachdem er einmal die Gesetzmäßigkeit dieser Dinge herausgefunden hatte, vorher feststellen konnte, wann solche Explosionen am Himmel stattfinden würden, d. h. in Wirklichkeit haben sie natürlich schon längst stattgefunden, aber er konnte dann herausfinden, wann die Botschaft von diesen Explosionen, von diesen gewaltigen Himmelsexplosionen, zu uns auf die Erde dringen würde.

Dieser Dr. Zwicky ist in einer gewissen Weise ein Universalgenie, und er hat unter anderem während des Zweiten Weltkrieges außerordentlich wichtige und heute größtenteils noch geheime Entdeckungen auf dem Gebiet des Raketenantriebs gemacht. Zwicky ist auch als Unternehmer eine Koryphäe und einer der Mitbesitzer einer großen, heute fast ausschließ-

lich mit Rüstungsaufträgen beschäftigten Firma, die in Kalifornien über große eigene Versuchsgebiete und riesige Werkhallen verfügt.

Er lud mich zu einem Mittagessen in das *California Institute of Technology* ein. Da saßen wir so am Tisch, und er erzählte mir erst, daß er gerade für einen Schweizer Textil-Industriellen herausgefunden habe, was die vermutliche Entwicklung der Kunstfaser in den nächsten 100 Jahren sein werde. Das war alles noch ganz harmlos, und dann sagte er plötzlich, wie man in Frankreich sagt „*entre la poire et le fromage*“:

„Na ja, also wissen Sie, das, was wir heute machen, ist ja gar nichts, denn in absehbarer Zeit, und diese Zeit liegt nicht weiter entfernt, als die Voraussagen von Jules Verne von der heutigen Wirklichkeit entfernt sind, also vielleicht in 100 Jahren, werden wir das Universum umbauen.“

Ich dachte, ich habe nicht richtig gehört, und fragte ihn: „Was meinen Sie damit, das Universum umbauen?“

„Na ja, schauen Sie, es ist doch eines ganz klar. Die Menschheit nimmt in rapidem Tempo zu. Wir müssen etwas unternehmen, um alle diese Menschen zu ernähren, und die Erde wird sehr bald überbevölkert sein, trotz aller Intensivierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft, da wird man ganz einfach gezwungen sein, auf andere Planeten auszuwandern. Nun ist es ja momentan das große Thema Amerikas, man liest davon in einem fort, der Film behandelt das und dann die *Science Fiction*, die meist mehr *fiction* enthält, als *science*.“

Ich lächelte ein wenig, und da sagte er: „Ja, warum lächeln Sie?“

„Ich habe mit einem Kollegen von Ihnen gesprochen, das ist Herr Dr. Struckholdt, auch übrigens ein Europäer, ein Deutscher, der früher in Heidelberg arbeitete, und der hat im Auftrage der amerikanischen *Airforce* das sogenannte Marsprojekt bearbeitet, d. h. er hat ungefähr 1½ Jahre nichts anderes gemacht, als die Lebensmöglichkeiten auf dem Mars mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln zu untersuchen. Er ist dazu gekommen, daß gar nicht daran gedacht werden kann, daß der Mensch jemals auf dem Mars, der seinem Überleben nach noch verhältnismäßig am günstigsten wäre, leben könnte.“

Da sagte er: „Ja, das stimmt, das weiß ich, darum müssen wir das Universum umbauen.“

„Ja, was meinen Sie damit?“

„Ja“, sagte er, „schauen Sie, warum sollen wir nicht die Planeten aus ihrer Bahn werfen. Wir haben heute auf unserem Versuchsgelände bereits derartig starke Rückstoßexplosionen, mit denen wir Raketen in die Luft jagen, warum sollen wir nicht, wenn wir diese Explosion kontrollieren können, wenn wir sie anzusetzen wissen, bis zum Mars oder zur Venus oder bis zu einem anderen Himmelskörper fliegen? Ich garantiere Ihnen“, sagte er, „daß es dann möglich sein wird, und zwar genau berechnet möglich sein wird, die Planeten in größere Sonnen- oder Erdnähe, jedenfalls in eine neue Laufbahn zu bringen, wo wieder die Gesetze der Schwerkraft gelten und alles wieder stimmt, sie da hinein zu bringen, wo eben die klimatischen Verhältnisse so günstig sind, daß der Mensch auf diesem Planeten leben kann. Wir werden also das Universum umbauen. Wir werden die Planeten sozusagen etwas näher um uns herumgruppieren. Das ist mir als Wissenschaftler gar nichts, gar kein ungewöhnlicher, gar kein unwegiger oder gar verrückter Gedanke. Der Fehler, den die meisten Menschen machen, ist einfach, daß sie nicht genug Phantasie besitzen und daß sie auf Grund der Tatsachen, der gegebenen Tatsachen, die heute da sind, nicht fähig sind, ein bißchen weiter und kühner zu denken.“

Nun, ein wenig später kam in den Vereinigten Staaten wieder ein Buch, wieder eines Europäers, heraus, Sie werden finden, daß immer, bei allen diesen Dingen, am Anfang Europäer da sind, ein Buch von einem europäischen Chemiker, das den Titel führt: „*The Road to Abundance*“.²) Und dieser Chemiker sagte: „Wir wissen doch nun schon längst, daß die Pflanzen, wenn man sie mit den Augen des Chemikers betrachtet, eine höchst unvollkommene Retorte sind. Die Pflanze, die uns mit Hilfe der Sonne, mit Hilfe der Kräfte, die sie aus dem Boden zieht, Nahrung verschafft, arbeitet furchtbar unpraktisch, und warum sollten wir also nicht auf diesen Umweg überhaupt verzichten und anfangen, Nahrung in der Retorte herzustellen?“

² Von Rosin und Isman, New York 1953.

Das wird nicht so vor sich gehen, daß wir die berühmten Pillen herstellen, die jeder ißt, sondern wir werden Schnitzel herstellen, oder wir werden Kartoffeln herstellen, die genau aussehen wie Kartoffeln und die man kaum von Kartoffeln unterscheiden kann, und wir werden ihnen auch sogar denselben Geschmack geben können, wir werden es machen müssen.

Hier kommt wiederum das Argument der Übervölkerung herein, denn anders wird es nicht möglich sein, die Menschen auf dieser Erde zu ernähren. Mit Hilfe der modernen Chemie würden wir die gesamte Menschheit schon heute ernähren können, wenn wir ein Gebiet zur Verfügung hätten, das nicht größer wäre als der Staat Rhode Island, der kleinste Staat der USA. Wir könnten dort mit Hilfe gewisser Techniken in naheliegender Zeit künstlich alle notwendigen Nahrungsmittel Tag und Nacht ohne Unterbrechung in jeder gewünschten Fülle herstellen.“

Mehr noch, er sagte auch, daß Erdöle, auch die Mineralien, ja in Wirklichkeit chemisch zerlegbare, chemisch entstandene Dinge sind, und es sei gar nicht unmöglich, so meinte er, daß wir dann auch dazu kommen, von der sogenannten, er nannte das orts- und erdgebundenen, Rohstoffwirtschaft zu einer Retorten-Rohstoffwirtschaft zu kommen, wo wir nicht nur Erdöl, sondern auch Mineralien, oder wenigstens Stoffe, die mineraliengleichwertig sind in Härte und in Eignung, herstellen können und dann vollständig darauf verzichten, in die Erde hineinzukriechen und sie von dort herauszuholen.

Nun, diese Versuche der materiellen Kontrolle in einer ganz neuen, künstlichen Welt, einer menschengemachten Retortenwelt, sie erscheinen aus verschiedenen Gründen sehr bedenklich. Aber ich will diese Bedenken einmal beiseite schieben. Vielleicht ist es tatsächlich notwendig, weil die Menschen nun einmal anfangen, was ja auch unnatürlich ist, den Menschen über sein Alter hinaus am Leben zu erhalten, den Menschen so gesund zu halten, daß er sich immer mehr vermehrt, weil wir also irgendwo ganz früh schon in die Natur eingegriffen haben. Darum sind wir vielleicht gezwungen, auch weiter in die Natur einzugreifen und auf diese Art und Weise das Überleben dieses Menschen zu sichern.

Halt vor Eingriffen in das Lebendige!

Wo allerdings, wenn ich selbst zugestehe, daß der Mensch immer weiter in die Welt der Materie eindringt, daß er sie manipuliert, daß er sie ändert, daß er sie schafft, wo meiner Ansicht nach die Grenze gezogen werden muß, das ist vor dem Gebiet des Lebendigen und der Seele.

Und hier sind mindestens so aufregende und mindestens so ungewöhnliche und mindestens so erschreckende, ja erschreckendere Entwicklungen im Gange. An der Universität Amherst sind führende amerikanische Genetiker damit beschäftigt, Wesen herzustellen, die nie vorher gelebt haben, d. h. man hat damit angefangen, es sind heute erst Froschversuche. Man hat angefangen, ein Teilchen, ein Stückchen von einem Frosch auf ein anderes, künstlich erhaltenes Gewebe aufzusetzen, und dann haben sich Froschteile entwickelt, und wenn man das zu Ende denkt, – und man denkt das zu Ende, – so wäre es möglich, daß man einmal irgendeinen Teil des Menschen von seinem Gewebehintergrund löst und auf einen Gewebeboden eines weniger wertvollen Lebewesens, irgendeines Tieres, irgendeines anderen Lebewesens, setzt und auf diese Art und Weise Menschen schafft. Der *Homunculus*, den wir aus dem Faust kennen, scheint, wenn das möglich ist, heute eben nicht mehr nur eine Phantasiegestalt zu sein. Heute schon greift der Mensch bei der Züchtung gewisser Hühnerassen, bei der Züchtung gewisser Pflanzenarten, ganz bewußt in das Lebendige, in

die innerste Zelle, in den Kern, in die Chromosomen, ein und arrangiert sie neu, ändert sie und erreicht damit, daß sich die Arten verändern.

Allerdings, das, was er heute macht, ist meist nur ein Verkrüppelungsprozeß. Ich habe z. B. in Long Island in der Versuchsstation Cold Water gesehen, wie man Fliegen mit radioaktiven Strahlen bestrahlt und damit verkrüppelte Fliegen herausbekommt.

Verkrüppelung ist ja noch kein wirkliches Resultat, aber diese Verkrüppelung ist zum Teil schon bewußt eingesetzt worden bei der Züchtung von Hühnerrassen. Ich bin seinerzeit dorthin gefahren mit einem Photographen von *Life*, und man sagte uns, man könne davon nichts sehen, hier seien nur diese furchtbaren Fliegen, man sieht sie kaum, und es stinkt dort entsetzlich, aber in der Nähe, in Minneola sei eine landwirtschaftliche Ausstellung, da könnten wir eines oder mehrere Resultate dieser Arbeit sehen. Wir fuhren hin, und wir kriegten dort ein Huhn zu sehen, das ganz verkürzte Flügel hatte. Es konnte nicht mehr fliegen, es konnte sich nicht fortbewegen, und das war ein praktisches Resultat der angewandten Verkrüppelung durch die bewußte Beeinflussung der Chromosomen. Da sträubt sich bei mir bereits sehr stark die Bereitschaft zur Zustimmung.

Der Angriff auf die Seele

Nun aber kommt das dritte Gebiet, und da werde ich also nun wirklich so entsetzt, daß ich fast überall, wo ich hinkomme, und mit wem ich spreche, auf dieses Thema zu sprechen komme, nämlich auf den Versuch, die menschliche Seele zu dirigieren, zu unterwerfen, die menschliche Seele, die Einzelseele und die Massenseele, so zu formen, daß die menschliche Persönlichkeit zerstört zu werden droht.

Die Tiefenpsychologie und die moderne Psychologie überhaupt ist verhältnismäßig neu. Wir wissen noch lange nicht, was die Seele ist. 1900 erschien die Traumdeutung von Freud. Wir haben auf diesem Gebiet erstaunlich viel geleistet. Nun steht es mit der Seelenforschung genau wie mit der Naturforschung. Die Naturforscher haben, wie das von den Atomwissenschaftlern einmal sehr klug ausgedrückt wurde, (ich glaube, es war Oppenheimer, der es sagte,) wie die Atomforscher ihren Sündenfall begonnen, als sie sich dazu hergaben, ihr Wissen und ihr Können zu Machtzwecken herzugeben. Und ich glaube, daß einige sehr wichtige Psychologen entweder diesen Sündenfall bereits begangen haben oder dabei sind, ihn zu begehen, d. h. sie stellen sich in einer nicht zulässigen Weise der Macht, der Staatsmacht, der Wirtschaftsmacht, zur Verfügung. Sie geben sich dazu her, daß der Mensch, daß die Erkenntnis der seelischen Reaktion des Menschen, ganz bewußt eingesetzt wird, benutzt wird, um im Betrieb gewisse Dinge zu erreichen, um beim Konsumenten gewisse Dinge zu erreichen und um schließlich im Staat gewisse Dinge zu erreichen.

Wovon ich sprechen will, das ist die sogenannte neue Wissenschaft von den *Human Relations* und von den *Public Relations*. *Human Relations*, das ist die angewandte Psychologie im Betrieb, die Psychologie, die sich mit dem einzelnen Menschen in seiner Gruppe als Arbeitsmensch befaßt. Und *Public Relations* ist die angewandte Psychologie, die versucht, den Konsumenten, den Kunden auf eine indirekte Art und Weise zu beeinflussen, die aber auch gar nichts mehr mit der Harmlosigkeit der Reklame zu tun hat.

Ich hörte kürzlich das aufregendste Referat, das man sich denken kann. Der Referent erzählte von einer Forschungsarbeit, die er zusammen mit einem französischen Irrenarzt in einer Pariser Irrenanstalt gemacht hat. Die Problemstellung war folgende: Warum gibt es heute so viele Geisteskranke, deren Geisteskrankheit sich nicht aus Erbveranlagung, nicht durch Infektion, nicht durch die früher bekannten üblichen Gründe erklären läßt? Das Resultat: Es gibt heute viele, und zwar immer mehr Geisteskranke, die sich ins Irrenhaus flüchten, weil sie an der Welt, an dieser kontrollierten, mechanisierten, erkalteten, furchtbaren Welt zerbrechen. Weil sie sich sagen: Wir können und wollen nicht so leben, wie wir müssen, oder weil sie zu schwach sind, so zu leben. Sie wollen jedoch etwas tun, um weiterleben zu können. Und da flüchten sie sich also hinter die Mauern des Irrenhauses. Sie glauben, daß sie dort noch Menschen sein können.

Hippolites stellte eine These auf, und ich möchte gleich sagen, daß ich sehr scharf gegen diese These bin, aber sie scheint mir eben bezeichnend und wichtig. Er stellte die These auf, daß der Irrsinnige, der auf diese Art und Weise an der Welt erkrankt, vielleicht noch der einzige wirkliche Mensch ist, weil er darauf verzichtet, seine Menschlichkeit sozusagen stückchenweise zu verkaufen, stückchenweise herzugeben, sich immer wieder durch neue Kompromisse etwas abnehmen zu lassen, weil er kompromißlos und klar und offen und ohne sich um etwas zu kümmern, sagt, ich will lieber hinter den Mauern einer Irrenanstalt leben, als in einer Welt, die mich ständig zu Kompromissen zwingt.

Ich sagte ja schon, ich glaube, daß das ein verhängnisvoller Schluß ist, daß all das, was man in Amerika *Adjustment* nennt, das heißt die Anpassung eines Menschen an eine ihm entglittene, mechanische, feindliche Welt, falsch ist.

Nicht der Mensch hat sich an die kalte Welt anzupassen, sondern die Welt hat sich an den Menschen anzupassen. Das ist ein ganz entscheidender Unterschied. Die ganze amerikanische Psychologie des *Adjustment*, das ganze amerikanische Erziehungswesen, das dem Kinde immerzu predigt: *You have to adjust yourself*, das ist ein Weg in die Irre, das ist tatsächlich ein Weg der Robotisierung des Menschen.

Wir müssen das umdrehen. Wir müssen sagen: Was können wir tun, damit wir diese Wirklichkeit uns anpassen können, wie können wir die Wirklichkeit verändern? Den Psychologen fiel dieses seelische Malaise ziemlich bald auf, und da sie sehr praktische Leute sind und immer *results* wollen und immer möglichst bald etwas sehen wollen, begannen sie nun, das System zu erforschen und von dort her Versuche zu machen, die zu hochinteressanten Resultaten führten.

Man stellte fest, daß man von einem Menschen, wenn man ihn im Betrieb nicht mehr nur als ein Wesen aus Fleisch und Muskeln betrachtet, sondern als ein Wesen mit Hoffnungen und Befürchtungen, mit seelischen Regungen, mehr erwarten könnte, daß er zufriedener wäre und daß er sich in der Fabrik zu Hause fühlte.

Von dort aus hat nun die Lehre der *Human Relations* einen rapiden Siegeszug angetreten. Es gibt heute kaum ein amerikanisches Unternehmen mehr, das sich nicht die Frage stellt: Wie können wir *Human Relations* schaffen, wie können wir unsere Arbeiter nicht durch mehr Lohn, nicht durch Auszahlung von Prämien oder durch die Schaffung von Pensionsfonds, sondern durch andere Methoden seelisch zufriedenstellen? Fast jeder amerikanische Betrieb hat entweder seinen eigenen Psychologen oder, was viel häufiger ist, eine *Corporation*, eine *Psychological Corporation*. Es gibt heute vielleicht 40-50 Unternehmen für Psychologie. Man beauftragte sie damit, die Seelenlage des Betriebs zu untersuchen, auf Grund dieser Untersuchung praktische Vorschläge zu machen, und auf Grund dieser praktischen Vorschläge wird dann das sogenannte Betriebsklima, das seelische Klima, umgestaltet.

Das sieht allerdings ganz harmlos aus. Aber ich möchte einmal folgendes fragen: Was ist der Unterschied, wenn ich einem Freund ein Geschenk mache und mir nichts dabei denke,

und wenn ich diesem Freund ein Geschenk mache und erwarte, daß er mir wieder etwas schenkt oder daß er für mich etwas tut?

Und genau das ist mit *Human Relations* geschehen. Die *Human Relations* waren ein Geschenk. Die *Human Relations* sollten die Menschen im Betrieb glücklicher machen. Die *Human Relations* sind heute in den meisten Fällen dazu geworden, daß sie eine Zweckbestimmung bekommen haben, daß man sagt, wir wollen anständiger und netter sein, wir wollen den Arbeiter zufriedenstellen, damit er mehr produziert.

Von dort her, daß man dann feststellen kann, daß 30 oder 40 % oder auch nur 10 % Leistungssteigerung erzielt worden sind, – von dort her hat die ganze Korrumpierung der *Human Relations*, die Änderung der *Human Relations* von einer guten Sache zu einer schlechten, begonnen.

Denn nun geht man natürlich sehr viel weiter. Man beginnt, den Menschen im Betrieb wie ein Kaninchen zu beobachten, man erfindet hunderterlei Techniken des Interviews, der Aufnahme, der Auslese, der Beobachtung im Betrieb, des Zusammenwürfeln von Gruppen, des Herausnehmens eines Menschen, des Hineinsteckens eines Menschen. Man will natürlich den Menschen als Ganzen und seelisch erfassen. Man erkundigt sich, wie er in seiner Familie lebt, will wissen, wie er mit seiner Frau auskommt, wie er mit seinen Kindern auskommt, und von dort ist eben für denjenigen, der glaubt, er müsse das machen, um die Produktion zu steigern, nur noch ein Schritt (wie das in einigen amerikanischen Betrieben geschehen ist), daß man zum Beispiel leitenden Angestellten gegenüber auf eine diskrete, nicht allzu direkte Art, durchblicken läßt, daß es zum Beispiel besser wäre, wenn sie diese oder jene Frau nicht heirateten.

Die Zeitschrift *Fortune* hat diesem Problem eine Reihe von hochinteressanten Artikeln gewidmet. Was darauf von seiten der *Human Relations Counsellors* geantwortet wurde, war so schwach, daß ich es nicht einmal erwähnen will. Es sind ganz lahme, halbe Entschuldigungen gekommen. Das Problem ist da, und es läßt sich nicht darauf antworten.

Entweder man läßt die private Sphäre des Menschen bestehen, man verzichtet lieber auf *Human Relations*. Man ist sogar lieber Tyrann und läßt den Menschen in Ruhe, als daß man nun glaubt, man habe das Recht, den Menschen, ohne dazu das Ethos und die Befugnis zu haben, zu dirigieren, auf ihm seelisch herumzudrücken, auf Knöpfe zu drücken, gewisse Dinge bei ihm zu veranlassen, von denen er nichts weiß. Das ist das, was zur Zeit geschieht. Ich kann dazu konkrete Beispiele geben, wie der Mensch, ohne es zu wissen, durch die *Human Relations* zu einem *conditioned animal*, das heißt zu einem Tier, erniedrigt wird, dessen Reflexe durch ganz bestimmte Tricks konditioniert und voraussagbar sind.

Der Tod der echten Demokratie

Auch die *Public Relations* sind ursprünglich aus einem großartigen und richtigen Instinkt heraus gewachsen.

Es gibt in der Geschichte der *Public Relations* ein berühmtes Beispiel dafür, wie notwendig *Public Relations* sind. Das ist das Interview, das der Eisenbahnkönig Vanderbilt der Presse nach einem Eisenbahnunglück gab. Die Zeitungsleute sagten: „Ja, wie ist denn das möglich, daß da schon wieder ein Eisenbahnunglück geschehen ist, die Leute wollen doch wissen, warum?“ Daraufhin antwortete er: „Die Leute sollen zum Teufel gehen!“ *The public be damned!* Das wird als Beispiel dafür angeführt und mit Recht angeführt, wie die Unternehmerschaft, wie die Wirtschaft sich nicht benehmen darf.

Die Wirtschaft vollzieht öffentliche Funktionen. Sie hat gegenüber der Öffentlichkeit gewisse Verpflichtungen. Sie muß daher anfangen, der Öffentlichkeit zu erzählen, was sie tut, sie muß versuchen, bei der Öffentlichkeit Sympathien zu erlangen.

Der *Public Relations Counsellor* ist also ursprünglich gar nichts anderes als eine Art Außenminister, der die Verbindung zwischen Betrieb und der großen Menge der Konsu-

menten herstellt, der also im Sinne einer echten demokratischen Öffentlichkeit, der unter Umständen selbst alle Bücher des Betriebes den Konsumenten zu inspizieren erlaubt, damit sie wissen, was in einem Betrieb vorgeht, von dem sie ihre Kleider, so und so viele Lebensmittel beziehen.

Nun sind aber die *Public Relations* in ihrer weiteren Entwicklung wirklich zu einer Art von Schwarzer Magie geworden. Der führende Theoretiker der *Public Relations* hat nämlich die Sache schon etwas weiter gebracht, und er hat wieder auf den Nutzeffekt gezielt, indem er sagte: Wir müssen *Engineers of Content* sein, das heißt, wir müssen Ingenieure der Übereinstimmung sein, wir müssen die öffentliche Meinung genau so als Rohstoff behandeln, wie der Fabrikant das Eisen oder das Material oder irgend einen Rohstoff behandelt, und wir schneiden es dann zurecht, und wir pressen das, und wir machen das, und wir können das machen, und die *Public Relations*-Leute haben gezeigt, daß sie das machen können. Die *Public Relations*-Leute können heute Stimmungen schaffen, sie können Moden schaffen, sie können genau so schnell Moden abschaffen. Sie können ein gewisses Produkt akzeptabel machen oder unakzeptabel. Sie können Reputationen aufbauen von kleinen Leuten, und sie können Reputationen von großen Leuten zerstören.

Sie machen es nie direkt. Sie werden nie sagen, das und das will ich, und das und das will ich erzielen, sondern sie machen es indirekt.

Ein Fall, wo zwei Wirtschaftszweige von *Public Relations*-Leuten verraten werden, ist der Fall der Fernlaster-Unternehmungen und der Eisenbahn.

Die Eisenbahn wird nicht etwa sagen: Wir sind gegen die Fernlaster, so dumm ist sie nicht. Sondern sie wendet sich z. B. an den Autofahrer, an den privaten Autofahrer, und wird versuchen, dort eine Organisation zu schaffen, die protestiert gegen das Fahren der großen Lastwagen auf den Landstraßen. Auf diese indirekte Weise werden sie versuchen, die Konkurrenz lahmzulegen. Sie werden mehr tun. Sie werden z. B. vorschlagen, daß besondere Straßen nur für Lastwagenbenutzung gebaut werden. Nun weiß aber jeder, daß ein Projekt dieser Art Milliarden verschlingt, daß es also praktisch undurchführbar ist. Die Bahn tut also scheinbar etwas für die Lastwagenleute, in Wirklichkeit tut sie etwas gegen sie. Indem sie nämlich eine Perspektive aufrichtet, eine Möglichkeit eröffnet, wo sich dann jeder sagt, das wäre ja das einzig Richtige, solange wir aber das nicht haben, sollen die Lastwagen von der Straße weg.

Die Lastwagen-*Public-Relations*-Leute machen etwas, was zunächst ebenfalls sehr nett ist. Sie empfehlen ihren Fahrern, daß sie, wenn ein Automobilist auf der Landstraße eine Panno hat, aussteigen und ihm helfen. Das tut dann also der Fernlastfahrer nicht mehr aus Menschenliebe und Freundlichkeit, sondern weil seine Firma ihm das sagt und weil das eine ganze Kette von Nutzeffekt und von Wollen und Wirkung ist, die immer weiter gespielt wird.

Die Angelegenheit wird wirklich gefährlich, wenn diese Dinge in die Politik hineinkommen, und sie sind in die Politik hineingekommen.

Bei der letzten Präsidentenwahl sind zum ersten Male, und zwar nur von den Republikanern aus, die *Public Relations* als politisches Instrument eingesetzt worden. Man hat ausgezeichnete Leute mit der Durchführung sogenannter Tiefeninterviews beauftragt. Man hat herausfinden wollen, was den Amerikaner beunruhigt, man hat wissen wollen, was er sich eigentlich von seinem Präsidenten wünscht. Man hat dann diese Sachen verarbeitet, und aus diesen Erkenntnissen sind dann die praktischen Vorschläge erwachsen, die Eisenhower formuliert hat, von dort her ist vor allen Dingen der sehr wichtige und die Wahl entscheidend beeinflussende Vorschlag gekommen, daß Eisenhower nach Korea flog. Leute, die bis jetzt die Politik immer nur vom Politischen aus beurteilt haben, die gesagt haben, das ändere ja gar nichts, ob da einer hinfahre oder nicht, oder das sei gegen die Idee der UNO und der kollektiven Sicherheit, wenn ein Amerikaner hinfliegt, wo es sich doch um

eine kollektive Aktion handele, verstehen nicht, daß es sich hier um einen innerpolitischen Akt handelt, um einen Heilsakt, wo ein Mensch, nämlich der zukünftige Staatschef, sagt:

Ich werde schon Ordnung in die Sache bringen. Ich gehe selbst an die Front, und ich bringe die Sache in Ordnung.

Die *Public Relations*-Leute haben heute weiter sehr starken Einfluß auf die Politik des Weißen Hauses. Ich entnehme diese Information einem Artikel des *World Trade Journal*, der in einer ganz klaren Weise entwickelt, wie heute jeder amerikanische Minister einmal oder zweimal wöchentlich von einer *Public Relations*-Agentur ein Buch mit Angaben über die Massenstimmung und mit Angaben von Tricks auf den Tisch des Hauses hingelegt bekommt, die er ausführen muß, um die Öffentlichkeit in dem Sinne zu steuern, wie es der momentanen Stimmung entspricht.

Es läßt sich hier einwenden, das sei ja eigentlich sehr gut, wenn man sich so um die Massen kümmert. Es ist auch gut, solange es öffentlich geschieht, wenn jeder davon weiß, wenn man Für und Wider erwägt.

Aber, wenn da aus der Kenntnis der Massenseele eine heimliche, eine schwarze Kunst gemacht wird, wenn dieses Instrument ganz allein in die Hand von bestimmten Menschen gelegt wird, dann geht das zu weit, und dann ist das meiner Ansicht nach der Tod der wirklichen Demokratie.

Der einzelne Mensch in der Begegnung mit der Wirklichkeit

Ich möchte auf diese Gefahr der totalen Kontrolle antworten, und zwar in einem optimistischen Sinne antworten. Ich glaube, daß der Mensch immer jede Art von Tyrannei, ob es nun die Tyrannei ist, die Menschen in Fesseln schlägt, die Tyrannei, die Menschen hinter Stacheldraht setzt, oder die Tyrannei, die den Stacheldraht ins Herz selbst hineinzwängt, (denn das tut die Tyrannei, die von den *Public Relations*-Leuten aufgerichtet wird, wo der Mensch der Selbstzensur wegen sich nicht mehr traut zu sagen, was er will, wo er durch indirekte Beeinflussung bereits so geformt wird, daß er selber gar nicht mehr weiß, was er eigentlich möchte), also ich glaube, daß der Mensch sich gegen dieses Überhandnehmen der Kontrollversuche sträubt und daß er allmählich zu fragen versucht, wozu das alles gut sei und wohin das alles führe.

Ich glaube, man muß gar nicht raffinierte und großartige und in einer Art von technischen oder philosophischen Jargon befangene Rezepte verfassen. Man muß sich nur fragen: Wenn ich einmal auf dem Totenbette liege, wenn ich einmal die Chance habe, daß ich dann noch zwei Stunden habe, in denen ich nachdenken kann, was werde ich dann, wenn ich das Resumé meines Lebens ziehe, denken? Werde ich dann überlegen, wieviele Häuser ich besessen habe oder wieviele Autos? Oder ob ich einen Betrieb gehabt habe von der und der Art oder so und so viele Bücher geschrieben habe? Ich glaube nicht.

Ich glaube, daß der Mensch sich dann einfach fragt: Wen habe ich glücklich gemacht, oder: war ich selber glücklich.

Wenn man sich diese ganz einfache Frage stellt, dann kommen wohl heute zahllose Menschen zu einem sehr negativen Ergebnis. Sie sagen sich nämlich: Ich habe zwar schrecklich viel herumgezappelt, aber glücklich war ich nicht, und Menschen glücklich gemacht habe ich schon gar nicht.

Und wenn man sich diese Frage stellt, die so simpel ist, dann könnte es doch sein, daß der Mensch, (wie jemand, der sich überlegt, was esse ich heute, der sich sagt, das bekommt mir und das bekommt mir nicht, davon werde ich glücklich und davon werde ich unglücklich) diese kalte, diese entmenslichte, diese kontrollierte Welt zwar nicht in Bausch und Bogen, aber in denjenigen Teilen ablehnt, die ihm nicht bekommen, weil sie unmenschlich sind.

Das heißt, daß er ein Wertgefühl gegenüber dieser herandrängenden, heranrollenden und ihn in die Zange nehmenden Welt entwickelt und aus diesem ganz instinktiven und primitiven Wertgefühl heraus sagt, das will ich nicht, dieses will ich begrenzen, jenes mache ich nicht mit und, auch wenn dieses die schönste Maschine der Welt, und wenn auch jenes die großartigste Kraft der Welt ist, das ist einfach nicht gut für mich, das möchte ich nicht.

Wenn der Fortschritt also nicht mehr wie heute ist, wenn das nicht mehr ein Fortschritt ist, der in der Sache selbst liegen soll, wo man sagt: Also jetzt habe ich Atome, jetzt entwickle ich die Reihe weiter, – jetzt habe ich Chemie, jetzt entwickle ich die Chemie weiter, – wenn man stattdessen sagt, was kann die Chemie für den Menschen tun, was kann das Atom für den Menschen tun, und, speziell, was kann das Atom für das menschliche Glück tun, ich glaube, dann wird man sehr schnell die Rezepte finden, wie man die drohende Weltkontrolle dirigieren kann.

Nur ist natürlich die Frage, ob der Mensch das allein kann, ob er dann nicht eine Philosophie braucht. Ich sage nicht Religion, denn Religion ist heute in Verruf geraten, weil so viele Leute sich dieses Wortes genau so bedienen, wie sie sich des Wortes Gott bedient haben, um ganz reale und um ganz gemeine Machtziele zu verfolgen.

Also, wenn der Mensch sich wieder als Krönung seiner Tätigkeit, als wichtigstes Anliegen des Moments fragt: Was für eine Philosophie kann ich mir zurechtlegen? Was ist der Sinn des Lebens und meines Lebens. Und wie kann ich eine Philosophie finden, die sich mit dieser Realität dieses modernen Lebens wirklich auseinandersetzt? Wenn ein solcher Philosoph oder eine Gruppe von solchen Philosophen die Leitung übernimmt, dann werden wir wahrscheinlich eine Wende erleben.

Wenn diese Philosophenführer von oben herunter predigen, dann ist es auch wieder schlecht. Was mich daher etwas selbstkritisch macht, ist z. B. die Tatsache, daß ich hier so schreibe. Ob das nicht auch schon so ein Versuch ist, d. h. ob nicht jeder Versuch, Reden zu halten und Artikel zu schreiben, in Wirklichkeit schon wieder solch ein Versuch der Massenföhrung und Verführung ist, ob nicht die wirkliche Kraft von jedem einzelnen kommt, der nicht das, was ihn von einem Einzelnen oder von einer Gruppe von Leuten angeboten wird, kritiklos hinnimmt, sondern der sich aus seiner täglichen Erfahrung heraussagt: Das will ich, das will ich nicht, das bekommt mir, das bekommt mir nicht?

Der einzelne Mensch in der Begegnung mit der Wirklichkeit, der einzelne von seiner Erfahrung aus, aus seiner Phantasie heraus, aus seinen eigenen Möglichkeiten ohne Rezepte, darf sich keine Schablone hinbauen, er darf sich nichts vormachen. Ich glaube, daß dieser Mensch, der helfen wird, allmählich eine Umkehrung vollziehen wird. Er wird dafür sorgen helfen, daß diese Zukunft, diese schreckliche Zukunft, die heute begonnen zu haben scheint, nicht so weiter läuft.

Der Weltgetreidemarkt in westdeutscher Sicht

Westdeutschland muß Getreide einführen

Das westdeutsche Interesse am Weltgetreidemarkt ist durch die Tatsache begründet, daß die Abtrennung der agrarischen Überschußprovinzen Preußens und die Aufnahme mehrerer Millionen Flüchtlinge eine starke Abhängigkeit von Auslandszufuhren bedingen.

Etwa ein Drittel des Verbrauches an Nahrungsmitteln aller Art muß durch Einfuhr befriedigt werden.

Eine Bevölkerung von 48,5 Mill. Menschen (1952) lebt auf 245 000 qkm Fläche (194 Einwohner je qkm), davon macht die landwirtschaftliche Nutzfläche 14 Mill. ha aus, das Ackerland insgesamt 8 Mill. ha, die Anbaufläche für Getreide 4,7 Mill. ha. Der Anteil des Getreideanbaues am Ackerbau insgesamt ist also sehr hoch. Der durchschnittliche Ertrag erbrachte 1952 24,6 dz/ha, im Jahre 1953 sogar 25,2 dz/ha. Die Gesamternte an Getreide betrug 1952 rd. 11,5 Mill. t, 1953 sogar 11,9 Mill. t. Daneben betrug für das Jahr 1952 die Einfuhr an Getreide- und Müllereierzeugnissen fast 5 Mill. t im Werte von ziemlich genau 2 Mrd. DM, wogegen sie 1953 voraussichtlich 4 Mill. t nicht ganz erreichen wird, vor allem durch Verminderung der Einfuhr von Futtergetreide als Ergebnis einer sehr guten eigenen Ernte an Hackfrüchten und Futtermitteln. Auch der wertmäßige Anteil an der Gesamteinfuhr in die Bundesrepublik, der 1952 etwa 12% ausmachte, wird 1953 nicht erreicht werden, nicht nur wegen der absolut geringeren Einfuhrmengen, sondern auch wegen der im Laufe des Jahres 1953 eingetretenen Preisnachlässe auf dem Weltmarkt.

Das rechnerische Mittel der Jahre ab 1948 ergibt eine Einfuhr an Getreide- und Müllereierzeugnissen von 4,7 Mill. t im Jahr. Diese Zahl wird voraussichtlich im Jahre 1953 stark unterschritten, ohne daß deshalb der Schluß gezogen werden dürfte, die Einfuhrabhängigkeit sei bei Getreide nunmehr entsprechend verringert.

Zwar läßt die ständige Steigerung der Bodenerträge nach dem Zweiten Weltkrieg, hervorgerufen durch eine über die Vorkriegszeit hinausgehende Verwendung von Kunstdünger ebenso wie die Verwendung leistungsfähigerer Saaten und eine verbesserte Agrartechnik, den Schluß zu, daß weitere Getreidereserven in den deutschen Böden vorhanden sind, zumal wenn es gelingt, die Flurbereinigung und die Aufstockung des sehr hohen Anteiles kleiner Besitzgrößen wesentlich voranzutreiben.

Aber es muß ebenso klar sein, daß an den hohen Ergebnissen der Getreideernte in den letzten Jahren auch günstige Witterungsverhältnisse beteiligt waren, so daß natürliche Rückschläge in Rechnung zu stellen sind. Es ist weiterhin zu beachten, daß die Rationalisierung der Betriebe und die Verbesserung der Besitzstruktur erhebliche Mittel in Anspruch nehmen, die bei den bäuerlichen Betrieben selbst und den Kreditinstituten der Landwirtschaft nicht oder nur unzureichend vorhanden sind und deren Beschaffung von einem auch für Zwecke der Industrie, der Verkehrswirtschaft, des Wohnungsbaues u. a. völlig ungenügenden Kapitalmarkt vorerst nicht erwartet werden kann.

Es muß demnach davon ausgegangen werden, daß auf längere Zeit eine beträchtliche Einfuhrabhängigkeit bestehen bleiben wird und die aus den letzten Jahren ermittelten Ziffern auch die Grundlage für Betrachtungen der zukünftigen Entwicklung abgeben können.

Unter den Einfuhrländern liegt Großbritannien seit Jahrzehnten an der Spitze. Sein jährlicher Einfuhrbedarf an Getreide insgesamt kommt im Durchschnitt der Jahre an 7 Mill. t heran, wobei es einen Weizenbedarf von annähernd 5 Mill. t hat. Die Bundesrepublik folgt an zweiter Stelle, danach kommt die Indische Union und dann Italien. Großbritannien und die Bundesrepublik zusammen hatten über 40 % der garantierten Exportquoten des Internationalen Weizenabkommens von 1949 inne, Westeuropa zusammen mehr als zwei Drittel dieser Quote. Unter Hinzurechnung der nicht über den Weizenpakt gelaufenen Bezüge hat Westeuropa insgesamt bis in die Gegenwart mehr als 50 % des Weizenimports der Welt aufgenommen.

Die folgende Übersicht zeigt in Aufgliederung nach den Hauptgetreidearten die Einfuhrentwicklung der Jahre 1950–1952 für die Bundesrepublik.

	1950	1951	1952
Weizen	1,72 Mill. t	2,75 Mill. t	2,12 Mill. t
Roggen	0,20 „ „	0,24 „ „	0,32 „ „
Gerste	0,27 „ „	0,32 „ „	1,28 „ „
Hafer	0,10 „ „	0,10 „ „	0,10 „ „
Mais/Milo	0,71 „ „	0,95 „ „	0,67 „ „

Es läßt sich daraus ablesen, daß seit Überwindung der Korea-Krise der westdeutsche Einfuhrbedarf an Brotgetreide von rd. 3 Mill. t im Jahr auf rd. 2,5 Mill. t zurückgegangen ist, wobei dem Weizen die weitaus führende Stelle in der Einfuhr zukommt.

Es ergibt sich weiter, daß der Bedarf an Futtergetreide seit 1950 eine sehr starke Steigerung erfahren hat und daß die Gerste dabei mit einer Vervierfachung der Einfuhr gegenüber 1951 den zweiten Platz hinter dem Weizen eingenommen hat, wogegen Mais mit einer Senkung um 30 % an die dritte Stelle getreten ist. Die Einfuhr von Roggen spielt eine untergeordnete Rolle, noch weniger wichtig ist die von Hafer.

Wenn man die Tendenzen des Jahres 1953 nach dem jetzt vorliegenden Erntebild wertet, wird sich für Weizen und Roggen ein Einfuhrbedarf in fast gleicher Höhe ergeben, wogegen bei Futtergetreide insgesamt die Zahlen des Vorjahres, die 2 Mill. t ausmachten, wesentlich unterschritten werden dürften, und zwar herunter auf 1,2 Mill. t.

Immerhin bleibt ein Gesamteinfuhrbedarf von über 3,5 Mill. t bestehen und damit ein Einfuhraufwand, der die Milliardenengrenze wertmäßig überschreitet und die Bundesrepublik auch für das laufende Getreidejahr zu einem begehrten Käufer auf dem Weltmarkt macht.

Die Herkunft der westdeutschen Einfuhren zeigt folgendes Bild:

	Weizen (Millionen metr. t)					
	USA	Kanada	Argentinien	Frankreich	Schweden	Australien
1950	1,1	0,0	0,2	0,11	0,14	0,0
1951	1,9	0,2	0,15	0,23	0,02	0,17
1952	1,2	0,6	0,005	0,05	0,06	0,03

Besonders auffällig ist, daß die Länder des Ostblockes, die vor dem Zweiten Weltkrieg als traditionelle Lieferanten den Hauptteil des – an sich geringeren – Einfuhrbedarfs des damaligen Deutschen Reiches deckten, in den Jahren der Nachkriegszeit zurückgetreten sind und eine völlig untergeordnete Rolle spielen.

Das Vorherrschen der überseeischen Lieferbeziehungen läßt sich auch am Beispiel des Futtergetreides zahlenmäßig belegen. Im Jahre 1952 wurden 1,28 Mill. t Gerste eingeführt, davon:

0,53	Mill. t	aus	Kanada
0,11	"	"	Argentinien
0,11	"	"	Nordafrika
0,20	"	"	dem Orient
0,30	"	"	Westeuropa
0,02	"	"	Ländern des Ostblocks

Bei Mais teilte sich die Einfuhr von 0,67 Mill. t im Jahre 1952 etwa wie folgt auf:

0,32	Mill. t	auf	USA
0,03	"	"	Südamerika
0,09	"	"	Afrika
0,03	"	"	Asien
0,21	"	"	Ost- u. Südosteuropa

Die derzeitigen Zahlen und Länderaufteilungen haben insofern einen begrenzten Wert. Als die Bundesrepublik bis 1949 vollständig auf die von den Besatzungsmächten veranlaßten Zufuhren angewiesen war und weder bezüglich der gewünschten Getreidearten noch der Mengen und Herkunftsländer freie Wahl hatte. Die Anfänge einer eigenen Handelspolitik, die den Beitritt der Bundesrepublik zur Europäischen Zahlungs-Union und der OEEC¹ ermöglichte, wurden durch die scharfe Aufwärtsbewegung der Preise für alle Rohstoffe und Nahrungsmittel als Folge der Korea-Krise empfindlich gestört, zumal da 1950 nur unzulängliche Bestände an Gold und Devisen vorhanden waren. Erst die Aktivierung der Außenhandelsbilanz, die seit 1952 ständige und steigende Überschüsse zeigt und damit die materiellen Voraussetzungen für die handelspolitisch gewonnene Bewegungsfreiheit geschaffen hat, ermöglichte eine freie Wahl der gewünschten Ware und des Lieferlandes. Im Sinne dieser Betrachtung ist damit eigentlich erst das Jahr 1952 als Normaljahr zu werten.

Die Versuche zum Aufbau einer internationalen Marktordnung

Im Jahre 1952 ist auch zum ersten Male wieder ein so reichliches Angebot an Getreide aller Art auf dem Weltmarkt verfügbar gewesen, daß nicht nur eine volle Deckung des aufgetretenen Bedarfes möglich war, sondern daß die Käuferländer einem reichlichen Angebot gegenüberstanden, unter dem sie die Möglichkeit einer Auswahl des ihnen zusagenden hatten.

Trotzdem läßt sich nicht sagen, daß nunmehr ein Zustand auf dem Weltgetreidemarkt erreicht worden sei, der den Auffassungen der klassischen Handels- und Wirtschaftslehre entspricht. Der Erste Weltkrieg hatte bereits Strukturveränderungen in der Weltwirtschaft ausgelöst, die zu einer empfindlichen Störung des bis 1914 herrschenden Systems der Handelsfreiheit und des Gleichgewichtes der weltwirtschaftlichen Kräfte geführt haben. Die scharfe Krise Ende der zwanziger Jahre beschränkte sich weder regional noch sachlich auf ihren Ursprung; außer den USA wurden sämtliche vom Welthandel stärker abhängigen Staaten von der Krise betroffen, die sich schließlich nicht als eine Krise allein des Kredit- und Zahlungsverkehrs erwies, sondern alle Gebiete des Wirtschaftslebens umfaßte.

Zu ihrer Abwehr benutzte man anfänglich währungspolitische Mittel, beginnend mit Abkehr vom Goldstandard, Abwertung, Devisenkontrolle u. a., kam aber schließlich auf dem breiten und bequemen Weg staatlicher Intervention zum wirtschaftlichen Dirigismus, der alle Spielarten umfaßte, angefangen von der staatlichen Lenkung einzelner Teilgebiete bis zur vollständigen Planwirtschaft.

Der Zweite Weltkrieg nahm die produktiven Kräfte aller Volkswirtschaften bis zur völligen Ausschöpfung in Anspruch und bedingte die Unterordnung der wirtschaftlichen

¹ Organization of European Economic Cooperation = Die Pariser Stelle der europäischen Zusammenarbeit im Rahmen des Marshallplans.

Interessen unter militärische und politische Forderungen, so daß schließlich selbst hartnäckige Anhänger liberaler Auffassungen die staatliche Lenkung und Regulierung bejahen mußten und es am Ende sogar zu mehrfachen internationalen Marktregulierungen kam.

Auf dem Weltgetreidemarkt haben sich die Regulierungsversuche auf Weizen beschränkt, für den unter dem besonderen Einfluß kanadischer Bemühungen bereits 1933 ein Abkommen versucht worden war, das den Erzeugerländern Verpflichtungen zur Einschränkung der Anbaufläche auferlegte und die Verbraucherländer zwingen sollte, den Zollschutz für ihre eigene Erzeugung nicht zu erhöhen. Das Abkommen zerbrach bereits nach einem Jahr, weil Argentinien unter dem Druck einer übergroßen Ernte seine Exportquote nicht einhielt. Mißernten ließen während der dreißiger Jahre das Problem etwas zurücktreten.

Im Zweiten Weltkrieg schlossen die vier großen Erzeugerländer USA, Kanada, Argentinien und Australien mit Großbritannien als dem größten Kunden des Weltweizenmarktes ein provisorisches Abkommen, das sich nicht auf die Kriegsdauer beschränkte, sondern die Grundzüge für eine umfassende Regulierung des Weizenmarktes auch nach dem Kriege enthalten sollte.

Aber erst 1949 kam in Washington das Internationale Weizenabkommen zustande, dem die fünf Erzeugerländer USA, Kanada, Australien, Frankreich und Uruguay sowie 42 Importländer beitraten. Argentinien und der Ostblock blieben abseits. Dieses Abkommen hat vier Jahre lang mit Einschluß der Ernte 1952/53 funktioniert und dazu beigetragen, daß die Überschußländer die ihnen im Abkommen zugestandenen Quoten absetzen und die Importländer die ihnen zugestandenen Anteile mit Sicherheit kaufen konnten. In dem Bereich zwischen Höchst- und Mindestpreis des IWA hatten die Vertragsstaaten Freiheit der Vereinbarungen.

Die Tatsache, daß während der gesamten Laufzeit des Abkommens lediglich der Höchstpreis zur Anwendung kam, hat mit zunehmender Sättigung des Weltmarktes zu lebhafter Kritik geführt und schließlich bewirkt, daß Großbritannien dem neuen, diesmal auf drei Jahre berechneten IWA von 1953 nicht beigetreten ist.

Damit wurde seine bisherige Quote von 4,8 Mill. t, also etwa 30 % des Vertragsvolumens von 15,8 Mill. t, frei, deren Hauptanteil mit 3,06 Mill. t auf Kanada und mit 1,08 Mill. t auf Australien als Lieferländer entfallen war. Das Vertragsvolumen des neuen Abkommens macht mit ca. 11,5 Mill. t nicht einmal mehr ganz die Hälfte des jährlichen Weltumsatzes an Weizen aus gegenüber dem früheren Verhältnis von etwa zwei Dritteln. Bei einer Weltweizenernte von rd. 190 Mill. t im Jahre 1953 und einem für Export und Überhang bestehenden Vorrat von etwa 60 Mill. t, davon allein in Nordamerika etwa 50 Mill. t, haben die Lieferungen aus dem Weizenabkommen ihre früher überragende Bedeutung verloren.

Eine Folge dieser verminderten Bedeutung der IWA-Lieferungen für den Weltgetreidemarkt ist der schwindende Einfluß des für die IWA-Lieferungen maßgebenden Preises auf die allgemeine Preisstellung des Weltmarktes. Während der Korea-Krise lag der „freie Preis“ zeitweilig 30–40 % über dem IWA-Höchstpreis. Die Exportländer des Paktes erlitten also rechnerisch große Verluste, weil sie die übernommenen Exportquoten zum Höchstpreis erfüllen mußten. Ihre Forderung bei Abschluß des neuen Abkommens lief deshalb – in völliger Übereinstimmung zwischen USA und Kanada – auf eine Erhöhung des Höchstpreises hinaus, der auch nach

monatelangen Verhandlungen von \$ 1,80 je *bushel*²⁾ auf \$ 2,05 gesteigert wurde. Nun hat der Höchstpreis im IWA lediglich die Bedeutung, daß die Exportländer des Paktes im Rahmen der von ihnen übernommenen Quote zur Lieferung gezwungen werden können, wenn ihnen dieser Preis bewilligt wird.

Solange der Weizenweltmarkt infolge angespannter Versorgungsverhältnisse und als Ergebnis der Korea-Krise über dem Höchstpreis des IWA lag, war eine preisregulierende Wirkung des Abkommens gesichert, zumal da das Vertragsvolumen von 15,8 Mill. t zwei Drittel des Weltumsatzes ausmachte und die Hauptbedürfnisse der hauptsächlichlichen Bezugsländer befriedigen konnte.

Seit 1952 drängen aber die erheblichen Vorräte, die in den Exportländern des Paktes unverkauft liegen, und die Exportbestände der nicht am Pakt beteiligten Staaten auf den Weltmarkt. Für die Exportländer des Paktes ist es an sich eine Unmöglichkeit, die Weizenmengen, die ihnen nach Abzug der Exportquoten noch zur Verfügung stehen, zu einem niedrigeren als dem Paktpreis auf den Markt bringen zu wollen. Sie würden sich damit der Gefahr aussetzen, daß die Importländer des Paktes die Anerkennung der nachteiligeren IWA-Preise verweigern. Andererseits brauchen die Außenseiter nur das Mittel einer geringfügigen Unterbietung anzuwenden, um die Käufer anzulocken. Deshalb wird der Preis des neuen IWA seine bisher absolut maßgebliche Bedeutung verlieren.

Immerhin werden im laufenden Getreidejahr voraussichtlich 10–12 Mill. t Weizen außerhalb des Paktes umgesetzt werden, und die Importländer des Paktes können zum Kauf nur auf der Basis des Mindestpreises gezwungen werden.

Weltexporte in Weizen (einschl. Mehl) in Mill. metr. to.

	insges.	IWA-Exporte	Freie Märkte
1949/50	20,8	11,7	9,1
1950/51	24,9	14,4	10,5
1951/52	25,7	15,5	10,2
1952/53	23,1	15,2	7,8
1953/54	22,5	?	10–12
geschätzt			davon 8 außerhalb des \$-Raumes

Die USA und Kanada

Es kommt also auf die Frage an, ob die zwei großen nordamerikanischen Überschußländer in der Preis- und Absatzpolitik eine gemeinsame Linie finden werden, die zu einer Koordinierung der Verkäufe innerhalb und außerhalb des IWA führt. Das wiederum hängt stark mit innerpolitischen Fragen dieser Länder zusammen.

Für die USA beträgt die neue Exportquote 5,7 Mill. t, sie konnten aber im Durchschnitt der letzten 7 Jahre 11,3 Mill. t – davon 64 % nach Westeuropa – exportieren, wogegen ihr Ausfuhrüberschuß für das laufende Getreidejahr mehr als 27 Mill. t beträgt. Bei den Farmern war zum Zeitpunkt der Präsidentenwahl Eisenhowers die Einsicht gewachsen, daß die in Zeiten des Krieges und des Mangels der ersten Nachkriegsjahre entwickelte starre Stützungs politik einer Auflockerung bedürfe. Inzwischen haben sie aber die Beibehaltung des Subventionsprogrammes erzwungen, so daß ihnen der Staat weiterhin Zuschüsse für den abgelieferten Weizen zahlen muß, dessen Preis über dem Höchstpreis des IWA liegt (\$ 2,20 je *bushel* gegenüber IWA-Höchstpreis von \$ 2,05). Der Staat selbst ist also, damit

²⁾ bushel = 27,22 kg Weizen.

diese Zuschüsse in erträglicher Höhe bleiben, an der Erzielung des höchstmöglichen IWA-Verkaufspreises interessiert.

Aus dieser Problemstellung ist erst das neue, im Oktober 1953 bekanntgegebene Programm für die Lieferung überschüssiger nordamerikanischer Agrarerzeugnisse an ausländische Regierungen gegen Zahlung in den Währungen der Empfangsländer zu verstehen. Es sieht ausdrücklich eine preisliche Angleichung der gelieferten Erzeugnisse an die Weltmarktpreise vor und verbietet einen Reexport durch die Empfangsländer sowie jede andere Verwendung als die für den eigenen Verbrauch. Damit könnte, wenn dieses Programm gemäß seiner Anlage durchgeführt wird, ein wirksamer Versuch unternommen werden, die dollarschwachen Bedarfsländer von den verlockenden Weizenangeboten aus Ländern mit weicher Währung abziehen.

Es wird dabei aber nicht nur auf die Politik und den Willen der USA ankommen, sondern ebenso überlegt werden müssen, ob z. B. Kanada willens und finanziell stark genug sein wird, diese Politik mitzumachen. Der *Canadian Wheat Board* ist nicht eine staatliche Stelle, die sich auf Zuschüsse der Steuerzahler stützen kann, sondern eine im wesentlichen nach genossenschaftlichen Prinzipien arbeitende Einrichtung der Farmer, die keinerlei Subventionen erhält. Ein Überhang von 9 Mill. t Weizen bei einem Ertrag der Ernte 1953 von rd. 16 Mill. t – und damit ein Exportüberhang von 21 Mill. t – wird das Land vor die Frage stellen, ob es nicht eigene Wege gehen muß, um seinen Farmern einen glatten Absatz der Produkte zu ermöglichen.

Sollte ein anderer Plan zum Zuge kommen, den das *Wheat Advisory Committee* zur Zeit bearbeitet und verfährt, würde allerdings ein Kampf der hauptsächlichen Weizen-Exportländer um die Absatzmärkte unvermeidlich sein. Nach diesem Plan soll den 2 Mill. Weizenerzeugern der USA der volle Paritätspreis für rd. 500 Mill. bushel Weizen (ca. 14 Mill. t), die jährlich zur menschlichen Ernährung in den USA verbraucht werden, gesichert sein. Damit wäre etwa für die Hälfte der jährlichen Weizenerzeugung ein auskömmlicher Preis gesichert, wogegen die andere Hälfte zu freien Marktpreisen entweder im Export oder als Viehfutter verkauft würde.

Die Zahlen der bisherigen Verkaufsabschlüsse im neuen IWA beweisen, daß die Wirkung des Paktes angesichts der veränderten Marktverhältnisse problematisch geworden ist. Wenn man die Verkäufe vom 1. August bis Mitte Oktober der Jahre 1952 und 1953 gegenüberstellt, so ergeben sich für 1952 rd. 4,5 Mill. t der Vertragsmenge – ohne Berücksichtigung Großbritanniens –, dagegen für 1953 nur 1,7 Mill. t. Davon haben verkauft:

Australien	200	gegen	920	} in 1000 t
Kanada	734	„	2 061	
USA	769	„	2 389	

Daß in dieser Zeit die tatsächlichen Lieferungen im Jahre 1953 den gleichen Umfang wie 1952 hatten, ergibt sich aus den Zahlen der Welt-Weizenverschiffungen: 4,14 Millionen t gegenüber 4,15 Mill. t im Vorjahr.

Die Bundesrepublik hat sich im neuen IWA mit einer Importquote von 1,5 Mill. t gebunden, also mit 300 000 t weniger als im alten IWA. Ob diese Quote voll ausgenutzt wird, kann nur von den Liefermöglichkeiten anderer Wirtschaftsgebiete bestimmt werden, zu deren Bezahlung keine harten Devisen erforderlich sind. Immer-

hin ist der Bezug von 1,2 Mill. t innerhalb des IWA wahrscheinlich, davon 1,1 Mill. t aus USA und Kanada und 100 000 t aus Australien.

Die Möglichkeit, deutsche Forderungen gegen Länder der Europäischen Zahlungs-Union über deren etwaige \$-Guthaben beim Kauf von \$-Getreide für Westdeutschland zu verrechnen, ist im Laufe des letzten Jahres stark ausgenutzt worden und hat das Problem der westdeutschen Zahlungsbilanz gegenüber dem \$-Raum etwas weniger dringend gemacht.

Die Lieferanten mit weichen Währungen

Im Bereiche der weichen Währungen verdient Argentinien einige Aufmerksamkeit, das bisher davon profitiert hat, nicht Mitglied des IWA geworden zu sein, und deshalb in Zeiten hohen Bedarfs seinen Weizen über Weltmarktpreis hatte verkaufen können. Die staatliche Außenhandelspolitik manipuliert dort die Preisstellung der landwirtschaftlichen Güter durch Schaffung einer Vielzahl von Abrechnungskursen, sieht sich im Jahre 1953 aber der Schwierigkeit gegenüber, daß auch von anderen Ländern gerade Weizen reichlich angeboten wird. Sie wird deshalb auf die Erzielung von Überpreisen verzichten müssen, aus ihrer schwierigen Finanz- und Wirtschaftslage heraus aber auch nicht geneigt sein, Preisdumping für Weizen zu betreiben.

Die Bundesrepublik hat im Juni 1953 einen Vertrag mit Argentinien abgeschlossen, der auf argentinischer Seite Lieferungen von Getreide und Futtermitteln im Werte von 65 Mill. \$ (bei einem Gesamtvolumen von 135 Mill. \$) vorsieht und bis zu 300 000 t Weizen, 200 000 t Roggen sowie 300 000 t Futtergetreide (Mais und Gerste) umfassen soll.

Die Türkei gehört zu den Ländern, die in den letzten Jahren gleichfalls durch Gewährung hoher Inlandspreise ihren Bauern einen Anreiz zur Ausweitung des Getreideanbaues boten. Die 1952 etwa 12 Mill. t betragende Getreideernte, davon 50 % Weizen, bedeutete einen Rekord, der 1953 durch eine Ernte von 14 Mill. t, davon 7,5 Mill. t Weizen, sogar noch übertroffen wurde. Ob die Finanzkraft des Staates ausreichen wird, langfristig erhebliche Zuschüsse für Inlandspreise zu liefern und damit den türkischen Weizen international marktfähig zu machen, muß abgewartet werden. Daß der Anschluß an die internationalen Qualitätsstandards für Getreide insgesamt, insbesondere aber für Weizen, noch nicht gefunden wurde, erscheint als größerer Mangel, an dessen Überwindung die Türkei zu arbeiten haben wird.

Die Bundesrepublik ist dabei offensichtlich entschlossen, eine wesentliche Hilfestellung zu leisten. Bereits für das Getreidejahr 1953/54 ist der Kauf von 300 000 t Weizen, 50 000 t Roggen und 210 000 t Gerste vorgesehen. Im August 1953 wurde in Ankara ein Protokoll unterzeichnet, wonach 1954-1956 jährlich mindestens 350 000 t Weizen, 250 000 t Gerste, 50 000 t Roggen und bis zu 50 000 t Hartweizen zur Lieferung kommen sollen.

Neuerdings ist Schweden stark am Absatz von Getreide nach Westdeutschland interessiert. Als Ergebnis einer vom Staat gelenkten und gestützten Produktions- und Preispolitik ist eine Überschußlage nicht nur bei Ölfrüchten, Butter und Fleisch eingetreten, sondern nunmehr auch bei Brotgetreide, insbesondere bei Wei-

zen. 300 000–400 000 t Weizen suchen Absatz im Ausland. Der Preis liegt dabei über den argentinischen Notierungen. Das Lieferungsangebot selbst ist nicht auf das laufende Jahr beschränkt, sondern soll auch für die kommenden Jahre gelten.

Frankreich hat im neuen JWA nur eine Exportquote von 10 000 t übernommen, die – auch gemessen an seiner Leistungsfähigkeit als Weizenexporteur – gering ist. Es hat für 1953/54 zumindest 0,6 Mill. t Weizen für den Export verfügbar, von denen 0,2 für die Bundesrepublik vorgesehen sind. Die Regierungsgarantie für den Weizenpreis gibt den französischen Erzeugern bei der jetzigen Absatzlage für Agrarprodukte sogar einen Anreiz für die weitere Ausdehnung der Erzeugung.

Wo bleibt Osteuropa?

Das große Fragezeichen bleibt der Ostblock, der in vergangenen Zeiten mit seinen bedeutenden Exportüberschüssen der natürliche Lieferant Zentraleuropas gewesen ist. Eine laufende Berichterstattung über die Märkte des Ostblockes findet nicht statt, so daß man im wesentlichen auf Schätzungen angewiesen ist.

Die Sowjetunion hat auf Grund des Handelsvertrages mit Großbritannien vom September 1951 rd. 1 Mill. t Getreide geliefert, davon 200 000 t Weizen, während das entsprechende Abkommen für 1952/53 lediglich 200 000 t Futtergetreide vorgesehen hat. Nach dem Abkommen 1953 mit Finnland werden im laufenden Jahr 275 000 t Weizen neben 130 000 t sonstigen Getreides geliefert. Norwegen hat im Durchschnitt der letzten drei Jahre 55 000 t Weizen jährlich bezogen, dessen Qualität es schätzt. Ein Protokoll vom Juli 1953 sieht die Lieferung von 50 000 t Weizen nach Dänemark vor. Die Verhandlungen mit der Indischen Union, die im August 1953 über ein dreijähriges Tauschabkommen mit der Lieferung von 1 Mill. t Weizens aus der Sowjetunion jährlich begonnen wurden, haben sich der Preisforderung wegen zerschlagen.

Von westdeutscher Seite wurden erstmalig im September/Oktober 1953 in direktem Geschäft mit der Sowjetunion rd. 50 000 t Hartweizen gekauft, die der nordamerikanische Markt wegen schlechten Erntenausfalls in diesem Jahre nicht liefern kann.

Die Preisstellung aller sowjetischen Offerten war verhältnismäßig hoch, so daß im Augenblick von dieser Seite her nicht mit der Gefährdung des Weltmarktpreises zu rechnen ist, zumal wenn man annimmt, daß der Plan der Sowjets, dem Konsumenten im Inland eine bessere Versorgung zu ermöglichen, keine erheblichen Mengen für den Export freigibt.

Aber bei einer Weltmarktlage, wie sie sich in den oben angegebenen Zahlen und Tendenzen widerspiegelt, wirkt das potentielle sowjetische Angebot als ein Faktum, das die Haltung der übrigen Exportländer nicht festigen kann. Es kann das um so weniger, als starke Kräfte der europäischen Industrie und des Außenhandels auf eine Normalisierung der Wirtschaftsbeziehungen zum Ostblock drängen.

Von den anderen Ländern des Ostblockes gehören Polen, Rumänien, Ungarn und auch Bulgarien zu den traditionellen Getreidelieferanten Deutschlands, wobei für Weizen Polen allerdings nicht in Betracht kommt. Die vor dem Kriege verzeichneten Überschüsse dieser Länder sind oft nicht das Ergebnis einer echten Überproduktion, sondern eines aus sozialen Gründen bedingten Unterkonsums gewesen. Die mit Kriegsende einsetzende Bolschewisierung hat eine radikale Agrarreform herbeigeführt, deren erste Folge ein starkes Nachlassen der Produktionsleistung gewesen ist. Inzwischen hat die Normalisierung der Verhältnisse oder eine schärfere Kontrolle zu höheren Ergebnissen geführt, gleichzeitig ist aber

durch die forcierte Industrialisierung der Inlandsverbrauch gestiegen. Es wird abzuwarten sein, mit welchen Mengen diese Teile des Ostblocks in Zukunft auf den Weltmarkt kommen. Die Unterstellung der hierbei eingeschlagenen Taktik unter Zentralkonzepte darf vorausgesetzt werden.

Forderung und Leistung der deutschen Landwirtschaft

Die Situation Westdeutschlands als einfuhrabhängiges Gebiet ist für Weizen – das gleiche kann für die übrigen Getreidearten gesagt werden – die eines zahlungskräftigen Käuferlandes mit weitgehender handelspolitischer und fast völliger finanzieller Bewegungsfreiheit. Zwar hat der Ausbruch der Korea-Krise bewiesen, daß weltumfassende politische Störungen unmittelbare Nachteile für die überseeische Versorgung verursachen können. Inzwischen hat jedoch die Steigerung der Eigenerzeugung in den großen Bedarfsländern die allgemeine Nachfrage weniger dringend gemacht, während durch die Preisentwicklung jener Zeit zugleich mit dem durch den Zweiten Weltkrieg hervorgerufenen Mangel an Dollardevisen die Länder des Mittelmeerraumes und des Vorderen Orients dazu übergegangen sind, ihre Getreideerzeugung auszuweiten, so daß nunmehr eine große Zahl von Lieferländern um die Abnehmer bemüht ist.

Außerdem hat die inzwischen errungene Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie sowie der zielbewußte Wiederaufbau der deutschen Handelsschifffahrt die Voraussetzungen für die Bundesrepublik im Falle ernster politischer Verwicklungen gegenüber dem Zeitpunkt der Korea-Krise wesentlich verbessert, ganz abgesehen von dem jetzt etwa 7 Mrd. DM umfassenden Guthaben der Bank Deutscher Länder an Gold und Devisen, die uns eine starke Käuferposition geben.

Trotzdem wird in allen Kreisen der deutschen Wirtschaft der Gedanke bejaht, der Landwirtschaft einen wirksamen Schutz gegenüber unmittelbaren Einflüssen des Weltmarktes zu bieten. Die bisherige Schutzpolitik hat in der Getreidewirtschaft sogar ihre Grundlage, denn es herrscht die Auffassung vor, daß eine höchstmögliche Ausnutzung des Bodens über die optimale Getreideproduktion gegeben sei. Um nun den Bauern das Gefühl einer absoluten Sicherheit zu geben, soll nicht nur eine strikte mengenmäßige Begrenzung der Einfuhren gesichert sein, sondern auch die Preisbildung sowohl von kurzfristigen als auch von langfristigen Schwankungen befreit bleiben. Im Frühjahr 1951 ist die Forderung der westdeutschen Bauern nach Angleichung der Getreidepreise an den Weltmarkt – damals im Zeichen der Korea-Hausse – erfüllt worden.

Auf dieser damaligen Höhe ist der inländische Preisspiegel für Getreide auch im laufenden Wirtschaftsjahr, also bis Juli 1954, verankert, obwohl der Weltmarkt inzwischen einen wesentlichen Wandel durchgemacht hat. Ein einfacher amerikanischer Weizen *cif*³⁾ deutschem Hafen kostete Mitte Oktober 1953 rd. DM 304,- je t gegenüber einem deutschen Inlandspreis dieser Qualität von DM 434,-. Argentinischer Roggen, zur Zeit der billigste auf dem Weltmarkt, kostet *cif* deutschem Hafen knapp DM 200,- je t gegenüber einem mittleren deutschen Erzeugerpreis von DM 383,- ab Hof! Dänische Braugerste in guter Durchschnittsqualität kostet in Norddeutschland ungefähr DM 295,- je t, deutsche Braugerste ab Bayern dagegen etwa DM 430,-. Diese Differenzen werden vom Staat abgeschöpft. Sie stellen bei einem Importvolumen von 3½ bis 4 Mill. t im Jahr Beträge dar,

³⁾ *cif* = cost, insurance, freight, also einschl. Kosten, Seeversicherung und Seefracht.

die sowohl im öffentlichen Haushalt als auch bei dem einzelnen Verbraucher ins Gewicht fallen.

Man kann es zweifellos vertreten, diese Preisdifferenzen dem Verbraucher weder mittelbar noch unmittelbar zugute kommen zu lassen und entsprechende Mengen billigen Weltmarktgetreides dem Inlandsmarkt fern zu halten, wenn man die dabei gewonnenen Mittel dazu benutzt, eine Reform der westdeutschen Agrarpolitik durchzuführen. Das müßte heißen, die Zersplitterung der Besitze durch Flurbereinigung zu beseitigen, lebensunfähige Kleinbetriebe aufzustocken, eine zweckmäßige Arbeitseinteilung, die Mechanisierung der Betriebe und stärkere Motorisierung voranzutreiben u. a. m. Nur mit einer solchen Politik läßt sich das dem Verbraucher zugemutete Opfer rechtfertigen, zumal es damit vorübergehenden Charakter erhält, denn mit einer zielbewußt betriebenen Leistungssteigerung läßt sich in absehbarer Zeit die Leistungsgleichheit gegenüber durchschnittlichen Betrieben anderer Länder herstellen. Da von der politischen Seite her starke Kräfte auf die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Marktes drängen, wird es nicht zu umgehen sein, daß sich die Landwirtschaft auf den dann zu erwartenden unvermeidlichen Wettbewerb vorbereitet.

Im Rahmen einer Wirtschaftspolitik, die von den Grundsätzen der sozialen Marktwirtschaft ausgeht, ist eine freizügige Handelspolitik selbstverständlich. Nur wenn es gelingt, der deutschen Ausfuhr eine Entfaltung zu sichern, aus der die notwendigen Zahlungsmittel für die Einfuhr der benötigten Rohstoffe, Nahrungsmittel und sonstigen Güter bereitgestellt werden können, läßt sich für die Bevölkerung von 49 Mill. Menschen eine angemessene Lebenshaltung sichern.

Inzwischen hat sich der Käufermarkt nicht nur für Getreide entwickelt, sondern auch alle anderen Güter werden reichlich angeboten, so daß die Konkurrenz der Exportländer für Industrieerzeugnisse sich mit der gleichen Schärfe auf dem Käufermarkt begegnet, wie wir es oben auf dem Welt-Weizenmarkt geschildert haben. Zu einem Gleichgewicht der wirtschaftlichen Beziehungen, vor allem auch im Zahlungsverkehr, ist es noch nicht gekommen. Den Bemühungen um freie Austauschbarkeit der Währungen stehen starke Hindernisse entgegen, zum Teil als Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges, zum Teil als Folge der politischen Zerrissenheit der Nachkriegswelt, zum Teil schließlich als Konsequenz der nicht ausgeglichenen Kräfte in den einzelnen Volkswirtschaften.

Unter diesen Voraussetzungen verlangen zahlreiche Getreideüberschußländer, daß sie die Einfuhr industrieller Güter mit der Lieferung von Getreide bezahlen können. Die Bundesrepublik erlebt es häufig genug, daß die Erteilung von Importlizenzen für deutsche Erzeugnisse abhängig gemacht wird vom gleichzeitigen Ankauf entsprechender Getreidemengen. In dieser Tatsache hat der in letzter Zeit an Bedeutung zunehmende Disput um die Grundsätze der deutschen Agrarpolitik und der ernährungswirtschaftlichen Einfuhr eine seiner stärksten Wurzeln. Es dürfte klar sein, daß die Rückkehr zu einem Außenhandelsverfahren nicht in Betracht kommen kann, in dem beide Seiten nach Art des Tauschhandels Güter und Leistungen austauschen. Trotzdem wird ein gewisses Gleichgewicht anzustreben sein, um nicht die einen Länder in eine Schuldnerlage von erheblicher Bedeutung und die anderen in eine ebenso schwierige Gläubigerstellung zu bringen.

Dabei wird auch die auf lange Sicht unvermeidliche Getreideeinfuhr als ein Aktivum der deutschen Exportpolitik verwendet werden müssen, insbesondere wenn die anderen Länder des Industriexportes ihren Bedarf an Nahrungsmitteln vorzugsweise bei ihren großen Käufern einzudecken streben.

Es war eine geschichtlich einmalige Konstellation, daß in der stürmischen Entwicklungsperiode der wirtschaftlichen Arbeitsteilung im 19. Jahrhundert Großbritannien seine Landwirtschaft den industriellen Interessen opfern und „seine Schafe am La Plata weiden“ lassen konnte. Die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts haben selbst in Großbritannien zu einer Politik geführt, die eine staatliche Protektion der agrarischen Interessen bedeutet.

Deutschland hat aus den Erfahrungen zweier Weltkriege heraus eine Preisgabe seiner Landwirtschaft niemals ernsthaft erwogen, wozu auch aus dem starken innerpolitischen Einfluß der Landwirtschaft von der Zeit Bismarcks her geringe Voraussetzungen bestanden. Die Situation der Bundesrepublik ist durch den wesentlich stärkeren Anteil industrieller und gewerblicher Interessen gegenüber der Struktur des früheren Reiches zwar verändert, aber immerhin wird auch heute ein Anteil von etwa 60 % des Nahrungsmittelbedarfes aus eigener Erzeugung aufgebracht, der wahrscheinlich noch vergrößert werden könnte, wenn die technischen Voraussetzungen für eine größere Leistungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe geschaffen sind. Immerhin umfaßt die Landwirtschaft einschließlich der mithelfenden Familienangehörigen nur etwa 5 Mill. Erwerbstätige gegenüber 17 Mill. der gewerblichen Wirtschaft, wobei sie als Käufer industrieller Produkte nur 16 % der heimischen Produktion verbraucht (dem gegenüber nimmt das Ausland 32 % und das nicht landwirtschaftliche Inland 52 % auf).

Sie wird sich also der Tatsache nicht verschließen können, daß ihr Gewicht in der westdeutschen Gesamtwirtschaft etwas verringert ist und daß sie ihre eigene Leistung auf einen höchstmöglichen Stand bringen muß, wenn sie einem mengen- und qualitätsmäßig überreichlichen Angebot des Weltgetreidemarktes standhalten soll, ohne daß zu ihrem Schutz Mittel aufgewendet werden müssen, die volkswirtschaftlich auf die Dauer nicht vertretbar sind und den sonstigen Grundlinien der Wirtschaftspolitik zuwiderlaufen.

Weltmacht Sowjetkirche 1943 – 1953

Der Aufstieg

Am 23. September 1953 beging die sowjetische Staatskirche den zehnten Jahrestag ihrer Erneuerung, das heißt ihres Konkordats mit dem Moskauer Kreml. Während dieses Zeitabschnittes stieg sie – wie in diesen Blättern schon vor Jahresfrist geurteilt wurde (1952, XII, 736) – „mit einem Schlage und in einem bisher nicht gekannten Maße zur zentralen geistlichen und kirchenpolitischen Potenz in ganz Osteuropa, ja innerhalb der Welt empor“.

In vier – sozusagen konzentrischen – Kreisen macht sich dieser weltpolitische Aufstieg bemerkbar.

1. Der gesamtrussische Kreis: Das erneuerte Moskauer Patriarchat ist führend und staatskirchlich verantwortlich auf dem Gesamtgebiet der Sowjetunion. Ihm untersteht in direkter kanonischer Abhängigkeit das größte christliche Diözesangebiet der Welt, rund 21 Millionen qkm mit etwa 60 bis 80 unermeßlich großen Diözesen. Neben Großrussen, die den Grundstock dieses Bereichs ausmachen, hat das Patriarchat mindestens ein halbes Dutzend ehemals freier und selbständiger Ostkirchen aufgehoben oder schlicht eingegliedert: die lettische, estnische, weißruthenische, ukrainische, georgische und armenische Kirche, – Kirchen, die in ihrer Gesamtheit und unter Zugrundelegung der älteren Bevölkerungszahlen ihrerseits mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung umfassen, aber jetzt unter Moskauer Einfluß in großrussisch-sowjetpatriotischem Sinn zentral geleitet werden.

2. Der panslawische Kreis umfaßt das ganze Gebiet der sogenannten Satellitenstaaten – also die litauische, tschechische, polnische, „karpato-ukrainische“ usw. östliche Territorialkirche, ferner die ehrwürdigen alten Nationalkirchen der Bulgaren und Rumänen, ja selbst den orthodoxen Teil der Albaner: Sie werden alle von Moskau gesteuert und, auch wenn es sich nicht um Slawen handelt, dennoch durch vorsichtige Slawisierung ihrer Liturgie und ihrer Kirchenbücher, durch Entsendung russischer Bischöfe und Lehrer, sowie durch russischen amtlichen Schriftverkehr dem Panslawismus angenähert.

Praktisch gibt es heute keinen Slawen in der Welt, der sich nicht irgendwie mit den Handlungen und Äußerungen des Moskauer Patriarchats religiös, national oder weltanschaulich auseinandersetzen muß.

Umgekehrt steht auch die Abendländische Welt vor einer bisher nicht dagewesenen Expansion dieses panslawischen Zentrums nach dem Westen: Die Linie sowjetischer orthodoxer Bistümer verläuft in Europa nicht mehr entlang des Bug und der alten polnischen Ostgrenze, sondern von Danzig über Berlin, Prag und Wien nach Albanien!

In Berlin-Ost residiert ein russischer Exarch und Metropolit „von ganz Deutschland“¹⁾ mit den gleichen Ansprüchen wie in Wien der russisch-sowjetische Bischof von „ganz

¹⁾ Die russ. orthodoxen Gemeinden in d. Bundesrepublik Deutschland. In: Herder-Korresp., Freiburg, Jg. IV (1949/50), 4, 158 ff.

Die deutsche Eparchie der russ. orth. Auslandskirche. In: Herder-Korresp., Jg. V (1950/51), 12, 543 ff.; Jg. VI (1951/52), 3, 111 ff.

Österreich“ – und in Paris der westeuropäische „Exarch des Moskauer Patriarchats, der Metropolit von Paris und ganz Frankreich“²).

3. Der panorthodoxe Kreis: Die Ostkirche hat in ihrer Geschichte bekanntlich vier sogenannte „alte“ Patriarchate des vorderen Orients: Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem; unter denen nach bisher unerschütterlichem Brauch das griechische Patriarchat von Konstantinopel im Ehrenvorrang führte.

Zu den „alten“ Patriarchaten gesellten sich im Laufe der Jahrhunderte noch die „jüngeren“: Armenien, Georgien, Bulgarien, Serbien, Rußland, Rumänien, – auch sie dem Ehrenvorrang des griechischen Patriarchen von Konstantinopel nachgeordnet; hinter ihnen folgten die Hunderte von Exarchen, Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen in der streng gewährten Rangordnung albyzantinischer Tradition. Innerhalb dieses orthodoxen Gesamtkreises hatte Rußland einst (etwa) den 200. „Metropolitanrang“ und erst seit 1589 den jüngsten (sechsten?) „Patriarchen“-Platz, war also jedenfalls, – wie alle anderen Ostprovinzen – dem Patriarchen von Konstantinopel rangmäßig hintangesetzt. Heute drängt es nach vorn, macht es dem bisher führenden Patriarchen von Konstantinopel den Rang streitig, und beansprucht es die Oberleitung der gesamten kirchlichen Orthodoxie der Welt.

Es gelang ihm, zwei „alte“ Patriarchen der Ostkirche, nämlich Alexandrien und Antiochien auf seine Seite zu bringen (eine große antiochenische kirchliche Abordnung hat soeben die ganze Sowjetunion bereist), und nun steuert Moskau auf eine weltgeschichtliche Entscheidung: ein VIII. ökumenisches Konzil! Sollte ein solches zustande kommen (nach fast 1200! Jahren) so wird darin Moskau mit Hilfe seiner satellitischen anderen Kirchen (Armenien, Georgien, Ukraine, Bulgarien, Rumänien, Polen, CSR, Albanien) usw. wahrscheinlich siegen! Das würde bedeuten, daß die bisher traditionell führende und als Zünglein an der Waage wirkende Schicht – das Griechentum – aus der Führung der Ostkirche endgültig ausscheidet und daß die ganze große Ostkirche, etwa zwei Fünftel der gesamten Christenheit, sich für die nächsten Jahrhunderte entscheidend unter die beiden neuen Nationalgruppen aufteilt, nämlich die Slawen Europas (vielleicht auch Amerikas) und die Araber (des Vorderen Orients) – alle unter Führung des „panorthodoxen“, russischen Patriarchen von Moskau!³

4. Der panchristliche, ökumenische Kreis: Die russische Ostkirche – vor zehn Jahren noch ausgeschaltet und angeblich lebensunfähig – errang mittlerweile auch noch ungeheure Macht auf internationalem kirchlichen Gesamtgebiet:

1945 besuchte der Moskauer Patriarch den anglikanischen Erzbischof von Canterbury und den englischen König – zum ersten Male in der Weltgeschichte. Er wurde

² Nachrichten aus den europäischen Exarchaten des Mosk. Patriarchen. In: Herder-Korresp., Jg. IV (1949/50) 7, 311 ff.

Die Lage i. d. russ. Auslandskirche. In: Herder-Korresp., Jg. V (1950/51), 1, 24; 6, 276 ff.

Anspruchsvolle auslandsrussische Hierarchentitel. In: Herder-Korresp., Jg. (1951–52), 11, 508 ff.

³ Die Diskussion um die Einberufung und Zweckmäßigkeit eines panorthodoxen Gesamtkonzils reißt in den letzten Jahren nicht ab; den Plänen Moskaus widersetzt sich der Patriarch von Konstantinopel, der aber von seinen eigenen orientalischen Mit-Patriarchen nur schwach unterstützt wird. Laufende Berichte über die jeweiligen Phasen des wechselvollen Streites in: Herder-Korresp., Jg. VI (1951/52), 1, 20; VI, 2, 67; VI, 6, 290; VI, 7, 316; VII (1952/53), 7, 309; 7, 310; 10, 455; VIII (1953/54), 1, 19 ff. – vgl. auch B. Spuler. In: Osteuropa, 1953, 4, 301 ff.

In neuerer Zeit hat sich auch die ukrainisch-autokephale des Auslandes (aus anderen Gründen) für die Einberufung eines VIII. Ökumenischen Konzils eingesetzt, vgl. die (Privat)Arbeit des Metropoliten Ilarion (Ogienko), Ходил единой христовой церковью = Die Teilung der Einen Christuskirche. Winnipeg (Canada) 1953, S. 346 ff.

als Gleicher unter Gleichen empfangen. Aber schon 1948 blieben in einer Schwenkung der Kirchenpolitik, die nur durch den ähnlichen Frontwechsel der Staatspolitik erklärbar ist, auf einen Wink von Moskau alle östlichen Satellitenkirchen der Ökumenischen Konferenz von Amsterdam fern – und tagten als Gegenkonzil unter betont prunkvoller Führung durch den russischen Patriarchen in Moskau selbst. Sie lehnten dort die ökumenische Bewegung als „panprotestantisch“ und „angelsächsisch“ ab und erhoben die Forderung, selbst Sprecher der ökumenischen Tradition zu sein⁴.

Besonders dramatisch ist die Moskauer Aktion gegen die römische Kirche. Die bekannten Schauprozesse gegen die lateinischen Kardinäle Osteuropas sind nur ein Symptom dieser weltpolitischen Auseinandersetzung; ihr fast gesetzmäßiger und zeitlich genau abgestimmter Verlauf von „Süd nach Nord“: Agram, Budapest, Prag, Warschau, – zeugt von sauberer Generalstabsarbeit, die weit über provinzielle Grenzen hinausgeht. Auch propagandistisch läuft der Kampf Moskaus gegen den Vatikan auf vollen Touren⁵.

Vielleicht noch einschneidender ist die durch die Moskauer Annexionen geschehene Enteignung bedeutender bisher römischer Kirchenprovinzen aus der päpstlichen Jurisdiktion.

Bekanntlich waren der Kurie noch aus der Zeit ihrer weltgeschichtlich relevanten sogenannten „Unionsverhandlungen“ mit der Ostkirche zwei große Diözesen sogenannter „uniierter“ Kirchen verblieben, die wie zwei starke offensive Brückenköpfe in den geschlossenen, genuin östlichen Kirchenraum hinausragten: Es waren dies – seit etwa 1599 bis 1700 – die Westukraine (Galizien) und – seit 1697 – Siebenbürgen. Diese Brückenköpfe nun hat die, natürlich zentral gesteuerte Ostkirche mit einem Schlage und nach einheitlichem Plan, fast zur gleichen Zeit und mit offensichtlich identischen Methoden vernichtet.⁶) In den Jahren 1946 bis 1948 mußte zuerst die ukrainische, dann die rumänisch-siebenbürgische Diözese „freiwillig“ um ihre Unterwerfung unter die ostkirchliche Jurisdiktion „bitten“. Widerstrebende wurden des Amtes enthoben und deportiert, die Zustimmenden unter äußerlich unwürdigen Umständen in den Schoß der alten Orthodoxie aufgenommen.

Der durch diese Manipulation entstandene Verlust katholischer Territorien und Menschen ist außerordentlich: er beträgt vier ukrainische Diözesen mit sieben Bischöfen, 2500 Priestern und rund 4,5 Millionen Gläubigen; auf rumänischer Seite gingen fünf Diözesen verloren, mit sechs Bischöfen und etwa 1,5 Millionen Seelen. Der Verlust an katholischer Substanz läßt sich in Zahlen überhaupt nicht ausdrücken. Soviel ist aber schon jetzt deutlich, daß die Kurie – kirchenpolitisch – an der weltgeschichtlichen Front der Ostkirche um Jahrhunderte zurückgeworfen wurde und wieder, wie in den „unionistischen“ Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, von vorne beginnen muß.

Ihr Gegner heißt längst nicht mehr Wittenberg oder Genf oder Canterbury – sondern Moskau.

⁴ Die entsprechenden Resolutionen sind deutsch veröffentlicht in: Dokumente des Kirchlichen Außenamtes. Witten-Ruhr, 1949, I.

⁵ Aus der Vielzahl literarischer Belege hier nur: M. M. Schejnmann, Ватикан во второй войне = Der Vatikan im II. Weltkrieg. Moskau 1951 – M. S. Vozcikov, Ватикан на службе американского империализма = Der Vatikan im Dienst des amerik. Kapitalismus. Moskau 1952.

⁶ Aus der sehr angeschwollenen Literatur in allen Sprachen hier nur die neuesten deutschen Darstellungen: Die ersten Opfer des Kommunismus. Weißbuch über die religiösen Verfolgungen in der Ukraine, München 1953

Nicolae Pop, Kirche unter Hammer und Sichel. Die Kirchenverfolgungen in Rumänien 1945–1951, Berlin 1953 —.

Wer mit der Weltherrschaft die Freiheit im eigenen Hause verliert ...

Das neue Bündnis zwischen Kreml und Patriarch hat somit der vom Staat – besonders außenpolitisch – geförderten russischen Ostkirche Vorteile und Erweiterungen gebracht, an die sie bei Paktabschluß vor zehn Jahren wohl kaum gedacht hat:

Der Patriarchatsbereich ist äußerlich gesichert, etwa ein Dutzend benachbarter Ostkirchen sind ihm – in jeweils verschiedenen Rechtsformen – nachgeordnet oder eingegliedert, sein Einfluß umfaßt in gleichem Grade die slawische wie die arabische christliche Welt; seine Ziele greifen nach dem Höchsten, auch nach der Rivalität gegen Rom und Genf, selbst nach dem Primat innerhalb der Gesamtchristenheit.

Unserer Zusammenfassung sei aber gleich auch die Frage angefügt, die von Vertretern beider Teile – des Staates und der Kirche in diesem Zusammenhange oft ängstlich gestellt wird: Die besorgten Marxisten müssen sich fragen: ob es vom Standpunkt des Dialektischen Materialismus und der bisherigen parteipolitischen Überlieferung vertretbar sei, – mit Hilfe der kommunistischen Sowjetregierung – eine kirchliche Organisation so zu fördern, ja sie zu einer weltpolitischen Macht anwachsen zu lassen.

Und die Kirche muß sich fragen, ob dieser schwindelerregende Aufstieg nicht zu weltlich-außenpolitische Züge trage und durch sein – immer noch forciertes Bündnis mit dem gottlosen Staate zu teuer erkauft sei.

Im Inland wie im Ausland melden sich die Warner, die unter Bezug auf die scheinbar so hohen Errungenschaften der Staatskirche an Ernst Jüngers in seinem letzten Buch „Der Gordische Knoten“ prophetisch geäußerte Warnung anknüpfen: „Wer mit der Weltherrschaft – die Freiheit im eigenen Hause verliert, hat einen schlechten Tausch gemacht!“

Beide Teile haben daher ihre scheinbar nur praktische Zusammenarbeit auch theoretisch geprüft und für sich, wie für ihre kritischen Anhänger, die Antwort erteilt. Diese – von unserer Zeitschrift ebenfalls vor Jahresfrist eingehend wiedergegeben (1952, XII, 732 ff) – können hier nur stichwortartig angedeutet werden.

Einen Katalog solcher Antworten fanden die Marxisten:

Von Lenin wird der sogenannte „Klebe“-Satz ins Treffen geführt. Danach dürfe die Vorhut einer Revolution nicht so weit vorprellen, daß ihr die nachhinkenden Volksmassen nicht zu folgen vermöchten; sie müsse vielmehr an den zögernden und noch nicht aufgewühlten Massen solange „kleben“, bis auch sie Gleichschritt fassen, ihre eigene Bewegung mit der revolutionären Garde synchronisieren und von selbst das Tempo beschleunigen. In der Zwischenzeit müsse man die Willigen fördern, ihnen Konzessionen machen – die Mißgünstigen aber ausmerzen. Also, lehrt die Parteimaschine, müsse die Garde der Revolution gelegentlich auch an der rückschrittlichen Kirche „kleben“, die Guten unter ihren Anhängern durch Konzessionen fördern, die Bösen aber solange zurückhalten, bis die Massen auch der Kirche den Anschluß an die Revolution gefunden hätten.

Selbst Stalin schaltete sich in die Diskussion ein, indem er die, jedem Revolutionär und jedem gebildeten Sowjetbürger vertraute, Lehre Engels' von den sogenannten „Sprüngen“ weiterentwickelte.

Danach verläuft die Geschichte nicht nur, wie Engels lehrt, – und wie in den Schulbüchern bisher zu lesen war –⁷ in explosiven Sprüngen, die durch plötzlichen Umbruch den Fortschritt von der Quantität zur „Qualität“ bringen, – sondern es können solche

⁷ Deutsches Lesebuch für Hochschulen. Kiew 1940, S. 176 f.

Sprünge auch „nicht-explosiv“ fortschrittlich, revolutionär, vorübergehend sein; etwa wie der Rössel-Sprung im Schachspiel, der gelegentlich nach der Seite ausweicht, ohne sein eigentliches Ziel, den Angriff, je aus dem Auge zu verlieren. Solche Sprünge seien in der bisherigen Parteigeschichte öfter vorgekommen, etwa in der Neuen Ökonomischen Politik Lenins, in der Stachanow-Bewegung und in der planmäßigen Kolchosierung. Also sei es, – folgert die Parteimaschine – durchaus möglich, daß in einem sowjetischen Staatswesen gelegentlich auch ein „revolutionärer Sprung“ in der Kirchenpolitik erfolge, der aber nur einem Rössel-Sprung im Schachspiel gleichen dürfe: man weicht (vorübergehend) aus, ohne das Gesamtziel, den Angriff (auch gegen die Kirchen), zu vergessen.

Aus der Anhäufung solcher staatlich-kommunistischer Parteidoktrinen zum Zwecke einer Erklärung – um nicht zu sagen Verteidigung – der neuen Ära (wir haben nur die typischen aufgezählt) folgt somit eindeutig, daß die „neue Kirchenpolitik“ nicht anders gewertet wird als die einstige „neue, ökonomische Politik“ – das heißt, man setzt sie im gegebenen Augenblick von oben ein, um sie im nächsten gegebenen Augenblick ebenso von oben wieder abzubauen.

Von irgend einem theoretischen Nachlassen des materialistischen Kampfes gegen Religion und Kirche ist daher auch in der neuen Periode nicht die Rede. Nach wie vor gilt die Auslegung der Konstitution, daß die Freiheit der antireligiösen Propaganda vor allen (nur geduldeten) religiösen Kulturen rangiere und daß der Religionsunterricht aus den Schulen ebenso zu verbannen sei, wie jede religiöse Kultführung aus dem öffentlichen Leben, den Gewerkschaften, Fabriken, Jugendbünden und der Armee.

Demgemäß bezeichnet auch heute noch die offizielle Sowjet-Enzyklopädie⁸ alle Religionskulte als veraltet und lehrt, daß sie grundsätzlich nur so lange zu dulden sind, wie man ihrer bedarf.

Insofern hat sich auch die antireligiöse Staats- und Parteipropaganda nicht verringert; bis auf den heutigen Tag erscheinen gegenkirchliche sowjetische Druckschriften in Massenauflagen⁹.

Die (jetzt legalisierte) Staatskirche beantwortet solche Propaganda, sofern sie vom Staate geschieht – mit Schweigen; dagegen setzt sie sich gegen Angriffe freier materialistischer Verbände zur Wehr. Auf die Doktrinen des Materialismus hat sie sich selbst – obwohl sie ihn an ihren theologischen Schulen offiziell lehren lassen muß – nicht festgelegt.

Ihre eigene Stellung zum Staate begründet sie doppelt:

Der neutestamentlichen Lehre vom Gehorsam gegen die Obrigkeit, die das Schwert hat (Röm. 13); und dem Hinweis darauf, daß die Ostkirche sich zum Staat anders verhält, als die westliche. Nach der bekannten sogenannten Lehre von der „Symphonie“ (fälschlich auch „Cäsaropapismus“ genannt) besteht nämlich zwischen Staat und Kirche im Osten grundsätzlich kein Gegensatz; es handelt sich hier nicht um die Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat als solchen, sondern nur von staatlicher Macht und geistlicher Macht; grundsätzlich ist für die Ostkirche „jeder Staat annehmbar“, wenn sie als Kirche ihr eigenes Wesen darin bewahren und ihrer Aufgabe in der Welt treu bleiben kann.

⁸ „Staatsband“, Abschnitt XXII, Religion und Kirche i. d. Sowj. Union, Spalte 1775–1790. Auch deutsch in: Enzyklopädie der UdSSR., Berlin 1950, II, Sp. 1857 bis 1872.

⁹ Aus der Fülle des Materials hier nur die jüngsten, für den Export nach Westen freigegebenen Schriften:

Kasirin, P.: Реакционная сущность религиозной идеологии — (Moskau) 1951 = Die reaktionäre Wirklichkeit der religiösen Ideologie.

Kolonickij, P.: Марксизм-Ленинизм о религии. — (Moskau) Издательство «Молодая гвардия» 1951; Мораль коммунистическая и мораль религиозная, = Die kommunistische und die religiöse Moral, Moskau 1952.

Прокофев, V. I.: Атеизм русских революционных демократов — Moskau 1952 = Der Atheismus der russischen revolutionären Demokraten. Moskau 1952.

Unsere Darstellung wäre aber nicht vollständig, – wollten wir uns nicht darauf hinweisen lassen, daß es weite christliche Kreise der sowjetischen Ostkirche gibt, die die angeführte kirchlich-offiziöse Beweisführung nicht teilen und das zentralistische Bündnis der großrussischen Patriarchatskirche mit dem sowjetischen Regime ablehnen.

Der kirchliche Widerstand

Da ist die mächtige und selbstbewußte Kirche der Georgier, eine der ältesten christlichen Kirchen der Welt; von ihren ehemals zwei Millionen Seelen gehört auch jetzt noch ein sehr großer Teil der kirchlichen Organisation an und ist in fünf sehr beachtlichen Diözesen zusammengefaßt. Die Leitung der Kirche, in der Zarenzeit 1818 bis 1917 zum Range eines „*Exarchen*“ degradiert, erhob sich in den Revolutionswirren 1917 zum Range eines „*Katholikos*“ (= Patriarchen), wurde aber vom Moskauer Zentrum zunächst nicht anerkannt; erst in den Tagen des Moskauer Konkordates, nämlich am 31. Oktober 1943, erzwang auch die Georgische Kirche sowohl beim Kreml als auch in dem wiederhergestellten Patriarchenpalast ihre Anerkennung als „*autokephal*“ unter der kirchlichen Oberherrschaft des „*Katholikos*“ mit dem Range eines Patriarchen.¹⁰ Der gegenwärtige *Katholikos* Melchisedek rangiert in der großen kirchlichen Rangliste aller religiösen Hierarchen der Sowjetunion an zweiter Stelle.¹¹ Dieser Vorsteher einer Kirchenprovinz hoher Kultur, zu der einst als Kandidat der Theologie auch Josef Stalin gehörte, fühlt sich innerlich nicht als Untergebener des Moskauer zentralistischen Kurses, sondern bestenfalls als Bundesgenosse oder Partner, auf den jede allzustraffe Moskauer Kirchenpolitik sehr sorgfältig achten muß.

Separatistische Züge trägt ferner das Kirchentum Sowjetisch-Armeniens; von den etwa 2,5 Millionen armenischer Christen auf dem Boden der Sowjetunion bekennt sich ebenfalls ein sehr großer Teil zu ihrer Kirche, in der sie nicht nur einen Hort des Christentums, sondern vielfach auch einen nationalen Schutz erblicken. Aber die Sowjetregierung hat in der Phase ihres sogenannten Roten Terrors diese national-kirchlichen Gefühle tief verletzt, indem sie insbesondere die beiden letzten allseits verehrten obersten Kirchenfürsten, die Patriarchen Georg V. (1911 bis 1932) und Choren I. (1932 bis 1934), verhaftete und im Gefängnis sterben ließ; darüber hinaus wurde auch das Nationalheiligtum Etschmiadzin, das zentrale Kloster Armeniens und der Sitz des Patriarchen, enteignet, seiner musealen und liturgischen Kunstgegenstände beraubt und durch Zwangsumsiedlung aller Mönche entblößt;¹² eine Neuwahl des Patriarchen wurde bis auf Weiteres verboten.

Just um die Zeit, da die Sowjetregierung ihre allgemeinpolitische, also auch kirchenpolitische Haltung umzuorientieren beginnt, ändert sie ihre Politik auch gegenüber den Christen Armeniens: sie erhalten das Recht, nicht nur einen eigenen Patriarchen neu zu wählen (Georg VI., seit 1945 in der offiziellen Rangliste sowjetischer Hierarchen an dritter Stelle), sondern auch die Auflage, ihre alten Druckereien neu zu beleben, eine Theologische Akademie zu errichten und eine kirchliche Zeitschrift zu edieren. Der Hintergrund dieser Wendung wird – nach der Auslegung durch armenische Auslandsforscher – klar, wenn man bedenkt, daß der neugewählte Patriarch, der ehemalige Landpriester Gevork Tschorektschan, als prosowjetisch eingestellt gilt und daß er – ebenfalls im Auftrage der Regierung – besondere Nuntiaturen der armenischen Kirche im „Auslande“ zu erhalten hat: in Aserbeidschan, Georgien, der Ukraine, Dagestan, in den zentralasiatischen Gebieten und in allen sonstigen Provinzen, wo man Auslands-Armenier vermutet.

Es leuchtet ein, daß dieser abermalige Mißbrauch eines ehrwürdigen Kirchentums (die Armenier in aller Welt begingen 1951 das Jubiläum des 1650jährigen Bestandes ihrer

¹⁰ Большая советская Энциклопедия — Große Sowj. Enzyklopädie, Moskau, 2. Auflage, Bd. 13, S. 100 f.

¹¹ Vgl. die jeweiligen Unterschriften sowjetischer Hierarchen auf den Synodalakten, Friedensaufrufen usw. z. B. nach der „Friedenskonferenz“ aller Kirchen und Religionsgemeinschaften der Sowj. Union in Moskau, v. 9. bis 12. Mai 1952.

¹² Grigor Naaruni, Борьба Армянской церкви против большевиков München 1951 — In der offiziellen Sow. Enzyklopädie wird an der entsprechenden Stelle (Artikel „Armenien“, Bd. 3) das Schlagwort „Armenische Kirche“ nicht einmal erwähnt.

christlichen Kirche) weithin auf Mißtrauen stößt und die Bevölkerung nicht zu Anhängern der neuen sowjetischen Kirchenpolitik umformt.

Ein alter Gegner des Patriarchats von Moskau ist auch die *Ukraine*. Ihre Kirche ist zwar nicht so alt wie die georgische und armenische, immerhin aber beruft sie sich – mit Recht – auf die geschichtliche Tatsache, daß ihre nationale Metropole Kiew um gut sechs Jahrhunderte älter sei als die russische in Moskau und daß die fast tausendjährige Selbstständigkeit der ukrainischen Orthodoxie erst durch russischen Gewaltstreich im 17. Jahrhundert gebrochen worden ist; auch nachher haben übrigens ukrainische Theologen das großrussische Kirchentum maßgebend befruchtet, insbesondere sind z. B. die entscheidenden Reformen Peters des Großen ohne ukrainische Inspiration kaum denkbar.

Dieses auch jetzt noch hochentwickelte ukrainische Kirchenleben wird von der offiziellen Moskauer Staatskirche völlig ignoriert. Der Kiewer Metropolit führt nur den nachgeordneten Titel eines „Exarchen“, und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme auf seine kanonische Abhängigkeit vom Moskauer Patriarchat; in der offiziellen Rangliste „Selbstständiger“ religiöser Kirchengemeinschaften der Sowjetunion wird er gar nicht erwähnt; im Gegensatz zu ihren georgischen und armenischen Amtsbrüdern, die gewöhnlich wenigstens aus dem eigenen Volke stammen, sind der oberste Kirchenfürst der Ukraine und die allermeisten Provinzialbischöfe im allgemeinen Angehörige des russischen Volkes.¹³ Ihre Hirtenbriefe und Predigten werden – wie an Hand der erst kürzlich bekanntgewordenen Texte leicht nachgeprüft werden kann – nur in russischer, niemals in ukrainischer Sprache gehalten; selbst der Versuch, die Liturgie (aus dem unverständlich gewordenen Altkirchenslawisch) in die Volkssprache zu übertragen – was z. B. bei Georgiern, Armeniern, Rumänen, Albanern usw. längst der Fall ist – wird als Landesverrat oder Schisma verketzert.

Der mehrmalige Versuch ukrainischer Kirchenfürsten, eine eigene, nationale und autonome (autokephale) kirchliche Organisation zu begründen, ist russischer-seits stets blutig niedergeschlagen worden, wobei Staat und Kirche gewöhnlich einträchtig zusammenwirkten: Angesichts dieser Konstellation wird begreiflich, daß die neue Kirchenpolitik des Kreml, die ja primär zu Gunsten des großrussischen Sowjetvolkes ausfällt, von nationalbewußten Schichten der Ukrainer abgelehnt wird.

Weitaus tiefer als die sektenhafte (konfessionelle) und nationale Opposition gegen das erneuerte staatskirchliche System Moskaus geht die Absplitterung aus den Reihen der bisherigen Kirchenfrommen selbst.

Wiederum soll hier von jenen – reaktionären, legitimistischen, monarchistischen, demokratischen usw. – Kreisen abgesehen werden, die in dem neuen Bündnis zwischen Sowjetstaat und Ostkirche lediglich ein politisches Ereignis erblicken und es einzig aus diesem Grunde als abermalige Zementierung des bolschewistischen Regimes ablehnen.

In bewußter Unabhängigkeit von solchen – politischen – Erwägungen sei hier nur jener anderen Volksschichten gedacht, die in der Erneuerung des Moskauer Staatskirchentums eine schwere religiöse Anfechtung erblicken.

Im Vordergrund ihrer Gewissenskonflikte steht zunächst eine scheinbar nur kanonische Sorge: Ist ein Kirchenregiment, das zu freiwilligem Arrangement mit dem offensichtlich gottlosen Staat gekommen ist – noch eine legale Obrigkeit, die in Gottes Namen „binden und lösen“, das heißt – mit Fug und Recht Beichte hören, Sünden verzeihen und Buße diktieren kann? Ist ein kirchlicher Oberhirt, der – [wie der damalige Patriarchatsverweser Sergius von Nowgorod, später erster Patriarch von Moskau, (1943–44), am 16. Juli 1927] freiwillig erklärt hat, „die Freuden des (gottlosen) Staates seien die Freuden der Kirche“, der also folgerichtig die Selbstvernich-

¹³ Der gegenwärtig amtierende „Exarch“ der Ukraine, Johann (Sokotov), geb. 1877, wird von der offiziellen Moskauer Staatskirche als „verlässliche Stütze des Patriarchen Alexei“ bezeichnet. Vgl. „Patriarch Sergius u. sein geistiges Erbe“, deutsch, Berlin 1952, S. 170 f.

tung der Kirche propagiert – noch berechtigt, andere zu Priestern zu weihen und sich mit kanonischer Verbindlichkeit an der Weihe von Bischöfen zu beteiligen?

Die Antwort, die viele, sehr viele geängstigte Gewissen auf diese Frage finden, ist scheinbar ebenfalls nur kanonisch: Die Frommen zweifeln an der Rechtmäßigkeit einer – wie sie sich gelegentlich ausdrücken – vom gottlosem Staate nur „provozierten“ Hierarchie¹⁴ und lehnen es ab, einer solchen Priesterschaft die Schlüsselgewalt über ihrer Seele Seeligkeit anzuvertrauen.

Von dieser Sorge um das eigene Seelenheil zum kanonischen Bruch zwischen zwei nicht mehr zueinander findenden kirchlichen Gemeinschaften ist nur ein Schritt: Die russisch-theologische Literatur der allerjüngsten Zeit kennt im Auslande bereits Untersuchungen über die „Rechtmäßigkeit der Moskauer Kirchenleitung und kommt zu dem nüchternen Ergebnis, daß diese unkanonisch, illegal¹⁵ und anathemisiert¹⁶ sei.

So paradox es klingt: Es gibt heute in der Sowjet-Union zahlreiche, ja ungezählte Christen, die es nicht nur vorsichtig vermeiden, sondern leidenschaftlich zurückweisen, von Priestern der Staatskirche das Sakrament zu empfangen und die gelegentlich von der staatlichen Polizei gemäßregelt werden, weil sie – obwohl Ortsbekannte „Religiöse“ – just in dem Augenblick ihre „Gottesdienstbesuche und Kulthandlungen“ einstellen, da der „Staat die Kirche legalisierte“¹⁷. Diese Gemeinschaft wird von den Beobachtern als absolut kompromißlos bezeichnet: „Die Gruppe der streng und wahrhaft rechtgläubigen Kirchenleute, die größtenteils ein geistliches Leben leben, und die Kirche als Leib Christi ansehen, – diese Gruppe hat unter keinen Umständen und niemals die sowjetische Patriarchatskirche anerkannt, wird es auch nicht tun. Sie ist ganz in die Katakomben gegangen“¹⁸.

Die Katakomben

Erschütternd, wie solche „Flucht in die Katakomben“ von allen Beobachtern und Teilnehmern begründet wird: Nicht etwa nur anthropozentrisch, aus der Angst um das eigene Heil („kann mich der Priester dieser Kirche von meinen Sünden losprechen?“), sondern weit mehr christozentrisch, aus der Angst um die Echtheit der Menschwerdung Christi auf Erden: „Ist die neue Kirche nicht ein Werkzeug des Antichrist?“

Dieser eschatologische Zug der russischen Frömmigkeit, ihr Merkmal in den Sektenkämpfen des 17. Jahrhunderts gegen die damalige Staatskirche des Patriarchen Nikon (1605–1681) und ihre Parole im 18. Jahrhundert gegen die Kalenderreformen

¹⁴ Vgl. u. a. die polemische Schrift des Anonymus S. P., *О церкви в СССР* = Über die Kirche in der Sowjet-Union (mit einem Vorwort v. Prof. A. W. Kartasew), Paris 1947, S. 7 ff.

¹⁵ Protojerek M. Polskij, *Каноническое положение высшей церковной власти в СССР и Заграницей* 1948.

¹⁶ N. N. Die Katakombenkirche. In: Deutsches Pfarrblatt, Nr. 9 bis 12, 1953.

¹⁷ Vgl. das bezeichnende und aus eigener Erinnerung sehr genau beschriebene Polizeiverhör des Arztes, Prof. J. Andrejew in *Заметки о Катокомбной церкви в СССР* = Notizen über die Katakombenkirche in der Sowjet-Union. Handschriftlich vervielfältigt aus *Православная Русь* — „Rechtgläubiges Rußland“ — 5. bis 18. Sept. 1947, Nr. 14 (397), hier S. 5.

¹⁸ J. Andrejew, a. a. O., S. 3 — In sehr vorsichtiger und abwägender Weise wird das Problem der „Katakombenkirche“ Rußlands auch von der „Herder-Korrespondenz“, Freiburg i. Br., laufend beobachtet. Vgl. die dortigen Beiträge:

„Katakombenkirche in Rußland“, Jg. IV (1949/50), 8, 356 ff.; „Um die Echtheit der russischen Kirche“, Jg. VI (1951/52), 1, 44 ff.; „Religion und Kirche in der UdSSR. nach offizieller Darstellung“, Jg. VI (1951/52), 5, 243 ff. —

In eindrucksvollen, offenbar gut belegten Erinnerungen handelt von der Katakombenkirche der Roman: V. J. Alekseew, *Невидимая Россия* = Das unsichtbare Russland, New York 1952.

Peters d. G., lebt heute mit erneuter Wucht wieder auf und gruppiert sich abermals um das gleiche Bekenntnis: „Die Staatskirche ist der Antichrist!“ „Die Endzeit ist angebrochen.“

Ein Teil der Beobachter kennzeichnet diese Stimmung, indem er mahnend auf die Apokalypse des Johannes hinweist und an ihrer Hand vor den Verführungen der Staatskirche warnt: „(Die Verführten) gehen freudig in die Netze der neuen Täuschung, im Glauben, daß die Kirche von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werde; sie wissen nicht, daß (sichtbare) Lokalkirchen manchmal spurlos verschwunden sind und daß die Glieder der Kirche es nicht wagen dürfen, betrogen zu werden und den Feinden (der Kirche) dienstbar zu sein; daß sie in der Kirche nur verbleiben dürfen, wenn sie – nach Offb. 2, 7 – alle Verführungen „überwinden“¹⁹.

Die anderen Ausleger, zumeist überlebende Augenzeugen des Geschehens, nennen den Antichrist beim Namen: „Eine (angeblich) rechtgläubige Kirche, die sich den Sowjets unterordnet und zum Werkzeuge der antichristlichen Weltverführung geworden ist – ist keine rechtgläubige Kirche, sondern verführerische Häresie des Antichristentums, die sich in die zerfetzten Priestergewänder der historischen Rechtgläubigkeit verkleidet“²⁰.

Wer auf Seiten der Staatskirche steht, kann logischer Weise die Verführungen der Gottlosigkeit und ihres totalen Staatsgebildes nicht mehr zurückweisen, muß die Gunst der Gottlosen mit stets neuen Lügen und Konzessionen bezahlen, unter Umständen selbst zum Verräter und Denunzianten an christlichen Kirchenfrommen werden²¹.

Wer dagegen im kirchlichen Widerstand gegen die gegenchristliche Obrigkeit und ihre staatskirchlichen Ableger fällt – dem wird die Krone des Märtyrers zuteil: Schon gibt es so etwas wie eine Martyriologie der jüngeren russischen Kirchengeschichte²²,

Eine einheitliche Organisation scheinen diese oppositionellen Zentren nicht besessen zu haben; immerhin ergeben sich auch hier Anhaltspunkte, die – wenn zutreffend – auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit des kirchengeschichtlichen Ablaufes schließen lassen:

Für das Amt der wandernden Priester und Bischöfe – durch sie wurde die uralte russische Einrichtung der sogenannten странствующие, Pilgerpriester, Wandermönche, erneuert – wählte man mit Vorliebe Männer, die sozusagen beruflich stets unterwegs waren: Bettler, Straßenarbeiter, Lokomotivführer. Im Gepäck eines, von seiner Eisenbahnverwaltung sehr geschätzten Stachanow-Lokomotivführers, der auf einer Dienstreise plötzlich starb – fand man z. B. die vollständige Gewandung eines Bischofs, samt allen für bischöfliche Amtshandlungen nötigen liturgischen Gegenständen²³, also dürfte er illegaler Bischof der Katakombenkirche gewesen sein. Anderswo fiel den Polizeibehörden auf, daß die Zahl heimlicher „Kulthandlungen“ – wie Tau-

¹⁹ Protojerej M. Polskij, Современное Состояние Православной Церкви в СССР – Die gegenwärtige Lage der rechtgläubigen Kirche in der Sowjet-Union, S. 1, 1946, S. 9.

²⁰ S. P., a. a. O., S. 13. –

²¹ Ein Vorwurf, der gegen das herrschende Patriarchats-Regime immer wieder erhoben wird. Vgl. S. P., l. c., S. 9 ff.; J. Andrejev.

²² Протопресвитер М. Полский, Новые Мученики Российские. Первое Собрание материалов = Neue Märtyrer Rußlands. Erste Sammlung von Materialien. – Jordanville, N. Y., USA, 1949, 288 S. – Die Tatsache, daß die Materialsammlung ausdrücklich als „erste“ bezeichnet wird, soll offenbar auf beabsichtigte Fortsetzungen hinweisen.

²³ N. N., Die Katakombenkirche, Sonderdruck, S. 7.

fen, Ostergottesdienste und Kommunionen – offenbar im Zusammenhange mit Bettlern stehe, die irgendwie regelmäßig ihre Bezirke aufsuchten – und daß bei schlechtem Wetter, in dem Regenmäntel die kirchlichen Gewänder verdeckten und die Beobachtung für Polizeiorgane erschwerten, die Zahl solcher Kulthandlungen offensichtlich ansteige. In Großstädten fiel auf, daß die Bettler gleichmäßig auf alle Stadtbezirke verteilt waren, nicht nur um des Ernährungsraumes willen, sondern nach Gesichtspunkten illegaler Versammlungsorte und unterirdischer Kapellen. Die meisten Bettler kannten die ganze lange *chrysostomos*-Liturgie und fast alle Kultgesänge wörtlich auswendig²⁴.

Ein hierarchischer Brenn- und Mittelpunkt für das Gesamtgebiet der Sowjetunion ist aus den vorhandenen Unterlagen für die Katakombenkirche z. Z. nicht zu erschließen.

Immerhin steht fest, daß mindestens einige Provinzen ihren kirchlichen Untergrund irgendwie zentral geleitet haben: So z. B. das Gebiet Petersburg, an der Grenze gelegen, daher für Nachrichten aus der übrigen christlichen Welt besonders aufgeschlossen, mit seinem damaligen Erzbischof-Metropoliten Josef, dessen Name eine Zeitlang sogar zur Kennzeichnung der anti-staatskirchlichen Bewegung verwendet worden ist – die sogenannten „Josefaner“ gegen die Anhänger des ersten Patriarchatsverwesers Sergius, die sogenannten „Sergianer“.

Allein aus der Großstadt Petersburg wird uns für die Jahre von 1937 bis 1945 gut ein Dutzend illegaler Kultstätten der Katakombenkirche bezeugt; für das ganze Petersburger Gebiet sollen es „außerordentlich viele“ gewesen sein²⁵.

Einen zweiten provinziellen Mittelpunkt scheint das Gebiet von Moskau gebildet zu haben, in dem sich besonders die Arbeit des heimlichen, weitgereisten Bischofs Damaskin von Gluchow, später von Starodubje (1918–1929, im Gefängnis von 1929 bis 1934, gestorben in seiner zweiten Gefangenschaft 1935?) auswirkte²⁶.

Einen dritten Mittelpunkt der Katakombenkirche dürfte Ostsibirien gebildet haben, wohin – über China – stets neue Nachrichten aus der übrigen christlichen Welt gesickert sind, von wo aber seit 1945 und besonders seit der Sowjetisierung Chinas 1949, die Nachrichten ausbleiben²⁷.

Und doch hatten selbst diese, über 21 Millionen qkm zerstreuten Katakombenchristen so etwas wie eine – unsichtbare – Leitung, die sich im wesentlichen an zwei glimmenden Lichtlein orientierte: Das eine war, solange er noch lebte, der Nachfolger des ersten Patriarchen (Tychon), Metropolit Peter von Krutiry (1920 bis 1936²⁸).

Er wurde schon 1926 verhaftet und lebte bis zu seinem Tode in einsamer Gefangenschaft auf dem öden Tundra-Eiland Che, fern von jeder Menschengesiedlung am Flusse Ob, mit der Außenwelt nur durch eine einzige Schiffspassage im Jahre verbunden; in dieser weltabgeschiedenen Einöde erreichte ihn nach romanhaften Reiseabenteuern ein Sendling der Katakombenkirche mit der Bitte um Instruktionen. Die mündlich erteilten Weisungen lauteten – wenn die nachträglichen Aussagen des Sendboten richtig sind – auf „Widerstand“ und wurden mit der nötigen konspirati-

²⁴ N. N., Katakombenkirche, S. 7.

²⁵ J. Andrejev, I. c., S. 2 f.; N. N., Katakombenkirche, Sonderdruck, S. 4 f.

²⁶ N. N., Katakombenkirche, Sonderdruck, S. 4 f. Vgl. die Vita dieses außerordentlich aktiven Mannes bei M. Polskij, Новые мученики S. 157–163.

²⁷ N. N., Katakombenkirche, Sonderdruck, S. 5.

²⁸ Vgl. seine Vita bei M. Polskij, Новые мученики S. 135–143.

ven Vorsicht weitergegeben; noch heute betet die Katakombenkirche der russischen In- und Auslandsdiaspora nicht für den legalen Patriarchen von Moskau²⁹, sondern für den illegalen Metropoliten Peter von Krutiry, verstorben nach zehnjähriger Verbannung, etwa im Dezember 1936.

Wie die Stimme des Einsamen auf Che in der Tundra, so regte sich damals ein ähnliches, noch viel wirksameres Zentrum der Untergrundkirche, nämlich das Kollektiv verbannter Bischöfe in dem schaurigen Eismeerkloster von Solowki. Hier hatten sich im Laufe der Jahre rund zwei Dutzend strafverschickter Bischöfe zusammengefunden³⁰. Zu ihnen, den begreiflich Angefochtenen und Hinfälligen, stieß – etwa 1929 – ein sehr merkwürdiger Arzt: Prof. Dr. med. Michael A. Sisilenko, einer der letzten behandelnden Ärzte des seinerzeitigen ersten Patriarchen Tychon. Dieser Arzt nun entpuppte sich als Bischof der alten Kirche, noch von seinem Patienten Tychon hierzu persönlich angeregt und nach dessen Tode von anderen Bischöfen der damals schon illegalen Kirche geweiht: als Bischof Maxim von Serpuckow³¹ stand er nun vor seinen Amtsbrüdern, überbrachte ihnen das geistliche Testament seines mittlerweile verstorbenen Patienten – das nach seiner Angabe ebenfalls auf Widerstand lautete – und organisierte mit ihrer Hilfe eine heimliche Aktion, die für lange Jahre vielleicht bis heute das Leben der Katakombenkirche auf das stärkste beeinflusste: Es wurden nämlich heimlich aus der Zahl von je etwa 100 verhafteten Priestern³² die tüchtigsten zu Bischöfen geweiht und aus der Masse der übrigen Sträflinge die frömmsten – wohl nach kurzer, zumeist nur liturgischer Einweisung – zu Priestern gesegnet: Ein Vorgang, der die Langlebigkeit jener Geheimkirche, die Kunst ihrer Konspiration und die Tiefe ihres Glaubens auch für die späteren Jahrzehnte, vielleicht sogar bis in die Gegenwart erklärt.

GUSTAV ADOLF THEEL

Die Schifffahrtspolitik der Ostblockstaaten

Der Seehandel des Ostblocks wird intensiver

Im Jahre 1952 hat sich eine Tendenz zur Einfädelung der politischen Verbundwirtschaft des Ostblocks in die nach westlichen Prinzipien betriebene Weltwirtschaft bemerkbar gemacht. Die Sowjetunion bot verschiedenen Ländern der westlichen Hemisphäre für den Handelsverkehr insbesondere Massengüter wie Erdöl, Hölzer, Platin, andere industrielle Rohstoffe, Zucker usw. gegen zumeist Fertigwaren aller Art an. Es ist anzunehmen, daß im Jahre 1952 nicht weniger als eine Million Tonnen Güter verschiedener Art allein aus der Sowjetunion in Richtung Westen ausgeführt wurden.

Diese Ausfuhr ging fast ausschließlich über See, so daß die Sowjetunion nach langer Pause wieder in etwas größerem Umfange als Seehandelspartner auftritt. Wenn im ersten Halbjahr 1953 (das erste Halbjahr ist der kürzere Teil der sowjetischen

²⁹ Wozu sie nach den geltenden staatskirchenrechtlichen Bestimmungen verpflichtet ist. Vgl. das „Statut der Russ. Orth. Kirche“, Artikel 2, in „Patriarch Sergius und sein geistiges Erbe“, Deutsch, Berlin 1952, S. 177.

³⁰ Ein vergilbtes und kaum erkennbares Lichtbild aus den Jahren 1923 bis 1926 bringt M. Polsky, *Novye muceniki*, S. 168. Vgl. die Schilderung ihres Lebens und den Text ihres kirchenpolitischen Anschreibens an die Sowjetregierung aus der gleichen Zeit, 1. e., S. 164–177. —

³¹ N. N., Katakombenkirche, Sonderdruck, S. 3 f.

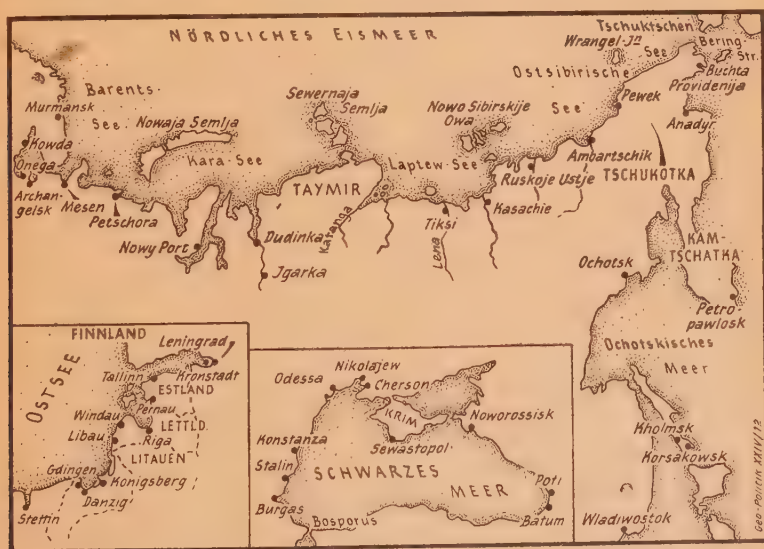
³² M. Polskij, *Новые мученики* S. 169.

Seehandelssaison) auch bereits etwa 300 000 Tonnen Güter ausgeführt worden sind, so dürfte, selbst wenn sich eine aktive Seehandelspolitik der Sowjetunion fortsetzen sollte, doch immerhin einige Zeit vergehen, ehe wieder 1,18 Mill. – Petersburger – Standard¹ wie im Jahre 1912 oder 1,13 Mill. Std. Hölzer wie im Jahre 1937 aus Rußland, also heute der Sowjetunion, ausgeführt werden.

Der polnische Seehandel ist, besonders was die Kohlenausfuhr anbelangt, bereits wieder seit einigen Jahren ziemlich rege, auch zwischen Rumänien und Bulgarien und einer ganzen Reihe politisch westlich orientierter Länder bestehen Seehandelsbeziehungen. Der Seehandel des chinesischen Partners der Sowjetunion mit politisch westlich orientierten Ländern hat im Jahre 1953 gegenüber dem Handel im Jahre 1952 wahrscheinlich nicht unerheblich zugenommen.

Die Häfen des Ostblocks

Die maritime Position der Ostblockstaaten ist auch im Hinblick auf ihre Entwicklungsmöglichkeiten nicht mit der Ausbaufähigkeit ihrer Seehandelsposition zu vergleichen. Während die Grundlagen einer Schifffahrtswirtschaft mit dem Mangel an ausbaufähigen Häfen und einer ausbaufähigen Schiffbauindustrie wenigstens für absehbare Zeit und im Falle besonders der Sowjetunion recht schwach sind, besteht immerhin die Möglichkeit einer durchaus nicht unbeträchtlichen Ausweitung des Seehandels.



Die Lage der meisten Häfen – die festlandchinesischen ausgenommen – zum offenen Meere ist nicht ausgesprochen günstig, und überdies sind die Häfen der Sowjetunion zum großen Teil nur zeitweise nutzbar. Die Ostblockstaaten verfügen über keinen Hafen – Schanghai ausgenommen –, den man als Welthafen bezeichnen könnte. Die Umschlagskapazitäten der Häfen liegen mit ihren Spitzengrößen kaum über der

¹ 4,672 cbm

Durchschnittskapazität der europäischen Seehäfen mit einer Schiffsverkehrsfrequenz von über 100 000 NRT. Bis auf geringe Ausnahmen sind die nördlichen sowjetischen Häfen bis herunter zu den baltischen Plätzen Saisonhäfen. Die Umschlagszahlen aller Häfen von Petschora als, geographisch gesehen, nordöstlichstem europäischen Hafen der Sowjetunion, über Mesen, Archangelsk, Onega, Kowda und Murmansk, über Leningrad, das estnische Reval und Pernau, das lettische Riga, Libau und Windau bis herunter nach Gdingen können heute z. T. bei weitem nicht mit dem Tonnageumschlag in den größeren finnischen Häfen verglichen werden.

Petschora wird selbst in der eisfreien Saison verhältnismäßig selten angelaufen, dagegen haben Archangelsk, Murmansk und auch Onega, im Unterschied von Kowda und Mesen, die eher Häfen des sowjetischen Inland-Verkehrs sind, stärkere Tonnagefrequenzen, vornehmlich der Holzfahrt.

Die Bedeutung Leningrads für den Verkehr westlicher Flaggen ist in den letzten Jahren erheblich zurückgegangen, für den innersowjetischen Verkehr jedoch gestiegen, ohne daß es umschlagmäßig auch nur mit dem Königsberg der Vorkriegszeit konkurrieren könnte. Zur Zeit ist der Schiffs- und Güterverkehr jedenfalls nicht erheblich.

Dasselbe trifft auf Reval zu, das von den Sowjets zum Hauptstützpunkt der *Sowtorgflot*¹⁾ in der Ostsee erklärt wurde, weil der Hafen ganzjährig mit Schlepperhilfe befahren werden kann. Die während des Krieges stark zerstörten Hafenanlagen sind weitgehend wieder hergestellt. Die Halbinsel Koppel und einige vorgelagerte Inseln wurden in das Hafengebiet einbezogen. Es ist geplant, für Bunkierzwecke eine Ölleitung von dem estnischen Ölschiefergebiet bis an den Hafen zu bauen.

Die Häfen Pernau und Libau sind für den Handelsverkehr nicht mehr zugänglich, weil sie als Kriegsschiffbasen benutzt werden, und Riga weist auch nur eine geringe Inanspruchnahme durch Schiffe unter der Flagge nord- und westeuropäischer Länder auf.

Die Aufbauarbeiten in den Danziger Häfen werden nur sehr langsam fortgesetzt. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß ihre Güterumschlagskapazität der Vorkriegszeit — 1937: 5 Mill. t — wieder erreicht ist. Auch Gdingen mit seinem überwiegenden Massengutumschlag, in Sonderheit Kohle, ist mit dem Güterumschlag allem Anschein nach noch nicht wieder auf den Vorkriegsstand gekommen, wenn der Tonnageumschlag unter fremder Flagge im Verkehr mit nord-, westeuropäischen und überseeischen Ländern im Jahre 1952 auch 1,5 Mill. NRT überschritten hat. Die Meldungen über Kapazitätserweiterungen in den Stettiner Häfen betreffen im wesentlichen den Massengutumschlag. Die Vorkriegs-Umschlagszahlen beispielsweise des Jahres 1937 mit insgesamt rund 8,5 Mill. t dürften auch hier noch nicht annähernd wieder erreicht sein. Polnischen Erklärungen zufolge soll die Umschlagskapazität des Hafens bis auf 12 Mill. t erweitert werden, was der Umschlagskapazität etwa von Bremen entsprechen würde, nur daß Bremen Universalhafen mit überwiegendem Stückgutumschlag ist und Stettin überwiegend Massenguthafen mit unverhältnismäßig geringerer Arbeitsintensität bleibt.

Die Häfen des Schwarzen Meeres, insbesondere das bulgarische Burgas und Warna (jetzt Stalin), rumänische Konstanza, sowjetische Odessa, Cherson in der Ukraine, Noworossisk, Poti und Batum, um die wichtigeren Kaukasus-Häfen zu nennen, werden in durchaus nicht unerheblichem Maße mit Tonnage unter zahlreichen Flaggen auch westeuropäischer Länder beschickt.

Es besteht die Absicht, Bukarest durch einen Kanal mit dem Kopfhafen Midia am Schwarzen Meer zum Seehafen zu machen. Mit Budapest war Seeverkehr auf Alexandrien, Beirut und die Türkei zu beobachten. Allein im Sommerhalbjahr 1952 passierten im Verkehr mit Konstanza rund 550 000 NRT in beiden Richtungen den Bosphorus, 360 000 NRT im Verkehr mit Odessa und 150 000 NRT im Verkehr mit Noworossisk.

Unter den Häfen der RSFSR in Sibirien sind die wichtigsten Wladiwostok, Sowjetskaja Gowan, Nikolajewsk, Ochots und Petropawlowsk auf Kamtschatka, Korsakowsk und Kolmsk auf Sachalin. Selbst von Europa aus werden Häfen wie Buchta Providenija in

¹ Staatliche Sowjetische Handelsflotte.

der Bering-See, Pewek in der Ostsibirischen See und Ambartschik am Kolyma-Fluß angelaufen, und hin und wieder kommt auch in Kasachie an der Laptew-See, in Rußkoje Ustje an der Mündung der Indigarka, in Tiksi, ostwärts der Mündung des Lena-Flusses, an der Mündung des Olenek, der des Anabar-Flusses und des Katanga-Flusses, alles in der Laptew-See, zumeist allerdings wohl vom Osten her, Tonnage ein, während in Nowyj Port, Dudinka und Igarka im nördlichen Westsibirien häufiger im Verkehr von und nach dem Westen Tonnage umgeschlagen wird.

Während des Krieges herrschte in den nordsibirischen Häfen zeitweise reger Verkehr. Von 1942 bis 1945 wurden hierher 119 Reisen gemacht, auf welchen etwa 450 000 t Güter umgeschlagen wurden. Die am meisten angelaufenen Häfen waren Tiksi, Buchta Providenija, Ambartschik und Pewek. Insgesamt wurden auf dem nördlichen Seewege zwischen 1933 und 1940 etwa 2,3 Mill. t Güter bewegt.

Mit dem Beginn der Herrschaft Mao Tse-tungs kam der chinesische Seehandel fast zum Erliegen. Die chinesischen Festlandhäfen wurden durchgehend nur von wenigen Schiffen unter den Flaggen verschiedener Ostblockstaaten, später aber und wieder zunehmend von solchen unter den Flaggen anderer Länder – außer Deutschlands – angelaufen.

Die Verkehrsfrequenz des Hafens Hongkong war seit der Behinderung des Seehandels zwischen Festland-China und der übrigen Welt zeitweise recht stark und ging sichtlich über den Güterbedarf der britischen Kolonie hinaus. 1952 sind in Hongkong 2 768 Schiffe mit 8,4 Mill. NRT eingekommen, im Hafenjahr 1951/52 — am 30. Juni endend — waren es 7,8 Mill. NRT.

In den festlandchinesischen Häfen kamen im Jahre 1952, soweit feststellbar, 574 Schiffe mit rund 1,2 Mill. NRT ein und gingen 539 Schiffe mit rund 1,23 Mill. NRT aus.

Der festlandchinesische Hafen mit der höchsten Umschlagsziffer war 1952 Schanghai mit immerhin 394 000 NRT. Danach folgen Taku und Tientsin mit insgesamt 300 000 NRT — für Tangku, den neuen Hafen im Gelben Meer, gab es noch keinen Verkehr mit nennenswerter Bedeutung —, Tsingtau mit 135 000 NRT und Swatau mit 87 550 NRT. Die Umschlagszahlen anderer festlandchinesischer Häfen liegen unter diesen Zahlen. Fünf kleinere Schiffe unter britischer Flagge liefen auf acht Reisen sogar den Jangtsekiang bis Hankau aufwärts.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Dammbau vom sibirischen Festland nach Sachalin auch die Verkehrsverhältnisse insbesondere im Japanischen Meer grundlegend ändert.

Die Handelsflotten des Ostblocks

Wie die Hafenumschlagskapazitäten des Ostblocks im Verhältnis zu denen anderer Staaten, die zwar ein geringeres Wirtschaftspotential besitzen, jedoch mit der Weltwirtschaft eng verbunden sind, ist auch die Beförderungsleistungskapazität der Flotten der Ostblockstaaten relativ gering.

Die Sowjetunion verfügte zu Anfang dieses Jahres über eine Ladekapazität für Trockenladung von etwa 3,75/2,4 Mill. cbm/t, die Tragfähigkeit für Ladung der Tanker belief sich auf rd. 200 000 t. In der Handelsflotte der UdSSR, die Mitte 1952 nach Lloyd's 2¹/₄ Mill. BRT umfaßte, befanden sich 83 Schiffe mit 518 000 BRT amerikanischen Eigentums, die der Sowjetunion während des Krieges zur Verfügung gestellt worden waren. Nach Abzug dieser Größen ergibt sich, daß die sowjetische Handelsflotte an Tonnage für Trockenladung nur etwa 1,8 Mill. BRT in Eigentum besitzt, daneben Tanker mit 154 000 BRT. Damit hat sich die sowjetische Handelsflotte seit Jahrzehnten umfangmäßig nicht wesentlich verändert.

Die Altersgliederung der Tonnage für Trockenladung unter der Flagge der UdSSR ist z. Z. noch recht ungünstig. 40 vH. dieser Tonnage waren Anfang 1953 über 30 Jahre alt. Schaltet man die den USA gehörende Tonnage aus, dann sind sogar 63 vH. der sowjetischen Tonnage 30 Jahre alt und älter. Die Tankertonnage ist zwar etwas jünger, doch auch hier ist der größte Teil 20 Jahre alt und älter.

Die Sowjetunion besitzt eine Flotte von 7 Vollkühlschiffen mit 27 057 cbm Laderäume und eine Reihe anderer Schiffe, deren Stückguträume mit insgesamt 28 220 cbm Kühlräume kombiniert ist.

Die sowjetische Handelsflotte enthält eine große Anzahl der besten Eisbrecher der Welt, die bis zu 11 000 t Displacement² haben und zumeist in der Barents-See und in der Karischen Fahrt beschäftigt werden.

Wenngleich ein großer Teil der sowjetischen Handelsflotte in der Küstenschifffahrt tätig ist, so ist ein anderer, relativ durchaus nicht unbedeutender Teil in der Großen Fahrt eingesetzt. Hier ist es in Sonderheit der Verkehr zwischen Schwarzmeer-Häfen, Leningrad, auch Stettin nach Ostasien: Buchta Providenija, Korsakowsk, Kolmsk, Wladiwostok und chinesischen Häfen. In diesem Jahre wurde ein großes Schwimmdock in zwei Teilen durch einen sowjetischen Schleppzug von der Ostsee nach Wladiwostok gebracht. Einheiten von 1000 bis 8000 BRT verkehren in diesen Relationen, woher zu schließen ist, daß selbst Providenija für größere Schiffe zugänglich ist.

Die polnische Handelstonnage wurde für 1952 von Lloyd's mit 139 Einheiten und 278 638 BRT, überwiegend Dampfschiffstonnage, ausgewiesen. Anfang 1953 waren es an Einheiten von 500 t dw und darüber 74 Schiffe mit 257 084 BRT, die eine Ladefähigkeit von 515 000 cbm besaßen. Altersmäßig sieht die polnische Flotte bedeutend besser aus als die sowjetische, nur 9,5 vH der Bruttoregistertonnage waren Anfang 1953 über 30 Jahre alt. Den größten Anteil stellte auch hier die kriegsgebaute Tonnage besonders der 10jährigen Schiffe, deren Tonnageanteil 17,2 vH beträgt. Die in der Nachkriegszeit gebaute Tonnage machte weniger als 10 vH aus. Die Kühler-Flotte Polens besteht aus 5 Einheiten mit 33 216 BRT.

Die festlandchinesische Handelsflotte ist verhältnismäßig klein. Sie darf sich auch wegen der formosachinesischen Blockade kaum auf See wagen. Außerdem ist sie, abgesehen von den Schiffen, die Amerika zur Verfügung gestellt hat, relativ alt. Selbst mit Einschluß dieser Tonnage sind 50 vH der chinesischen Flotte, die mit über 600 000 BRT registriert ist, 30 Jahre alt und älter.

Die rumänischen und bulgarischen Flotten sind verhältnismäßig unbedeutend. So verfügt Rumänien beispielsweise nicht einmal über einen Tanker, doch werden Ungarn mit 4 Schiffen von 500 t dw mit 3131 BRT und die Tschechoslowakei mit einem Schiff von 6419 BRT, das 32 Jahre alt ist, auf See vertreten³.

Unter den sowjetischen Schiffen befinden sich verschiedene große deutsche Schiffe, die ehemals bei der Hapag fuhren, in den letzten Tagen des Krieges in der Ostsee versenkt, von den Sowjets gehoben wurden und nun zum Teil bei Kronstadt, zum Teil in Murmansk festliegen. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß sie als Handelsschiffe verwendet werden.

² Solche bis zu 16 000 t sind geplant.

³ Bremer Jahrbuch der Weltschifffahrt 1952/53, Analyse der internationalen Schifffahrtswirtschaft von G. A. Theel, Springer-Verlag, Berlin 1953.

Schiffsbaumöglichkeiten des Ostblocks

Die Sowjetunion verfügt über etwa 50 Werften in ihrem europäischen und asiatischen Teil. Die Jahres-Neubaukapazität dürfte etwa 500 000 BRT betragen. Wie weit sie genutzt ist, läßt sich nur an dem jeweiligen Zuwachs der sowjetischen Handelsflotte feststellen, der aber unbedeutend ist. In Leningrad befinden sich vier größere Werften mit vier Hellingen. Die Ausrüstung der hier gebauten Schiffe erfolgt wegen der Wasserverhältnisse jedoch nur in Kronstadt.

Es liegen keine stichhaltigen Beweise dafür vor, daß es auf sowjetischen Eismeer-Werften Möglichkeiten zum Bau von Schiffen bis zu 15 000 BRT gibt, doch gibt es wohl Gründe für diese Annahme. Wegen der ungünstigen Witterungsverhältnisse dürfte mit einem stetigen Schiffbau hier nicht zu rechnen sein. Werften befinden sich in der Dnestr- und Dnjepr-Mündung und auf der Krim in Odessa, in Nikolajew und in Sewastopol. Ein Schiffsbauzentrum befindet sich am Amur, wo reger Schiffbau herrscht, und am Kaspischen Meer sollen sich Werften befinden, die Einheiten bis zu 10 000 BRT bauen können.

Es mangelt an Facharbeitern in der Sowjetunion. Die Bauzeiten werden als das Fünffache der westeuropäischen angegeben. Auf westeuropäischen Werften, niederländischen, finnischen, belgischen Werften, sowie einer dänischen und einer schwedischen Werft, sind z. Z. für sowjetrussische Rechnung 42 Schiffe mit 76 506 BRT in Bau.

Die Sowjetunion sowohl als auch die mit ihr verbündeten Staaten, insbesondere Polen und China, planen den Ausbau ihrer Handelsflotte. In sowjetischen Plänen tauchen Zahlen von 4 Mill. BRT auf, in polnischen von einer Million BRT und in chinesischen ebenfalls von 4 Mill. BRT. Diese Planzahlen scheinen, was die Sowjetunion und Festlandchina anbetrifft, nicht allzu hoch angesetzt. Im Falle der sowjetischen Zahlen scheint der Tatsache Rechnung getragen zu sein, daß die Meeres- und die Hinterlandlage der sowjetischen Häfen als Basen der Seeschifffahrt für absehbare Zeit nur saisonale Schifffahrt zuläßt und die Beschäftigung der Tonnage zu anderen Jahreszeiten etwa im *Cross Trade*¹ aus politischen Gründen auf Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Außerdem müßte bei allen Ostblockstaaten mit betonten maritimen Ambitionen zunächst wohl eine breitere seemannschaftliche Grundlage geschaffen werden. Seeschifffahrt ist im selben Grade wie hochentwickelte Industrien, wenn auch auf anderer Ebene, gleichermaßen Fachgebiet. Es kommt allerdings mehr auf charakterliche Eignung als auf handwerkliche Fähigkeiten an, so daß die Erziehung einer produktiven Fahrensmannschaft viel Zeit erfordert.

Da die Sowjetunion sich also des relativ billigsten Verkehrsweges, des Seeweges, für längere Zeit nur im unzureichenden Maße bedienen kann, sie aber das wichtigste Wirtschaftsproblem, das sowjetische Verkehrsproblem, lösen muß, wenn sie in den weltwirtschaftlichen Wettbewerb eintreten will, wird die Sowjetunion als Kernland der Ostblock-Wirtschaft gezwungen sein, das Binnenwasserstraßennetz auf ein Vielfaches seiner jetzigen Leistungsfähigkeit zu erweitern und auch seinen Anschluß besonders an die eisfreien Häfen mit intensiviertem Hinterland herzustellen.

¹ Auslandsfahrt ausschließlich zwischen fremden Häfen.

BERICHTE

Pfalz	678	Grönland	678	Malediven	682	Brasilien	683
Ostdeutschland	678	Australien	680	Indische Union	682		
Französisch-Westafrika	678	Sowjetunion	681	Philippinen	682		

Urteil über westdeutschen Separatismus

In der Verwaltungshauptstadt der Rheinpfalz, Neustadt an der Weinstraße, lehnte im Oktober 1953 das Oberlandesgericht in zweiter Instanz den Entschädigungsanspruch der Witwe des pfälzischen Separatistenführers Georg May ab, der nach dem Ersten Weltkriege versucht hatte, seine Heimat aus dem Verband des Reiches zu lösen, und der 1937 in einem Konzentrationslager umkam.

Das Gericht entschied, May sei nur wegen seines Separatismus in Haft und schließlich zu Tode gekommen. Separatismus aber sei „keine achtbare politische Handlung“. Alle Nationen unseres Kulturkreises hätten ohne Rücksicht auf die Art ihres politischen Systems den Separatismus abgelehnt und verfolgt.

Jenseits von Oder und Neiße

Nach sorgfältigen Erhebungen kann die Zahl der Menschen, die sich als Deutsche fühlen, im sowjetisch oder polnisch verwalteten Gebiet zwischen der Oder und Görlitzer Neiße im Westen und der ehemaligen Reichsgrenze im Osten gegenwärtig mit etwa 830 000 angenommen werden. Darin sind Menschen eingerechnet, die von jeher im Hause eine slawische Mundart oder eine Mischsprache sprechen, sich jedoch stets unbeirrt als Glieder des deutschen Volkes gefühlt haben. Daß Masuren, Kaschuben oder Oberschlesier heute auf ein betontes Bekenntnis verzichten, wenn sie vor die vom Standpunkt der Menschenrechte aus nicht zumutbare Wahl zwischen Volkstum und Heimat gestellt werden, ändert an ihrer subjektiven oder objektiven Zugehörigkeit zur geschichtlichen Lebensgemeinschaft des deutschen Volkes nichts. Die Zahl der Deutschen mit deutscher Haussprache ist in Niederschlesien am höchsten (60 000), im polnisch verwalteten Ostpreußen, in Ostpommern und innerhalb der ehemaligen Staatsgrenzen der Republik Polen, wie sie von 1920 bis 1939 bestanden, vor allem in Westpreußen und in

Zentralpolen, etwa je 40 000. Am geringsten ist die Zahl der Deutschen in Ostbrandenburg, das ja auch am Ende des Krieges besonders stark verwüstet wurde.

Zeitschrift für Ostforschung 2, 1953, 3, S. 371—388.

Frankreichs zweiter Afrikaplan

Der Kolonialminister der Regierung Mayer gab nach seiner Rückkehr von einem Besuch in Französisch-Westafrika, wo er am 10. April 1953 die Bauxithütte Kassa vor Conakry (Französisch-Guinea) eröffnete, die eine Jahresproduktion von 100 000 t Aluminium erreichen soll, einen Überblick über den Vierjahresplan für koloniale Investitionen, der von 1953 bis 1957 in Kraft sein soll. M. Jacquinet sagte: „Der erste Vierjahresplan hat den Unterbau und die Forschungsinstitute errichtet... Der neue Vierjahresplan wird ein Produktionsplan sein.“ Er nannte insbesondere die Steigerung der Agrarproduktion, der bergbaulichen Förderung und der industriellen Fertigung. Die Produktionssteigerung soll die Kolonien instand setzen, die seit Kriegsende aufgebauten sozialen Dienste auch in einer Konjunkturkrise fortzuführen.

*

Polare Überschwänglichkeiten

Die Weltluftfahrt¹⁾ hat sich erst in den Nachkriegsjahren ein Fernverkehrsnetz zielstrebig geschaffen. Dabei folgen ihre Hauptströme auf den ozeanischen Abschnitten in der allgemeinen Richtung den Schifffahrtsrouten, wenn sie nicht durch dazwischenliegende Inselstützpunkte abgelenkt werden. Die zwischenkontinentalen Routen greifen im wesentlichen auf eingeflogene Vor-

¹ Schon bei dieser Bezeichnung wird ständig übersehen, daß man von einem „Weltluftverkehr“ erst nach dem Zweiten Kriege sprechen kann. Vorher gab es zwar eine interkontinentale, aber noch keine transozeanische Luftfahrt. Diese, besonders die Atlantikstrecke, war das Ergebnis der Einrichtung der Atlantik-Luftbrücke durch die USA in Erfüllung der Nachschubverpflichtungen Nordamerikas für seine europäischen Verbündeten.

kriegslinien zurück. Das Rückgrat des überseeischen Luftverkehrs ist die atlantische Achse. Von den Vereinigten Staaten kommend, zweigt von ihr ein kleinerer Ast nach Nordeuropa ab, der Rest wird über Mittel- und Südeuropa, den Mittelmeerraum und den Nahen Osten weitergeführt. Von dort läuft ein Ableger in den afrikanischen Raum hinein. Die Stammlinie indessen nimmt ihren weiteren Verlauf über den Mittleren und nach dem Fernen Osten. Dort teilt sich der Verkehr in den japanischen, indonesischen und australischen Ast, die sich in Wake und spätestens Hawaii wieder in Richtung USA-Westküste vereinen. Daneben existieren die regionalen Luftnetze der Kontinente und der UdSSR.

Auf dem Globus gibt es zwei große „Luftlöcher“, einerseits zwischen Südamerika und Südafrika sowie zum andern zwischen hier und Indoastralien. Ihre Überbrückung bereitet beträchtliches Kopfzerbrechen. Es besteht kein Zweifel, daß ein echtes Verkehrsbedürfnis für diese beiden Strecken vorliegt.

Die Kommentare der Tagespresse zu den Polüberquerungen liegen etwa auf der Linie „Neue Ära des Weltluftverkehrs“, „Revolution in der Luftfahrt“ und ähnliches mehr.

Diese Revolution findet aber nicht statt. Weshalb sollte sie auch? Der bloße Tatbestand einer im Einzelfall sogar erheblichen Streckenverkürzung ist noch kein Grund zu überspannten Erwartungen. Worauf es ankommt, ist allein das verfügbare oder erwartete Verkehrsvolumen. Eine nur 20 bis 30%ige Auslastung, also Unterbelastung, des eingesetzten Polflugzeugs frißt jede durch die Routenverkürzung erzielte Kostenersparnis der Luftverkehrsgesellschaften auf. Die Höhe des Verkehrsaufkommens wird außerdem nicht allein durch seine Größe am Abgangs- und Endpunkt einer transkontinentalen oder -oceanischen Route bestimmt, sondern auch durch den Unterwegsverkehr. Daraus folgt, daß beispielsweise keineswegs alle europäischen Ostasienlinien vom Nahen und Mittleren Osten weg zum Nordpol gelegt werden, nur weil die Strecke den größten Zeitgewinn zu verzeichnen hat.

Die höchstfrequentierte zwischenkontinentale Linienführung besteht zwischen Europa und USA/Kanada. Die monatlichen Hin- und Rückflüge liegen in einer Größen-

ordnung zwischen 900 und 950, die von rund einem Dutzend Gesellschaften mit etwa 50 000 Sitzplätzen durchgeführt werden. Für die Nordamerika-Passage bietet der Polflug keine Vorteile, es sei denn in Richtung der USA-Westküste. Man wird daher wohl sagen dürfen, daß der Polflug für eine Reihe von Verbindungen sicher von großer Bedeutung ist.

Wahrscheinlich werden die von einigen Gesellschaften durchgeführten Weltrundflüge zwischen Asien und Europa zum Teil über die Pole abgelenkt werden. Davon abgesehen ist aber kaum damit zu rechnen, daß das gesamte Weltluftnetz in seiner Struktur durch polare oder subpolare Flüge ins Wanken gerät, — schon deswegen nicht, weil die Pol-Route bis auf weiteres für einen rentablen Frachtverkehr verschlossen bleiben wird, und zwar aus dem einfachen Grund, weil Polflüge über lange Distanzen nur für geringe Frachtmengen Raum oder Fluggewicht belassen.

Als die *Arild Viking* des *Scandinavian Airways System* nach einer Gesamtreisezeit (einschließlich Zwischenlandung in Edmonton und Thule) von etwas über 28 Stunden für die nicht ganz 10 000 km lange Route von San Francisco am 20. November 1952 in Kopenhagen landete, wurde diese Überquerung des Pols zu Recht als eine Pionierleistung ersten Ranges gefeiert. Es war aber keineswegs so, daß dieser Flug etwa den Bann des ewigen polaren Schweigens erstmalig gebrochen hätte.

In Wahrheit gehört der zirkumpolare Luftraum seit Jahren zu den belebtesten Punkten der Erde. Schon 1946 ist eine amerikanische Superfestung, die „*Dreamboat*“, von Hawaii über den Pol nach Kairo geflogen. Im gleichen Jahr wurde von den Amerikanern eine ständige meteorologische Fluglinie zum Nordpol eingerichtet. Eine förmliche Fluginvasion auf den Pol setzte indessen nach Fertigstellung eines großen Flugplatzes in der Höhe des Eskimodorfes Piktufik ein, an der Nordwestküste auf Grönland gelegen (etwa 77° N). Die Amerikaner gaben ihm den klangvollen Namen Thule, der bisher im nordeuropäischen Sagenschatz für Island reserviert war. Aber auch in materieller Hinsicht erwies sich der neue Patenonkel als generös, da er sich die Gründung *Thule Rediviva* die Kleinigkeit von rund 1 Mrd. DM kosten ließ.

Allein die USA hatten bis 1952 etwa 10 000 Erforschungs- und Erprobungsflüge zum Nordpol durchgeführt. Da man nicht zu Unrecht annimmt, daß auch die Russen kaum faul auf der Haut ihres Bären gelegen haben, dürften sie wohl nicht sehr viel weniger Flüge nach dort absolviert haben. Zumal, da aller Wahrscheinlichkeit nach die Sowjets gleichfalls ihr Thule besitzen, das auf der Rudolf-Insel (zur Franz-Josef-Gruppe gehörig) vermutet wird. Jedenfalls weiß man von den Sowjets, daß sie u. a. Dienstags, Donnerstags und Sonntags jeder Woche einen ständigen Polflugplan einhalten, was man westlicherseits durch die Beobachtung von Kondensstreifen unbekannter Herkunft über Alaska bestätigt findet.

Mindestens die gleiche, wenn nicht größere Bedeutung ist der Erschließung (und damit Schließung) der zwei Luftverkehrslücken auf der Südhalbkugel einerseits und der südpolaren Kappe zum anderen beizumessen. Hier harren nicht allein für die Luftverkehrsgesellschaften schwierige, aber dankbare Aufgaben, sondern zunächst für die Flugzeugindustrie. Denn zu allererst gilt es, ein Flugzeugmuster mit einem solchen Aktionsradius zu bauen, daß für die Beförderung von Zulast noch ausreichende Raumkapazitäten bereitstehen. Die großen Entfernungen zwischen Südamerika, Südafrika und Australien benötigen bei den heutigen zivilen Typen einen so hohen Kraftstoffvorrat, daß an eine Fluggast- oder Frachtbeförderung nicht zu denken ist. Über einige Versuchseinsätze zwischen Australien und Südafrika ist man nicht hinausgekommen.

Bis jetzt ist u. W. lediglich eine Streckenkalkulation zwischen Johannesburg und Wellington (Neuseeland) ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Die reine Flugzeit zwischen den beiden Kontinenten läßt sich danach auf etwa 25 Stunden ansetzen, d. h. noch weniger, als die SAS-DC 6 „Arild Viking“ für ihren Flug von San Franzisko nach Kopenhagen benötigte. Die Einrichtung dieser Verbindung wird sicherlich noch eine Weile auf sich warten lassen, da die DC 6 etwa das Doppelte an Kraftstoff mit sich führen müßte, als bei ihren sonstigen überseeischen Einsätzen. Stützpunkte in der Antarktis gibt es noch nicht.

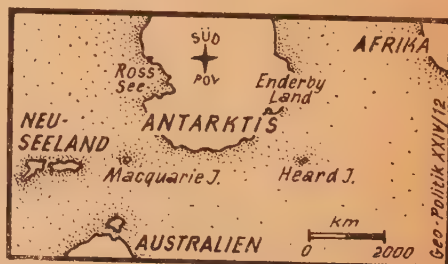
Vom Gesichtspunkt der Bedienung der großen Netzlücken des Weltluftverkehrs

ist auf jeden Fall die Öffnung der Antarktisroute von noch größerem Interesse als die Einbeziehung des Nordpols in das Luftnetz²). Von einer wesentlichen Abwanderung der internationalen Luftfahrt durch eine weitere Einbeziehung der nördlichen Route kann kaum die Rede sein. Dagegen wird die Südpolstrecke zweifellos zu einer beträchtlichen Intensivierung der Luftverbindungen zwischen den Kontinenten auf der Südhalbkugel führen. Die SAS prüft seit langem die Möglichkeit, auch hier ihre Wikinger-Tradition zur Luft fortsetzen zu können, wobei die durch die letzte Byrd-Expedition zum Teil sensationellen topographischen wie meteorologischen Ergebnisse bereits wertvolle Beiträge zu den sorgfältig zu treffenden Vorbereitungen lieferte. Es ist keine Frage, daß auch die Antarktis eines Tages ihren Ruf als *terra incognita* der progressiven Verkehrserschließung unseres Globus lassen müssen wird. Wir befinden uns — man mag das begrüßen oder bedauern — in einem Zeitalter, wo die wachsenden Reichweiten und Geschwindigkeiten auf unserer Erde bald kein ausreichendes Betätigungsfeld mehr zu finden scheinen.

Lo

Die australische Antarktis

Im Südsommer 1953/54 schickt die australische Bundesregierung eine Expedition in den ihr zugesprochenen Sektor des antarktischen Erdteils. Der australische Außenminister erklärte schon im März 1953, daß sein Land sich des Schlüssels für die eigene Hintertür versichern müsse. Es sei durchaus möglich, daß in Zukunft der



² Da die Nordhalbkugel ohnehin durch den Luftverkehr erschlossen ist.

Flugverkehr von Australien nach Südafrika oder Südamerika über den Südpol geleitet werde. Außerdem bestehe die Möglichkeit zur Entdeckung von Uran-Vorkommen in der Antarktis, und schließlich dürfe der Reichtum an Walen, Robben, Fischen, Vögeln und Plankton nicht übersehen werden. Australien beabsichtigt, seinen Wetterdienst durch antarktische Forschungen zu verbessern.

Neue Landwirtschaftspolitik der Sowjetunion.

Am 13. 9. 1953 erschien in der *Prawda* der am 7. 9. 1953 auf Vorschlag des Parteisekretärs Chruschtschow gefaßte Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion über die neue Linie in der Landwirtschaft:

„Die Sowjetlandwirtschaft beruht auf einer starken industriellen Grundlage und stellt das größte und am weitesten mechanisierte Landwirtschaftssystem der Welt dar. Sie hat unzweifelhaft ihre entscheidenden Vorteile über die kleinbäuerlichen Wirtschaften und ebenso über die kapitalistischen Großbetriebe bewiesen. Die Produktionshöhe jedoch deckt noch nicht völlig die wachsende Nachfrage der Bevölkerung nach Lebensmitteln oder der Leichtindustrie nach Rohstoffen.... Besonders unbefriedigend ist die Entwicklung des Viehbestandes.... In der Kartoffel- und Gemüseerzeugung liegen schwere Rückstände vor.... Zu den Gründen für die ungenügende Produktionshöhe in der Landwirtschaft gehört zu allererst eine Mißachtung der materiellen Interessen des Volkes. Bei Baumwolle, Zuckerrüben, Tee und Citrusfrüchten hält man sie hoch, in anderen Zweigen der Landwirtschaft jedoch nicht. Der Grundsatz, daß die Ablieferungspflicht nach der Nutzfläche jedes Betriebes zu berechnen ist, wird verzerrt, wenn gutgeführte Betriebe mit hohen Erträgen wesentlich höhere Ablieferungskontingente auferlegt bekommen als rückständig und schlecht geführte Wirtschaften. Die Mängel im Viehbestand und der Gemüse- und Kartoffelproduktion lassen sich größtenteils durch das Fehlen staatlicher Förderungsmaßnahmen erklären. Die bisherigen Preise haben das Interesse der Kolchosen zu we-

nig in dieser Richtung angesprochen.... Landmaschinen und Traktoren stehen oft müßig, und Aufträge werden über Gebühr verlängert. Komplizierte Geräte, die eine technisch geschulte Bedienung erfordern, werden an Saisonarbeiter gegeben.... Die meisten Leiter von Traktorenstationen haben eine ungenügende Ausbildung sowohl in der Technik als auch in der Landwirtschaft. Die Partei, der Staat und die landwirtschaftlichen Berufsinstanzen haben die Kolchosen, Traktorenstationen und Staatsgüter nicht ausreichend beraten. Eine ständige und hochwertige Beratung aber ist für den Erfolg einer sozialistischen Landwirtschaft unbedingt nötig. Unter den 94 000 Kolchosenchefs gibt es jedoch nur 2 400 mit höherer Schulbildung und nur 14 200 mit einer speziellen Fachschulausbildung. Die Masse der Agronomen, Ingenieure, Techniker, Tierärzte und anderen Spezialisten setzt sich in die Büros, während die Traktorenstationen und Kolchosen Mangel an qualifiziertem Personal haben... Allein im Jahre 1952 ging der Rindviehbestand um 2,2 Mill. Stück zurück. Die wichtigste Aufgabe des Landwirtschaftsministers, der Staatsgüterdirektionen und aller beteiligten Instanzen besteht darin, den unerträglichen Rückstand in der Viehzucht zu beseitigen, die Futtermittelgrundlage zu erweitern, angemessene Ställe bauen zu lassen, die Zucht zu verbessern und die Produktion tierischer Produkte zu erhöhen.“

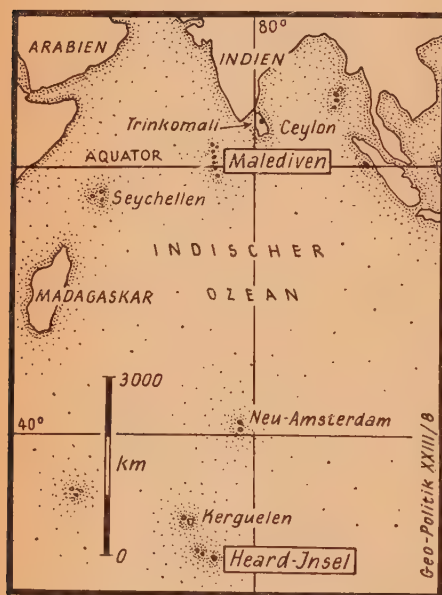
Als Planziel für 1954 werden folgende Zahlen gegeben:

Rinder insgesamt 65,9 Millionen, davon 29,2 Milchkühe; Schafe und Ziegen 14,4 Millionen; Schweine 34,5 Millionen. In Stadtnähe soll der Anteil der Milchkühe am Rinderbestand auf 60%, in ländlichen Bezirken auf 50% und in Steppen oder Gebirgslandschaften auf mindestens 40% gebracht werden.

Der Beschluß des Zentralkomitees gibt technische Einzelanweisungen für den verstärkten Einsatz der Wissenschaft bei der Förderung von Viehzucht und Ackerbau. Die Weizenanbaufläche sei 8,1 Millionen Hektar höher als 1950, und die Kornkamern der Sowjetunion (die Ukraine, Nordkaukasien und die Krim) hätten die Kriegsschäden überwunden. Trotz allem müßten die Ernteerträge noch gesteigert werden. Auch Westsibirien erfülle sein Soll noch nicht.

Die Maledivenrepublik

Der Staatspräsident und zugleich Ministerpräsident der kleinen Inselrepublik südwestlich Ceylons, die 1952 auf den Malediven ins Leben gerufen wurde, hat unter dem Druck der Opposition abgedankt. Die ungefähr 90 000 Fischer, die auf den Malediven wohnen, hatten bis dahin das patriarchalische Erbregeime der Familie Didi jahrhundertlang ohne Widerspruch geduldet, und die tieferen Gründe des im September 1953 erfolgten Umsturzes sind nicht bekannt.



Die Inselgruppe bildet einen Schrittstein im Indischen Ozean für den künftigen Luftverkehr der südlichen Hemisphäre, indem sie mindestens Notlandeplätze zwischen Ceylon und Madagaskar bieten kann.

Indien zum Kinsey-Bericht

Der Bericht des amerikanischen Prof. Kinsey über die Frauen wird weidlich zur Sensationsmake ausgenutzt. Über den wissenschaftlichen Wert und die sittliche Bedeutung der amerikanischen Arbeit bestehen verschiedenerlei Ansichten.

Der Meinungsstreit läßt einen Menschen, der in Indien aufgewachsen ist, auf den

Gedanken kommen, daß die uralte Weisheit seiner Heimat vielleicht mehr über die Frauen aussagen kann als die umstrittene Statistik Herrn Kinseys.

Eine indische Legende berichtet, daß ein gelehrter Mann mehrere Bände über das seelische Verhalten der Frau geschrieben hat. Er lud seine Bücher auf Kamele und machte sich auf den Weg zum König, dem er die Ergebnisse seiner Studien anbieten wollte. Unterwegs traf er eine Frau, der er erzählte, daß er durch zahllose Interviews mit vielen Frauen und jahrelange wissenschaftliche Arbeiten endlich genau wisse, wie sich die Frau in jeder Lebenslage verhalte. Seine Zuhörerin drückte ihre Bewunderung für seine Klugheit aus und ging ihres Weges.

In der Königsstadt mußten die Kamele des Gelehrten durch eine enge Gasse ziehen. Dort lag mitten auf dem Pflaster eine in tiefen Schlaf versunkene Frau. Der Gelehrte rief ihr zu, sie solle sofort aufstehen, wenn sie nicht von den Hufen der Kamele zermalmt werden wolle. Je lauter er rief, desto fester schien die Frau zu schlafen. Schließlich packte der Gelehrte die Schlafende, um sie zur Seite zu zerrren. Als er sie in den Armen hielt, war sie plötzlich nicht nur hellwach, sondern sie schrie, er wolle ihr Gewalt antun. Menschen kamen gerannt und verprügelten den Gelehrten, der so viel kluge Bücher über das Verhalten der Frau geschrieben hatte.

Die Frau aber erklärte ihm, er habe anscheinend doch nicht gewußt, daß sich eine Frau auch so wie sie verhalten könne. Der Gelehrte verneigte sich vor ihr in der Einsicht, daß tatsächlich das Verhalten der Frau unergründlich sei, und warf seine dicken Bücher in den Ganges.

K. R. Dhawan

Der Präsident der Philippinen

Die Philippinen bieten dasselbe politische Bild wie ihre südostasiatischen Nachbarländer. Eine zunächst kleine, dann sehr starke Gruppe von Aufständischen (sie hießen zunächst *Hukbalahap*, jetzt genannt *Hukbong*), sammelte notleidende Bauern unter kommunistischem Einfluß und bedrohte die Ordnung und Sicherheit nach dem Ende des Pazifik-Krieges. Ihr Führer, Luis Taruc, war ähnlich wie Ho Tschü

Minh in Indochina bereit, in die Wiederaufbauregierung einzutreten. Er wurde jedoch ausgeschlossen, als der Sieger General MacArthur die Liberale Partei der Politiker Roxas und Quirino allein mit der Regierung betraute, nachdem er sie vom Vorwurf der Kollaboration mit den Japanern freigesprochen hatte. Taruc entfesselte einen gefährlichen Guerillakrieg seiner Bauern, der wohl durch ihn kommunistisch beeinflusst war, jedoch auf die elementare Unzufriedenheit der Massen zurückging. Die *Huks* sind neuerdings ruhiger gewesen, seitdem die Verbindung mit dem chinesischen Festland nicht mehr gut funktioniert und seitdem der liberale Kriegsminister Magsaysay energische Maßnahmen gegen sie ergriff.

Derselbe Minister hat bei der Parlamentswahl 1951 die Armee zum Schutz der Wähler gegen Einschüchterung eingesetzt und dabei auch seine eigene Partei nicht geschont. Das Ergebnis war ein erheblicher Stimmenzuwachs für die „Nationalisten“, die zu den Liberalen in Opposition stehen. Auch in der Armee führte der Kriegsminister gesunde Reformen durch, und die *Huks* wurden menschlich behandelt, wenn sie in Gefangenschaft gerieten.

Präsident Quirino ließ den Feldzug gegen die *Huks* einstellen, als ihm der Kriegsminister zu erfolgreich und damit zu volkstümlich zu werden schien. Er war auch nicht damit einverstanden, daß die *American Mutual Security Agency* eine umfassende Bodenreform empfahl. Er lehnte ihre Ratschläge ebenso brüsk ab wie den Bericht einer amerikanischen Wirtschaftsmission, die 1950 sehr eindeutig auf die Schlamperei und Korruption im Lager der Regierungspartei hingewiesen hatte.

Zu Anfang des Jahres 1953 trat Ramon Magsaysay aus der Liberalen Partei aus, nachdem er als Kriegsminister abgedankt hatte. Die Nationalisten erhoben ihn als Kandidaten für die Präsidentschaft. Damit stand auf ihrem Schild nicht nur der Gegensatz zu den USA, sondern auch der Kampf gegen die Korruption. Ihrem Führer José Laurel, der während der japanischen Besetzung Präsident der schon damals zum unabhängigen Staat erklärten Philippinen war, wird freilich von seinen Gegnern vorgeworfen, daß auch er und seine Freunde korrupt seien. Es ist jedoch

nicht sicher, ob dieser Vorwurf tatsächlich der Wahrheit näher kommt als die Behauptung, er sei ein Freund der Kommunisten oder der *Huks*. Die Nationalisten haben besonders in der städtischen Bevölkerung starke Fortschritte gemacht.

Trotz starken Wahlterrors der noch im Amt befindlichen Liberalen Partei wurde Magsaysay am 10. November 1953 mit über einer Million Stimmen Mehrheit zum Präsidenten der Republik gewählt. Er wurde durch die „Demokratische Partei“ unterstützt, die General Romulo, der frühere philippinische Botschafter in Washington und bei der UNO, im Frühjahr 1953 von den Liberalen abgespalten hatte.

Während dieser Kämpfe in der schmalen Führungsschicht, die schon unter der amerikanischen Kolonialherrschaft die Politik des Landes bestimmten, warten die Bauern noch immer auf ihre Bodenreform. Es ist stets möglich, daß sie erneut einem Kampf der *Huks* folgen.

•

Privateigentum in Brasilien

Die deutsch-brasilianischen Wirtschaftsverhandlungen, die in der Zeit vom 17. 8. bis 4. 9. 1953 in Rio de Janeiro stattfanden, haben einige Fortschritte in der Lösung der Frage des deutschen Vermögens in Brasilien gebracht. Am 4. 9. wurde auf brasilianische Veranlassung eine umfassende „gemeinsame Erklärung“ unterzeichnet.

Hierin und in einem Schreiben vom 4. 9. 1953 an der Vorsitzenden der deutschen Delegation, Freiherrn von Maltzan, bringt der brasilianische Außenminister, Professor Vicente Rao, seine Bereitwilligkeit zu einer in absehbarer Zeit befriedigenden Lösung der Frage des deutschen Eigentums zum Ausdruck. Er versichert zugleich, die nötigen Vorkehrungen dafür getroffen zu haben, daß die Regierung der Bundesrepublik Informationen über den Wert und gegenwärtigen Stand der noch beschlagnahmten deutschen Vermögen und die Höhe der von Brasilien geforderten Entschädigungen und der zu ihrer Befriedigung bereits geleisteten Zahlungen erhält. Er erklärt weiter, daß während der Dauer der Verhandlungen keine neuen administrativen Maß-

nahmen, d. h. Liquidationen von deutschen Werten, getroffen werden.

Das gesamte deutsche Vermögen in Brasilien wurde am 11. 3. 1942 beschlagnahmt, und zwar als Pfand für die Zahlung von Entschädigungen für die durch deutsche Kriegshandlungen entstehenden Schäden.

Brasilien hat freilich schon am 16. 11. 1945 — als erster der Alliierten — den Kriegszustand mit Deutschland beendet. Es hat auch im Laufe der Zeit die Härten des Beschlagnahmegesetzes von 1942 gemildert.

Die Italiener erhielten auf Grund eines Abkommens vom 8. 10. 49, das ein wertvoller Präzedenzfall ist, da es den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums anerkennt, ihr Vermögen in vollem Umfange zurück.

Die Japaner wurden von allen Diskriminierungen befreit. Diejenigen Deutschen, die am 8. 11. 50 in Brasilien ansässig waren, erhielten nach dem Freigabegesetz vom 4. 11. 50 (Nr. 1224) ihr Eigentum zurück und sollen als Ersatz für die beschlagnahmten Geldsummen Titel der *Divida Publica* erhalten. Der Gesamtbetrag dieser bisher noch nicht herausgegebenen Titel wird auf 1 Milliarde *Cruzeiros* geschätzt.

Diejenigen Deutschen aber, die das Unglück hatten, am 8. 11. 50 nicht in Brasilien zu leben, warten jetzt noch auf die Regelung ihrer Ansprüche und werden so behandelt, als wenn der Krieg nicht beendet sei.

Es ist bis heute nicht festzustellen, um wieviele Millionen es sich handelt und wieviele davon als unwiederbringlich verloren abgeschrieben werden müssen.

Nach dem Dekret vom 29. 12. 1952 (Nr. 32013), das den Abschluß der Kriegsschädigungen verfügt, sind von der Kriegsschädigungskommission, die eingesetzt wurde, um die brasilianischen Ansprüche aus den beschlagnahmten Werten zu befriedigen, etwa 333 Millionen *Cruzeiros* Kriegsschädigungen bezahlt worden, während der Kriegsschädigungsfonds noch einen Saldo von etwa 192 Mill. Cr. aufweist. Es sind demnach insgesamt ungefähr 525 Mill. Cr. aus der Liquidation von beschlagnahmten deutschen Vermögen gelöst worden. Es stehen aber noch 270 Mill.

Cr. realisierbare Werte zur Verfügung. Das macht zusammen etwa 800 Mill. Cr.

Wie weit diese Zahlen dem tatsächlichen Stand und dem Wert der beschlagnahmten und bereits endgültig liquidierten Vermögen entsprechen, kann niemand sagen. Man gewinnt den Eindruck, daß die *Banco do Brasil* die Übersicht und Kontrolle verloren hat und daß die in die Betriebe gesetzten Treuhänder aus naheliegenden Gründen kein Interesse daran haben, dem augenblicklichen Zustand ein Ende zu setzen und die Klärung der Verhältnisse zu betreiben.

Es hat in der brasilianischen Presse nicht an kritischen Vorschlägen gefehlt, um die Verschleuderung von Millionenwerten, die bei dieser Art von Treuhänderschaft eintreten mußte, aufzuhalten.

Es wurden auch Stimmen laut, die zu einer Normalisierung der Verhältnisse drängten, wie sie mit Italien und Japan schon seit Jahren besteht.

Aber der ganze Komplex ist so undurchsichtig geworden, seine Bereinigung so schwierig und für Brasilien kostspielig, daß man die Lösung des Problems lieber der Zeit überlassen möchte. Außerdem hofft man, daß die von den Alliierten nicht berücksichtigten brasilianischen Kriegsschadigungsansprüche oder Reparationsforderungen von der Bundesrepublik anerkannt werden, obwohl man weiß, daß nach dem Londoner Schuldenabkommen Kriegsschadensforderungen überhaupt nicht offiziell zur Debatte gestellt werden dürfen.

Die Verhandlungen über die Vermögensfrage sollen Anfang 1954 fortgesetzt werden.

Die Rückgabe der deutschen Vorkriegsvermögen ist nunmehr von einem fernen Wunschtraum in die Entwicklungsstufe der realen Erörterungen gerückt. Das bezieht sich insbesondere auf die gewerblichen Altschutz- und Urheberrechte. Diese sollen nämlich, nach dem am 4. September 1953 in Rio abgeschlossenen Abkommen, an die früheren deutschen Berechtigten zurückerstattet werden, sobald binnen einem Jahre nach Inkrafttreten ein Antrag bei der Nationalen Behörde gestellt wird.

A. Meyer-Labastille

MACHEN WIR ES UNS NICHT ZU LEICHT!

Die Männer des 20. Juli 1944

Der gescheiterte Staatsstreich vom zwanzigsten Juli 1944 hat wie kein anderes Ereignis der neueren Zeit die Nation in ideologische und politische Fronten gespalten und in einen Zustand der Ratlosigkeit versetzt, in dem sich die problematischen Züge der inneren deutschen Verfassung seit dem Zusammenbruch wie in einem Hohlspiegel fangen. Die Wiederbewaffnungsdebatte mit ihrem Streit um Soldateneid, Pflicht, Gehorsam und Widerstandsrecht hat diese Ratlosigkeit nicht überwunden, sondern eher verschärft, und auch der Remer-Prozeß in Braunschweig hat keine für alle verbindliche Klärung gebracht. Zwischen den Alt- oder Neufaschisten, die den damaligen Versuch entschlossen verdammen und den politischen oder moralischen Resistenzialisten, die sich auf ihn berufen, steht jene Masse von Einzelnen oder Gruppen, die das Ereignis in Bangen oder Zweifel hält, ohne daß sie zu einem klaren Bild, geschweige zu einer klaren Haltung gekommen sind.

Nach zahlreichen in- und ausländischen Einzelveröffentlichungen, die Materialien, Stellungnahmen oder Betrachtungen boten, legt Eberhard Zeller nun eine zusammenfassende Darstellung vor, die sachlich und geistig die Grundlage zu einer Klärung gibt. Zeller zerstört die Legende von einer einheitlichen „Widerstandsbewegung“ und zeigt, wie verschiedene, ja entgegengesetzte Kräfte, Gruppen und einzelne jene Bewegung in Gang setzten und weitertrieben, die im Staatsstreich vom 20. Juli öffentlich sichtbar wurde. Indem er „mehr dem menschlichen Umriss der Beteiligten“ nachgeht „als ihren politischen Bekenntnissen und Wunschbildern“, hat er es vermocht, die „Meinungen“, die nach Goethe stets trennen, in den Hintergrund treten zu lassen und die Gesinnungen, die (nach demselben Goethewort) vereinigen, als wirkendes Wesen zu fassen. Was solcherart an menschlicher und geistiger Substanz der Soldaten und Diplomaten, der Arbei-

terführer und der Theologen, die für eine Erhebung gegen Hitler wirkten, zutage tritt, rückt diese Männer ebenso weit weg von der Ebene der Sprachregelungen und der Triebkräfte der Welt, der sie sich entgegenwarfen, wie von der des gegenwärtigen Tageswirkens und Tagesstreits.

Allerdings erscheinen die führenden Köpfe der Schichten und Gruppen, die jene Erhebung trugen, die Sozialisten, die Aristokraten wie die Theologen, auch von ganz anderer Art, als man es, damals wie heute, gemeinhin von ihnen erwartet. Die Sozialisten, Leuschner, Haubach, Leber, Reichwein und Mierendorff, waren nach Geist und Lebenshaltung echte Aristokraten, tapfer, tatkräftig, intuitiv, unbeugsam, allen Quellen der Kunst und des höheren Lebens geöffnet. Durch einen Abgrund geschieden von dem Funktionärstypus ihrer Partei, dem sie seine Stellen suchte und klembürgerliche Gesinnung vorwarfen, waren sie auf der Suche nach einer neuen menschlich-staatlichen Lebensform, durch die, wie sie meinten, Europa allein dem Bruderkampf der kapitalistischen mit der kommunistischen Weltmacht entrinnen konnte, indem es die Massenhaftigkeit und die Massenherrschaft durch geistige Freiheit und schöpferische Persönlichkeit überwinden sollte, die freilich der staatlichen Ordnung so wenig entraten konnte wie die Demokratie der Autorität.

Die führenden Aristokraten, Schulenburg, Moltke, Schlabrendorff und die beiden Stauffenberg selbst, hatten ihrerseits „sozialistische“ Züge: sie waren alles andere als „Junker“ und „Reaktionäre“ – auch sie suchten neue Lebens-, Staats- und Gesellschaftsformen, gleich weit entfernt von „ostelbischem“ Kastengeist wie vom Massegeist des Jahrhunderts. Sie hatten mit der Aufsiedlung ihrer Großgüter begonnen und schon den geistigen Grund gelegt für eine Neuordnung des Lebens in Deutschland, von der Verfassungsreform bis zu der Neugliederung des Reiches. Auch sie erstrebten einen Ausgleich von Freiheit und Führung in einem Herrschaftsverhältnis, in dem nur der mensch-

liche Rang und die sachliche Zuordnung galt, nicht der Zufall fluktuierender Massenwünsche.

Auch die Theologen, vor allem der Jesuit Pater Delp und der Protestant Bonhoeffer, wollten keine Restauration der vom Nationalsozialismus bedrohten und eingeengten Macht ihrer Kirchen, sondern die geistige und soziale Erneuerung des „Gottes unfähigen Menschen“ durch den „von göttlichen Kräften erfüllten schöpferischen Menschen“ (Delp). Sie bekämpften daher die Verbürgerlichung und Verantstaltung der Kirchen als den Ursprung der Kollektivisierung und die Mißachtung aller Distanzen und menschlichen Qualitäten als den Ursprung der Verpöbelung, die zur Diktatur führt, nicht weniger als die Diktatur selbst, gegen die sie um Deutschlands willen, wie um der Erwekung des Menschen willen, aufstanden.

Auch der Grundtypus der beteiligten Offiziere (soweit er nicht ohnehin zu den Aristokraten gehörte) war keineswegs „reaktionär“, eher im höheren Sinne „revolutionär“, erneuerungswillig und -fähig, – am wenigsten noch die militärischen Häupter, Witzleben und Beck, denen, bei aller hohen Gesinnung und Haltung ein Schuß „Yordk“ oder „Blücher“ fehlte.

All diese führenden Geister waren „paradoxe“ Erscheinungen, nicht nur von der Öffentlichkeit des damaligen, sondern auch des heutigen Tags her gesehen. Sie rückten mit den besten derer zusammen, die, erneuerungswillig wie sie, damals stumm oder stolz ihre Pflicht taten und sich dem Verhängnis opferten, ohne sich ihm entgegenzuwerfen.

Zeller schreibt keine Parteischrift: indem er zeigt und darstellt, nicht preist und verurteilt, läßt er Proportion und Gewicht, Maßstab und Rang, Verhängnis und Opfer nur um so klarer erscheinen. Seine anschauliche und besonnene, zurückhaltend wägende Sprache entgleitet nie in die Pathetik, die solchen Schriften so nahe liegt – eher deutet sie an und verstummt, wenn die Schilderung in die Gebiete des Grauens führt. Auch Hitler wird meist durch sein Handeln in der jeweiligen Konstellation, durch Reaktionen seines Gefolges oder seiner Gegner bezeichnet, seltener durch seine Äußerungen, niemals durch Urteile über ihn.

Zeller „rechtfertigt“ keineswegs die Erhebungstat durch die hohen Ideen der Täter, sondern läßt ihre ganze Schwere bestehen, auch die der Tragik, ja der Schuld der Entscheidung zwischen Eid und Verantwortung, Pflicht und Einsicht, Gehorsam und Leidenschaft. Er beschönigt nichts und verschweigt nichts, auch wo – wie bei Oster – der Hochverrat in den Landesverrat übergeht oder wo – wie bei Moltke – die innere Haltung den Willen zur Niederlage hervortreibt.

Er löst diese furchtbaren Fragen weder durch ideologische noch durch moralische Auskünfte und läßt sie in ihrer unausweichbaren Härte offen, indem er gerade durch diese Rückhaltlosigkeit jene Ebene schafft, auf der eine Diskussion, ein Verstehen und eine Verständigung über den Staatsstreich erst möglich wird.

Er läßt freilich auch keinen Zweifel über das Ziel, dem der Zwanzigste Juli im Willen und im Bewußtsein seiner Teilnehmer galt: der Rettung Deutschlands. Er faßt dieses Ziel in der Äußerung eines überlebenden Theologen zusammen, daß dieser Staatsstreich weder für alliierte Kriegsziele noch für eine staatspolitische Ideologie geplant und gewagt worden sei: „er wurde geplant und gewagt einzig und allein zur Rettung Deutschlands, zur Rettung seines Blutes und seines Bodens, zur Rettung seiner Freiheit und zur Rettung seiner letzten Würde vor dem Urteil der Weltgeschichte“ (Gerstenmaier).

Der Staatsstreich selbst trägt in Zellers Darstellung die Prägung, die Stauffenberg und seine Freunde ihm gaben und die sich weit genug von den Ideen der Kreisauer Gruppe, in deren Mittelpunkt Moltke stand, entfernt. Stauffenberg verwarf eine Verzweiflungstat mit dem einzigen Ziel der Tötung Hitlers ebenso wie eine Auslieferung des Reiches aus christlichem Schuldgefühl. Die Erhebung sollte aus eigener deutscher Kraft ohne „Feindbegünstigung“ und bei intakten Fronten die Möglichkeit bieten, einen Verhandlungsfrieden zu schließen. Wie stets nach gescheiterten Staatsstreichen ist es hinterher leicht, die Gründe zu finden, warum dieser Zwanzigste Juli „scheitern mußte“: die Staatsstreiche in Ägypten und Persien haben gezeigt, wie schnell das „Unmög-

liche“ dort möglich wird, wo alles auf des Messers Schneide steht.

Doch beweist auch Zellers Buch das Gewagte, ja beinahe Hoffnungslose dieses Versuches, das Schicksal noch am Abgrund zu beschwören. Zumal das Charisma Hitlers, das für die Truppe wie für das Volk noch kaum an Bannkraft verloren hatte, und das alliierte Prinzip der bedingungslosen Übergabe, dem Hitlers Prinzip, niemals zu kapitulieren, geradezu kontrapunktisch entsprach, tritt neben der zum Zerreißen gespannten Frontlage als Hemmung für ein Gelingen hervor.

Stauffenberg sah auch, wo es sich um Hitler handelte, den Anschlag auf das Staatsoberhaupt als Verbrechen an, dessen Last ihm weder moralische noch politische Argumente abnahmen: daß er um seines Volkes willen bewußt das Odium nicht nur des Eid- und Rechtsbruches, sondern auch eines neuen „Dolchstoßes“ auf sich nahm, bezeugt seine Absicht, sich nach wiederhergestelltem Rechtszustand einem Gericht zu stellen und seine Tat zu rechtfertigen. Er brachte sich durch die als furchtbar, aber auch unausweichlich erkannte Tat seinem Volke gleichsam zum Opfer, wissender und von einer tieferen Tragik umwittert, als die, die sich an der Front ihrem Vaterland bei ungebrochenem Eid zum Opfer brachten. Der überlieferte Schwur, mit dem er die Verschworenen binden wollte, auch in dunkelster Zukunft dem Ziel der Erneuerung ihres Volkes und der Neuordnung seines Staates zu leben, zeigt, daß er auch nach dem Gelingen des Umsturzes die schwerste Zeit für sein unterlegenes Volk voraussah.

Auch Zellers Darstellung erschließt etwas von der Substanz und der Wirkungsebene des Mannes, dessen Gegenspieler die Männer des Zwanzigsten Juli waren und dessen Art durch die Deklamation der Begeisterung oder des Abscheus, die er erregte, eher bestätigt als erklärt und gekennzeichnet wird. Die lange Reihe der Fehlschläge unternommener oder geplanter Staatstreiche, die Zeller von der Fritsch-affäre und der Sudetenkrise bis zum Zwanzigsten Juli entwickelt, erklärt immerhin zu ihrem Teil die „Magie des Führers“, er mußte vielen geradezu als gefeiert gelten, und verhinderte so eine Reihe von Anschlägen. Doch gibt erst das Weltverhältnis, das diesem wie anderen Wirkungs-

aspekten des Mannes zugrunde liegt (und das Zeller, wenn er es bemerkt hat, jedenfalls nicht bekundet) den Schlüssel zu dieser Erscheinung, die durch soziologische oder psychologische Kategorien im Letzten stets unerklärbar bleibt. Goethe, der es in neuerer Zeit als erster wahrnimmt und definiert, hat es das Dämonische genannt, das, als unbegreifliche Weltkraft, jenseits von Moral und Vernunft, die Pläne und die Gesetze der Menschen, ja der Natur durchwirkt und durchkreuzt – im Sinn einer höheren Weltlenkung, die den Mitlebenden undurchschaubar bleibt, – und das sich am furchtbarsten in den dämonischen Menschen manifestiert: „Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen.“ Es mindert nicht, sondern es mehrt den Rang der Männer des Zwanzigsten Juli, daß sie sich gegen eine solche Erscheinung erhoben haben.

Friedrich Wagner

Das geschichtliche Problem des deutschen Widerstandes

Lange Zeit war es den Feinden nicht erwünscht, daß Hitler auch deutsche Gegner gehabt haben sollte, und gerade dieses zu beweisen, lassen sich nun die deutschen Darstellungen angelegen sein; sie erhalten damit von vornherein eine bestimmte Note. Neben dieser verständlichen und berechtigten Tendenz wird aber das Bild durch ein weniger erfreuliches Moment verzerrt: lohnende Preise winken den Siegern im großen Wettrennen auf die rettende Arche des Antifaschismus. So wird man in vielen Memoiren, Wahrheitsbreschen und Abrechnungen erhebliche Abstriche zu machen haben. Von der „tiefeingewurzelten Scheu, von sich selbst und seiner Arbeit zu sprechen“, merkt man z. B. auch bei Rudolf Pechel nur durch dieses Zitat etwas.

Ob es bewußt wird oder unbewußt bleibt – die politische Gegenwart verzerrt das Bild der Vergangenheit. Auch Zeller hat sich dieser Gefahr nicht entziehen

können; sein Buch ist zu sehr Apologie und Totenklage. Es muß doch wohl als Verbeugung vor der Gegenwart, und zwar der politischen Gegenwart, angesehen werden, wenn bei ihm der Widerstand der Kommunisten überhaupt nicht erwähnt wird und wenn die Tätigkeit der Roten Kapelle unerörtert bleibt. Zeller gibt viele ausführliche Lebens- und Charakterbilder, aber wo solche nicht ganz erfreulich wären, läßt er sie der Einfachheit halber ganz weg, zweifellos mit der Absicht, das Andenken des deutschen Widerstandes nicht in den Dreck zu ziehen. Das ehrt den Verfasser als Menschen, aber solche Unterlassungen sind historisch unzulässig.

Das beste Beispiel für die – zeitbedingte – Tendenz aller Widerstandsliteratur ist die Interpretation der außenpolitischen Konzeption gewisser oppositioneller Kreise. Bei Gisevius, S. Haffner (in der Neuen Auslese) und bei K. Michel finden wir die Meinung, Oberst Stauffenberg habe eine „Ost-Lösung“ angestrebt, und zwar sind diese Publikationen alle 1946 und 1947 erschienen, zu einem Zeitpunkt also, da sich die Siegermächte noch brüderlicher Harmonie erfreuten.

Das wird nun von gewichtigen Zeugen in Abrede gestellt, auch Zeller spricht sich gegen diese Deutung aus. Wem ist nun hier Glauben zu schenken? Zweifellos kann man von einer neuerlichen Befragung Überlebender nicht viel erwarten, denn bei der heutigen politischen Situation ist ein unbefangenes Urteil psychologisch höchst unwahrscheinlich. So verdienen Berichte, die aus der Zeit vor dem heute alles überschattenden Ost-West-Konflikt entstanden sind, entschieden den Vorzug. Michel war schließlich einer der engsten Vertrauten Stauffenbergs. Zeller ignoriert das – und A. W. Dulles standen die Informationen des amerikanischen Geheimdienstes zur Verfügung. Die Glaubwürdigkeit von Gisevius war schon in Nürnberg umstritten, aber seinem Bericht entspricht eine Bemerkung Trotts, die Gaevernitz an Dulles weitergab; es ist auch kein psychologischer Grund erkennbar, warum Gisevius diese Geschichte erfunden haben sollte.

Es gibt nämlich einige Tatsachen, die für ihre Wahrheit sprechen. So haben die

Widerstandsgruppen, die am 20. Juli beteiligt waren, erstmalig auf Veranlassung Stauffenbergs Verbindung mit den Kommunisten aufgenommen. Die Sozialisten wurden erst von den Kreisauern ins Gespräch gezogen. Graf Fritz Schulenburg war als „rot“ bekannt. Auf Drängen der Stauffenberggruppe faßte man 1944 den letzten Botschafter in Moskau, Graf Werner Schulenburg, an Stelle Hassells für das Amt des Außenministers ins Auge.

Der Gedanke einer Annäherung an Rußland hatte durchaus realen Grund; im Gegensatz zu den Westalliierten hielt Stalin ein positives Deutschlandprogramm bereit. Auch die Regierung Dönitz hat $\frac{3}{4}$ Jahr später die Frage, ob man nicht zunächst versuchen könne, mit den Russen ins Reine zu kommen, sehr ernsthaft erörtert. Die Sowjetunion wurde damals durchaus nicht als unmöglicher Verhandlungspartner apostrophiert. Der Kreisauer Jesuitenpater Delp hielt sie für „undurchsichtig“, und das heißt doch wohl, daß man am kommunistischen System – zumindest nicht alles verurteilte.

Innerhalb des Widerstandes stoßen wir auf stärkste persönliche Spannungen und Diskreditierungen; sie werden bei heutigen Aussagen nachwirken. Hinter diesen Spannungen lag aber mehr als persönliches Nichtverstehen. Der deutsche Widerstand war alles andere als eine ideelle Einheit. Hin- und hergerissen durch diametral gegenüberstehende Richtungen hielt ihn nur die Feindschaft gegen Hitler zusammen. Die Unterscheidung „Alte“ und „Junge“ Generation vergrößert, aber sie zeigt ein weiteres entscheidendes Phänomen.

Man muß nur einmal die Tagebuchblätter Hassells gelesen haben, um zu ahnen, wie rettungslos die Opposition „ideologisch“ unterlegen war. Bei den alten Generalen kommt man manchmal nicht vom Eindruck los, daß sie weniger an der politischen Unfreiheit Anstoß nahmen als an dem Umstand, daß Hitler eigentlich nur ein Maler war. Sie vermißten bei dem Parvenu den Respekt vor den Spielregeln; sie verachteten den Nationalsozialismus, aber sie standen ihm mit leeren Händen gegenüber.

Der Umfang, in dem der Geist der Weimarer Republik vom deutschen Widerstand

ignoriert wurde, wird an den verschiedenen Verfassungsplänen besonders deutlich sichtbar. Man knüpft an frühere Traditionen an, die 1919 „ganz bewußt“ verleugnet worden waren, also an Tendenzen der konservativen Opposition der Republik. Die Kräfte, die ab 1941 und 1942 zum Widerstand stießen oder sich zum Widerstand entschlossen, haben ihr eigenes Profil. Zum Teil stehen sie bewußt auf dem Boden des Dritten Reiches (das ja mehr war als der Nationalsozialismus). Von Stauffenberg, Tresckow, Jessen, Schulenburg wissen wir, daß sie den neuen Staat begrüßt haben. Die jungen Offiziere sind bewußt politisch, im Gegensatz zu denen des früheren Widerstandes, und ihre politischen Vorstellungen haben – wie die der Kreisauer – die Glaubensartikel des Liberalismus, überhaupt jede bürgerliche Denkweise weit hinter sich gelassen. Die Nähe zu Moeller v. d. Bruck ist nicht zu übersehen. Bei Stauffenberg heißt es: „Wir verachten die Gleichheitslüge und beugen uns vor naturgegebenen Rängen. Wir wollen ein Volk, das in der Erde der Heimat verwurzelt den natürlichen Mächten nahe bleibt, das im Wirken in den gegebenen Lebenskreisen sein Glück und sein Genüge findet und in freiem Stolz die niederen Instinkte des Neides und der Mißgunst überwindet. Wir wollen Führende, die, aus allen Schichten des Volkes wachsend, verbunden den göttlichen Mächten, durch großen Sinn, Zucht und Opfer den anderen vorangehen.“ Auffallend ist die starke sozialistische Tendenz: Nicht nur die Kreisauer Sozialisten – brillante Köpfe, ganz und gar keine Funktionärstypen – sondern auch die christlichen Politiker sind sich darüber im klaren, daß es „heute nur noch soziale Möglichkeiten“ gibt.

Das Verhältnis dieser jüngeren, schärfer profilierten Gruppe zur älteren bleibt ein Problem. Plante sie einen „Putsch im Putsch“ oder war sie nur ein „Gärungselement“? Zeller schreibt: „(Stauffenberg) wollte die Erschütterung Deutschlands zu einem staatlichen Erneuerungsversuch benützen, der ganz andere Lebensschichten erreichen sollte als die Revolution von 1918 und 1933.“ Vielleicht erhält die Frage nach dem außenpolitischen Konzept Stauffenbergs von dieser Erkenntnis aus neues Licht.

Wer heute auch es unternimmt zu urteilen, vielleicht zu verurteilen, welche Partei auch immer, übe Bescheidenheit. Bescheidenheit aber kommt von Bescheid wissen. Und:

Niemand säume zu geben in diesen Tagen und niemand weigre sich anzunehmen was ihm die Milde geboten . . .

Eberhardt Schwalm

Eberhard Zeller: *Geist der Freiheit. Der Zwanzigste Juli. Hermann Rinn Verlag, München 1952.*

Soldat bis zum letzten Tage

In einer Diktatur ist das gesunde Ventil der aufbauenden Kritik in großem Maße ausgeschaltet. Im Kriege war der deutsche Diktator gleichzeitig Oberster Befehlshaber der Wehrmacht und Oberbefehlshaber des Heeres. Unter diesen Führungsverhältnissen unterschieden sich die verantwortlichen Männer auch in den Wehrmachtsteilen sehr bald in zwei grundsätzlich verschiedene Gruppen. Die einen waren die „Ewig-Ja-Sager“, „blind“ in mancher Beziehung und sich und ihre beruflichen Möglichkeiten im Mittelpunkt aller Entschlüsse und Handlungen sehend. Die anderen suchten, gestützt auf ihre beruflichen Sachkenntnisse, ihre Entscheidungen aus der Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit zu treffen.

Soweit wir das Glück hatten, Feldmarschall Kesselring persönlich kennenzulernen, wußten wir, daß er bemüht war, aus den gegebenen Tatsachen das Beste für seine Soldaten und damit für das deutsche Volk zu tun. Sein Wort hatte Klang und Gewicht.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges stand der deutsche Soldat am Abgrund. Das „Kreuzige ihn“ beherrschte das Feld. Aber viele „Tatsachenberichte“ bewegten sich auf einem Niveau, auf dem man sich nicht wohlfühlen konnte. Geschichtlich gesehen sind diese Berichte ohne Wert. Als damals die Nachricht von dem Todesurteil gegen Feldmarschall Kesselring wegen unmenschlicher Kriegführung bekannt wurde, fühlte man sich mit verurteilt, man schämte sich für die Gefallenen, verzweifelte an dem Rechtssinn der Welt. Man fragte sich: was hätte ein Offizier in der Lage des Feldmarschalls tun sollen?

Nach sieben Jahren hinter Schloß und Riegel gab das Schicksal ihm doch noch die Gelegenheit, als eine der handelnden Persönlichkeiten der deutschen Seite das Geschehen nach persönlichen Erinnerungen zu schildern. In seinem Buch sehen wir die letzten 50 Jahre deutscher Geschichte. Daß das Soldatenleben nicht nur ein Soldatenspielen war, daß es vielmehr einen nicht alltäglichen körperlichen und geistigen Einsatz forderte und mit einer überdurchschnittlichen Verantwortung belastet war, wird an diesem Leben sehr deutlich.

Das „meinen Soldaten und Mitarbeitern gewidmete“ Buch behandelt im ersten Teil die Friedens- und Kriegsjahre 1904 bis 1941, im zweiten den Krieg am Mittelmeer, 1941 bis 1945, im dritten Teil die bedingungslose Übergabe und den Prozeß. Als Anhang ist beigefügt: „Die deutsche Luftwaffe im Aufstieg und Niedergang“.

Dem humanistisch erzogenen Feldmarschall waren Dinge wie Verantwortung vor dem eigenen Gewissen oder das Streben nach Selbsterkenntnis mit auf den Weg gegeben. Es folgte eine harte Erziehung zum Soldaten und Offizier, der Erste Weltkrieg, Waffenstillstandsverhandlungen 1917 im Osten in Anwesenheit russischer Soldatenräte, deutsche Revolution, das Leben als mittelloser Hauptmann i. G. in „Preußisch-Berlin“, das dem Bayern zur Wahlheimat wurde, Arbeit unter und mit Generaloberst von Seeckt und General von Schleicher.

Nach der Mitarbeit am Aufbau der Reichswehr kam zunächst befohlenermaßen die Arbeit am Aufbau der Luftwaffe unter Hermann Göring. Mit 48 Jahren lernte Kesselring fliegen, ein Beweis, wie ernst er an seine Aufgaben heranging. Der Zweite Weltkrieg brachte ihm Polen, den Westfeldzug, das „Schwimmen“ der gesamten Führung im Winter 1940/41, den Rußlandfeldzug. Dann riß ihn sein Geschick aus den Dingen, die im Osten in der Schwebe lagen, heraus und belastete ihn mit Aufgaben im Mittelmeerraum, die weit außerhalb des Militärischen lagen. Es kam die Arbeit mit Hitler, Mussolini, dem italienischen König, den italienischen militärischen Führern, deutschen Offizieren der höheren Führung, darunter Feldmarschall Rommel, das Kriegsende.

Kesselring war Zeuge in Nürnberg. Man machte ihm selbst den Prozeß wegen Geisel-

erschießungen, verurteilte ihn zum Tode. Dann wurde die Strafe umgewandelt in lebenslängliche Haft, nach sieben Jahren wurde er begnadigt. Er endete nicht in einer fruchtlosen Erbitterung, sondern auf dem Standpunkt, „daß wir das Trennende beiseite schieben müssen, um einander in unserem alten, brüchig gewordenen Europa mehr kennenzulernen, um uns gegenseitig verstehen zu lernen, um über die endgültig der Geschichte angehörende Kleinstaaterei hinweg den Weg zu einem geeinten Europa zu finden“.

„Als ich im Mai 1947 mein Todesurteil entgegennahm, glaubte ich dem zu Erwartenden gewachsen zu sein, da ich ein reiches Leben, erfüllt von Arbeit, Sorgen und Verantwortung hinter mir hatte, das keine weiteren Steigerungen mehr erfahren könnte.“ Fühlten nicht die meisten so, fertig mit dem Leben und der Welt, und zerbrachen nicht an dieser Klippe auch sehr viele? „— und heute, fünf Jahre später, muß ich gestehen, daß das äußerlich so diffamierte Leben doch neue Quellen zum Fließen gebracht hat.“

„Ich betrachtete und betrachte auch heute noch das Fehlen eines Kriegsplanes für den ausschlaggebenden Fehler, es ist eben falsch, sich in der Beschränkung und Auswertung des Krieges nur von den Zufälligkeiten der militärischen und politischen Lage, von Ressentiments und mißverständener Rücksicht auf Verbündete — wozu ich in diesem Sinne auch Japan rechne — leiten zu lassen. Wäre ein Kriegsplan vorhanden gewesen, so wären rechtzeitig fachmännische Untersuchungen auf allen das Kriegsgeschehen beeinflussenden Gebieten durchgeführt worden, die über die Bedarfsfeststellung zu den Deckungsmöglichkeiten, der organisatorischen Ausrichtung und der operativen Führung der Feldzüge geführt hätten.“ (S. 467).

Wer spürte nicht diese Unklarheit? Daraus ergab es sich, daß Dinge auf die Schultern der Soldaten gehängt wurden, die außerhalb ihres Gebietes lagen, woraus die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit Kesselring-Rommel einerseits und mit den Italienern andererseits zu erklären sind. In dieser Wirnis, wo der eindeutige Zusammenhang und Entschluß fehlte, wo ein Wunschbild die Tatsachen ersetzen sollte, zerbrach mancher hervorragende Soldat.

Daß ein Handelnder mit einem sauberen Namen aus seinem Erleben diesen Zeitabschnitt schildern kann, dazu von einer Plattform des Über-den-Dingen-Stehens aus, macht das Buch zu einer wichtigen Quelle für die Geschichtsschreibung. Für die klare Stellungnahme zu Streitfragen, angefangen mit unserer harten Ausbildung, der Einstellung zum Krieg, zum Eid, dem politischen Soldatentum, dem 20. Juli, der Ablösung höherer Führer, der Überbeanspruchung der Substanz und all den bekannten Problemen bis zum *unconditional surrender* mit seinen Folgen und dem *ex post facto* Recht können dem Feldmarschall seine ehemaligen Soldaten nur danken.

Heinrich Lau

Albert Kesselring: *Soldat bis zum letzten Tage*. Athenäum-Verlag Bonn 1953. 469 S., DM 18,-.

Tu quoque...?

Alliierte Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Zusammengestellt und bezeugt im Jahre 1946 von Internierten des Lagers 91 Darmstadt und herausgegeben vom Dürer-Verlag, Buenos Aires 1953. 300 S.

Die Résistance

In der Sammlung „*Que sais-je?*“ der *Presses Universitaires de France*, die ungefähr unserer Sammlung Göschen entspricht, hat Henri Michel eine Geschichte der französischen Widerstandsbewegung während des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht.

Im Eingangskapitel wird alles Wesentliche über die Entstehung und Verbreitung der de Gaulle-Bewegung (*La France Libre*) mitgeteilt. Weitere Abschnitte sind den Untergrundbewegungen in der Nord- und Südzone bis 1942 gewidmet, Ferner werden behandelt: die politischen Parteien und Gewerkschaften, die Bemühungen um eine Zusammenfassung der verschiedenen Kräfte und Bewegungen sowie die Widerstandsbewegung in Nordafrika. Folgende Kapitel gelten den Verbindungen und Netzen, der Untergrundpresse, dem *Maquis* und der Untergrundarmee (*Forces Françaises de l'Intérieur*), während die beiden Schlußabschnitte der Rolle der *Résistance* bei der Invasion und den Leiden der Untergrundkämpfer gewidmet sind.

Natürlich kann eine derartig kurzgefaßte Darstellung nicht die Geschichte des gesamten Widerstandes mit seinen unzähligen Verästelungen, die Bände füllen würde, erzählen. Dazu ist auch das Quellenmaterial trotz des bisherigen Sammelfleißes der Beteiligten und der Historiker längst noch nicht in erschöpfender Weise beigebracht. Immerhin ist das Gesamtbild bereits in großen Zügen überschaubar.

Bemerkenswert ist, daß auch Michel wie andere Geschichtsschreiber der Widerstandsbewegungen des letzten Krieges die besondere Strategie der Kommunisten betont. Während die meisten Untergrundgruppen frei von einer ideologischen Grundhaltung waren und von der vaterländischen Gesinnung ihrer Mitglieder getragen wurden, legten die Kommunisten das Schwergewicht ihrer Arbeit auf die Politisierung des Untergrundes. Das war das eigentliche Geheimnis ihrer Durchschlagskraft und ihrer in vielen von Deutschland besetzten Ländern erreichten Enderfolge.

Ein verhältnismäßig breiter Raum wird den geheimen Verbindungen und Netzen gewidmet. Über diese Seite des Krieges ist bereits eine beachtliche Literatur erschienen. Hier ist kriegsgeschichtlich manches klarer zu übersehen als auf dem Gebiete der offenen Kriegführung; ein bemerkenswertes Paradoxon!

In dem Kapitel über die Untergrundpresse interessiert besonders, daß sogar Zeitungen in russischer, ukrainischer und anderen Ostsprachen gedruckt wurden, um die in Frankreich eingesetzten Ostfreiwilligen zu demoralisieren.

An Irrtümern bleibt zu vermerken:

1. Kaltenbrunner war nicht Chef der deutschen Polizeiorgane in Frankreich (S. 103), sondern Chef des Reichssicherheitshauptamtes.

2. Die Behauptung, daß es nur wenige Verräter gab (S. 23), ist falsch. Die deutsche militärische Abwehr, SD, Sipo und GFP haben sich in großem Maße und mit beachtlichen Erfolgen solcher Kollaborateure bedient.

Die Arbeit Michels wird recht stark vom gaullistischen Standpunkt bestimmt. Dies kommt besonders bei der Schilderung der starken Meinungsverschiedenheiten zwi-

schen den britischen und französischen Repräsentanten in London zum Ausdruck.

Fragt man nach dem Endergebnis der französischen Widerstandsbewegung, so ist festzustellen, daß der Aufbau einer neuen Gesellschaft in Frankreich, für den zahlreiche Ansätze vorhanden waren, nicht erreicht wurde. Im wesentlichen ist es nach dem Kriege wieder bei den alten politischen, wirtschaftlichen und geistigen Gruppierungen geblieben. Die großen Verdienste der *Résistance* um die französische Nation liegen auf militärischem und außenpolitischem Gebiete.

Die Totalverluste des Untergrundes betrugen rund 100 000 Mann.

Historicus

Henri Michel: *Histoire de la Résistance*. Presses Universitaires de France, Paris 1950. „Que sais-je?“ Nr. 429.

Rumäniens Frontwechsel

Ion Gheorghe war der letzte Gesandte des Königreichs Rumänien in Berlin, nachdem er vorher Militärattaché an der Berliner Gesandtschaft gewesen war.

Wer die politischen Verhältnisse Rumäniens kannte, wußte, daß Rumänien zwei Nachbarn hatte, für die es wenig Sympathien hegte, die Sowjetunion und Ungarn. Der Krieg gegen die Sowjetunion hatte Rumänien an Deutschlands Seite geführt, der dadurch bedingte Kriegszustand mit den Weststaaten wurde aber selbst von den führenden Schichten geradezu als nicht bestehend angesehen.

Gheorghe schildert in seinem Buch die politische Situation, wie sie sich nach dem Ersten Weltkrieg entwickelt hatte, die schließlich zum Zusammenbruch der politischen Parteien, der gewaltsamen Unterdrückung der Eisernen Garde und zur Königsdiktatur führte. Die Abdankung des Königs, die Übernahme der Macht durch Antonescu und die Eiserner Garde, der Konflikt zwischen beiden und das Ende der Eisernen Garde bilden den Inhalt des zweiten Kapitels. Rumäniens Beitritt zum Dreimächtepakt, der gemeinsame Krieg gegen die Sowjetunion, Gheorghe's Tätigkeit als Gesandter in Berlin bilden den Inhalt dreier weiterer Kapitel. Mit einem Kapitel über den Zusammenbruch und einem Epilog „Die Kehrseite der Medaille“ beschließt Gheorghe sein Werk.

Gheorghe war weder Legionär noch ein Mann Antonescus. Er gehörte zu den wenigen Rumänen, die trotz ihrer Zuneigung zu einem fremden Land — in diesem Fall Deutschland — immer gute Rumänen geblieben sind. Er sieht die Schwächen seines Volkes und seiner Führung, er erkennt das Streben der jungen Kräfte in der Eisernen Garde nach der so dringend notwendigen sozialen Reform im Lande, ohne sich aber deshalb der Tatsache zu verschließen, daß die Bewegung eine Ausrichtung brauchte, die Antonescu ihr zu geben sich nicht entschließen konnte. So blieben wirtschaftliche und soziale Probleme ungelöst — und nur die Rückgewinnung der an Ungarn und an die Sowjetunion verlorenen Gebiete beherrschte noch das politische Handeln.

Aufschlußreich sind Gheorghe's Ausführungen zur deutschen Politik gegenüber Rumänien. Hier wird nicht nur die Diskrepanz zwischen militärischen Notwendigkeiten und parteipolitischen Maßnahmen klar und eindeutig gezeigt. Auch das Wirken der Volksdeutschen Mittelstelle wird für uns in ein Blickfeld gerückt, das für die heutige Problematik zum Nachdenken Anlaß gibt.

Wir erleben in dem Buch den Staatsführer Antonescu, der von Anfang an der Aufgabe, die er sich bei der Übernahme der Regierung gestellt hatte, nicht gewachsen war. Aber weniger diese Tatsache, sondern das Spiel der ihn umgebenden Kamarilla, die sich auch des Einflusses seiner Frau versichert hatte, ließ ihn scheitern. In der Illusion, daß die Westmächte den sowjetischen Verbündeten niemals den Weg in das Herz Europas freigeben würden, versuchte auch er zu einem Abkommen mit den Alliierten zu kommen. In einer Aussprache mit dem Staatsführer hat Gheorghe ihn auf die Tatsachen hingewiesen, und vor einem Wechsel der Seite gewarnt. Wie recht er gehabt hat, bewies das Ende. Die neuen Führer, soweit sie nicht ins Ausland fliehen konnten, sitzen heute hinter Gittern — und das rumänische Volk lebt entmachtet und vergessen hinter dem Eisernen Vorhang.

Walter Hoffmann

Gheorghe, Ion, *Rumäniens Weg zum Satellitenstaat*, Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg 1952. 444 S. Ganzleinen DM 12,80.

BEVÖLKERUNG UND LEBENSRAUM

Die Tragfähigkeit der Erde

Sehr geehrte Herren!

Der Begriff „Lebensraum“ ist nicht die Erfindung der Geopolitiker eines bestimmten Landes. Er beschreibt eine Wirklichkeit, die uns alle angeht.

Wenn man bedenkt, daß sich die Erdbevölkerung im Durchschnitt der letzten 100 Jahre etwa um 100 Millionen Menschen je Jahrzehnt vermehrt hat, während der menschliche Lebensraum auf der Erde beschränkt ist, dann versteht man, daß die Frage nach der Ernährung dieser stetig anwachsenden Bevölkerung die ganze Menschheit interessiert. Die immer weiter steigende Überbevölkerung bringt nicht nur ernährungswirtschaftliche, sondern nicht weniger kulturelle und politische Gefahren, denn ein Europa mit 450 Millionen Menschen im Jahre 1975 ist viel gefährlicher, als das Europa von 1953 mit 370 Millionen Menschen. Die weltweite Größe des Ernährungsproblems der anwachsenden Erdbevölkerung wurde deutlich illustriert, als William Vogts bekanntes Buch *Road to Survival* („Der Weg zum Weiterleben“) nicht nur in den USA, sondern überall in der Welt zum Bestseller wurde.

Einleitend weist Vogt darauf hin, daß die Erdbevölkerung sich in den letzten hundert Jahren um rund eine Milliarde Menschen vermehrt hat und daß sich der Mensch in den letzten dreihundert Jahren so benommen habe, als seien die Nahrungsquellen der Erde grenzenlos. In fünfzig Jahren wird es drei Milliarden Menschen geben, und Vogt vertritt die pessimistische Auffassung, daß diese Menschen selbst dann nicht ernährt werden könnten, wenn sie wie Kulis lebten.

Er erzählt, wie auf der ganzen Welt die echten Ertragsflächen zurückgehen, ausgelaut werden, wie der Kulturboden durch Raubbau usw. seine Kraft verliert. Ausführlich schildert und belegt er, wie früher der mittlere Westen der Vereinigten Staaten zu den produktivsten Agrarländern der Welt gehörte und wie ein Heer

von Ansiedlern in wenigen Jahrzehnten Millionen von Hektar dieses fruchtbaren Bodens in ausgelaugtes Land verwandelte.

Eine andere Gefahr steigt drohend am Horizont empor, indem fast überall auf der Welt der Grundwasserstand immer tiefer sinkt. An manchen Stellen müssen die Brunnen heute 50 m tiefer gegraben werden als um die Jahrhundertwende. Die drohende Versteppung bestimmter Bezirke des oberrheinischen Gebiets steht warnend vor unserm Auge. Die Zeit rückt immer näher, da nicht mehr genügend Wasser für die Großstädte da sein wird. In vielen Gegenden kaufen und transportieren die Bauern das Wasser zu hohen Preisen, was wiederum die Erzeugungskosten merklich erhöht.

Ist William Vogts Schlußfolgerung richtig, daß die Erde in fünfzig Jahren die drei Milliarden Menschen keinesfalls und noch viel weniger eine weit größere Menschheit später ernähren kann?

In einer bemerkenswerten Veröffentlichung „Nur ein Viertel der Erdbevölkerung wird voll ernährt“ weist Staatskonsulent Sörensen (Washington) darauf hin, daß die Landwirtschaft in den überseeischen Ländern wie auch in Europa nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges unter günstigen wirtschaftlichen Bedingungen hat arbeiten können. Die allgemeine Knappheit an Lebensmitteln hat überall in der Welt der Landwirtschaft ein verhältnismäßig hohes Preisniveau gesichert, so daß es verständlich ist, wenn der Landwirt sich fragt, ob diese günstige Konjunktur sich auf die Dauer halten kann. Als Ganzes hat die Erzeugung der Weltlandwirtschaft die Vorkriegshöhe erreicht, während die Umsätze auf dem Weltmarkt für Agrarerzeugnisse sich infolge der Handelssperren usw. erheblich verringert haben. Das gilt ganz besonders für Butter, Käse, Vieh usw.

Immerhin sind aber die Verhältnisse auf dem Weltagrarmarkt derart stabil, daß in absehbarer Zeit kaum mit erheblichen Preisstürzen oder mit großen Preisschwankungen zu rechnen ist. Durch Re-

gierungsmaßnahmen und internationale Abmachungen ist dafür gesorgt, daß Schwankungen in den Ernteergebnissen und in der Erzeugung tierischer Produkte nicht wie früher Spekulationen und Preisschwankungen großen Stils hervorrufen können. Wir haben heute nicht mehr wie früher einen großen Weltagrarmarkt, sondern zahlreiche größere oder kleinere internationale Agrarmärkte begrenzten Umfangs mit verschiedenen Preisen für die gleiche Ware. Das kann gewisse Absatzschwierigkeiten hervorrufen, ist aber gleichzeitig eine Garantie gegen große Preisschwankungen, zumal Verschiedenheit der Verhältnisse innerhalb der verschiedenen Marktgebiete berücksichtigt werden muß.

Die jüngsten Übersichten der FAO¹ und die letzten Berichte der internationalen Ausschüsse für die Welternährung lassen deutlich erkennen, daß das Ansteigen der Nahrungsmittelerzeugung den Mangel an Lebensmitteln nicht hat beseitigen können. Diese Übersichten beweisen deutlich, daß nur 27 % der Erdbevölkerung ausreichend zu essen bekommen, nur sie erhalten 2 700 Kalorien täglich. 73 % der Erdbevölkerung leben also ständig in mehr oder weniger bedenklicher Unterernährung. In den sogenannten unterentwickelten Ländern, besonders in Asien, Afrika und Südamerika, besteht ein großer Mangel an Nahrungsmitteln, aber gleichzeitig vielfach auch an Kaufkraft.

Die Erzeuger in den landwirtschaftlichen Überschußgebieten sind durchaus zur Höchstproduktion bereit, sofern ihnen annehmbare Preise gesichert werden können. Es soll hier nicht auf Entwicklung und Struktur der Märkte einzelner Agrarprodukte ausführlich eingegangen werden, sondern es genügt lediglich der Hinweis, daß Stützungsaktionen in den USA oder internationale Abreden usw. Stabilität und Sicherheit schaffen und schließlich auch einen bemerkenswerten Produktionsanreiz bieten.

In den letzten vier Jahren haben wir so große Welt-Getreideernten erlebt, die vielfach bessere Ernährungsverhältnisse schufen. Es wurden Jahr für Jahr große Preisstürze vorausgesagt, die aber niemals eintraten und nicht eintreten konnten,

weil der internationale Umschlag an Korn einen festen Rahmen bekommen hat. Etwa die Hälfte der Weltgetreideernte wird zu vorher genau festgelegten Preisen abgesetzt, während eine bewußte Stützungs politik durch die USA und Kanada den restlichen Umsatz auf dem Weltgetreide markt stabilisiert.

Wer das Welternährungsproblem vorurteilsfrei betrachtet, wird der pessimistischen Auffassung William Vogts widersprechen müssen, denn die Weltlandwirtschaft kann bei richtiger und intensiver Produktionsleistung und bei zweckmäßiger Verteilung der erzeugten Lebensmittel nicht nur die gegenwärtige Erdbevölkerung von 2,5 Milliarden Menschen, sondern eine viel zahlreichere Menschheit vollwertig und gut ernähren. Man braucht durchaus nicht W. Hollstein beizustimmen, wenn er in seiner Veröffentlichung auf Grund einer Einteilung der Erde in landwirtschaftliche Zonen und einer Schätzung über deren Ertragsfähigkeit zu dem Schluß kommt, daß die Weltlandwirtschaft über 13 Milliarden Menschen vollwertig ernähren kann. Aber man wird dem Altmeister der deutschen Geographie, Albrecht Penck, der in einer Veröffentlichung über den Lebensraum der europäischen Völker die Tragfähigkeit der Erde untersucht hat, darin Recht geben müssen, daß die Erde beim heutigen Stand der agrarischen Technik rund 8 Milliarden Menschen ernähren kann.

Wichtig für eine solche Betrachtung ist, daß die menschliche Arbeit und damit die Produktion mit der Kulturhöhe der Menschheit wächst und noch wesentlich gesteigert werden kann. Weder in Afrika noch in Amerika gewinnen wir richtige Vorstellungen über die Erzeugungskraft der Tropen, sondern nur Asien mit seiner alten Kultur gibt uns hier den Schlüssel. Der Gang der Kultur, der in Asien so deutlich wahrnehmbar ist, hat nach Penck die Menschheit in Afrika und Amerika noch nicht erreicht. Wird das einmal geschehen sein, so werden die feuchten Tropen allenthalben nach Penck mindestens rund 200 Menschen auf einen Quadratkilometer ernähren können, während der Geograph Hollstein für viele Gebiete sogar das Doppelte errechnete. Diese Gesichtspunkte muß man berücksichtigen, wenn

¹ Food and Agriculture Organization = E.

man die beschränkte Fläche der Erde als Nutzraum betrachtet. Die jüngsten Untersuchungen über Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, über vergrößerte Eindeichungen, über die Nutzbarmachung der Trockenwüsten zur Gewinnung von Lebensmitteln und über die Intensivierung der Meeresfischerei usw. zeigen, daß die Kapazität der Erde für die Menschheit zwar beschränkt ist, daß ihre Leistungsfähigkeit jedoch infolge dieser Bonitierungsarbeiten wesentlich erhöht werden kann.

Wir wissen, daß uns die pessimistischen Ideen und Lehren eines Malthus heute nicht mehr schrecken können, und wir wissen ebensogut, daß die mathematischen Berechnungen über die Verdoppelung der Erdbevölkerung innerhalb eines bestimmten Zeitraumes nicht weniger Trugschlüsse sind. Wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen, wie die Getreideernten, wie die Erträge des Bodens an Hackfrüchten, Grünfütter, usw. sich in den letzten hundert Jahren verdoppelt und vermehrfacht haben und wie die Erzeugungssteigerung in der landwirtschaftlichen Viehhaltung hinter der im Acker- und Pflanzenbau nicht zurückgeblieben ist.

Schließlich sollte man nicht übersehen, daß die Geschichte der letzten hundert Jahre deutlich lehrt, daß mit dem Maschinenzeitalter, mit der fortschreitenden Ersetzung und Erleichterung der Handarbeit und des Ackerbaues, die Menschen nicht überflüssig geworden sind, wohl aber unermesslich neue Naturkräfte im Dienste der Verbesserung der Ernährung der Menschheit freigeworden sind. Vergleichen wir die Hektarerträge der intensivsten landwirtschaftlichen Produktionsländer mit denen der unterentwickelten Länder und vergleichen wir weiter die Hochintensität der Viehzucht in den modernen Agrarländern mit denen in weiten Gebieten der verschiedenen Erdteile, dann kommen wir zu dem Schluß, daß das Ansteigen der Erdbevölkerung nicht zu einer Ernährungskrise zu führen braucht, daß der Lebensraum der Erde schon nach dem heutigen Stand der Produktionstechnik für unabsehbare Zeiten ausreicht und daß auch nicht ein verschwindend kleiner Teil der Erdbevölkerung hungern muß, denn die Weltlandwirtschaft als Ganzes wird

weit mehr Menschen vollwertig ernähren können, als die Erde beherbergen wird.

Nis Petersen

Hunger in Südamerika

Sehr geehrte Herren!

Einen wichtigen Beitrag zu Ihrer Diskussion über das Problem „Lebensraum“ liefert Südamerika. Es gilt – mit 16% der bewohnbaren Fläche unseres Planeten und nur 6% der Erdbevölkerung – für viele Europäer als das Paradies, die lockende Ferne, das Land Avalun fern im Westen, wo man aus der Enge und Not des gequälten, zerrissenen Europa frei und errettet ist.

Um so überraschter wird man sein, daß Prof. Josué de Castro, ein naher Mitarbeiter von Lord John Boyd Orr, in seinem Buch „Geopolitica da Fome“ (Geopolitik des Hungers, Rio de Janeiro 1952, in portugiesischer Sprache) mit nüchternen Worten feststellt, daß „dieser Erdteil eines der großen Hunger- und Unterernährungsgebiete der Welt darstellt“.

Unwillkürlich allerdings fallen einem dabei die zahlreichen Gründungen aus der frühen Entdeckungszeit Südamerikas ein, die nicht an den Lanzen und Pfeilen der Indianer, sondern am Hunger, am Skorbut und anderen Mangelkrankheiten kläglich zugrunde gegangen sind.

Und, sagt Prof. de Castro: „wir finden noch heute dort große Massen Menschen, die unter der Geißel des Hungers leiden.“ Ja, im Vergleich zu Nordamerika ist Lateinamerika das Gebiet „wo das Drama des Hungers viel heftiger ist und von ihm eine größere Zahl Menschen betroffen wird – etwa 90 Millionen Individuen oder zwei Drittel der dort lebenden Bevölkerung“.

Nach der Berechnung von Seymour Harris („Economic Problems of Latin America“ New York 1944) fällt allerdings der krasse Unterschied im Reichtum zwischen Süd- und Mittelamerika auf der einen, Nordamerika auf der anderen Seite auf: das Gesamteinkommen aller lateinamerikanischen Republiken erreicht im Jahr höchstens 15 Milliarden Dollars gegen gut 150 Milliarden in Nordamerika, beträgt also nur ein Zehntel; auf den Kopf des Lateinamerikaners entfallen so nur

etwa 100 Dollars im Jahr – im Unterschied zu 800 Dollars in Kanada und 1000 Dollars in den USA.

Und nun zeichnet Prof. de Castro Bilder, die jedem Kenner Südamerikas vertraut sind: „Der einheimische Caboclo, der in indolenter Haltung auf der Schwelle seiner Tür sitzt und mit müdem Blick eine herrliche Landschaft mit üppiger tropischer Vegetation betrachtet, aber ohne Energie, diese Natur beherrschen zu wollen, ist ein Beispiel des Hungers auf lateinamerikanischer Erde. Ein Beispiel ist der hungerleidende mexikanische Indio auf der Hochebene von Anahuac, wo die Azteken und Mayas einst in Wohlhabenheit gelebt haben. Ein Beispiel ist auch der Indio von Peru, der seinen Hunger mit einigen Coca-Blättern betäubt, die er den ganzen Tag kaut, um den Appetit niederzuhalten, auf der gleichen Hochebene, wo die Inkas mit ihrer Terrassenkultur nach den Berichten der ersten Entdecker die größte Nahrungsmittelmenge erzeugt haben. Ein Beispiel ist auch der Mestize des Nordostens von Brasilien, der an einer Hungerdiät – Bohnen mit Mehl – zugrunde geht...“

„Es gibt kein einziges Land Südamerikas, wo nicht Gruppen der Bevölkerung unter Hunger leiden“ – allerdings ist das nicht gleichmäßig der Fall. Prof. de Castro teilt Südamerika in zwei Gruppen ein: Sektor A „mit äußerst mangelhafter Ernährung, wo zum mengenmäßigen Hunger spezifische qualitative Mängel der Ernährung hinzukommen“, und Sektor B, wo „die Ernährungsverhältnisse weniger schwierig sind“. Zu dem bedrohten Sektor A gehören drei Viertel des Erdteils: Venezuela, Kolumbien, Peru, Bolivien, Ecuador, Chile, der Nordwesten und der äußerste Süden Argentiniens, die westliche Hälfte Paraguays und die nördliche Hälfte Brasiliens.

Natürlich ist in diese Gebiete manch Stück Land mit besserer Ernährung eingeschoben. Aber im Ganzen ist doch das Bild sehr ernst. Uns Deutschen ist ja das Rechnen in Kalorien vertraut. Nun – in Nordwestbrasilien, dem Zuckergebiet, hat die Bevölkerung im Durchschnitt täglich 1700 Kalorien, im Amazonasbecken etwa 1800 bis 2000 Kalorien, die Landes-Ernährungskommission von Bolivien hat die

tägliche Durchschnitts-Ernährung der bolivianischen Bevölkerung auf 1200 Kalorien berechnet. Das ist zweifellos unter der Gefangenenlagerverpflegung. In der Tat gehört in nicht wenigen Indio-Dörfern von Bolivien die Ratte und die Maus zu den Nahrungsmitteln der seit einem Jahrhundert grausam ausgebeuteten Indianerbevölkerung. Aber auch im reichen Kolumbien berechnen die Fachleute die durchschnittliche Tagesernährung auf 2000 Kalorien, in Ecuador auf 1600 Kalorien; in Chile leben immerhin 10 % mit weniger als 1500 Kalorien am Tage – allerdings muß man dabei bemerken, daß vielfach die Indio- und Mischlingsbevölkerung noch allerlei Kleinnahrungsmittel, Wildfrüchte, Muscheln und dgl. verzehrt, die nicht immer in den amtlichen Kalorienberechnungen erfaßt werden.

Daß aber doch die Unterernährung in weiten Teilen sehr groß ist, zeigen die auffällig starken Mangelkrankheiten.

Voran steht der Mangel an Eiweiß. „In Bolivien, wo der Proteinemangel besonders betont ist, werden die Kinder bereits mit erheblichem Untergewicht geboren.“ Nach einem Bericht der lateinamerikanischen Ernährungskonferenz zeigen 73,3 % der Bevölkerung von Lima, der Hauptstadt Perus, Mängel infolge proteinarmer Nahrung. Andererseits weisen viele Gebiete eine völlig einseitige Ernährung überwiegend aus Kohlehydraten auf. Kalkmangel in der Nahrung ist auffällig, hat allerdings kaum je – infolge der starken ausgleichenden Sonnenbestrahlung – zu Rachitis geführt. Um so furchtbarer wüthen Wurmkrankheiten. Im Amazonasbecken leiden 90 % der Bevölkerung an Wurmkrankheiten, die teilweise zur völligen Anämie und damit zu jener verschlafenen Apathie der Menschen geführt haben, die dem Europäer zuerst auffällt und die offenbar kein Rassenmerkmal, sondern einfach eine Folge unzureichender Ernährung ist. Nach der Mitteilung eines früheren Gesundheitsministers von Bolivien sind 98 % der Bevölkerung dort Träger der Darm-Parasitose. Das hängt wieder stark mit der eisenarmen Ernährung zusammen. Diese hat auch zu dem merkwürdigen Brauch des Erde-Essens geführt – die Menschen versuchen, auf die-

sem Wege ihrem Körper instinktiv das Eisen zuzuführen, das ihrer Nahrung fehlt.

Jodmangel hat vielfach – ähnlich wie in Alpentälern – zu Kropfbildung und Kretinismus geführt, die in Paraguay, einzelnen nördlichen Grenzstrichen von Argentinien (sonst dem am besten ernährten Land Südamerikas), Bolivien und Ekuador zu geradezu endemischen Erscheinungen geworden sind. Nach Prof. de Castro zeigen 79 % der Bevölkerung der paraguayischen Landschaft Ità und 90 % der bolivianischen Landschaft um die alte Erzbischofsstadt Chuquisaca Kropfbefall.

Mangel an Vitamin A hat gelegentlich Augenerkrankungen fast endemischen Charakters, Mangel an Vitamin B, hervorgerufen durch die einseitige Maisnahrung mancher Landschaften, hat zeitweilig Pellagra in geradezu bedrohlichem Umfang hervorgerufen.

Es ist also nicht so, daß in Südamerika einfach „Milch und Honig“ fließen. Sie müssen produziert werden. Etwa 25 % des gesamten Areals von Südamerika könnten mit irgendeiner Nahrungsmittelpflanze bestellt werden – aber nur knapp 5 % werden wirklich bebaut. Trotz seiner geringen Bevölkerungsdichte besitzt Südamerika nur 0,7 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche gegen 2 ha in den USA. Was Südamerika braucht, sind tüchtige Landwirte, die eine Abkehr vom ungesunden Monokultursystem herbeiführen und den Boden vor der Erosion schützen, moderne Methoden der Düngung und Ärzte, die auf das Land zu gehen bereit sind.

Bisher vollzieht sich eher die gegenteilige Entwicklung: die Großstadtsucht treibt die Massen zur Stadt, während der Acker verodet; die Entwicklung eines vielseitigen Bauerntums gelingt nur in Kleinlandschaften wie dem schönen Weinbaugebiet Argentinien um Mendoza oder dem Gartengebiet am Rio Negro. Sonst aber herrscht die Monokultur vor und mit ihr die einseitige Ernährung mit ihren Schäden und der dadurch hervorgerufenen Schwächung des menschlichen Organismus. Südamerika ist kein Paradies – es kann nur eines werden: durch viel Arbeit.

F. Podewils

Geht es wirklich noch um Malthus?

Sehr geehrte Herren!

Wir stellen Ihnen unseren Briefwechsel zu dem Problem zur Verfügung, das in Ihrem Heft 7/1952 durch die Besprechung des Buches von Hornsmann („... sonst Untergang.“) gestellt wurde und zu dem auch die Besprechung der Schrift Burgdörfers (Bevölkerungsdynamik und Bevölkerungsbilanz) in Heft 9/1952 einen Beitrag liefert.

Kurt Fiebich. Erik Boettcher.

Sehr geehrter Herr Dr. Boettcher!

Sie halten in Ihrer Besprechung die Koppelung der Bodenverschlechterthesen mit pessimistischen Bevölkerungstheorien für bedenklich und sind der Meinung, daß Malthus oft genug widerlegt worden ist. Ich weiß nicht, ob Sie jemals die beiden Bände von Malthus gelesen haben, ich möchte aber annehmen, Sie haben es, wie die meisten Malthus-Kritiker, nicht getan. Seine Behauptungen sind nämlich durchaus nicht widerlegt.

Er behauptet in seinem Essay immer wieder, daß sein Bevölkerungs-„Gesetz“ für die ungehemmte Vermehrung gelte. Und dann stimmt es eben. Man braucht die natürliche Fruchtbarkeit der Menschen noch nicht einmal voll auszuschöpfen, um zu einer progressiven Vermehrung zu kommen. Überall dort, wo die Menschen nicht irgendeiner „Hemmung“ der Vermehrung unterliegen, ist eine Vermehrung im Malthusschen Sinne denkbar. Es kommt also entscheidend auf die Hemmungen an. Wer meint, Malthus widerlegt zu haben, weil die Menschen eben nicht so proliferieren, wie er es behauptet hat, kennt sein Originalwerk nicht.

Mich wundert aber hauptsächlich, daß Sie schreiben, Hungersnöte seien nicht die Folge einer Übervölkerung der Erde, sondern der Verteilungsfehler. Das stimmt nicht!

In ungezählten Statistiken und Veröffentlichungen wird exakt belegt, daß es irrig ist, zu meinen, das Problem der Erzeugung sei gelöst, und nun käme es darauf an, das der Verteilung zu lösen, um alle Not auf Erden, vor allem den Hunger, zu beseitigen.

Ich möchte besonders auf die Besprechung der deutschen Übersetzung von Bouldings Buch „Friedenswirtschaft“ durch Prof. Dr. Wolfgang F. Stolper verweisen (Weltwirtschaftsarchiv, 1951, H. 1, S. 133 ff.).

Es ist für die Menschheit uninteressant, ob die Wissenschaft eine Übervölkerung und ihre schlimmen Folgen als „relativ“ oder „absolut“ einstuft.

Die Betroffenen hungern und verhungern ganz überwiegend, ohne je etwas von Definitionen vernommen zu haben. Aber da sich nicht nur die Wissenschaft, sondern gerade auch die Politik mit Theorien plagt, ist es so gut wie sicher, daß viele Leute, die Ihre Ausführungen lesen, sagen: „Was die Pessimisten immer wollen, die Hungersnöte sind doch nur auf die relative Übervölkerung zurückzuführen. Also gibt es noch nicht zu viele Menschen, im Gegenteil „droht im abendländischen Kulturkreis die Entvölkerung“, folglich müssen wir Kinderbeihilfen oder Geburtenprämien einführen. (Ganz bestimmt denkt Herr Dr. Berglund so (siehe Geopolitik Juli 1952), der über dem „sterbenden schwedischen Volk“ die Realitäten der Welternährungs- und Rohstoffversorgungsprobleme übersieht, wie er anscheinend auch übersieht, daß sich sein Volk in den letzten hundert Jahren an Zahl verdoppelt hat und auch weiterhin jährlich um rund 60 000 Menschen zunimmt.)

In Indien und anderswo verhungern auch Menschen in großer Zahl, ohne daß ein Krieg die Verteilungsorganisation zerstört. Wenn Sie den letzten Bericht der FAO durchblättern, werden Sie feststellen, daß die Erzeugung pro Kopf der Bevölkerung (diese Betrachtungsweise ist einzig zulässig) in den letzten Jahren gesunken ist. Die Zukunftsaussichten kann man gar nicht pessimistisch genug darstellen, weil nur so die Hoffnung besteht, daß bei den maßgebenden Leuten die Einsicht siegt und Landwirtschaftsprogramme im weitesten Sinne statt der verfluchten, wahnwitzigen Aufrüstungsprojekte realisiert werden. Versuchen Sie, bitte, einmal festzustellen, wann die letzten „großen Getreidemengen ins Meer geschüttet“ worden sind. Das ist lange her.

Die dem Weltmarkt zur Verfügung stehenden Mengen reichen in ihrer Gesamt-

heit heute nicht einmal aus, um auch nur Indiens und Südasiens Bedarf zu decken (Bedarf = Mindestkalorienzahl, die erforderlich ist, um Hungerschäden zu vermeiden). Stellen Sie die Pro-Kopf-Kalorien in Mittel- und Süditalien fest, in Nordafrika, im Nahen Osten, in Frankreich; ja, in Westdeutschland sind nach neuesten Berichten etwa 16 % der Bevölkerung unterernährt. Wenn die westeuropäische Kaufkraft lediglich allgemein auf den britischen Standard gesteigert würde – das sollte ja u. a. im OEEC-Programm erreicht werden –, kann der Weltmarkt die zusätzlichen Nahrungsmittelmengen für Westeuropa nicht liefern, – heute nicht, schon gar nicht in fünf oder zehn Jahren.

Machen Sie sich bitte einmal die Mühe, und stellen Sie die Gebiete der Erde zusammen, wo sich die Menschen verhältnismäßig unbeschränkt vermehren! Gewiß „schmilzt“ dieser Raum laut allen Untersuchungen immer mehr zusammen, aber immerhin umfaßt er noch immer Gebiete, in denen $\frac{2}{3}$ der Menschheit wohnen.

Für die Beurteilung der Versorgungslage kommt es ja auch gar nicht auf die Höhe der Geburtenquote, sondern auf die der Geburtenüberschußquote an, es bleibt sich also gleich, ob der Bevölkerungszuwachs auf hohen Geburtenzahlen, Bevölkerungsstau durch Senkung der Sterblichkeit oder beidem beruht.

Ehe sich die Fortpflanzungsverhaltensweise an die sich bildende Konsumnorm anpaßt, schnellt die Bevölkerungszahl in den betreffenden Gebieten rasch in die Höhe. Versorgungsspannungen bleiben nicht aus, wie z. B. auch gerade die neueste Entwicklung in einigen südamerikanischen Staaten zeigt.

Natürlich bin ich mit Ihnen darin einig, daß die Bevölkerungszunahme keinesfalls durch Kriege und Seuchen gestoppt und damit das Gespenst des Massenhungerns gebannt werden soll. Malthus z. B. hat das auch nie gefordert, sondern immer wieder betont, daß diese „positiven Hemmungen“ nur dann, und zwar dann naturnotwendig, in Funktion treten, wenn nicht vorbeugend gehemmt wird (Geburtenbeschränkung durch Enthalttsamkeit, Heraufsetzung des Heiratsalters also, wie es die irische Bevölkerung nach den streng moralischen

malthusianischen Rezepten seit über hundert Jahren tut).

Sehr geehrter Herr Dr. Boettcher, wenn Sie meinen, daß die Vergrößerung des Nahrungsraums allein den Welthunger bannet – der ja für den größeren Teil der Menschheit eine bittere Realität ist! – irren Sie. Es muß unbedingt eine umfassende Geburteinschränkungsaktion danebenhergehen.

Meiner Ansicht nach ist also der Pessimismus Julian Huxleys durchaus keine „unseriöse Hypothek“, sondern er zeugt von großer Weitsicht und besonderem Verantwortungsbewußtsein in dieser Zeit der Phrasen und des Zweckoptimismus.

Da Sie mit Herrn Prof. Mackenroth zusammenarbeiten, werden Sie sicherlich öfter mit den angesprochenen Themen beschäftigt sein. Gerade deshalb wollte ich Sie gebeten haben, sich nicht dem Bevölkerungsoptimismus hinzugeben, dessen typischer Vertreter Burgdörfer ist. Es kommt in den unterentwickelten Gebieten nicht darauf an, welche Projekte realisiert werden könnten, sondern für welche in den nächsten Jahrzehnten Kapital zur Verfügung steht. Und da sehe ich außerhalb des kommunistischen Machtbereichs – dort werden Malthusianer übrigens als „Kapitalistenknechte“ verfolgt – sehr, sehr schwarz. Man hält leider Düsenbomber usw. für wichtiger als Talsperren und Birth Control Clinics. Daher sehe ich vielleicht noch schwärzer als Huxley, Hornsman, Cook, Vogt u. a., nicht weil ich Pessimist, sondern weil ich Realist bin.

Ich darf Ihnen zu Ihrer Orientierung sagen, daß ich mich seit dem staatspolitischen Sonnabend-Unterricht im Dritten Reich brennend für Bevölkerungsfragen interessiere. Mein kritisches Interesse wurde geweckt, als man uns gleichzeitig die Volk-ohne-Raum-Theorie und die expansive Bevölkerungspolitik nahezubringen versuchte. Meine fünfjährige Soldatenzeit hat mich u. a. auch nach Italien und Nordafrika geführt, in den letzten drei Jahren bereiste ich vornehmlich zum Studium von Bevölkerungsfragen die meisten europäischen Länder.

In „Gewerkschaftliche Monatshefte“ 11/1951 und „Volksgesundheitsdienst“ 9/1951

habe ich über die west- bzw. mitteleuropäische Bevölkerungssituation geschrieben.

Kurt Fiebach

Sehr geehrter Herr Fiebach!

Ich darf Sie gleichfalls bitten, meine Zeilen so aufzufassen, wie sie gemeint sind: sie sollen der Klärung dienen. Ich habe im übrigen Verständnis für Ihren Ton, sehe ich doch, daß Sie ein ernstes, menschliches Anliegen haben: Seit der Expansion des Christentums haben alle nachfolgenden Pseudoreligionen und dogmatischen Standpunkte das Bedürfnis, bekehrend zu wirken. Daß Sie dogmatisch festgelegt sind, ersehe ich einmal aus Ihren heftigen Ausdrücken gegen die Aufrüstungsprojekte, die Sie verflucht und wahnwitzig nennen. Ich bin nicht geneigt – nur so nebenbei bemerkt –, Ihnen da zuzustimmen und darf Sie nur daran erinnern, daß die westlichen Demokratien nach dem Kriege bis zur Selbstentblutung abgerüstet haben, und jetzt nur mit größtem Widerwillen darangehen, diese Politik zu korrigieren, nachdem die Folgen ihnen anfangen klar zu werden. Ich selber habe als ehemaliger Auslandsdeutscher aus dem Osten die Segnungen des Bolschewismus am eigenen Leibe erfahren und wäre geneigt, den Aufrüstungsprogrammen auch zuzustimmen, wenn sie Hungersnot in Asien bedeuten würden, dafür aber dem Rest des Westens ein, nach meinen subjektiven und sicher nicht absolut maßgebenden Begriffen, menschenwürdiges Leben erhalten würden. Ich betone das ausdrücklich und setze mich bewußt der Gefahr aus, von Ihnen als schändlicher Egoist bezeichnet zu werden.

Das andere, woraus ich auf Ihren metaphysischen Standpunkt schließe, ist – und das ist viel entscheidender –, daß Sie sich meinen von Ihrem abweichenden Standpunkt nur mit der Zugehörigkeit zu einer anderen Glaubensposition erklären können; oder abgeschwächt: zum mindesten die Gefahr eines Erliens sehen. Diese andere Position ist die von den „sterbenden weißen Völkern“ (Exponent Burgdörfer). In aller Deutlichkeit möchte ich mich sowohl von den Pessimisten – wie auch von den Optimisten dieser Art distanzieren. Ich verwahre mich gegen den Vorwurf, aus meiner Besprechung

könnte entnommen werden, daß ich der einen Richtung zugehöre. Sicher sagen Sie, manche könnten so etwas annehmen; gegen ein aus unaufmerksamem Lesen herührendes Mißverstandenwerden kann sich aber kein Mensch schützen.

Wenn ich bisher nur von Vermutungen über Ihren dogmatischen Standpunkt sprach, so ist Ihr Eintreten für Malthus ein eindeutiger Beweis. Alle Religionen und Pseudoreligionen sind, wenn ihnen widersprochen wurde, immer wieder mit dem Vorwurf und Mißtrauen aufgetreten, man hätte nicht wirklich jedes Wort ihres Meisters gelesen. Bevor man das nicht getan habe, sei es unmöglich, die vertretene Position zu verstehen. Darin unterscheiden sich die Kirchen nicht von Marx und den Malthusianern. Und wenn ich Malthus nun gelesen hätte? Das, was Sie mir erwidern, kann ich jedenfalls in Dutzenden von Schmökern allerverschiedenster Art von verschiedenem Niveau nachlesen, und es ist mir nicht ganz verständlich, daß Sie annehmen konnten, es sei mir verborgen geblieben.

Die Hauptaussage von Malthus ist eine Tautologie und als solche unwiderlegbar. Wenn Sie das meinen, so gebe ich Ihnen uneingeschränkt recht. Das gilt zweifellos für jedes theoretische Denkmodell. Das Entscheidende bei einer Theorie ist aber nicht, ob sie in sich widerspruchsfrei ist, das ist lediglich eine unabdingbare Voraussetzung, sondern ob sie sich als Instrument zur Befragung der Wirklichkeit eignet oder nicht. Gleichermäßen spricht man auch nicht von einer Theorie als widerlegt, wenn man in ihr Widersprüche gefunden hat, sondern dann, wenn sie Voraussetzungen enthält, die sie als Instrument ungeeignet machen. Daß man sich über diese Dinge seit Kants Kritik der reinen Vernunft noch streiten kann, liegt wohl an dem inneren Aufbau der deutschen Hochschulen, die das Denkenlernen nicht dem Fachlehrplan voranstellen; ihren Schülern, in übertragenem Sinn, das Laufen beizubringen versuchen, bevor sie das Gehen gelernt haben.

Die Grundvoraussetzungen der Malthusschen Lehre ist die unbeschränkte Proliferation als sinnloser natürlicher Vorgang. Dieses gilt selbstverständlich für die Pflanzen- und Tierwelt, nicht aber für

den Menschen. Hier ist die Proliferation ein sozialer Vorgang; seit der Mensch denken und werten kann, mit einem von ihm gestalteten Sinn behaftet.

Es gibt, so verstanden, überhaupt keine ungehemmte Vermehrung, sondern historisch-soziologisch bedingte Bevölkerungsweisen. Wenn ich einen Vorschlaghammer habe und soll eine Taschenuhr reparieren, so kann ich mich nicht damit entschuldigen, daß ich mit ihm Hufeisen schmieden kann, – wie Sie sagen: dann stimmt es eben, oder es gibt so große Turmuhren, bei denen man nur mit großen Instrumenten etwas ausrichten kann.

Wer das Gegenteil behauptet, hat keine Kenntnis des historischen Materials. Malthus kann man daraus keinen Vorwurf machen, jedoch jedem anderen in unserer Gegenwart, weil jetzt genügend Material vorliegt, an dem man sich orientieren kann. Um es noch einmal deutlicher zu sagen: es gibt keine allgemeine fortgesetzte menschliche Vermehrung aus dem Geschlechtstrieb, die in eine Katastrophe hineinsteuert. Dort wo die volle Gebärfähigkeit der Frau ausgenutzt wurde, geschah das unter dem Eindruck der hohen Sterblichkeit, vor allem der Säuglings- und Kindersterblichkeit. Wo Katastrophen auftraten, geschah das entweder wegen Störung der natürlichen und sozialen Bedingungen, die eine Änderung des Bevölkerungsverhaltens erforderten, oder bei Auftreten von Verteilungsfehlern.

Geburtenbeschränkung ist nicht erst seit der Forderung von Malthus nach Enthaltsamkeit und den Erfindungen der modernen Gummiwarenindustrie betrieben worden. In Japan werden Kinder getötet und ausgesetzt, das europäische Mittelalter kannte die Beschränkung der Vermehrung durch Beschränkung der Stellen, die für eine Ehe und nachfolgende Familiengründung mit Kinderzeugung Voraussetzung waren. Malthus stand unter dem Eindruck der großen Vermehrung im Zeitalter des aufkommenden Industrialismus, einer Zeit, als die industrielle Stelle der handwerklichen des Mittelalters noch gleichgesetzt wurde – Stelle gleich Ehe gleich Familiengründung mit Ausnutzung der vollen Gebärfähigkeit der Frau.

Es hat einige Zeit gedauert, bis sich die neue Bevölkerungsweise des europäischen

Industrialismus durchgesetzt hat. Daß der Übergang mit einer großen Bevölkerungsvermehrung verbunden war, lag nicht an der ungehemmten tierischen Vermehrungswut des Menschen, sondern daran, daß neue soziale Voraussetzungen für die Proliferation erst mit einem „time-lag“ wahrgenommen werden. Wir erleben heute eine Parallele in einigen Ländern Südamerikas, wo das Bevölkerungsverhalten, das unter Bedingungen hoher Sterblichkeit stattfand, fortgesetzt wird auch nach Einführung europäischer sanitärer Maßnahmen, insbesondere erfolgreicher Bekämpfung des Sumpftiebers. Bei Übergängen zwischen zwei Bevölkerungsweisen, die von sozialen Änderungen erzwungen werden, sind Katastrophen möglich. Sie liegen jedoch nicht an der natürlichen Fruchtbarkeit des Menschen, sondern an der zu langsamen Anpassung an die veränderten naturalen Bedingungen.

Hierher gehört auch das Beispiel Irland. Es ist irrig anzunehmen, in Irland sei das ganze Volk schlagartig zur Geburtenbeschränkung übergegangen, nach moralischen malthusianischen Rezepten, wie Sie es so schön sagen. Das ist nicht nur historisch falsch, sondern widerspricht allen soziologischen Beobachtungen menschlichen Verhaltens. Irland ist im Gegenteil aus dem allgemeinen europäischen Bevölkerungsverhalten herausgefallen, weil es nach der großen letzten Hungerkatastrophe zu der mittelalterlichen Bevölkerungsweise (nach Stellen!) übergegangen ist. Vermehren konnte sich, wer über eine Stelle dazu zugelassen war, dann aber auch unter Ausnutzung der Gebärkraft der Frau. Ich bin geneigt, hier den Wertakzent anders zu legen, indem ich die Zulassung zur Familiengründung und Proliferation praktisch aller Bevölkerungskreise für eine der größten Segnungen des Industrialismus und Kapitalismus halte.

Wenn ich nun vom Auftreten von Katastrophen bei Störung der Verteilung spreche, so meine ich:

1. Katastrophen, die dort auftreten, wo die Bevölkerung zu eng an den Existenzminimums gespannt war oder ist. Es ist das der Fall bei wenig arbeitsteiligen, naturalwirtschaftlich produzierenden Gesellschaften.

Hier führen bereits Mißernten zu Hungerkatastrophen.

2. Katastrophen bei Zerstörung der produktiven Grundlagen durch äußere Einwirkungen, sei es, wie in Indien, durch eine Kolonialmacht, oder durch Zerstörung der Austauschbeziehungen in Kriegen.

3. Als Verteilungsfehler können Sie auch das Austauschprinzip des kapitalistischen Systems nehmen: die Produktion auch von Nahrungsmitteln nach vorhandenen oder geschätzten Ertragschancen. Wenn Indien über keine ausreichende Exportindustrie verfügt, so wird es eben wertmäßig nicht mehr Nahrungsmittel erhalten, als es Güter zu exportieren imstande ist, vermehrt werden nur die Mengen, die aus karitativen Gründen gesammelt werden.

Es gibt darüber hinaus genügend Berechnungen dafür, daß die Lebensmittelproduktion soweit ausgedehnt werden kann, daß sie zur Ernährung eines Vielfachen der gegenwärtigen Erdbevölkerung ausreichen würde. Diese Berechnungen sind nicht exakt, das können sie auch gar nicht sein; sicher ist aber die Tatsache der Ausdehnungsmöglichkeit bei Übergang zu anderen Produktionsmethoden. Wir sind da noch lange nicht am Ende. Wenn nichts in dieser Hinsicht geschieht, so deswegen, weil die von Menschen gesetzten Voraussetzungen einer Aktion entgegneten. Die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark würde sofort auf einer Karte deutlich werden, wenn man die Erträge pro ha oder die Leistung pro Kuh oder andere beliebige agrarische Erträge in Durchschnitten farbig markieren würde. Und das alles auf der Halbinsel Jütland mit gleichen Klima- und Bodenbedingungen! Wenn man also die Nahrungsmittelmengen nicht in fünf oder zehn Jahren aufbringen wird, um die Welt auf den britischen Standard zu steigern, so liegt es daran, daß keine Bereitschaft zur Änderung der Produktionsverfassung vorhanden ist.

Deshalb geht es auch gar nicht primär darum, große Projekte aus dem Boden zu stampfen, wobei man die Vorteile mit den möglichen Nachteilen gar nicht gegeneinander quantifizieren kann, sondern auf

eine Änderung der Produktionsverfassung in quantitativer und organisatorischer Hinsicht. Die deutsche Landwirtschaft bejaht im Lippenbekenntnis die grüne Union, aber nur unter der Bedingung, daß in den Produktionsverhältnissen alles beim alten bleibt, womit die Ziele der Ausdehnung der Produktion wieder aufgehoben sind. Bezieht man die nichtkapitalistischen Gebiete in die industriellen Austauschbeziehungen ein, so werden auch die Nahrungsmittel produziert werden, die sie aus dem Zustand des Lebens am Rande der Existenz herausholen. Dann setzt sich auch sehr bald die neue Bevölkerungsweise durch. Alle Beobachtungen bestätigen, daß die Menschen in den neu industrialisierten Gebieten schneller dazu übergehen, als es in Europa selbst der Fall gewesen ist. Nicht in Deutschland verhungern Tausende von Menschen, sondern in Indien; sicher nicht deswegen, weil wir in Übersee etwa beliebter wären, sondern weil es sich als unmöglich erwiesen hat, Deutschland aus dem Ring internationaler Arbeitsteilung und übernationaler Austauschbeziehungen auszuschalten.

Hier muß die Kritik ansetzen, und das war auch mein Anliegen, das ich allerdings nur angedeutet hatte. Es mag ganz interessant sein, die Weltbevölkerung mit der Weltproduktion in Beziehung zu setzen; falsch ist jedoch jede allein auf solche Zahlen gegründete pessimistische Prognose ohne die gleichzeitige Überlegung, daß die Menschen sich im Rahmen ihrer Sozialordnung vermehren. Wenn Europa in kurzer Zeit seine Bevölkerung stark dezimieren würde, könnte davon kein Asiate zusätzlich ernährt werden. Im Gegenteil, das würde bei Konstanz der Produktionsverfassung der Welt nur ein Anlaß zur Einschränkung der Nahrungsmittelproduktion in einzelnen Teilgebieten der Erde sein.

Wenn die Bevölkerung in den absoluten Zahlen steigt, so kann die Erklärung nur in einer Analyse gesucht werden, die ökonomische Fragen miteinbezieht und nach diesen Gesichtspunkten differenziert. Es liegt an der Verteilungsorganisation, und diese schließt heute noch ein, daß außerhalb des Industrialismus stehende Völker vom Hunger bedroht sind. Es

stimmt darüber hinaus nicht, daß in $\frac{2}{3}$ der Welt die Menschen unbeschränkt proliferieren. Die industrielle Bevölkerungsweise, d.h. die Ausrichtung nach der Spannung zwischen Konsumnorm und Konsumstand, die sich deutlich darin äußert, daß die Geburtenziffer schneller sinkt als die Sterbeziffer, hat sich fast überall durchgesetzt, mit Ausnahme nur sehr weniger Gebiete, eigentlich nur noch des arabisch-mohammedanischen Raumes und einiger asiatischer und afrikanischer Gebiete. Der Pessimismus hat nicht bei der Bevölkerung anzusetzen, sondern an der Produktion oder besser an der Verteilungsverfassung in der Welt.

Abschließend möchte ich Sie nochmals beruhigen; es liegt wirklich kein Grund für die Befürchtung vor, ich könnte mich dem Bevölkerungsoptimismus hingeben. Ich habe auch wirklich nichts gegen Birth Control Clinics, sie sind mir im Grunde völlig gleichgültig, da ich keine Ambitionen als Bevölkerungspolitiker habe, sondern nur als Bevölkerungswissenschaftler. Ich bin aber durchaus für Kinderbeihilfen, weil ich solche als eine unabdingbare Voraussetzung moderner Sozialpolitik halte. Sie können im übrigen beruhigt sein, eine positive Korrelation zwischen Kinderzahl und Kinderbeihilfen ist über längere Zeitabstände nicht beobachtet worden.

Erik Boettcher

In eigener Sache: Zur Geopolitik

Als der Verlag, in dem die Zeitschrift für Geopolitik seit 1924 erschienen ist, Mitte 1953 an die Einstellung der Zeitschrift aus wirtschaftlichen Gründen denken mußte, entschlossen sich die Herausgeber, der Verlag C. W. Leske, Schriftleitung und Mitarbeiter, die Zeitschrift nicht einzustellen, sondern kein Opfer zu scheuen, um mit ihr die Möglichkeit zur wahrheitsgetreuen Unterrichtung, zur unabhängigen Meinungsäußerung und zur verantwortlichen Mahnung im Sinne des von Karl Haushofer berufenen „geographischen Gewissens“ nicht nur zu erhalten, sondern auszubauen.

Verlag, Herausgeber und Mitarbeiter betrachten sich dabei als Treuhänder für die Allgemeinheit. Sie achten sorgsam auf

jeden Rat, der ihnen gegeben wird, und sind besonders den hervorragenden Persönlichkeiten zu Dank verpflichtet, die — vorläufig noch ungenannt — ihre reiche Erfahrung und ihr unbestechliches Urteil zu dem Zweck zur Verfügung stellen, daß die Zeitschrift ihre öffentliche Aufgabe wirklich erfüllt.

Dagegen läßt sich die „Zeitschrift für Geopolitik“ nicht durch Stimmen beirren, die auf Grund alter Ressentiments oder neuer Leichtgläubigkeit, jedenfalls kaum auf Grund einer wirklichen Lektüre der neuerdings erschienenen Hefte Absichten in einer Richtung unterstellen, die eindeutig nicht verfolgt wird.

Die Schriftleitung nimmt auch Beiträge auf, mit denen sie nicht einverstanden ist, wenn sie nur entweder gewichtige Argumente vorbringen oder eine Ansicht vertreten, deren Vorhandensein man wohl bedauern mag, jedoch nicht ignorieren sollte. Wir streben keine Einstimmigkeit an, sondern bekennen uns zur Polyphonie der freien Geister. Wir wollen die Fronten der Gegenwart nicht verhärten, sondern eher auflösen. Ehe daß wir eine blasse Neutralität proklamieren, setzen wir Meinung neben Meinung, — mögen sie sich auch widersprechen. Wir bemühen uns auch, die Leser mit den kritischen Stimmen, die sich gegen uns selbst erheben, bekannt zu machen.

Unsere „Linie“ läßt sich ungefähr so umschreiben, daß wir durch sachliche Information und durch Betonung des Gemeinsamen in Schicksal und Aufgabe Brücken über möglichst viele Schluchten schlagen wollen, die sich heute auftun zwischen „Ost“ und „West“ der Welt, selbst innerhalb unseres eigenen Volkes und Landes. Wir wollen den Stimmen der Menschen, Völker und Staaten außerhalb Europas den ihnen gebührenden Raum geben. Wir wollen die geschichtliche Welt so darstellen, daß die Natur der Dinge, zuerst einmal die Natur selbst, in ihr erkannt werden kann.

Wenn wir die „Freie Aussprache“ in fast jedem Heft mit dem Gedenken an einen Toten schließen, dann wollen wir damit unseren Lesern das Menschliche und das Menschenwürdige nahebringen, in dem sich der persönliche Mut, die Lauterkeit, die Klarheit des Gedankens, die

Weite des Blicks bei einem Hendrik de Man, einem General von Pannwitz oder einem Rudolf Nadolny ebenbürtig sind.

Geopolitik ist keine Geheimwissenschaft mit abstrusen Kategorien, sondern eine Betrachtungsweise der Politik von den Realitäten der Erde aus und der Erde in bezug auf ihre politischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten. Zur Geopolitik gehört die Unterrichtung über Weltwirtschaft und Weltpolitik. Geopolitik beruht auf erarbeitetem Auslandswissen.

Indem wir uns in diesem Sinne für die Verbreitung geopolitischer Kenntnis und Erkenntnis einsetzen, bemühen wir uns um die Verwirklichung des Anliegens, das ohne Zweifel das wichtigste sein sollte: des Friedens für uns und unsere Kinder.

Verlag und Herausgeber, zugleich für die im „Arbeitskreis für Geopolitik“ zusammengeschlossenen Mitarbeiter.

Die Bundesanstalt für Landeskunde

Die auf Seite 635 des Novemberheftes 1953 erwähnte Behörde heißt richtig:

Bundesanstalt für Landeskunde
und befindet sich in Remagen am Rhein,
Bergstraße 38.

Rudolf Nadolny

Der Kaiserliche Deutsche Auswärtige Dienst kannte, so sehr er immer kritisiert worden ist, eine ganze Reihe von — man würde heute sagen — profilierten Gestalten. Der durch Unterteilung beschränkte Dienst verhinderte keineswegs den Aufstieg aus der Dolmetscher- und konsularischen in die eigentliche diplomatische Laufbahn.

Zu den schon früh aus dem konsularischen in den diplomatischen Dienst und mit größtem Erfolg übernommenen Persönlichkeiten gehörte neben dem kürzlich verstorbenen Botschafter Dieckhoff gerade auch Rudolf Nadolny. Der Sohn der ostpreußischen Erde, der sich dieser immer verbunden gefühlt hat, war der Typ eines, sagen wir ganz allgemein, auswärtigen Vertreters, wie wir ihn für seine und unsere Zeit nur wünschen konnten. Fachlich durch eingehendes Sprach- und Sachstudium gut vorbereitet, war er, was er sich

auch sein ganzes amtliches Leben hindurch zum Ziel gesetzt hat, der geborene Vermittler zwischen Osten und Westen. Er legte dafür die Grundlagen in seiner konsularischen Tätigkeit in Rußland, vertrat diese Interessen am Hof des Mbret, setzte sie voller Phantasie und Energie im Nahen Orient während des Krieges fort und nahm sie nach kurzer Unterbrechung bei der organisatorischen Begründung der Präsidialkanzlei in Stockholm – stets mit dem Fernblick auf Rußland – wieder auf.

Die Türkei war für ihn eigentlich nur ein Zwischenspiel für dieses letzte Ziel. Dort konnte er seine ganzen organisatorischen und politischen Gaben zugunsten seiner Aufgabe und seiner Behörde entwickeln, bis dann endlich seine Zeit gekommen schien. Der Herstellung eines von ihm auch literarisch verfochtenen Verhältnisses zu den slawischen Nachbarn wollte er den letzten Abschnitt seiner Berufstätigkeit widmen. Aber schon bei der Auseinandersetzung über die Frage des österreichischen Anschlusses, die er aus vollster Überzeugung betrieb, kam es zu einem Zusammenstoß mit Hitler, der damals fast genau ein Jahr vor seinem Einrücken in Österreich Nadolnys Vorschläge mit den Worten ablehnte: „Lernen Sie mich meine Österreicher kennen.“

Nicht lange nach Übernahme des Postens Moskau kam es zu weiteren Unstimmigkeiten, die den Mann Nadolny veranlaßten, eher den so lange erstrebten Posten als seine Überzeugung zu opfern. Dieser Überzeugung hat er dann in einer beispielhaft getragenen Zurückgezogen-

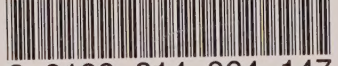
heit weiter gedient. Wer ihn im Zweiten Weltkrieg Jahre hindurch unter den schwierigsten Verhältnissen das Gut Briesen bewirtschaften sah, staunte über die Vielseitigkeit des Mannes, der doch sein Leben lang Beamter gewesen war und nun als praktischer Landwirt und eigener Buchhalter den schwierigen Betrieb in allen Einzelheiten leitete.

Noch einmal machte er nach dem Einrücken der Russen den Versuch, sie durch seine Vermittlung zu einer vernünftigen Haltung zu führen; als es mißlang, zog er sich in die Westzonen zurück und hat dort bis zu seinem unerwartet frühen Tod – denn die Langlebigkeit der Nadolnys gab ihm noch viele Jahre segensreichen Wirkens – für den Frieden zwischen West und Ost und zu dem Zweck für die Wiedervereinigung Deutschlands gearbeitet.

Wenn man von den Großen des Auswärtigen Dienstes spricht, so muß seiner universellen Bildung, seiner bei aller politischen Vorstellungskraft und Initiative besonderen Verwaltungsbegabung, aber auch seiner hohen menschlichen Eigenschaften wegen, hinter denen ja alle anderen in ihrer Bedeutung zurücktreten müssen, Rudolf Nadolny genannt werden. Mit seiner Familie, vor allem der in ihrer Weise besten und modernsten Idealen seines Berufs entsprechenden Gefährtin, mit allen, denen der deutsche Osten als wesentlicher Teil unseres Landes und als Ziel einer Versöhnungspolitik am Herzen liegt, trauern wir um Einen, der für beide so vorbildlich gekämpft hat.

Werner Otto von Hentig

35
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO



3 8198 314 964 147

